Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier1918unse

Globus.

XIX. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Neunzehnter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1871.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Europa und der hohe Norden.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und die Südsee.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und die Südsee.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Die Aymara-Indianer in Bolivia und Peru.

Die Aymaras sind ohne Frage eines der interessantesten Indianervölker Südamerikas. Sie haben ihre Sprache bewahrt, sowohl als sie von den peruanischen Inkas bezwungen worden waren, wie auch als Unterthanen der Spanier, bis auf die Gegenwart. In ihrem ganz eigenthümlichen Charakter liegt etwas ungemein Zähes, und derselbe ist sich gleich geblieben bis auf diesen Tag. Von den alten Anschauungen, Vorstellungen und Sitten ist Vieles ganz unverändert geblieben, Anderes nur schwach und theilweise umgestaltet worden. Gegenüber den Weißen wie den Mischlingen bilden die Aymaras einen scharfen Gegensatz, und sie sind beiden schon mehr als einmal in hohem Grade gefährlich geworden. Allerdings spielen sie gegenwärtig nur erst eine passive Rolle im Staatsleben, aber nichts desto weniger bilden sie einen wichtigen Factor, mit welchem man zu rechnen hat.

Die Aymaras bewohnen den nordwestlichen Theil von Bolivia und das südliche Peru; ihr Land erstreckt sich vom 15. bis 20. Grad südlicher Breite von Norden nach Süden; von Westen gen Osten vom 67. bis 72. Grad westlicher Länge von Greenwich. Dieses ganze Gebiet ist Hochland; die Tafelebene hat eine Minimalhöhe von 10,000 Fuß über dem Meere; von derselben steigen Riesenberge bis zu 20,000 Fuß Meereshöhe empor, z. B. der Sajama, Tacora, Illampu (das ist der Sorata), der Illimani und manche andere. In einer Höhe zwischen 16,000 und 17,000 Fuß beginnt der ewige Schnee. In der trockenen Jahreszeit, von April bis November, ist das Klima nicht gerade unangenehm, aber die Hitze nicht selten drückend, und trockene Winde, welche die Haut angreifen, werden lästig; Reisende schützen ihr Gesicht gegen dieselben durch Masken.

Am nördlichen Ende des Aymaragebietes liegt der berühmte Titicaca-See (— titi, Zinn; caca, Stein —), 12,850 englische Fuß über dem Meere. Sein gesammtes Küstenland ist, so viel wir abnehmen können, seit den ältesten Zeiten eine Heimath der Aymaras gewesen. Man hat sie deshalb wohl auch als „Titicaca-Race" bezeichnet. Bei älteren spanischen Schriftstellern werden sie nicht selten Colla-Indianer genannt, weil sie Bewohner der Colla suyo waren, d. h. der südlichen Abtheilung des Inkareiches. Dieses war nach den vier Himmelsgegenden abgetheilt in: Chincha suyo, Norden; Colla suyo, Süden; Anti suyo, Osten, und Cunti suyo, Westen.

Die Aymaras wurden von den Inkas bezwungen, zahlten Tribut, sind aber nicht, gleich vielen anderen Völkern, dem Reich einverleibt worden. Sie nahmen die Sprache der Quechuas, welche den anderen eroberten Nationen oder Stämmen aufgezwungen wurde, nicht an, hielten sich damals, wie noch jetzt, so viel als möglich isolirt, trugen ihr Joch nur widerwillig, doch wurden sie allemal geschlagen, wenn sie sich gegen die Peruaner erhoben; die Aufstände wurden im Blut erstickt und der Druck war empfindlich. Unter den Spaniern aber war das Schicksal der Aymaras in hohem Grade bedauernswürdig. Niemals sind Negersklaven so entsetzlich tyrannisch behandelt worden, wie diese Aymaras. Man trieb sie in Schaaren weg aus ihren Dörfern und von ihren Familien, entweder nach den Goldbergwerken oder in die Yungas, diese heißen Thäler im Osten der Andes, wo sie auf den Coca- oder in den Zuckerplantagen arbeiten mußten, und wo sie zu Hunderttausenden hinweggestorben sind. Eine unzählige Menge erlag auch der übermäßigen Arbeitslast und

der schlechten Behandlung in den Silbergruben von Potosi, Oruro, Chayanta &c.

Kein Wunder, daß ihre Zahl zusammenschmolz. Noch heute sieht man in ihrem Gebiete viele Spuren, welche beweisen, daß dasselbe einst eine sehr dichte Bevölkerung hatte. Davon überzeugte sich David Forbes, dem wir bei unseren Mittheilungen vorzugsweise folgen, aus eigener Anschauung *). Er habe, sagt er, auf jedem Schritte verlassene Dörfer gefunden; an den Bergabhängen, zum Theil bis hart an die Schneegrenze, sieht man Felder, die mit Erdwällen eingefriedigt sind, und Terrassen; das Alles liegt nun unbestellt und verödet da. Die Grausamkeit der Spanier wurde am Ende selbst für diese während einer Reihenfolge von Menschenaltern geknickten und niedergebeugten Indianer zu arg. Im Jahre 1780 brach ein Aufstand aus; die Aymaras, unter ihrem Anführer Cataris, machten gemeinschaftliche Sache mit den Quechuas, welche von Tupac Amaru befehligt wurden und das Reich der Inkas wieder herstellen wollten. Dabei handelte es sich auch um die völlige Ausrottung der Weißen, und mehr als 40,000 Spanier sind damals von den Indianern hingeopfert worden. Diese wurden erst bezwungen, als eine aus Buenos Ayres abgesandte Heeresmacht angekommen war. Damals begann der Verfall der Gold- und Silbergruben, und der Bergbau hat sich von diesem Schlage noch heute nicht erholt.

Ein bolivianischer Aymärá.

Nach Vertreibung der Spanier, gegen welche vorzugsweise nur Weiße oder Mischlinge im Felde standen, dauerten die inneren Fehden und Kämpfe fort; in Peru und Bolivia ist eine Revolution der andern gefolgt. Die überwiegende Mehrzahl der reinen Indianer betheiligte sich dabei nicht, diese blieben abseit als Zuschauer, welche über sich ergehen ließen, was eben kam. Ihre Zahl wuchs an und allmälig sind sie sich ihrer Macht bewußt geworden. Im Jahre 1854 waren ihrerseits alle Vorkehrungen zu einer allgemeinen Erhebung gegen die Weißen und die ihnen nicht minder verhaßten Mischlinge getroffen worden, und wenn damals der Ausbruch stattgefunden hätte, so wäre ein Erfolg sicher gewesen. Zum Glücke für die Bedroheten brach unter den Indianern eine „Peste", eine typhusartige Seuche, aus, welche die Weißen verschonte, während sie die braunen Leute zu Tausenden hinwegraffte. Im Jahre 1860 erhoben sich die Aymaras von Tinquina und ermordeten alle Weißen, deren sie habhaft werden konnten; doch war dieser Aufstand nur

*) On the Aymara Indians of Bolivia and Peru. Journal of the Ethnological Society of London. Vol. II. p. 193—305.

Eine Gruppe bolivianischer Aymará-Indianer.

örtlich und wurde von der bolivianischen Regierung rasch unterdrückt.

Man sieht, es handelt sich hier um einen Racenkampf. Ganz richtig sagt Forbes: „Die Aymaras hegen einen ingrimmigen, tief eingewurzelten Haß gegen ihre weißen Unterdrücker; sie trösten sich mit der Hoffnung, daß sie über kurz oder lang doch einmal wieder in den Besitz des Landes kommen würden, das ihren Vorfahren gehörte." Wir kommen gelegentlich auf diesen für ganz Amerika so wichtigen Gegenstand, den Racenhaß, zurück; hier soll nur bemerkt werden, daß die Lage dieser Indianer unter der Republik zwar nicht so trostlos erscheint, wie zur Zeit der Spanier, daß sie aber doch noch beklagenswerth genug ist. Die Verfassung erklärt sie für frei, in der Wirklichkeit sind sie jedoch nicht viel besser daran als Leibeigene; sie werden von den Behörden übervortheilt und von den Weißen schlecht behandelt. Wohl fühlen sie sich vorzugsweise nur in ihren Dörfern, wo sie mit Anderen nichts zu schaffen haben. Sie müssen eine

Indianer auf der Wanderung.

Jahresabgabe zahlen, welche für die Familie 4 bis 10 bolivianische Dollars beträgt. An der Spitze jeder Commune steht als Schulze, Alcalde, ein Indianer, der als Amtszeichen eine starke Gerte führt, die er mit Silberringen oder einem silbernen Knopfe schmückt. Die Gemeindeangelegenheiten werden von den Indianern selbständig geordnet; sie vertheilen die Ländereien unter sich je nach dem Bedarf der verschiedenen Familien, und auch Wittwen werden dabei berücksichtigt. Die weiße Bevölkerung zahlt gar keinen „Tributo"; in Peru ist derselbe für die Indianer aufgehoben worden. Welche Folgen das gehabt hat, darüber soll späterhin Herr von Tschudi seine Ansicht äußern. An Straßen, Brücken, Kirchen ꝛc. muß der Indianer arbeiten, ohne daß er dafür Bezahlung erhält.

Die Gesammtzahl der Aymaras wird etwa dreiviertel Millionen Köpfe betragen. Davon kamen 1856 in Bolivia auf die elf Provinzen, in welchen sie den Hauptstamm der Bevölkerung bilden (La Paz, Omasuyos, Ingavi, Sicasica,

Muñecas, Yungas, Larecaja, Inquisivi, Oruro, Paria und Carangas), 441,746 Aymaras, während die Zahl der Weißen und Mischlinge dort sich auf nur 77,480 stellte, also nur etwa 15 Procent der Volksmenge betrug; diese 15 Procent wohnten vorzugsweise in den Städten; das platte Land ist wesentlich und vorzugsweise indianisch. Für 1864 nahm man 497,367 Aymaras an. Für Perú wurden angenommen (in den Provinzen Cuzco, Arequipa, Moquegua und Puno) 379,884 Aymaras, so daß sich eine Gesammtziffer von 877,251 Köpfen herausstellen würde; doch scheint es, als ob diese um 100,000 zu hoch gegriffen sei und daß man Mischlinge mit eingerechnet habe.

Der Aymara hat einen kräftigen, massiven Körperbau; durchschnittliche Größe 5 Fuß 3 Zoll englisch, selten bis 5 Fuß 4 Zoll; Augen klein, Schultern breit, Rumpf lang, Beine kurz, Fuß klein, Brustkasten stark entwickelt. Forbes erinnert sich nicht, unter den unvermischten Indianern auch nur eine einzige stark beleibte, corpulente Person angetroffen zu haben. Das Gesichtsprofil ist gut, die Nase zumeist gebogen (aquilin), der Mund nicht übermäßig groß, die nicht sehr stark aufgeworfenen, vollen Lippen haben eine gelblich- oder braun-röthliche Farbe, die Zähne sind, wenn nicht durch Cocakauen angegriffen, hübsch und weiß, die Augen schwarz oder tiefbraun und ein ganz klein wenig seitwärts nach Innen gestellt. Das Haar tritt weit auf die Stirn herab und ist bei Frauen wie bei Männern außerordentlich voll und üppig, schwarz oder tief schwarzbraun und ganz straff, aber im Baue fein, niemals so grob wie jenes der Spanier oder Mischlinge. Forbes hat niemals einen alten Mann oder eine alte Frau mit grauem oder weißem Haare gesehen. Man behauptet, daß dasselbe nie ausfalle, weil die Indianer es mit Urin waschen; dieser widerwärtige Gebrauch herrscht in jenen Theilen Südamerikas auch bei den Frauen spanischer Abkunft, welche auf ihr glänzend schwarzes Haar so stolz sind.

Die Männer sind ganz bartlos; sie haben, von Augenbrauen und Wimpern abgesehen, nicht eine Spur von Haar im Gesichte; nur selten trifft man Leute, die ein paar vereinzelte Haare auf der Oberlippe aufzuweisen haben, aber niemals so viele, daß sie einem auch nur schwachen Schnauzbart ähnlich sähen. Unter den Armen oder überhaupt sonst am ganzen Körper sind sie haarlos. — Die Haut ist bei denen, welche nicht allzu sehr den Unbilden der Witterung ausgesetzt sind, glatt, weich, sanft, wie polirt, nie kleberig; sie fühlt sich kühl an; sie riecht bei gesunden Personen nicht stärker als beim Europäer, der Indianer jedoch, dessen Geruchssinn scharf entwickelt ist, hat besondere Bezeichnungen für den natürlichen Geruch der Haut des weißen, schwarzen und braunen Menschen. Die Farbe des neugeborenen Aymara ist röthlich und nicht viel dunkeler, wie bei einem weißen Kinde, sie wird jedoch sehr schnell dunkel und nimmt jene braune Nüance an, welche dem Aymara eigenthümlich ist. Diese wechselt je nach Oertlichkeit und Beschäftigung; im feuchten, kalten Hochlande ist sie hellkupferbraun, wie beim nordamerikanischen Indianer; im trockeneren Hochlande und den regenlosen Thälern der westlichen Cordillere ist die Farbe weniger röthlich und mehr schwärzlich-braun; in den heißen, feuchten Thälern östlich von den Andes, gegen Brasilien hin, verschwindet das Röthliche ganz und statt desselben tritt eine ins Gelbliche übergehende Nüance auf. Der Einfluß der Sonne auf die Haut ist, wie beim Europäer, nur momentan. Wenn spanische Schriftsteller behauptet haben, daß der Indianer nicht erröthen könne, so trifft das nicht zu, allerdings tritt die Röthe nicht so sichtbar hervor, wie beim Weißen; manche Aymarafrauen haben sogar andauernd eine röthliche Färbung auf den Wangen.

An der Körpergestaltung ist namentlich bemerkenswerth: einmal die schon erwähnte unverhältnißmäßige Länge des Rumpfes im Vergleich zu Beinen und Schenkeln, sodann der auffallend kleine Fuß (Forbes, S. 209 ff., giebt über Beides ausführliche Mittheilungen), an welchem der Hacken kaum bemerkbar hervortritt und der einen scharfen Gegensatz zu dem Fuße des Negers bildet, bei welchem bekanntlich der Absatz nach hinten weit vortritt.

Der Aymara ist recht eigentlich für sein Hochland geschaffen; er lebt in einer dünnen Luft und seine Lungen sind sehr stark entwickelt; sein Brustkasten ist mächtig und er leidet nicht an der Bergkrankheit (Puna, Soroche, Marea, Veta), welche den Europäer und selbst den weißen Südamerikaner oftmals so stark befällt, ihm das Athmen äußerst erschwert und Unwohlsein verursacht. Am behaglichsten fühlt er sich, wie schon gesagt, in einer Höhe von über 8000 Fuß bis zur Schneegrenze, also unter 17 Grad südlicher Breite, 16,500 Fuß Meereshöhe. Unterhalb einer Höhe von 8000 Fuß geht es ihm wie dem Llama und dem Alpaca; das Klima sagt ihm dort nicht mehr zu; in den trockenen Gegenden am Stillen Weltmeer und in den heißfeuchten Yungas wird er kränklich, dauert nicht aus und stirbt bald hinweg. Allerdings gehen jetzt manche Aymaras auch freiwillig in die Thäler, in welchen Fieberrinde gewonnen wird, und wir haben neulich in unseren Berichten über Marcoy's Wanderungen mitgetheilt, daß die Cascarilleros jener Expedition Aymaras waren. Wir schilderten die Beschwerden eines solchen Zuges und unsere Illustration deutet an, in welcher Weise man auf den jähen Pfaden hinabklettert, um an Bergströme zu gelangen, auf deren anderm Ufer man an nicht minder abschüssigen Pfaden emporklimmen muß.

Der Gesichtsausdruck des Aymara ist melancholisch, drückt aber dabei große Entschlossenheit aus. Wer ihn längere Zeit aufmerksam beobachtet, glaubt aus dieser Physiognomie abnehmen zu können, daß im Innern des Mannes ein Kampf sei, um starke geistige Bewegungen niederzuhalten; er sieht wie stumpfsinnig aus, was er aber gar nicht ist; manchmal stellt er sich absichtlich dumm. Er ist immer ernsthaft, lacht nie, lächelt auch nicht und unterscheidet sich auch dadurch vom Quechua; er bleibt immer schweigsam, nachdenklich, ist nicht mittheilsam, wohl aber mißtrauisch und voll Argwohn, und steifnackig in hohem Grade; weder Marter noch Tod können ihm ein Geheimniß abpressen, das er bewahren will.

Was die Tracht anbelangt, so ist der Poncho ohne Zweifel ein uraltes Kleidungsstück, das weit über die Zeit der spanischen Eroberung hinausreicht; er kommt in Südamerika von Neugranada im Norden bis zu den Araukanern im Süden vor. Im Hochlande trägt der Aymara einen Filzhut mit breitem Rande, und unter demselben häufig eine gestrickte wollene Kappe, manchmal auch mehr als eine. Der Fuß wird allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, der Kopf dagegen sorgfältig verwahrt. Jene Kappe bedeckt manchmal das ganze Gesicht und hat Oeffnungen nur für Auge, Nase und Mund. Auf den Leib zieht er ein grobes Hemd aus ungebleichter Llama- oder Schafwolle, über die Beine zieht er Hosen von demselben Stoffe; sie reichen bis ans Knie, und das Unterbein ist bloß bis zum Fuße, der von einer Ojota oder Usuta, Sandale, geschützt wird; diese wird aus der Nackenhaut der Llama verfertigt. Strümpfe kommen nur bei Wohlhabenderen vor und reichen dann nur bis an den Knöchel. Die Frauen gehen im Hause barhaupt und lassen das in zwei Zöpfe geflochtene Haar lang herabhängen; sie tragen ein Hemde von Wolle oder Baumwolle, vom Gürtel abwärts darüber einen wollenen Rock, und über die Schultern werfen sie ein dickes Stück Zeug von heller Farbe: orangegelb, blau, roth, grün, gelb; dasselbe wird vor der

Stirn mit der Pichi befestigt, einem silbernen Schmucke, der die Gestalt eines Löffels hat. Dergleichen Pichis trägt die Frau auch auf jeder Seite der Brust, und diese Löffel sind oftmals mächtig groß; der zugespitzte Stiel dient als Nadel oder Spange, der Löffel zum Essen. Dieser zweckmäßige Schmuck kommt auch bei anderen Indianern des westlichen Südamerika vor. Bei Festlichkeiten oder beim Ausgehen trägt die Frau, welche fast immer barfuß geht und nicht einmal Sandalen anlegt, eine Montera, d. h. einen eigenthümlich geformten Hut aus schwarzem oder dunkelblauem Stoffe, der mit rothem Zeug eingefaßt ist. Leider reinigen weder Männer noch Frauen ihre Kleider, welche auch Nachts nicht abgelegt werden; man zieht auch wohl neue Hosen über die alten, welche zerlumpt sind. Ein Bett ist unbekannt; der Aymara schläft auf einer Erdbank und hüllt sich in einige Häute und einen recht dicken Poncho von Lamawolle, in einen Ecanieri.

* * *

Das, was man im spanischen Amerika als „Christenthum" bezeichnet, ist bei den Indianern nicht einmal bis unter die Haut gedrungen. Bei den Aymaras ist die Religion ein confuses Durcheinander von altem Heidenglauben und katholischen Ceremonien. Die Kinder müssen, den spanischen Geboten zufolge, getauft werden und den Namen irgend eines Kalenderheiligen bekommen; deshalb bezeichnet man diese Indianer als christliche Indianer, sie wissen aber blutwenig von dem, was überhaupt christlich ist.

Die Verehrung der Sonne, welche Lupi genannt wird (bei den Quechuas heißt sie Inti), war den alten Aymaras unbekannt; die Sonnentempel auf den Inseln des Titicaca-Sees rühren von den peruanischen Inkas her und durften von den Aymaras nicht besucht werden. Ihre Idole hatten vorzugsweise eine locale Bedeutung und repräsentirten so zu sagen ihre Schutzheiligen; sie brachten denselben Opfer dar, namentlich Cocablätter und Chicha, was auch heute noch in abgelegenen Gegenden geschieht. Sie glauben an einen bösen Geist, der als Aucca, Huantahualla oder Supay bezeichnet wird und der von Zeit zu Zeit versöhnt werden muß. Derselbe hat eine Anzahl von Engeln unter sich, und einer von diesen Teufelsengeln ist Caricari; diesen schickt Satan aus, um Menschen zu tödten und ihnen das Fett aus dem Leibe zu nehmen, — zu welchem Zwecke wissen wir nicht.

Die Seele dauert in einer andern Welt fort. In früheren Zeiten gab man den Todten Lebensmittel und Kleider mit ins Grab, und in manchen Gegenden wird dieser Brauch jetzt noch befolgt. Unter Umständen kann eine Seele auf die Erde zurückkehren, und dieser Wahnglaube ist Schuld an einem barbarischen Brauche. Es kommt vor, daß Indianer auf der Puna irgend einem Verwandten ein Seil um den Hals werfen und ihn erwürgen; dann kann er nicht wieder auf die Erde zurückkehren, wo er seine Angehörigen doch nur beunruhigen würde.

Das Zeichen des Kreuzes auf den alten Aymararuinen von Tiahuanaco ist allemal gleichseitig und rechtwinkelig und hat zu dem christlichen Symbole keinerlei Beziehung. Seit der spanischen Eroberung sind diese Indianer gezwungen worden, das christliche Kreuz auf ihren Hütten anzubringen; ein Gleiches geschieht auch auf den Gräbern. Der Aymara schwört bei jeder Gelegenheit bei Jesus, bei der Jungfrau Maria und beim Kreuze, legt aber auf solchen Schwur nicht den geringsten Werth und bricht ihn unbedenklich. Um einen Eid bindend zu machen, legt der Dorfschulze (Alcalde) seinen Amtsstab auf die Erde, und der Indianer muß über denselben hinwegschreiten, bevor er seine Aussagen macht. Ein dergestalt geleisteter Eid wird selten gebrochen.

Auf der Puna von La Paz herrscht unter den braunen „Christen" der feste Glaube, daß man am Charfreitag ungestraft jedes Verbrechen begehen könne, den Mord allein ausgenommen. Forbes, der sich bei einem Aymara aus Omasuyos näher erkundigte, erhielt als Auskunft: an jenem Tage sei Gott ja todt, und wenn er nachher wieder lebendig werde, könne er ja nicht wissen, was vorgefallen sei!

Beim Ausbessern katholischer Kirchen haben weiße Arbeiter oftmals Götzenbilder gefunden, welche von den indianischen Werkleuten in die Wände oder unter dem Altar eingemauert worden waren; sie wollten das Gebäude unter den Schutz ihrer alten, heimischen Götter stellen und die ausländischen Heiligen unwirksam machen. Die kleinen Idole, welche man in den Gräbern findet, scheinen Haus- und Familiengötter, Laren und Penaten, gewesen zu sein.

Der Dorfpriester steht in großem Ansehen, hauptsächlich weil der Aymara Furcht vor ihm hat. Forbes wollte einst schwere Maschinenstücke über das Gebirge schaffen lassen; die Wege jedoch waren so steil und die Arbeit war dermaßen anstrengend, daß die Indianer Alles liegen ließen, wo es war. Der Schotte wandte sich an den Priester, der auch half. Er hielt in der Kirche eine donnernde Predigt in der Aymarasprache, bedrohete seine Herde mit allen möglichen Strafen in dieser und in jener Welt, und schüchterte die Indianer dermaßen ein, daß sie flugs aus der Kirche fortrannten und Alles richtig an Ort und Stelle schafften.

Zur Zeit der Inkaherrschaft feierten diese Indianer manche religiöse Feste, welche sie dann auch unter den Spaniern und bis auf den heutigen Tag beibehalten haben; nur hat man von Seiten der Geistlichkeit denselben einen christlichen Anstrich gegeben, der aber nur als Firniß erscheint; das Wesen ist altheidnisch geblieben. Die Priester fanden bald heraus, daß die Aymaras sich diese Feste nicht nehmen lassen würden, und daß sich bei denselben Modificationen anbringen ließen; sie sorgten dafür, daß dieselben recht glänzend gefeiert würden, und der sonst ungemein karge Indianer läßt es bei solchen Gelegenheiten nicht an Geldausgaben fehlen, von denen ein nicht unbeträchtlicher Theil dem Priester zu Gute kommt.

Auf den Europäer macht ein Fest der Aymaras einen eigenthümlichen Eindruck. Forbes schildert denselben. Er war nach einem andauernden siebentägigen Ritte nach La Paz gekommen; diese Stadt ist die volkreichste in Bolivia, denn sie zählt etwa 70,000 Einwohner. Von diesen sind reichlich 40,000 unvermischte Indianer, die übrigen sind Mischlinge, Cholos; die Zahl der reinen Weißen ist ganz unbedeutend. Im äußern Ansehen gleicht sie einer altspanischen Stadt. Der Schotte kam Abends an und versank, ermüdet wie er war, bald in tiefen Schlaf. Aus diesem wurde er am frühen Morgen durch eine wahre Höllenmusik aufgestört. In den Straßen zogen Schaaren von Indianern umher; Männer und Weiber tanzten, was das Zeug halten wollte, nach dem Getöse und Geschrill von Trommeln, Pfeifen, Flöten und großen Trompeten; als Musik will er dieses monotone Geräusch nicht bezeichnen. Alle Leute waren in phantastischer Weise aufgeputzt; manche Männer trugen einen Kopfschmuck, in welchem bunt gefärbte Strauß- und Condorfedern einen Hauptbestandtheil bildeten, und deren manche, das Gesicht verhüllend, auf Schultern und Brust herabfielen. Andere hatten Masken, welche Thierköpfe darstellten, oder waren in Ochsenhäute derart gehüllt, daß die Hörner an der Stirn hervorragten; noch andere trugen Panzer von Tigerfellen. Die Frauen und Mädchen waren festtäglich so zu sagen angeschirrt und mit einer Menge dicker

Blumensträuße, Apfelsinen, Citronen, Pfefferschoten und — Zuckerkuchen behängt.

Die einzelnen Züge halten vor den verschiedenen Kirchen an und tanzen. Jene, welche aus den umliegenden Dörfern gekommen sind, gehen früher oder später dorthin zurück und setzen dort ihre Orgien fort. Denn die Festlichkeit dauert mehrere Tage und Nächte ununterbrochen an und Jeder tanzt, so viel und so lange er kann, das heißt bis er, toll und voll betrunken, sinnlos zu Boden fällt. Es ist geradezu unbegreiflich, daß Männer und Frauen ungezählte Stunden hinter einander ohne irgend eine Unterbrechung tanzen und wie Besessene umherspringen können, ohne matt zu werden. Dabei ist ein Umstand kennzeichnend für die Race. Die Aymaras sind offenbar fröhlich und belustigen sich in ihrer Weise, aber dabei kommt auch nicht eine Spur von Lächeln auf ihr Antlitz; man bemerkt auch nicht einen Zug, welcher auf innere Heiterkeit gedeutet werden könnte; sie Alle behalten von Anfang bis zu Ende durchaus den ernsten, tief melancholischen Gesichtsausdruck, welcher bei ihnen stereotyp ist. Der Aymara belustigt sich, ohne heiter zu sein; er tanzt, ohne daß er darum belebter würde; er ist in der That ein Paradoxon.

Der Schutzpatron des Dorfes ist an die Stelle des frühern Ortsgötzen getreten und hat, wie sich von selber versteht, sein Jahresfest, an welchem sich Jedermann berauscht. In La Paz feiert man in den ersten Tagen des Maimonates das Fest des heiligen Kreuzes, welches in der übrigen katholischen Welt nicht bekannt ist; dasselbe trat an die Stelle des Aimorary, eines hohen Festes, welches die Indianer schon lange vor der spanischen Eroberung feierten. Johannisfeuer werden nicht bloß auf den Anhöhen, sondern auch in den Straßen von La Paz angebrannt. — Zur Fastnachtzeit geht es hoch her; am Frohnleichnamstage schlagen die Indianer auf den Marktplätzen und vor den Kirchen Altäre auf, deren manche drei bis vier Stockwerke hoch sind; es kommt nicht selten vor, daß sie, weil schlecht aus Holz zusammengezimmert, einstürzen und Menschen beschädigen.

Der Indianer trennt sich nur im äußersten Nothfalle vom Gelde; nur allein die Ausgaben für solche Festlichkeiten machen eine Ausnahme; für Schmuck und berauschende Getränke scheuet man keine Kosten. Es giebt Beispiele, daß reiche Aymaras mehrere hundert Dollars allein für Feuerwerk vergeudet haben; auch Strauß- und Condorfedern werden theuer bezahlt; eine Tigerhaut kostet neun Piaster.

An und für sich haben die Aymaras keinen Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen, bei den Heiligenfesten finden jedoch dergleichen statt. Wenn ein Mann und ein Weib gegenseitig ihren Kopfschmuck austauschen, so will das besagen, sie seien in Betreff einer Liebesangelegenheit einverstanden. Hin und wieder kommt es zu Schlägereien, die wohl auch blutig ablaufen, dann aber erfolgt die Dazwischenkunft des Pfarrers, welcher vermittelst einer derben Karbatsche aus Tapirhaut Frieden stiftet. Durch die Spanier sind Stiergefechte eingeführt worden, bei welchen es jedoch nicht in andalusischer Weise hergeht. Man läßt die Bullen auf der Plaza, dem großen Marktplatze, los, hetzt sie durch die Straßen und versetzt ihnen so viele Wunden, daß sie am Ende niederfallen. In Achecache und einigen anderen Ortschaften der bolivianischen Puna hetzt man auch Vicuñas, Füchse, wilde Kaninchen und Vizcachas; die kleineren dieser Thiere werden in Löcher gesperrt, die man leicht mit Steinen überdeckt; die Lustbarkeit besteht darin, daß der Bulle mit den Hörnern oder mit den Füßen dieselben bei Seite wirft und dann die befreiten Thiere davon laufen. **A.**

Erläuterungen zu einem chinesischen Mordfächer aus Tientsin.

Von **Karl Andree.**

I.

Schon seit längerer Zeit herrscht in einem großen Theile Chinas unter dem Volk eine große Aufregung; Bitterkeit und Haß gegen die Ausländer haben sich immer mehr gesteigert; die Symptome treten in bedenklicher Weise überall im großen Blumenreiche der Mitte hervor, von den Grenzen der Mandschurei im Norden bis Canton im Süden, von Schanghai im Osten bis zu den Hochgebirgen, welche sich als Scheidewand zwischen China und Tibet erheben.

Bekanntlich ist in China jeder Europäer als „westlicher Barbar" ein Gast, den man nur ungern im Lande sieht. Das erklärt sich leicht. Es waren die Ausländer, welche Häfen des Kaiserreichs in Brand schossen, um demselben das Opium aufzuzwingen, jenes verderbliche Reizmittel, von welchem die Engländer durchschnittlich in jedem Jahre für 65,000,000 Thaler einführen. Die europäische Kriegskunst war jener der Chinesen überlegen und diese fühlten sich durch ihre Niederlagen gedemüthigt. Gleichviel, ob wir sie, von unserm abendländischen Standpunkte aus, als ein stolzes oder dünkelhaftes Volk bezeichnen, — ihr Selbstgefühl ward auch gekränkt durch die Handelsverträge, welche man ihnen auferlegte und die zu unaufhörlichen Weiterungen Veranlassung bis auf den heutigen Tag geben. Sie sind ingrimmig darüber, daß Franzosen und Engländer den Sommerpalast des Kaisers bei Peking in wirklich barbarischer Weise erst rein ausplünderten und dann einäscherten.

Der Hochmuth, mit welchem man ihnen häufig begegnet, und die Art und Weise, in welcher man die fremde Civilisation, als eine höhere und vorzugsweise berechtigte, auch in China geltend machen will, muß nothwendig kränkend sein für eine Nation, die ihre Angehörigen nach einigen Hundert Millionen zählt. Ihre Civilisation hat eine ununterbrochene Continuität von Jahrtausenden, ist aus der ethnischen Anlage des ostasiatischen Volkes urwüchsig hervorgegangen und entspricht seinen innersten Anschauungen und Bedürfnissen. Ein Gleiches gilt auch sowohl von den religiösen Ansichten und Ueberzeugungen, wie von den gesellschaftlichen Einrichtungen. Und Alles in Allem genommen, kann man es den Chinesen nicht verargen, daß sie zäh an dem halten, was sie aus ihrem Geist und Naturell für sich aus sich selber herausgearbeitet haben. Ihre Auffassungen sind eigenartig und haben ihre Berechtigung: was die Fremden ihnen aufzwingen wollen, stört und verdrießt sie. Wie sie die Dinge sich zurecht legen, das geht aus der Denkschrift eines hohen Mandarinen hervor, welche wir in der nächsten Nummer mitthei-

Der Mordfächer aus Tientsin.

len. Wir Europäer sind im Allgemeinen daran gewöhnt, die Dinge vorzugsweise von unserm sogenannten christlich-europäischen Standpunkte aus zu beurtheilen, der doch offenbar ein einseitiger und schon deshalb sehr häufig ein falscher ist. Wir vergessen das Audiatur et altera pars nur allzu oft, und erfahren insgemein nur, was die Diplomaten, Kaufleute und Missionäre sagen.

Mit den Kaufleuten haben die Chinesen seit langer Zeit keine Irrungen gehabt; sie lassen sich dieselben gefallen; Handel und Wandel befördern eine friedliche Annäherung. Desto mehr Aergerniß haben die Missionäre gegeben, und alle Conflicte, welche zwischen den Eingeborenen des Mittelreiches und den Fremden während der letzten Jahre stattfanden, lassen sich auf das, mild gesagt, wenig verständige Benehmen der Missionäre, gleichviel ob der katholischen oder der protestantischen, zurückführen.

Da kommt, um ein Beispiel anzuführen, vor zwei Jahren ein Mann aus England in eine Stadt am Yang tse kiang und miethet einem Chinesen ein Haus ab. Nachdem er behauptet hat, daß er die alleinige Wahrheit verkündige, predigt er auf Straßen und Plätzen, daß die chinesischen Gelehrten allesammt Irrlehrer seien; die Religion, welche sie lehren, sei verdammungswürdiges Teufelswerk; jeder, der vor den Gedenktafeln der Vorfahren Opfer bringe und Räucherstäbchen verbrenne, sei ein „Kind Belial's". Die geduldigen Chinesen hören diesen Mann eine Zeitlang ruhig an; als er dann sein Wesen mit gesteigerter Heftigkeit treibt und alle Gefühle, welche den Leuten heilig sind, durch fortgesetzte Schmähungen verwundet, ersuchen ihn die Behörden höflich, seine Angriffe einzustellen, denn im Volke herrsche wegen derselben große Aufregung. Der Mann Gottes in Yang tschen wird aber dann erst recht obstinat, er stellt sein Treiben nicht ein und nun verlieren die Chinesen ihre Geduld. Sein Hauswirth kündigt ihm die Wohnung und die Menge jagt den unwillkommenen Fremdling fort. Dieser aber wendet sich als Schwergekränkter an den Consul in Schanghai, dieser läßt ein britisches Kanonenboot stroman fahren, drohet die Stadt in Brand schießen zu lassen, die Gesandtschaft dringt auf Genugthuung bei der Regierung in Peking und treibt die Sache so weit, daß der Obermandarin der Stadt seines Amtes entsetzt wird und daß der Missionär eine Geldentschädigung erhält. Am schmerzlichsten war für die Chinesen, daß eine eherne Tafel auf dem Marktplatze eingemauert wurde, welche dem Missionär Genugthuung gab. Wir haben seiner Zeit diese Angelegenheit ausführlich im „Globus" erörtert und erinnern hier an dieselbe, um anzudeuten, wie rücksichtslos man gegen die Chinesen verfährt. Die Sache war übrigens der Londoner Regierung unangenehm; sie veröffentlichte einen Erlaß, dem zufolge künftig kein Missionär und kein Consul das Recht haben soll, Kriegsschiffe zu verwenden; beide müssen ihre Anliegen bei der Gesandtschaft in Peking anbringen. Die fromme Presse in London wollte daraus abnehmen, daß man „die Verkündiger der Wahrheit den blinden Heiden preisgebe!" Sehr begreiflich, denn den Missionären war anempfohlen worden, künftig mit weniger Rücksichtslosigkeit aufzutreten.

In Folge der Verträge, welche man der chinesischen Regierung aufgedrungen hat, genießen die Missionäre eine große Freiheit. Sie können Kirchen bauen, Schulen anlegen, Klöster errichten, auf offener Straße predigen und Proselyten machen, ohne daß die kaiserlichen Behörden ihnen dabei ein Hinderniß in den Weg legen dürfen. Der großen Menge des Volkes sind sie verhaßt, und ihre gefährlichsten Feinde haben sie an den „Gelehrten", jener wissenschaftlich gebildeten, sehr zahlreichen Classe, welche ein Anrecht auf die Beamtenstellen hat. Gerade diese sind unklugerweise zu Zielscheiben der Missionärpolemik auserkoren worden, und daß diese „Söhne Belial's" sich der aufdringlichen Apostel einer fremden Lehre zu entledigen suchen und dieselben nicht schonen, ist begreiflich genug. Das Volk theilt, wie bemerkt, ihren Widerwillen, und es bedurfte nur eines Winkes von Seiten der Gelehrten, um Auftritte hervorzurufen, wie jene zu Tientsin am 21. Juni 1870.

Diese Vorgänge sind durchaus charakteristisch für die Dinge in China, und deshalb gehen wir näher auf dieselben ein.

In der Nordprovinz Pe tschi li liegt am Strome Peï ho, etwa sechs deutsche Meilen oberhalb der Mündung desselben, die wichtige Stadt Tientsin. Sie ist Hafenplatz für die Reichshauptstadt Peking und hat eine vortreffliche Handelslage, weil die Erzeugnisse der beiden inneren Nordprovinzen Schan si und Schen si dorthin auf den Markt gebracht werden. Aus der sibirischen Stadt Kiachta an der Grenze der Mongolei kommen Karawanen nach diesem Tientsin, wo sich auch russische Kaufleute angesiedelt haben; diese treiben directen Landhandel nach Irkutsk. Die Franzosen, welche wegen ihres hochfahrenden Wesens in China längst sehr unbeliebt sind, hatten dort ein Consulat, eine katholische Kirche und ein Kloster der barmherzigen Schwestern; die Engländer und Nordamerikaner haben auch Missionen dort.

Am 21. Juni machte sich die Erbitterung gegen die fremden Eindringlinge in Tientsin Luft und das Volk verübte blutige Barbareien. Die von zwei Mandarinen aufgestachelte Menge ermordete sechszehn Franzosen, darunter den wegen seines anmaßenden Benehmens höchst unbeliebten Consul, neun barmherzige Schwestern und, aus Mißverständniß, auch drei Russen, welche man für Franzosen hielt. Sodann wurden das Consulatsgebäude und die katholische Kirche in Brand gesteckt, auch das Kloster der barmherzigen Schwestern wurde ein Raub der Flammen; die protestantischen Capellen ließ man stehen, plünderte sie aber aus.

Dann wandte sich die Volkswuth gegen die Unglücklichen, welche sich von den Katholiken hatten bekehren lassen. Mehr als vierzig solcher Convertiten wurden erbarmungslos niedergemetzelt. So grimmig wie in Tientsin hat jene Wuth sich nie zuvor geäußert; bisher hatten die Chinesen sich damit begnügt, Missionäre, welche ihre Religion und ihre Gefühle verletzt hatten, auszutreiben, aber das Leben derselben ließen sie unangetastet. Eben deshalb erregte die Nachricht von dem Blutbad in Tientsin überall unter den Europäern große Besorgniß, denn in den für den Verkehr eröffneten Handelsplätzen und an vielen anderen Punkten haben sich Missionäre festgesetzt und eine, wenn auch überall nur geringe, Anzahl Chinesen bekehrt.

Die Aufregung war weit und breit stark genug; sie steigerte sich noch, als ein bildlicher Aufruf durch das Land ging, welcher eine für die Chinesen sehr verständliche Aufforderung enthielt, das Tientsiner Blutbad auch anderwärts zu wiederholen. Der Fächer spielt bekanntlich im Leben der Chinesen eine wichtige Rolle; Jedermann trägt einen solchen, er kommt in Aller Hände, und wer nun einen jener Mordfächer öffnete, welche in alle Provinzen verschickt worden sind, kannte die Bedeutung.

Wir geben die Abbildung eines solchen Mordfächers, den wir wohl im eigentlichen Sinne des Wortes als einen Brandbrief bezeichnen können; er ist ein echt chinesisches Product. Nach Europa ist das Original durch den englischen Commandeur A. E. May gekommen. Gleich nach dem Blutbade vom 21. Juni wurden solche Fächer in ungeheurer Menge angefertigt und in alle Provinzen versandt. Die Consulate in Tientsin machten dem dortigen Gouverneur Tschenghau (über welchen wir weiterhin mehr zu sagen haben)

Vorstellungen wegen der Verbreitung eines so gefährlichen Bildes, und derselbe veröffentlichte auch ein Verbot, doch waren inzwischen ungezählte Tausende solcher Fächer in die Welt gegangen. Das Bild stellt die Einäscherung der katholischen Kirche und des Consulates, sodann die Ermordung der Ausländer dar. An der linken Seite fordert ein Mandarin das Volk zu blutiger Rache auf; daneben wird die Ermordung des französischen Consuls anschaulich gemacht.

Die Asiaten haben ihre eigenthümliche Art, einander auf wichtige Begebenheiten vorzubereiten. Dieser Fächer erinnert unwillkürlich an die Tschepattis, jene „heiligen Kuchen“, welche vor dem Ausbruche der großen Sipahi-Meuterei in Indien auf geheimnißvolle Weise unter dem Volke vertheilt wurden.

Was aber, so wird man fragen, war die besondere Veranlassung, durch welche das Blutbad in Tientsin hervorgerufen wurde? Erwägen wir den Inhalt der verschiedenen uns vorliegenden Berichte, so scheint es, als ob Folgendes das Richtige sei.

Die „Gelehrten“ sind, wie schon gesagt, die erbitterten Feinde der Fremden und insbesondere, aus den weiter oben angeführten Gründen, der Missionäre. Sie beobachteten das Thun und Treiben derselben genau, und in Tientsin verbreiteten sie die Kunde, daß aus dem Hospital, welches die barmherzigen Schwestern dort unter ihrer Aufsicht haben, seit längerer Zeit Tag für Tag nicht weniger als zwanzig Leichen fortgeschafft worden seien. Thatsache ist, daß die barmherzigen Schwestern viele Chinesenkinder, auch solche, die krank waren und bald dem Tode verfallen mußten, aufgekauft haben, um sie zu taufen und dadurch, wie sie wähnten, die Seelen dieser bis dahin heidnischen Geschöpfe vor ewiger Verdammniß zu bewahren. Unter den Kindern im Spital war eine ansteckende Krankheit ausgebrochen und in Folge derselben die Sterblichkeit sehr groß.

Die Nonnen meinten es in ihrer Weise gewiß recht gut, es war aber im hohen Grade unklug, daß sie überhaupt Kinder in Menge ankauften und auch dann noch damit nicht einhielten, als schon das Volk unruhig war. Gerüchte, die sicherlich von den Gelehrten erfunden und verbreitet wurden, wollten von grauenhaften Bosheiten wissen. Die Nonnen, so hieß es, lassen auch Kinder stehlen und reißen ihnen Herzen und Augen aus, um dieselben zu essen oder daraus Zaubertränke zu bereiten. Auch in Peking sei es bei den Ausländern allgemeiner Brauch, Kinder lebendig in den Kochkessel zu werfen, das Fleisch von den Knochen abzukratzen, dasselbe mit Mehl zu mischen und dann zu verzehren. Es wurde eine Frau namhaft gemacht, welche man als Köchin habe verwenden wollen, als sie aber den Greuel sah, lief sie fort und erzählte, was sie gesehen habe.

Dergleichen haarsträubende Gerüchte waren in Tientsin seit Wochen im Umlauf und täglich las man an den Mauern Anschläge aufreizenden Inhalts. Einzelne Ausländer, welche sich in die innere Stadt wagten, wurden vom Pöbel verhöhnt, und Alles deutete darauf hin, daß die Stimmung eine höchst bedenkliche geworden war. Ganz offen wurden Drohungen gegen die übermüthigen Franzosen und gegen Tien tschu kiau, d. h. gegen die römische Religion, ausgestoßen, aber die anderen Fremden wurden gleichfalls geschmäht. Die Mandarinen thaten nichts, um die leichtgläubige Menge aufzuklären; einer derselben erließ zwar eine Proclamation, die aber auf Schrauben gestellt war und die Gerüchte nicht als falsch und erfunden bezeichnete, wohl aber das Verfahren der barmherzigen Schwestern als ein „verabscheuenswerthes“ hinstellte.

Am Morgen des 21. Juni erzählte eine chinesische Dienerin der Frau eines protestantischen Missionärs, daß Nachmittags um 2 Uhr Kirche, Consulat und Kloster in Brand gesteckt werden sollten. Das geschah auf den Punkt; in den Straßen wurden Gongs (Metallbecken) geschlagen und die Menge setzte sich in Bewegung. Sie begegneten dem Consul, der eben beim Obermandarin Tscheng heu zum Besuch gewesen war, um Schutz zu verlangen, und hieben oder stachen ihn nieder. Unter der Menge befanden sich auch manche Soldaten, die mit ausländischen Schießgewehren bewaffnet waren. Diese drangen in das Consulat, wohin die barmherzigen Schwestern sich geflüchtet hatten, ermordeten so viele sie deren habhaft werden konnten, verstümmelten die Leiber in abscheulicher Weise und warfen sie in die Flammen. Drei Russen, welche in einem neben dem Consulate liegenden Gebäude wohnten, suchten zu entkommen; auch sie wurden ermordet und in den Fluß geworfen. Dann kam die Reihe an die chinesischen Convertiten; gleichzeitig wurden die protestantischen Capellen in Angriff genommen und einige protestantische Convertiten nach dem Yamen, d. h. dem Regierungspalaste, geschleppt. Als man dort ermittelte, daß sie nicht zur Tien tschu kiau gehörten, sondern zum Yesu kiau, d. h. zur protestantischen Religion, ließ man sie laufen.

Man begreift, daß die Kunde von diesen abscheulichen Vorgängen und in Anbetracht der äußerst gereizten Stimmung unter den Ausländern Schrecken verbreitete, und um so mehr, da man zu wissen glaubte, daß die Mandarinen ihre Hand im Spiele gehabt hätten. Gewiß ist, daß sie nichts gethan haben, um das Volk aufzuklären und die Mordscenen zu verhindern. Darüber herrscht indessen kein Zweifel, daß das ganze Auftreten und Gebahren der barmherzigen Schwestern, mild ausgedrückt, im höchsten Grade unbesonnen war. Es ist Thatsache, daß aus ihrem Hospitale viele Särge mit Kinderleichen fortgeschafft worden sind; daß sie sich geweigert haben, den Mandarinen, welche den Zustand ihrer Schule und der in derselben befindlichen Kinder untersuchen wollten, um dem Volke darüber Rechenschaft zu geben, den Einlaß zu gewähren und sie an der Thür zurückwiesen. Ein notorischer Kinderdieb, Wang Sang, welcher Kinderhandel mit den Nonnen trieb, fand Schutz beim Consul, der barsch erklärte, daß er ein Verhör dieses Mannes von Seiten der Behörde nicht gestatten werde.

Dergleichen muß böses Blut machen. Es kam aber noch Folgendes hinzu. Die Nonnen kauften eine Menge Kinder, von denen sie wußten, daß sie ihren Eltern gestohlen waren. Nun ist in China die Pietät in der Familie hauptsächlich das Band, welches vorzugsweise den Staat zusammenhält, es ist ein conservatives Element im besten Sinne des Wortes. Einer der größten Moralphilosophen, welche die Welt gesehen, Confucius, hat sechshundert Jahre vor Christus hauptsächlich den Satz eingeschärft: „Ehre Vater und Mutter.“ Der Kaiser gilt für den Vater des Volkes, welches demgemäß als eine einzige große Familie betrachtet wird. Aus jenem Grundsatze ergiebt sich von selbst ein Cultus der Vorfahren, und dieser wird angetastet und verletzt, sobald man das Kind der Familie entzieht. Jedenfalls hätten die Nonnen sich darüber vergewissern sollen, ob die ihnen zum Verkauf angestellten Kinder mit Vorwissen ihrer Eltern verhandelt wurden; das aber, so wird behauptet, haben sie niemals gethan; sie wollten so viele „Heidenkinder“ taufen, wie sie nur bekommen konnten.

China hat seit alten Zeiten Findelhäuser. Das in Schanghai heißt „die Halle zur Ernährung von Kindern“ und ist vortrefflich eingerichtet. Ein Ehepaar, welches aus dieser Anstalt ein Kind zu haben und aufzuziehen wünscht, erhält ein solches, nachdem es derselben Bürgschaft für gute Behandlung gegeben hat. Die Auffeher kommen alle Monat zweimal in die Anstalt, verrichten eine Andacht und beauf-

sichtigen das Ganze; sie sehen nach dem Rechten. Die Nonnen dagegen wollten sich keinerlei Untersuchung oder Aufsicht gefallen lassen. In Schanghai wird kein Kind, das noch Vater oder Mutter hat, in die Anstalt aufgenommen, und mit Kinderdieben lassen die chinesischen Aufseher sich nicht ein.

Noch ein anderer Umstand hat dazu beigetragen, die Franzosen, die katholischen Missionäre und Nonnen verhaßt zu machen. Die französischen Missionäre wurden 1724 aus dem Reiche vertrieben und verloren selbstverständlich damit auch das, was sie an Grund und Boden besessen hatten. Nun hat sich durch den Vertrag von Nanking die kaiserliche Regierung gezwungen gesehen, unterm 20. Februar 1846 ein Decret zu erlassen, welches die Rückgabe desselben an die Katholiken verfügt. Dasselbe besagt: „Sämmtliche Häuser in allen Provinzen, welche zur Zeit des Kaisers Kang si gebaut wurden und sich bis auf den heutigen Tag noch erhalten haben, und welche nach einer von den Behörden angestellten Prüfung den Katholiken wirklich gehörten, sollen den Bekennern dieser Religion zurückgegeben werden, nur mit Ausnahme solcher Kirchen, welche seitdem in Tempel oder in Wohnungen für das Volk umgewandelt worden sind." Die Gesandten und Consuln Frankreichs haben dann diese Angelegenheit zu der ihrigen gemacht und die Erbauung neuer Kirchen und Capellen begünstigt. —

Das Blutbad in Tientsin und die böse Stimmung im Volke, durch welche, wie gesagt, alle Fremden sich bedroht sahen, waren Veranlassung, daß die verschiedenen Gesandtschaften in Peking gemeinschaftlich handelten, um der kaiserlichen Regierung nachdrückliche Vorstellungen zu machen, Schutz gegen Wiederholung solcher Auftritte zu fordern und die Bestrafung der Schuldigen zu verlangen. Die Regierung versprach Genugthuung, Bestrafung und Geldentschädigung, und der Kaiser tadelte in einem Erlasse den „Tumult"; er erwarte, daß die Tientsiner Mandarinen, insbesondere auch der Obermandarin Tscheng heu, vor Gericht gestellt werden sollen und daß Tseng kwo fan, Gouverneur der Provinz Petschili, die Untersuchung zu führen habe. „Wenn aber," so schärft er ein, „übelgesinnte Personen sich unter solchen verstecken, welche die ausländische Religion bekennen, und insgeheim Dinge treiben, welche gegen das Gesetz verstoßen, dann müssen sie aufgespürt und, nachdem sie überführt worden sind, auf das Strengste bestraft werden."

Wir gehen auf die langwierigen Verhandlungen zwischen den fremden Gesandten und dem kaiserlichen Hofe nicht weiter ein und bemerken nur, daß der letztere den eben genannten Mandarin Tscheng heu nach Frankreich geschickt hat, um dort das Bedauern der Regierung über die Vorgänge in Tientsin auszusprechen. Dieser Mann war von Seiten der Europäer beschuldigt, die Unruhen angestiftet zu haben, aber das kaiserliche Decret, welches die Bestrafung der Schuldigen anordnet, erwähnt seiner gar nicht. Dagegen wurden zwei andere Mandarinen nach der Mandschurei verbannt.

Durch und durch charakteristisch ist die Hinrichtung der Verbrecher, welche am 17. September 1870 in Tientsin stattfand. Sie war auf halb sechs Uhr in der Frühe anberaumt worden, weil man den Andrang des Volkes vermeiden wollte. Trotzdem fand sich eine zahllose Menschenmenge an. Die Delinquenten wurden von ihren Freunden und Verwandten aus dem Yamen bis zur Richtstätte geleitet und vom Volke unter Wehklagen als Schlachtopfer der fremden Barbaren hochgepriesen. Sie selber fluchten gegen die Mandarinen, von welchen sie verrathen und verkauft worden seien. Sie trugen nicht den Anzug der Classe, zu welcher sie gehörten, sondern stattliche seidene Festgewänder und Mandarinenhüte; man feierte sie als Patrioten, und während der Henker ihnen die Köpfe abschlug, erhob die versammelte Menge lautes Jammergeheul.

Was dann weiter folgte, ist gleichfalls echt chinesisch. Jedem Hingerichteten wurde der abgeschlagene Kopf wieder fest an den Rumpf genäht. Alle Leichen wurden in der Wohnung ihrer eigenen Familie mit den besten Prachtgewändern bekleidet und feierlich in Parade ausgestellt. Das Volk verlangte, daß zu Ehren dieser Opfer ausländischer Barbarenteufel ein Tempel gebaut werden solle. Von Seiten der Mandarinen wurden der Familie jedes Hingerichteten 500 Taels, d. h. mehr als 1000 Thaler Gold ausgezahlt und von Amtwegen erklärt, daß durch die Hinrichtung keine Schmach auf die Angehörigen falle. Einem chinesischen Gesetze zufolge müssen die Köpfe enthaupteter Verbrecher zur allgemeinen Warnung öffentlich ausgestellt werden und die Leiber sollen auf der für Hingerichtete bestimmten Leichenstätte eingescharrt werden. Von alle dem geschah in dem vorliegenden Falle nichts.

Das Volk in Tientsin war so erbittert über das Urtheil, daß kein Eingeborener der Stadt sich zum Abschlagen der Köpfe hergeben wollte; man mußte dazu Leute aus der Provinz Honan nehmen, und auch diese verrichteten das Henkeramt nur widerwillig.

Die altgrönländische Religion und die religiösen Begriffe der heutigen Grönländer.

Von J. Mestorf.

I.

An literarischem Material zu einer grönländischen Culturgeschichte ist kein Mangel, und es sind auch bereits mehrere glückliche Versuche zu einer Verarbeitung desselben gemacht worden. Deutlicher aber als die trefflichsten Schriftwerke, zeigt uns die grönländische Abtheilung des ethnographischen Museums in Kopenhagen, wie die Bevölkerung dieses zweimal in den Bereich europäischer Cultur gezogenen Landes doch im Grunde noch heutigen Tages im reinen Eskimozustande verharrt, und es ist kein Zweifel, daß, wenn jetzt sämmtliche Europäer das Land verließen oder, wie es früher geschehen, aller Verkehr mit der civilisirten Welt vollständig aufhörte, nach Verlauf von etwa 100 Jahren, nachdem die jetzt lebende Generation ausgestorben, die Wohnungen der Colonisten verfallen, auch die Erinnerung an den zweiten, mehrhundertjährigen Aufenthalt der Europäer mythische Färbung annehmen würde. Wir können und wollen den Grönländern mit dieser Behauptung

nicht alle Bildungsfähigkeit absprechen. Sie gründet sich lediglich auf die bisherige Erfahrung, daß das Pfropfreis einer ihnen zugeführten fremden Bildung nicht auf eskimoischem Stamme zu grünen vermochte. Eine wenngleich langsam fortschreitende Culturentwickelung von innen heraus giebt sich dahingegen kund in den Producten ihres Kunstfleißes und in ihren Sitten- und Religionsgesetzen, welche all ihrem Denken und Handeln eine streng zu beachtende Richtschnur zogen. Nunmehr sind die Grönländer zwar alle Christen. Sie lassen ihre Kinder taufen, ihre Ehen kirchlich einsegnen, besuchen fleißig den Gottesdienst und schicken ihre Kinder in die Missionsschule (d. h. die an den Handelsplätzen wohnenden); aber trotzdem ist ihr Christenthum ein äußerliches geblieben. Und wie könnte es anders sein! Wie könnte man z. B. Verständniß der morgenländischen Verhältnissen angepaßten Lebensregeln und Erzählungen erwarten von einem Volke, welches nie über die Grenzen seiner hochnordischen Jagdgebiete hinausgekommen ist; dessen Sprache es an Ausdrücken fehlt für Gegenstände und Begriffe, die ihm fremd waren und zum Theil auch fremd bleiben werden! Schon die Uebertragung der Bibel ins Grönländische mußte aus sprachlichen Gründen eine mangelhafte bleiben. Es ist einleuchtend, daß die ersten Europäer, welche gleichsam aus der See vor ihren staunenden Blicken auftauchten, in Fahrzeugen, wie sie solche nie zuvor gesehen, ausgerüstet mit einer Menge von Dingen, deren Nutzen und Anwendung sie nicht einmal kannten, den Grönländern als Wesen höherer Art erscheinen mußten, und diese Anschauung hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Sie erkennen die Ueberlegenheit der Fremden an, erbitten und erhalten von ihnen häufig Rath und Hülfe, und glauben aus innerster Ueberzeugung an die Macht und Größe einer Gottheit, vor der so kluge, weise Männer sich in Demuth beugen. Allein die Leute sehen andererseits auch sehr wohl ein, daß es den Europäern trotz des Schutzes ihres mächtigen Gottes, trotz all ihrer Weisheit und Geschicklichkeit nimmer gelingen würde, in dem öden Lande dauernd ihr Leben zu fristen ohne die Hülfe der Eingeborenen. Niemals sahen sie einen Europäer sich im leichten Kajak auf die stürmische See hinauswagen und mit den einfachen grönländischen Waffen einen Eisbären oder Seehund angreifen, und sie folgerten daraus, daß die Gefahren des grönländischen Jagdlebens nur mit dem Beistande der alten Landesgötter zu überwinden seien, die keine fremde Einmischungen in ihre Rechte duldeten. Noch jetzt besteigt kein Grönländer jemals den Kajak, ohne die Götter seiner Väter um ihren Schutz anzurufen. Dieses Gemisch von kindlicher Abhängigkeit und männlicher Selbstständigkeit spiegelt sich auch in seinen Religionsbegriffen wieder, hat das grönländische Christenthum mit einer Menge alteskimoischer Elemente durchsetzt und eine Mischreligion geschaffen, die zu durchschauen selbst für den in Grönland lebenden gebildeten Europäer sehr schwer hält.

Es ist über die altgrönländische Religion viel geschrieben worden; allein selbst bei der ausführlichsten, trefflichsten Darstellung bleibt mancher Punkt dunkel, und es beschleicht uns der Argwohn, daß es dem Autor nicht besser ergangen sei, vielleicht zufolge einer verkehrten oder mangelhaften Auffassung, die schon durch die sprachliche Schwierigkeit im persönlichen Verkehr mit dem Grönländer entschuldigt ist. Befriedigt hat uns zuerst eine unlängst über diesen Gegenstand veröffentlichte Abhandlung von Dr. Rink. Der Name des Verfassers bürgt für die Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen. Dr. Rink lebt seit Jahren in Grönland als Inspector des Südlandes und ist der gründlichste Kenner grönländischer Zustände. Wir verdanken ihm außer einigen Schriften über die dortigen Handelsverhältnisse eine schätzbare Sammlung eskimoischer Sagen und Märchen, die sämmtlich nach mündlichen Erzählungen der Eingeborenen niedergeschrieben sind. Seit der Herausgabe dieses Buches hat das Material des fleißigen Sammlers sich um das Doppelte vermehrt, und diesem Sichvertiefen in den Geist der grönländischen Tradition verdankt der Autor erstens die Erkenntniß, daß zum Verständniß derselben eine gründliche Bekanntschaft mit dem heidnischen Glauben der Grönländer erforderlich sei und daß dieser sich in den mythischen Ueberlieferungen am reinsten offenbare, und zweitens eine Kenntniß der alt- und neugrönländischen Gott- und Weltanschauung, wie sie unseres Wissens keiner vor ihm besessen hat. Wir hoffen uns deshalb nicht zu irren in der Voraussetzung, daß die Leser des „Globus" uns unter Dr. Rink's Führung gern begleiten werden auf einer Wanderung durch die mythischen Labyrinthe eines Eskimostammes, dessen Phantasiegebilde freilich neben den idealen Schöpfungen südlicher Völker grotesk und ungeheuerlich erscheinen, aber dessenungeachtet nicht ohne Poesie sind und nicht selten durch ihre wahrhaft humane und moralische Tendenz überraschen.

Die grönländischen Sagen zerfallen in zwei Classen: a) in solche, welche allen Eskimostämmen gemeinschaftlich sind; diese sind die ältesten, und ihre Zahl ist gering; b) in solche, welche bestimmten Orten oder Geschlechtern anhaften. Ihrer giebt es unzählige, und obgleich die ältesten kaum über zweihundert Jahre in die Vergangenheit zurückgreifen, verlieren sie sich doch in mythischen Nebel; ja selbst die neuesten Tagesereignisse werden von dem erzählenden Grönländer ins Gebiet der Wunder gezogen und seiner Auffassung gemäß so fabelhaft dargestellt, daß Leute, welche dabei betheiligt gewesen, ihre eigenen Erlebnisse nicht wieder erkennen. — Der Eskimo kann sich so wenig in die Gedankenwelt des Europäers hineinleben, wie dieser in den Ideenkreis des Eskimo einzudringen vermag. Die Kluft zwischen beiden ist unausfüllbar. Der Europäer bleibt trotz jahrelangen Aufenthaltes ein Fremder im Lande, und der Grönländer ist unzugänglich für alle Eindrücke, die der ihn umgebenden Wirklichkeit fern liegen; deshalb sind auch seine Geschichten von rein localer Färbung. Und so wenig wie der Europäer dem grönländischen Sagenerzähler zuhört (weil er ihn nicht versteht), so wenig Lust bezeigt der Grönländer, den Erzählungen der Europäer zu lauschen; selbst die Reiseerlebnisse in Kopenhagen erzogener Landsleute interessiren ihn nicht, weil die Schilderungen europäischen Treibens über seine Begriffssphäre hinausliegen.

Die Welt, die in derselben befindlichen lebenden und leblosen Dinge und die über sie waltenden göttlichen Mächte.

Die Erde ruht auf starken Pfeilern. Der hohle Raum unterhalb ist die Unterwelt, der Aufenthalt der Seelen. Ueber das Meer hinaus, zwischen Felsenklüften ist der Eingang. Nach einer fünftägigen Reise auf abschüssigen Wegen erreicht man den Ort, wo das ganze Jahr behagliche Wärme und Ueberfluß an Speise herrschen. Die höchsten Berge der Erde bilden die Stützen des Himmels. Auch dieser ist ein Seelenland, wo Berge, Thäler und Gewässer drinnen sind. Aber kalt ist es dort: frierend und hungernd stehen die Seelen an den gefrorenen Gewässern. Vergnügen sie sich im Ballspiel mit Walroßköpfen, so sieht man auf Erden ein Nordlicht. Unbehagen und Mangel wohnen im Himmel, doch ist er kein Ort der Qualen, kein Strafort. Der Weg dahin führt über die See und an den Wolken hinauf.

Wenn die Stützen der Erde morsch werden und brechen, müssen Erde und Himmel vergehen. Es giebt einige hochbegabte Menschen, welche sehen können, in welchem Zustande sie sind.

Ueber die Erschaffung der Welt und den Schöpfer aller Dinge schweigt die grönländische Tradition. Sie weiß nur, daß die Menschen und einige Thiere aus der Erde oder anderen schon vorhandenen Dingen hervorgegangen sind. Die Erde war von Anbeginn beherrscht von wohl- und übelgesinnten Geistern, den Inue.

Alle Dinge der sichtbaren Welt sind nämlich Eigenthum eines ihnen innewohnenden Geistes (Inua), welcher sich als schützende oder schädigende Macht kundgiebt. Gewisse Landstriche, Wohnplätze, Werkzeuge 2c. haben ihren Inua; ja man spricht sogar von dem Inua der Eßlust, der Schlaflosigkeit, des Tiefsinnes und anderer Seelen- oder Körperzustände. Inua des menschlichen Körpers ist die Seele. Sie ist theilbar, denn obgleich sie gleich nach dem Tode auf- oder abwärts fährt, haftet doch der Inua an dem Leichnam und selbst an den Grabgaben, so lange noch Reste von denselben erhalten sind.

Alle lebendigen Geschöpfe haben eine Seele, die mit dem Athem in Verbindung steht. Sie kann zeitweilig den Körper verlassen und nach Belieben in denselben zurückkehren. Sie kann verletzt und wieder geheilt werden. Eine auffällige Aehnlichkeit in den Neigungen und Fähigkeiten eines lebenden Menschen mit denen eines Verstorbenen zeigt an, daß ein Stück von der Seele des Todten in ihn gefahren ist und durch seine Anwesenheit diese Aehnlichkeit bewirkt. Gewöhnlichen Menschen sind die vom Körper abgelösten Seelen nicht wahrnehmbar; sonderlich begabte Individuen, deren Augen sich bisweilen die Geisterwelt öffnet, beschreiben ihre Gestalt als dem Körper gleichend, doch von feinerer, luftartiger Beschaffenheit.

Ueber den Inue und allen später zu nennenden untergeordneten Geistern steht Tornasuk, eine zwar persönlich gedachte Macht, aber weder Mann noch Weib, die alle Wesen zu ihrem Willen zwingt. Tornasuk ist die Quelle aller Weisheit, seinem Auge bleibt nichts verborgen. Er verleiht auch einzelnen Sterblichen von seinem Wissen, nämlich den Angakut oder Priestern. Nicht ein Jeder eignet sich zu diesem Beruf; denn es kostet große Selbstüberwindung und schwere Kämpfe, bevor der große Geist sich dem Jünger offenbart und ihm einen Tornak (Schutzgeist) verleiht, der ihm in allen Bedrängnissen schützend zur Seite steht. Tornasuk wohnt in der Unterwelt, dem Aufenthalte der Seligen. Ueber sein persönliches Wesen sind die Berichte verworren; denn nur den Angakut ist er bekannt, und diese theilen den Menschen über ihn mit, was ihnen zu wissen frommt.

In der Unterwelt wohnt auch Arnakuagsak (die alte Frau). Ihr persönliches Verhältniß zu Tornasuk läßt sich nicht feststellen, da sie abwechselnd seine Mutter, Gattin und Tochter genannt wird. Sie ist der Born alles organischen Lebens und irdischer Wohlfahrt. Sie ist ein Muster der Sparsamkeit und der Klugheit und sorgt wie das sterbliche Weib für die leibliche Pflege der Menschen. Aus einem Berge unter ihrer Lampe gehen die Seethiere hervor, welche den Menschen zur Nahrung und Kleidung dienen. Verschwinden diese aus den Jagdrevieren, so hält Arnakuagsak sie zurück, weil die Agdleritut sich an ihren Kopf hängen und sie in Zorn versetzen. Dies sind die Seelen heimlich geborener, gemordeter Kinder. Die Menschen leiden Noth und gehen unvermeidlichem Hungertode entgegen. Aus diesem Elend kann nur ein Angakok sie retten, welcher den Muth besitzt, die gefahrvolle Reise in die Unterwelt zu unternehmen und die Alte von der Plage zu befreien. Gelingt es ihm, das ekle Gewürm von ihrem Haupte zu reißen, so zeigt sie sich sofort besänftigt und sendet fette Thiere an die Oberwelt *).

Außer Tornasuk und Arnakuagsak giebt es noch eine dritte Macht, welche mittelst Wortzaubers um Hülfe angerufen wird, nicht von den Angakut, sondern von anderen „klugen Leuten“. Den Namen dieses dunklen Wesens kennt Niemand; es wohnt im Himmel und zieht die Seelen der Verstorbenen zu sich hinauf. Nach anderer Version steigen alle Seelen aufwärts, wenn sie nicht durch gütige, stärkere Mächte abwärts gezogen werden. Zur Anbetung dieses Wesens bekennt sich Niemand, der Cultus wird im Geheimen geübt und gilt als Unrecht. — Darf man in dieser ungenannten Macht eine ältere, entthronte und halbvergessene Gottheit ahnen, wie deren in allen Religionen zu spüren sind?

Der alte Grönländer wußte sehr wohl, was dem Menschen zur Zierde und zur Unzierde gereicht, ohne jedoch den Begriff von Tugend und Laster zu generalisiren. In den Sagen folgt jeder bösen That die verdiente Strafe, ein Beweis, daß man gut und bös unterschied. Kraft, Unerschrockenheit und Geschick zu seinem müh- und gefahrvollen Beruf rühmte man an dem Manne, Sparsamkeit und kluges Verwalten der Vorräthe zierten die Frau. Freigebigkeit und Gastfreiheit waren Haupttugenden für beide Geschlechter. — Wer im Dienste seiner Nebenmenschen, z. B. auf der Jagd, das Leben einbüßte, kam in die Unterwelt; Zauberer und böse Menschen gingen in den Himmel. Diese Lehre steht mit der frühern, daß der Himmel kein Strafort sei, im Widerspruch. Vielleicht ist diese Vorstellung eine jüngere. Auch bei den Germanen war das Reich der Hel ursprünglich gemeinsamer Aufenthalt der Seelen; die Odiniten degradirten es erst zur Wohnung der Siechtodten. Der Tod kam nach grönländischem Glauben dadurch in die Welt, daß ein Mann, Namens Kallat, den großen Geist anflehte, er möge seiner Existenz ein Ende machen. Nach anderer Version bat eine Frau, es möchten die Alten hinweggenommen werden, damit es den Neugeborenen nicht an Platz mangele auf Erden.

Wie der christliche Grönländer über diese Glaubenssätze seiner Väter denkt.

Dem großen Geiste Tornasuk erging es bei der Einführung des Christenthums nicht besser als anderen entthronten Gottheiten: er wurde von den Missionären zum Teufel gestempelt und zwar der bösesten Sorte. Noch jetzt erscheint er dem abtrünnigen Grönländer als zitterndes Luftbild, das plötzlich in den Erdboden verschwindet. Arnakuagsak, „des Teufels Großmutter“, ist nicht bösartig. Sie übt noch immer Einfluß auf die Seethiere, aber seit dem Aussterben der Angakut ist aller Verkehr mit ihr unmöglich geworden. Die christlichen Begriffe von gut und böse fanden bei den Grönländern schwer Eingang. Das Wort Sünde fehlte ihrem Sprachschatze und mußte aus dem Dänischen entlehnt werden. Sünde war nach der Auffassung der Neubekehrten Alles, was den europäischen Gemeinden zum Schaden gereichte. Die Herrenhuter Missionäre erklärten das Wort für gleichbedeutend mit Ungehorsam.

*) Aeltere Schriftsteller zeichnen Arnakuagsak als grundböse und als Ursache des Todes. Daß mehrere jüngere Autoren diese Ansicht adoptirten, ist um so eher zu entschuldigen, als in den meisten Religionen das Weib als Ursprung des Bösen gedacht wird. Wäre Dr. Rink eine Sage bekannt, welche die Arnakuagsak als Feindin der Menschen kennzeichnet, so würde er sie nicht verschwiegen haben. Er macht aber im Gegentheil darauf aufmerksam, daß ihr Name „die alte Frau“ und ihre Fürsorge für die Menschen eher auf Güte und Wohlwollen hindeuten, und wenn sie die Menschen der Nahrung beraubte, so waren es die eigenen Qualen und nicht Lust am Leide Anderer, welche sie zu der Maßregel trieben. Die Schönheit und tiefe Bedeutung dieses Mythus ist beachtenswerth: die Frucht der bösen That führt eine Strafe herbei, welche nicht nur den Schuldigen, sondern die Gesammtheit trifft; ein selbstloser, sich für das Gemeinwohl opfernder Mensch allein vermag seine Brüder von dem über sie verhängten Uebel zu erlösen (!).

In kosmographischer Beziehung arrangirte der Grönländer sich dergestalt, daß er den christlichen Himmel über den alten verlegte und die seligen Seelen aus dem Keller in den obersten Stock umquartierte. Wandernde Seelen haben beide Himmel besucht. Noch immer spielen die abgeschiedenen Geister Ball im flackernden Nordlicht, und man scheut sich, beim Nordlicht allein ins Freie zu gehen, weil leicht eine Seele herabfahren könnte und den Einsamen mit sich emporziehen. Der alte Glaube an den Untergang der Welt verschmilzt vortrefflich mit dem an das jüngste Gericht. Bei Unwetter, besonders beim Witterungswechsel, hört man nicht selten die ängstlich besorgte Aeußerung: „Wie mag es wohl mit den Stützen beschaffen sein!" — Auch der Glaube an die Inne und an das Verhältniß der Seele zum Körper dauert fort.

Ein Blick in das Harem des türkischen Sultans.

Wir schilderten jüngst die Stellung, welche die tscherkessischen Sklavinnen im Serail (Palaste) des ottomanischen Sultans einnehmen („Globus" XVIII, S. 375). Der Complex von Gebäuden, welche denselben bilden, ist mit hohen Mauern umzogen, und er wird im pomphaften Hofstil als Dari seda bezeichnet, das heißt als Aufenthalt der Glückseligkeit. Innerhalb desselben befindet sich auch das Harem, die Behausung der Frauen, deren Anzahl sehr beträchtlich ist. Es würde wohl bunt genug in demselben hergehen, wenn sie nicht so zu sagen einem Regierungssystem unterstellt wären und sich einer hierarchischen Ordnung fügen müßten.

An der Spitze steht allemal die Walide-Sultana, die Mutter des jeweilig regierenden Großherrn, als eine Art von allmächtiger Herrscherin. Daß sie das ist und nicht etwa eine seiner Frauen, erklärt sich aus den Zuständen der türkischen Gesellschaft. Ein Türke kann mehrere Frauen haben, aber er hat doch immer nur Eine Mutter, und dieser schuldet er Pietät.

Nächst der Walide-Sultana finden wir als wichtigste Dame die Hasnedar Ustah, die Obersäckelmeisterin, welche die Mittelsperson zwischen dem Sultan und den Frauen des Harem ist. Sie übt großen Einfluß und tritt, falls die Sultanin Mutter mit Tod abgeht, an die Spitze des Ganzen. Dann folgen die verschiedenen Kadins, Frauen des Sultans, nach der Anciennetät, und weiter die Ikbals, Favoritinnen, an deren Spitze die erste Kebsfrau steht.

Die Sultanin Mutter, die Säckelmeisterin, die vier Gemahlinnen und sechs Favoritinnen, im Ganzen ein Dutzend Personen, stehen, je eine derselben, an der Spitze von zwölf Daires, Höfen, deren jeder von einer zahlreichen Dienerschaft gebildet wird. Zu solch einem Hofe gehören zwölf bis funfzehn Frauen, theils junge, theils bejahrtere, und jeder derselben ist eine bestimmte Beschäftigung übertragen; die eine z. B. besorgt die Finanzen, eine zweite hat aus dem Koran vorzulesen, eine dritte ist Secretär, eine vierte besorgt den Kaffee und dergleichen mehr. Im Ganzen wird sich die Anzahl auf etwa einhundertundzwanzig belaufen. Diese Ziffer muß aber noch mit fünf multiplicirt werden, da jede dieser Damen fünf oder sechs junge Sklavinnen als Zöglinge zu überwachen, zu erziehen und für einen bestimmten Beruf auszubilden hat. Sie dienen als Gehülfinnen, sind demnach Secretariatsschülerinnen, Gehülfinnen beim Kaffeeeinschenken bei der Sultanin Mutter und so fort. Alles in Allem genommen stellt sich die Zahl der Frauen, niedere Dienerschaft mit eingerechnet, auf ungefähr sechshundert!

Außer jenen Beamten oder vielmehr Beamtinnen befindet sich im Harem des Sultans noch ein ganzer Stab von schwarzen und weißen Köchinnen, Tänzerinnen, Pantomimenspielerinnen und Musikantinnen. Jene Höfe und diese Trupps bilden einen wesentlichen Bestandtheil des kaiserlichen Haushaltes und sind einer strengen Zucht unterworfen, die man in gewissem Sinn als klösterlich bezeichnen könnte.

Diese Einrichtungen findet man gleichermaßen in den allerdings kleineren Harems des Thronerben und der übrigen Söhne des verstorbenen Sultans; auch die Prinzessinnen haben ihre Höfe, und das Alles befindet sich innerhalb desselben kolossalen Haremgebäudes. Die Gemahlinnen, Kebsfrauen, Schwestern und verehelichten Töchter des verstorbenen Sultans oder seines Vaters müssen hier in Abzug gebracht werden, weil sie in besonderen Palästen oder Häusern wohnen, welche die Krone ihnen einräumt.

Das Harem mit seinem Zubehör bildet eine Welt für sich, und diese hat ihr eigenartiges Leben und Treiben innerhalb einer engen Begrenzung. Dies Leben kann aber nur bestehen und gedeihen auf dem Boden der Sklaverei, ohne dieselbe würde es sofort absterben. Der Sultan ist im Serail der Angelpunkt, um welchen Alles sich dreht, der allein Licht ausstrahlt, von welchem jeder Insasse etwas auf sich zu lenken beflissen ist. Er ist gleichsam die Centralsonne; die Prinzen und Sultanas erscheinen im Vergleich mit ihm wie kleinere Planeten, deren jeder aber auch sein System hat. Sklaverei und Herrscherthum vervollständigen hier einander und tragen sich wechselseitig.

Das Harem des Sultans hat, wie Major Millingen nachweist, seine eigenen Sklavenhändler, Kunden, Tyrannen, Opfer, nur keinerlei Production und deshalb muß es sich seinen Bedarf an Sklavinnen auf den Märkten zu verschaffen suchen. Innerhalb der Mauern des Serails jedoch sind die Insassen sehr erpicht darauf, einander zu verkaufen. Wenn die türkischen Stadtfrauen hübsche Sklavinnen von den Händlern kaufen, so behalten sich dagegen die Sultanas und andere große Damen des Serails ihrerseits in demselben ein Monopol vor; denn es kann sich wohl treffen, daß sie ihre Waare bei einem Prinzen von Geblüt oder wohl gar beim Sultan selbst anbringen. Eine zu rechter Zeit dem Sultan geschenkte oder verkaufte Tscherkessin, die eine Schönheit ersten Ranges ist, hat schon oftmals dazu gedient, eine Rivalin aus dem Sattel zu heben oder irgend eine Intrigue mit Erfolg durchzusetzen.

Wie gestaltet sich nun der Lebenslauf einer hübschen Sklavin, nachdem sie ihren Fuß in das Harem gesetzt hat? Nehmen wir an, daß die Sultanin-Mutter oder eine der vier Gemahlinnen ein Mädchen nöthig habe, um ihre Dienerschaft vollzählig zu machen. Diese Sklavin wird zunächst der Vorsteherin eines der oben erwähnten Höfe übergeben, zum Beispiel der Kaffeeschenkin; bei dieser hat sie eine Lehrzeit durchzumachen. Die Aufseherin, man kann sagen Erzieherin, vertritt Mutterstelle bei ihr, versorgt sie mit Kleidern, Geld, Schmucksachen, kurz mit allem Nothwendigen. Nicht selten entwickelt sich aus diesem Verhältniß eine auf-

richtige Freundschaft, welche das ganze Leben hindurch Stand hält; die, man kann sagen, Vormünderin verläßt die ihr Anvertrauete nicht, theilt Leid und Freude mit ihr, und steht ihr auch noch zur Seite, falls sie sich verheirathet hat. Die Sultana ist die höchste Gebieterin, und nur mit Erlaubniß derselben kann die Kalfa, das heißt die Vormünderin, das ihr anvertraute Mädchen oder überhaupt irgend eine Sklavin weggeben. Bei einer Heirath der Pflegebefohlenen legt die Kalfa bei der Sultana ein gutes Wort ein und bittet dieselbe um eine angemessene Aussteuer, insbesondere um hübsche Kleider und Schmucksachen. Nach einem Todesfalle muß jedoch Alles wieder an die Sultana zurückgeliefert werden, denn sie ist die gesetzliche Erbin aller Sklavinnen.

Wenn aber das Tscherkessenmädchen keinen Mann bekommt, dann wickelt sich das Leben in folgender Weise ab. Im Secretariatsamte zum Beispiel steigt sie nach und nach von einer Stufe zur andern empor und wird, falls ihr das Glück günstig ist, Obersäckelmeisterin, und ähnlich gestalten sich die Dinge in den übrigen Aemtern, deren wir weiter oben erwähnten.

Angenommen, daß die Tscherkessin das in ihren Augen große Glück hat, Kebsweib oder wirkliche Gemahlin zu werden, dann nehmen die Dinge folgenden Verlauf. Es trifft sich, daß der Sultan seiner Mutter einen Besuch abstattet, und während desselben fällt zufällig sein Auge auf die Sklavin. Er wirft ihr einen bezeichnenden Blick zu oder macht einige Bemerkungen, welche für Zeichen der kaiserlichen Gunst gelten können. Dann wird das Mädchen Gusdeh und steigt im Range. Dieses Wort bedeutet „im Auge“ und deutet an, daß der Herr sie seines Blickes gewürdigt habe. Es ist selbstverständlich, daß die Beglückte fortan mit ihrer bisherigen Beschäftigung nichts mehr zu thun hat; sie wird von ihren Gefährtinnen getrennt und bekommt im Harem ihre eigenen Gemächer; sie weiß nun, daß sie zu gelegener Zeit aufgefordert werden wird, vor dem Sultan zu erscheinen. Nachdem das geschehen, ist sie eine Ikbal, d. h. eine derer, welche „beglückt worden“ sind. Von nun an hat sie einen kleinen Hofstaat für sich, bekommt hohen Monatsgehalt und hat Equipage nebst Dienerschaft. Es kann sich treffen, daß sie zum Rang einer wirklichen Gemahlin emporgehoben wird, aber es giebt Fälle, daß eine solche Ehre abgelehnt worden ist. Manche dieser Favoritinnen ziehen es vor, sich nach eigener Wahl mit einem Manne in der Stadt zu verheirathen; in anderen Fällen treten Neid oder Eifersucht in den Weg. Manche Paschas betrachten es als eine große Ehre, solch eine Ikbal zu heirathen; eine solche wird ja im Serail immerhin Einfluß zu Gunsten ihres Mannes geltend machen können, und daran eben liegt ihm; er kommt dann nicht außer Dienst und man sieht bei Manchem, was er thut oder nicht thut, durch die Finger.

Der Sultan, als oberster Imam und Stellvertreter des Propheten, braucht sich, wenn er eine Frau nimmt, dabei an keinerlei Ceremonien zu binden und thut es auch nicht. Als der gegenwärtige Großherr, Abd ül Asis, eine Reise in Europa machte, wollte man ihm eine gewisse Popularität dadurch verschaffen, daß behauptet wurde, er habe nur eine einzige Frau. Das entsprach den Thatsachen nicht, denn er hat drei Gemahlinnen. Die erste besaß er schon, bevor er Sultan wurde, die zweite nahm er zum Angedenken seiner Thronbesteigung, die dritte auf den Wunsch seiner Schwester Alideh Sultana, mit welcher er lange in Zwiespalt gelebt hatte, zum Zeichen und zur Besiegelung dafür, daß zwischen Bruder und Schwester nun eine Aussöhnung stattgefunden habe. Diese drei Frauen heißen: Eda-Dil, Heirani-Dil und Durney.

Man hört oft die Behauptung, daß die angesehensten Paschas in Konstantinopel nur eine Frau haben. Buchstäblich genommen, ist das richtig, in der Wirklichkeit trifft es nicht zu. Die eine Frau weiß nichts von der größern oder geringern Anzahl von Nebenfrauen, weil alle mögliche Vorsicht angewandt wird, daß sie vom Dasein derselben keine Kunde erhalte. Aber nach dem Tode eines solchen Pascha kommt dann Alles ans Licht, und manchmal tritt eine ganze Schaar Odalisken mit einem Zubehör von Sprößlingen ans Tageslicht. Daß sie von der vermeintlich einen Frau nicht gerade sanft angelassen werden, versteht sich von selber. —

Die Sklaverei also besteht nach wie vor im türkischen Reiche. Die Aufhebung derselben würde allerdings die Frauen aus einer in unseren Augen unwürdigen, erniedrigenden Stellung befreien und sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade emancipiren. Aber für den Orient wäre das gleichbedeutend mit dem Umsturze des gesellschaftlichen und politischen Gebäudes, das auf Grundlage sowohl der Religion wie der Ueberlieferung aufgeführt worden ist. Die türkische Presse behauptet, Europas halber, fortwährend mit großer Dreistigkeit, daß die Sklaverei längst aus den Besitzungen des Großherrn verschwunden sei; dem ist aber keineswegs so. Die Sklaverei ist, nach der Ansicht des Majors Millingen, welcher der Sache große Aufmerksamkeit zugewandt hat, für die Türken „eine sociale und politische Nothwendigkeit“. Dieselbe, so bemerkt er, war bei Gründung und Ausdehnung der osmanischen Herrschaft ein mächtiges Agens, und sie ist nun ein eben so mächtiges Agens geworden, um dieselbe zu untergraben. Sie ist jedoch mit dem ganzen Bau der Gesellschaft und des Staates dermaßen verwachsen, daß das ganze Gebäude zusammenstürzen muß, sobald man sie beseitigt. Wenn nun die Pforte das außer Augen ließe, sich um den Koran nicht kümmerte und eine Emancipation durchführen wollte, dann würde sie, so preiswürdig an und für sich ihr Verfahren auch wäre, den Untergang der Türkei nur beschleunigen. Entfernt man einmal die Wälle und Gräben, durch welche die Anhänger des Propheten von den Christen getrennt sind, dann ist fernerhin kein Widerstand mehr möglich und der Mohammedanismus würde bei den Türken zu Grunde gehen.

In früheren Zeiten konnte man die Einfuhr von Sklaven, welche dann den Islam annehmen mußten, als eine Art von Einwanderung betrachten, welche den Mohammedanern ein Element der Kraft und Stärke zuführte. Die Sklaven wurden zu freien Kriegern und verstärkten das Heer. Aber die Tage der Eroberungen und des kriegerischen Ruhmes sind für die Osmanen längst vorüber, und was sie an Sklaven kaufen, das sind Weiber und Knaben, welche zu Werkzeugen ehrloser Ausschweifung dienen. Nun ist ein großer Theil der herrlichsten, fruchtbaren Gegenden zu einer Wüstenei geworden, und das Türkenthum muß, für Europa wenigstens, als ein Anachronismus betrachtet werden.

Aus allen Erdtheilen.

Neue Verkehrswege in Südamerika.

Der Provinzialsenat von Buenos Ayres hat seine Genehmigung zum Bau einer Eisenbahn gegeben, welche in Patagonien, am Rio Negro aufwärts bis zu den ungemein reichhaltigen Salzlagern im Binnenlande geführt werden soll. Argentinien bedarf einer großen Menge von Salz, zum Salzen des Fleisches und der Häute in den Saladeros, und bezog dasselbe bisher vorzugsweise von den Inseln des Grünen Vorgebirges.

Für Argentinien wird der Bau einer Bahn von Villa Marda (das auch Villa Nueva genannt wird) bis zum Rio Cuarto in der Provinz Cordova von großer Wichtigkeit sein. Sie erscheint als eine Zweiglinie von der Centralbahn nach Mendoza und der Cordillere hin und wird 82 Miles lang; Baukosten 429,434 Pf. St.; sie ist Staatseigenthum und soll 1874 vollendet sein. Rio Cuarto ist ein Centralpunkt für den Handel mit den Cuyo-Provinzen. (— Im Jahre 1813 wurden San Luis, Mendoza und San Juan für eine besondere Provincia de Cuyo erklärt. Das Wort Cuyo soll in einer der Indianersprachen Sand bedeuten. Schon 1820 zerfiel die Provinz in die eben genannten drei Provinzen. —) Den Bau hat ein englisches Haus übernommen.

Mit dem Bau einer Eisenbahn in der brasilianischen Südprovinz Rio Grande do Sul wird es nun Ernst. Sie wird von der Hauptstadt Porto Alegre auslaufen und zunächst bis zum Kernpunkte der deutschen Niederlassungen, San Leopoldo, und darüber hinaus bis Neu-Hamburg geführt werden, wo zwei wichtige Verkehrsstraßen aus dem Innern zusammentreffen. Der Handel von Porto Alegre wächst rasch an; seine Bewegung stellte sich 1869 auf den Werth von etwa 10,000,000 Thaler.

Der Paß über die Andes, welcher aus Chile nach Mendoza führt und welcher im Frühjahr 1870 zuerst befahren wurde, ist sehr in Aufnahme gekommen und wird von zahlreichen Maulthierherden begangen. Die chilenische Regierung läßt durch ihre Ingenieure noch einen Straßenzug vermessen, welcher von der Hafenstadt La Serena über Vicuña und von dort über das Hochgebirge gehen soll; durch denselben würde die Provinz Coquimbo in nähere, directe Verbindung mit Argentinien kommen. Die Regierung hat ferner erklärt, daß sie einer Bahn über die Andes allen möglichen Vorschub leisten und zum Anschluß an dieselbe eine Zweigbahn bauen wolle, die von Curico, einer Hauptstation der Südbahn über den Planchon-Paß, bis an die argentinische Grenze zu führen sei.

Die Regierung von Bolivia ihrerseits hat den berühmten Ingenieur Whelwright beauftragt, in den südlichen Theilen ihres Gebietes eine für den Straßenbau geeignete Linie zur Verbindung zwischen Potosi und Argentinien ausfindig zu machen und zu vermessen. — Ein Handelshaus in Tacna in Peru wird gemeinschaftlich mit „Don Carlos Ochsenius", welcher das Pariser Haus Emil Erlanger vertritt, eine Bahn von der peruanischen Grenze bis zu der wichtigen bolivianischen Handelsstadt La Paz auf eigene Kosten bauen.

Auch in Ecuador, das gerade jetzt zufällig einmal ohne Revolution ist, hat der Präsident den Ingenieur Mac Clellan beauftragt, eine Straße von Otavolo nach dem Hafen Esmeraldas zu bauen. Dieselbe wird durch das an Kautschukbäumen ungemein reiche Thal von Guaillacamba geführt werden.

In Peru wird an einer Bahn zwischen Ilo und Moquegua gebaut.

Auch Guatemala will nicht zurückbleiben. Die Regierung hat den Bau einer bequemen fahrbaren Straße nach dem pacifischen Hafen San José in Angriff nehmen lassen. Es zeugt für den Unverstand vieler Grundbesitzer, daß sie sich weigerten, diese Straße über ihre Ländereien führen zu lassen; die Regierung hat sich, um diesen Widerstand zu brechen, genöthigt gesehen, am 2. October 1870 ein Expropriationsgesetz zu erlassen.

Als „bemerkenswerth" wird gemeldet, daß in derselben Republik an dem Punkte Patio de Bolas über den Fluß Samala eine Brücke gebaut worden ist. Für Süd- und Centralamerika ist allerdings der Bau einer Brücke immerhin bemerkenswerth. Wir wollen nur die Thatsache hervorheben, daß die Spanier als Besitzer der ausgedehnten argentinischen Länder binnen 270 Jahren dort auch nicht eine einzige Brücke gebaut haben!

Ueber dem Bau der Eisenbahn in Honduras scheint ein Unstern zu walten. Wir lesen, daß im November zwischen der Compagnie und der Regierung Uneinigkeit darüber herrschte, wo die Bahn am Stillen Ocean ausmünden solle. Bis auf Weiteres sind die Arbeiten eingestellt worden.

* * *

— Man schreibt aus St. Petersburg: Eine werthvolle Antiquität ist durch den Generalgouverneur von Turkestan, Generaladjutanten v. Kauffmann, der kaiserlichen Bibliothek zugegangen: ein alter Koran in russischer Schrift, ohne Punkte und Vocalzeichen, der lange Zeit hindurch in der Moschee Chodsha-Aahrer in Samarkand aufbewahrt und nun als Gegengeschenk für eine von dem Generalmajor Abramow dieser Moschee zugewandte Geldspende dargebracht worden ist. Nach der Tradition ist dieser Koran über 1200 Jahre alt und von Othman eigenhändig geschrieben worden. Othman soll in demselben gelesen haben, als er in seinem Palast ermordet wurde, und lange Zeit sollen sich noch die Blutflecken auf dem jetzt ganz verfallenen Deckel erhalten haben.

— Aus Taschkent schreibt die „Turkest. Ztg.": Herr N. Rajewsky hat, seitdem er in Turkestan eine dienstliche Stellung bekleidet, seine ganz besondere Aufmerksamkeit der Vervollkommnung des Baumwollenbaues zugewendet. Um diesen Culturzweig so zu entwickeln, daß die einheimische Baumwolle die aus Amerika und Aegypten eingeführte ersetzen könne, hat er 350 Pud Samen von den besten Sorten Baumwollenstauden aus Amerika verschrieben. Da Herr Rajewsky in der Krim bedeutende Weingärten besitzt, beabsichtigt er auch, Versuche zur Vervollkommnung des hiesigen Weinbaues zu machen.

— Eine neue Forschungsexpedition zur Untersuchung der Landenge von Darien ist am 1. December 1870 von Neuyork abgegangen, — ein Dampfer „Guard"; zwei andere Dampfer, „Nipsic" und „Saginaw", sind nach der Südsee beordert worden; die „Guard" bleibt auf der atlantischen Seite. Auch diese Expedition zur Aufsuchung einer für die Anlage eines Canals geeigneten Strecke wird, gleich der frühern, vom Commodore Selfridge befehligt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Römische Bilder.

Von Franz Koppel.

I.

Nicht bloß durch alle möglichen Barbari und Barberini, sondern nicht weniger durch die Elemente, und ganz besonders durch das Wasser wurden Roms Tempel und Paläste im Laufe der Jahrhunderte häufig bedroht und verwüstet. Vor wenig Wochen erst liefen durch die gesammte Presse ergreifende Schilderungen von der Wassersnoth, die wie ein Dieb in der Nacht die heilige Stadt überfiel, tagelang anhielt und dann Jammer und Elend, über Wochen und Monate hinaus fühlbar, zurückließ.

Ein so furchtbares und zerstörendes Auftreten der elementaren Naturkräfte wurde auf dem classischen Boden von Rom im Sinne einer wohlverstandenen und praktisch gehandhabten Staatsreligion gar gern als Zeichen und Wunder gedeutet. Doch „wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen": ein Blick in die Localpresse macht uns zu unserm Erstaunen klar, daß die „Papalini" in der großen Ueberschwemmung vom vorigen December nur den Ausguß der Zornschale des Himmels erkennen, welcher Rache nimmt für die unbußfertigen Freudenausbrüche, mit denen Senatus populusque Romanus den letzten italienischen Angliederungsproceß vollzog und Rom als Hauptstadt von Italien proclamirte.

Die Juden wurden, wie gewöhnlich, dabei mitgefangen und mitgehangen, denn sie wohnen — wahrscheinlich dazu prädestinirt — im Ghetto, und dahin kommt das Wasser der tiefen Lage wegen zuerst und läuft am spätesten wieder von dort ab.

Ein göttliches Strafgericht aber hat der Gläubige geduldig über sich ergehen zu lassen, und während die Curie sich im leoninischen Stadttheile ruhig verhielt, war es darum gewiß Sache des excommunicirten Königs, seinen neuen Unterthanen zu Hülfe zu eilen, und war es Aufgabe der perhorrescirten Invasionstruppen, drei Tage und Nächte hindurch in heldenmüthigen Anstrengungen den Magistrat, der wohl zum ersten Mal in seinem Leben (ich rede von der jetzigen Generation) zum Wohl der Bürger eingriff, zu unterstützen. Lassen wir die Parallelen: es war ein hochwichtiger Moment, das erste Auftreten Victor Emanuel's als König in Rom, und zwar ohne Feuerwerk, ohne Galatheater, ohne Festessen, gar nicht italienisch, nicht einmal römisch, aber sympathieerweckend und herzgewinnend.

Sehen wir aber von der hier auch nur beiläufig berührten Gegenwart ab und werfen einen kurzen Rückblick auf frühere Fälle von Ueberschwemmung der Stadt, so finden wir ein sehr altes Zeugniß in der fränkischen Geschichte des Bischofs Gregor von Tours, der einen aus Rom zurückkehrenden Diaconus als Augenzeuge von der Verwüstung durch die Tiber am Ende des Jahres 589 erzählen läßt.

Wir wollen dem biedern Gewährsmann gern glauben, daß damals antike Monumente und Tempel in Masse zusammenstürzten, aber wenn er von den Schlangen und namentlich dem großen Drachen erzählt, der auf den wilden Wogen der Tiber dahin geschwommen sei, so glauben wir

Piazza Navona.

darin nur ein schätzbares Material zur Mythenbildung von der großen Seeschlange erblicken zu dürfen, trotz der zwei aufgefundenen Rippen des Ungeheuers, von denen die eine auf Ara coeli, die andere in S. Maria del popolo zu beliebiger Verehrung aufgehangen wurde.

Von einer weit furchtbarern Tiberüberschwemmung wurde die Stadt heimgesucht im Herbst des Jahres 716. Damals stürzte das Wasser in anderthalb Mannshöhe zum Flaminischen Thor herein und blieb sieben Tage lang, aller Bittgänge ungeachtet, auf seiner Höhe.

Auch nach dieser Calamität fiel es den Päpsten nicht ein, für die Regelung des Flußbettes oder für den Schutz der Ufer etwas zu thun, und so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß noch in demselben Jahrhundert, und zwar unter der Regierung des ausgezeichneten Hadrian, nämlich im Jahre 791, die Stadt schon wieder das Opfer eines Tiberaustritts wurde. Diesmal war der ungestüme Fluß gar nicht damit zufrieden, durch die weite Porta Flaminia seinen Einzug zu halten, er riß, wie zum Hohn, das ganze Thor nieder und wälzte die Trümmer hoch im Bogen auf der Via Lata fort.

Eine der schrecklichsten Ueberschwemmungen aber, die Rom jemals erduldet und der diesjährigen in mehr als einer Beziehung am ähnlichsten, bleibt die vom December 1495. Damals trat der Strom gleichfalls so rasch und massenhaft aus und bedeckte die unteren Stadttheile in einem Augenblick mit seinen Fluthen dergestalt, daß die aus dem Consistorium zufällig heimkehrenden Cardinäle sich nur mit Mühe über die Engelsbrücke flüchten konnten. Paläste stürzten ein, in den Kirchen schwammen die Chorstühle umher, und durch die Straßen fuhr man auf Barken, wie in den Lagunen von Venedig.

Diese Wassersnoth fällt der Zeit nach mit einer andern Calamität zusammen, die nicht bloß über Rom, sondern über Italien, Frankreich und fast ganz Europa hereinbrach; ich meine jenes kolossale epidemische Umsichgreifen der Lustseuche, die damals zum ersten Mal so verheerend auftrat und in Neapel Mal francese, bei den Franzosen aber Mal de Naples genannt wurde. Zur Zeit des tiefsten sittlichen Verfalls auftretend, wurde diese damals allgemein für die schlimmste Pestilenz angesehene Krankheit von den Chronisten gerade so,

Pantheon.

wie die Ueberschwemmungen und anderes Unheil, als Act des göttlichen Strafgerichts aufgefaßt, und die heutigen Chronisten des alten Stils geben ihnen nichts nach, wenn sie in dem gleichzeitigen Zusammentreffen von dem Sturze der weltlichen Herrschaft des Papstes, dem Falle des dritten Buonaparte, der Ueberschwemmung Roms und dem Bombardement von Paris die Schale des göttlichen Zorns erblicken, der sich von Zeit zu Zeit über die Völker ergießt.

Unter denjenigen Plätzen Roms, welche der hereinbrechenden Wassersfluth ihrer Tieflage wegen am meisten ausgesetzt sind, ist die Piazza Navona der stattlichste und die della Rotonda mit dem Pantheon der belebteste. Das letztere ist wegen des offenen Ringes im Dache bei jedem einigermaßen anhaltenden Regenwetter unter Wasser gesetzt. Die Piazza Navona ist eben so sehr an das Element gewöhnt; sie wurde während des Mittelalters an heißen Augusttagen, wenn Rom mehr den Staub seiner Straßen als die Wellen seines Flusses zu fürchten brauchte, zuweilen in einen künstlichen See verwandelt, um die altüblichen Naumachien daselbst abzuhalten.

Doch wir wollen uns endlich aufs Trockene flüchten. Bei einer dieser Ueberschwemmungen, und zwar bei der zuerst erwähnten, scheint die alte Basilika von San Lorenzo fuori le mura stark gelitten zu haben; doch der Papst Pelagius der Zweite sorgte noch vor seinem Tode für einen erwähnenswerthen Neubau derselben. Der heilige Lorenz genoß stets eine ganz besondere Verehrung von Seiten des Clerus, er ist, so eigentlich in einem eminenten Sinne des Worts, der Schutzheilige der jungen Geistlichen. Seine Legende ist einfach. Als der heilige Sixtus, von Geburt ein Athener, zum Tode geführt wurde, rief ein junger Diacon mit Namen Laurentius ihn an: „Willst Du ohne Deinen Knecht dahin gehen?“ Da antwortete ihm der Märtyrer: „Ehe drei Tage herum sind, wirst Du jenseits mit mir vereinigt sein.“

Diese Prophezeiung sollte wirlich in Erfüllung gehen. Kaum war das Haupt des Sixtus gefallen, so ließ der heidnische Kaiser (Valerius, wenn ich nicht irre) den jungen Diaconen vor sich rufen und befahl ihm, die Schätze der Christen auszuliefern. Laurentius erbat sich Frist und er-

schien bald wieder an der Spitze von unzähligen Bettlern vor dem Throne, indem er sagte, dies seien die verlangten Schätze der Christen. Der Kaiser hielt solche ihm unverständliche symbolische Ausdrucksweise für Hohn und verurtheilte den Diacon auf der Stelle zum Tode, den er auch, es ist bekannt auf welche grausame Weise, erleiden mußte. Die Christen aber stahlen die Gebeine und gaben ihnen eine Ruhestätte im Dunkel der Erde, in einer Nische des unterirdischen Labyrinthes, das zu ihren heimlichen Zusammenkünften diente.

Ueber diesem Grabe, auf dem Ager Veranus, weihte Constantin ums Jahr 330 eine Kirche, welche der jetzigen, die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammt, nur noch als Chor dient; denn der heute noch stehende Porticus mit seinen sechs antiken ionischen Säulen wurde, wie die Wandmalereien mit des Papstes Bildniß andeuten, unter Honorius dem Dritten im Jahre 1216 hinzugefügt.

Schon Sixtus der Dritte hatte im vierten Jahrhundert das Grab des Märtyrers mit Porphyrsäulen umstellt und eine Capelle darüber errichtet; Pelagius aber begnügte sich nicht mit den Reliquien des einen Heiligen, zu denen nach und nach schon Pilger aus allen Weltgegenden strömten; er sammelte die der Verehrung nicht minder empfohlenen Ueberreste des heiligen Stephan und legte sie in dasselbe Grab, zu dem noch heute zwei Treppen hinabführen.

Die oben erwähnte Ueberschwemmung nun scheint diese

San Lorenzo fuori le mura.

alte Patriarchalbasilika mit Schutt und Schlamm bedeckt zu haben, Pelagius der Zweite aber stellte sie wieder her und Honorius der Dritte erweiterte und schmückte sie.

Ihm verdankt man die schöne Mosaik über dem Triumphbogen: die Figuren des heiligen Lorenz und des Papstes Pelagius des Zweiten, welche von Petrus vor den Heiland geführt werden; auf der andern Seite die Heiligen Paulus und Hyppolyte in weißen Gewändern; Christus selbst erscheint auf der Weltkugel sitzend; zu beiden Seiten sind Bethlehem und Jerusalem, des Herrn Wiege und Grab, figürlich dargestellt; das Ganze gehört nach Composition, Stimmung und Totaleindruck zur allerbesten byzantinischen Arbeit.

Die ganze Kirche sowohl wie die einzelnen stark beschädigten Kunstwerke darin ließ der gegenwärtige Papst einer gutgemeinten Restauration nach dem Plane des Grafen Vespigniani unterwerfen.

Man kann leider nicht behaupten, daß sich die Leistungen dieses römischen Architekten auf die Höhe der großen, aber gerechten Ansprüche, die sich an dieses Denkmal knüpfen, hinaufgeschwungen hätten.

Die Kirche ohne Chor, also ohne den eigentlichen Bau Constantin's, hat die gewöhnliche Eintheilung in drei Schiffe mit zweiundzwanzig antiken Säulen ionischer Ordnung von Granit; das schöne Fries, welches sie früher trugen, mit Reliefs, welche die Schifffahrt verherrlichten, wird jetzt im Museum des Capitols aufbewahrt und zierte höchst wahrscheinlich in Roms alten Tagen den Porticus der Octavia. Auf den Ursprung der Säulen weist eine besondere Decoration des Capitäls hin, die nach einer Stelle des Plinius zu erklären ist. Derselbe erzählt, daß zur Zeit des Agrippa zwei Künstler aus Korinth, deren Werke er bewundert, sich gewissermaßen hieroglyphischer Schrift bedient hätten, um

Im Chor von San Lorenzo fuori le mura.

ihre Namen zu verewigen. Der eine habe nämlich Sauros (Eidechse) geheißen und der andere Batrachos (Frosch). Da man ihnen nun nicht gestattet habe, ihre ehrlichen Namen mit einfachen Buchstaben einzumeißeln, so haben sie, wo es immer nur anging, an den Werken ihres Meißels eine Eidechse und einen Frosch angebracht. Diese beiden Thiere nun kann man allerdings jetzt noch in dem Laubwerk eines Capitäls erkennen, und somit wurde, da Plinius sich glücklicherweise keiner solchen Bilderschrift zu bedienen brauchte, der Wunsch der Künstler erreicht; ihre Säulen stehen noch und ihr Monogramm ist kein Geheimniß mehr.

Der Fußboden der Kirche, welcher beträchtlich erhöht wurde, ist eine wahre Perle des sogenannten opus Alexandrinum, aus Porphyr und Serpentin, Rosen nachbildend und zu vielfarbigen Arabesken kunstreich verschlungen; ebenso legen die Ambonen*) (steinerne Lehrpulte zur Absingung des Evangeliums oder auch einfache Kanzeln) gleichfalls glänzendes Zeugniß ab für die im dreizehnten Jahrhundert blühende Kunst der Cosmaten.

Wir können uns von der Kirche San Lorenzo fuori le mura unmöglich trennen, ohne zuletzt noch eines eben so künstlerischen wie historischen Monumentes Erwähnung gethan zu haben; ich meine das Grabmal des Cardinals Wilhelm Fieschi († 1256). Aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts existirt, glaube ich, kein derartiges Monument berühmter Personen in Rom mehr, die Reihe der

Klosterhof von San Lorenzo fuori le mura.

wenigen noch erhaltenen wird von dem soeben erwähnten eröffnet. Bevor die Pisanen anfingen, ihren selbständigen Grabmonumenten das volle Bürgerrecht zu erwerben, war es herrschender Gebrauch der hohen Geistlichkeit, sich einen antiken Sarkophag zur ewigen Ruhestätte auszuwählen.

Der des Cardinals Fieschi nun ist bekannt durch seine Reliefs, welche, wunderlich genug für einen Cardinalssarg, eine römische Hochzeitsfeier darstellen: und zwar das Brautpaar, vor demselben Hymen, und im Hintergrunde die umarmende Juno pronuba, links der Opferpriester, die Morgengabe, Männer mit Früchten und Thieren (den Besitzstand des Mannes andeutend), und rechts Frauen mit allerlei Toilettengegenständen für die Braut.

Während hier die sterbliche Hülle des Cardinals ruhig in den Armen des lachendsten Heidenthums schlummert, winkt drüben links im Chor hinter der Confession das „auf dem ganzen Erdkreise berühmte Grab der heiligen Cyriaka, an welchem fromme Gebete für die Verstorbenen diese sicher aus dem Fegefeuer befreien.“

Aus solchen Gegensätzen drängt es uns, hinauszutreten in den stillen Klosterhof, den ältesten von Rom, der unter der Fürsorge naturliebender Franziskaner zu einem schönen Garten voll seltener Blumen und Pflanzen geworden ist.

Doch ich kann diese Blätter nicht schließen, ohne noch einmal auf die Ueberschwemmungen zurückzukommen; eine derselben, welcher ich nicht erwähnte und die ins Jahr 1230 fällt, scheint mir doch besonders bemerkenswerth, namentlich wegen der Parallele mit den heutigen Zuständen Roms.

Damals war Friedrich der Zweite plötzlich aus dem

*) Abbildung S. 22 deutet links in der perspectivischen Ansicht der Säulenreihe des Mittelschiffes dieselben an.

Orient zurückgekehrt und hatte die päpstlichen Truppen, die Apulien während seiner Abwesenheit besetzt hielten, wieder hinausgeschlagen, wofür der Papst Gregor der Neunte von seinem Exil in Perugia aus aufs Neue ihm fluchte. Da trat am 1. Februar 1230 die Tiber mächtig aus, vernichtete das Marsfeld und die Leonina, riß die Brücke der Senatoren (nachher Ponte roto) ein und verheerte Rom aufs Schrecklichste. Das war der Zorn des Himmels, der die gottlose Stadt geißelte, weil sie die Ketzer freundlich aufgenommen und Abgesandte nach Arpino geschickt hatte, um den excommunicirten Kaiser zu beglückwünschen. Jetzt, als das Wasser den Römern an der Kehle saß, wurden sie kleinlaut und sandten flehende Boten nach Perugia: Nobili, Senatoren, die dem heiligen Vater zu Füßen fielen und um Gnade baten für das irregeleitete Volk, sowie um seine Rückkehr in die verwaiste Stadt baten. Da zog Gregor unter dem Jubelrufe des Volks wieder nach Rom, schloß einen dem Papstthum außerordentlich günstigen Frieden mit dem Kaiser, empfing ihn mit den Cardinälen zu Anagni, tafelte mit ihm im Familienpalast der Conti und fuhr dann in Rom fort, väterlich für die Stadt zu sorgen, indem er Geld unter das Volk vertheilte, Armenhäuser bauen ließ, die Brücken herstellte, Getreide herbeischaffte, die Kloaken reinigte und das „Unkraut der Häretiker“ durch ein strenges Strafgericht auszujäten begann. Tempora mutantur et nos mutamur in illis.

Die altgrönländische Religion und die religiösen Begriffe der heutigen Grönländer.

Von **J. Mestorf.**

II.

Die Geisterwelt und das Verhältniß der übernatürlichen Wesen zu den Menschen.

Die ganze sichtbare Welt ist erfüllt von Wesen, welche allen Dingen innewohnen und als Geist oder richtiger als Besitzer (Inua) einen gewissen Einfluß nicht nur auf den von ihm beherrschten Gegenstand, sondern durch diesen auch auf den Menschen ausüben. Alle Eindrücke, die der Mensch von der Außenwelt empfängt, rühren deshalb von dem Inua eines begrenzten Raumes her, wenngleich der Volksglaube in seiner jetzigen Gestalt es nicht geradezu ausspricht. Diese Geister sind entweder sichtbare Wesen in Menschen- oder Thiergestalt oder von dem Körper entfesselte Seelen, und in diesem Falle ist ihre Macht nur als Zuwachs ihrer natürlichen Eigenschaften zu betrachten, oder es sind wirklich übernatürliche Wesen, denen man die Lebensweise natürlicher Geschöpfe andichtet, oder endlich, es sind persönlich gedachte abstracte Begriffe, wie Schlaf, Hunger, Durst, Enthaltsamkeit, Wetter u. s. w. Die übernatürlichen Wesen haben einstmals wirklich als Menschen gelebt. Die Vorfahren der heutigen Grönländer kannten sie in ihrer alten Heimath oder fanden sie bei ihrer Einwanderung in Grönland wohnhaft, — sonach Indianer und die alten nordmännischen Colonisten*). Dieselben wurden zuerst mit übernatürlichen Eigenschaften ausgestattet, und einmal in mythische Gewandung gehüllt, gerieth ihre menschliche Natur allmälig in Vergessenheit. Wir finden hierin eine Stütze unserer Eingangs gestellten Behauptung, daß auch die jetzt in Grönland ansässigen Europäer, wenn die Colonien zu Grunde gingen, künftig als mythische Geschöpfe in den Ueberlieferungen der Eingeborenen fortleben würden.

Zur Wahrnehmung der Inue bedarf es eines der Geisterwelt geöffneten Auges. Sie erscheinen als Wetterleuchten oder Feuerschein, und ihr Anblick kann Tod und Starrkrampf verursachen. Der Inua des menschlichen Leichnams hält sich in der Regel in der Nähe des Grabes auf; doch besucht er bisweilen die Hinterbliebenen und giebt sich ihnen durch Ohrenklingen oder Flötenton zu erkennen. Verursacht er dem Menschen Ohrensausen, so ist das ein Zeichen, daß ihn hungert und nach Speise verlangt. Noch jetzt pflegt der Grönländer, wenn ihm das Ohr klingt, zu rufen: „Nimm nach Belieben!“ — Die Todten können ihren Angehörigen vergelten, was sie ihnen im Leben Gutes gethan. Sie werden Schutzgeister der Kinder und Kindeskinder und bevorzugen unter letzteren besonders diejenigen, welche ihren Namen tragen; aber der meuchlings Erschlagene rächt sich an seinem Mörder dadurch, daß er in ihn fährt und ihn zu allerlei Unthaten treibt. An dem „Umgehen“ hindert man den Todten, wenn man den Leichnam zerstückelt und einen Theil desselben in ein altes Grab legt. Alles was zu einer Leiche in Beziehung gestanden oder bei der Begräbnißceremonie gebraucht worden, ist gefährlich für die Menschen und die Inue der Nachbarschaft. Selbst die Insassen des Sterbehauses gelten als unrein. Pujortut nennt man sie und das Gesetz heischt, daß sie sich einige Tage in ihrer Behausung verbergen, damit die Inue des Wassers und der Luft nicht durch ihren Anblick erzürnt werden und Unwetter oder Mißfang veranlassen.

Entzieht sich ein Mensch, dem Unrecht zugefügt worden, allem Verkehr mit seinen Brüdern, so wird er Kivigtok. Er flieht ins Inland oder übers Meer, bisweilen in den Mond. Der Kivigtok ähnelt in mancher Beziehung den Geistern. Er ist vorschauend, gewandt und versteht die Sprache der Thiere, lebt bis ans Ende der Welt und weiß genau, in welchem Zustande die Stützen der Erde sich befinden.

---

*) Es sei hier daran erinnert, daß die heutigen Grönländer von anderm Stamme sind, als die, welche vor Erik dem Rothen das Land bewohnten. Letztere verschwanden vor den Europäern, welche nur selten einzelne „Zwergweiber in Lederbooten“ erblickten. Erst im vierzehnten Jahrhundert drangen Eskimostämme (Skrälinge) vom Lancastersund und der Baffinsbai südwärts und überfielen die ihrem Schicksal überlassenen Colonisten. Daß mehrere Einwanderungen verschiedener Stämme erfolgten, läßt sich daraus schließen, daß die Individuen, welche Hall und Lindenow im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Holsteinborg und Fredrikshaab raubten und nach Kopenhagen führten, nicht bloß hinsichtlich der Kleidertracht, sondern auch der Sprache so verschieden waren, daß sie sich nicht unter einander verständigen konnten.

Ein heimlich geborenes und gleich danach gestorbenes Kind wird Angiak. Es hält sich gewöhnlich in der Nähe der Mutter auf, fährt aber bisweilen in einem aus dem Schädel eines Hundes gemachten Kajak auf die See hinaus, um die Kajakmänner zu verderben, richtet Unglück an, wo es kann, und nimmt vor Allem Rache an denen, welche der Mutter Unglück verschuldet. Wird diese vor der Geburt des Kindes Kivigtok, so liegt ihr ob, sich und ihr Kind zu rächen, und erst, nachdem dies geschehen, erblickt das Kind das Licht der Welt.

Angerdlartugsiak sind Männer, denen durch besondere Erziehung die Fähigkeit verliehen wird, zu den Ihrigen zurückzukehren, nachdem sie auf der See ums Leben kamen. Die vorbereitenden Uebungen beginnen in frühester Kindheit. Der Knabe muß sich an die schlimmsten Gerüche gewöhnen, ohne Ekel zu zeigen, er darf keinen Hund necken, darf älteren Leuten nicht widersprechen, sondern muß sich in Allem ihrem Willen fügen. Wenn er zum ersten Mal den Kajak besteigt, empfiehlt der Vater ihn im Gebet den Seelen der verstorbenen Eltern und Großeltern. Wächst ein solcher Knabe heran und verunglückt er wirklich als Mann auf einer Kajakfahrt, so schwinden ihm die Sinne. In der Tiefe aber erwacht er wieder und erblickt die Großeltern, welche ihn an die Oberwelt zurückgeleiten. Sein Kopf ist in eine Fangblase gehüllt, ein loses Fell ist sein Kajak. Erblickt er am Strande einen Christen oder andere störende Dinge, so treibt er wieder in die See hinaus und sucht eine andere Landungsstelle. Kaum betritt sein Fuß den trockenen Boden, so umringen ihn alle Hunde der Nachbarschaft und schützen ihn vor der Gefahr, von bösen Inue ins Meer zurückgezogen zu werden. Tritt er ins Haus, so umfangen ihn die anwesenden Männer, und bei diesem Contact mit warmblütigen Geschöpfen verliert er abermals das Bewußtsein und kann nur dadurch ins Leben gerufen werden, daß man an seinem Lager die Lieder singt, mit denen er als kleines Kind in den Schlaf gelullt wurde. Hat man fünf Tage vergeblich auf die Heimkehr eines Kajakmannes gewartet, so kommt er nicht wieder. — So abenteuerlich dieser Glaube scheint, so läßt er sich doch wie mancher andere aus natürlichen Vorgängen erklären. Dr. Rink, welcher dies im Allgemeinen nicht zu berücksichtigen pflegt, erinnert doch hier daran, daß der Grönländer auf seinen Jagdzügen oftmals in Folge von Hunger, Ueberanstrengung oder Kälte von tiefer Ohnmacht befallen wird. Erwacht er aus der Erstarrung und schleppt er sich bis an die nächste Hütte, da ist es selbstverständlich, daß er erschöpft zusammenbricht und eines langen, festen Schlafes bedarf, um die Folgen der Strapazen zu überwinden.

Wir sagten vorhin, daß nach grönländischem Glauben alle lebendigen Geschöpfe eine Seele haben, und da kann es uns nicht befremden, daß auch in den eskimoischen Sagen, und zwar nicht nur in der Thierfabel, redende und mit Ueberlegung handelnde Thiere auftreten. Von einigen glaubt man zum wenigsten, daß sie in dieser Beziehung den Menschen gleich begabt sind, aber diese gelten dann als übernatürliche Wesen, und es sind sowohl beim Fange derselben als beim Ausschlachten besondere Gebräuche zu beobachten. Vielleicht gilt diese rücksichtsvolle Behandlung den Inue besonders nützlicher Thiere? Es gehört hierher die Sitte, daß beim Schlachten eines Thieres Freunde und Nachbaren mit Gaben bedacht werden. Freigiebigkeit im Vertheilen der Jagdbeute sichert den Erfolg für die nächste Jagd. Wer im Ueberfluß geizt, dem ist Jagdunglück gewiß*). Auch die Thiere üben Vergeltung. Der Hund ist vorschauend. Wird er wohlgepflegt, so warnt er seinen Herrn vor Gefahr und schützt ihn, hilft ihm in der Noth. Wie unentbehrlich dies Thier dem Grönländer ist, ist allbekannt. Renthiere und Vögel rächen sich an dem Jäger, der sie erbarmungslos aller Jungen beraubt, dadurch, daß sie über seine Kinder den Tod verhängen. Um die Gunst der Seehunde zu erhalten, sind vielerlei Dinge beim Fang, Schlachten und Ausnutzen des Thieres zu beobachten. Fängt man zu viele Seehunde an einem Orte, so nehmen sie furchtbare Rache. Sie nehmen Menschengestalt an, holen von der Ostküste ein Stück Treibeis und fahren nach dem Hause des Feindes, den sie bei Nacht im Schlaf überfallen. Umiarissat nennt man dieses Gespenst, und eben so nennt man andere Feinde, welche zur Nachtzeit schlafende Menschen überfallen*) und erschlagen. Sie sitzen quer im Boote und halten das Ruder außerhalb, wie die Indianer, oder wie man zu thun pflegt, wenn man einen Wal beschleicht.

Als die bekanntesten der übernatürlichen Wesen seien noch genannt:

Die Ignersuit. Sie zerfallen in die oberen Ignersuit oder Kutdlik und die unteren Ignersuit oder Atlit. Beide wohnen zwischen den Klippen am Strande unter der Erde; die erstgenannten in Fluthhöhe, letztere etwas tiefer. Der Eingang zu ihren Wohnungen ist schwer zu entdecken. Oeffnet sich ihr Wohnfelsen, so erblickt man einen hübschen Strand, ein Haus, die nöthigen Jagdgeräthe, aber Alles ist schöner und zierlicher als bei den Grönländern. Die oberen Ignersuit haben menschliche Gestalt, weiße Hautfarbe, wie die Europäer, kleine Nasen und rothe Augen. Sie sind den Menschen gewogen und unterstützen sie unbemerkt bei der Erlegung der größeren Seethiere. Nur von fern sind sie sichtbar. Wenn mehrere Genossen zusammen auf den Fang ausgehen, sehen sie nicht selten, daß ein Kajakmann von einem zweiten (einem Ignersuit) bei seiner Arbeit unterstützt wird. Die unteren Ignersuit oder Atlit haben gar keine Nasen und kein Haar. Sie sind tückisch und fahren nur aus, um Männer zu verderben. Von unwiderstehlicher Gewalt fühlen die Kühnen sich in die Tiefe gezogen. Dort zerbricht man ihre Geräthe, schneidet ihnen die Nasen ab und hält sie in peinlicher Gefangenschaft. So sehr die Atlit gefürchtet sind, so trösten sich die Anverwandten eines ausgebliebenen Seehundfängers doch mit der Hoffnung, daß er nicht ertrunken, sondern von den Atlit geholt sei. Nach einigen Sagen sind die Ignersuit Menschen, die vor der großen Fluth gelebt haben.

Kajarissat sind Seehundfänger von übermenschlicher Größe. Sie wohnen jenseits der entlegensten Jagdplätze im Meere, verstehen sich auf Zauberei und können, wenn sie eine Eisscholle besteigen und in ein kleines Rohr blasen, Sturm und Unwetter erregen. Ihre Ruder haben nur ein Blatt, wie die der indianischen Canoes. Bruchstücke von indianischen Rindenbooten, welche bisweilen an der Küste antreiben, gelten als ihr Eigenthum.

Die Inugpait sind gewaltige Leute, die in Akilinek, d. i. jenseits des Meeres, wohnen. Sie leben wie die Grönländer, aber ihre Kajake sind wie Berge groß und im Verhältniß dazu auch ihre Jagdthiere und Fanggeräthe. Es

---

*) Es ist immerhin möglich, daß die noch jetzt in Holstein übliche Sitte, beim Einschlachten Wurst und Fleisch an die Nachbaren zu schicken und unter die Armen zu vertheilen, sowie der Brauch, den letzten Teig im Troge zu einem Brote zu formen, das dem ersten Bettler gereicht wird, und mancher ähnliche, auf gleichen Glauben zurückzuführen ist, wenn auch die sprüchwörtliche Begründung desselben in Vergessenheit gerathen.

*) Dies erinnert unwillkürlich an die Erzählungen Hearne's und anderer Reisenden von den Streifzügen der Indianer gegen die Eskimo, die sie bei Nacht im Schlaf überfielen und mit teuflischer Lust marterten und hinmetzelten.

giebt Leute, welche sie aus der Ferne beobachtet haben. In Akilinek wohnt ferner ein einäugiges Riesengeschlecht. Auch fabelhafte Thiere giebt es dort: die Meerspinne und die Meerlaus, welche früher den Sund zwischen Grönland und Akilinek ausfüllten, und die Avingat, welche ein besonders kräftiges Amulet gegen die Umiarissat abgeben. (In Labrador heißt der in Westgrönland unbekannte Lemming Avingat.)

Unter den Inue des Binnenlandes sind die Tornit die gewaltigsten (Tunek, Plural Tornit, ist das ursprüngliche Eskimowort für Indianer). Sie wohnen in Gegenden, die bisweilen von Menschen besucht werden, doch ist der Eingang zu ihren Wohnungen mit Erde und Gestrüpp bedeckt. An Gestalt gleichen sie den Menschen, die sie „Küstenleute" nennen und als Feinde betrachten. Nur ausnahmsweise nehmen sie flüchtige Grönländer bei sich auf und verschwägern sich mit ihnen. Sie sind zauberkundig, suchen ihren Lebensunterhalt auf der See, die sie ohne Kajak im Nebel befahren, daher der Nebel sprüchwörtlich „der Kajak der Tornit" heißt.

Klein wie die Zwerge sind die Inuarudligkat, welche in früheren Zeiten zu den „Küstenleuten" gehörten, sich aber von diesen trennten und nordwärts zogen. Sie besitzen, wie alle Zwerge, manche Geschicklichkeiten. Die Europäer lehrten sie Schießwaffen machen. Sie selbst haben eine Waffe, mit der man einen Menschen in weitester Ferne verwunden und tödten kann, indem man auf ihn zielt (vergl. den Lappenschuß oder Hexenschuß). Den Menschen erweisen sie sich freundlich, schenken ihnen wohl auch eine „Zielwaffe", doch unter der Bedingung, daß sie sich derselben nicht zum Schaden ihrer Nebenmenschen bedienen. Ihre Wohnungen sind zierlich und von musterhafter Reinlichkeit, „wie die der Europäer."

Garstige, verabscheute Wesen sind die Erkigdlit. Sie sind schnellfüßig, wie alle Inlandsbewohner, und gewandte Bogenschützen, haben aber bei einem menschlichen Oberkörper den Unterkörper eines Hundes und stammen vom Menschen und Hunde ab. — Wenn Brinton (The Myths of the new world) nach Richardson (Arctic Expedition) sagt, daß die Eskimo an der Westküste von Grönland vom Hunde abzustammen glauben, so muß diese Mittheilung auf einem Irrthum beruhen. Nach der von Dr. Rink mitgetheilten Ueberlieferung stammen aus einer Ehe zwischen Mensch und Hund, wie wir deren auch in unseren Märchen kennen, die Erkigdlit und — die Europäer.

Außer vorbenannten und noch vielen ähnlichen seltsamen Wesen, die sich aus einer frühern oder flüchtigen Begegnung mit fremden Eskimo- und Indianerstämmen erklären, bevölkert die grönländische Phantasie das Binnenland noch mit fabelhaften Thieren. Da ist der Amarok (bei einigen Eskimostämmen heißt so der Wolf), ein gewaltiges Thier, welches die Seele aus dem Menschenkörper ziehen kann. Er ist allwissend, Niemand kann sich vor ihm verbergen. Einem Kinde, welches zum Inua der Stärke betete, erschien Amarok und verlieh ihm außerordentliche Körperkraft. Vögel, die mit ihren Schnäbeln Steine aushöhlen, Thiere, welche mit ihren Zähnen Felsen zu Sand zermalmen und andere Schreckbilder halten die Furcht der Küstenbewohner vor dem Binnenlande stets rege und wach.

Sind schon Erde und Meer von Geistern bewohnt, so läßt sich denken, daß auch der Himmel mit seinen tausend Sternen nicht unbevölkert ist. Außer den „Ballspielern" finden wir dort die Inue der Himmelskörper, die einst als lebende Menschen von der Erde entführt wurden, zeitweilig aber dahin zurückkehren können (Sternschnuppen?). An den Inue des Mondes und der Sonne haftet ein bekannter Mythus. Aningaut, ein schöner Erdenjüngling, liebte seine Schwester Malina. Sie floh vor ihm, beide wurden himmelwärts entführt und in Gestirne verwandelt, und noch jetzt flieht Malina, die Sonne, vor ihrem Bruder Aningaut, dem Monde. Man warnt die grönländischen Jungfrauen, nicht zu lange in den Mond zu schauen und bei Vollmond nicht allein draußen zu gehen. In Ingemann's anziehender grönländischer Erzählung, Kunnuk und Naja, warnt ein junges Mädchen die Freundin:

„Naja! Naja!
Sieh nicht nach dem Monde,
Aningaut ist falsch:
Er läuft ja hinter alle Schönen.
Er läuft hinter die Sonne
Den ganzen Tag —
Vom Berge im Osten
Zum Meere im Westen.
Er läuft hinter die Sonne
Die ganze Nacht
Und küßt unterwegs alle hübschen Mädchen."

Aningaut kommt, wann es ihm beliebt, zur Erde nieder. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger. Seine Thiere sind gezeichnet, und wehe dem, der in sein Revier kommt. Im leichten Schlitten gleitet er pfeilschnell übers Eis. Er kann die Seele aus dem Menschen ziehen und thut dies bei den tüchtigsten Seehundfängern, um sie für seinen Dienst zu gewinnen. Doch zeigt er sich mitunter auch gütig und schätzt Muth und Tapferkeit. Mondfinsterniß ist ein Beweis, daß er zürnt. — Leute, welche den Mond (die Sonne?) besuchten, sahen dort ein schönes Weib, das von hinten aber einem Todtengerippe gleich sah. — Ob Aningaut und Malina als Inue des Mondes und der Sonne oder als die Gestirne selbst gedacht werden, läßt sich nicht mit Klarheit ermitteln.

Ein gefürchtetes Wesen ist auch Erdlaveersissok (die Eingeweideausnehmerin), ein Weib, welches am Wege nach dem Monde, in einem Berge wohnt. Durch närrische Geberden reizt sie den Wanderer zum Lachen, sobald er aber den Mund zum Lächeln verzieht, schlitzt sie ihm den Leib auf und reißt die Eingeweide heraus. Den Mond haßt sie. Wer ihr gelobt, sie im Kampfe gegen ihn zu unterstützen, dem verspricht sie ihren Schutz. Geräth sie in Zorn, so droht sie die Erdstützen umzureißen. — Dr. Rink meint, dieses Weib als Inua des Gelächters erklären zu dürfen. Uns scheint die Auffassung als Inua des Gewitters oder des Sturmes vorzuziehen. Sturm und Donner sind in der mythischen Ausdrucksweise das Lachen der Götter. Ahmt man dem Lachen und Getöse des vorüberfahrenden Seelenheeres nach, so straft der Seelenführer (der wilde Jäger) diese Vermessenheit auf grausame Art. Diese Aehnlichkeit einer mythischen Vorstellung bei den Eskimo und Germanen darf uns nicht wundern; sie ist nicht die erste, die dem Mythenkundigen in vorstehenden Mittheilungen aufgefallen sein wird. Daß dieselbe nicht nothwendigerweise aus einem frühen Verkehr beider erklärt werden muß, beweist eine unlängst in diesem Blatte („Globus" XVIII, 15) gegebene Kennzeichnung eines australischen Volksstammes, dessen wiewohl viel roherer Geisterglaube in überraschender Weise an den Inueglauben der grönländischen Eskimo erinnert.

Was dem christlichen Grönländer von diesem Geisterglauben anhaftet.

Im Allgemeinen glaubt der Grönländer noch jetzt an alle im vorigen Abschnitte genannten übernatürlichen Wesen, deren Existenz so wenig wie die Tornasuk's von den christlichen Missionären abgeleugnet ist. Egede lehrte sogar, daß die Ignersuit zum Teufelsgezücht gehörten, und daß er Gott bitten wolle, er möge sie mit seinen Engelschaaren bekämpfen. Vor dem Einfluß der bösen Mächte schützt die Taufe; die

guten sucht man zu Freunde zu halten. Daß der Grönländer durch belehrende Lectüre in diesem Glauben erschüttert werde, ist wenigstens fürs Erste nicht denkbar. Die weite Einöde, die er täglich im Hundeschlitten oder Kajak einsam durcheilt, die gewaltige Nervenspannung, langes Fasten ꝛc. sind ganz dazu angethan, Hallucinationen hervorzurufen, und noch jetzt würde seine Phantasie Land und Luft mit unsichtbaren Wesen bevölkern, wäre deren Existenz nicht schon als Glaubenssatzung durch die Tradition bestätigt. Mit den Pujortut (den Insassen eines Sterbehauses) wagt noch jetzt Niemand zu verkehren. Selbst den Pujortugsat vermeidet man, d. i. ein Mann, dem durch Unglück auf der Jagd angekündigt wird, daß einer seiner Angehörigen sterben werde. Auch Kivigtut giebt es noch. Sie verkehren mit den Binnenland-Inue und den heidnischen Kivigtut, die bis ans Ende der Welt leben. Man fürchtet sie; die Angiak (die Kinderseelen) gelten dahingegen als ungefährlich. An die Rache der Thiere glaubt man allgemein. Vor nicht gar langer Zeit wurde noch auf einen Umiarissat (Seehund in Menschengestalt) geschossen. Getaufte Kinder können nicht zu Angerdlartugsiat erzogen werden. In Julianehaab glaubt man noch an sie; es ist die Nähe der heidnischen Ostküste, welche sich hierin wie in manchen anderen Dingen fühlbar macht. In den Herrnhutercolonien weiß man, daß die Todten, die auf dem Missionskirchhofe begraben werden, nicht umgehen; „sie können nicht einmal flöten“. Am lebendigsten ist der Glaube an die Ignersuit. Der heimkehrende Kajakmann entdeckt nicht selten an dem von ihm erlegten Seehunde eine Wunde, die nicht von seiner Harpune herrührt: sie wurde dem Thiere von einem Ignersuit beigebracht, der ihn unbemerkt beim Fang unterstützte. Die Furcht vor den Bewohnern des Binnenlandes beherrscht den Grönländer noch jetzt dergestalt, daß er gewisse Fjorde vermeidet und nur in äußerster Noth sich allein aufs Binneneis wagt. In dem Fjorde von Godthaab hat sich übrigens, wie die Eingeborenen versichern, seit mehreren Jahren kein Amarok (mythischer Wolf) mehr gezeigt. Den Mond anzublicken gilt für gefährlich. Ob Aningaut noch jetzt in den dänischen Districten jagt, konnte Dr. Rink nicht erfragen. In den Herrnhutercolonien wagt man den Mond zu lästern, weil die Missionäre lehren, daß man alles Weltliche verachten soll.

Erläuterungen zu einem chinesischen Mordfächer aus Tientsin.

Von **Karl Andree.**

II.

Nach den von uns geschilderten Mordauftritten in Tientsin benahmen sich die katholischen Missionäre und barmherzigen Schwestern in Peking und in anderen Städten darin verständig, daß sie das Predigen einstellten und ihre Schulen bis auf Weiteres schlossen. Dagegen waren manche anglikanische Missionäre unvernünftig genug, nun erst recht herausfordernd aufzutreten. Jene in Canton erklärten, daß sie „an einem götzendienerischen Compact mit den Baalspriestern nicht Theil haben wollten!“

Alle Irrungen zwischen Europäern und Chinesen während der letzten Jahre sind durch die rohe Aufdringlichkeit der anglikanischen Sendlinge hervorgerufen worden. Sie trieben ihr Unwesen so arg, daß am Ende die englische Regierung scharf gegen dasselbe auftreten und sie nachdrücklich warnen mußte. Man behandelt in England jene „Apostel des wahren Glaubens“ mit viel zu großer Rücksicht, aber jetzt muß doch auch die „Times“ eingestehen, „daß die Unruhen in Yang tschen, Schan tong, Tientsin und an vielen anderen Orten durch den widersinnigen Eifer der Missionäre entstanden seien“ (have sprung from the imprudent zeal of Missionaires; „Mail“, 22. November). Sie sagt weiter: „Wenn wir nicht etwa recht bald in einen Krieg mit China verwickelt werden, so wird das nicht die Schuld der Missionäre in jenem Reiche sein, sowohl der englischen wie der französischen. Diese irrepressibeln Ecclesiastiker scheinen zu glauben, daß die Religion der Chinesen, welche sie götzendienerisch nennen, gar keine Religion sei, und daß sie eine Invasion in das Reich riskiren können, um Proselyten zu machen. Aber es ist Thatsache, daß diese „umnachteten Götzenanbeter“ ihrer Religion sehr anhänglich sind, so sehr, daß die Missionärfrage nun sehr ernsthaft geworden ist; sie allein gefährdet die freundlichen Beziehungen zwischen der chinesischen Regierung und den fremden Völkern. Bei den Irrungen, welche durch die Missionäre hervorgerufen wurden, haben die chinesischen Behörden sich im Allgemeinen ganz vortrefflich benommen. . . .“

Wenige Wochen nach den Vorgängen in Tientsin, als weit und breit in China große Aufregung herrschte, beliebte es einem anglikanischen Sendling, zu zeigen, daß er auf Heiden, Götzendiener, Baalspriester für keinen Penny Werth lege. Die Sache ist folgende. Unweit von Canton liegt die Stadt Fatschan, deren Einwohnerschaft für turbulent gilt. Diesen Punkt erkoren sich die Missionäre, um „die Söhne Belials“ zu bekehren. Sie gewannen auch Anhänger und wollten nun, um gegen die Götzentempel einen Trumpf auszuspielen, für dieselben eine Capelle haben, zu welcher das Geld in der üblichen Weise zusammengeschnurrt wurde. Die Leute in Fatschan waren indeß so widerborstig, daß ein methodistischer Missionär es für gerathen hielt, dort keine Geschäfte mehr zu machen. Am 21. September sollte die von den chinesischen Neuchristen aufgeführte Capelle „mit einer großen Demonstration“ eingeweiht werden, „in großem Style“; eine ganze Schaar von Missionären und Neuchristen wurde eingeladen, sie blieben jedoch klüglich aus. Die Fatschaner hatten schon vorher laut erklärt, daß sie das Gebäude niederreißen wollten, sobald dasselbe fertig sei, und nun steckten sie es wirklich in Brand. Die Neubekehrten wurden mit Prügeln und Steinwürfen bedacht, behielten aber das Leben; der Anstifter der ganzen Angelegenheit, ein Reverend Chalmers, war fortgelaufen, als er sah, was nicht ausbleiben konnte, und hatte seine Herde im Stiche gelassen. Um die Warnungen, welche die englische Gesandtschaft in Peking hatte ergehen lassen, bekümmerte sich dieser „Knecht Jehovas“ nicht. Man begreift, daß die Europäer in China dieses Unfuges der Missionäre überdrüssig sind, weshalb

sie darauf dringen, daß „den widerwärtigen Stänkereien dieser aufdringlichen und zu nicht geringem Theil ungebildeten, schlecht erzogenen Personen“ ein Ende gemacht werde.

Wir lassen zur Erläuterung der Sachlage hier ein interessantes Document folgen, das keines Commentars bedarf; es ist schon an und für sich eine Auseinandersetzung, welche darthut, wie gespannt die Verhältnisse sind. Es ist ein Brief, welchen Tseng kwo fan, Gouverneur von Petschili und einer der angesehensten Mandarinen im Reiche, an den englischen Gesandten Thomas Wade in Peking gerichtet hat. Schwerlich giebt es ein anderes Actenstück, das einen o gründlichen Einblick in die gegenwärtige Anschauungsweise der Chinesen gewährt.

Es gehört ein hoher Grad von Eigendünkel dazu, Männer von solcher geistigen Begabung und praktischen Auffassung der Verhältnisse als „Barbaren“ hinzustellen. Daß der Gouverneur in seinem Schreiben die Formeln der Höflichkeit nach chinesischer Etikette beobachtet, versteht sich bei einem Würdenträger so hohen Ranges von selber. Er redet deshalb den Engländer an: „Erlauchter Prinz Wade“; den Titel Prinz giebt er auch dem Herrn Hart, welcher als Oberzolldirector der eröffneten Häfen in Diensten der chinesischen Regierung steht und ein von den Eingeborenen sehr geachteter Mann ist. Den Styl kann man in seiner Art als musterhaft bezeichnen. Tseng kwo fan schreibt:

„Seit wir vor nun acht Jahren von einander schieden, hat es mich stets betrübt, daß wir getrennt leben. Sie, mein Herr, haben, gleich einem Vogel, Ihre Schwingen nach den himmlischen Straßen (— der Haupt- und Kaiserstadt Peking —) gelenkt, während ich armer Provinzbewohner gleich einer zusammengewickelten Schlange auf die Meeresküste angewiesen blieb. Dessenungeachtet habe ich mir oft vergegenwärtigt, wie glänzend Ihr Ruhm ist, obwohl ich keine Gelegenheit fand, persönlich mit Ihnen zu verkehren.

Nun ist jüngst aus der Hauptstadt ein Mann bei mir gewesen, welcher mir ausführlich entwickelte, daß Sie der Regierung persönlich eine Abhandlung unter dem Titel: „Eine kurze und klare Auseinandersetzung“ eingereicht haben. Ich erfuhr ferner von jenem Manne, daß der Obercommissarius des Zollwesens, Prinz Hart, ein Schriftstück: „Ansichten eines Unbetheiligten“ verfaßt habe. Beide Documente sind sehr lang; eine Sentenz ist auf die andere gehäuft, Paragraph auf Paragraph, und jedes enthält viele Tausend Schriftzeichen. Sie handeln mit endloser Ausführlichkeit über chinesische und auswärtige Angelegenheiten. Jedem verständigen Chinesen, der sie liest, müssen dabei die Haare zu Berge stehen; er wird in Unwillen entbrennen, er wird vor Scham erröthen und nicht wissen, wo er sein Haupt verbergen solle. O, Ambassadeur, Ambassadeur, wie tief und umfassend ist die Liebe, welche ihr für unser Land hegt!!

Ihr gehorsamer Diener wagt es, privatim seine Ueberraschung darüber auszudrücken, daß Ihr, Gentlemen, so viel Scharfsinn entwickelt, wenn es sich um Rathschläge handelt, welche Ihr Anderen gebt, und doch gleichzeitig so viel Beschränktheit des Auffassungsvermögens in Bezug auf das bethätigt, was Euch selber angeht. Wo es sich um die Angelegenheiten Anderer handelt, da ist Euer Unterscheidungsvermögen klar wie die Sonne, aber in dem, was Eure Sache ist, so schwarz wie die Finsterniß. Ihr behandelt die Beziehungen zwischen China und fremden Ländern mit so großem Scharfsinn; deshalb überrascht es mich, daß Ihr in Eueren Ansichten über die Himmelslehre so weit vom Ziele schießt, und daß dieselben unmöglich eine allgemeine Anwendung finden können.

Sie, mein Herr, haben viele Jahre im Reiche der Mitte gelebt und jüngst eine Ruhestätte in der Hauptstadt gefunden. Dort ist Ihnen die Gelegenheit geboten, täglich die Reichszeitung einzusehen und mit Allem, was im Palaste vorgeht, bekannt zu werden. Es giebt kein aus allen vier Theilen des Reiches beim Thron einlaufendes Actenstück, von welchem Sie nicht Kunde haben können.

Ihr gehorsamer Diener ist allzeit der Meinung gewesen, daß der Mann, welcher an der Spitze des Reiches steht, in seinen Handlungen mit den Gefühlen des Volkes übereinstimmen und nach den Geboten der Himmelslehre handeln müsse. Er darf nicht lediglich seine eigene Erhebung und hohe Stellung ins Auge fassen. Aber aus Eueren Worten, Gentlemen, scheint hervorzugehen, daß es für Euch noch eine andere Lehre giebt, welche außerhalb der Lehre des Universums steht. Um Euch das klar zu beweisen, stelle ich die nachfolgenden Erörterungen an.

Nehmen Sie einmal an, daß ein Mann von erblichem Adel ein stattliches Gut besitze mit Gebäuden, die so zahllos aneinander hängen wie die Wolken. Er ist nicht im Stande, dasselbe in allen einzelnen Theilen auszubessern, und deshalb treten nach und nach Anzeichen des Verfalles zu Tage. Nun kommt ein Nachbar, der schon seit Jahren nach dem Gute begehrt hat, und spricht: „Sie, mein Herr, besitzen ein sehr großes Haus, das an einer sehr belebten Fahrstraße liegt; ich will Ihnen dasselbe abmiethen.“ Er wartet aber nicht, bis man dazu Ja oder Nein gesagt hat, sondern zwingt dem Edelmanne das Ja auf und nimmt mit Gewalt Besitz.

Nach einiger Zeit stellt er sich abermals ein und spricht: „Die Mauern Ihres Hauses, mein Herr, bedürfen höchst nothwendig der Ausbesserung; auf dem Gute treiben sich viele Diebe und Räuber umher; weshalb halten Sie nicht Alles in Ordnung? Wenn Sie das nicht können, will ich Ihnen behülflich sein.“ Was war das Ende von der Sache? Der Edelmann verlor sein Gut und dasselbe kam in die Hände des Nachbars.

Nun, mein Herr, erlaube ich mir die Frage, was für eine Lehre darin steckt? Sie sprechen von „Mangel an gutem Willen und Unfähigkeit“ und daß „der Mächtige den Widerwilligen zwingen, dem Schwachen, Unvermögenden Beistand leisten müsse.“ Ist ein Unterschied zwischen dem, was ich gesagt habe, und dem, was Sie aufstellen? Uebrigens wissen Sie sehr wohl, daß Fremde und Eingeborene über den Stand der Angelegenheiten theils verschieden, theils übereinstimmend denken.

Lassen Sie mich zunächst über die Handelsangelegenheiten reden.

Bislang haben die Kaiser von China die Wurzel stets höher geachtet als die Zweige; sie haben den Ackersmann geehrt, welcher den Boden bestellt, und den, welcher Seidenwürmer züchtet. Diejenigen Classen, welche Handel treiben, sind von ihnen geringer geachtet worden. Die Verordnungen über Zollhäuser und Märkte sollten dazu dienen, daß der Landmann möglichst in seinem Heimathorte bleibe. Handel über See und nach fremden Ländern wurde seit undenklicher Zeit streng verboten. Heutzutage jedoch werden Zehntausende von Meilen auf dem gewaltigen Ocean hin und her zurückgelegt, und zwar des Handels wegen. Menschen aus fremden Gegenden zeigen großes Begehren, nach dem Reiche der Mitte zu kommen, während Eingeborene des letztern kein Verlangen äußern, nach anderen Ländern zu gehen. (— Hier hat der Mandarin nicht an die Chinesen auf den Philippinen, im Indischen Archipelagus, in Hinterindien gedacht, wo sie nach Millionen zählen; auch hat er Australien und Californien, überhaupt Amerika vergessen! —) Hier ist also im Verstande der Menschen eine verschiedene Auffassung; jene des Eingeborenen ist durchaus ab-

weichend von der des Ausländers. Wir finden übrigens, daß alle Ausländer ohne Ausnahme einander gleich sind: in sorgfältigem Abwägen von Capital und Zinsen, in der Gier, so viel Geld als möglich herauszuschlagen, für ihre Familien zu sorgen und ihren Hausstand so behäbig als irgend angeht zu machen.

Von den ersten Tagen an, als die westlichen Völker anfingen, mit dem chinesischen Reiche Handel zu treiben, bis herab auf den heutigen Tag, ist von ihrer Seite Alles darauf berechnet worden, uns der Quellen unseres Wohlstandes und Vortheils verlustig zu machen, und zu diesem Behufe haben sie Bestimmungen in die Verträge gebracht; nichts, was darauf hinzielte, haben sie ausgelassen. Wenn aber die westlichen Völker Alles bekommen, was bleibt dann den Eingeborenen Chinas übrig?

Ihr Herren verlangt, daß allemal nach Verlauf von zehn Jahren die Verträge einer Revision unterworfen werden sollen, das heißt: Wenn Ihr Leute aus dem Westen etwas verlangt, so wollt Ihr das auch haben, und Ihr wollt nicht nachlassen, bis Ihr es habt. Nun, überlegen wir einmal die Sache und fällen wir ein unparteiisches Urtheil. Wenn Ihr westlichen Leute etwas fordert, was China zu gewähren im Stande ist, gut. Falls Ihr jedoch sagt: „Unsere Wagenräder und die Hufe unserer Rosse sollen sich der Länge und Breite nach durch das ganze Land bewegen," dann müßten, auf daß Eure Wünsche erfüllt würden, die fünf Gebirge und die vier Meere Chinas, welche der Himmel geschaffen hat, dem Boden gleich gemacht und ausgefüllt werden, um eine prächtige Fläche herzustellen, auf welcher Ihr Euch nach Belieben hin und her bewegen und Alles, was Ihr begehrt, haben könntet. Dann müßten Hunderte, Tausende und Zehntausende des chinesischen Volks Eure Sklaven werden; die Hunderte, Tausende und Zehntausende von Waaren aller Art, Gold und Edelsteine, würden in Euren Schatzkammern aufgehäuft; die Hunderte, Tausende und Zehntausende von Aeckern, Häusern und Gärten würden Euch Steuer zahlen müssen; die Hunderte, Tausende und Zehntausende lebender Wesen, Vögel, vierfüßiger Thiere und Fische würden Eurer gewärtig und Euch zu Willen sein müssen!

Wenn nun eins von alle dem nicht ausführbar wäre, so würdet Ihr dennoch darauf bestehen. Laßt Euch indessen sagen, daß, im Fall Ihr unverständigerweise auch nur eine jener unthunlichen Sachen dem Volke des Mittelreiches aufdringen wollt, dasselbe sich in Masse erheben und Euch seine Speere in den Bauch rennen wird. Dann werden die Waaren, Gold und Edelsteine, die Ihr nur liebt und nicht haßt, sein wie Fäulniß in Eurem Fleische, wie ein fressender Krebs in Euren Knochen! Die Aecker, Häuser und Gärten, welche Ihr so gierig ankauft und um keinen Preis wieder verkaufen wollt, werden zu eben so vielen Netzen und Fallen, in denen Ihr zu Grunde gehen müßt. Die Vögel und vierfüßigen Thiere und Fische, an denen Ihr so großen Gefallen habt, sie alle werden Eure erbittertsten Feinde sein. Ueberall, wohin Ihr geht, selbst in Euren eigenen Wohnungen, jederzeit, allüberall und unter allen Umständen werdet Ihr Gegner finden. Und weshalb? Ganz einfach deshalb, weil Ihr Euch nicht mit dem allgemeinen Bewußtsein des Volkes in Uebereinstimmung bringen wollt, und eben so wenig mit der Lehre des Himmels. Deshalb treten alle diese Gewalten gegen Euch auf.

Lassen Sie mich nun von der Religion reden.

Die großen Lehrer des Mittelreiches sind die alten Könige Nyiao, Schen, Yü, Tong, Weng, Wi, Fürst Tsin und Confucius. Diese heiligen Männer griffen nicht den ersten besten Menschen, der vorüberging, auf, um ihm zu sagen: „Höre, Du mußt meine Lehre annehmen." Doch vom Kaiser angefangen und bis zum ärmsten Manne herab, und von den ältesten Zeiten bis auf diesen Tag giebt es keinen Einzigen, der nicht Bekenner ihrer Lehre wäre. Der Lehre dieser großen Männer abzusagen und eine andere Religion anzunehmen, das heißt so viel als unter das Vieh gehen und freiwillig ein Vieh zu werden. Thatsächlich genommen versteht es sich ganz von selber, daß alle Menschen, denen der Verstand nicht abhanden gekommen ist, der Lehre der Könige Nyiao, Schen, Yü, Tong, Weng, Wi, des Fürsten Tsin und des Confucius folgen. Diese haben die Lehre über das Wohlwollen und die Rechtschaffenheit bis zur Vollkommenheit ausgebildet; sie haben das Gesetz des Himmels und die Natur des Menschen vollkommen ergründet, und in Allem, was sie gesagt, steckt auch nicht die kleinste Spur von Irrthum. Und so kommt es, daß die Menschen, auch ohne daß ihnen allerlei vorgepredigt wird und ohne daß man sie zu ermahnen brauchte, ganz naturgemäß diese Lehre annehmen.

Nun aber drängen Lehrer aus dem Westen sich auf, und laufen hierhin und dorthin nach allen vier Himmelsvierteln, um die Religion des Himmelsherrn zu verbreiten; sie erlernen die örtlichen Mundarten, eröffnen Säle, in denen sie Predigten halten, sprechen tausend Worte und zehntausend Sentenzen, bis ihre Zunge nicht mehr weiter kann und ihre Lippen trocken werden. Das Alles thun sie, um Leute zum Glauben an ihre Religion zu überreden, und das nennen sie dann „Glauben an den Himmelsherrn". Nun giebt es aber Dinge in dieser Religion, welche man unmöglich glauben kann und welche selbst die, welche sie lehren, nicht glauben können. Aber der gesunde Menschenverstand wird nicht damit einverstanden sein, daß man Andere ermahnt, an das zu glauben, was man selber nicht glauben kann, und noch weniger damit, daß man Andere zu einem solchen Glauben zwingen will. Falls sich aber trotzdem unter tausend oder hundert ein paar finden, welche so etwas glauben, dann sind es allemal Dienstleute, arme Schlucker, alte Bauerweiber, das dümmste und schlechteste Volk; — möglicherweise auch einige schlechte Subjecte, Unkraut aus dem Volke, verächtliches Gesindel, mit welchem rechtliche Leute nichts zu schaffen haben mögen, Subjecte, die nichts zu beißen und zu brechen haben. Derlei Auswurf nimmt dann jene Religion an, um Futter zu bekommen. Aber gerade Leute dieses Gelichters sind es, die an Orten, wohin weder das Ohr noch das Auge des Bischofs reicht, fortfahren, den Göttern zu opfern und ihre Voreltern auf deren Gräbern zu ehren, was doch den sogenannten zehn Geboten widerspricht. Das kommt nicht etwa davon her, weil sie sich nicht davor fürchten, „niederzufahren zur Hölle oder emporzusteigen zum Himmel", sondern sie thun es, weil der Himmel ihnen unausrottbar die Natur eingepflanzt hat, welche sie ein- für allemal besitzen und welche möglicherweise durch keinerlei Geschwätz über „Himmel oder Hölle" ausgetilgt werden kann. —

Der Mandarin erwähnt dann des Buddhismus und der Lehre des Tao tse; beide seien zu jeder Zeit von den Kaisern respectirt worden und man habe ihnen niemals Hindernisse in den Weg gelegt. Buddha, sagt er, war ein geschickter, intelligenter Mann, und seine Lehre ist durch chinesische Weise verschönert worden; allerdings findet man in seiner Lehre mysteriöse und unverständliche Dinge, durch welche unwissenschaftliche Leute sich haben hintergehen lassen. Was Tao tse anbelangt, so schärft er Mitleid und Erbarmen ein, Mäßigkeit, Reinheit; er warnt vor Selbstsucht. Der Gebieter der Erde (d. h. der Kaiser) hat diesen Secten nichts in den Weg gelegt und durch sie ist das Reich niemals beunruhigt worden.

Die Religion des Himmelsherrn (die Lehre der Christen) wurde beim Ausgange der Ming-Dynastie in China ein-

geführt (— Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts —). Die ersten, welche sie lehrten, waren in der Sternkunde, Geographie und Arithmetik wohl bewandert, und die Bücher, welche sie über diese Gegenstände geschrieben haben, enthalten unbestreitbare Wahrheiten, die mit den Ansichten unserer eigenen Gelehrten im Einklange stehen. Deswegen gingen alle hohen Würdenträger und Gelehrten jener Zeit gern mit ihnen um. Nun möchte ich aber die Frage aufwerfen, welche von den heutigen Lehrern mit jenen Männern einen Vergleich aushalten können? Keiner; nicht ein Einziger. Was die heutigen Lehrer (— Missionäre —) über religiöse Sachen vorbringen, das ist Alles qualmiges, geistloses Zeug, falsch, seicht, roh. Sie beweisen, daß sie von dem, was im Reiche der Mitte als Lehre gilt, rein nichts wissen. Trotzdem machen sie es wie die Buddhisten, indem sie die Beihülfe intelligenter chinesischer Gelehrten verschmähen und deren Erzeugnisse nicht aufrichtig würdigen. Sie eröffnen Hallen, in denen sie predigen, und geben mit unendlicher Weitschweifigkeit tolles Zeug zum Besten, so daß man zu träumen glaubt. Wer auch nur ein Bischen gesunden Menschenverstand hat, kann diese Leute (— die Missionäre —) nicht anhören, ohne daß ihm vor Lachen der Bauch wackelt.

Der Buddhismus und die Lehre des Tao tse sind viel umfassend und fein gedacht, doch haben beide nicht vermocht, das chinesische Volk von den Lehren seiner alten Weisen und Könige abwendig zu machen. Das wird noch viel weniger die Religion des Himmelsherrn vermögen, welche ja auch so unvergleichlich tiefer steht, als Buddhismus und Tao-tse-Lehre! Erfolg ist unmöglich, aber trotzdem bestehen sie (— die Missionäre —) darauf, sie zu verbreiten. Ihre Absichten sind augenfällig. Sie wissen recht wohl, daß die Chinesen ihre Lehre niemals annehmen werden, aber sie wenden ausgeklügelte Mittel an, um ihre Zwecke zu erreichen. Sie zeigen sich in Kleinigkeiten mitleidig, sie füllen Mund und Magen armer Leute; sie thun da und dort irgend etwas Verdienstliches, um Augen und Ohren der Menge zu kitzeln. Sie schwatzen von einer herrlichen Seligkeit, von der Belohnung, welche ihren Anhängern in einer zukünftigen Welt nicht entgehen könne, und damit bethören sie das Gemüth der Menschen, bringen in dem innern Wesen derselben eine gänzliche Umwandelung hervor und betäuben sie in einer Weise, daß sie sich gar nicht wieder zurechtfinden können. So fallen sie ihnen zum Opfer. Zu gleicher Zeit kümmern sie sich aber nicht einen Strohhalm darum, ob es diesen Schülern gut oder schlecht ergehe, ob sie leben oder sterben; ihnen liegt lediglich daran, daß sie ihnen folgen und mit sich machen lassen, was man will. So lange Ruhe im Reiche herrscht, halten sie diese Kräfte im Grase verborgen, wenn sich aber eine Gelegenheit darbietet, dann werden sie dieselben zusammenschaaren, zahlreich wie die Wolken, aus ihnen eine compacte Masse bilden und sie dann gegen die Staatsgewalt rebelliren lassen!

Wehe, wehe! Ich sehe wohl, daß in alle dem Unheil gährt für das Reich der Mitte. Unser Volk weiß das auch sehr wohl, und deshalb ist es erst recht abgeneigt, jene Religion anzunehmen; deshalb und nicht etwa darum, daß etwa von seinen Vorgesetzten Zwang ausgeübt würde. Ohnehin sind die Lehren vom Wohlwollen und von der Rechtschaffenheit, welche von den alten Königen herrührten, ihm tief ins Herz gedrungen. Die fünf Beziehungen: zwischen Fürst und Unterthan, Eltern und Kind, Mann und Frau, Bruder und Bruder, Freund und Freund sind dermaßen unwandelbar mit dem Wesen der Dinge zusammengewachsen, daß alles Geschwätz über Himmel und Hölle daran nichts zu ändern vermag. Um das Ganze in Eins zusammenzufassen: nie kann und wird der Tag kommen, an welchem die Lehren der Könige Nyiao, Schen, Yü, Tong, Weng, Wi, Fürst Tsin und Confucius vernichtet würden, und eben deshalb kann auch kein Tag erscheinen, an welchem jene westliche Religion im Reiche der Mitte empor zu kommen vermag. Wie entsetzlich albern und einfältig sind doch die, welche jene Religion hier verbreiten wollen!

So viel über Handel und Religion. Es giebt aber noch einen Gegenstand, in Betreff dessen Ihr gehorsamer Diener sein Erstaunen ausdrücken möchte. Sie, Prinz Hart, äußern in Ihrer Abhandlung über die Angelegenheiten des chinesischen Reiches Folgendes: „Ich möchte die Frage aufwerfen, ob das Reich der Mitte allzeit im Stande sein werde, seine souveraine Unabhängigkeit zu bewahren?“

Ich möchte Sie daran erinnern, daß die souveraine Unabhängigkeit des Mittelreiches allzeit durch Tugend, nicht durch Gewalt aufrecht erhalten worden ist. Wenn es Böse sind, welche die Zügel der Gewalt in Händen haben, dann folgt sicherlich bald der Untergang, aber wenn die Rechtschaffenen regieren, dann wird, trotz der Schwäche und Hülflosigkeit, doch Alles blühen und gedeihen. Dafür giebt es in der Geschichte Chinas viele Belege. Nun hat der hohe Himmel uns die Gunst erzeigt, daß die regierende Familie China beherrscht; aus ihr sind in ununterbrochener Reihefolge Regenten hervorgegangen, deren Keiner seine Tugend eingebüßt hat. Der gegenwärtige Kaiser, welcher als Knabe den Thron bestieg, wird von seiner Mutter, unter dem Beistande seiner Verwandten, liebevoll erzogen. Alle Beamten seines Hofstaates stimmen mit einander überein; die Räuber und Diebe im Reiche sind ausgerottet worden und alle Menschen innerhalb der vier Meere ersehnen ernstlich Frieden. Weshalb sollte unter solchen Umständen das Mittelreich seine souveraine Unabhängigkeit nicht bewahren können?

Ach, Prinz Hart! Ich besorge, daß Ihre Worte eine ganz andere Bedeutung haben und daß Sie eigentlich Folgendes sagen wollen: Die westlichen Länder beabsichtigen, mit vereinten Kräften einen Angriff auf das Mittelreich zu machen, um dann dasselbe in Stücke zu zerlegen, wie eine Melone, oder in Scherben zu zerbrechen, wie einen irdenen Topf. — Falls das Eure Absicht ist, dann wird allerdings das Mittelreich nicht allzeit seine souveraine Unabhängigkeit aufrecht erhalten können. Aber, mein Herr, weshalb sprechen Sie so leichthin über einen so ernsten Gegenstand? Angenommen, das Mittelreich wäre unfähig, seine souveraine Unabhängigkeit allzeit zu behaupten, — welch ein Vortheil würde den westlichen Völkern daraus erwachsen? Ich will nur zwei wichtige Dinge anführen: den Handelsverkehr und die Verbreitung der Religion. Nun, wer war es denn, welcher Euch diese Privilegien gewährt hat? War es nicht etwa Seine kaiserliche Majestät? Das Volk, so viel kann ich Sie versichern, war nicht im Allermindesten erfreut über solche Zugeständnisse. Weil es jedoch des Kaisers Wille war und weil derselbe in diesem Betreff mit den westlichen Nationen Verträge geschlossen hatte, wagte Niemand sich zu widersetzen. Hier also ist ein großer Beweis dafür, daß das Mittelreich im Stande ist, seine souveraine Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten.

Nehmen Sie aber einmal Folgendes an: Der Kaiser veröffentlicht eines Tages einen Erlaß und sagt seinem Volke: Wenn Ihr in jenen Verträgen Bestimmungen findet, welche Ihr für ungeeignet erachtet, dann nehmt die Sache in Eure eigene Hand; ich, meinerseits, besitze keine souveraine Unabhängigkeit mehr. Was wird dann erfolgen? Das chinesische Volk fühlt sich längst belästigt und beschwert; es hegt längst bittere Feindschaft gegen die Leute aus dem Westen. Wenn es dann Kunde von einem sol-

chen Erlasse bekäme, dann würden selbst drei Fuß hohe Kinder mit nackten Leibern und ungeordnetem Haar zu ihren Speeren greifen und die vordersten im Kampfe gegen Euch sein. Dann würde der Brand sich ausbreiten von Ort zu Ort, wie ein Feuer in der Wildniß, und nichts wäre vermögend, ihn zu löschen. Dann würden alle gewaltigen Krieger im chinesischen Reiche urplötzlich sich erheben; es wäre keine souveraine Gewalt da, sie zurückzuhalten, das Unheil würde ganz ungeheuer werden, und — ei, ei! trotz alledem wünscht Ihr westlichen Leute nicht, daß das Mittelreich allzeit seine souveraine Unabhängigkeit behaupte?

Ihr werdet freilich sagen, das sei die richtige Art, aus der Verwirrung heraus Ordnung zu schaffen. Ja wohl. Für die Verwirrung in China hat China seine eigene Methode; man gebraucht den Schwachen, um den Starken zu bändigen. Ihr westlichen Völker seid in der That stark; wenn Ihr aber auch nur ein einziges Mal einen Fehler macht, dann wird der Schwache hervortreten und Euch zermalmen. Das ist es eben, was Euer gehorsamer Diener meinte, als er äußerte: „er sei erstaunt, daß Ihr bei den Erwägungen über Eure Angelegenheiten so einfältig seid und so allen richtigen Verständnisses baar und ledig." —

Zum Schlusse äußert der hohe Mandarin, er wolle noch nicht alle Hoffnung aufgeben, daß man ein Einverständniß erziele; die westlichen Leute brauchten nur aus den Verträgen zu entfernen, was Ungeeignetes in denselben enthalten sei; alsdann würden Glück und Wohlfahrt sich einstellen. „Sollte es jedoch so kommen, daß Ihr Euch auf Eure in der That nur geringe Weisheit stützen und eine Gelegenheit abwarten wollt, noch mehr Concessionen zu erhalten, — daß Ihr Sachen fordert, welche wir Euch unmöglich bewilligen können, dann, seid dessen versichert, wird es den fremden Ländern so wenig an Unruhen fehlen, wie dem Mittelreiche. Dann wird ein Kampf sein zwischen dem Starken und dem Schwachen, — um Krieg und um Frieden. Was aber dabei aus dem chinesischen Reiche werden wird, das vermag Niemand zu sagen!" —

Man sieht, wie in diesem merkwürdigen Schriftstück ein concentrirter Ingrimm sich Luft macht. Es liegt kein Grund vor zu der Annahme, daß nicht die bei weitem überwiegende Mehrzahl der gebildeten Chinesen eben so dächte, wie Tseng kwo fan. Mit seiner Logik darf man es nicht genau nehmen, und Manches, was er vorbringt, ist übertrieben; die Wichtigkeit des Documentes liegt darin, daß es als ein Programm der chinesischen Denkungsart angesehen werden kann, und gerade deshalb haben wir geglaubt, es unverkürzt mittheilen zu müssen. Man ersieht aus demselben, wie tief die Kluft ist, welche zwischen den Anschauungen der Chinesen und jener der Europäer liegt.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Nordamerika.

Die organisirten Territorien der Vereinigten Staaten von Nordamerika nehmen einen größern Flächenraum ein als sämmtliche Staaten der Union. Man hat berechnet, daß die Territorien etwa 1000 Millionen Acres Land haben. Davon kommen auf

1) Washington	44,796,160	Acres
2) Neu-Mexico	77,668,640	„
3) Utah	54,065,013	„
4) Dacotah	96,596,128	„
5) Colorado	66,880,000	„
6) Montana	92,016,640	„
7) Arizona	72,906,240	„
8) Idaho	55,288,160	„
9) Wyoming	62,645,068	„
10) Indianergebiet	44,154,240	„
11) Alaska	369,529,600	„

In diesen elf Territorien leben im Ganzen höchstens eine halbe Million weiße Menschen. Die organisirten Staaten haben gegenwärtig etwa 39,000,000 Einwohner; in den Territorien ist fruchtbarer Boden in Hülle und Fülle für weitere vierzig Millionen.

Die Handelsmarine der Vereinigten Staaten ist während der Herrschaft der radical-republikanischen Partei um mehr als eine Million Tonnen zurückgegangen. Sie bestand am 30. Juni 1870, also am Schlusse des Finanzjahres, aus 28,138 Fluß- und Seeschiffen aller Art mit zusammen 3,946,150 Tonnen Trächtigkeit. Die Zahl der Segelschiffe betrug 16,995 mit 2,135,268 Tonnen; Dampfer 3341 mit 1,015,075 Tonnen; abgetakelt lagen 7802 Fahrzeuge mit 795,805 Tonnen.

Die inländischen Steuern sind sehr drückend; sie haben im verflossenen Finanzjahre (30. Juni 1869 bis dahin 1870) die Summe von 168,560,107 Dollars eingetragen (gegen 143,027,988 im Jahre vorher). Davon entfallen auf den Staat Newyork 36,381,550 Dollars, auf Ohio 19,563,763, Illinois 18,864,366, Pennsylvanien 16,748,704. Es ist kennzeichnend, daß die Branntweinsteuer den höchsten Ertrag abwirft, fast ein Drittel der ganzen Summe, nämlich 55,554,411 Dollars! Auf die Tabackssteuer entfallen 31,335,967, auf Bank- und Bankierabgaben 4,416,651, auf Eisenbahnen- und andere Corporationen 6,868,912; Bier aller Art 6,318,326; Einkommensteuer 37,730,982; Steuer von Verkäufen 9,607,860; von Vermächtnissen 1,671,543; Equipagen, Uhren, Silbergeschirr ꝛc. 907,391, Gas 2,313,250, Stempel 16,544,043 Dollars. Bekanntlich sind auch die Schwefelhölzer besteuert.

Man hatte die Baumwollenernte für 1870 auf 3,200,000 Ballen abgeschätzt; diese haben ein Durchschnittsgewicht von 465,72 Pfund, gegen 465,34 im Vorjahre. Der Verbrauch in den Vereinigten Staaten hat 1870 sich auf 8,066,460 Pfund höher gestellt als 1869. Es sind gegenwärtig 847 Spinnereien mit 7,114,000 Spindeln in Thätigkeit; sie verbrauchten 881,564 Ballen, gegen 844 Spinnereien mit 6,763,537 Spindeln im Vorjahre. Auf die nördlichen Staaten kommen 738 Fabriken mit 6,857,779 Spindeln und nur 109 mit 262,221 Spindeln auf die südlichen Staaten; diese letzteren verbrauchten 69,067 Ballen, die ersteren 748,153. Massachusetts steht nach wie vor in erster Linie; es hat 128 Spinnereien, 32,149 Stühle, 304,813 Spindeln und einen Jahresverbrauch von etwa 115,000,000 Pfund. In Folge der Waldverwüstung im Innern geben manche Wasserläufe, die früher nicht versiechten, oftmals nicht mehr die genügende Wasserkraft. — Andere, wohl zu hochgegriffene Angaben wollten die Ernte auf 3,800,000 Ballen annehmen; $3^1/_3$ Millionen wird sie wohl betragen haben.

Ohio hat 2,652,302 Seelen, was für das verflossene Jahrzehnt einen Zuwachs von nur 312,791 ergiebt. — Massachusetts hat 1,457,385 Seelen, Zuwachs 226,319.

Professor Marsh vom Yale College hat im September und October 1870 eine wissenschaftliche Expedition in Wyoming unternommen; er war am 15. October 1870 mit seinen

Begleitern wieder in Fort Bridger angelangt. Seine geognostische Erforschung der Uintahberge und der Gegend zwischen dem Green River und dem White River gab lohnende Resultate; Marsh fand in einem ausgetrockneten Seebette viele Krokodile, Schildkröten, Schlangen und Fische; sodann Ueberbleibsel von Rhinoceronten und anderen tropischen Thieren, die zum Theil neu sind.

Wie viele Osmanen giebt es in der europäischen Türkei?

Daß der Turban nicht den Türken macht, weiß Jedermann. Von den Slaven im osmanischen Reiche sind manche Mohammedaner geworden, um ihr Leben und ihre Güter zu retten; viele derselben tragen allerdings einen religiösen Fanatismus zur Schau, aber viele hängen, dem Islam zum Trotz, an den alten christlichen Heiligen, die von ihnen gefeiert werden, behalten ihre slavischen Familiennamen und bewahren ihre alten Adelsbriefe auf, um dieselben vielleicht, unter veränderten Umständen, wieder zur Geltung zu bringen. Herr F. Kanitz in Wien schickte uns einen Vortrag über „die herrschende Race der Türkei auf unseren ethnographischen Karten" zu, in welchem der gründliche Kenner des illyrischen Dreiecks Folgendes hervorhebt: „Viele Tausende sogenannter Türken im Sandschack Skopia sind im Geheimen Katholiken, und sie warten nur auf den geeigneten Augenblick, um sich auch öffentlich als Christen zu bekennen."

Mit der amtlichen Statistik ist es in der Türkei schlimm bestellt und über die Zahl der Türken asiatischer Abkunft haben wir gar keine irgend sichere Angabe. Darin hat Hr. Kanitz ganz recht; wir unsererseits meinen, daß unter den, sagen wir osmanischen Türken überhaupt nicht viel echtes türkisches Blut zu finden ist. Das leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, daß seit länger als drei Jahrhunderten ein ungemein großer Bestandtheil der Frauen aus Georgien, Tscherkessien und früher in nicht geringer Menge auch aus dem südöstlichen Europa in die Harems genommen worden sind. In den Adern der in Europa lebenden Osmanen wird nicht viel Blut von den Vorfahren aus der Steppe zu finden sein; selbst die Sultane sind Mischlinge. Wir erwähnten dieses interessanten Gegenstandes kürzlich, als wir des Obersten Millingen lehrreiche Bemerkungen über den auch heute noch im Schwange gehenden Sklavenhandel in Konstantinopel mittheilten. Heute wollen wir einige Notizen aus dem Vortrage des Herrn Kanitz hervorheben.

Frühere Schätzungen nahmen 1,055,000 echte Osmanli an; neuerdings hat man, ganz willkürlich, etwa 6 Millionen angenommen; das wäre immerhin noch zu hoch, wenn man auch alle Mohammedaner türkisch-tatarischen, tscherkessisch-gräkisch-albanesisch-slavischen Ursprungs zusammennimmt.

Alle objectiven Beobachter stimmen bezüglich der herrschenden Race in der Türkei darin überein, daß dieselbe in fortwährender Abnahme begriffen sei. Das stetige Zurückweichen des mohammedanischen Elements vor dem gebildetern, handelsthätigern Griechen- und Bulgarenthum in den Städten Rumeliens ist eine unbestreitbare Thatsache. Die verfallenden Minarete zahlreicher verlassener Moscheen zu Nisch, Widin, Som, Florentin, Artscher, Rustschuk u. s. w. sprechen dafür, daß die mohammedanische Bevölkerung dieser Städte sich auf dem Aussterbe-Etat befindet. Auf dem Lande geht es nicht viel besser. Eine Erklärung für diese Erscheinung liegt darin, daß der Türke im Allgemeinen einem reichen Kindersegen ebenso abhold, wie eine mit vielen Kindern und besonders mit Knaben gesegnete Familie den Stolz des christlichen Bewohners der Türkei bildet. Der Abortus ist bei den Türken sehr in Schwung. Das türkische Haus zählte deshalb selten mehr als zwei, das griechische und slavische aber gewöhnlich fünf bis zehn Kinder. Andererseits hat auch die ausschließlich zum Heeresdienste herangezogene mohammedanische Bevölkerung durch die fortwährenden Kämpfe gegen Russen, Griechen und Slaven sehr gelitten. Sie wird immer dünner, je mehr man sich von Varna westwärts gegen Serbien bewegt. Im nordöstlichen Bulgarien fehlt sie beinahe gänzlich. Kanitz fand dort die ehemals türkischen Gehöfte (Tschiftlik) größtentheils verfallen oder in christlichen Händen.

Fällt es nach dem Angeführten schon schwer, das spärliche mohammedanische Element mancher Gegend überhaupt auf ethnographischen Karten ersichtlich zu machen, so wird es beinahe unmöglich, aus diesem wieder den asiatisch-türkischen Bruchtheil besonders auszuscheiden.

Aus Ostindien.

In Ostindien wendet die Regierung neuerdings der Gesundheitspflege der Eingeborenen eine preiswürdige Sorgfalt zu, obwohl sie dabei auf vielfache Hindernisse stößt, weil die einheimischen Ortsbehörden sich schwer zu Reformen entschließen und das Volk gleichgültig gegen sein Leben ist. In Bengalen sind an alle Gemeinden Arzneikästen mit Quinin, Castoröl, Cholerapillen und dergleichen mehr vertheilt worden. Intelligente Eingeborene erhalten ärztliche Unterweisung, um sofort helfen zu können, falls irgendwo eine Seuche ausbricht. Von den 145 „Dispensarien", welche man 1869 in Bengalen zählte, sind 367,757 Kranke behandelt worden, davon 85,995 weiblichen Geschlechts. Für Hindufrauen sind Hebammenschulen eingerichtet worden.

Zweierlei Arten von Ursachen des Todes, welche in Europa selten vorkommen, sind in Ostindien sehr häufig. Schlangenbisse kommen in Menge vor, und das ist auch gar kein Wunder. In dem dichten, unbeschreiblich üppigen Waldgestrüpp, den Dschengeln, liegen Dörfer, deren Hütten aus Bambus gebaut sind; zu denselben führen enge, vielfach überwachsene Pfade, in welchen kein Europäer sich zurecht finden würde. Ueberall ist „lebendiges Gift"; am Boden wimmelt es von Schlangen, und die Hindu wissen das auch recht wohl. Aber trotzdem legen sich Erwachsene und Kinder zum Schlafen auf den platten Boden ihrer Hütte, zu welcher die Schlange ungehindert Zugang findet. Noch immer kennen wir kein unbedingt sicheres Mittel gegen den Biß einiger Schlangenarten; absolut zuverlässig ist kein einziges von den hunderten, welche man zur Anwendung gebracht hat. Neuerdings soll die in Spiritus aufgelöste Galle der Cobra capella (Kupferschlange) als wirksam erprobt worden sein; doch wird dieser Behauptung widersprochen. Allein in den nordwestlichen Provinzen sind im Jahre 1869 nicht weniger als 606 Fälle bekannt geworden, in welchen der Schlangenbiß einen tödtlichen Ausgang genommen hat, und wie viele mögen unbeachtet geblieben sein! Ertrunken sind in demselben Jahre nicht weniger als 1302 Schiffer. Diese Classe von Leuten ist über alle Begriffe fahrlässig; wenn sie auch auf reißendem Wasser fahren, binden sie, sobald sie schläferig werden, das Steuerruder fest und schließen die Augen. Kein Wunder also, daß das Boot auftennt und umschlägt. —

Verbrechen und Missethaten gelten in anderen Ländern für schimpflich und strafbar, aber in Indien, wo ja auch die Mörderkaste der Thags aus religiösem Pflichtgefühl andere Leute strangulirte, giebt es ganze Stämme, deren Angehörige von Haus aus Verbrecher sind und sein müssen. Die Einleitung zu der „Criminal Tribes Bill" giebt darüber Auskunft. In den nordwestlichen Provinzen, im Pendschab und in Audh, wohnen Stämme, welche vermöge ihrer Kaste Verbrecher sind, ähnlich wie andere Kasten dieses oder jenes Handwerk treiben. Namentlich im östlichen Berar finden sie sich zeitweilig zu Versammlungen ein, um sich über demnächst zu veranstaltende Raub- und Plünderungszüge zu verständigen. Der Oberbeamte jenes Districtes, ein Major Rembhard, ist über ihr Treiben ins Klare gekommen. „Wenn ein Mann sagt, daß er ein Badhak sei oder ein Sonoria, so sagt er damit auch, daß er ein Verletzer der Gesetze sei, daß er stets ein solcher gewesen und daß er es bis ans Ende seiner Tage bleiben wolle und werde. Dem ist auch so; er kann unmöglich anders, denn er folgt nur

dem Gebote seiner Kaste; seine Religion gebietet ihm, ein Verbrecher zu sein. Diese äußerst gefährliche Menschenclasse hat ihre wohlgegliederte Organisation; jede einzelne Bande hat ihren Bezirkshauptmann, der die Plünderungszüge leitet. Dem neuen Gesetze zufolge sollen sie nun alle in eine Liste eingetragen und streng beaufsichtigt werden; es ist ihnen geboten, ihre Ortschaften nicht mehr zu verlassen. Wer das Verbot übertritt, soll mit unnachsichtlicher Strenge bestraft werden. —

Uns will bedünken, daß in keinem andern Lande der Welt das Regieren und Verwalten schwieriger sei als gerade in Indien, wo die gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse so verwickelt, die Völkerschaften so ungleich und mannichfaltig, die Gegensätze so schroff sind. Bald bereiten die Hindu und bald die Mohammedaner den Engländern Verlegenheit. Diesen wird indeß die Behauptung ihrer Herrschaft nur dadurch möglich, daß sie die einander feindlichen Bestandtheile gegenseitig balanciren. Diese liegen einander vielfach in den Haaren und die Regierung muß dann den dritten Mann abgeben. —

Vor einiger Zeit lasen wir einen Bericht, welcher die gegenseitige Stellung der Bekenner Brahmas und der Anhänger des arabischen Propheten kennzeichnet. Die höheren Hindukasten haben dem Gouverneur der nordwestlichen Provinzen eine Denkschrift eingereicht, in welcher sie Klage führen. Im Jahre 1870 fiel das Ramna umi, ein hohes Fest der Hindu, auf denselben Tag wie das mohammedanische Moharrem. Dabei habe die Regierung den Mohammedanern alle Vortheile eingeräumt. Man muß nämlich, damit sich keine Fehde entspinne, beide Theile sorgfältig auseinander halten und dafür sorgen, daß sie bei ihren Umzügen nicht zusammentreffen. Die Islamiten hatten zu derselben acht Stunden bewilligt erhalten, die Hindus nur drei. Man habe den ersteren ihre Processionen auch dann noch erlaubt, als schon der Befehl gegeben worden sei, daß dergleichen nicht mehr stattfinden dürften. Dadurch seien die Mohammedaner um eine ganze Woche bevorzugt worden. Solche Dinge machen dann sehr böses Blut. In den nordwestlichen Provinzen liegen manche Hindutempel in Trümmern; sie sind in den häufig vorkommenden religiösen Fehden von den Mohammedanern zerstört worden; wenn die Hindus die Oberhand behalten, reißen sie ihrerseits Moscheen nieder. —

Mit manchen indischen Radschas steht die Regierung auf gutem Fuß, und der gegenwärtige Vicekönig, Lord Mayo, weiß sehr wohl, daß Haupt- und Staatsactionen, bei welchen großer Prunk und Pomp entfaltet wird, auf die Hindus nicht ohne Wirkung bleiben. Wir wollen aus einem längern Berichte über die Rundreise, welche Lord Mayo im September und October gemacht hat, Einiges hervorheben.

Der Vicekönig wurde vom Maharadscha von Dscheypur, einem Radschputenfürsten, glänzend empfangen. Nicht weniger als einhundert und funfzig prachtvoll aufgeschirrte Elephanten standen in einer Reihe; auf jedem dieser Thiere saß ein stattlicher Reiter. Lord Mayo, der von einem zahlreichen Stab in Gallauniform begleitet war, wurde vom Radscha mit Händeschütteln begrüßt, und dann bestiegen beide den britischen Staatselephanten, ein prächtiges Thier, und hielten auf demselben ihren Einzug in die Stadt, während die Kanonen donnerten. Die Haudah, d. h. das Prachtzelt auf dem Elephanten, starrte von Gold und Silber. In Dscheypur war alles Volk in Bewegung; die Stadt ist ohne Frage eine der hübschesten in ganz Indien. Man gelangt durch das östliche Eingangsthor in eine reichlich 80 Ellen breite Straße, die über eine Viertelstunde lang ist; die Häuser sind hoch und luftig, von verschiedener Architektur, und machen mit ihrem saubern Aussehen einen gefälligen Eindruck. Am Ende derselben liegt ein großer Platz, von welchem mehrere andere Straßen nach verschiedenen Richtungen hin auslaufen. Der Palast des Maharadscha ist von weißem Marmor und liegt in der Mitte der Stadt; bis zu demselben bildeten vom Thore her Reiter und Fußvolk ein glänzendes Spalier. Die Truppen präsentirten vor dem Staatselephanten das Gewehr. Am Thore von Adschmir standen achttausend Nagakrieger in Reihe und Glied. Die Nagas verheirathen sich niemals und ergänzen ihre Reihen durch Adoptiren von Kindern anderer Leute. Die Hälfte derselben marschirte dann mit dem Zuge, welchem sie sich anschlossen, während mehrere von ihnen vor dem Elephanten einherschritten und Kriegstänze aufführten. Der Vicekönig konnte mit dem Empfange, welchen der Maharadscha ihm bereitet hatte, zufrieden sein. Dieser ist ein Reformer; er hat auf eigene Kosten und freiwillig gute Straßen in seinem Gebiete angelegt, und es ist ihm hoch anzurechnen, daß er nicht bloß in seiner Hauptstadt, sondern in allen übrigen Ortschaften streng auf Sauberkeit hält.

* * *

— Ein Brief des Dr. Kirk aus Sansibar vom 8. December an Roderich Murchison meldet, daß die nach Udschidschi am Tanganyika-See abgesandte Karawane, welche Vorräthe für Livingstone dorthin bringen sollte, glücklich angelangt ist. Der Araberscheich Said in Unganyembe meldete Herrn Kirk, daß Livingstone noch nicht von Manimes (?) zurückgekommen sei, man erwarte jedoch seine Ankunft in der nächsten Zeit. Wir wissen nun, daß Livingstone ausgedehnte Wanderungen in der westlich vom Tanganyika-See liegenden Region gemacht hat. Briefe von ihm selber sind nicht nach Sansibar gelangt; wahrscheinlich gingen sie mit den Karawanen verloren, welche durch die Cholera hinweggerafft worden sind.

— Ueber Hayward's Ermordung sind durch einen Herrn Drew, der in Diensten des Maharadscha von Kaschmir steht, einige nähere Umstände bekannt geworden. Drew überzeugte sich durch den Augenschein, daß Hayward's Körper durch Säbelhiebe verstümmelt worden war; es scheint, als ob man ihn vorher durch Steinigung besinnungslos gemacht und zu Boden geworfen habe. Die Leiche ist zu Gilgit, im dortigen Fort, begraben worden.

— Im colombischen (d. h. neugranadinischen) Staate Cauca sind, außer Gold und Silber, auch Kohlenlager entdeckt worden.

— Charakteristisch für die Sitten und Anschauungen der russischen Landbevölkerung ist folgendes (in der Saratow'schen „Gouv.-Ztg." mitgetheiltes) Beispiel von Volksjustiz: Eine Bauersfrau im Kirchdorfe Schuhany hatte unerlaubte Zusammenkünfte mit dem Sotnik des Dorfes in dem Hause eines verabschiedeten Soldaten gehabt. Der Mann hatte sie dafür zuerst in seiner Hütte durchgeprügelt, dann brachte er sie noch in die Bauernversammlung, wo man sie auf Befehl des Starosta und zweier Alten entkleidete und ihr das Hemd über den Kopf zog, während der Mann sie dreimal mit stets frischen Ruthen peitschte, so daß das Blut in Bächen von ihr herunterlief. Jedesmal stand die Unglückliche auf, fiel vor dem Manne auf die Knie und bat um Verzeihung. Der Soldat, in dessen Hause die Zusammenkünfte stattgefunden, mußte 3 Rubel Strafe zahlen, welche sofort vertrunken wurden. Der Ssotnik kam damit ab, daß er der Gemeinde einen Vierteleimer Branntwein gab und sich verpflichtete, dem beleidigten Ehemanne fünf Fuhren Holz anzufahren.

Inhalt:

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1871.**

Römische Bilder.

Von **Franz Koppel.**

II.

Mehr als jemals sonst fühlen wir uns gerade jetzt an die bescheidenen Anfänge des Papstthums zurückerinnert. Pius der Neunte, dessen Machtwort in weltlichen Dingen heute kaum noch über die Höfe des Vatican hinausreicht, mag nicht vergessen, daß es eine Zeit gab, wo der Statthalter des Herrn nur im Schooß der Erde, Stockwerke tief unter dem schallenden Weltverkehr von Rom, im Angesichte der Todten die Anerkennung der Lebenden genoß. Dort in der stillen Stadt, in der jungen Gemeinde der „Roma sotterranea" war schon die ganze hierarchische Rang- und Amtsleiter fertig, aber ihre höchste Sprosse reichte noch nicht zum Lichte des Tages hinauf, wie viel weniger führte sie zu hochthronender Höhe des Lebens. Es war wohl ein eigenthümlich Dasein der Andacht und des Gottesdienstes, um so inniger, gottergebener, je gefahrdrohender in dem Labyrinthe der Katakomben, die nur durch wenige geheime, leicht verschließbare Zugänge mit der Oberwelt zusammenhingen.

Fossor, Todtengräber. Nach einem alten Gemälde in den Katakomben des heiligen Calixtus.

Zu dem, ich darf nicht sagen, belebten, wohl aber an Resten des Lebens reichen Mittelpunkt der unterirdischen Todtenstadt einen directen Zugang erschlossen zu haben, ist das Verdienst des bekannten Archäologen Cavaliere de Rossi. Eine Inschrift, die ganz zufällig in einer Vigne vor der Porta Sebastiana, rechts von der Appischen Straße, seine Aufmerksamkeit erregte, gab die erste Veranlassung zu den planmäßigen Nachgrabungen, welche noch im Jahre 1852 zu dem längst gesuchten Grabe des heiligen Calixtus führten, das heißt in das Herz dieses von den Frommen des vierten Jahrhunderts sogenannten „Jerusalems der Märtyrer des

Aus den Katakomben des Kirchhofs von San Agesse.

Malerei aus dem ersten Jahrhundert (angeblich) in einer Capelle der Katakomben von San Calixto.

Herrn". Hier in diesen Katakomben wurden auch, wenn man einer Inschrift an dem aufgefundenen Grabe des heiligen Cyprian Glauben schenken darf, die Leichname der Apostel Petrus und Paulus eine Zeitlang verwahrt. Im zweiten und dritten Jahrhundert aber war dort unten in der Untergrundbasilika von S. Calixto die Residenz des heiligen

Musicirender Engel von Melozzo da Forli.

Musicirender Engel von Melozza da Forli.

Stuhles und das Centrum der päpstlichen Verwaltung. Man zeigt noch die — wir würden heute sagen bombensichere — Zelle, welche dem berufenen geistlichen Herrn der Welt zum Arbeitszimmer diente. — Statt der Vorposten, Schweizer, Zuaven oder französischen Besatzung hatte der damalige Papst nur eine Reihe von Bettlern, die von Meilenstein zu Meilenstein auf der Appischen Straße die Wache hielten. Die Legende erzählt davon: Als die heilige Cäcilia ihren heidnischen Mann Baldrian dem Papste zur Taufe schicken wollte, sagte sie zu ihm: Mache Dich auf und gehe bis zum dritten Meilenstein der Via Appia, dort werden Dich einige Bettler um ein Almosen bitten, Du aber sagst zu ihnen, Cäcilia grüßet Euch, damit Ihr mich zum Greis Urban führet u. s. w. Am 22. November aber des Jahres 222 starb die fromme Frau selbst den Märtyrertod, indem sie erst zur Betäubung in ein heißes Bad gesetzt und dann hingerichtet wurde. Aus den zahlreichen Katakomben-inschriften, griechischer wie lateinischer Sprache, läßt sich leicht die ganze Reihe der Christenverfolgungen in der schweren Zeit der ecclesia militans herauslesen.

Die Fornarina im Palazzo Barberini.

Sonst enthalten diese Epitaphe, genau wie bei uns, gern ein Lob des Verstorbenen, ein Wort der Gattenliebe, ein Zeichen der Verehrung, den Stolz des Glaubens und den Trost des Wiedersehens. Sehr häufig auch tritt bildlicher Schmuck hinzu und schriftliche Erwähnung des Standes, wie das folgende Beispiel deutlich zeigt.

Die Ueberschrift sagt: „Diogenes, ein Todtengräber, ruht in Frieden; am achten Tage vor den Calenden des October." Das Bild zeigt einen jungen Mann, der mit einer bis über die Knie reichenden Tunika bekleidet und mit Sandalen beschuht ist, in der rechten Hand die Hacke und in der linken die zu seiner Maulwurfsarbeit unentbehrliche Lampe hält. Anderes auf seine Arbeit bezügliches Handwerkszeug umgiebt ihn.

Aus zahlreichen Inschriften geht hervor, daß die Wittwen häufig das Gelübde thaten, nicht mehr zu heirathen, und dann viduae dei genannt wurden; sie führten alsdann ein mehr ascetisches Leben, besuchten Kranke und Gefangene, hauptsächlich aber die Märtyrer. Durch Händeauflegen wurden sie zu Diaconissinnen geweiht und gehörten nunmehr zum eigentlichen Stande der Geistlichen. Selbst Jungfrauen konnten diese Weihe erhalten und hießen dann auch merkwürdigerweise — Wittwen. Diese Diaconissinnen hatten hauptsächlich die Werke der Barmherzigkeit gegen Frauen zu üben; sie unterrichteten aber auch die weiblichen Katechumenen, entkleideten sie vor dem Taufact und behüteten den Eingang zum

Frauenraum in der Kirche. — Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß sich mit Hülfe der Grabschriften leicht die ganze schon bestehende Rangordnung der geistlichen Hierarchie nachweisen läßt: Bischöfe, Priester, Diaconen, Subdiaconen, Akolythen, Exorcisten, Lectoren, Grabschaufler, denn diese Fossores bilden in der That einen niedern Orden.

In den Malereien von S. Calixto ist auch so recht die symbolische Ausdrucksweise der Evangelien wieder zu erkennen; da bedeutet z. B. der Anker mit seiner unwillkürlich an das Kreuz erinnernden Form stets Glaube und Hoffnung, die allein festhält auf den Wegen des Lebens; die Taube, die mit einem Oelzweig im Schnabel dahinfliegt, ist das Symbol der christlichen Seele, die in Frieden von der Welt scheidet; eben so das Schiff, das am Fuße eines Leuchtthurms anlegt; der Fisch versinnbildlicht sogar den Sohn Gottes — in Folge einer griechischen Wortspielerei, wonach *ΙΧΘΥΣ* (das griechische Wort für Fisch) die Anfangsbuchstaben zu dem heiligen Titel *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτὴρ* (Jesus Christus Gottes Sohn Heiland) zu einem Wort verbindet. Auch das Brot als Zeichen des heiligen Abendmahls kommt häufig vor; Daniel z. B. in der Löwengrube als Patron der Märtyrer; die drei Männer im feurigen Ofen, sowie Jonas, als Bürge für die Wiedergeburt durch das Wasser der Taufe und den Glauben, zeigt unsere Abbildung zu beiden Seiten des betenden Menschensohnes.

Je nachdem diese sinnbildlichen Darstellungen in Gruppen zusammenstehen, lassen sie sich wie eine hieroglyphische Sprache übersetzen. Zum Beispiel ein Anker mit einem Fisch verbunden heißt: hoffe auf Christus; der Fisch, der ein Brot trägt, heißt: Christus opfert sich selbst, und so immer fort an der Hand der bekannten Bibelstellen und Gleichnisse vom guten Hirten, vom Fischer, dem Säemann, und wie sie alle heißen.

Wohl die älteste erhaltene dieser Malereien, die sich in einer gewölbten Capelle befindet, stellt mit rührender Naivetät solche biblische Allegorien dar, die sich jedoch ganz auffallenderweise um die durchaus heidnische Figur eines Orpheus gruppiren. Dieses merkwürdige Monument soll bis in das erste Jahrhundert hinaufreichen. Die Symbolisirung des Heilands in der Gestalt des Alles durch sein liebliches Saitenspiel bezwingenden Orpheus ist jedenfalls bemerkenswerth, als wäre die Kirche sich von Anfang an auch des großen Einflusses, den sie auf die sinnliche Seite des Menschen auszuüben später sich bestrebte, bewußt gewesen.

Doch lassen wir die Untersuchungen darüber, indem wir aus der Katakombennacht wieder zum Tageslicht hinaufsteigen, hinter uns, sie gehören auf ein anderes Gebiet: in der Kunst aber, das können wir im Vatican selbst bestätigt finden, hat zur Zeit der höchsten Blüthe selbst das christliche Element das heidnische nicht bezwingen können.

Nur in den Tagen des Cimabue, Duccio und Giotto durchdrang der altchristliche Glaube tief und verklärungsselig die Künstler, denen die Unschuld der darzustellenden Engel über Alles ging; in Fiesole noch ist der Glaube die Seele, die Alles durchhaucht, dann aber faßt entsprechend der Idee des Humanismus in den Wissenschaften und in der Poesie ein weltlich heiterer, heidnischer Sinn immer mehr Platz im Herzen der großen Meister, die berufen waren, das Höchste in ihrer Kunst zu leisten. Perugino zum Beispiel, der Lehrer Raphael's, malte zwar extatisch fromm dreinschauende Bilder, war aber nichts desto weniger nach der Aussage Vasaris in seinem Leben ein ganz gesunder Heide.

Filippo Lippi schenkte seinen Zeitgenossen Heiligenbilder, die für die Vorsäle des Himmels gemalt erscheinen können, so gottselig sehen sie aus, aber er entführte die Novize, welche ihm als Modell saß, aus dem Kloster Prato. Pinturichio malte über die Thür eines Zimmers im Appartamento Borgia, dessen Ausschmückung Alexander der Sechste ihm übertrug, die allerheiligste Jungfrau mit dem Antlitz der Signora Giulia Farnese, die doch, genau genommen, nur zu dem Bilde der Ehebrecherin hätte sitzen dürfen.

Zu den Meistern, welche den Uebergang bilden vom altchristlichen Glaubens- zum natürlich-sinnlichen Schönheitsideale der Renaissance, gehört auch Melozzo von Forli, aus der Schule der Paduaner, welchen Sixtus der Vierte schon nach Rom berief. Er schmückte das Grabmal des Cardinals Pietro Riario und die Tribüne der Santi Apostoli mit Fresken, welche leider im Jahre 1711 bis auf wenige Reste zerstört wurden. Unsere Abbildungen zeigen einige der Engel, mit denen das Deckengewölbe der Capelle bedeckt war, von vollendeter Meisterschaft. Sie befinden sich heute in der Stanza Capitolare der Sakristei zu St. Peter.

Sixtus der Vierte, dieser Gönner Melozzo's, berief überhaupt die besten Maler nach Rom zur Ausschmückung seiner weltbekannten Capelle, welche später den Raum hergab für die großartigste Schöpfung des größten Meisters unter Allen, des Michel Angelo, bei welchem ein altes Wort Gregor's des Großen in Erfüllung gegangen ist. Dieser hatte nämlich prophezeiet, die Zeit werde kommen, wo das Ideal des Zeus und das Christi in des Künstlers Vorstellung einträchtiglich neben einander wohnen. Michel Angelo hat in zwei Jugendarbeiten die ergreifendste Gestalt des Christenthums und die tollste, ausgelassenste Figur der griechisch-heidnischen Welt aus sich herausgeschaffen in der Gruppe der Jungfrau mit dem todten Heiland auf den Knien (die Pieta in St. Peter) und in der für den Römer Jacopo Gallo kurz vorher gearbeiteten Statue des trunkenen Bacchus.

Aber sein jugendlicher Rivale in der Meisterschaft, der göttliche Raphael, gab ihm auch hierin nichts nach; er schuf das reinste Ideal aller katholischen Kunst in der Mutter mit dem Kinde, und hatte Laune genug, in der Fornarina des Palazzo Barberini uns das Conterfei seiner eigenen sinnlichen Liebe zu ewigem Gedächtniß zu hinterlassen.

Herrn Forsyth's Reise nach Jarkend.

Von **Hermann Vambery.**

In einem Berichte, den wir im Laufe des verflossenen Jahres über den Ausflug zweier englischer Reisenden nach Jarkend in dieser Zeitschrift veröffentlicht haben, ist die Andeutung gemacht worden, daß die englische Regierung die Mission des Herrschers in Ostturkestan, Jakub Kuschbegi, oder Atalik Gazi, wie er sich noch nennt, nach Calcutta durch die Sendung einer ihrer diplomatischen Officiere zu erwiedern gesonnen sei. Dieses Vorhaben ist nun (wie Sie im „Globus“ schon mehrmals erwähnten) zur Thatsache geworden. Der Earl of Mayo hat Herrn T. Forsyth, einen in commerciellen Angelegenheiten erfahrenen Civilbeamten, in Begleitung eines ansehnlichen Gesandtschaftspersonals, nach Jarkend geschickt, um, wie es heißt, die Handelsinteressen beider Länder, welche in der Neuzeit ein regeres Leben entfalteten, durch beiderseitiges Uebereinkommen zu stützen und zu fördern.

Die Mission hatte wohlverstanden auch Nebenzwecke; man wollte nämlich jenseit des Karakurumpasses dasselbe Freundschaftsverhältniß zu Stande bringen, welches seit einiger Zeit zwischen Afghanistan und Indien besteht. Wie es sich bis jetzt herausstellt, scheint die Mission in erster Richtung nur wenig geleistet, in letzterer aber entschiedenes Fiasco gemacht zu haben. Für die Erweiterung unserer Kenntnisse über diese Gegend mag sie jedoch von einigem Erfolge sein, da sich einige der mitgesandten Herren mit der Fauna und Geologie beschäftigt und photographische Aufnahmen bewerkstelligt haben. Wir wollen daher unseren Lesern, bis der ausführliche, officielle Bericht über die Reise zur Veröffentlichung gelangt, einige Mittheilungen über diese erste europäische Mission jenseit des Karakurumpasses vorlegen.

Herr Forsyth reiste am 22. April 1870 ab; am 26. war er in Dschelender und gegen Ende in Srin Neger (Srinagar), der Hauptstadt Kaschmirs. Hier erhielt er die Nachricht, daß der Herrscher von Ostturkestan in einen Krieg verwickelt sei; doch da es sich nach eingeholter Erkundigung herausstellte, daß keine besondere Gefahr vorhanden wäre, so wurde letztgenannter Ort um die Mitte des Monates Juni verlassen und der Weg auf der Straße durch Ladak und den Karakurumpaß angetreten. Anfangs Juli wurde Lih erreicht; hier schlossen sich Dr. Cayley und Mr. Shaw, ferner der heimkehrende Gesandte des Atalik Gazi der Expedition an, die nun ganz schlagfertig am 7. Juli ihren Weg fortsetzte.

Es war dies keine unbedeutende Karawane, denn die englische Partie allein bestand aus 60 Mann und 130 Bagagethieren; außerdem hatten noch der erwähnte ostturkestanische Gesandte und ein heimkehrender Pilger, Kazi Seid Muhammed Jakub, ein Neffe des Atalik Gazi, der in Begleitung seines Harems reiste, auch ein großes Gefolge mit sich, und wissend, daß die Strecke nicht besonders viel Futter für die Thiere zu liefern im Stande ist, muß den Herren wohl gleich im Anfange vor den bevorstehenden Strapazen recht bange gewesen sein. Die Reise ging beinahe 30 Stationen lang über eine mehr als zum dritten Theil unbewohnte und unfruchtbare Strecke. Nur zwei Tage führte sie den Ufern des Indus entlang, dann folgte ungefähr 12 Meilen lang ein reizendes Thal bis an den Fuß des Tschang-La-Passes, der bei einer Höhe von 17,600 Fuß einen verhältnißmäßig guten Auf- und Abgang besitzt. Jenseits des genannten Passes stieß man noch auf einige Dörfer und baumreiche Gegenden, dann aber zog man drei Wochen lang durch leere Wüsteneien. Darauf folgte der Massimik-Paß, der 18,474 Fuß hoch, mit seinen wilden, kahlen Hügeln auf die fernen schneebedeckten Bergesspitzen hin eine entzückende Aussicht bot, bis die Reisenden endlich auf diese Art die Mündung des großen Tschang-Tschen-mo-Thales erreichten, wo die Besitzungen des Maharadscha von Kaschmir aufhören.

Jetzt aber begannen erst die eigentlichen Schwierigkeiten. Die Karawane hatte den Tschang-Leng-La-Berg zu passiren, wo sich kein Halm Gras vorfand, und da die mit dem Vorrathe beladenen Thiere noch nicht einmal in Sicht waren, so war die Gesellschaft keiner geringen Gefahr des Hungertodes ausgesetzt. Als eine Merkwürdigkeit in diesen ungeheuren Gebirgen erwähnen die Reisenden eines ganzen Salpeterfeldes, das mit einem für Geschmack und Geruch nicht unangenehmen Schaum bedeckt und dabei weiß schimmernd wie frischgefallener Schnee war.

Was Herr Forsyth mit seinem Gefolge durch diese unwegsamen Riesenberge bis zu den Ufern des Karakasch zu leiden hatte, das wird ein interessantes Capitel in seinem Berichte bilden. Auf Jarkender Territorium angelangt, eilten seine zwei tatarischen Reisegefährten voraus, um seine Ankunft anzuzeigen. Er wurde auch bald darauf bestens empfangen, und der Dadschah*) (Gouverneur) von Jarkend ließ ihm sagen, daß der Chef des Landes wohl im Norden sich an einem Feldzuge gegen die rebellischen Tunganis betheilige, er aber, nämlich Forsyth, demungeachtet als willkommener Gast angesehen werde. Am 23. August hielten die Engländer in diesen seiner Ausdehnung und Bevölkerung zufolge größten Ort Ostturkestans ihren Einzug und wurden während ihres Aufenthaltes von sechs Wochen der Gegenstand ausnehmender Höflichkeit und Gastfreundschaft. Jarkend, eine Handelsstadt, die in Wichtigkeit selbst Taschkend und Bochara nicht nachsteht, erfreut sich einer vorzüglichen Polizei. Handel und Wandel gehen daselbst einer merklichen Blüthe entgegen, und die Zuvorkommenheit, mit welcher die Briten hier allseitig behandelt wurden, würde selbst manche Etikette an europäischen Höfen beschämen.

Warum Herr Forsyth den Hauptgegenstand seiner Reise, nämlich die Zusammenkunft mit dem Atalik Gazi, verfehlte, ist uns noch immer ein Räthsel, das uns um so weniger erklärlich ist, da der indische Correspondent der „Times“, dem wir bei diesem Berichte folgen, noch hinzufügt, daß der Herrscher von Ostturkestan schon einige Tage nach Forsyth's Abreise in Jarkend angelangt sei. Es heißt, die Mission

*) Dadschah ist ein persisches Wort und bedeutet eigentlich: „Der Mann, von dem man Gerechtigkeit fordert.“ Es ist dies eine uralte Benennung der Richter und Ortsvorsteher bei Völkern iranischer Abkunft. Im heutigen Persien ist diese Benennung schon längst verschwunden, im Osten aber lebt sie noch. Die Türken haben dieses Wort, sowie viele andere, welche gesellschaftliche Einrichtungen bezeichnen, von den alten Iraniern übernommen.

habe strenge Ordre von Seiten des Lord Mayo erhalten, nicht über den Winter in Jarkend zu verweilen; da der Weg im October gewiß schwieriger gewesen wäre, als im Juni und Juli, so sollte der eilige Aufbruch selbst um einige Tage nicht verzögert werden dürfen. Hierüber läßt sich, wie gesagt, bis heute keine bestimmte Ursache angeben, aber ob es der Wille der englischen Regierung gewesen ist oder nicht, so werden dieses Mal unsere Kenntnisse über diesen fernen Theil Asiens auf Kosten der Diplomatie sich bereichern. Wir sehen daher den Publicationen, die Herr Forsyth, Dr. Henderson und Herr Shaw erscheinen lassen werden, mit Ungeduld entgegen.

Die altgrönländische Religion und die religiösen Begriffe der heutigen Grönländer.

Von **J. Mestorf.**

III.

Vermittler zwischen den Menschen und den übersinnlichen Mächten.

Es ist einzelnen Sterblichen die Macht verliehen, ein drohendes Unheil abzuwenden oder ein eifrig erstrebtes Gut zu erlangen. Diese Macht gründet sich indessen auf ein Wissen, das in gewissem Grade ein Jeder sich aneignen kann, dessen höchster Grad aber das Anga-Kunek, die Weisheit der Angakut oder Priester bildet. Diese Weisheit erlangt man nur von Tornasuk, und deshalb werden alle aus ihr hervorgehenden Glaubensmittel als erlaubt und gut betrachtet, zum Gegensatze der von einer dunkeln, ungenannten Macht erlangten Hexenkünste (Kusuinek), die für böse und unerlaubt gelten.

Die Glaubensmittel sind: Lebensregeln, Opfer, Gebet und geweihte Gegenstände (Amulet und Tupilek). Die Lebensregeln zielen auf einen unbewußten Cultus gewisser Inue, z. B. der Inue der Jagd, der Luft, der Witterung, der Todten u. a. m. Sie bestehen in strengen Fasten und gewissen Gebräuchen in der Kleidung, bei der Arbeit, beim Aufenthalt in freier Luft u. s. w. — Die Opfer beschränken sich auf Gaben, mittelst derer man gewisse Local-Inue zu gewinnen sucht. Der Inua der See liebt z. B. Fuchsfleisch und Fuchsschwänze, weshalb die Kajakmänner diesem Füchse zu opfern pflegen. Nahrungsmittel, Geräthe und andere beliebige Kleinigkeiten werden dem Inua eines Fjordes, eines Vorgebirges im Vorüberfahren hingeworfen. Auch die Beerensammler versäumen nicht, dem Inua des Districtes Opfer zu bringen; doch bedarf es, um sich ihrer Freundschaft zu versichern, noch anderer Rücksichten. Einige vertragen nicht, daß man in ihrer Nähe lacht, andere, daß man mit Fingern auf sie weist, noch andere gerathen in Zorn, wenn ein Fremder zuerst den Ort besucht.

Das Gebet kennt zwei Formen: das Serranek drückt einen Wunsch oder eine Bitte aus ohne Nennung desjenigen, von dem man Gewährung hofft, das Kernainek ruft ein bestimmtes Wesen um Hülfe an. Ob im Serranek selbstgewählte Worte wirksam sind, läßt sich nicht behaupten. Gewöhnlich bedient man sich des Serrats, einer angelernten Formel, die in besonderm Tonfall gesprochen wird. Solcher Gebetformeln, die nur auf je eine besondere Sache anwendbar sind, giebt es eine große Anzahl. Sie vererbten sich von Vater auf Sohn, wurden demnach Familiengut und als solches käuflich und verkäuflich. Der Missionär Glahn, welcher diese verschiedenen Gebete zuerst unterschied, nennt das Serrat, wenn es an die Seelen der Vorfahren gerichtet ist, das Hausgebet oder das Gebet an die Hausgötter. Den Ursprung dieser Gebetformeln kennt Niemand. Man glaubt, sie seien zuerst von einem Angakok festgestellt, doch verliert sich ihre Kenntniß in die graueste Vergangenheit. Nur von einem Serrat, welches die Brandung des Meeres stillt, heißt es, man habe es einer Mewe abgelernt. Das Familiengebet wird gemeiniglich von einem alten Manne verrichtet, welcher bei der Ceremonie das Haupt entblößt.

Amulete (Arnuat) sind geweihte Gegenstände, die man entweder beständig an sich trägt, oder seinen Geräthen und Waffen einfügt, oder nur bei besonderen Gelegenheiten anlegt. Sie bestehen in Gliedmaßen vom Menschen oder Thier, oder in Dingen, welche einem angesehenen Manne, oder einem überirdischen Wesen eigen gewesen sind, oder zu ihm in Beziehung gestanden haben, und ist es offenbar der dem Amulet innewohnende Inua eines höher begabten Wesens, welcher ihm Kraft verleiht. Ein Lachs z. B. macht den Besitzer gewandt und ungreifbar; ein Riemen, mit dem ein Angakok bei den Atlit gefesselt war, macht den Kajakmann tüchtig; der Schleifstein eines Inuarudligkat (Zwerges) macht unverwundbar. Wirksam wird ein Amulet erst, nachdem es durch Serrat geweiht worden. Jeder Mensch besitzt deren mehrere, die ihm schon als Kind von den Eltern angehängt werden.

Tupilek ist ein durch Kunst geschaffenes Thier, welches auf Befehl seines Herrn die Gestalt wechselt, und dessen man sich bedient, um einen Feind zu verderben. Man nimmt zu dem Zwecke Knochen verschiedener Thiere, hüllt sie in eine Thierhaut, spricht ein Serrat darüber und legt sie in fließendes Wasser. Nach gewisser Zeit nimmt man das Bündel heraus und trägt es mit Wiederholung des Serrats ins Meer, wo es liegt, bis der Zauber vollendet ist. Ist das Thier nach Wunsch gelungen, sendet man es an den Ort seiner Bestimmung. Das Tupilek wird im Geheimen gestellt, mit dem Beistande jener mehrfach erwähnten unbenamten Macht. Es steht sonach den von Tornasuk erhaltenen Glaubensmitteln direct entgegen und dient nur bösen Zwecken. Trotzdem wird es nicht zu den unerlaubten Künsten gezählt, weil nach grönländischem Raisonnement auch die von Tornasuk verliehenen Mittel bösen Zwecken dienen können. Gefährlich ist das Tupilek aber, insofern es, wenn bei dem Zauber ein Fehler begangen wurde, oder wenn das

Individuum, zu dem man es schickt, unter dem Schutze einer stärkern Macht steht, sich gegen seinen Urheber wenden und denselben auffressen kann.

Die Entfernung der Seele aus dem lebendigen Menschen erfolgt theils durch äußere Gewalt, theils zufolge besonderer Körper- oder Seelenzustände (Träume, Verzückung, Fieber). Ohnmacht und Scheintod mögen diesem Wahn zu Grunde liegen. Wird die Seele durch den Mond-Inua geholt, so durchreist sie die ganze Welt und weiß wie ein Angakok von den verborgensten Dingen zu berichten. Je schwächer der Verstand, je geringer die Urtheilskraft in weltlichen Dingen, desto klarer blickt das Auge in das Verborgene und Zukünftige. Die Gabe legt man deshalb allen Geisteskranken, namentlich den Schwachsinnigen bei, die man als einen Segen für die Gemeinde betrachtet.

Gelingt es einem Elternpaar, dem mehrere Kinder starben, eines aufzuziehen, so gilt dieses für ein sonderlich begabtes Geschöpf, dem kein böser Zauber schaden kann (in der Voraussetzung nämlich, daß die älteren Kinder durch solchen getödtet seien). **Piarkusiak** heißt ein solches Kind, welches in allen Dingen seinen Launen folgen darf und durch besondere Kleidung vor anderen Kindern ausgezeichnet wird. Enthält sich eine Mutter der Speise und des Trankes in so hohem Maße, daß sie täglich nur einen Bissen verschluckt und aus einer Muschelschale trinkt, so sichert sie dadurch ihr Kind vor bösem Zauber. Vorschauend wird ein Kind, das ein Angakok während der Geisterbeschwörung aufs Knie setzt. Auch solche Leute, welche sich dem Priesterstande hatten widmen wollen, aber die Prüfungszeit nicht beendet hatten, wußten mehr als gewöhnliche Leute und konnten verborgene und zukünftige Dinge ergründen.

Den erlaubten Schutz- und Glaubensmitteln entgegen steht das Kusuinek, eine Kunst, welche anrüchig war, wie der Sudzauber der Nordgermanen. Menschenleichen und gewisse Thiere spielten dabei die Hauptrolle. Mischt man Jemandem ein Stück von einem Leichnam unter seine Speise, so verhängt man Wahnsinn oder Tod über ihn. Befestigt man es an eine Harpune oder an eine Fangleine, so kann der Eigenthümer derselben kein Thier wieder erlegen; steckt man ein Stück Seehundfleisch in ein altes Grab, so hat derjenige, welcher den Seehund schoß, Unglück auf der nächsten Jagd. Besonders geschickte Hexenmeister heißen Iliseetsut. Sie können in den Leib derjenigen fahren, die sie verderben wollen. Nur dem Angakok sind sie erkennbar, und zwar dadurch, daß ihre Hände und Arme bis an den Ellenbogen schwarz sind. Werden die Unthaten der Iliseetsut offenkundig, so sind sie der gesetzlichen Strafe verfallen.

Was dem christlichen Grönländer von diesem Glauben geblieben.

Die christlichen Missionäre haben Alles, was wir unter Hexenkünste verstehen, durch Serranek übersetzt und das Kusuinek ganz unberücksichtigt gelassen. Selbst diejenigen Lebensregeln, welche der Gesundheit förderlich waren, werden als Zauberei bezeichnet und als unchristliche Handlung scharf gerügt. Der Grönländer selbst hält die Glaubensregeln seiner Väter für unverträglich mit dem Christenthum, allein er glaubt an ihre Kraft und unterscheidet Serranek und Kusuinek wie gut und bös. Alle Lebensregeln, welche Enthaltsamkeit und Selbstüberwindung heischen, läßt er unbeachtet, in der Zuversicht, daß die Taufe und andere kirchliche Handlungen Ersatz dafür bieten, und was er früher von dem Angakok beanspruchte, das muß jetzt der christliche Prediger leisten. Dahingegen pflegt er auf Reisen den Inue zu opfern. Amulete sind gleichfalls in Ehren gehalten, und folglich muß auch das zu ihrer Weise nöthige Serrat unvergessen sein. Ein Grönländer sah unlängst, daß sein Kajak sich von selbst bewegte, und glaubte, daß ein Iliseetsuk darin sitze. Er bat deshalb einen Piarkusiak, von vorn und seitwärts in das Boot zu schießen. Dieser sprach bei jedem Schuß leise Worte — das Serrat, welches das Geschoß wirksam machte. Fast jeder Kajak trägt noch heute sein Amulet, welches aber so versteckt angebracht ist, daß es schwer hält, es zu entdecken. Kaffeebohnen, Zeitungspapier, Fetzen von der Kleidung eines Europäers gelten als besonders kräftig. Was zur christlichen Religion gehört, taugt nicht dazu; nur das Zeichen des Kreuzes soll tobsüchtige Geisteskranke verscheuchen, und bei der Vertheidigung gegen einen Umiarissak erweist sich nichts wirksamer, als ein Blatt aus dem Gesangbuche als Vorladung benutzt. — Tupileke werden noch heutigen Tages fabricirt, und in der Umgegend von Julianehaab giebt man dem Piarkusiak noch immer ein besonderes Kleid. Hat ein Familienvater Unglück auf der Jagd, sterben ihm die Kinder, da ist dem Hause ein Kusuinek angethan. Rink erlebte es, daß ein Mann, welcher zufällig im Trinkwasser ein Insect verschluckte, sich dem Tode verfallen glaubte, in dem Wahn, daß mit dem Thiere ein todtbringendes Kusuinek in ihn gefahren sei.

Neue Arbeiten über die slavischen Ortsnamen in Deutschland.

I.

R. A. Während wir mit der Erkenntniß unserer deutschen Ortsnamen, zumal seit Förstemann's Arbeiten, so ziemlich zum Abschluß gelangt waren, schwebte mehr oder minder ein ungewisses Düster über den Ortsnamen im Osten unseres Vaterlandes, in den ehemals slavischen Gegenden, welche durch eine Linie, die sich vom Böhmerwald und dem Fichtelgebirge längs der Saale und Elbe erstreckt, von den rein deutschen Gegenden des Westens geschieden sind. Hier und da gehen die slavischen Ortsnamen noch über die bezeichnete Linie hinaus, z. B. reichen sie bis weit in den Thüringerwald hinein. Weniger bekannt ist, daß die Slaven auch in größerer oder geringerer Menge sich über die Inseln der Ostsee erstreckten. Bei Rügen und Fehmarn, die nahe der Küste liegen und von dieser nur durch einen schmalen Sund getrennt sind, hat die ehemalige Anwesenheit der Slaven nichts Auffallendes und ist historisch beglaubigt. Adam von Bremen (11. Jahrhundert) schreibt (Buch IV, 18): „Von jenen Inseln aber, welche den Slaven zugekehrt liegen, — heißt die erste Fembre (Fehmarn). Diese liegt den Wagrern gegenüber, so daß sie von Aldinburg (Oldenburg) aus zu sehen ist, sowie die, welche Laland heißt. Die zweite ist den Wilzen gegenüber gelegen; diese haben die Raner (Rü-

gener) inne, ein sehr tapferes Geschlecht der Slaven. — Diese beiden Inseln sind nun voll von Seeräubern und den blutigsten Banditen und verschonen keinen, der hinüberfährt."

Aber noch viel weiter haben die Slaven über die Inseln der Ostsee sich ausgebreitet gehabt; ob in größeren Mengen, muß freilich dahingestellt bleiben.

Sind die Slaven auch wesentlich ein continentales Volk, so geht ihnen doch Befähigung zum Seewesen keineswegs ab, wie allein schon die seetüchtigen Dalmatiner beweisen, welche das Material zur Bemannung der österreichischen Flotte liefern. Ja, sollte man dem nicht immer zurechnungsfähigen Kollar glauben, so haben die übrigen seefahrenden Völker Europas viele ihrer auf das Seewesen bezüglichen technischen Ausdrücke den Slaven entlehnt *).

Wie dem auch sein möge, auf einigen dänischen Inseln haben sicher Slaven gesessen, und zwar sprechen dafür, wo historische Beweise mangeln, die Ortsnamen. Wir wollen hier auf eine vergessene und in Deutschland wenig bekannt gewordene kleine Schrift aufmerksam machen: Schiern, om den slaviske oprindelse til nogle stedsnavne paa de danske Smaaöer (Ueber den slavischen Ursprung einiger Ortsnamen auf den dänischen Inseln. 8. 37 S. Kopenhagen 1855). Es geht daraus mit Gewißheit hervor, daß auf Laaland und Falster, vielleicht auch auf Langeland, einst Slaven gewohnt haben. Der Wechselverkehr zwischen den pommerschen, mecklenburgischen und holsteinischen Slaven und Dänemark war von je ein reger. Fanden nicht kriegerische Berührungen statt, dann trat der Handel in sein Recht. Wie leicht konnten unter diesen Verhältnissen kleine slavische Colonien auf den dänischen Inseln entstehen oder die wilden Seeräuber Fehmarns siedelten sich dort an, hatten dort Schlupfwinkel, die sie natürlich mit slavischen Namen bezeichneten, welche später von den Dänen beibehalten wurden. Solche slavische Namen sind auf Laaland Kremnitze Gab, in welchem vollständig das slavische Kremnice erhalten ist, zu dem sich viele Parallelen in ganz Osteuropa finden; dann an der Ostküste das Dorf Binitz, westlich davon Tillitz und Kuditz. Fehlen auch für diese Dorfnamen urkundliche Bezeichnungen, so ist deren Slavicität doch außer allem Zweifel. An der Küste Laalands liegt die kleine Insel Billesc Holm. Der Name läßt aus dem Skandinavischen sich nicht erklären und deutet auf ein slavisches Bjelice = Weißinsel. Auf Falster liegt ein Koselitze, auf Langeland ein gleichfalls ganz unskandinavisch klingendes Putselykke, das auf ein slavisches Butschelitz (Wurzel buda, wie in Bautzen) hinweist. — Ohne seine Ansicht näher zu begründen, giebt Nino Quehl auch in seinem Buche „Aus Dänemark" an, daß die südliche Hälfte Bornholms ehemals von Slaven besiedelt gewesen sei. —

Die Gesichtspunkte, nach welchen die Slaven die Orte und Oertlichkeiten benannten, sind die nämlichen, wie bei den Deutschen. Zunächst hielt man sich an die ins Auge fallenden Lagen, Höhen, Berge, Thäler u. s. w. Als Grundwörter dienten hier hora, Berg; werch, Hügel, Höhe; chlum, Berg; dol, Thal. Dann griff man zu Farbenbezeichnungen, die eben so oft angewandt wurden. Dahin gehören bely, weiß; černy, schwarz; zeleny, grün; čerweny, roth.

Auch Alles, was mit dem Walde und der Haide zusammenhing, lieferte den Slaven Stoff zu Ortsbenennungen. Les, der Wald; hola, die Haide; drewo, Holz; jenk, der Strunk. Von einzelnen Bäumen und Gewächsen buk, die Büche (Bockwa); dub, die Eiche (Deuben); briza, die Birke (Brießnitz); lipa, die Linde (Leipzig); werba, die Weide (Werben); grab oder hrab, die Weißbuche (Grabow); jawor, der Ahorn (Jauernik); woša, die Espe (Oschatz); jasen, die Esche (Jeßnitz); olša, die Erle (Oelsnitz); topol, die Pappel. Khojna, bor und šmrek, die Föhre oder Kiefer (Kaina, Bora, Schmeritz); jablonka, Apfelbaum (Gablonz); kal das Weißkraut (Kalau = Kohldorf); moch, das Moos (Mochau).

Beschaffenheit und Bestandtheile des Bodens geben einen weitern Gesichtspunkt ab. Zemja ist der allgemeine Begriff für fruchtbaren Boden; mit dobry, gut, hängen zusammen z. B. Dobra; Dobrilugk ist gute Aue oder Wiese. Die Unfruchtbarkeit bezeichnet suchi (Suchomast), hluchi (Glauchau). Hierhin gehören noch folgende Begriffe: kamen, Stein (Kamenz); glina oder hlina, Lehm (Gleina, Glien); ruda, rothe Erde, Eisenstein (Reudnitz); mokro, naß, sumpfig (Möckern); bloto, Morast (Blatten, Blotno). Kaum sollte man annehmen, daß in so grundverschiedener Lage befindliche Städte wie Stolpe in Pommern und Stolpen in Sachsen, einem gleichen Etymon, welches auf eine gleiche Beschaffenheit hinweist, ihren Namen verdanken. Und doch ist dem so. Stolp oder sloup heißt Pfahl, Säule. Das niedrig, in sumpfiger Ebene gelegene Stolpe ward auf Pfählen, die in den Sumpf gerammelt wurden, erbaut, und bei Stolpen in Sachsen ist bekanntlich eine der ausgezeichnetsten säulenförmigen Basaltabsonderungen, die zur Namengebung einlud.

Auch das Wasser in allen seinen Formen gab Anlaß zur Ortsbenennung. Reka, Fluß (Regnitz, Regen, Rietschke); prerow, Wassergraben (Prerau); broda, Furth (Deutsch-Brod, Eisen-Brod). Ebenso die Eigenschaften des Wassers haben zur Namengebung dienen müssen, wie belo, weiß; černy, schwarz; bystry, reißend (daher Bistritz und Weißeritz); teply, warm (Teplitz).

Auch Thiere wurden berücksichtigt, wie von jelen, Hirsch, Jelenau; von wlk oder welk, Wolf, Welkau abzuleiten ist. Bobr, der Biber, ist im Flußnamen Bober enthalten; von koza, Ziege, und kosel, Ziegenbock, sind benannt Kosel, Koslau; von holub, Taube, Golembin und Golombki; von sokol, Falke, Sokol (in Böhmen und Serbien); von ryba, Fisch, Ribnitz und Rybnik.

Ein weiterer Gesichtspunkt bezieht sich auf die Ansiedelung, Gebäude, Wohnungen. Hierhin sind zu rechnen wes, das Dorf, erhalten in Weske Nowawes; buda, die Hütte, Bude, in Bautzen (wendisch Budischin); kolna, der auf Pfählen (kol) erbaute Schuppen, daher Köln bei Meißen, Köln in Berlin. Čyrkej und kostel, beides für Kirche, daher Zerkwitz und Kostelitz. Mlyn, die Mühe, daher Mlinek und Mlynsk. Grod, grad, hrad und hradek, Schloß und Schlößchen, daher Groditz, Gratz.

Endlich nach Personennamen. Von Jan, Johann, stammen Janowitz, Jänisch, Jänkendorf; von Domasch, Thomas, Domsdorf; von Piëtr, Peter, Pietzsch, Peitzsch, Pietzke; von Kub, Jakob, Kubitz; von Wratislaw, Wroclaw Breslau; von Boleslav Bunzlau.

Adjectiva und Adverbialbegriffe werden, wie bei uns Deutschen, von den Slaven bei der Ortsbenennung in ausgedehntem Maße angewandt. Nowy neu und stary alt in

*) Kollar hatte keine Ahnung von Sprachvergleichung und er schrieb nach Bopp. In seiner italienischen Reise (S. 198 f.) handelt er von den Wechselverhältnissen der italienischen und slavischen Sprache. Nicht mehr und nicht minder wird da aus einander gesetzt, als daß die wichtigsten Cultureinrichtungen der Italiener slavische Benennungen führen! Wir wollen hier nur einiges hervorheben, was auf die Schifffahrt Bezug hat. Barca, die Barke, kommt ihm her vom slavischen bar oder war, Wohnung, Haus auf dem Lande oder Wasser. — Batello, Boot, vom slavischen buda, Hütte. — Caravella und Corvette, vom slavischen korba oder korab, Einbaum. — Flotta, Flotte, von pluti, plytwati, fließen. — Gondola von kontina, Winkel. — Piloto, Lootse, von plt', Floß. — Sirocco von žarko, glühend heiß u. s. w.

Nowgorod und Stargard, Alt- und Neuburg; welki groß und maly klein in Welki und Malkwitz; dale fern und blisko nah in Dahlen und Blieskau; deutsch und serbisch, njemski und serbski, in Nimschen und Zerbst.

So viel möge über die allgemeinen Gesichtspunkte gesagt sein, und diese bieten dem Forscher in Bezug auf Etymologie selten oder gar keine Schwierigkeit. Im Volksmunde der Deutschen sind die slavischen Ortsnamen aber oft so sehr verstümmelt worden, daß, wenn die urkundlichen Formen fehlen, eine Entzifferung manchmal kaum möglich wird. Oft wurde dem slavischen Namen ein deutsches ähnlich klingendes und für die deutsche Auffassung einen gewissen Sinn gebendes Wort untergeschoben. So machte man (Die slavischen Ortsnamen in der Oberlausitz und ihre Bedeutung. Festschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum des Gymnasiums zu Budissin. Von J. E. Schmaler. Bautzen 1867.) aus Luboraz Liebrose; aus Miloraz Mühlrose; aus Strožišćo (d. i. Wachplatz) Strohschütz; aus Lichan Leichnam; aus Njebelčicy Nebelschütz; aus Nadzanecy Nadelwitz; aus Sepšecy Schöpsdorf; aus Tranje Thräne; aus Wysoka (hoch) Weißig; aus Zahoň (herrschaftliches Feldstück) ist gar eine Flur Sauhahn geworden.

So in Sachsen. Wo der Deutsche mit Slaven zusammentraf, er blieb sich in der Corrumpirung der Ortsnamen stets gleich, denn auch in Böhmen entstellte er dieselben entweder in Folge der Unkenntniß ihrer Bedeutung, oder wegen der für ihn schwierigen Aussprache. In Böhmen machte er aus Postpoloptry ein Postelberg, aus Soběchleby ein Oberklee, aus Silové gar eine Eule. Dort findet man übrigens auch solche zweinamige Ortschaften, von denen der deutsche mit dem tschechischen Namen absolut nichts zu thun hat. So Wittingau-Třeboň; Taus-Domažlice; Reichenberg-Liberec u. a.

Wo, wie hier, die ursprünglichen slavischen Formen erhalten sind, wird natürlich die Erklärung des verballhornten deutschen Ortsnamens leicht; ohne die urkundliche Form weiß aber auch der tüchtigste Forscher mit einem Mühlrose oder Sauhahn nichts anzufangen. Der Volksmund, der auch gern etymologisirt, behilft sich dann in seiner Weise. An Küstrin (polnisch Kostschrin) knüpft er eine Geschichte von „ich küsse Trin'", und bei Bautzen (wendisch Budischin) nimmt er die wendische Sprache zu Hülfe und läßt den mit dem Bau dieses Ortes beschäftigten Fürsten die Boten, welche ihm die Nachricht von der Niederkunft seiner Frau bringen, fragen: Bude syn? Ist's ein Sohn? (Eigentlich: Wird's ein Sohn?)

Die Bewohner von Böhmisch-Kamnitz, heute Deutsche, kennen die ursprüngliche Bedeutung ihres von Kamen, Stein, abgeleiteten Ortsnamens nicht mehr und leiten ihn gar von „Ka' Mütz'", keine Mütze, ab, weil der erste Knabe, der durch den neu aufgebauten Ort lief, keine Mütze hatte! In diesen Erklärungen ist der Volksmund überall gleich naiv und leicht zufriedengestellt. Uebrigens sind diese Ableitungen nicht schlechter als jene von Altona, welches mit „allzu nah" (bei Hamburg) erläutert wird. Man vergleiche dazu Eldena in Pommern, Altona in Sachsen, Ortschaften, für welche slavischer Ursprung erwiesen ist.

Während so im deutschen Munde die slavischen Namen abgeschliffen oder corrumpirt wurden, erhielten sich, nebenbei bemerkt, bei den conservativeren Wenden die ursprünglichen Formen sowohl ihrer eigenen als der deutschen Ortsnamen viel reiner. Daß das deutsche Wehrsdorf in der Lausitz ein Wernersdorf sei, erkennt man am leichtesten aus der wendischen Form Wernarjecy; Wolmsdorf (Wolframsdorf), wendisch Wolbramocy; Belmsdorf (Bellmannsdorf), wendisch Belmanecy; Markersdorf (Markwardtsdorf), wendisch Markwarcicy. In allen diesen Fällen läßt die slavische Form besser das Etymon erkennen als die deutsche.

Eben so zeigt sich, wie hier in der Lausitz, in Böhmen, daß die slavische Form, die der deutschen Umbildung nicht unterlag, häufig das Ursprünglichere oder doch eine Mahnung daran bewahrte, gegenüber der umgebildeten deutschen Form. So Kyšberk (Geiersberg), in welchem das mittelhochdeutsche gîr, Geier, noch durchklingt. Eine Anzahl solcher slavischer Ortsnamen finden wir in einer vorzüglichen Abhandlung von Dr. Ignaz Peters in Leitmeritz (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, VII, S. 1. 1869). Eben so wird dort aber gezeigt, wie vorsichtig man in einem sprachlichen Grenzgebiete mit der Erklärung von Ortsnamen sein muß: denn ganz deutsch klingende Ortsnamen erweisen sich oft als gut slavisch und umgekehrt.

So ist der Dorfname Radelstein ein verkappter slavischer Name, dessen Urtext Hradišt'any lautet; Wetterstein bei Böhmisch-Aicha ist aus ve Třti (im Schilf) entstanden, hat aber die slavische Präposition irrthümlich mit herübergenommen. Man sieht hieraus, wie genau man den Ortsnamen auf den Grund nachgehen muß, denn Radelstein wie Wetterstein hält ein Jeder auf den ersten Blick für gut deutsch. Eine interessante Analogie bietet ein altberühmter, ursprünglich lateinischer Name in der tschechischen Form: Aachen heißt bei den Tschechen Cáchy, worin noch die alte abgekürzte deutsche Präposition steckt (z'Achen, ze Achen; das tschechische c steht für unser z). Andere solche Grenzformen finden wir in Böhmen noch häufig. So ist augenscheinlich das tschechische Rožmital eine Umbildung des deutschen Rosenthal; das deutsche Bierloch bei Laun aber das slavische brloh, Wildlager. Krummau, tschechisch Krumlov, haben die Slaven für sich in Besitz genommen. Peters aber weist ihnen nach, daß es seinen Namen von der Krümmung der Moldau hat, wie Elbogen von der Krümmung der Eger. Krummau liegt an der „Krumben ouwe". Dagegen ist Schlackenwerth wieder slavischen Ursprungs; es wurde von Slavek von Rosenberg begründet und nach ihm benannt.

C. O. Marsh's Reise im Westen Nordamerikas.

Im „weiten Westen" Nordamerikas liegen ausgedehnte Landstrecken, Gebirgszüge und Flußläufe, welche erst wenig bekannt sind und in denen die Wissenschaft auf reichliche Ausbeute hoffen darf. Die verschiedenen „Exploring Expeditions", die seit etwa funfzehn Jahren unternommen worden sind, um die verschiedenen, zur Anlage von Eisenbahnen geeigneten Bodenverhältnisse zu ermitteln, haben große Resultate in geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht erzielt; dafür liefert das große, aus nicht weniger als dreizehn Quartbänden bestehende Werk, welches der Congreß veröffentlichen ließ, vollgültige Beweise. Diesen großen Forschungsexpeditionen sind dann manche andere in verschiedenen

Landestheilen, insbesondere in Oregon, Californien, dem Territorium Washington, in Utah und Arizona gefolgt. Aber auch weiter nach Osten hin, zwischen dem obern Missouri und den Felsengebirgen, finden wir auch heute noch Regionen, die sehr wenig bekannt, theilweise noch von keinem weißen Manne durchzogen worden sind. Einen Theil derselben hat im Laufe des Sommers 1870 der Naturforscher C. O. Marsh durchforscht, und seine Reise ist in Bezug auf geographische und geologische Resultate von großer Wichtigkeit. Wir entnehmen einem längern Berichte über dieselbe („New-york Herald", 31. December) die nachfolgenden Angaben.

Die Stadt New-Haven in Connecticut rühmt sich, eine der besten Hochschulen Nordamerikas zu besitzen, das Yale College. An derselben ist Marsh Professor der Paläontologie und Director des ungemein reichhaltigen geologischen Museums. Schon im Jahre 1869 hatte er eine wissenschaftliche Reise nach wenig bekannten Gegenden des Westens unternommen, gleichsam zur Vorbereitung für die von 1870. Auf jener hatte er das vollständige Gerippe eines nicht über zwei Fuß großen fossilen Pferdes gefunden, und „unverkennbare Nachweise für den Uebergang lebender Thiere von einem Genus zum andern". Auf der neuesten Expedition begleiteten ihn zwölf junge, sachwissenschaftlich gebildete Männer; Hauptzweck war die Erforschung der tertiären und der Kreideformation. Das Unternehmen war nicht ohne Gefahren, weil die Indianer der Union-Pacific-Bahn entlang schwärmten und sich sehr feindlich zeigten; auch waren die Beschwerlichkeiten auf der Wanderung sehr angreifend, aber trotz alledem sind die sämmtlichen Mitglieder der Expedition im Decembermonate wohlbehalten in New-Haven wieder eingetroffen.

Sie begannen ihren Zug am 30. Juni und reisten ohne Aufenthalt nach der Militärstation (Fort) Mac Pherson in Nebraska an der Union-Pacific-Bahn, welche sie als Basis ihrer Unternehmung betrachteten und von welcher aus sie in der Richtung nach den Rocky Mountains hin einige Hundert Miles nach Norden und Süden hin Excursionen machen wollten. Zunächst durchwanderten sie die Gegend am Loup Fork und am Niobrarah, wo die Tertiärformation ungemein reichhaltig an fossilen Thieren ist. Dieses weite Gebiet war nie zuvor von Weißen besucht worden, es war im Besitze feindlicher Indianer, und deshalb nahm Marsh von Mac Pherson aus eine militärische Bedeckung mit.

Der Loup Fork strömt durch eine Einöde, welche von hohen Sandhügeln durchzogen wird; das Wasser ist süß und klar, dem Ufer entlang wächst Gras, auch tritt dort ein allerdings spärlicher Baumwuchs auf, im Uebrigen ist die Gegend so steril, wie die Sahara; hin und wieder findet man Bodenvertiefungen, die mit stark alkalinischem, ungenießbarem und ungesundem Wasser angefüllt sind. Bemerkenswerth ist, daß Antilopen, Hirsche und Elennthiere dort in großer Menge, oft in Rudeln bis zu 150 Stück, umherschwärmen; deshalb hatten die Reisenden bei ergiebiger Ausbeute der Jagd Ueberfluß an Fleisch. Unterwegs fand Marsh einige Siouxschädel, welche sich jetzt in dem Peabody-Museum des Yale College befinden.

Die Sandhügel am Loup Fork lieferten reiche Ausbeute. Dort ist im wahren Sinne des Wortes eine Region fossiler Pferde aus der Pliocenperiode. Marsh fand dort im Sande sechs Species an Pferden, zwei Species des Rhinoceros, viele kleinere tropische Thiere und einige neue Species fossiler Vögel. Diese Entdeckungen sind für die Wissenschaft von hohem Belang.

Zwischen Fort Mac Pherson und dem Loup Fork waren manche Strecken für Wagen nicht zu passiren, und nur durch Zufall fanden die Führer einen „Trail", welchen 1868 die Sioux gebahnt hatten. Auf diesem gelangte man zum Nord-Platte-Fluß an das gleichnamige Dorf, von dessen Bewohnern die allerdings wild genug aussehenden Männer der Wissenschaft beim ersten Anblicke für räuberische Indianer gehalten wurden. Von dort zogen sie im August gen Westen nach Fort D. H. Russel, das unweit der Stadt Cheyenne liegt, um die zuvor niemals genauer untersuchten geologischen Verhältnisse des Landes zwischen dem Nord- und dem Süd-Platte zu erforschen. Eine Partie ging vom Fort aus nach Süden ins nördliche Colorado, wo Marsh einen Ausläuser oder Ausbiß der Mauvaises Terres, dieses bösen Landes, das am White River liegt, entdeckte, diese Stelle ist 200 Miles südlich von der Gegend, wo das Centrum dieser Mauvaises Terres liegt, entfernt. Diese Region bildet einen Theil der interessanten tertiären Süßwasserablagerungen, welche für die Paläontologie so wichtig sind; wahrscheinlich bildet sie den südwestlichen Rand des großen miocenen Seebeckens, das sich einst im Osten der Rocky Mountains ausdehnte.

In den Mauvaises Terres kommen ungemein viele Reste vom Titanotherium Proutti vor; bisher hat man über dieses Thier nur dürftige Kunde gehabt. Man behauptete, dasselbe sei von kolossaler Größe gewesen, doch ist das übertrieben, und Marsh hat Knochen genug, um ein Skelett zusammenzusetzen; dieses Titanenthier war nur etwa halb so groß, als bisher angenommen wurde.

Von den Mauvaises Terres ging Marsh nach der Antelope-Station, die an der Union-Pacific-Bahn liegt; er war dort schon einmal, 1868, gewesen. Jetzt untersuchte er den sogenannten Antilopenbrunnen, in welchem man in einer Tiefe von 68 Fuß fossile Menschenknochen gefunden haben wollte. Daran ist kein wahres Wort; wohl aber fand der Naturforscher dort die fossilen Knochen des Miniaturpferdes, welches er Equus parvulus benannt hat. Er ließ diesmal tiefer graben und fand Knochen in solcher Menge, daß er nun im Stande ist, den Bau von vier verschiedenen Pferdespecies herzustellen; „vom Equus parvulus; vom dreizehigen Pferde vom Typus Hipparion; ein Thier, an welchem hinten zwei kleine Hufen baumeln; ein Pferd, das größer ist als unsere heutigen Rosse."

Außerdem fand Marsh in diesem Brunnen noch zwei Arten von Rhinoceros; ein Thier, das Aehnlichkeit mit dem Schweine hat, eins oder zwei, die kameelartig sind, und einige Fleischfresser; einer von diesen war größer als der Löwe. Im Ganzen förderte er funfzehn Species ausgestorbener Thiere ans Licht, und zwar auf einem sehr engen Raume, der nur 10 Fuß im Durchmesser und nicht mehr als 6 Fuß Tiefe hat! Marsh meint, jene Stelle habe einst am Rande eines großen Sees gelegen und die Thiere seien dort im Schlamme untergesunken, wenn sie zur Tränke kamen.

Von der Antelope-Station ging er nach Norden nach dem Nord-Platte zum Chimmey Rock, der bekanntlich eine wichtige Landmarke für die nach Californien ziehenden Auswanderer bildet. Derselbe hat Tertiärformation und enthält dieselben Fossilien, wie die Mauvaises Terres in Dakotah. Diese Bemerkung gilt von der ganzen Region am Nord-Platte gen Westen hin bis Scotts Bluff. An diesem fand er eine große Menge Fossilien, namentlich verschiedene Schildkröten, zum Theil von ganz ungemeiner Größe. Nach einer beschwerlichen Wanderung von vier Wochen ging Marsh von Scotts Bluff über den Horse Creek nach Fort D. A. Russel zurück, und dann nach Westen über das Gebirge nach Fort Bridger (im nordöstlichen Utah), und von diesem aus weiter nach dem östlichen Uintah und in die Gegend den White und den Green River entlang, um diese und andere Zuflüsse des westlichen Colorado zu erfor-

schen, wo er sich dann auf neuem Boden befand, von dessen „Ungeheuern“ die Trapper und Indianer so viele übertriebene Geschichten erzählt haben. Diese Expedition fällt in den Monat September; Alle waren beritten und hatten eine Cavalleriebedeckung nebst Mexicanern als Führer. Anfangs zogen sie nach Osten hin an den Green River, und wollten am östlichen Ufer desselben hin mit Wagen weitergehen; das war aber unmöglich, sie mußten dieselben zurücklassen, und selbst mit Maulthieren konnten sie auf dem schwierigen Terrain nicht weiter; doch wurde ein passirbarer Weg aufgefunden, auf welchem sie nach Süden hin bis an die Stelle gelangten, wo der Green und der White River sich vereinigen. Jene ganze Gegend bildete in der miocenen Periode einen Süßwassersee, in welchem Krokodile, Schildkröten (elf Arten), Schlangen und Fische in großer Menge lebten, am Lande Rhinoceronten und andere tropische Thiere, deren Ueberreste im Uferschlamme auf dem einstigen Seeboden begraben liegen.

Im Fort Uintah (im östlichen Utah) nahm Marsh einen Indianer zum Führer, welcher die Partie auf einem verhältnißmäßig kurzen Wege über die Uintah-Berge brachte, bis dahin, wo die Region der Cañones, der Coloradoschluchten, beginnt, über welche wir durch Powell's Expedition genauere Kunde erhalten haben. Marsh will diese Gegend im Sommer 1871 geologisch näher erforschen.

Von Utah aus machte er einen Abstecher nach Californien. Die Reisenden besuchten dort das Yosemitethal, die Geyser und andere Oertlichkeiten, die in geologischer Hinsicht bemerkenswerth sind, und auf seinen Steifzügen war er so glücklich, einen versteinerten Wald zu entdecken. Derselbe liegt in der Nähe des Berges St. Helena und besteht aus mächtigen Coniferen. Die Bäume liegen unter vulcanischer Asche und verdanken ihre Erhaltung wohl dem Umstande, daß sie in Folge eines vulcanischen Ausbruches mit derselben überdeckt worden sind. Manche der daniederliegenden Stämme sind mehr als 100 Fuß lang und manche von 5 bis zu 12 Fuß dick.

Zum Schlusse ein Wort über die Seeschlange, welche nun wenigstens in fossilem Zustande dem Bereiche der Fabel entrückt sein soll. Die Reisenden verweilten auf der Heimreise aus Californien erst zu Denver in Colorado und dann im Fort Wallace in Kansas; dort gehört die Umgegend der Kreideformation an. Marsh spürte in dieser Region, welche einst ein seichtes Seebecken gebildet hat, nach Mesosauriern, welche dort ein ausgedehntes Revier gehabt haben. „Die Nachforschungen der Partie hatten günstigen Erfolg; die im Museum des Yale College befindlichen Rückenwirbel von Seeschlangen liefern den augenscheinlichen Beweis dafür, und Professor Marsh wird eine 60 Fuß lange Seeschlange daraus construiren.“

Der Belgier Vanderkindere über die Stellung der Flamingen.

r. d. Falsch ist die Ansicht, daß im gegenwärtigen großen Kriege die Belgier allgemein Sympathien für die Franzosen hegten. Allerdings bei den jenen stammverwandten Wallonen ist dieses der Fall, nicht so bei den Flamingen, die von je gut deutsch gesinnt waren. Sind diese Flamingen auch in Belgien numerisch den Wallonen überlegen, so nehmen sie in Staat und Gesellschaft doch keineswegs die ihnen gebührende Stellung ein.

Heute wollen wir die Ursachen, welche dieses Mißverhältniß herbeiführen, nicht näher bezeichnen, doch glauben wir, daß dem mit einem Schlage abzuhelfen sei, wenn die Flamingen statt der niederdeutschen Sprache in der Literatur, Kirche, Schule und im amtlichen Verkehr die so nahe verwandte hochdeutsche einführten und damit in engere Beziehungen zu der großen Mutternation träten. Die Schwierigkeit einer solchen Einführung ist keineswegs sehr bedeutend; denn so wie im plattdeutschen Norden unseres Vaterlandes das Hochdeutsche zur herrschenden Literatur- und Amtssprache werden konnte, ohne den Volksgeist zu schädigen, genau so kann dieses, falls der Wille dazu vorhanden ist, auch bei den Flamingen geschehen.

Was die Frage betrifft, ob dadurch etwa die politische Selbständigkeit Belgiens bedroht würde, so verweisen wir einfach darauf, daß das Wallonische auch nur ein Patois des Französischen ist und daß dadurch, daß Französisch für die Wallonen Amts- und Literatursprache wurde, die Selbständigkeit Belgiens nicht angetastet worden ist. Oder verlor die politische Stellung der Schweiz etwa dadurch, daß dort statt des „Schwyzerdütsch“ das Hochdeutsche zur Schriftsprache erhoben wurde? Den deutschen Schweizern eröffneten sich dadurch nur reichere Culturcanäle, und dasselbe würde bei den Flamingen der Fall sein. Ihre, wenn auch schöne und bildungsfähige niederdeutsche Sprache, ist an und für sich der französischen mit ihrem großen Cultur- und Literaturgebiet nicht gewachsen; sofort aber würden unsere flamischen Brüder in eine gedecktere, völlig widerstandsfähige und sichere Stellung kommen, wenn sie das Hochdeutsch zu ihrer Schriftsprache erwählten. Die Vortheile liegen auf der Hand. Das traute Flamisch würde immerhin in der Familie und im bürgerlichen Verkehr dem Hochdeutschen parallel laufen können, wie das mit dem Platten in Norddeutschland ja noch heute der Fall ist.

Jetzt, wo, astrologisch zu reden, die Germanen „im aufsteigenden Hause“ wohnen, wäre der geeignete Zeitpunkt gegeben. In den Flamingen selbst regt sich mächtig das Stammesgefühl, und wer das flamische Blatt „de Zweep“ (die Geißel) gelesen, der wird wissen, wo die Sympathien der Flamingen sind.

Einen höchst bemerkenswerthen Ausdruck des germanischen Nationalgefühls der Flaminge und ihrer Bestrebungen in dieser Richtung giebt Dr. L. Vanderkindere in der „Revue de Belgique“ vom 15. December 1870. Er schreibt: „Das Jahr 1870 wird die wahre Revolution des neunzehnten Jahrhunderts vollendet sehen; sie wird den Vorrang Deutschlands zur Thatsache werden lassen, dessen nahes Eintreten nicht schwierig vorauszusagen war, und welchen dennoch oberflächliche Geister nicht sehen wollten, weil er bis dahin nur ein moralischer war. Fernerhin ist die Einheit Deutschlands nicht mehr ein Traum, und wenn dieses Werk, welches schon so lange im Volksbewußtsein vorbereitet und durch den Genius einiger erleuchteten Denker gereift war, leider nicht ohne Mitwirkung des Schwertes vollendet werden konnte, so ist es doch ein gesundes und natürliches Werk. Auch die Natur hat ihre schrecklichen Krämpfe, sie bringt nichts ohne Schmerzen zur Welt. Die Bildung eines mächtigen Deutschlands, welches Herr

seiner Geschicke und berufen ist, der leuchtende Herd Europas zu werden, ist nicht ein glücklicher Zufall der Gewalt, es ist die Verwirklichung einer historischen Nothwendigkeit. In dieser Hinsicht ist Deutschland seiner Zukunft sicher und der Einfluß, den es auf die allgemeine Politik ausüben wird, ist bedeutend. Belgien, wie klein es auch sei, wird nicht zuletzt empfinden, daß ein neuer Hauch in die Welt bläst. Ob man darüber erschrecke oder sich darüber freue, bald kommt die Stunde, wo man sich entscheiden muß, welchen Weg man einzuschlagen hat: hier eine erlöschende, dort eine Civilisation voll Kraft und Glanz. Sind wir verurtheilt, immerfort Frankreich zu folgen und der Zukunft den Rücken zuzuwenden? Ach, ich müßte es sehr befürchten, wenn ich mich nicht erinnerte, daß sich irgendwo noch ein Opfer verbirgt, beinahe unkenntlich geworden durch sein Leiden, ein Schlachtopfer, welches bis heute weder leben noch sterben konnte, ich meine unsere flämische Bevölkerung; auch sie ist germanisch. Soll dieser arme Zweig, vom Mutterlande seit so lange abgerissen, denn nicht auch wieder neu ergrünen?"

Die Klagen, welche Vanderkindere über die Lage der Flamingen in Belgien ausstößt, sind uns allerdings nicht neu, aber sie können nicht oft genug wiederholt werden. Helft euch selbst! müssen wir rufen, — an moralischer Unterstützung soll es nicht fehlen; das Mittel, welches wir anführten, und das Vanderkindere auch anerkennt, ist probat. Der wackere Flaming schreibt:

„Hat der das Recht eines Menschen, welcher nicht Theil nehmen kann an dem öffentlichen Leben? Und das ist gerade die Lage des Flamings in Belgien. Trotz aller Versprechungen der Constitution, welche ihm die Erhaltung seiner Sprache zusichert, wird er nur in französischer Sprache regiert, d. h. er wird in seinem Lande behandelt, wie anderswo durch Eroberung unterworfene Völkerschaften. Der König und die Minister sprechen nur Französisch, Senat und Kammer berathen französisch, die Verwaltung ist französisch, das Recht wird auf Französisch gesprochen, auf Französisch wird die Armee commandirt, auf Französisch wird der mittlere und höhere Unterricht ertheilt — so zwar, daß der Flaming keine juristische, administrative oder militärische Function ausüben, keine Rolle in den politischen Körperschaften, im Unterrichte, am Gerichte ausfüllen, daß er selbst nicht einmal gesetzlich seinen Herd und sein Vaterland vertheidigen kann, ohne eine fremde Sprache zu lernen, die Sprache derer, welche seine entstehenden Freiheiten vernichtet und seinem uralten Wohlstande den ersten Stoß gegeben haben."

Wie ist da zu helfen? An anderer Stelle sagt er: „Anstatt der flämischen Sache günstig zu sein, ist der größte Theil des Landes ihr feindlich. Wie viele widerspenstige Elemente findet man nicht selbst unter den geborenen Flamingen! Alle, welche einige Erziehung genossen haben, verstehen Französisch und sprechen es, und so stark ist der Einfluß der gewöhnlichen Umgebung, daß viele aufrichtige „Flaminganten" im öffentlichen Leben die Sprache der Verachtung preisgeben, deren sie sich doch innerhalb ihrer Familie bedienen. Personen, welche sich für wohlerzogen halten, setzen eine Ehre darein, nur Französisch zu sprechen, selbst mit ihrer Dienerschaft, und die Damen der guten Gesellschaft würden sich für beschmutzt halten, wenn nur ein Wort dieser gemeinen Volkssprache aus ihrem Munde ginge. . . . Was ist die Lage eines namhaften Theiles der unteren Classen? Sie fühlen sich unglücklich in dem nebelhaften Horizonte, der sie umgiebt; sie sehen nicht das mindeste Licht, sie haben keine Beziehung zu den Regionen des Wohlstandes und der Aufklärung, und nicht wissend, wem dieses Unglück zuzuschreiben, sind sie geneigt, die Ursache davon in ihrer Sprache zu finden. Um sich her hören sie nur Französisch sprechen von allen denen, welchen zu dienen oder zu beneiden sie gewohnt sind, und durch eine sehr natürliche Verbindung schließt sich für sie die Idee des Französischen an die Idee der Achtbarkeit und des Wohlstandes. Das ist so wahr, daß in dem gegenwärtigen Kriege alle Unwissenden in Belgien die hitzigsten Freunde von Frankreich sind."

Diesen Uebelständen abzuhelfen, will Herr Vanderkindere, daß die französische Lehr- und Umgangssprache allmälig durch die deutsche Sprache ersetzt werde, die dem flämischen Idiome so verwandt ist, daß jeder Flaming sie ohne Mühe in kürzester Zeit verstehen und selbst sprechen lernt, denn „Deutschland ist das natürliche Centrum für Flandern, die Flamingen sind Germanen, ihre Sprache ist ein germanischer Dialekt, am mütterlichen Busen muß sie sich wieder erkräftigen und verjüngen."

Aus allen Erdtheilen.

Der Mont-Cenis-Tunnel.

Der an der Scheide der beiden gewaltigen Jahre 1870 und 1871 vollendete Mont-Cenis-Tunnel ist einer der größten Triumphe menschlicher Arbeit. Daß er hergestellt werden konnte, verdankt man der Wahl der Kräfte, die dazu angewendet wurden. Die Bohrer wurden bekanntlich getrieben durch zusammengepreßte Luft, und die Luft, welche nach vollendeter Arbeit ihren Comprimirungsröhren entschlüpfte, sorgte zugleich für die Ventilation des Tunnels, indem sie ihn von den schädlichen Gasen befreite, die bei den Gesteinssprengungen entstanden. So wurde mit der Bohrung selbst die Ventilation besorgt, welche letztere immer bisher als ein unüberwindliches Hinderniß für längere Tunnels betrachtet wurde.

Die Arbeiten dieses 12,220 Meter langen Tunnels wurden anfangs nur langsam gefördert und schritten erst mit Vervollkommnung der Bohrmaschine in höherm Grade vorwärts. Interessant ist es, zu sehen, wie trotz der zunehmenden Tiefe und Schwierigkeit der Arbeiten dennoch dieser Fortschritt jedes Jahr zugenommen hat. Seit Einführung der Maschinenbohrung, bis wohin bereits 1553 Meter gebohrt waren, sind die Ergebnisse wie folgt gewesen:

1862	643 Meter
1863	802 "
1864	1087 "
1865	1223 "
1866	1024 "
1867	1512 "

Die Fortschritte auf der Nordseite waren gegen diejenigen auf der Südseite um ein volles Jahr zurück, was durch den Widerstand, den eine Quarzschicht verursachte und aus dem spätern Beginne der mechanischen Bohrung erklärbar ist. Gleichwohl war der jährliche Fortschritt schon auf 1512 Meter gestiegen, und da seit 1868 nur 4151 Meter zu bohren blieben, so

war die Vollendung dieses Riesenwerkes schon auf Ende 1870 vorauszusehen.

Die alte Mont-Cenis-Straße bleibt östlich vom Tunnel liegen, doch hat man ihr zu Ehren und wegen der Berühmtheit des Mont-Cenis-Passes die Durchbohrung nicht den Frejus-Tunnel genannt, wie es, streng genommen, richtiger gewesen wäre. Von Modena auf der savoyischen Seite hebt sich die Bahn mit einer Steigung von 1 : 150 noch um 346 Fuß oder auf 3964 Fuß bei St. Michel, um den Bergrücken auf einer Strecke von 12,220 Meter, d. i. $1^2/_3$ Meilen, zu durchsetzen. Die beiden Endpunkte des Tunnels haben einen Höhenunterschied von 435 Fuß, doch liegt die Steigung auf der französischen Strecke, während die italienische beinahe eben verläuft. Die Mitte des Tunnels liegt 4213 Fuß über der See, während das Observatorium auf der Frejusspitze darüber eine Höhe von 9676 Fuß besitzt; folglich befindet man sich im Tunnel 5463 Fuß unter der Erde und von beiden Ausgangspunkten 6110 Meter oder $^3/_4$ Meilen entfernt. Dies ist ganz gewaltig tief, denn selbst unsere stolzesten Brunnen reichen nicht viel weiter als etwa 2000 Fuß. Die tiefste Grube der Erde ist die von Kuttenberg in Böhmen, 3445 Fuß, und die nächsttiefe die von Kitzbüchel in Tirol, 2910 Fuß. Wird erwogen, daß der Tunnel $1^2/_3$ Meilen Länge besitzt und daß bisher aus jedem Mundloche nicht mehr Wasser herausfloß, als 1 Liter in der Secunde, so darf man erstaunen über die vergleichsweise Trockenheit des Frejusberges. Nur wenn eines der versteckten Tunnelbecken angestochen wurde, vermehrte sich zeitweilig der Erguß. Mitten im Tunnel bei einer Tiefe von 5000 Fuß betrug die eigene Wärme der Felsen nur $21^1/_3{}^0$ R. Dies ist viel weniger als man erwarten durfte, denn die Zunahme der Wärme, von der unveränderlichen Schicht aufgefangen, wird in diesem Falle wahrscheinlich nur 1^0 R. auf 200 Fuß Tiefe betragen, während bei sehr tief erprobten Brunnen eine Zunahme von 1^0 C. auf je 90 bis 96 Fuß einzutreten pflegte. Die Beobachtungen in diesem Tunnel sind aber höchst werthvoll, weil der Beobachtungsort über 10,000 Fuß vom Mundloche entfernt lag, und ein Fall, der unter gleichen Umständen noch normaler wäre, für die Beobachtung der Innenwärme unseres Planeten sich nicht leicht denken läßt.

Der Leipziger Dialekt.

„In Sachsen wird das beste Deutsch geredet," hört man mit unberechtigter Selbstüberhebung oft von den Leuten aus dem Lande Meißen sagen. Bei den anderen deutschen Stämmen erregt dieses gewöhnlich ein berechtigtes Lächeln, wozu jener Dialekt, der keiner der ursprünglichen deutschen Mundarten sich anschließt, in sich selbst die Veranlassung trägt. Richtig studirt ward er noch wenig, um so mehr ist es anzuerkennen, daß Dr. K. L. Merkel in Leipzig dem Dialekt seiner Mutterstadt rege Aufmerksamkeit widmete und denselben zum ersten Male in einem Vortrage des „Vereins für die Geschichte Leipzigs" gründlich erörtert. Einem längern Berichte des „Leipziger Tageblatts" entnehmen wir darüber das Nachstehende.

Zu einer bestimmten Definition des Leipziger Dialektes ist man noch nicht gelangt, man weiß auch die geographischen Grenzen desselben nicht scharf anzugeben. Dr. Merkel will diese möglichst eng ziehen. Der Bienitz begrenzt diesen Localdialekt im Westen; der merseburg-hallesche beginnt dort; im Süden ist Zwenkau die Markscheide. Nach Norden und Osten läßt sich die Grenze noch weniger leicht bestimmen, doch überschreitet sie weder die preußische Grenze gen Norden, noch die Mulde gen Osten. Das Gesammtgebiet der Leipziger Mundart umfaßt somit etwa 12 bis 13 sächsische Geviertmeilen. —

Die Frage, wie weit dieselbe in der Geschichte zurück reiche, läßt Dr. Merkel vorläufig noch offen und bescheidet sich auch, untergegangene dialektische Formen und Wendungen hier bei Seite zu lassen, da er sich nur mit den noch als gang und gebe bekannten, also lebenden Formen befaßt habe.

Zur „Reinheit" des Leipziger Dialekts steht der Bildungsgrad der ihn sprechenden Individuen im umgekehrten Verhältnisse. Je „gebildeter" diese letzteren sind, desto mangelhafter ist der Dialekt. Am reinsten und vollständigsten spricht den Leipziger Dialekt derjenige Bruchtheil der Bevölkerung, welcher des Schreibens ungewohnt ist, auch nur mit seines Gleichen verkehrt.

Das Alphabet des Leipziger Dialekts ist einfacher als das des Schriftdeutschen, namentlich fehlen ihm das ö, ü und äu, die Unterscheidungen zwischen b und p, d und t. Ziemlich deutlich macht der Leipziger das g und k vor a.

Dem Leipziger Dialekt besonders eigenthümlich im allgemeinen hochdeutschen Lautverzeichnisse nicht vorhandene Vocale sind ein dumpfes a und ein eben solches breites ae.

Rechnet man zusammen, so erhält man 32 specifisch Leipziger Sprachlaute. Das normale hochdeutsche Alphabet hat 40 bis 42 Sprachlaute.

Die übrigen Eigenthümlichkeiten des Leipziger Dialekts charakterisiren sich als Lautabweichungen und Lautverschiebungen, Lautauswerfungen, Lautzusammenziehungen, Lauteinschiebungen, Aenderungen der Quantität oder des Accents, Flexionsabweichungen, besondere Wortverbindungen und Satzbauarten abweichender Gebrauch gewisser Wörteranwendung von fremden oder entfremdeten Wörtern, Ausdrücken und Redensarten. Der Leipziger Dialekt entbehrt außerdem principiell einer Menge feinerer Ausdrucksmittel und gefällt sich in wirklichen grammatischen Fehlern, Verdrehungen, Verkehrungen und Verstümmelungen von Fremdwörtern und aus anderen Sprachgebieten entlehnter Ausdrücke Dr. Merkel unterschied bei der Betrachtung der bei dem Leipziger mitwirkenden Verhältnisse und Einflüsse zunächst innere, dann äußere Ursachen.

Jene fand er in dem physischen und psychischen Organismus der Einzelwesen der specifisch Leipziger Bevölkerung. Es läßt sich nach den Ausführungen des Redners die Eigenart des Leipziger Dialekts zunächst auf ein gewisses Ungeschick und eine sich daraus ergebende Bequemlichkeit oder Trägheit der Sprachorgane, namentlich der Zunge, zurückführen.

Sonderbar genug, der Leipziger Zunge fällt es schwerer, einfache, offene, nur aus Consonant und Vocal bestehende Silben an einander zu reihen, als geschlossene, mit Consonanten schließende Silben. Es ist, als ob die Zunge dies „nicht fertig bringen" könnte, da sie durch den zumal betonten Vocal der offenen Silbe gleichsam in der Schwebe gehalten, schwindlig gemacht wird. Sie verlangt einen Ruhe-, einen Stützpunkt, einen hülfreichen Consonant zum Silbenabschluß und zugleich zum Anschluß an den Anlaut der nächsten Silbe. Recht auffällig zeigt sich das bei mehrsilbigen Fremdwörtern. Aus Cocarde macht sich so der Leipziger „Konngarde", aus Sacristei „Sannkristei".

Nach t und z wendet der Leipziger gern die dem Hochdeutschen sonst fehlende Mouillirung an, also die Anfügung von j oder g moll an einen die erste oder zweite Wortsilbe anlautenden Consonanten. Er wird von „Hornzjen", nicht von Hornissen gestochen, von „Wanzjen" gebissen, nimmt „Pomeranzjen" in die vielleicht mit „Warzjen" bedeckten Hände.

Wo die Silbengrenze von zwei Halbvocalen gebildet wird, wie in „reinlich", wirds dem Leipziger bei dem so lange hinter einander durch die Tonschwingungen der Stimmbänder fortgesetzten Inderschwebehalten der Organe schwindelig, und flugs legt er sich einen strammen Consonanten als Stütze und Stab zu: aus „reinlich" wird „rentlij".

Bei anderen Wörtern giebt er wieder Vocale zu. An das Ende seines Ich setzt er, wenn es allein steht, gern ein e an, er denkt aber großmüthig genug, um dies jedem Menschen zukommen zu lassen. Er sagt nämlich „Mensche", wie „iche".

Worte auf k macht er durch ein angefügtes s gleichsam adspirirt, lauter. Er spricht von einem „Korks", von „Marks" statt Kork und Mark. So verstärkt er nach seiner Art das z und sz am Ende in „Erzt", „Harzt", „Rußt" statt Erz, Harz, Ruß. Dasselbe t hängt er an „überall" und „eben" und macht „ähmt" daraus und „überalt".

Mit dem Weglassen, Apokopiren ganzer Laute ist der Leip-

ziger gleich bei der Hand, um sich die Aussprache bequemer zu machen. „Mai kutes Herrje" ist bekannt genug. Ebenso macht er's mit „sein", „dein" „gleich", „hier", „mehr", „nun", „nach", „noch": überall läßt er den Schlußconsonant weg. Am häufigsten hört man dies bei „und". Bei dem Infinitiv der Zeitwörter jedoch behält er das n bei, wo schon die Altenburger es über Bord werfen.

Lautverschiebungen kommen auch vor. Solche sind „Schlunk" statt Schlund, „Winkbeutel" statt Windbeutel, „runn'r" statt runter; „Franell" statt Flanell, „Krystier" statt Klystier ꝛc.

Die äußeren Einflüsse und Verhältnisse bei dem Leipziger Dialekt anlangend, hob Redner den nachweisbaren Zusammenhang desselben mit dem Mittelhochdeutschen hervor, als der eigentlichen classischen deutschen Volksmundart im Gegensatze zu dem seit dem 14. Jahrhundert herrschend gewordenen Neuhochdeutschen, welches „gar keine eigentliche deutsche Mundart mehr zu nennen, von keinem deutschen Stamme je gesprochen worden ist."

Das Neuhochdeutsche hat sich im Gegensatze zu unserm vaterländischen Dialekt von dem mittelhochdeutschen Idiom derartig entfernt, daß die Formen des letztern in der heutigen Schrift- und Salonsprache geradezu umgebildet oder „verbildet" erscheinen.

Der Leipziger Dialekt hat aber auch mit dem Niederdeutschen Gemeinschaft, und zwar in einzelnen Lautänderungen, wie in Flexionseigenthümlichkeiten und ganzen neuen, dem Hochdeutschen fremden Wörtern. Niederdeutsch ist unser volksthümliches „nedder" und „wedder" statt „nieder" und „wieder", „Emer" statt „Eimer" (sassisch: „emmer"), „scheppen" statt „schöpfen", „Appel" statt „Apfel". Niederdeutsch ist die eigenthümliche Umschreibung des Genitivs, wie „dem Herrn sein Diener" für „des Herrn Diener", sowie die Anwendung des Accusativs statt des Dativs. Das Niederdeutsche hat eben nur eine Form für beide genannte Casus. Das Präteritum von „reißen", „streichen", „schleifen" lautet Leipzigerisch „rés", „strēj", „schlēf". Ebenso im Niederdeutschen. Die Wörter „belemmern", „beschuppen", „beschummeln", „krölen", „krakölen", „Ficke", „batzig", „duttig", „fummeln", „happig", „lodderig", „pleite", „ruppig", „Rekel" (holländisch ebenso, eigentlich der Bullenbeißer), „schlampampen", „spuden", „stofen" ꝛc. sind alle niederdeutsch und holländisch.

Redner schließt mit dem Wunsche, daß ihm die Ehrenrettung der Leipziger Mundart, daß es ihm besonders gelungen sein möchte, den Hörern den Beweis zu führen, der Leipziger Dialekt im Großen und Ganzen sei keine Ausartung der neuhochdeutschen Schrift- und Salonsprache, nein, ein traditionelles Stück alter germanischer Volkssprache; seine grammatischen Fehler rühren von der Treue her, mit der das Volk sich noch immer an den Ueberlieferungen der dem Niederdeutschen nahe verwandten Formen festhält. Freilich und trotz alledem und alledem ist das Leipzigerische auf den Aussterbeetat gesetzt und wird verschwinden.

Aus Moskau.

Die Sterblichkeit in Moskau ist, wie die statistischen Nachweise ergeben, eine ganz bedeutende. Und zwar wird sie hervorgerufen durch die unverantwortliche Nachlässigkeit, mit der die Sanitätspolizei in diesem „Centralsitze der slavischen Cultur" gehandhabt wird. Ein Deutscher, welcher längere Zeit in Moskau gelebt und die dortigen Verhältnisse sehr genau kennt, äußert sich über die Zustände sehr scharf. Er bemerkt, daß namentlich in der Periode der Fasten und kurz darauf die Sterblichkeit ganz außerordentlich sich steigert. Ein nicht geringer Theil der Schuld fällt hierbei auf die übermäßig strengen Fastengesetze der griechisch-katholischen Kirche und deren Folgen. Er sagt: Daß bei der gesunden, bergig freien Lage Moskaus und bei der weit ausgedehnten Bauart der Häuser, inmitten großer baumreicher Gärten, dennoch alljährlich Cholera und Typhus zu Anfang des Frühjahrs grassirend um sich greifen, kann nur solchen Ursachen zugeschrieben werden, welche in den socialen Verhältnissen der ärmeren Volksclassen ihren Entstehungsgrund finden. Derselbe liegt hauptsächlich in der ungesunden und unregelmäßigen Lebensweise, in dem Mangel einer vor Kälte und Nässe schützenden Bekleidung und in der Entbehrung einer trockenen, warmen und reinen Wohnung. Mehr als die beiden letzteren Uebelstände ist der erste, die ungesunde und unregelmäßige Lebensweise, geeignet, dem von der mangelhaften und schlechten Nahrung geschwächten Körper den Krankheitsstoff dieser den Tod beschleunigenden Krankheiten zu inficiren.

Das größte Uebel zur Hervorrufung aller möglichen Krankheiten ist nicht die Entbehrung, oder doch nur in zweiter Linie, sondern die Völlerei namentlich der ärmern Volksclasse. Durch das monatlange Fasten, dieses Entbehren kräftiger Speisen, ist der Körper resp. Magen so sehr geschwächt, daß die eigentliche Ursache des Uebels darin besteht, wie das im Volke allgemeiner Brauch ist, nach Beendigung der Fasten den Magen mit allem Möglichen zu überladen, und daraus, daß sobald dieses geschieht, der Magen ein solches Ueberladen nicht verträgt, entstehen die meisten Krankheiten, was sich auch daraus ergiebt, daß trotzdem ein großer Theil der Arbeiter zu den Feiertagen aufs Land geht, die Krankenhäuser, namentlich auch das Arbeiter-Krankenhaus, überfüllt bleiben.

Wenn man zu solchen Zeiten einige Stunden mit Beobachtung einer offenen Volksküche zubringt, wie in der Nähe der Wladimir'schen Pforte (meistens fälschlich Nikolski-Pforte genannt) auf dem sogenannten Lausemarkt (Trödelmarkt), so kann man sehen, was hierin geleistet wird. In diesen offenen Küchen wird Sommer und Winter ein Handel mit gebackener oder gekochter Leber, Suppen aus Lungen, Köpfen und den Gedärmen des Schlachtviehes, abgekochten Köpfen ꝛc. getrieben, zur Fastenzeit natürlich auch mit Fischen ꝛc., und kann sich hier Jeder für wenige Kopeken eine warme Suppe beschaffen. Ebenso ist warme Grütze ein stehender Handelsartikel.

Der Mangel einer trockenen, warmen und reinen Wohnung für arbeitslose Arme ist ein Gegenstand, über den im Stadtrathe (Duma) schon viel gesprochen worden, und dem durch Bau oder doch Umbau mehrerer Häuser am Schweinemarkt in etwas abgeholfen werden wird. Der Schweinemarkt ist nämlich ein Platz, auf welchem sich Arbeitsuchende beiderlei Geschlechts in großer Zahl zusammenfinden, ähnlich wie z. B. in Bremen früher auf dem Domsplatz. Während in Moskau täglich mehr als 6000 Menschen auf den öffentlichen Plätzen arbeitsuchend warten, treiben sich mindestens ebenso viele frei vagabondirend in der Stadt herum, die ihr Leben durch Betteln und gelegentliche Diebstähle fristen. Bei den letzteren ist Trunk auch eine Hauptursache des Bettelns.

Daß wir, trotzdem Moskau recht weitläufig gebaut, jährlich Typhus und andere grassirende Krankheiten haben, rührt namentlich auch von der unverantwortlichen Unreinlichkeit der meisten Höfe her. Sobald im Winter eine Reinigung der Straßen vom Schnee befohlen wird, führen die meisten Hausbesitzer Moskaus den Befehl insofern aus, als Alles auf die Höfe gefahren wird. Daß dabei außer Schnee auch noch manches Andere mit dahin kommt, ist vorauszusehen; ebenso wandert der größte Theil aller Küchenabfälle auf die Höfe, wo dieselben, ohne von dort fortgeführt zu werden, in Verwesung übergehen und der Gesundheit schadende Ausdünstungen verursachen.

Auch die Pflasterung trägt ihr Theil zur Sterblichkeit bei. Es herrscht die Gewohnheit, auf alle neu gepflasterten Stellen recht viel Sand zu werfen, wahrscheinlich um die Mangelhaftigkeit der Pflasterung zu verbergen. Da nun dieser Sand zur Sommerzeit austrocknet und sich bei dem leisesten Winde in Bewegung setzt, so herrscht in der trockenen Jahreszeit fortwährend ein solcher Staub, daß man factisch nicht mit den Augen sehen kann, und ich glaube nicht, daß derselbe der Gesundheit zuträglich sein kann.

Das Wohnen in der Altstadt Moskaus wird jetzt von vielen gemieden, namentlich deshalb, weil in dieselbe der Wind keinen rechten Einlaß erlangen kann. Die Stadtmauer, welche

die ganze Altstadt umgiebt, müßte geschleift werden, wie es in den meisten größeren Städten Deutschlands geschehen. Moskau würde dadurch, außer daß die Wohnungen in der Altstadt gesünder würden, auch noch bedeutend an Schönheit gewinnen.

Aus Nordamerika.

Wir finden in den Blättern eine Menge von Nachweisen, wie nachtheilig das übertriebene Schutzsystem wirkt und wie es dem Verbraucher die allernothwendigsten Bedürfnisse vertheuert. Im Congresse zu Washington wurde folgende Thatsache nachgewiesen. In Neuyork lief eine Ladung Salz aus Liverpool ein im Werthe von 1637 Dollars Papier; sie mußte an Eingangszoll erlegen — 3291 Dollars! Eine zweite Ladung von 680 Tonnen, Werth des Salzes 1526 Dollars, hatte an Steuer zu zahlen 3043 Dollars, was gerade 199 Procent austrägt. Die Salzproducenten zu Onondaga im Staate Neuyork sind, wenn man Fracht und Eingangszölle, welche ausländisches Salz zu tragen hat, hinzurechnet, mit nicht weniger als 374 bis 384 Procent „geschützt".

Die Schulden des Staates Neuyork haben am 1. Januar 1870 betragen 32,409,144 Dollars (6,445,304 Dollars weniger als im Jahre vorher); — jene von Pennsylvanien 31,111,662 Dollars (1,702,879 weniger); die von Ohio 9,732,068 Dollars (123,860 weniger); — die von Virginien, mit Einschluß der fälligen Zinsen, 41,391,000 Dollars.

Dem „Newyork Daybook" (26. November) zufolge waren beim Obergerichte des Staates Massachusetts nahe an funfzehnhundert Gesuche um Ehescheidungen eingegeben worden.

Die gesetzgebende Versammlung des Staates Louisiana hat im Senate 4 schwarze Mitglieder und im Repräsentantenhause sitzen 40 Neger; einige von diesen haben erklärt, daß sie sich bemühen wollen, Lesen und Schreiben zu lernen; die übrigen halten das nicht für nothwendig. Südcarolina hat einen schwarzen Untergouverneur, 11 schwarze Senatoren, 80 Schwarze im Repräsentantenhause, einen schwarzen Staatssecretär und einen schwarzen Oberrichter; das ist selbst den fanatischsten unter den Abolitionisten des Nordens zu viel.

Das Leben und Treiben der Yankee-Soldaten in Alaska ist doch recht eigenthümlich. Der zu Olympia im Territorium Washington erscheinende „Standard" erwähnt, daß ein Herr Murphy zu Sitka, der Hauptstadt von Alaska, ein Blatt, die „Times", herausgegeben habe. Am 13. October 1870 gab er die letzte Nummer heraus und nahm, weil er der „Gesellschaft" im Lande überdrüssig sei, mit folgendem Artikel Abschied: „Während der letztverflossenen drei Jahre wurden in der Ortschaft Sitka nicht weniger als acht Mordthaten verübt; sieben der Mörder blieben unbestraft; der achte sitzt im Militärgefängniß, wird aber sicherlich frei ausgehen, wenn wir nicht bald einen Gerichtshof bekommen. Wir haben gesehen, daß Frauen und Kinder auf offener Straße von einem Offizier der Armee und einem Postbeamten niedergeschlagen worden sind. Wir waren Augenzeuge, daß an demselben Tage zwei Offiziere einen armen, ganz harmlosen Russen zu Boden schlugen; daß Armeeoffiziere mit Gewalt in ein russisches Haus eindrangen, um sich mit den in demselben wohnenden Frauen und Mädchen Dinge zu erlauben, wofür man sie in jedem andern Lande auf der Stelle ums Leben gebracht hätte. Oftmals sind Soldaten in russische Privathäuser eingebrochen, um sündhaften Unfug zu verüben. Was ist die Folge eines solchen Betragens gewesen? Alle anständigen Russen haben dieses Gebiet verlassen, und wer kann es ihnen verdenken, wenn der bloße Name Amerikaner ihnen schon Ekel einflößt. Wer wird nicht erröthen, wenn er die Thatsache liest, daß unter den 500 bis 600 russischen Bewohnern Sitkas nicht drei, über 13 Jahre alte Mädchen gefunden werden, die nicht prostituirt wären. Niemand wird wagen, diese traurige Thatsache in Abrede zu stellen. Durch die Soldaten sind abscheuliche Krankheiten allgemein verbreitet worden; nur in Sodom und Gomorrha allein, die durch Gott vernichtet wurden, kann es so arg hergegangen sein wie in Sitka. Zum Schlusse bedauere ich, hervorheben zu müssen, daß einige Offiziere der Armee sich mehr wie Halunken und Schurken betragen haben wie als ehrenhafte Soldaten."

Der Staat Kansas gedeiht rasch. Er hatte 1860 erst 107,203 Einwohner; 1870 schon 359,349. Der Ackerbau ist beträchtlich; Mais und Hafer liefern vom Acre mehr als in irgend einem andern Staate, und nur allein in Californien giebt an Weizen, Roggen und Gerste der Acker höhern Ertrag. Doch hat es mit dem Absatze des Getreides große Schwierigkeit, da Kansas 1500 Miles von der atlantischen Meeresküste entfernt liegt; deshalb fängt man an, sich auf die Industrie zu legen. Kansas ist ein Prairieland und arm an Holz, aber bei Leavenworth ist ein reiches Kohlenlager aufgeschlossen und geognostische Untersuchungen haben ergeben, daß auf Hunderten von Miles Kohlen vorhanden sind. So fehlt es den großen Eisengießereien nicht an Brennstoff; die Wagen- und Maschinenfabriken vergrößern sich und in den Bezirken am Missouriflusse wird Rind- und Schweinfleisch in großer Menge zur Ausfuhr verpackt. Eben jetzt legt ein reicher französischer Philanthrop, V. de Boissière, in Franklin County, 60 Miles von Leavenworth entfernt, eine große Sammetfabrik an, bei welcher „die Gesetze der socialen Harmonie" zur Verwirklichung kommen sollen. Bisher sind bekanntlich die verschiedenen Versuche von Seiten der Franzosen, in Nordamerika Ackerbau- und Industrie-Associationen nach communistischen Grundsätzen durchzuführen, gescheitert.

Die Stadt Reading, im County Berks, ist eine der ältesten Städte in Pennsylvanien. Sie zählt jetzt 33,976 Einwohner, zum großen Theile Deutsche. Dort erscheint auch, irren wir nicht schon seit 1780 oder so, die älteste deutsche Zeitung in den Vereinigten Staaten, der „Readinger Adler" mit dem classischen Motto:

> „Er kehrt bei Stadt- und Landmann ein
> Und kräht: Ich will kein Sklave sein!"

Krieg gegen die wilden Thiere in Ostindien. Ein solcher wird jahrein jahraus geführt und die Provinzialbehörden sind angewiesen, über denselben Bericht zu erstatten. Wir haben vor Kurzem eine Mittheilung über diesen Gegenstand gegeben; jetzt lesen wir, daß in der Präsidentschaft Madras die Leute ihre liebe Noth mit den Alligatoren (Gavials) haben. Einer derselben ist ein gefährlicher Menschenfresser und man hat, trotz aller Nachstellungen, seiner noch nicht habhaft werden können. In einem einzigen Bezirke von Madras sind während des Jahres 1870 von den Alligatoren verzehrt worden: 1 Mann, 13 Kühe und 14 Büffel. Die Regierung zahlt für jeden Alligator, der an der Malabarküste erlegt wird und über $8\frac{1}{2}$ Fuß lang ist, eine Prämie von 10 Rupien (zu 20 Silbergroschen). Bengalen hat große Noth mit den giftigen Schlangen. Allein im Bezirke von Bardwan sind binnen kurzer Zeit mehr als 30,000 Rupien Prämie für getödtete Giftschlangen bezahlt worden; wie groß die Zahl derselben ist, ergiebt sich daraus, daß die Prämie für jede eingelieferte Schlange nur 2 Annas (3 Silbergroschen) beträgt. In Behar richten die Wölfe entsetzliche Verwüstungen an, aber die Ausrottung derselben ist ungemein schwierig, weil ein ganz widersinniger Wahnglaube des Volkes hinderlich einwirkt. Die Hindu meinen, daß ein Dorf, auf dessen Fluren man Wolfsblut vergießt, von Unglück heimgesucht werden müsse. Sie weigern sich entschieden, einen Wolf auch nur zu verfolgen, geschweige denn zu tödten, obwohl die Verheerungen, welche diese Thiere anrichten, sehr arg sind. Bei Tscheng-Bakar wird nun schon seit vollen zwei Jahren die Umgegend weit und breit durch mehrere Herden wilder, sehr gefährlicher Elephanten verwüstet; dieselben blieben unbehelligt, weil — die Behörden nicht einig darüber werden konnten, welcher von ihnen die Pflicht obliege, die Elephanten auszurotten! Die Tiger haben sich dermaßen ver-

mehrt, daß auch nur eine merkbare Verminderung derselben mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden sein wird. Die Prämien für jeden erlegten Tiger sollen auch 1871 fortbezahlt werden und man will großartige Jagdexpeditionen veranstalten.

* * *

— Ueber das Grab des letzten Mohikaners bringen nordamerikanische Zeitungen eine Angabe von einem Deutschen, welcher dasselbe besucht hat.

„Als ich eines Sonntags Nachmittags im Herbst 1869 auf dem Kirchhofe der Herrenhutergemeinde zu Bethlehem in Pennsylvanien herumschlenderte, fiel mir eine große Anzahl Grabsteine von Indianern und Indianerinnen der Delaware-Shekomeko-Mohikan auf, welche hier in Reih und Glied mit den ersten Ansiedlern der Gegend begraben lagen. (Das älteste Geburtsjahr, das ich fand, war David Nitschmann, born in Nov. 1666, d. 1758.) Zwischen halb verwitterten Steinen lag eine renovirte Marmorplatte, welche auch durch Umpflanzung einiger Rosen- und Je-länger-je-lieber-Stöcke von ihren Nachbarn, gekennzeichnet war. Die Inschrift lautete: „In memory of Tschoop, a Mohican, Indian, who in holy baptism April 16th 1742 received name of „John". One of the first fruits of the mission oi Shekomeko, and a remarkable instance of the power of divine grace, whereby he became a distinguished teacher among his natives. He departed this life in full assurance of faith, at Bethlehem August 27th 1776. There shall be one fold and one sheperd. John X. 16." —

Ein zuvorkommender Bruder der Herrenhutergemeinde beeilte sich, ein Gespräch anzuknüpfen und den überraschenden Aufschluß zu geben, daß wir hier am Grabe von Cooper's „Letztem Mohikaner" (Chingachgook) ständen. Er theilte mit, daß einer der ältesten Herrenhuter-Missionäre, Heckewelder, Memoiren veröffentlicht habe (in Transactions of the historical society of Philadelphia), welche namentlich Abenteuer aus seiner Jugend, unter den zu bekehrenden Indianern, behandelten. Diese Memoiren beschäftigten sich viel mit dem fraglichen Tschoop, welcher ein ungewöhnlicher Indianer gewesen, von Heckewälder, der in hohem Alter aus dem Gedächtniß schrieb, aber vielleicht doch zu sehr romantisirt zu sein scheint. Heckewelder's Bilder aus dem Leben Tschoop's lieferten den Hauptstoff zu Cooper's bekanntem Roman, dessen Schauplatz allerdings von Pennsylvanien nach dem Staate Neuyork, an den Lake George ꝛc. verlegt ist. Erst nachdem Tschoop oder Chingachgook durch Cooper berühmt geworden war, wurde bei einer Renovation alter Grabsteine die obenstehende Inschrift auf Tschoop's Stein angebracht; zarte Hände bepflanzten das Grab und erhalten seinen Blumenschmuck. Heckewelder's Tochter starb in Bethlehem vor wenigen Jahren in hohem Alter."

— Alterthümer auf Ceylon. Auf dieser Insel ist eine aus Gelehrten gebildete Commission beauftragt worden, die in Trümmern liegenden heiligen Städte und Stätten gründlich zu durchforschen und alle Inschriften zu sammeln. Im Herbste des verflossenen Jahres war das Waldgestrüpp, welches die Ruinen überwuchert, schon bei mehreren hinweggeräumt worden, und es sind dabei manche bisher unbekannte Alterthümer zu Tage gekommen. Die Photographie leistet dabei der Wissenschaft vortreffliche Dienste, so z. B. bei der Aufnahme der Ruinen von Anaradhapura, wo der Mahinda sich in tiefe Betrachtungen versenkte und predigte; bei jener des Bo-Baums, wo Buddhagoscha seinen Wisuddhimagga vorlas ꝛc. Im November sind abermals wichtige Alterthümer entdeckt worden. Unter den Auspicien des Gouverneurs der Insel, Sir Hercules Robinson, soll ein umfangreiches Werk über die ceylonesischen Alterthümer ausgearbeitet werden. — Wir wollen hier beifügen, daß ein ausgezeichneter Mann, General Cunningham (derselbe, welchem wir das treffliche Buch über Ladakh verdanken), zum Surveyor-General der archäologischen Aufnahme Indiens ernannt worden ist. Zunächst besteht seine Aufgabe darin, daß er für die Erhaltung aller Denkmäler der indischen Architektur sorgt und gründliche Berichte über dieselben verfassen läßt.

— In der Hauptstadt Mexico bilden die Protestanten eine besondere Abtheilung der Nationalgarde. Die Zahl derselben nimmt fortwährend zu und in mehreren großen Provinzialstädten wird regelmäßig protestantischer Gottesdienst abgehalten.

— Die geographische Verbreitung der Wanderheuschrecken (Vedipoda migratoria) ist von F. Th. Köppen in einem Vortrage in der Leipziger naturforschenden Gesellschaft am 10. Januar 1871 festgestellt worden. Köppen unterschied eine permanente und eine exclusive Verbreitung der Wanderheuschrecke in allen ihren Entwickelungsstufen; letztere Verbreitung, die in besonders heißen und trockenen, der Entwickelung der Heuschrecken günstigen Jahren stattfindet, erstreckt sich bis zu den Breiten von Berlin, wo die Wanderheuschrecke sich zu wiederholten Malen (z. B. 1827 bis 1828) entwickelt hat. Die nördliche Grenze der permanenten Verbreitung fällt ziemlich genau mit der Juni-Isotherme von 16° R. zusammen (in den Juni fällt im Mittel die Zeit des Larvenlebens der Heuschrecken, in welcher Periode ihre Existenz besonders von atmosphärischen Einflüssen abhängig ist). In ganzen Wolken fliegt die Wanderheuschrecke noch viel weiter, so z. B. bis Edinburg und bis nach Schweden; doch entwickelt sie sich dort nicht. Neben den klimatischen Einflüssen wird ihre Verbreitung in Europa auch von den Alpen bedingt, die derselben hindernd in den Weg treten; die Wanderheuschrecke kann über die Alpen nicht fliegen und kommt auch nördlich von ihnen nirgends permanent vor. Die Heuschrecken sind vorwiegend Steppenthiere und fliehen das gebirgige und waldige Terrain. Ihre weite Ausbreitung über einen großen Theil der alten Welt und bis hinüber auf das australische Inselgebiet verdankt die Wanderheuschrecke hauptsächlich ihrer vortheilhaften Ausstattung und der dadurch bedingten Möglichkeit weiter Wanderungen. Diese Wanderungen gehen in Europa gewöhnlich von Osten nach Westen, d. h. sie nehmen ihren Ursprung in Gegenden (wie z. B. Südrußland), welche als Centra der größten Anhäufung der Heuschrecken gelten können.

— Die Diamantengräber am Vaalflusse in Südafrika wurden am 23. und 24. October 1870 zwei Nächte hindurch durch ein ungemein prächtiges Südlicht erfreut. So weit nach Norden hin ist dieses Himmelsphänomen nie zuvor beobachtet worden.

— Auf Cuba hat der spanische Generalcapitän Rodas im October auf einmal zweitausend schwarze Lehrlinge freigelassen. Es sind Neger, welche in den Jahren 1855 bis 1857 auf Sklavenschiffen mit Beschlag belegt worden waren und die seitdem auf den Plantagen als Halbsklaven gearbeitet haben.

— In Südaustralien ist bei Berlin ein 888 Unzen schwerer Klumpen nahezu gediegenen Goldes gefunden worden; in Queensland hat man abermals einige neue Kupfergruben entdeckt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1871.**

Aus dem Leben und Treiben des Kaffervolkes in Südost-Afrika.

I.

Verbreitung der Bantu-Völker in Afrika. — Die Kaffervölker und ihre Stämme. — Ihre physische und geistige Beschaffenheit. — Das Natal-Land und dessen Verödung. — Verschiedene Häuptlinge; der gewaltige Krieger Tschaka. — Wie der Cannibalismus unter den Kaffern entstand. — Dingaan und Umpanda. — Wie das Natal-Land englische Colonie und durch Kaffern wieder bevölkert wurde. — Heutige Zustände derselben. — Die Zulus als Nachbarn.

Der ganze südliche Theil des afrikanischen Festlandes wird von Völkerschaften bewohnt, welche man, die Hottentoten allein ausgenommen, als Bantu-Völker bezeichnet, weil dieselben eine gemeinschaftliche, obwohl in den Einzelnheiten sehr verschiedene Sprachgruppe bilden. Dieselbe erstreckt sich nach Norden hin bis etwa zum vierten Grade nördlicher Breite und weicht in Bezug auf körperlichen Typus und die verschiedenen, ihrer Cultur zu Grunde liegenden Elemente von den Negern vielfach ab.

Diese Gruppe umfaßt folgende ethnographische Individualitäten. Im Südosten zwischen den sogenannten Drachenbergen (dem Kwahlambagebirgszuge) und dem indischen Ocean, etwa von 27° bis 32° S., finden wir die sogenannten Kaffervölker; — westlich von denselben im Innern, 28° bis 16° S., die Betschuanas, welche in 23 Stämme zerfallen und über welche wir insbesondere durch Livingstone eingehende Kunde erhielten; — westlich von ihnen die Damaras (Herero), 23° bis 19° 30′ S., und nordöstlich von ihnen die Owampo. — Nördlich von den Kaffern leben einige Stämme, die noch nicht näher bekannt sind, aber sicherlich zu demselben Völkercomplexe gehören. — Nördlich vom Sambesi haben die Makua mit ihren vielen Stämmen eine große Ausdehnung, und noch weiter nördlich die Suaheli, welche das Küstengebiet vom Cap Delgado bis an die Grenze der Somali inne haben und vielfach mit arabischem Blute vermischt sind. Die westlich von ihnen wohnenden Völker hängen, sprachlich genommen, innig mit ihnen zusammen, z. B. die Wanika, Wadigo und manche andere; — südwestlich von ihnen leben die Monyamuesi und weiter südlich Stämme, über die wir nur erst dürftige Kunde haben. Am obern Sambesi nördlich von den Makololo sitzen die Barotse und um den Ngami-See die Bayeye. Auch diese sind von Livingstone ausführlich geschildert worden. — An der Westküste finden wir die Congo-Völker, zu welchen alle die Schwarzen im portugiesischen Westafrika gehören. Weiter gegen Norden am Gabun leben, gleichfalls als Bantu-Völker, die Mpongwe, Benga, Bakele und andere, über welche wir erst in den beiden letztverflossenen Jahrzehnten Genaueres erfahren haben.

Man sieht, daß dieser Gruppirung gemäß die Region, welche die eigentlichen „Neger“ bewohnen, sehr verengt wird, und nur das Gebiet im Süden der Sahara, des Senegal, der Berber- und Nubavölker umfaßt.

Unter den sogenannten Bantu-Völkern nehmen die Stämme, welche man als Kaffern zu bezeichnen pflegt, eine wichtige Stelle ein; sie sind, vom ethnographischen Standpunkte aus betrachtet, eine in hohem Grade interessante Menschengruppe. Wir wollen in einer Reihenfolge

zwangloser Schilderungen ihr Leben und Treiben näher betrachten.

Die *Kaffervölker* sind in die Gebiete, welche sie jetzt inne haben, von Norden her eingewandert; man zieht diesen Schluß aus dem Umstande, daß sich in ihrer Sprache vielfach Anklänge an die hamitischen Idiome nachweisen lassen. Die Wanderung scheint anfangs der Ostküste entlang gen Süden stattgefunden zu haben, bis sie auf die Hottentotenstämme stießen; eine zweite Wanderung scheint durch das Drängen der Gallastämme veranlaßt worden zu sein; sie ging von Osten nach Westen quer durch das afrikanische Festland.

Wir finden alle Bantu-Völker, gleich den Negern, in eine große *Menge von Stämmen* zerklüftet. Die Kafferstämme weichen unter sich in manchen Einzelnheiten und Nüancen von einander ab, im Großen und Ganzen jedoch zeigen sie einen und denselben Typus. Ihre Haut ist dunkel, doch nicht so schwarz wie beim eigentlichen Neger, das Haar kraus und kurz, aber nicht ganz so wollig, die Lippen sind bei Weitem weniger aufgeworfen; der Körperwuchs ist schlank, die Glieder sind gerade, die Stirn ist nicht niedrig, der Ausdruck intelligent. Manche Kaffergestalten könnten Malern und Bildhauern als Modelle dienen.

Der Hypothese, daß die *Kaffern Mischlinge* aus Arabern und Negern seien, fehlt jeder Halt und jede Begründung. (Friedrich *Müller*, „Ethnographie der Novara-Expedition," Wien 1868, S. 99.) Der Kaffer unterscheidet sich wesentlich vom Neger. Der Name ist ihm von den Arabern beigelegt worden, und bezeichnet bekanntlich einen Nichtmohammedaner, einen Ungläubigen. Schwerlich haben die Hunderte von Stämmen, in welche jenes Volk zerfällt, einen einheimischen Gesammtnamen für die ganze Gruppe. Gegenwärtig kann man annehmen, daß dieselbe aus fünf größeren Complexen besteht: — jener der *Amatonga* hat den Norden der Kafferregion inne; südlich von ihnen folgen die *Amaswazi*, *Amazulu*, *Amaponda* und *Amakosa*. Das Präfixum *ama* bildet den Pluralis, also: von Ponda Mehrzahl Amaponda.

Verheiratheter Mann. Ein Vorsteher im Amte. Mädchen. Alte Frau.
Knabe. Junger Mann. Junge Frau mit dem Kinde.

Unsere Illustrationen geben Typus und Physiognomie der Kaffern genau wieder. Die dunkle Haut, auf welche Jedermann stolz ist, läßt etwas Roth durchscheinen, und während andere dunkelhäutige Völker der weißen Hautfarbe den Vorzug einräumen, ist das beim Kaffer nicht der Fall. Uebrigens kommt bei ihm nicht selten auch eine dunkle Olivenfarbe vor. Wir wollen hier einen Punkt hervorheben, der anthropologisch von Interesse ist. R. J. Mann („The Kaffir Race of Natal; Transactions of the ethnological Society," 1867, p. 287) will mit Bestimmtheit behaupten, daß bei den Kaffern der Küstenregion auch Negerblut unverkennbar sei. Er hat lange unter ihnen gelebt; er fand viele mit Wollhaar, plattem Gesicht, geplätschter Nase, stark vorstehenden Backenknochen und auch den specifischen *Geruch*,

welchen die Haut des Negers ausdünstet. Aber er sah andererseits eine große Menge von Leuten mit feineren Gesichtszügen, dünnen Lippen, vorstehender Nase und hoher, gerader Stirn; doch die einen wie die anderen sind schlank und ebenmäßig gebaut. „Je mehr ich mich unter den Kaffern bewegte und die Verschiedenheit ihrer Gesichtsbildungen und ihrer Organisation beobachtete, um so mehr drängte sich mir und zwar ganz unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß sie *auf keinen Fall von reinem Negerblute sind*, daß aber *zwei verschiedene Elemente* in ihrer Organisation auftreten, die fortwährend zum Vorschein kommen, und zwar bald das eine, bald das andere, und auch in einer und derselben Familie.“ Hier wäre also Atavismus. Auch in Routledge („Natural history of man,“ I., p. 4.) wird hervorgehoben, daß das Haar jenem des echten Negers sehr ähnlich sei; „die Lippen sind immer breit, der Mund ist groß, die Nasenflügel und Nasenlöcher sind weit. Diese Eigenthümlichkeiten hat der Kaffer mit dem Neger gemein, und es trifft sich wohl, daß bei irgend einem Individuum alle diese Erscheinungen vereint so scharf hervortreten, daß man dasselbe auf den ersten Blick für einen Neger halten könnte.“

Intellectuell steht aber der Kaffer viel höher als der „Aethiopier“. Er ist ein ehrlicher Mensch und verabscheut den Diebstahl innerhalb seines Stammes; Europäern gegenüber, die er ja als Eindringlinge betrachtet, wird es damit

Kaffermädchen.

nicht immer so genau genommen; aber von Natur ist er keineswegs diebisch und lüstern nach fremdem Eigenthum. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, einen Viehstand zu erwerben oder denselben zu vermehren; er ist ein „Boomane“. Im Umgange zeigt er sich leutselig, gesprächig und hat viele Worte der Liebkosung und Schmeichelei. Sein Selbstbewußtsein tritt stark hervor und er wird handgreiflich gegen den, welcher dasselbe verletzt. Er ist sorglos und denkt wenig an den folgenden Tag, weil er weiß, daß er stets alle seine Bedürfnisse befriedigen kann. Zum Ackerbauer hat ihn die Natur nicht geschaffen; er ist am liebsten Viehzüchter und Halbnomade; ein vortrefflicher Rinderhirt. Geselligkeit, unablässiger Verkehr mit Anderen, am liebsten bei der Tabackspfeife, ist ihm Bedürfniß; er kann nicht wohl allein sein; seine Gastfreundschaft läßt nichts zu wünschen übrig, und wer zu ihm kommt, wird reichlich mit Milch bewirthet. Seinen Stammgenossen ist er gern zu allen Dingen behülflich. Als Krieger zeigt er sich unerschrocken und tapfer; er ist von Haus aus nicht etwa ein blutgieriger Barbar; weiter unten soll gezeigt werden, wie es in Folge eigenthümlicher Verhältnisse geschah, daß in diese, sonst leutseligen Menschen eine arge Verwilderung kam. Unter allen dunkelfarbigen Leuten Afrikas hat er den feinsten Kopf; er ist scharfsinnig bis zum Spitzfindigen, ein raisonnirender Dialektiker und in hohem Grade zweifelsüchtig. Die Missionäre, welchen er oft überraschende Argumente entgegensetzt, wissen davon zu erzählen, und haben vielfach darüber geklagt, daß der Kaffer ein „haarspaltender Heide“ sei, welchem man

nur schwer oder auch gar nicht beikomme. In Controversen gefällt er sich und in seinen Fragestellungen geht er schlau genug zu Werke, um den Gegner zu verwirren und zu verwickeln.

In der Familie gehorchen alle Angehörigen dem Hausvater unbedingt; ebenso ist der Häuptling innerhalb seines Stammes unumschränkter Gebieter, und sein Wille gilt, so lange derselbe den hergebrachten Ueberlieferungen und Gewohnheiten entspricht. Der Mann nimmt so viele Frauen als er kaufen und ernähren kann, doch muß er die Genehmigung des Häuptlings einholen. Das Mädchen wird nicht um die Einwilligung gefragt; der Vater der Braut erhält dafür, daß er seine Tochter einem Manne giebt, so und so viel Kühe. Der Kaffer ist in hohem Grade abergläubisch; gegen böse Geister und Zauberpriester sollen Amulete ihn schützen. Bei einzelnen Stämmen treten auch Regenmacher auf.

Bevor wir diese allgemeine Kennzeichnung durch Einzelnheiten erläutern, wollen wir, gleichsam zur Einführung, einige Episoden aus der Geschichte dieses Volkes mittheilen. Dieselben knüpfen sich an die Besiedelung eines Theils der Kafferlandschaften durch die Europäer und zeigen in charakteristischer Weise die Zustände derjenigen Stämme, durch welche die große Gruppe der Zulus gebildet wird.

* * *

Unter den verschiedenen Landschaften der sogenannten Capregion nimmt die Colonie Natal einen bemerkenswerthen Aufschwung. Sie liegt an der Ostküste Südafrikas, wird vom dreißigsten Grade südlicher Breite durchschnitten, hat eine mannichfaltige Bodenbeschaffenheit, ist gut bewässert, eignet sich eben sowohl für Ackerbau wie für Viehzucht und das Klima ist gesund. Dieses Natalland ist erst seit Anfang unseres Jahrhunderts näher bekannt geworden; es hat eine interessante Geschichte, durch welche wir einen Einblick in das eigenthümliche Leben und Treiben der Kafferstämme gewinnen.

Die Küste reicht vom Umzimkulustrom im Süden bis zum Tugela im Norden. Dieser bildet die Grenzscheide gegen das Land der Zulukaffern; weiter nach Norden hin stößt Natal an die transvaalsche Bauernrepublik und im Westen bilden die Drakenberge die Grenze. Als Vasco da Gama am Weihnachtstage 1497 dieses Land in Sicht bekam, gab er ihm den Namen, welchen es noch führt. Der Sinn der Portugiesen war auf die Schätze Indiens gerichtet und sie beachteten jene Gegend nicht. Im Jahre 1683 scheiterte ein englisches Fahrzeug in der Delagoabai und etwa achtzig Seeleute zogen unter großen Beschwerden und Entbehrungen zu Lande bis ans Vorgebirge der Guten Hoffnung. Drei Jahre später strandete ein holländisches Schiff, dessen Bemannung viele Monate an der Natalküste zubrachte.

Als im Jahre 1823 der englische Marineoffizier Farewell Küstenvermessungen vornahm und an der Stelle landete, wo jetzt Port d'Urban liegt, fand er die ganze Gegend südlich vom Flusse Itongati verödet und fast menschenleer; nördlich von demselben herrschte ein sehr kriegerischer Häuptling, welcher alles Land zwischen 26° und 32° südlicher Breite als sein Gebiet in Anspruch nahm. Jene verödete Landschaft, welche jetzt die Colonie Natal bildet, war noch 1785 dicht bevölkert; in derselben wohnten nicht weniger als neunzig verschiedene Kafferstämme, friedliche Menschen, welche Viehzucht und auch einigen Ackerbau trieben. Die einzelnen Stämme (Clans) redeten dieselbe Sprache, aber jeder hatte seinen besondern Häuptling, der patriarchalisch regierte und an das Herkommen gebunden war. Fehde kam selten vor und dauerte immer nur wenige Tage; Frauen und Kinder wurden niemals getödtet, Gefangene gaben ein Lösegeld, das in Kühen bestand; eine Heereseinrichtung war unbekannt und kriegerisch waren die Kaffern nicht. Damals hatte man ein „goldenes Zeitalter", an dessen Stelle jedoch bald ein eisernes trat.

Junger Kafferkrieger.

Nördlich vom Tugela lebten viele andere Stämme so ziemlich in ähnlichen Verhältnissen; unter denselben war jener der Umitetwa der zahlreichste. Der Häuptling desselben hieß Dschobe, und dieser verlangte von einigen Stämmen, welche am Schwarzen und am Weißen Umfolozifluſſe wohnten, völlige Unterwerfung. Gegen ihn rebellirten seine beiden Söhne und er wollte sie deshalb tödten lassen. Der eine, Namens Tana, wurde bei Nacht erschlagen, der andere, Godongwana, entkam mit einer tiefen Wunde im Rücken und wanderte ruhelos von einem Stamme zum andern. Diese Ereignisse fallen in das Jahr 1790.

Als Dschobe gestorben war, kam Godongwana zurück. Er brachte zwei Thiere mit, welche man dort zuvor nie gesehen hatte; es waren Pferde, und diese ritt er. Nachdem er den Häuptling, welcher an Dschobe's Stelle getreten war, besiegt hatte, wurde er Herr; daß er der Sohn seines Vaters sei, bewies er durch jene Wunde. Er nahm dann, nach Landessitte, statt des Geburtsnamens einen bezeichnenden Namen an und hieß von da ab Dingiswayo, d. h. der Wanderer. Er war volle funfzehn Jahre lang hin und her gewandert, viel mit weißen Leuten in Berührung gekommen und hatte deren Thun und Treiben aufmerksam beob-

achtet, namentlich auch ihr Soldatenwesen. — Nun traf es sich, daß bei diesem „Wanderer" ein junger Zulu, Namens Tschaka (Chaka), sich einfand. Er war Sohn des Häuptlings Senzugakona, welchem einer der oben erwähnten Zulustämme gehorchte, auf die Dschobe seine Herrschaft hatte ausdehnen wollen. Tschaka war seines unruhigen Treibens wegen verbannt worden; jetzt trat er in die Soldateska ein, welche der Wanderer nach europäischem Muster gebildet hatte. Dingiswayo war zwar kriegerisch, aber nicht grausam; er hielt noch an den alten Ueberlieferungen fest, verschonte Frauen und Kinder und nahm den Besiegten nicht ihre ganzen Herden weg. Tschaka blieb von 1805 bis 1810 in seinem Dienste; dann folgte er seinem Vater in der Häuptlingswürde nach. Etwa im Jahre 1818 wurden die Umtetwas vom Amandwanda-Häuptling Zwide bekriegt; sie suchten bei Tschaka Schutz und vereinigten sich mit dessen Stamme.

Wir müssen diese Einzelnheiten anführen, weil sie den Schlüssel zum Verständnisse des Nachfolgenden bilden. Tschaka wurde mächtig und grausam. Er schuf sich ein stehendes Heer; jedes Regiment erhielt Schilde mit einem eigenen Farbenmuster; statt des langen Wurfspeeres führte er die kurze Hassagaye ein; kein Soldat durfte eine Frau nehmen, bevor er nicht für einen Veteranen erklärt worden war. Die Truppen marschirten so, daß sie ein dicht geschaartes Centrum mit zwei Flügeln bildeten. Wer aus dem Kampfe ohne Schild und Hassagaye oder mit einer Wunde im Rücken kam, wurde ohne Weiteres niedergemacht; eine in die Flucht getriebene Heeresabtheilung wurde entweder decimirt oder bis auf den letzten Mann getödtet.

So geschah es, daß die bis dahin friedlichen und man kann sagen harmlosen Kafferstämme wild und kriegerisch gemacht wurden; die Zulus bildeten eine furchtbare Macht. Tschaka's Regimenter machten Weiber und Kinder nieder, bezwangen einen Stamm nach dem andern, und nach Verlauf einiger Jahre war ihm die ganze einhundert deutsche Meilen lange Strecke von der Delagoabai im Norden bis zum St. Johnsflusse im Süden unterworfen. Sein System bestand darin, so viel als möglich zu vernichten. Die jungen Männer der besiegten Stämme steckte er in seine Regimenter. Zuerst besiegte er den oben erwähnten Zwide, dann alle Stämme am Büffelflusse; manche leisteten zähen Widerstand, z. B. die Amakabela, welche in eine Waldeinöde flüchteten, in der sie von Wurzeln und vom Fleische wilder Thiere sich zu nähren suchten und oftmals Hunger litten.

Dadurch ist es gekommen, daß die Kaffern Cannibalen wurden, und wir wissen genau, wie die Menschenfresserei unter ihnen entstand.

Der Mann, welcher zuerst seinen Abscheu überwand, hieß Umdawa, und Leute aus nicht weniger als vier Stämmen folgten seinem Beispiel. Noch jetzt lebt in der Natalcolonie ein alter Kaffer, Namens Funwayo, der aus den ersten Zeiten des Cannibalismus Erinnerungen als Augenzeuge hat. Als er in der Zuluarmee diente, traf er plötzlich auf eine Anzahl Leute aus dem Amakunyao-Stamme, welche um Kochtöpfe herumhockten. Sie wurden von den Zulukriegern überfallen, und als diese sich den Inhalt der Kessel näher besahen, fanden sie, daß derselbe aus Menschenfüßen bestand. Der Häuptling Nomsomekwana, welcher heute noch lebt, wurde als Knabe von den Cannibalen gefangen genommen, und sie schleppten ihn mit sich an dem Flusse hin, an welchem nun Pieter-Moritzburg, die Hauptstadt der Colonie, liegt. An Büffeln, Elenantilopen und Seekühen war dort kein Mangel. Der Knabe entfloh und schwamm durch den Fluß; keine der Hassagayen, welche man hinter ihm her warf, traf ihn. Er hatte einen Topf tragen müssen, mit welchem man den Kessel, in welchem er gekocht werden sollte, hatte zudecken wollen. Seine Schwestern, welche gleichfalls gefangen waren, sind aufgefressen worden.

Junger Kaffer im Staatsanzuge.

Ein anderer Mann, Namens Unonibiba, erzählt Folgendes. Als er vor Tschaka's Kriegern sich geflüchtet und längere Zeit in der Wildniß verborgen hatte, wagte er sich nach seinem heimathlichen Kraal zurück. Die neben demselben liegenden Felder waren unbeschädigt und die Früchte reif, aber die Schädel der Menschen, welche das Getreide hätten einheimsen sollen, waren oben auf den Hütten befestigt; die Knochen lagen zerstreut umher; die Cannibalen hatten dort ihr Mahl gehalten. Gleich den Amadungen sind auch die Amakunyad Menschenfresser geworden. Das Hundefleisch war gleichfalls ein beliebtes Gericht. Die Hyänen, welche damals sehr viele erschlagene Leute verzehrten, wurden so wild und grimmig, daß sie Männer und Frauen anfielen und häufig auch Kinder wegschleppten.

Die größten Stämme, welche Tschaka zuerst angriff, suchten sich im Süden eine Heimath, wurden aber auch dorthin verfolgt, unterjocht und theils niedergemacht, theils in die Regimenter vertheilt. So geschah es, daß ein großer Theil des heutigen Colonialgebietes zu jener menschenleeren Einöde wurde, welche der Marineoffizier Farewell 1823 antraf. Ein Jahr später kamen einige zwanzig englische Handels-

leute nach der Natalbai, um dort eine Niederlassung zu gründen. Sie setzten sich mit Tschaka, der gern in friedlichem Verkehr mit den Weißen stand, ins Einvernehmen; der Unterhändler, ein Herr Fynn, berichtet, daß er südlich vom Intongati weder einen Kraal, noch Vieh oder Getreide gesehen habe, wohl aber halbverhungerte Leute, die ihr Leben mit Wurzeln und Schalthieren am Strande fristeten. Diese Unglücklichen flüchteten sich dann unter den Schutz der Engländer, sie bildeten den ersten Stamm der Eingeborenen, und einige Jahre nachher fand sich eine Menge von Flüchtlingen aus dem Zululande an der Bai ein. Tschaka erlaubte den weißen Ansiedlern, sie dort zu behalten, und nach und nach kam neuer Zuwachs.

Tschaka wurde im September 1828 von seinem Bruder Dingaan ermordet. Dieser gerieth in mancherlei Streitigkeiten mit den Engländern, schloß jedoch 1838 mit denselben einen Vertrag ab, dem gemäß er auf die Herausgabe der bei Port Natal angesiedelten Kaffern verzichtete, während sie ihrerseits versprachen, ferner keine Ausreißer aus Dingaan's Gebiet aufzunehmen. Damals erhielt die Ansiedelung, in welcher bereits mehr als eintausend Kaffermänner lebten, den Namen Port d'Urban. Gleich nachher kamen die holländischen Boers in großen Schaaren aus der Capcolonie ins Gebiet der Kaffern, geriethen in Krieg mit Dingaan, welcher ihnen unterlag; sie erhoben dessen Bruder Umpanda zur Herrschaft und gründeten 1839 die Stadt Pieter-Maritzburg. Ihr „Freund und Bundesgenosse" Umpanda mußte ihnen einen Tribut von 36,000 Kühen zahlen und die Grenze des Gebietes der Zulus nach Norden hin bis über den Tugela hinausrücken. Die Regierung der Capcolonie ihrerseits wollte nicht dulden, daß Natal in den dauernden Besitz der Holländer gelange, und verlangte deren Unterwerfung, weil sie ja vormals Angehörige der Capcolonie gewesen seien! Die Bauern gaben 1845 nach und zogen gen Westen, wo sie den Oranjefreistaat gründeten. Natal wurde britische Colonie und von da an bildete der Tugela die Südgrenze des Zululandes.

Seitdem Dingaan's Macht gebrochen war, strömten von weit und breit her ununterbrochen schwarze Leute in die Colonie, wo sie Schutz gegen Willkür und vollkommene Sicherheit fanden. Das einst verödete Land hatte 1862 bereits eine Kafferbevölkerung von 180,000 Seelen, die nicht weniger als neunundfunfzig verschiedenen Stämmen angehörten. Sie wohnen in ihren Hütten in Dörfern (Kraals), theils auf Ländereien, welche die Regierung ihnen angewiesen hat, theils auf Kronländereien zerstreut, oder auch auf dem Grund und Boden von Privateigenthümern. Sie halten Rindvieh, Schafe und Ziegen, bauen auch Kafferhirse und Mais. Von Krieg und Fehde ist keine Rede mehr; jeder Stamm hat seinen Aeltesten, sagen wir Patriarchen; Cannibalismus kommt nicht vor. Der Aelteste schaltet und waltet in seinem Stamme gemäß den alten Ueberlieferungen und Gebräuchen, ist aber für sein Thun und Lassen der Colonialbehörde verantwortlich, und wichtige Angelegenheiten müssen vor die Gerichte oder ein anderes zuständiges Amt gebracht werden. Die Regierung hat für die Angelegenheiten der Eingeborenen einen besondern Beamten angestellt, welcher ihr und dem Gouverneur Bericht erstattet.

So ist unter den Kaffern in Natal Ruhe und Gedeihen; sie leben in Wohlstand und sind zufrieden. An die Stelle der einheimischen Karosse, d. h. Mäntel, sind zur Freude der Engländer wollene Decken getreten, und die Felder werden mit eisernen Hacken aus Birmingham bestellt. Die Kaffern sind gute „Kunden" geworden, und viele haben Gold- und Silbergeld. Auch solche, die noch ganz in alter, urthümlicher Weise wild leben, sind ungefährlich. Solch ein wilder Natalkaffer bauet sich seine Hütte am liebsten am Abhange eines Hügels, läßt sich von der lieben Sonne bescheinen und seine Frau alle Arbeiten verrichten.

Jenseit der Grenze, im Zululande, sind die Verhältnisse weniger befriedigend. Dort hat der Häuptling Umpanda Gewalt über Leben und Tod, und auf seinen Befehl werden keineswegs selten Leute ermordet. Eine gerichtliche Instanz ist nicht vorhanden; wer eines Vergehens angeschuldigt wird, muß vor dem Häuptling erscheinen, der nach Belieben über ihn verfügt, und ihn, falls er ihn etwa für gefährlich hält, ohne Weiteres hinrichten läßt; insgemein wird dasselbe Schicksal auch über seine Familienangehörigen verhängt. Schon der bloße Verdacht, daß ein Mann das Zululand verlassen und ins britische Gebiet übertreten wolle, kann ihm den Untergang bringen. Als der Regierungsbeamte, welcher in der Natalcolonie die Angelegenheiten der Eingeborenen überwachte, den Zulukönig Umpanda besuchte, wollte er sein Zelt neben dem Kraal des Königs aufschlagen, aber auf jener Stelle war am Tage vorher zwei Männern auf Befehl des Häuptlings der Schädel zerschmettert worden und das Zelt wurde deshalb an einem andern Punkte aufgebaut. R. J. Mann erzählt (Transactions of the Ethnological Society V, p, 291. 1867) Folgendes. Am 7. Juni 1864 befand er sich beim Regierungsagenten am Tugela; dieser Fluß war bei Nacht von zwei jungen Männern, vier Frauen und einem Knaben heimlich überschritten worden. Der letztere hieß Matupa; Mann nahm ihn als Diener zu sich und erfuhr Folgendes. Der Vater des Knaben war einem Hauptmanne des Zuluhäuptlings Ketschwayo mißliebig geworden; derselbe beschuldigte ihn, mehrere Menschen durch Hexerei umgebracht zu haben. Daher wurde er hingerichtet, und des Knaben Mutter und Zwillingsbruder verfielen einige Tage später demselben Schicksal; die übrigen Angehörigen der Familie retteten sich dann durch die Flucht.

Wir wissen nicht, ob Umpanda, der 1840 nach seines Bruders Dingaan Tode zur Herrschaft gelangte, heute noch lebt; 1866 war er noch am Ruder, hatte aber viel Ungemach wegen seiner Söhne. Als diese herangewachsen waren, schaarten sich die jungen Krieger um dieselben, und so entstanden verschiedene Parteien, die mit einander Krieg führten. Umpanda's zweiter Sohn, Umbulazi, wurde von seinem ältern Bruder Ketschwayo in einer blutigen Schlacht vernichtet, und einige andere seiner Brüder blieben auf dem Platze; noch zwei andere, die erst halb erwachsen waren, flüchteten in die Natalcolonie, wo sie unter britischem Schutze leben. Der alte König galt für das „Haupt" des Volkes, Ketschwayo aber für „Hände und Füße". Die Colonialregierung sucht mit den Zuluhäuptlingen in gutem Einvernehmen zu bleiben; sie giebt denselben alle Kühe zurück, welche die Flüchtlinge etwa mitgebracht haben; sie registrirt diese letzteren in eine Liste ein, und jeder, welcher in der Colonie Schutz sucht, muß zunächst drei Jahre lang bei einem weißen Manne Dienste thun. Auf solche Weise hemmt sie einigermaßen den Zudrang aus dem Zululande, in welchem offenbar das Bestreben, sich der Willkür und Grausamkeit der Häuptlinge zu entziehen, allgemein ist.

Die altgrönländische Religion und die religiösen Begriffe der heutigen Grönländer.

Von J. Mestorf.

IV.

Das Angakunek oder Priesterthum.

Der Weihe des Angakunek konnten Männer und Frauen theilhaftig werden, doch scheint es zwei, vielleicht mehrere Grade desselben gegeben zu haben. Die Vorbereitung begann schon in der Kindheit. Der Lehrer war darauf bedacht, das Kind furchtlos zu machen und sein Auge nach und nach der Geisterwelt zu öffnen, damit es gegen die Schrecken derselben unempfindlich werde. Später begann die eigene Thätigkeit des Schülers, indem er die Einsamkeit suchte und durch Fasten und Beten und Anrufung des großen Geistes so viel Gewalt über seine Seele erlangte, daß sie es lernte, sich von dem Körper zu trennen und fesselfrei den Weltraum zu durchfliegen. Endlich erschien ihm Tornasuk und verlieh ihm einen Tornak (Schutz- und Hülfsgeist). Bei diesem Acte, der auf verschiedene Weise geschildert wird, verlor der Jünger das Bewußtsein; wenn er erwachte, kehrte er zu den Wohnungen der Menschen zurück. Man zeigt noch jetzt einige Felsgrotten, wo auf einer größern Steinplatte ein kleinerer Stein liegt. In diesen Höhlen lebten die angehenden Angakut während der Prüfungszeit und rieben die Steine an einander, bis sie Tornasuks Stimme vernahmen. Nach etlichen Sagen erlangte man den höchsten Grad des Angakunek dadurch, daß man sich in einem ausgetrockneten Binnensee von Schlangen das Blut aussaugen ließ. Hatte der junge Angakok eine Zeitlang mit Tornasuk verkehrt, so lag es ihm ob, Beweise von seiner Gewalt über die Geister zu geben. Geschah dies nicht binnen gesetzter Frist, so war er dem Tode verfallen. Die Nähe eines Angakok verkündigte sich wie die der Iliseetsut (Zauberer) durch einen hellen Schein.

Der Angakok war Lehrer des Volkes und Schiedsrichter in allen Streitfragen, namentlich in Glaubenssachen. Und weil das religiöse Leben so tief in das werkthätige eingriff, so war er einer weltlichen Behörde gleich zu achten, die bei allen Verlegenheiten um Rath und Hülfe angesprochen wurde. Seine Hülfsmittel waren theils solche, die allen Menschen zugänglich sind, theils der Beistand seines Tornak, oftmals auch eitel Blendwerk, denn er besaß die Klugheit, in der Ausübung seines Berufes stets den Neigungen und dem Geschmack des Publicums Rechnung zu tragen. Bei schwierigen Operationen, wie z. B. das Reinigen und das Wiedereinbringen des Magens eines Patienten oder das Ausflicken einer beschädigten Seele, erforderte es keine geringe Geschicklichkeit, wenn er anders den Glauben seiner Kunden an seine Macht ungeschwächt erhalten wollte. Bisweilen wurden diese Künste nur zur Belustigung der Zuschauer im Wettstreit geübt. Zum eigentlichen Torninek bedurfte es jedoch des größten Ernstes. Der Angakok rief in Gegenwart seiner Gemeinde den Tornak und verlangte Auskunft über eine von den Anwesenden aufgeworfene Frage, oder er begab sich selbst auf die Reise, um die Antwort zu holen. Bei der Ceremonie herrschte völlige Finsterniß im Hause. Dem Angakok wurden die Arme auf den Rücken und der Kopf zwischen die Beine gebunden; man stellte eine Trommel neben ihn und eine trockene Thierhaut. Die Anwesenden leiteten die Handlung ein durch Gesang. Alsdann begann die Anrufung des Tornaks, und bald verkündigte ein Geräusch oder ein Lichtschimmer dessen Nähe. Das Zwiegespräch begann, aber die Stimme des Geistes war gewöhnlich so leise und undeutlich, daß der Angakok seine Antwort verdolmetschen mußte. Begab dieser sich selbst auf den Weg, so sah man ihn als einen lichten Schein verschwinden. Nach einigen Stunden kehrte er wieder und erzählte, was er in der Ober- und Unterwelt gesehen und erlebt. War das Torninek zu Ende und die Lampe wieder angezündet, so sah man zu Aller Erstaunen den gefesselten Mann seiner Bande ledig. Manche Naturgeister konnten dem Torninek entgegenwirken. Ein Angakok, welcher seinen Tornak zehnmal vergeblich gerufen hatte, ward seines Amtes verlustig.

Die eigentlichen Pflichten und Obliegenheiten der Angakut waren folgende: Sie regelten und verwalteten alle Glaubensangelegenheiten; sie riethen und halfen bei Krankheit und anderen Kümmernissen; sie suchten die Ursache eines Unglückes zu ergründen, und wurde diese in dem Zauber oder bösen Willen anderer Menschen entdeckt, so wurde diesen eine Strafe zuerkannt; sie suchten verschollene Kajakmänner auf und bekämpften deren Feinde durch Serrat und Torninek; sie machten Hexen und böse Geister unschädlich, gaben gute Rathschläge beim Antritt einer Reise, machten gutes Wetter u. s. w. Die schwerste Aufgabe war jedoch, die aus dem Jagdreviere verschwundenen Seethiere wieder herbeizuschaffen. Dazu bedurfte es jenes gefahrvollen Ganges zu Arnakuagsak. Auf dem blutgetränkten Todtenpfade, an dem Aufenthalte der Seelen vorüber, über gähnenden Schlund, über einen schlüpfrigen Felsen, der sich wie ein Kreisel unter ihm drehte, an einem tollen Hunde vorüber, führte sein Weg zur Wohnung der Alten. An der Schwelle, die so schmal wie ein Messerrücken, empfing sie ihn und hielt ihm verbrannte Federn unter die Nase, um ihn bewußtlos zu machen. Er überwand indessen alle Schrecken, begann, von seinem Tornak unterstützt, den Kampf mit den Agdleritut und nicht sobald hatte er das scheußliche Gewürm von dem Haupte der Alten entfernt, so flammte die schwachglimmende Lampe auf, die Alte zeigte sich milde und freundlich, und sandte fette Seehunde an die Oberwelt. Der bissige Hund drängte sich traulich schnoppernd an ihn, und der Heimweg wurde ohne Schrecknisse zurückgelegt.

Wurde der Angakok zu einem Sterbenden gerufen, so setzte er sich an das Lager, rührte leise die Trommel und sang mit gedämpfter Stimme ein Lied, welches die Glückseligkeit jenseits des Grabes schilderte. Er bediente sich dabei, wie bei allen Ceremonien, einer gewählten, bilderreichen Sprache, von welcher die älteren Schriftsteller noch Proben geben, die jetzigen Grönländer aber nichts mehr wissen. Bei dem Tode eines Angakok geschahen Zeichen und Wunder. Es schien, als ob seine Seele sich schwer von dem Körper löse. Mehrmals erwachte er aus langen Ohnmachten wieder zum Leben, und wenn endlich der Tod eintrat, so zeigte sich die Seele nach fünf Tagen als umgehender Geist.

Der christliche Grönländer und das Angakunek.

War es schon ein Irrthum, wenn die ersten christlichen Lehrer die Grönländer davon überzeugt zu haben wähnten, daß die Angakut Betrüger seien*), so ist es ihnen auch jetzt noch nicht gelungen, sie zu der Erkenntniß zu führen. Und der Grönländer hat Recht, wenn er den Glauben an seine alten Lehrer festhält; denn ihren weisen Lebensregeln allein verdankt er es, daß er an der öden Küste sein Leben fristet, ja zeitweilig im Ueberfluß schwelgt und seines Daseins froh ist. „Noch heute zehren Europäer und Grönländer von den Früchten des Angakunek" (Rink). Bessern Eingang fand die Lehre, daß auch die christlichen Geistlichen Angakut seien, daß sie durch göttliche Macht, die grönländischen durch Teufels Macht, Weisheit erlangen, und weil die christlichen Lehrer als Vermittler zwischen Gott und den Menschen betrachtet werden, mit der Weihe und Ausübung des Angakunek aber Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung und steter Kampf mit der Geisterwelt verknüpft war, so ist jegliches Gelüste zur Aufrechthaltung desselben längst verschwunden. Es ist, wie wir schon eingangs bemerkten, selbstverständlich, daß die an Kenntnissen und Erfahrungen ihnen so weit überlegenen Europäer, welche in fremdartigen Fahrzeugen aus der See vor ihnen auftauchten, fremd an Gestalt, Sprache, Kleidung und Ausrüstung, den Grönländern als Inue, Tornit oder Ignersuit erscheinen mußten, und als solche wurden sie und werden sie in der That noch jetzt betrachtet. Holländer und Dänen, welche auf ihren Handelsreisen die Küste besuchten, wurden gebeten, durch Auflegung ihrer Hände Kranke zu heilen und Fanggeräthe vor bösem Zauber zu schützen. Fetzen von ihren Kleidern und andere Dinge aus ihrem Besitze wurden als kräftige Amulete geschätzt, und die aufgeklärten Angakut gestanden selbst, daß die Fremden sie an Wissen und Weisheit überragten. Dieser Glaube an die überirdische Natur der Europäer beseelt den Grönländer noch heute. Alle kirchlichen Handlungen: Taufe, Confirmation, Abendmahl, Trauungen, haben nur Kraft und Geltung, wenn sie von einem Europäer verrichtet werden. Zu Unterlehrern gebildete Landsleute, die in Grönland geborenen Kinder der Europäer, haben nicht den Geist der aus der Ferne zu ihnen gekommenen Männer und Frauen. Trotzdem hat es nicht an Versuchen gefehlt, sich von dem christlichen Regiment zu emancipiren. Denkende Grönländer stifteten Genossenschaften, welche eine selbstständige Verwaltung organisirten. Allein es zeigte sich bald, daß sie zu solchen Unternehmungen noch nicht reif sind: die Abtrünnigen kehrten in blinder Unterwürfigkeit unter den Schutz der Kirche zurück. Die wiederholten Versuche, sich von den dänischen Gemeinden loszusagen, zeigen indessen, daß das Christenthum in der Form, in welcher es ihm gereicht wird, den denkenden Grönländer nicht befriedigt, seinen Bedürfnissen nicht angemessen ist und daß, wenn die Colonien und mit ihnen die Mission zu Grunde gingen, die von ihr ausgestreute Saat sich als nicht keimfähig in dem arktischen Boden erweisen würde.

*) Gegen die Meinung gewisser Autoren, daß das Angakunek auf eitel Gaukelei hinauslaufe, müssen wir entschieden Protest erheben. Zum Christenthum bekehrte Angakut, und zwar solche, die eifrige Anhänger der christlichen Kirche wurden, blieben von der Wirklichkeit ihrer Visionen überzeugt, gewöhnten sich aber an den Gedanken, daß sie ihnen durch Teufelsmacht zugesandt seien. Es ist damit nicht gesagt, daß nicht unter den in frommem Wahn befangenen, oft sehr klugen Männern immerhin manche unwürdige Subjecte und Betrüger gesteckt haben mögen, — welche Corporation ist frei von solchen?

Eine Revolution in Zacatecas.

Von **Karl Cramer**.

Matamoros am Rio Grande del Norte,
6. Januar 1871.

Ich habe das Vergnügen und das Mißgeschick gehabt, eine echt mexicanische Revolution zu erleben und mit durchzumachen. Es geht wunderlich genug bei einer solchen her, und ich denke mir, daß es den Lesern des „Globus" nicht unangenehm sein werde, von einem unbefangenen Augenzeugen zu vernehmen, wie solche Aufstände, deren Mexico in jedem Jahre Dutzende zählt, entstehen, weiter verlaufen und am Ende ausgehen wie das Hornberger Schießen. Ein richtiger Mexicaner muß ab und zu seine kleinere Revolution haben; er bedarf einer solchen zum Zeitvertreib.

Jetzt bin ich hier in Matamoros, einer ansehnlichen Handelsstadt in Tamaulipas, habe einige Mußestunden und will Ihnen nun berichten, was ich gesehen.

Bis Anfang December 1869 war im benachbarten Staate San Luis Potosi ein gewisser Bustamante legitimer Gouverneur; derselbe wurde von einem revolutionären General, Aguirre, angegriffen und gewaltsam abgesetzt. Aguirre's Plan war, den Präsidenten der Republik, Juarez, zu stürzen, und er fand als Bundesgenossen den damaligen gesetzlichen Gouverneur des Staates Zacatecas, Garcia de la Cadena. Letzterer hielt anfangs seinen Plan geheim, bildete im Stillen einige Truppenkörper und operirte öffentlich scheinbar zu Gunsten von Juarez. Als Aguirre die Stadt San Luis Potosi angriff, gab Juarez an Cadena den Befehl, gegen erstern auszurücken. Nichts konnte diesem erwünschter sein, er hatte seine Truppen beisammen, doch fehlte es noch an Geld.

Gerade zu dieser Zeit, am 3. Januar 1870, sollte eine Geldconducta nach der Hauptstadt Mexico abgehen, und Juarez stellte dieselbe an Cadena zur Verfügung, mit der Bestimmung, daß das Geld in Mexico an die betreffenden Eigenthümer zurückgezahlt werden sollte. Cadena nahm zwar die Conducta in Beschlag und benutzte das Geld zur völligen Ausrüstung einer kriegsfähigen Truppe, zog aber, anstatt gegen den Rebellen Aguirre, diesem zu Hülfe, um mit ihm die übrigen Staaten gutwillig oder mit Gewalt zum Sturz des Juarez zu bewegen. Nach Empfang des Geldes, etwa 80,000 Pesos in Silber, ging die bis dahin immer noch gesetzliche Recrutirung vor sich. Jedermann, der militärfähig war (Ausländer ausgenommen), wurde von den Polizisten auf der Straße aufgegriffen, nach der Citadelle gebracht und eingekleidet, gleichviel ob er von Hause abkömmlich war oder nicht; nur wer den Polizisten oder Offizieren hinlänglich Geld gab, wurde freigelassen, durfte sich aber auf der Straße nicht mehr sehen lassen. Nach wenigen Tagen sah man in den Gassen nur noch Kinder, Frauen und alte

Männer, denn jeder jüngere Mann versteckte sich in seinem Hause. Anfangs wurden die Leute selbst aus den Häusern geholt. Von auswärts kamen täglich Recruten in die Stadt Zacatecas, jedoch nicht wie in Deutschland jubelnd, auf Leiterwagen, mit bunten Bändern am Hut, sondern zu Fuß, je zwei und zwei an den Händen zusammengebunden, und jedes Paar wieder mit dem folgenden zusammengeknebelt. Das nennt man hier republikanische Freiheit und Volkswehr!

Am 8. Januar war Alles schlagfertig; am Morgen sah ich an allen Straßenecken große Zettel angeschlagen, welche anzeigten, daß der Gouverneur mit seinem Congresse die Regierung des Juarez ferner nicht mehr anerkenne; er forderte die Bevölkerung auf, sich der neuen Ordnung unbedingt zu fügen, und es blieb derselben kein anderes Mittel, als sich ruhig zu verhalten.

Cadena ließ nun die Hälfte seiner Truppen ausmarschiren, und zwar über San Luis Potosi nach Aguas Calientes. Nach einigen Tagen hörten wir plötzlich Glockengeläute und Musik in den Straßen, und Placate besagten: „Unsere tapferen Truppen sind heute in Aguas Calientes eingerückt.“ Das Städtchen wurde nämlich bei Annäherung der Truppen von Mann und Maus verlassen, — das war ein „siegreicher“ Einzug. Am 21. Januar zog dann Garcia de la Cadena selbst mit dem Reste seiner Truppen aus, und ließ nur einen Stellvertreter der Regierung und eine kleine Abtheilung Gendarmen zurück. Wir waren schon froh, daß nun einige Ruhe bleiben würde, doch sie dauerte nicht lange; denn plötzlich kam die Nachricht, es sei eine Abtheilung Juarez'scher Truppen im Anzuge. Nun entwickelte sich ein schönes Bild. Die Polizisten, welche ja auch gegen Juarez Partei genommen hatten, rannten mit Bündeln auf den Schultern in den Straßen herum, machten Jagd auf Pferde und galopirten nach ihrem Versammlungsplatze. In gleicher Weise annectirten die Regierungsbeamten Pferde, packten im Regierungspalast alle Papiere und Werthsachen ein, und schlossen sich theils zu Pferde, theils zu Wagen den Polizisten an.

Wir ließen diesen Zug, der eben so ernst als komisch aussah, an uns vorüberziehen und dachten: Glück auf den Weg! Gott sei Dank, daß die Bande fort ist; besser gar keine Regierung, als solch eine traurige Gesellschaft!

Sehr bald erfuhren wir, daß das Gerücht von dem Anrücken Juarez'scher Truppen nur ausgesprengt war, um diese elenden Reste einmal ganz loszuwerden, da man von denselben keinerlei Garantie für Ruhe und Ordnung erwarten konnte. Die nächste Frage für die Bevölkerung war, nun selbst auf Ordnung zu halten, da in solchen Fällen, wenn keine Truppen und keine Regierung existiren, das Gesindel und die Gefangenen am meisten zu fürchten sind; denn ersteres sucht die letzteren zu befreien, um dann gemeinschaftlich mit ihnen die Stadt zu plündern. Um dies zu verhüten, ließen einige der ersten Geschäftshäuser sofort nach der Flucht der Regierungsreste ein Circular herumgehen, in welchem sie vorschlugen, daß alle Geschäfte sogleich geschlossen werden und alle Principale und Commis nach der leeren Caserne kommen sollten, mit allen nur irgend vorhandenen Waffen. Nach Verlauf von einer halben Stunde sah man schon Patrouillen von Kaufleuten zu Fuß und zu Pferde die Straßen auf- und abziehen; Jedermann wurde nach Hause gewiesen und Niemand durfte auf der Straße stehen bleiben. Mein Principal war auf einer Reise nach Newyork begriffen und ich daher mit dem Hausburschen allein. Letztern schickte ich, nachdem die Läden fest verschlossen und die Thüren gut verrammelt waren, in seine Wohnung. Neben unserm Laden war, nur durch einen Hausgang getrennt, der eines Buchhändlers, und wir beide setzten uns durch die Seitenthüren in Verbindung, stets mit den Pistolen in der Hand. Es war Mittag, und als nach etwa einer Stunde Alles ruhig geblieben, machten wir eine halbe Thür vorsichtig auf; nach und nach wagte sich Einer oder der Andere auf die Straße. Gegen Abend jedoch brachte ein Eilbote die Meldung, in der Nähe von Guadalupe sei eine Guerilla angekommen, die in der Nacht, und wahrscheinlich noch vor 3 Uhr, Zacatecas plündern würde. Alle Nachbaren verständigten sich von den Balcons aus, auf der Hut zu sein, Jeder möge zunächst seine Thür schützen, dann aber auch nach Kräften dem bedrängten Nachbar beistehen. Todtenstille herrschte in den Straßen; wir befanden uns — die Pistolen und Büchsen zur Hand — im obern Stock, im Salon der Hausfrau, bei geöffneten Salonthüren, der kommenden Dinge gewärtig.

Zwei lange unangenehme Stunden verbrachten wir so in steter Aufregung, indeß Alles war ruhig; nach und nach zogen wir uns zurück, legten uns vollständig angekleidet auf die Betten, doch blieb ich die ganze Nacht wach, um die Uebrigen zu wecken, falls etwas vorfiele. Außer einigen Patrouillenscharmützeln auf der Straße mit widerspenstigem Gesindel ging die Nacht ruhig vorüber.

Acht Tage verbrachten wir so, ohne daß die Geschäfte geöffnet wurden. Wir in unserm Viertel bildeten eine Wache, aus zwölf Mann bestehend, die jedoch nur des Nachts thätig war, und hielten unsern District gut in Ordnung.

Nach weiteren acht Tagen, in denen nichts Erhebliches vorkam, kehrte urplötzlich der Stellvertreter des Garcia de la Cadena mit seinen Polizisten wieder zurück und besetzte alle Wachen. Da auch die reicheren Kaufleute collectirten, um noch Hülfsmannschaft für die Wachen zusammen zu bringen, gingen wir, in dem Glauben, nunmehr überflüssig zu sein, nach Hause und ruhig unseren Geschäften nach.

Eines Sonntags Nachmittags, es war um 4 Uhr, spazierte ich mit einigen Bekannten die Hauptstraße entlang, sorglos und ohne Waffen, als uns plötzlich eine Menge Menschen entgegenkommt mit den Rufen: „Die Gefangenen sind ausgebrochen!“ Vor diesem Gesindel hat in solchen Zeiten Jedermann Respect; es befanden sich damals nicht weniger als etwa fünfhundert, je zwei und zwei an einander geschmiedet, im großen Staatsgefängniß! Alsbald fielen Schüsse, und wir liefen in unsere Wohnungen, um Waffen zu holen. Auf dem Wege nach dem Gefängnisse fanden wir die Seitenstraßen nach demselben bereits gesperrt, und die zunächst wohnenden Kaufleute hatten das Commando schon in Händen. Wir Nachbaren begaben uns daher in unser Viertel zurück und hüteten, die gespannte Pistole in der Hand, unsere Häuser. Im Gefängnisse selbst spielte unterdessen eine blutige Scene. Ein großer Theil der Gefangenen war schon am äußersten Thor des Gefängnisses, also ganz nahe am Ausreißen; sie wurden von den Wachen wie Fliegen zusammengeschossen, und zwar so rasch, daß diejenigen, welche nachkommen wollten, freiwillig Kehrt machten. Aber auch diese und Alle überhaupt, welche außerhalb ihrer Zellen waren, wurden ohne Gnade zusammengeschossen und niedergehauen, und das mit Recht, denn es galt dies kleinere Blutbad oder ein allgemeines in der ganzen Stadt.

Nach zwei Stunden war Alles vorbei; man begann die Straßen von allem müßig umherlungernden Gesindel zu säubern. Wir erhielten die Ordre, die Trottoirs frei zu halten, und bekamen zur Unterstützung einen Mann zu Pferde, der mit Säbelhieben nachhalf, wenn unsere guten Worte nicht fruchten wollten. Geschossen durfte nicht werden, da die ganze Bevölkerung sich in einer fieberhaften Aufregung befand. Um 7 Uhr Abends wurden die Todten und Verwundeten nach dem Hospital gebracht; es war ein langer Zug, 20 Todte und 30 Verwundete, theilweise noch mit den

Ketten an den Füßen. Ein amerikanischer Arzt hatte das Commando und ritt mit mehreren jungen Leuten dem Zuge vorauf. Gerade bei unserer Hausthür angekommen, schlich sich ein Lump zwischen die Pferde, um dem Doctor einen Messerstich beizubringen; doch einer der Gefährten war rascher und hieb ihm mit dem Säbel eins über, worauf dann so lange auf den Burschen gehauen wurde, bis er um Pardon bat; es war dies Alles das Werk eines Augenblicks, der Bursche wurde abgeführt und der Zug ging weiter nach dem Hospital.

Des Abends wollte man sich nicht abermals auf die hohe Obrigkeit verlassen, und es wurde bekannt gemacht, daß die Wachen wieder in früherer Weise bezogen werden sollten. Wir hatten die unserige in der Nähe des Hospitals. Abends 11 Uhr kam der Arzt zu uns mit der Aufforderung, uns im Hospital einige nur leicht verwundete Sträflinge zu besehen und dieselben im Auge zu behalten, da sie gefährliche Brüder zu sein schienen. Die wenigen Leute von der Hospitalwache freuten sich sehr, als wir kamen, denn sie fürchteten das Schlimmste von den leicht Verwundeten. Wir marschirten, möglichst viel Geräusch machend, in den weiten Höfen auf und ab, und traten schließlich in den Saal, in welchem die Verwundeten lagen; Alle waren Mischlinge, dunkelbraun von Farbe und kräftige Gestalten. Einige waren dem Sterben nahe und rührten sich nicht, andere rauchten; es war eine schöne Gesellschaft. Die Haupthähne merkten wir uns und zogen wieder ab. Auch die Todten besahen wir; sie lagen in Reihe und Glied, schrecklich zerschossen und zerhauen in einer unbenutzten Capelle; man konnte noch sehen, daß dies die schlimmsten Gesellen waren, von denen Jeder schon wer weiß wie viele Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Es war Mitternacht, als wir das Hospital verließen, um bis gegen 2 Uhr noch auf der Wache zu bleiben und dann, da Alles still und ruhig blieb, uns nach Hause zu begeben.

In den nächsten Tagen fiel nichts vor; wir brachten jeden Abend einige Stunden auf unserer Wache zu, und als wir einst zu Hause gehen wollten, begegneten wir dem Vicegouverneur, der sich mit seinen wenigen Mannschaften ganz still aus dem Staube machte. Was sollte er auch in Zacatecas machen, da er völlig unbeachtet geblieben war? Inzwischen wurden begreiflicherweise die Wachen im Gefängnisse täglich verstärkt, und schließlich wurde auch ich dorthin „eingeladen“. Wer nur irgend konnte, drückte sich von dieser höchst ungemüthlichen Wache fort; ich aber war gern bereit, und stellte mich deshalb eines Abends um 9 Uhr, mit meinem Säbel und Revolver bewaffnet, wozu ich mir dort noch einen Zwölfschüsser (Henry rifle) verschaffte. Wir waren unserer vierzehn Mann; sieben patrouillirten in den Straßen (ganz abgesondert von uns ritten noch fünfundzwanzig Mann zu Pferde in denselben umher), während die anderen sieben Mann im Gefängniß blieben. Es ist dies ein wahrhaft schauerliches Gebäude, zweistöckig, mit großen, weiten Gängen. Nach dem Hofraume gehen die Zellen, und vor jeder derselben stand einer der für Geld gemietheten Leute Wache; außer diesen hatten wir noch weitere zwölf zur Ablösung bereit. In den oberen Räumen des Gebäudes war früher die Caserne, jetzt stand Alles leer. Von den Gängen aus hatten wir die Höfe zu bewachen, nebenbei auch die eigenen bezahlten Leute, denen nicht gerade zu viel zu trauen war. Unsere Lage war immerhin eine ziemlich riskante, denn im Grunde genommen, was hätten wir sieben jungen Leute mit den wenigen Lanzenmännern, die wir noch hatten, ausrichten können, falls eine solche böse Brut ausbrach? Wir machten es aber wie die Preußen; wir sieben Mann verursachten ein Geräusch und einen Spectakel für funfzig Mann, so daß die Gefangenen doch immer nicht wußten, wie viel wir eigentlich an der Zahl waren.

Nach Mitternacht meldete ein Posten am äußersten Thor, daß großer Lärm auf der Straße sei; gleich darauf hörten wir dicht beim Gefängniß ein wildes Geschrei und vernahmen deutlich, wie es Säbelhiebe regnete; wir glaubten, das Straßengesindel wolle das Gefängniß stürmen und sei mit der Patrouille im Handgemenge. Wir hatten schon zum Feuern angelegt, als der Führer der reitenden Patrouille uns damit beruhigte, daß er zwölf Aufwiegler, die nicht nach Hause hatten gehen wollen, an uns ablieferte. Die sauberen Vögel wurden in eine leere große Zelle gesperrt; dann machten auch wir unsere Runde in den Straßen. Die Nacht verging ohne weitere Erlebnisse, doch waren wir bis zum hellen Morgen auf den Beinen.

Es war dies meine letzte Wache, denn wenige Tage darauf kam endlich der längst erwartete General Rocha mit regulären Truppen; alle Geschäfte wurden wieder geöffnet, und die Ruhe war vollständig hergestellt. Mitte März machte Juarez durch ein Decret bekannt, daß Zacatecas bis auf Weiteres in Belagerungszustand erklärt sei, d. h. daß nun ein Militärcommando existire, und ernannte einen gewissen Gabriel Garcia zum interimistischen Gouverneur. Dieser wurde nachher durch freie Wahlen zum gesetzlichen Gouverneur erwählt; er genießt bis jetzt die allgemeine Achtung. Garcia de la Cadena ist seitdem verschwunden, und man glaubt, daß er sich im Staat Jalisco ins Privatleben zurückgezogen hat*).

So endete die letzte Revolution in Zacatecas, gleich vielen vorangegangenen; sie hatte weiter keinen Erfolg, als daß alle friedlichen Bürger ein Vierteljahr lang in beständiger Aufregung gehalten und daß Handel und Wandel gründlich lahmgelegt wurden. Daß ein Techniker es unter diesen Verhältnissen in Zacatecas nicht weit bringen kann, beweisen häufige Erfahrungen; als Kaufmann mag es immer noch gehen. Nach meiner Erfahrung frommt dem sonst an Naturschätzen reichen Lande nur ein eisernes, strammes Regiment; eine Republik ist bei der Mischung der Bevölkerung aus allen möglichen Elementen die allerunglücklichste Regierungsform.

---

*) Ich finde in einem mexicanischen Berichte („Newyork Herald“ 18. Januar 1871), daß er amnestirt worden ist. „Don Trinidad Garcia de la Cadena, chief of the revolution of Zacatecas and San Luis Potosi, has presented himself to the authorities, accepting the amnesty.“ A.

Neue Arbeiten über slavische Ortsnamen in Deutschland.

II.

Wo die Slaven ein Land in Besitz nahmen, suchten sie zunächst nur die Gegenden mit leichtem Boden auf, um diesen zu bestellen, während sie alle Landstriche mit bindigem Boden als Weideland liegen ließen. Das erklärt sich aus der Art, wie sie den Ackerbau betrieben, die auf einen Hauptunterschied zwischen germanischer und slavischer Bodenbearbeitung hinweist. Der Deutsche arbeitete nämlich mit einem schweren Pfluge, der Slave mit einem leichten Haken. So weit Deutschland und deutsches Leben sich erstreckte, war der Pflug das Werkzeug zur Bearbeitung der Aecker. An diesem befand sich eine eiserne Schar (in Urkunden: ferramenta aratri, quae vocantur scar), nur mit dieser konnte der deutsche Bauer selbst den schwersten Boden bewältigen und wenden, während der Slave mit seinem Haken nur leichten Boden durchfurchen konnte. Schon hieraus ergiebt sich, daß der Slave den Gebirgen fern blieb und lieber in der Ebene siedelte. Der Held der Arbeit, der Meister im Bezwingen der Naturgewalten, blieb nun einmal der deutsche Bauer, der das Gebirge urbar machte. Den Beweis dafür hat er noch überall geliefert, und in Böhmen z. B. geben heute noch drittehalbhundert auf „schlag", „reut" und „grün" endigende Dorfnamen in den Grenzgebirgen den Beleg, welche großartige Hinterwäldlerdienste der deutsche Bauer diesem Lande geleistet hat. Je schärfer wir nun die Ortsnamen in den Berggegenden ansehen, desto auffallender wird das Zurücktreten slavischer Benennungen daselbst gegenüber der Ebene. So ist es auch auf der sächsischen Seite des Erzgebirges.

Immisch (Die slavischen Ortsnamen im Erzgebirge. Bautzen 1866), der mit großem Fleiße geforscht hat, muß gestehen: „Fast alle Berge im Erzgebirge tragen deutsche Namen; nur einzelne geben in der großen Zahl derselben sich als slavische kund." Er führt dann nur den Bielberg, die Kolmberge, Chemnitzberge und Bor- oder Purberge (von bor, Kiefer) an, welche slavische Namen tragen. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Flüssen Sachsens, wenigstens die größeren haben keine slavischen, sondern altdeutsche oder keltische Namen erhalten, wie die Elbe, Mulde, Flöha, Spree beweisen. Dagegen sind einige kleinere Flüßchen und Bäche noch von den Sorben, meist nach der Farbe, benannt worden.

Alles das spricht dafür, daß die Sorbenwenden erst verhältnißmäßig spät in das eigentliche Erzgebirge aus der Ebene vordrangen, und zwar meint Immisch, daß sie namentlich zur Zeit Kaiser Otto's des Ersten „die unfreundlichen, aber doch sicheren und freien Wälder des Erzgebirges" aufgesucht hätten, um hier dem Schwert und dem Kreuz der Deutschen zu entgehen. Sie flüchteten in die ungeheuren Waldungen des Miriquidi. „Schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts wurden einzelne Orte im Erzgebirge gegründet, obschon es denkbar ist, daß sich zu Anfang dieses Jahrhunderts einzelne slavische Familien hier ansiedelten und eine nähere Verbindung mit ihren gleichgesinnten böhmischen Nachbaren anknüpften." Von diesen Slaven nun stammen die slavischen Ortsnamen in dem Gebiete, welches im Osten von der Freiberger, im Westen von der Zwickauer Mulde und im Süden vom Erzgebirge eingeschlossen wird. Einige derselben, welchen sich allgemeinere Gesichtspunkte abgewinnen lassen, mögen unter Benutzung von Immisch's Arbeit hier noch zum Schlusse betrachtet werden.

Zunächst eine Bemerkung über die so häufig vorkommende Endung —witz. Buttmann (Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz. Berlin 1836) meint von dieser Endung, daß sie in deutschen Ländern sehr wahrscheinlich von dem altgermanischen Worte weig (vicus), altsächsisch wik (Bardowiek, Braunschweig) abzuleiten sei. Schon ein Blick auf die geographische Verbreitung dieser mit —witz endigenden Ortsnamen zeigt die Unhaltbarkeit dieser auch linguistisch unzulässigen Ansicht. Mit Sicherheit läßt sich dagegen annehmen, daß jeder Ortsname auf —witz entweder wirklich slavisch oder, wenn sein erster Bestandtheil deutsch, durch diese Endung dem slavischen Verständniß angepaßt worden ist. Auch ist angenommen worden, daß dieses Suffix dem slavischen wes oder wjes = Dorf entspräche. Das s wäre in c übergegangen, das im Slavischen wie das deutsche z gesprochen wird. Allein es gab und giebt keinen slavischen Ortsnamen, welcher aus einem Grundworte und wjes zusammengesetzt wäre. Zusammensetzungen aus einem Adjectivum und diesem Substantivum aber kommen vor, wie Nowawes (Neudorf). Es bleibt nun die eine und wohl richtige Erklärung übrig, daß die Endung —witz entstanden ist aus owicy, verkürzt wicy, icy; sie bezeichnet die Abstammung, die Zugehörigkeit, den Besitz. Daher Bockwitz z. B., was zur Buche gehört, eigen ist (bukowicy, das deutsche Buch-).

Von der Birke, wendisch brěza, tschechisch bříza, sind sehr viele Orte benannt worden. Dahin gehören Brösen, Brößnitz, Brießnitz, Prießnitz und ähnliche Formen. Auch der bekannte Fluß Rußlands, die Beresina, ist hierher zu rechnen, da die Birke russisch bereza heißt. Das den Deutschen ungeläufige slavische ě (sprich je) hat sich also in ö und i, aber auch in ü verwandelt, wie Brüsau in Mähren beweist, welches auf dieselbe Grundform zurückzuführen ist. Sehen wir im Anlaut die Verhärtung von b in p (Prießnitz statt Brießnitz) im deutschen (meißnischen) Munde, so ist auch umgekehrt eine Erweichung des b in f erkennbar. Damit kommen wir einer ethnographischen Frage auf die Sprünge und finden wiederum eine Unterstützung bei den Sprachforschern, wo wir anderweitig im Stiche gelassen werden. In Mähren nämlich begegnen wir den Ortsnamen Friesen und Friesdorf, auch Friesenhof, in Steiermark einem Friesach. Während wir nun wissen, wie im deutschen Nordosten sehr häufig Friesen als Ansiedler in die ehemals slavischen Gegenden überführt wurden und dort Ortsnamen noch auf die Gründer hinweisen, wie der Flemming, besser Fläming, bei Jüterbogk auf die dort angesiedelten Flamingen, entbehren wir aller historischen Anhaltepunkte über eine Versetzung friesischer Colonnen nach dem Südosten, nach Mähren, Steiermark. In der That erscheint eine Ansiedelung derselben hier sehr unwahrscheinlich, da an der Germanisirung des Südostens wohl nur die zunächst gesessenen bayerisch-österreichischen und fränkischen Stämme, nicht aber die an der Nordsee gesessenen deutschen sich betheiligten. Der Widerspruch löst sich nun leicht durch die angenommene Erweichung des b in f und

die Zurückführung jener mährischen und steierischen Friesen auf eine slavische Birke. Friesendorf in Mähren heißt slavisch in der That brězina; Friesenhof brěziny dwor; Friesach in Steiermark brezow; ohne Zweifel dürfen wir nun wohl auch Friesack in der Mark Brandenburg hierherstellen, obgleich dort eine Ansiedelung von Friesen schon denkbar wäre, — wenn nicht das slavische Suffix hier wieder einen Strich durch die Rechnung machte. Auch die Ortschaften Groß- und Kleinfriesen bei Plauen, Frießnitz bei Weida sind auf briza zurückzuführen.

Von dem altslavischen kholm, tschechisch chlum, Berg, Hügel, haben die zahlreichen Kolm- und Kulmberge, deren Ortschaften wie Culm, Chlum, Kolmitz, Golmitz, Golm ihre Benennung. Der Uebergang der Gaumenlaute in einander ist natürlich. Da aber die deutsche Sprache die Verbindung chl nicht kennt, so stellt sie diese beiden Consonanten um, so daß aus Chlum Kulm wird.

Das Thal, slavisch dol, giebt zu vielen Namen Veranlassung. In Sachsen allein findet man fünf Döhlen und noch mehr andere Bildungen von demselben Stammworte. Das o hat sich aber nicht nur in ö und e, sondern selbst in a verwandelt, wofür der Ortsname Dahlen, urkundlich dolen, den Beweis liefert. Andere Formen sind Delitz, Delitzsch, beide auch mit ö geschrieben, und die vom Diminutiv dolk, dolik und dolčk gebildeten Ortsnamen Döltschen, Dölzig, Dolzen.

Sehr verbreitet ist der slavische Ortsname Gablenz mit seinen Nebenformen. In Sachsen liegen drei Dörfer dieses Namens bei Chemnitz, Stollberg und Crimmitzschau, eine große Zahl in der preußischen Lausitz, in Böhmen und in anderen slavischen Ländern. Die verschiedenen Formen lauten: Jablona, Jablonka, Jablonowo, Jablowken, Jablunka, Jablunkau, Jablonez, Gablonz. Alle diese Orte sind benannt von jablon, jablonca, der Apfelbaum. Gerade dieser Baum ist der allgemeinste schon vor der Einführung der veredelten Obstsorten in Europa gewesen und deshalb konnten auch so viele slavische und deutsche Ortschaften nach ihm benannt werden. Jenen slavischen Bezeichnungen entsprechen nämlich auch zahlreiche deutsche. Althochdeutsch heißt der Apfelbaum apholtra, aber schon im achten Jahrhundert veränderte sich dieses Wort in affaltra, und jetzt findet man nicht nur zahlreiche Ortsnamen mit diesem Worte wie Abfaltur, Affaltur, Affolderbach, Effolderbach, Affalterthal, sondern auch mit dem neuhochdeutschen „Apfel“ gebildete, wie Apfelstädt, Apfeldorf, Apfelfeld. —

Wir bemerkten schon, daß Ableitungen von Thiernamen bei den Slaven häufig seien, sie werden für Berge, Flüsse, Städte benutzt. Von Flüssen finden wir in Böhmen die Vydra (Otter), Orel (Adler), Bobr und Bobrawa (Bieber); Kohout (Hahn) heißt ein Berg bei Kaplitz, Vlkova (Wolfsberg) bei Eule; Volí vrch (Ochsenhügel) bei Blatna. Schwerin verdankt dem Wildpret (swerina) seine Benennung. Zahlreich sind die Ableitungen von jelen, Hirsch, Gelenau, ein Dorf bei Thum in Sachsen, Gellenau bei Glatz, Gelenau bei Kamenz, Jelinek und Jeleny in Böhmen gehören hierhin und bezeichnen dasselbe, was Hirschau, Hirschberg, Hirschfeld im Deutschen, je nachdem man zum Adjectivum jelenowy luka (Aue), hora (Berg) oder polo (Feld) ergänzt.

Mit der Bodenbeschaffenheit zusammen hängt der Name der Stadt Glauchau an der Zwickauer Mulde. In Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts Gluch, Gluckow, Glachaw u. s. w. Der Ort wurde von den Sorbenwenden auf einigen kahlen Hügeln des Rothtodtliegenden erbaut und erhielt davon seinen Namen; denn gluche oder hluche (scilicet hory, Berge) heißt kahle Berge, Hügel. Es würde demnach dem deutschen Kahlenberg oder Lehde (unfruchtbares, kahles Land) entsprechen. —

Zahllos sind die Ableitungen von gora, hora, Berg, Hügel, Erhöhung, in substantivischer und adjectivischer Form, in den verschiedensten Zusammensetzungen. Hierhin gehören Gornau, die verschiedenen Göhren, Görsdorf. In Zusammensetzungen Bilagore (bila hora, weißer Berg), ein Dorf bei Kottbus, dann Belgern. Lissahora bei Neschwitz ist Fuchsberg (lišahora). Es ist gora die Grundform auch für Görlitz, slavisch zhorelica, d. h. za hinter, gorelica Berg, mit Rücksicht auf die Lage hinter der Landskrone. Ferner Görschen, Goricke, Görkau, Guhrau, Gurig.

Vom Weißdorne, grab oder hrab, stammen Grabow, Grabitz, Grabowo, Grabowka, Grabowitz, Gröblitz, Gröbschütz. Von kamen, Stein, könnten wir eine seitenlange Aufzählung von Ortsnamen anführen; sie ist eine der bekanntesten und gewöhnlichsten. Dahin gehören Chemnitz, in den ältesten Urkunden Camenici, Lessing's Geburtsort Kamenz in der Lausitz, Kammen in der Niederlausitz, Kamin in Pommern, Kammenau, Kamminchen und andere.

Kral, König, ist die slavische Umbildung des deutschen Wortes Karl. Die Königswürde ist den Slaven ursprünglich unbekannt, die ihre Wojewoden, Lechen, Knäsen, Wladiken, alles Bezeichnungen für Herzöge, Fürsten hatten, aber keine Könige (und auch keine Grafen). Karl der Große aber erschien ihnen so gewaltig und achtunggebietend, sie machten seine Bekanntschaft in so schlagender Weise, daß er ihnen gleichsam unvergeßlich und sein Name zu jenem der Königswürde durch eine einfache Lautverschiebung wurde. Von den Slaven haben dann die Magyaren ihr Kiral, die Rumänen ihren Krojul entlehnt. Vorzüglich häufig in Böhmen taucht das Wort Kral in Ortsnamen auf: Kralup, Kralik, Kralitz, Kralowitz; Kralapp bei Kolditz in Sachsen.

Bei den Wenden heißt die Schenke korčma, ein Wort, welches bei den Tschechen nicht im Gebrauch ist. Daher stammt der in Ostdeutschland so häufige Personenname Kretschmar, Kretschmer, aber auch der Ortsname Kretscham bei Annaberg. „Fast jeder größere Ort im Erzgebirge hat einen Kretscham, in welchem heutzutage eben so wie früher Streitigkeiten geschlichtet und andere rechtliche Angelegenheiten zur Besprechung und zum endgültigen Abschluß gelangen. Der in Frage stehende Ort ist nicht von den Slaven gegründet und benannt worden, sondern er stammt aus neuerer Zeit. Er soll von dem Köhler Georg Schmidt, nachmals Triller genannt, welcher den Ritter Kunz von Kauffungen gefangen nahm, nach 1455 angebaut worden sein. Der Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige ertheilte diesem Köhler auf sein Ansuchen die Erlaubniß zum Bauen eines freien Erbkretschams“ (Immisch a. a. O. 19).

Lug oder luh, Aue, Waldwiese, Moorgrund, gab zunächst Veranlassung der zahlreichen „Luchs“ im Gebiete der Havel und Spree und ist ein so bezeichnender Ausdruck, daß Georg Schweinfurth sich veranlaßt sah, ihn auf die weiten Sumpflandschaften auch am Weißen Nil, Nosee und Gazellenfluß zu übertragen. Ortsnamen, die zu dieser Form gehören, lassen sich gewiß über hundert aufzählen. Auch die Lausitz (Lužica) hat ihren Namen davon, der von der sumpfigen, mit Wasseradern durchzogenen Niederlausitz auf die Oberlausitz, die höher und trockener ist, später mit überging. Es gehören zu luh die Ortsnamen Luga (bei Bautzen, bei Meißen, bei Pirna), Lugau, Logau in Schlesien, Liegau, Liegnitz (dieses von der polnischen Form lęg für luh), Lausa, Lausen, Lauscha, Lauschitz, Lauschka bei Leisnig (urkundlich Luschke). Ferner Lautschen, Lutschen, Lützen

(urkundlich Luzin), Loschwitz bei Dresden (urkundlich 1073 Luzewice). Vom Adjectivum lučny (Wiesen-) Lukau, Lucca in Altenburg, Luckenwalde.

Von Bor und Khojna, die Kiefer, stammen Bora, Bohrau, Boritz, die Borberge, Borlas (Bor und les = Wald) bei Dippoldiswalde, Sabor (za = hinter); Kaine, Kaina, Koitsch, Kyhnitzsch und Kunitz.

Vom Grundworte lěs, Diminutiv lěsk, Busch, Wald, Forst, und den Adjectivbildungen lesowy und lěsny stammen Lessa, Läschen, Leßko, Lieskau, Lissa (urkundlich lezzin); auch gehört hierhin der Familienname Lessing, welcher Waldmann bedeutet, wie Leisewitz, Waldessohn. Dann Leisnig und Lößnitz (letzteres urkundlich Lißniz und Lesenitz).

Plauen im Voigtland, Plauen bei Dresden, Plaue, ein Dorf bei Flöha in Sachsen, urkundlich Plavia, Plave, Plavie bedeutet stets Schwemmplatz; alle drei liegen an Flüssen, auf denen heute noch Holz geflößt wird; das slavische Wort, welches zu Grunde liegt, ist plav, das Schwemmen, plavny, was zum Flößen gehört. Dahin gehören noch Planitz bei Zwickau (urkundlich Plawnitz), Plawa in Galizien, Plowce in Polen, Plaven bei Budweis.

Zito ist Korn, Getreide, besonders Roggen, davon das Adjectiv žitowy. Hiermit hängen zusammen: Zittau (žitava) im Volksmunde „die Sitte", Schlettau (urkundlich zetowe), Sitten, Seitschen, Zettau, Zetha.

Von trava, Gras: der Fluß Trave, Trawitz, Trawnik (Grasplatz), Zschauin bei Rochlitz.

Zwönitz endlich bietet die leichte Ableitung von zvon, die Glocke, zvonica, Glockenthurm. Die Einführung der Glocken in Deutschland erfolgte im elften Jahrhundert und steht also vom culturhistorischen Standpunkte der Ableitung weiter kein Hinderniß im Wege.

Schon aus den wenigen mitgetheilten Beispielen, die leicht hätten vermehrt werden können, ergiebt sich das trefflich bezeichnende und die Mannichfaltigkeit der slavischen Ortsnamen. Sie sind aber überall dieselben, und so finden wir sie denn von Griechenland an durch die Balkanhalbinsel und das illyrische Dreieck bis nach Venetien und in die Alpenthäler, durch Ungarn und ganz Ostdeutschland bis zu den dänischen Inseln in fast identischen Formen.

In der peruanischen Küsten-Cordillere *).

I.

Den ersten Weihnachtsabend, fern von der Heimath, verlebte ich im Kreise fröhlicher Landsleute, die um einen Tannenbaum versammelt waren, den der deutsche Tischler aus den Aesten der breiten, schönen australischen Tanne, wovon in Tacna verschiedene Exemplare vorhanden sind, künstlich gezimmert hatte, und dessen Lichter uns in freundlicher Weise an den frohen Abend fern überm Ocean erinnerten.

Heute sollte es mir nicht so gut werden. Der Tag des 24. December 1861 war heiß gewesen, und schlaff und müde stand ich in der Thür unseres Hauses, im Herzen wünschend, daß die langweiligen Feiertage erst vorüber sein möchten. War doch an Sonn- und Festtagen das sonst so geschäftige Tacna wie ausgestorben. Die öden Straßen mit den geschlossenen Läden, auf denen der helle Sonnenschein lag, durchrollte keine güterbeladene Carreta; schweigend lag die Stadt in der stillen Umgebung der Chacaras und dem braunen Sande der Wüste, aus der zu beiden Seiten die nackten Hügelmauern, das Thal umschließend, aufsteigen. In der Alameda rauschte das Wasser durch den breiten Steingraben bergunter, über ihm zitterten die feinen Blätter schlanker Weidenbäume, leise bewegt von dem Windeshauche, der während des Tages von der See heraufkommt. Im Graben tummelte sich eine Schaar nackter, lärmender, dunkler Gestalten, Kinder und Erwachsene genossen das Bad. Bis zum Frühstück trug ich noch immer das sonntägliche Gefühl mit mir herum, jene aus den Schuljahren bekannte, erwartungsvolle Festfreude eines freien Tages, — aber sie war bald verschwunden und machte der Langeweile Platz. — In jenem verweichlichenden Klima hat man nicht immer Lust zu geistiger Beschäftigung, und man ist nicht so genügsam, wie der rothbraune Sohn des Landes, welcher das Spiel seiner Guitarre mit näselnder Stimme begleitet, Aguardiente (Branntwein) trinkt und Cigarritos raucht, derweil vor ihm ein erregtes Paar die Zamazueca tanzt.

*) Von einem deutschen Kaufmanne. Red.

Ich verträumte, nachdem ich während des Morgens mich am Claviere müde gespielt, den übrigen Theil des Tages in der kühlen Sala des Hauses im süßen Nichtsthun, rauchte eine Cigarre nach der andern, bis 6 Uhr, die Stunde des Hauptmahles, heranrückte, bei welchem wir bis 7 Uhr saßen, einen Spaziergang durch die dunkle Alameda machten, nach Hause gingen, um den Thee zu nehmen, und bald ins Bett stiegen, um den Montag mit seiner Arbeit als eine Erlösung zu begrüßen.

Das war der Inhalt eines kirchlichen Festtages in Tacna, und zwei solche lagen vor mir. In stiller Resignation sah ich ihnen entgegen. Während ich mir noch die frohen Scenen des Vaterlandes an diesem Abende, die heiteren Vereinigungen in der eigenen und in befreundeten Familien ausmalte, kam „Don Otto", ein junger Deutscher, und schlug mir vor, die Feiertage mit ihm in Pachia, einem gegen die Cordillere hin gelegenen, wenige Meilen von Tacna entfernten Dorfe, zuzubringen. Standen uns dort auch nicht die Genüsse eines Aufenthaltes in einer vegetationsreichen Gegend in Aussicht, so war doch Aussicht, einmal aus der täglichen Umgebung herauszukommen, die freiere Luft des höher gelegenen Ortes zu athmen und in größerer Nähe der Gebirgsmassen, die stets eine so große Anziehungskraft auf mich ausgeübt, zu verweilen. Don Otto's Vorschlag kam mir daher sehr erwünscht, um so mehr, als er die Freundlichkeit hatte, mir ein Pferd zu dieser Excursion zur Verfügung zu stellen. Ich begleitete ihn nach seinem Hause, und wir besprachen uns über die Ausrüstung für den morgigen Tag. Noch eine Weile erheiterte ich mich an dem prächtigen Pleyelschen Instrumente, welches sein Onkel besaß; dann verließ ich ihn, um im Hause den Majordomo mit der Besorgung der nöthigen Provisionen zu beauftragen.

Am Sonntag Morgen 7 Uhr brachen wir auf, unsere Alforjas (Satteltaschen, welche hinter dem Sattel quer über dem Rücken des Pferdes hängen) wohl gefüllt. Otto bestieg

eine hübsche falbe Mula (Maulthier), in deren Gesellschaft ich schon verschiedene Male mit ihm geritten war und deren Capricen sowohl er wie ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten. Es geschah einst, daß dieser Mula der mangelhaft befestigte Sattel nach vorn rutschte — im Nu stand das erschreckte Thier auf den Vorderbeinen und sein Reiter schoß, glücklicherweise ohne sich zu beschädigen, in der Luft einen Halbkreis beschreibend, auf das Straßenpflaster.

In der Morgenfrische ritten wir zur Stadt hinaus in den öden Wüstensand der Pampa. Es sei mir hier gestattet, in einer kurzen Schilderung vor den Augen des Lesers das eigenthümliche landschaftliche Bild zu entrollen, welches neben dem Thale von Tacna ein großer Theil des südlichen Perus bietet. — Steige er auf den Schwingen seiner Phantasie mit mir auf zur Höhe, aus welcher der Condor nach Raub ausspäht, und schaue von dort herunter, wo sein Blick ungefähr vom achtzehnten bis zum zwanzigsten Grade südlicher Breite reicht. — Den Westen füllen die blauen ruhigen Wasser des Stillen Oceans aus, das endlose Meer, welches gegen den Horizont anrollt. Den dritten Theil des Halbkreises nur, welchen sein Blick beherrscht, macht im Osten die hier hohe Küste Südamerikas aus: ein langer, meist steil aus dem Meere aufsteigender kahler Bergzug, ohne eine Spur von Vegetation, an einigen Punkten bis zu Hügeln von geringerer Höhe absteigend, an anderen zu Kuppen von dreitausend Fuß Höhe sich anthürmend. Hier und da läuft eine felsige Landzunge aus, deren Ende eine Reihe zerspülter, schwarzer Klippen bilden. Zwischen den Bergen und der Landzunge wälzen sich die Fluthen des Oceans hinein, eine sichere Bucht schaffend. Auf solchen Landzungen liegen manche Hafenstädte, so der Salpeterhafen Iquique, Mejillones u. s. w. Es ist ein entsetzlich öder Anblick, den die Häfen der Westküste dem Fremden bieten. Sand und Fels — rothe, steil aufsteigende Bergmauern, die ihm den Eintritt in das Land verbieten zu wollen scheinen, traurige kleine Orte, welche die Physiognomie des Interimsmäßigen an sich tragen und keinen eigentlichen Charakter verrathen, wie die Städte Europas, welche Hunderte von Jahren alt sind und, auf festem Boden gebaut, Jahrhunderten trotzen konnten. — Alle funfzig Jahre durch ein Erdbeben zerstört und wieder neu aufgebaut, die meisten von ihnen aber erst in der neuesten Zeit entstanden, sieht man diesen Küstenplätzen an, daß nur der Wunsch, hier die Erzeugnisse des Bodens an Erz oder Salpeter auszubeuten, sie ins Leben rief, und daß Niemand seinen Aufenthalt hier freiwillig nehmen werde, den nicht die Noth oder der Wunsch, Geld zu verdienen, dazu treibt. Die Hügelkette, an deren schmalem Fuße Valparaiso liegt, überkleidet während der Regenzeit wenigstens noch ein dünnes Kleid schwarzgrüner Moose, mit der Minenstadt Coquimbo oder eigentlich dem an der gegenüberliegenden Seite der Bucht dieses Hafens liegenden La Serena, welches inmitten einer freundlichen Oase liegt, hört alle Vegetation auf.

Der Wanderer, seinen Weg nach Norden verfolgend, erblickt jetzt eine Reihe jener eben geschilderten wüsten Plätze, die sich im Charakter fast gleich bleiben. Eine wahrhaft erfrischende Unterbrechung zwischen ihnen bildete dann der Hafen von Arica, wo das bisher rein nördlich verlaufende Land plötzlich eine im Winkel immer größer werdende Richtung nach Nordwesten nimmt. Jäh abbrechend steigt hier ein Felsen ins Meer, wie es scheint, ein in der Mitte durchbrochener Berg, zu dessen anderer Hälfte die kleine mitten in der Bucht gelegene Felseninsel gehört, welche durch Klippen unter dem Wasser mit ihm zusammenhängt. Das braune Felsgestein ist mit großen weißen Flecken decorirt, wie ein kalkbespritzter Meilenstein; sie rühren von Vogeldreck her. Am Fuße dieses Felsens lag die freundlichste Erscheinung unter den bisher genannten Häfen der Westküste, das in der Katastrophe vom August 1868 zerstörte und jetzt nur aus Holzbaracken bestehende Arica. Vor dem braunen Wüstensande des ansteigenden Landes heben sich die breiten grünen Blätter einer Bananenpflanzung; hier und da ragte eine schlanke Palme oder eine breitastige, dunkle australische Tanne; weiter gen Norden leuchteten vor den traurigen Sandfarben kahler Hügelreihen frisch-grüne Alfalfafelder (Luzerneklee), und dieser ganze Gürtel von Vegetation umschloß die weißen Häuser der Stadt, welche vom Meere aus einen recht freundlichen Anblick gewährten. Jetzt starrt Einem auch dieser Punkt der Küste so wüst entgegen wie der übrige Theil derselben, und nur wenige stattlicher ausschauende Holzhäuser der Fremden tauchen aus dem Gewirr der rohen Baracken auf, welche das heutige Arica bilden, — das dritte seit Gründung des Hafens. Lange Zeit wird darüber hingehen, ehe die Stadt wieder das sein wird, was sie war; aber sie wird, Dank der Thätigkeit der Fremden, wieder aufblühen, wenn nicht das Terrain, auf dem es sich erhebt, wie das des alten Callao, einst wieder vom Meere, dessen Bett es einst gewesen, verschlungen werden sollte; denn die ganze Breite der Küste, bis zum Fuße der hohen Bergmauer der Cordillere im Osten, war einst Meeresgrund. — Man sagt, daß vor der Zeit der spanischen Eroberung die Thäler gut bewässert und fruchtbar gewesen seien, und noch jetzt sieht man im Wüstensande der Pampa die ausgetrockneten Flußbetten sich hinwinden. Bei Arica treten die Vorberge ins Land zurück, und es zeigt sich eine breitere Strandfläche. Kahle Hügelreihen umschließen eben so wüste Thäler, und nur da, wo die Wasser eines Gebirgsbaches rinnen, sieht man eine künstlich erweiterte Oase, doch kein Tropfen dieses Baches erreicht das Meer; sein Wasser wird vollständig von dem Boden, auf den man es leitet, aufgesogen.

Bei Tacna liegt das Meer nur ungefähr zehn Leguas vom Fuße der Cordilleren entfernt. Nördlich und südlich verlaufen Hügelreihen, die aus dem Gebirge entspringen und von denen die südliche ungefähr bei Tacna endet, während sich die nördliche fast bis zum Meere hinzieht. Sie umschließen ein Thal von mehr als einer halben Legua Breite, dessen Vegetation zu beiden Seiten ein Gürtel braunen Wüstensandes umgiebt. Vom Meere bis zur Cordillere, bis dreitausend Fuß allmälig ansteigend, zeigte sich dieser Theil der Küste den Spaniern als der günstigste: einestheils, weil sie schon Ansiedelungen der Indianer und Wasser dort vorfanden, anderntheils, weil der beste Weg, um durch die Berge ins Innere zu gelangen, sich hier befand. Sie gründeten also neben dem Hafen Arica hier die Stadt Tacna, den Handelsplatz für die Ein- und Ausfuhr des jetzigen Bolivien, der weit genug im Innern lag, um wie die Hafenplätze den räuberischen Angriffen von Piraten nicht ausgesetzt zu sein. Von diesem Punkte sind wir aufgebrochen und ich bitte den Leser, mir nun weiter zu folgen.

Die nächtlichen Nebel rauchten noch an den braunen Hügelwänden, die das Thal aufschließen; schattengleich tauchten aus ihm zu unserer Linken die Bäume und Häuser des Dorfes Pocollay hervor. Bald ging es durch tiefen Sand, bald über felsigen, staubbedeckten Boden der Cordillere zu, welche während des Rittes sich immer mehr aus dem weißen Schleier löste, so daß wir bald ihre gewaltigen Formen in einen klaren Morgenhimmel hineinragen sahen, voll von der sich über den Bergen erhebenden Sonne beschienen, welche die einzelnen Schneehäupter prächtig vergoldete. Das Dorf Calana hatten wir in weniger als einer halben Stunde erreicht. Wir hörten die Töne einer Drehorgel und gewahr-

ten beim Näherkommen, daß sie einen Gottesdienst begleiteten, welcher in einem von hohen Lehmmauern umgebenen Corral (umfriedigter Platz, welcher sowohl dem Last- wie Schlachtvieh zum Aufenthalt diente) abgehalten wurde, da sich dies Dorf vor Kurzem zu einer unabhängigen Pfarrei erhoben hatte (während seine Einwohner bisher die Kirche von Pachia besuchten), aber noch keine Kirche besaß. Bei einer Visite am Sonntag vorher sahen wir hier die jüngere Bevölkerung, Weiber und Männer, freiwillig am Bau der Kirche arbeiten.

Bei einem braunen Mädchen, welches am Wege eine Kuh melkte, versah ich mich zu mäßigem Preise mit einem Glase Milch. Hier wie in Pachia macht man auch Butter; sie ist schön, aber sehr theuer, und kostet das Pfund von 8 bis 12 Real (gleich 30 bis 45 Silbergroschen).

Don Otto, mein Gefährte, ließ jetzt fröhliche Lieder erschallen. Nebel und Wolken hatten sich zerstreut und die Sonne schien warm hernieder. Die östlichen Berge ragten so frisch in den Morgenhimmel hinein, Sträucher und Gräser funkelten so neugeboren von den Wasserperlen des Nebels, Pferd und Maulthier trippelten so selbstgenügsam dahin, daß auch ich meiner freien, leichten Stimmung nicht bessern Ausdruck zu geben wußte, als durch Gesang, und frisch mit einstimmte.

Da tauchte schon zur Linken die Vilca auf, die in dieser baumlosen Gegend so merkwürdige Erscheinung. Von den wenigen Exemplaren dieser schönen Akazie, welche im Thal von Tacna vorkommen, ist das von Pachia das schönste. Seine wie ein Baldachin weit ausgebreiteten Aeste senken sich wieder in den Erdboden nieder und bilden so eine große Laubrotunde, in der sich Lehmbänke befinden und welche das Ziel der meisten Vergnügungstouren von Tacna aus ist.

Aus allen Erdtheilen.

Historischer Ueberblick des Theehandels.

Die Firma Reinachs, Nephen und Comp., Great Tower Street, London, hat eine mit vielem Fleiß zusammengestellte „Statistische Generalübersicht des Theehandels" in London während der letzten 35 Jahre veröffentlicht. Aus der interessanten und übersichtlichen Arbeit heben wir Folgendes hervor. Thee wurde 1610 zuerst nach Europa eingeführt und behielt bis zum Jahre 1707 den Preis von 3 Pfund Sterling pr. Pfd. Grüner Thee kam 1715 zuerst in den Handel. 1745 war die Gesammteinfuhr in allen Sorten zusammen 765,000 Pfd.; damals war der Zoll 4 Schill. und 25 Proc. per Pfd.; 1801 war der Consum in Großbritannien schon auf $1\frac{1}{2}$ Pfd. Thee per Kopf gestiegen, bei einem Durchschnittspreise von 3 Schill. per Pfd., der Zoll war damals 1 Schill. $2\frac{1}{2}$ Pence per Pfd. Von 1801, wo die Einfuhr $23\frac{3}{4}$ Mill. Pfd. betrug, stieg solche bis 1825 nur auf $29\frac{1}{4}$ Mill. Pfd., und der Verbrauch hatte sich seitdem von $1\frac{1}{2}$ Pfd. per Kopf auf $1\frac{5}{16}$ Pfd. reducirt, in Folge der Zollerhöhung von 1801 = 1 Schill. $2\frac{1}{2}$ Pence, auf 1825 = 2 Schill. 9 Pence per Pfd; 1834 am 22. April erlosch das Privilegium der Ostindischen Compagnie für den Theehandel, der Zoll wurde auf 2 Schill. $1\frac{1}{2}$ Pence per Pfd. herabgesetzt; der Durchschnittspreis für gewöhnlichen schwarzen Thee wich auf 1 Schill. 11 Pence per Pfd. und der Verbrauch steigerte sich auf $36\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Die Uebersicht giebt nun speciellen Nachweis über: Einfuhr, Ablieferung, Ausfuhr und Vorräthe der verschiedenen Theegattungen, der jährlichen Durchschnittspreise und dergleichen mehr während 35 Jahren von 1836 bis 1870 inclusive. 1836 betrug die Einfuhr aller Sorten 50,151,000 Pfd., der Consum 38,707,000 Pfd., der Export 4,100,000 Pfd., der Durchschnittspreis ohne Zoll 1 Schill. In wechselvollem Steigen und Fallen erreichte der Theehandel im Jahre 1870 bis in die letzte Hälfte des Decembermonats beim Import die Höhe von 132,110,000 Pfd. Mit Hinzuziehung der vorjährigen Vorräthe betrug der Consum 119,280,000 Pfd. und der Export 30,600,000 Pfd., so daß die Vorräthe auf 70,730,000 Pfd. herabsanken; unter diesem Quantum befindet sich eine bedeutende Menge schadhaften Thees, dessen Verkauf die Regierung nicht gestattet, sondern ihn vernichtet. Eine solche Zerstörung schlechten Thees, den die Regierung mit Beschlag belegt hatte, fand im Jahre 1869 statt. Nach Abzug dieses aufs Neue angesammelten schlechten Thees, sogenannten Maloo mixture, reichen die Theevorräthe nur auf etwa 4 Monate. Ein wissenswerthes Moment für den Theehändler, da durch den französisch-deutschen Krieg große Unsicherheit in den chinesischen Häfen herrscht. Der Durchschnittspreis im Jahre 1870 betrug $1\frac{1}{4}$ Schill. ohne Zoll per Pfd. Heben wir nun zum Schluß noch einige für den Theehandel bedeutende Momente während der letzten 35 Jahre hervor. — 1839 wurden 20,283 Kisten Opium im Werthe von 2,000,000 Pfd. St. durch die chinesische Regierung zerstört; — 1840 hob der Krieg mit China an; — 1841 wurde Canton gebrandschatzt; den Preis (von 1 Schill., 1836) auf 3 Schill per Pfd.; — 1842 Friedensschluß mit China in Nanking; China zahlt 21,000,000 Dollar Kriegsentschädigung und öffnet die nördlichen Häfen Chinas dem Handel; — 1847 große Handels- und Finanzkrisis; — 1853 Nanking genommen von den Tay-Pings; Schanghai von den Insurgenten besetzt; — 1854 erster von Futschau verschiffter Thee angekommen; — 1855 in Folge des Krimkrieges die Theezölle erhöht; — 1857 große amerikanische Handelskrisis, die sich auch auf Europa erstreckt; Canton genommen; — 1858 Lord Elgin's Vertrag in Tientsin unterschrieben, der Preis des Thees fällt unter 11 Pence per Pfd.; — 1859 japanesische Häfen geöffnet; — 1860 die Districte des grünen Thees durch kaiserliche Truppen verwüstet. Der Thee steigt im Preise über 2 Schill. per Pfd. — 1864 Nanking genommen von den Kaiserlichen; Tay-Ping-Revolution beendet, Handelskrisis; — 1865 in London verbrennen bei einer Feuersbrunst $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Thee; — 1866 große Handelskrisis.

Die Nord-Pacific-Eisenbahn in Nordamerika.

Die große Bahn, welche Neuyork mit San Francisco verbindet, vermittelt bekanntlich einen beträchtlichen Personen- und Güterverkehr; die Befürchtungen, daß der hohe Schnee im Winter dem Bahnkörper gefährlich werden und die Verbindungen unterbrechen könne, haben sich nur in geringem Maße verwirklicht. So ist diese Centralbahn eine gelungene Thatsache. Sie wird aber in den nächsten Jahren von zwei anderen transcontinentalen Bahnen gleichsam flankirt werden. Die südliche soll durch Texas und weiter bis San Diego in Californien geführt werden; der Bau ist seither auf vielfache Hindernisse gestoßen, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß über kurz oder lang dieser Schienenweg vollendet wird. Dagegen wird an der Nord-Pacific-Bahn eifrig gebaut. Die östliche Abtheilung beginnt bei Duluth am Obern-See, reicht bis zum nördlichen Red River und durchschneidet den Staat Minnesota auf einer Länge von 240 Miles. Mitten im

Winter sind im Durchschnitt täglich 2 Miles Schienen gelegt worden; im Januar steckten die Ingenieure die Bahnstrecke nach Westen hin durch den mittlern Theil des Territoriums Dakotah ab. Am pacifischen Ende sind die Vorbereitungen für die Bahn im Januar vollendet worden und der Bau beginnt zu Anfang des Märzmonats.

Die Nord-Pacific-Eisenbahn-Compagnie hat kürzlich die St. Paul- und Pacific-Eisenbahn angekauft und praktisch mit ihrer eigenen Linie consolidirt. Diese Bahn ist auf einer Strecke von 300 Meilen im Staate Minnesota bereits im Betriebe und macht gute Geschäfte. Durch diesen Ankauf ist alle Rivalität zwischen widerstrebenden Interessen beseitigt worden und thatsächlich St. Paul zu einem der Endpunkte der großen nördlichen Bahn gemacht. Die Gründer des Unternehmens beabsichtigen nicht nur ein sicheres Geleise von Osten nach Westen zu legen, und dann zu warten, bis ein profitabler Geschäftsverkehr sich einstellt. Im Gegentheil sichern sie sich von Anbeginn solche Verbindungen mit der Hauptlinie der Wassercommunication und mit dem Eisenbahnsystem der Atlantic- und Pacific-Staaten, daß sie außer dem localen Geschäftsverkehr einen großen und stetig zunehmenden Antheil an dem Frachtverkehr zwischen Ocean und Ocean haben müssen. In Duluth nimmt ein Zweig der Bahn den Handel der Seen und des St. Lorenz-Flusses auf; in St. Paul stellt der östliche Zweig der Bahn die Verbindung mit dem Handel auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen, und mit den in Chicago endenden Eisenbahnen der mittleren und der östlichen Staaten her. Diese beiden Zweige der Bahn verbinden sich im westlichen Theile von Minnesota. Von diesem Verzweigungspunkte aus wird ein dritter Zweig der Bahn nach Pembina an der britischen Grenze gebaut und die Hauptlinie wird den mittlern Theil von Dakotah durchschneiden und dem jetzt berühmt gewordenen Yellowstone-Thale in Montana folgen. Nahe der Grenze von Idaho theilt sich die Bahn wieder; der eine Arm läuft dem Columbia-Thal entlang bis nach dem Seehafen von Portland, Oregon, und der andere Arm läuft direct nach dem Haupt-Terminus am Puget-Sund. Eine nördlich und südlich laufende Bahn wird ferner die beiden Endpunkte am Puget-Sund und in Portland direct mit einander verbinden und sich in Portland an die Küstenbahnen anschließen, welche in südlicher Richtung durch Oregon und Californien sich erstrecken. Sowohl in Portland wie am Puget-Sund wird die Bahn den Küstenhandel und den auswärtigen Handel auf dem Pacific-Ocean für sich nutzbar machen.

Die Hauptvortheile der Nördlichen Pacific-Route lassen sich wie folgt zusammenstellen: 1) Die Route kürzt den Weg zwischen den Seen und dem Pacific-Ocean um etwa 600 Meilen ab. 2) Sie vermindert den Weg zwischen Neuyork und dem Pacific-Ocean um dieselbe Strecke. 3) Sie vermindert die Strecke zwischen London und den chinesischen Häfen durch Benutzung dieser Ueberlandroute um mindestens 1400 Meilen. 4) Sie durchschneidet einen Gürtel von Staaten und Territorien, die sich durch Fruchtbarkeit des Bodens und des Klimas und gleichmäßige Vertheilung des Regens ausgezeichnet für profitabeln Ackerbau eignen. 5) Die größte Elevation dieser Route in den Gebirgsgegenden ist 3000 Fuß geringer als die der anderen Linien. Die Folgen davon sind geringerer Schneefall, ein mildes Klima und geringere Steigungen der Bahn. 6) In bequemen Zwischenräumen durchschneidet die Route zahlreiche schiffbare Ströme, wie z. B. den Columbia, den Cowlitz, den Yellowstone, den Missouri, den Red River und den Mississippi. Diese Ströme durchschneiden immense Territorien und werden der Bahn viel Verkehr zubringen. 7) Die Route wird den Charakter einer internationalen Route tragen. Sie wird permanent den Frachtverkehr von Britisch-Amerika controliren und die wichtigen Colonien nördlich von der Grenze und westlich vom Lake Superior in commercieller Beziehung unseren nordwestlichen Staaten tributpflichtig machen.

Ein altamerikanischer Mound (Erdhügel, Tumulus) wurde im December 1870 abgegraben und zwar im Beisein einer wissenschaftlichen Commission (z. B. des Professors Marsh vom Yale-College, Professor Briggs aus St. Louis rc.). Der Mound liegt unweit von St. Louis in Missouri; er war 40 Fuß hoch, etwa 300 Fuß lang und von ovaler Gestalt. Vor etwa 20 Jahren stand oben auf demselben ein Wohnhaus und neben demselben lag ein Begräbnißplatz. Beim Abgraben legten nun die Arbeiter die Gebeine dreier verschiedener Racen bloß; oben jene der weißen Leute, in der Mitte die von jener der heutigen Indianer und unten die Knochen der alten „Moundbuilders", wie man in Nordamerika die Ureingeborenen bezeichnet, von welchen diese Erdaufwürfe herrühren. Die Gebeine der letzteren lagen in zwei Steinkammern; die eine derselben war viereckig, die anderen halbmondförmig; beide hatten etwa 50 Fuß in der Quere.

* * *

— Die Engländer sind am obern Irawaddy, in Birma, sehr thätig, um den Handelsverkehr von dort nach dem südwestlichen China in einen regelmäßigen Gang zu bringen. Der politische Agent, welchen sie in dem Flußhafen Bhamo haben, ist ein Capitän Strover; derselbe unterhält lebhafte Verbindungen mit den Mohammedanern in Yünnan. Von Ta san kon, dem Gouverneur von Momein, erfuhr er, daß die Chinesen zwei Jahre lang diese Stadt belagert haben, aber nicht im Stande gewesen sind, die Handelsroute zu verlegen. Strover hat sich mit den Panthays (d. h. den Mohammedanern in Yünnan) in das beste Einvernehmen gesetzt, und der eben erwähnte Gouverneur von Momein war erbötig, ihm eine Schutzwache von 1500 bis 2000 Mann zu schicken, falls er eine Karawane von Bhamo nach Momein schicken wolle. Auch die Häuptlinge in den Schan-Staaten jener Gegend sind geneigt, den Handel zu fördern.

— Kautschuk ist bekanntlich zu vielen Dingen gut und in Calcutta sogar gegen den Aberglauben nützlich. Die Regierung hat dort Wasserleitungen angelegt, um den Einwohnern, welche vorzugsweise das schlammige und höchst unreine „Naß aus der Ganga heiliger Stromfluth" trinken, ein gesundes Getränk zu verschaffen. Die Hindu waren aber nicht dahin zu bringen, dasselbe zu benutzen, weil — die Röhren und Schläuche zum Theil aus Leder verfertigt waren. Leder kommt von der Kuh, die Kuh ist ein heiliges Thier, also, das ist Hindulogik, wird das von demselben berührte Wasser unrein. Nun hat man Röhren aus Kautschuk anstatt der ledernen gelegt, und ein Brahmine weist in einer Flugschrift nach, daß ein frommer Mensch keine Sünde begehe, wenn er den Durst mit Wasser lösche, das nicht aus dem Ganges komme und durch Kautschukröhren laufe; für religiöse Zwecke sei jedoch Gangeswasser unbedingt erforderlich.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Aus dem Leben und Treiben des Kaffervolkes in Südost-Afrika.

II.

Der Kaffer im Kraal. — Kreisrunder Bau der Hütten und der Isibaya. — Architektur. — Das Innere einer Wohnung. — Hüttenpaläste des Königs Panda. — Die Haremhütten und die Damen. — Häusliches Leben der Kaffern.

Wir haben betont, daß der Kaffer ein Halbnomade sei, ein vortrefflicher Viehzüchter; die Kuh ist bei ihm so zu sagen Alles, und sein ganzes Leben und Treiben hat Bezug auf die Herden. In Rücksicht auf diese bauet er auch seine Wohnungen, deren Architektur eine sehr einfache und bei den verschiedenen Stämmen im Wesentlichen dieselbe ist.

Beim Kaffer muß Alles zirkelrund sein: Hütte, Umzäunung, Feuerstätte ꝛc., es scheint, als ob ihm die Fähigkeit mangele, eine gerade Linie herzustellen, und er bildet auch in dieser Beziehung einen Gegensatz zu dem Europäer. Dieser bauet sein Haus mehr oder weniger viereckig mit geraden Linien, er umzäunt seinen Garten viereckig; davon hat aber ein Kaffer, falls er nicht unter weiße Leute gekommen ist, gar keine Vorstellung; er kann sich kein Gebäude mit Giebel und schräg abfallendem Dache denken. Als man sich Mühe gab, einem Häuptling einen Begriff von einem dreistöckigen Hause mit Treppen, die aus einem Geschoß ins andere führen, zu geben, und ihm dann die Sache durch eine Zeichnung zu veranschaulichen suchte, hielt er dieselbe für ein Phantasiegebilde; solch ein Ding, wie ein europäisches Haus, erschien ihm als eine Unmöglichkeit. Ein kuppelförmiges Gebäude, z. B. die Peterskirche in Rom, würde er dagegen einigermaßen begreifen können. Aber von den Stoffen, welche wir zum Bau verwenden, weiß er nichts; er verfertigt seine Hütte aus Pfosten, Zweigen und Binsen, manchmal verwendet er auch Flechtwerk, das er mit Lehm bewirft. Steine zu Quadern zu behauen; aus Lehm viereckige Ziegelsteine zu brennen, und daraus Behausungen für Menschen und Vieh zu machen, — das übersteigt seine Begriffe.

Bei den dunkelfarbigen Leuten in Afrika herrscht an den Wohnungen die Form des Bienenkorbes vor; wir finden dieselbe bei allen Negervölkern und eben so bei den Kaffern; doch hat sie bei diesen ein mehr kuppelförmiges Dach und auch im Innern eine andere Einrichtung. Wer eine Hütte für den gewöhnlichen Bedarf errichtet, giebt derselben einen Durchmesser von etwa sieben bis acht Ellen, zieht einen Kreis und steckt in diesen eine Anzahl von biegsamen Zweigen, die oben zusammengebunden werden; dieses Gestell gleicht genau unseren runden Mausefallen von Draht, und über dasselbe legt er dann Binsen und Gras. Die Bedachung wird vermittelst sogenannter Affenseile befestigt, das heißt Ranken von Schlinggewächsen, deren man in großer Menge haben kann, von der Stärke eines Bindfadens bis zur Dicke eines Schiffstaues. Man versteht die feineren Arten so geschickt zusammenzuflechten, daß das Seil wie ein Werk der Natur, nicht wie ein künstliches Fabrikat aussieht. Diese Stricke werden dann in Zwischenräumen von etwa anderthalb Fuß um das Dach geschnürt. Unsere Abbildungen geben von dem Allen eine deutliche Vorstellung, und vielen unserer Leser wird es nicht entgehen, daß diese Kafferhütten in ihrem Aeußern eine

große Aehnlichkeit mit den Schneehütten der Eskimos haben. Man wirft rings um dieselben einen Graben aus, damit der Boden trocken bleibe. Den bei weitem größten Theil der Arbeit beim Hüttenbau verrichten die Frauen. Der Eingang ist, wie man sieht, so niedrig und schmal, daß Jeder hinein oder heraus kriechen muß; Fenster, Rauchfang, Thür sind unbekannte Dinge. Aber diese Wohnung entspricht ganz und gar den Bedürfnissen und den Liebhabereien der Kaffern, in ihr befinden sie sich wohl. Es liegen manche Fälle vor, daß junge Kaffern, welche eine Reihe von Jahren lang europäisch erzogen und abgerichtet waren, die für civilisirt galten, sofort ihre Kleider ablegten, als sie sich wieder in ihrem heimathlichen Kraale befanden; sie warfen wieder den Kaffermantel, den Karoß, um, und waren glücklich in der Bienenkorbhütte, in der mit Binsen überdeckten Mausefalle. Natura usque recurrit, und die Civilisationsfabrikanten können das nicht ändern.

Solch eine Kafferhütte ist allerdings ein gebrechliches Machwerk. Als ein Kraal vom Feinde überfallen wurde, hatten mehrere Männer in einer solchen Zuflucht gesucht. Als die Wurfspeere von draußen her durch das Flechtwerk drangen, kletterten die Männer bis unter den obern Theil des Daches, aber sofort stürzte das Ganze zusammen.

Es ist eine große Auszeichnung, ein wahrer Staat für

Ein Kafferkraal.

eine Hütte, wenn über dem Eingange ein Ochsenschädel prangt. Der Kaffer versteht sich nur ungern dazu, ein Stück Rindvieh zu schlachten, er geizt mit Kuh, Kalb und Ochs, unter Umständen jedoch liebt er den Prunk und er giebt dann seinen Nachbaren einen Schmaus. Dann wird er für seine Freigebigkeit gelobt und als Vater, vielleicht gar als Häuptling becomplimentirt, insbesondere wenn er auch recht viel Hirsebier und Schnupftaback zum Besten gegeben hat.

Betrachten wir uns das Innere einer Kaffernhütte, die einem Häuptlinge gehört. (S. 68.) Sie wird von vier Pfosten gestützt, und es kommt nur selten vor, daß man noch einige mehr anbringt. Zur Linken stehen zwei große Vorrathskörbe, in welchen Milch aufbewahrt wird, um zu Amasi (wir sprechen darüber weiter unten) zu werden; neben dem einen Korbe steht eine zusammengerollte Schlafmatte an die Wand gelehnt. Am andern Ende stehen einige irdene Töpfe und eine Kalebasse. Unter dem Dache hängen Maisbündel, — seltsam genug, weil das Dach, zu welchem der Rauch emporsteigt, immer sehr bald rußig wird. Alle Hütten sind, von dem größern oder geringern Umfang abgesehen, nach einem und demselben Plan gebaut und eingerichtet; auch der mächtigste Häuptling hat keine andere. Ueber den Pfosten liegt ein Querbalken, an welchem Kürbisse, Körbe, Löffel, Wurfspeere &c. aufgehängt werden. Die Töpfe mit Bier, Milch und Hirse stehen da und dort umher; der Fußboden

wird mit der größten Sorgfalt rein erhalten; er ist steinhart und wird aus einer Erdmasse verfertigt, die man von den Termitenhügeln nimmt; derselbe wird in kleine Stücke zerschlagen und angefeuchtet, bis er einen Brei bildet; diesen streicht man glatt auf und schlägt ihn, bis er ganz fest ist. Die Frauen haben die Obliegenheit, ihn täglich mit einem flachen Steine abzuscheuern, und nicht selten erscheint er wie polirt.

Die Feuerstätte liegt nahe vom Eingange und auch sie ist kreisförmig; der aus Erde verfertigte Kranz soll das Feuer innerhalb des gebührenden Raumes halten. Uebrigens wird nicht täglich in der Hütte selber gekocht. Da, wo der Kraal ein ständiger ist, errichtet man neben der Wohnung eine Küche, die man als eine halbe Hütte bezeichnen kann, weil die Umzäunung, die natürlich auch kreisrund ist, eine Höhe von nur etwa vier Fuß hat, was auch hinreicht, um den Wind abzuhalten; die Wände sind mit Kuhdünger und Lehm beworfen und so gegen das Anbrennen geschützt. In der Hütte zieht der Rauch ab, wo er eben kann, durch die Thür oder oben durch die Bedachung. Der Kaffer räuchert den Schaft, welchen er für seinen Wurfspeer benutzt, gerade so wie wir einen Schinken; darin besteht seine Methode, das Holz zu trocknen und zu härten. Nachts wird der Eingang zugemacht mit einer Art von Thür, die aus Flechtwerk, ähnlich jenem unserer Schafhürden, besteht; am Tage stellt man auch wohl einen Verschlag vor den Eingang, um zu verhindern, daß der Wind in die Hütte wehe.

Einzelne Hütten werden mit so großer Sorgfalt gebaut, daß ihre Herstellung vielleicht einen Monat Zeit in Anspruch nimmt. Manchmal sind die Pfosten mit Schnitzwerk verziert, das glatt abgerieben wird, wenn es durch Ruß schwarz geworden ist; nicht selten behängt man sie auch mit Glas- und Porcellankorallen, die als Schmuck dienen. Als Retief, Anführer der holländischen Bauern, die Palasthütte des großen Häuptlings Dingaan besuchte, fand er, daß die zweiundzwanzig Pfosten in derselben von oben bis unten mit solchem Zierrath behangen waren. In den Wohnungen der gemeinen Leute befindet sich wenig Hausrath, der allemal sehr einfach ist; derselbe besteht aus einigen Matten, Körben, Töpfen, Milchgeschirr, einem Polster und Hassagayen. Es ist dem Besitzer aber doch unangenehm, wenn solch eine einfache Hütte unwillkommenen Besuch erhält, z. B. von einem Elephanten. Ein solcher witterte z. B. aus, daß in der Umzäunung ein Vorrath von Hirse liegt. Der ungebetene Gast durchbrach die Umzäunung mit leichter Mühe und that sich gütlich. Als er sah, daß in der Hütte Feuer brannte, wurde er wüthend, riß dieselbe ein und trat eine schlafende Frau todt; der Mann entkam mit genauer Noth, indem er dem grimmigen Thiere zwischen den Beinen hindurch kroch.

* * *

Man bezeichnet eine Gruppe von Kafferhütten als Kraal; das Wort gehört weder der Sprache der Hottentoten noch der Kaffern an und ist wahrscheinlich verderbt aus dem spanischen corrál, was eigentlich einen offenen, mit Mauern, Brettern &c. umgebenen Platz bedeutet, eine Umzäunung, einen Pferch. Man bauet den Kraal am liebsten auf einer geneigten Fläche, damit das Wasser ablaufen könne, und in der Nähe eines Gebüsches oder Waldes, um Bauholz in der Nähe zu haben. Ringsum wird die Gegend gelichtet, damit man die Bewegungen eines herandringenden Feindes übersehen könne. Zunächst wird ein weiter Raum für das geliebte Vieh mit einem etwa sieben Fuß hohen, recht starken Zaun umfriedigt; die äußere Umzäunung, innerhalb welcher die Hütten stehen, wird im Süden, wo Holz in Menge vorhanden ist, aus diesem hergestellt, im Norden dagegen besteht sie nur aus rohen, über und neben einander gelegten Steinen. Man fällt Bäume und hauet den Stamm dort durch, wo etwa einen Fuß höher die ersten Zweige vorhanden sind; solche Stämme setzt man dann im Kreise dergestalt neben einander, daß die Enden der abgetrennten Aeste nach einwärts stehen und das Ganze mit den nach auswärts gerichteten Zweigen eine Art von Befestigungswerk bildet. Es kommen aber, wie unsere Illustration zeigt, auch Kraale vor, wo die Umpfählung sehr sauber und sorgfältig hergerichtet wird. Man rammt starke Pfosten ein und zwar in zwei, etwa drei Fuß von einander getrennten Reihen, die so gestellt sind, daß sie am obern Ende sich berühren und an einander befestigt sind. Solch ein Zaun hält fest und bildet oben mit seinen zugespitzten Enden einen spanischen Reiter, der für den barfüßigen Feind sehr lästig wird. Manchmal ist der Eingang, der Nachts allemal durch Pfähle geschlossen wird, so eng, daß nur eben eine Kuh hindurch kann. In der zweiten Umzäunung befinden sich gewöhnlich noch einige kleinere Abtheilungen für die größeren Kälber, denn die kleineren werden manchmal mit in die Hütten genommen, so lange die Eingänge nicht zu niedrig für sie werden. Die innere Umzäunung wird als Isibaya bezeichnet. Rundum stehen die Hütten, deren gewöhnlich zehn bis vierzehn einen Kraal bilden; die, welche dem Eingange zunächst stehen, werden von den Dienern bewohnt, dem Eingange gegenüber stehen die Hütten des Häuptlings. Jeder Stamm hat eine beträchtliche Anzahl von Kraals und manchmal werden einige Nachbardörfer von Angehörigen einer und derselben Familie bewohnt. Denn wenn zum Beispiel der Sohn eines Häuptlings sich eine Anzahl von Frauen angeschafft hat und eine Herde für sich besitzt, dann trifft es sich wohl, daß im Kraal des Vaters nicht so viel Raum vorhanden ist, daß der junge Mann jeder einzelnen Frau, wie sich doch gebührt, ihre eigene Hütte bauen kann. Er zieht also mit seiner Familie nach einer andern Stelle in der Nähe und bauet sich seinen eigenen Kraal, der dann wohl mit jenem des Vaters durch einen Zaungang in unmittelbarer Verbindung steht. Im Kraal ist für die unverheiratheten jungen Männer immer eine besondere Hütte vorhanden.

Manchmal hat der Kraal nur eine einfache Umzäunung, wo aber Holz in Menge zur Hand ist, noch eine zweite. Solch ein Kafferdorf stellt unsere Abbildung dar.

Die Kraale der Häuptlinge, sogenannten Könige, sind manchmal von großem Umfange. So enthält zum Beispiel

Eine Kafferhütte.

jener des Zulu Panda eine innere Umzäunung, die wenigstens eine halbe Wegstunde im Durchmesser hat. Sie ist seine Isibaya, und innerhalb derselben hat er einen Theil seiner Herden, die in kleineren Abzäunungen untergebracht sind, damit sie besser überwacht werden können. Der mittlere Raum wird als Exercier- und Paradeplatz benutzt; dort läßt der König seine Truppen aufziehen und manövriren; manchmal wird auch große Rathsversammlung abgehalten, weil Platz vollauf für das Volk vorhanden ist. Die Hütten für die Soldaten und deren Familien sind in vier-, ja auch in fünffachem Cirkel um des Königs Isibaya herum aufgebaut worden, und der Kraal bildet dann gewissermaßen einen Flecken oder eine Stadt, denn er hat mehrere Tausend Einwohner und nimmt sich, aus der Ferne gesehen, recht stattlich aus. Die Hütten des Königs befinden sich allemal an den höchst gelegenen Stellen, und jene, welche er selber bewohnt, sind von anderen umgeben, in welchen seine Frauen wohnen. Diese königliche Abtheilung ist mit hohen, sehr festen Zäunen umfriedigt und die Eingänge werden Tag und Nacht von Kriegern bewacht. Bei manchen Häuptlingen dürfen dieselben keinerlei Art von Kleidung tragen; gleichviel wie kalt das Wetter auch sei, ihren Dienst müssen sie splitternackt verrichten; nicht einmal den Karoß, welcher sie doch vor Wind und Regen einigermaßen schützen könnte, dürfen sie bei Nacht über die Schultern werfen.

Aber auch bei den Kaffern sind die jungen Damen schlau und es gelingt ihnen nicht selten, die Wachsamkeit der Schildwachen zu täuschen. Der Schotte Angas, welcher dem König Panda einen Besuch abstattete, schreibt: „In der vorigen Nacht schliefen wir im neuen Kriegerkraal Indabakaumbi, wohin der König kommen wollte, um uns zu empfangen. Die Inkosikani, d. h. die Königin des Kraals, schickte uns einen Topf voll dicker Milch und einen andern, welcher Hirse enthielt. Bald nachher erschien sie in eigener Person mit

Das Innere einer Kafferhütte.

zwei Kindern und bat, daß man denselben Glaskorallen schenken möchte. Die Kinder sahen ganz hübsch aus, sie waren über und über eingeölt und mit Strängen von blauen und scharlachrothen Perlen behängt. Die alte Dame ihrerseits war so außerordentlich wohlbeleibt, daß ihr das Gehen nicht leicht wurde und daß es ihr einige Mühe kostete, bis sie wieder nach oben hin gelangte, wo die Haremhütten standen. Von dort hatten sich vierzig bis funfzig junge Mädchen fortzuschleichen gewußt, und sie sahen dann zu, wie wir fortritten. Alle waren äußerst flink auf den Beinen, sie sprangen lustig von einem Steine auf den andern und waren gewiß weit früher wieder in ihren Hütten wie die schwerfällige Königin."

König Panda hatte gleichzeitig nicht weniger als dreizehn solcher großer Kriegerkraals, einen in jedem Bezirke, in welchem derselbe gleichsam die Hauptstadt, den Lagerplatz, bildete, und er war dabei, noch einen vierzehnten zu bauen. Er residirt bald in dem einen, bald in dem andern, und findet in jedem Alles, dessen er bedarf, weil alle ganz gleichmäßig gebaut und eingerichtet sind. Jeder solcher Kraale bildet das Standquartier für ein Regiment, außerdem besitzt aber der König noch manche Dörfer für friedliche Zwecke.

Die Hütten des Harems stehen mit dem Hauptgebäude durch Gänge und Pforten in Verbindung. Die letzteren werden bei Nacht fest zugemacht. Als Wächter für seine Schönen nimmt der Kafferdespot mißgestaltete Leute, welche für junge Frauen keinerlei Anziehungskraft haben können. Eunuchen hat er nicht, wohl aber wählt er Klumpfüßige aus, Triefäugige, Leute mit aufgetriebenem Bauche, überhaupt solche, die häßlich und widerwärtig sind.

Betrachten wir uns nun den Kaffer, wie er friedlich bei seiner Hütte lebt. Diese steht innerhalb der Isibaya. Wir sehen, wie das Vieh gemolken wird. Der Mann hält die Kuh fest, damit sie ruhig stehe, und er thut es vermittelst

eines Stabes, welcher derselben schon als Kalb durch die Nase gesteckt worden war. Man sieht, daß der Mann viel größer ist als das Thier, denn das Rindvieh des Kaffers ist klein und ein Ochs hat im Durchschnitt ein Gewicht von nicht mehr als vierhundert Pfund. Unter der Kuh sitzt der Mann, welcher sie melkt; er hat die eigenthümlich gestaltete Gelte, von welcher wir in der nächsten Nummer eine Abbildung bringen, zwischen den Beinen. Weiter rechts schüttet ein anderer Mann Milch in einen großen, dicht geflochtenen Aufbewahrungskorb und zwar so, daß dieselbe durch seine halbgeschlossene Hand läuft und bei der engen Oeffnung nichts verschüttet wird. Trichter und Röhren hat man nicht.

Vorn sehen wir eine Frau, welche eben aufs Feld gehen will, um dort zu arbeiten; sie hat auf der Schulter eine Hacke und auf dem Rücken ein Kind. Unsere Abbildung veranschaulicht die Höhe einer Hütte dadurch, daß ein junger

Häusliche Beschäftigungen der Kaffern.

Kaffer neben einer derselben steht, während ein verheiratheter Mann vor derselben sitzt, mit dem andern sich unterhält und seine Pfeife Taback raucht. In der Umzäunung der Isibaya sieht man oben drei Stäbe zum Aufhängen der Schilde; das Stück Haut, welches von der hohen Stange herabflattert und gleichsam eine Fahne bildet, zeigt an, daß der Häuptling des Kraals in demselben anwesend sei. Im Vordergrunde sieht man einige sogenannte Cap-Schafe mit hohen Beinen und dicken Fettschwänzen. Die beiden charakteristischen Bäume sind eine Euphorbie, welche innerhalb der Umzäunung steht, und außerhalb derselben eine Akazie. Diese letztere wird von den Holländern als **Kameeldorn** bezeichnet, weil die Giraffe ihre Blätter gern frißt und die Boers nun einmal dabei bleiben, dieses Thier Kameel zu nennen. Im Hintergrunde erheben sich Tafelberge, welche für Südafrika charakteristisch sind.

Die altgrönländische Religion und die religiösen Begriffe der heutigen Grönländer.

Von **J. Mestorf.**

V.

Der Einfluß des religiösen Glaubens auf das bürgerliche Leben.

Die Tradition und der in derselben niedergelegte Glaube war das einzige Band, welches die zerstreuten grönländischen Eskimo umschlang, gleichwie der Glaubenslehrer (Angakok) den Mittel- und Stützpunkt für kleinere Gemeinschaften bildete. Es ist uns kaum ein Volk bekannt, dessen religiöses Leben so lebendig in das bürgerliche eingriff, so sehr Richtschnur der geringfügigsten Handlungen und Gewohnheiten wurde, alle Familien- und Rechtsverhältnisse regelte. Das Eigenthum zerfiel nach grönländischem Recht in fünf Classen. Sie unterschieden 1) das persönliche Eigenthum. Es bestand in den Kleidern und einigen Geräthen und Werkzeugen, denen der Inua des Besitzers innewohnte, und die deshalb mit ihm ins Grab gelegt wurden; 2) den Familienbesitz. Dazu gehörte Alles, was den Familiengliedern zu gemeinschaftlichem Brauch diente, z. B. das Boot, das Wohnzelt, die Jagdbeute zur Sommerzeit; 3) das Eigenthum der Hausgenossen oder solche Dinge, welche von den in einem Hause beisammen wohnenden Familien benutzt wurden; 4) der Communebesitz, d. h. solche Gegenstände, welche den Einwohnern eines Winterdorfes zu gemeinsamem Brauch dienten, und die Jagdbeute während der Wintersaison, und endlich 5) das gemeinsame Anrecht an allen größeren Seethieren. Wir ersehen hieraus, daß die Grenzen für den persönlichen Besitz sehr eng gezogen und das Eigenthumsrecht auf communistischen Principien basirt war. Das Gesetz war jedoch für dortige Verhältnisse sehr weise, da nicht alle Gemeindemitglieder geschickt waren, auf die Jagd zu gehen, wohl aber auf andere Weise sich nützlich machen konnten und sonach ihren Antheil an den vorhandenen Lebensmitteln beanspruchen durften. Es folgt hieraus, daß Glück und Geschick auf der Jagd, persönliche Tüchtigkeit und Unerschrockenheit allein bürgerliches Ansehen begründeten, daß einem Genossen, welcher die beisammen Wohnenden am reichlichsten mit Speise versorgte — den Früchten seiner mühevollen mit Lebensgefahr verbundenen Jagdzüge —, auch die höchsten Ehren erwiesen wurden; ja, sein Verdienst wurde unsterblich, weil man nach seinem Tode noch seinen Schutz für Kinder und Kindeskinder beanspruchte.

Todtschlag wurde durch Blutrache geahndet; nur in solchen Fällen, wo nach einstimmigem Beschluß über einen Missethäter die Todesstrafe verhängt worden, galt sie als unstatthaft. Rechtsstreitigkeiten wurden durch die Angakut in einem Singewettstreit oder Trommeltanz geschlichtet.

Summiren wir jetzt die Elemente der in vorstehenden Blättern dargelegten Religionsbegriffe der grönländischen Eskimo, so läßt sich nicht leugnen, daß sie sich in manchen Punkten mit denen anderer nordamerikanischen Stämme berühren. Es ist ein in der Furcht, sagen wir in der Gespensterfurcht, wurzelnder Geisterglaube. Aus der Geisterschaar hat sich aber ein oberster großer Geist potenzirt, der als Herrscher der Welt, aber nicht als Schöpfer und Erhalter derselben gedacht wird. Trotz der großen Wichtigkeit der Amulete hat sich die grönländische Religion doch von dem rohen Fetischismus anderer Stämme längst emancipirt, und wir müssen einräumen, daß ihren Gesetzen wahrhaft humane und hochsittliche Principien zu Grunde liegen. Sie zielen darauf hin, den Mann in seinem schweren Berufe zu ermuthigen, dem Hülflosen und Schwachen aber allen Schutz angedeihen zu lassen, dessen er bedürftig ist. Der feste Glaube an den Schutz der Naturgeister und an die Kraft der Amulete flößten dem Manne inmitten der drohendsten Gefahren Muth und Zuversicht ein. Die Furcht vor der Rache gemordeter Kinder, vor den Kivigtut (Menschen, die wegen ihnen angethanen Unrechtes in die Einöde geflüchtet waren), vor der Rache der Seehunde, Renthiere und Vögel, denen schonungslos alle Jungen genommen waren, erzeugten größere Scheu vor unmoralischen und unklugen Handlungen, als gesetzliche Verbote und Strafen. War ein Kind geboren, so wurde ihm mittelst Serranek der Name eines angesehenen verstorbenen Anverwandten beigelegt, in dem Glauben, daß mit dem Namen die guten Eigenschaften des Pathen auf das Kind übergingen. Das Kind war verpflichtet, dem Namen Ehre zu machen und sich vor Unfällen zu hüten, welche den Tod des Pathen verursacht hatten. Außer diesem Ehrennamen, welcher nicht täglich genannt werden durfte, erhielt das Kind einen zweiten sogenannten Rufnamen. Die Erziehung der Kinder beschränkte sich auf die Unterweisung in solchen Dingen, welche zum Erwerb des Lebensunterhaltes für sich und die Ihrigen unentbehrlich waren; sonst ließ man ihnen ihren Willen, und hatte die Mutter ihre Tochter nicht zu Fleiß und Gehorsam erzogen, so lag es dem Manne ob, das Versäumte nachzuholen. In dem sittlichen Wandel der Unverheiratheten herrschte strenge Zucht. Die Ehe war ein Privatübereinkommen, doch scheint sie durch gewisse Ceremonien geweiht zu sein. Ueber die Begräbnißbräuche sprachen wir bereits. In einigen Districten wurde der Sterbende auf die Erde gelegt, damit er desto sicherer in die Unterwelt fahre. An der Ostküste versenkte man die Leiche aus demselben Grunde ins Meer.

Wie andernorts, so ist auch in Grönland die christliche Religion zum Deckmantel für politische Zwecke gebraucht worden, und wenn die grönländischen Eskimo mit mehr Schonung und Rücksicht behandelt wurden, als es sonst, wo die Europäer sich als Colonisten einführen, zu geschehen pflegt, so ist zu erwägen, daß die Bedürfnisse der letztgenannten mit denjenigen der Eingeborenen zusammenfielen, ja daß der Werth des Landes, die Existenz der Colonien von der Erwerbsfähigkeit der Eingeborenen abhängig ist.

Die Einführung des Christenthums mußte desto größern Einfluß auf ihre bürgerlichen Verhältnisse üben, als bei der Abschaffung ihrer eigenen alten Gesetze keine anderen zum Ersatz gegeben wurden, sondern die kirchliche und weltliche Gewalt in einer Hand lag. Jeder neuangekommene Missionär ergriff die ihm zweckmäßig scheinenden Maßregeln, ohne das Volk, welches er bevormundete, zu kennen, ohne von seinen Bedürfnissen, seiner Weltanschauung, seinen Gottes- und Rechtsbegriffen eine Ahnung zu haben. Nur in

einem Punkte waren Alle einig: sie verboten die Zusammenkünfte der Eingeborenen, jene harmlosen Feste, welche bei dem Fange eines Wals, bei der Wiederkehr der Sonne und anderen frohen Ereignissen mit Sang und Tanz gefeiert wurden und die den Männern Gelegenheit gaben, ihre Körperstärke und Gewandtheit, von welcher sonst nur Eisbären und Seehunde Kenntniß hatten, auch von ihren Genossen und namentlich auch von den Frauen bewundern zu lassen. Ferner wurde das persönliche Eigenthum gesondert und gesichert, und hierin meinten die Missionäre einen starken Hebel an die Erwerbsfähigkeit des Grönländers gelegt zu haben. Sie irrten sich, denn ein Jagdvolk erwirbt nur, was es braucht, legt sich nicht darauf, Reichthümer zu sammeln, am wenigsten da, wo ein Fremder sich das ihm allein zustehende Verfügungsrecht anmaßt und ihm einredet, daß, wenn nach heidnischen Begriffen zwei Kajake auf das persönliche Eigenthum kommen, die christlichen ihm gebieten, einen davon einem ärmern Bruder zu geben. Der einzige scheinbare Vortheil, den der Grönländer aus der Anwesenheit der Europäer zieht, besteht darin, daß er für den Erlös seiner Jagdbeute sich Genußmittel verschaffen kann, die er früher nicht kannte. Allein diese reichen nur für einige Tage und machen ihn ärmer als zuvor. Anstatt die Seehundsfelle für die Anfertigung der Kleider, Wohnzelte und Boote zu sparen, vertauscht die Frau sie für Perlen und sonstigen Flitter, für Kaffee und Zucker, der Mann für Taback, und kommt die Zeit, wo sie der verkauften Waare benöthigt sind, dann leiden sie Mangel und Noth.

Hat das Christenthum das Ausschreiten wilder Leidenschaften bezähmt, so hat es dieselben nicht in bessere Geleise zu führen gesucht. Das stolze Selbstbewußtsein des Volkes ist gelähmt, seitdem man ihm die Kluft zeigte, die zwischen dem Europäer und dem Eskimo gähnt — ein unchristlich Verfahren, dessen nicht bloß die Missionäre, sondern alle Colonisten sich beflissen haben. Zur Ehre gereicht den Grönländern, daß kein weltliches Strafgericht an die Stelle ihres Gerichtsverfahrens zu treten brauchte. Niemals hat sich einer von ihnen an fremdem Eigenthum vergriffen, und geschah es trotzdem, daß man sie des Diebstahls beschuldigte, so war es in solchen Fällen, wo sie sich Sachen zum Gebrauch aneigneten, welche nach ihren Rechtsbegriffen nicht in die Classe des persönlichen, sondern des gemeinschaftlichen Besitzes gehörten.

Ein Mißgriff der Missionäre war auch die Weigerung, auf grönländische Namen zu taufen. Die Kinder erhielten in Folge dessen drei Namen: den Ehrennamen, den Taufnamen (der nur im Taufregister figurirte) und den sogenannten Rufnamen. Im Laufe der Zeit hat man sich die Christennamen mundgerecht gemacht, Alfred z. B. lautet von Grönländerlippen Faffare, Leopoldus: Pustuse. Auch die Kindererziehung, die Ehrfurcht vor den Eltern ist durch die Einmischung der Geistlichen in die häuslichen Angelegenheiten eine schlechtere geworden.

Achtunggebietend ist die Ruhe, mit welcher der Grönländer dem Tode ins Auge sieht. Geräth er mit anderen Jagdgenossen in Lebensgefahr, so bieten sie die äußerste Kraft auf, um sich selbander zu retten. Fühlt ihrer einer sich so erschöpft, daß sein langsames Fortschreiten die Rettung der Uebrigen erschwert und in Zweifel stellt, so bittet er sie, ihn seinem Schicksal zu überlassen, trägt ihnen Grüße auf an Frau und Kinder und sieht sie mit Ruhe scheiden. Auf einer Eisscholle oder im sinkenden Kajak sitzend, empfiehlt er sich der Gunst aller guten Geister und wartet gelassen, daß die Kälte oder der Wogenschwall seinem Dasein ein Ende mache. Stirbt er daheim auf seiner Pritsche, einem Lager, vor dem der ärmste Europäer zurückschrecken würde, so hört man auch da keine Klage von seinen Lippen. Gern hat er es, wenn man in seiner Nähe ein geistliches Lied anhebt, und wie seine Väter mit brechendem Auge dem Liede des Angakok von den Freuden bei Tornasuk lauschten,

Wo in den stillen
Klaren Gewässern
Seehunde Massen
Warten des raschen
Kajakmannes,

so entschläft der christliche Grönländer in der Hoffnung, daß Gottes Engel ihn hinauftragen werden in den lichten Oberhimmel, das Land der Seligen.

In der peruanischen Küsten-Cordillere.

II.

Fünf Minuten später hielten wir vor dem „Hotel" in Pachia. — Wahrlich, selbst der Reisende, welcher die elenden Gasthäuser im Innern Spaniens kennt, wird noch mit zu hohen Ansprüchen hierher kommen. Eine kunstlose Lehmhütte, wie die übrigen, enthält dieses „Hotel" nichts als einen alten Tisch, mit Sackleinen überzogene breite Erdbänke, welche zum Schlafen dienen, und eine selbst nach peruanischen Begriffen ungeheure Anzahl Flöhe. Doch ist die Bewirthung nicht so schlecht und theuer; man erhält das Landesgericht, die Chupe, Butter, Eier und Hammelscarbonade sogar in vorzüglicher Qualität.

Neben dem „Hotel" wohnt Don Julian Fernandez, ein geborener Argentiner, der von dem Ertrage einer kleinen Pulperia (Krämerei und Schänke) lebt und in Pachia unter den Eingeborenen, wie in Tacna unter den Fremden gleich bekannt und beliebt ist. Don Julian ist eine öffentliche Person: er nützt dem Dorfe mehr als der Friedensrichter und der Pfarrer, indem er den Arzt und Rathgeber unentgeltlich macht, während der Fremde sicher ist, von ihm Auskunft und selbst thätige Hülfe zu erlangen. Sein Aeußeres macht nicht den günstigsten Eindruck; wer ihn mit seinem rothen Gesichte, das Haupt mit einer abgetragenen Hausmütze bedeckt, hinter dem Ladentische stehen sieht, wird über die zierliche, den Südländern eigene Ausdrucksweise, über seine Höflichkeit und sein liebenswürdiges Entgegenkommen staunen.

Auf dem Wege hatten Otto und ich gegenseitig den Wunsch geäußert, endlich einmal die Berge in der Nähe kennen zu lernen, und bald war unser Entschluß dahin gefaßt, anstatt in Pachia zu bleiben, in die Cordillere bis zum Ingenio de Palca zu gehen, einem Etablissement im Gebirge, welches die per Llama von Bolivien kommenden Güter auf Maulthieren nach Tacna und eben so die zu Maulthier von Tacna kommenden zu Llama nach Bolivien weiter spedirt. — Das Llama befindet sich nur in einer gewissen Höhe wohl; schon

in dem 1800 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Tacna ist die Luft zu dicht für das Thier, und wenn ein Indianer mit seiner Herde aus den Bergen herunterzukommen riskirt, sterben ihm fast immer einige Thiere. Dieser Umstand hat die Speditionsgeschäfte, welche in der Höhe von 6000 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, ins Leben gerufen.

Während man im Hotel das dort bestellte Frühstück bereitete, verhandelten wir mit Don Julian die Frage wegen eines zu beschaffenden Maulthieres. Mein Pferd, ein einst edles, aber abgejagtes Thier, war zu schwach auf den Füßen, um die steilen, ungeebneten Bergpfade zu ersteigen, und so hing die Ausführung unseres Planes von der Erlangung eines guten Maulthieres ab. Don Julian ließ die disponibeln Mulas bei uns vorbeidefiliren. Die eine war zu wild, die andere würde der Besitzer nicht hergeben, die dritte ein prächtiges Thier, aber leider auf der Reise nach dem Innern. „Aber der Macho von Villanueva, ein junges, frommes Thier!“ besann er sich plötzlich, und ich, der ich nie ein Maulthier, wohl aber dessen Nücken kannte, die vorzüglich einem Neuling gefährlich sind, hörte nicht sobald das Wort „fromm“, als ich Don Julian bat, danach zu schicken. — Der Bote kam bald mit der Antwort zurück, daß der Besitzer gewillt sei, es mir zu leihen, und die Forderung von 3 Dollars dafür mußte bei dem Umstande, daß sich kaum ein anderes disponibeles Thier im Dorfe befand, als sehr billig erscheinen.

Mittlerweile war unser Frühstück fertig geworden, welches ganz reichhaltig ausfiel. Chupe (Hammelfleischsuppe mit Gemüse und Kräutern), Beefsteak von dem mitgebrachten Fleisch, Hammelcotelettes und ein vortrefflicher Eierkuchen machten unser Mahl aus, welches Don Julian mit uns theilte. Wir schlürften dann den mir so unentbehrlichen Kaffee, in meiner Kaffeemaschine aus der herrlichen Yungasbohne bereitet, steckten eine Cigarrette an und brachen auf. Don Otto ritt voraus nach dem Hause, wo mein Maulthier gesattelt stand, und ich folgte ihm, schwang mich in den Sattel und wir trabten lustig durch den von der Mittagssonne durchglühten Sand den Bergen zu. Zu unserer Linken lag die Schlucht von Calientes, deren grüne die Hügelwände bekleidende Alfalfafelder zu uns herüberleuchteten; hinter uns die weite Pampa, durch die sich ein grüner Streif wie eine langgestreckte Insel zog, den Lauf des Tacnaflusses bezeichnend. Rechts und links die Hügelketten, welche sich aus der Cordillere abzweigen, deren ebene Linien neptunisches Wirken bei ihrer Bildung verriethen. Von dem Gebirge, dessen meilenweit hinter einander liegenden Kuppen uns von Tacna aus in der dünnen Luft jener Breiten nur wie mächtige Stufen der gewaltigen Bergmauer, die sich in den Schneespitzen gipfelt, erschienen waren, sahen wir nur die vor uns aufsteigende Reihe Höhen, während die von ihr ausspringenden Hügelketten uns seitlich den Blick abschnitten, so daß wir hier wie in einer breiten, öden Sackgasse dahinritten.

Selbst in der Einsamkeit des Meeres, wenn ich am Cap Horn die weite Wasserrunde von rastlos dahinrollenden riesigen Wellenbergen gefüllt sah, über die unser nur ein Sturmsegel führendes Schiff dahintrieb, habe ich nicht so stark den Eindruck des Oede-Erhabenen gefühlt, wie in dieser Berglandschaft, vor und zwischen den erstarrten Erdwogen, die in unheimlicher Stille vor mir standen. Stärker wie je empfand ich den Eindruck des Furchtbar-Schönen und kämpfte mit dem Zweifel, ob das unerbittliche, ungeheure Walten roher Naturkräfte, welche noch heute — eine schwache Anspielung auf eine Wiederholung der Revolutionen, die unsern Planeten zu wiederholten Malen heimsuchten — hier die Erde erschütterten und im August des Jahres noch unsere blühende Hafenstadt Arica zerstört, — ob dieses erbarmungslose Walten roher Naturkräfte mit der Regierung eines allgütigen Herrschers vereinbar ist. Auch diese Gegend war ein Stück vom Reiche des Dämonischen, nicht von dem der Hölle, sondern dem des Todes.

Die Vegetation ist es, welche einer Landschaft ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, und es wird mir schwer, eine Landschaft zu schildern, deren Charakter das „Nichts“ ist, welche der Vegetation entbehrt. Wir reiten in eine glühende, schweigende Wüste hinein. Dort, wo die Schlucht, welche in die Berge führt, sich öffnet, stehen die braun-grauen Erdmauern eines einzelnen Hauses und ein Feigenbaum mit verdorrten Blättern, von einem runden Wall aus Erde ebenfalls umzogen. Jetzt umschließen uns zu beiden Seiten die kahlen, breiten, mit Geröll bedeckten Bergrücken, an denen der Pfad sich hinschlängelt. Bis zum Tacora, dem Schneegipfel, welcher an dem Wege nach Bolivien liegt, findet man kaum steile Abgründe, selten liegt der Grund der Schlucht in mehr wie 60 Fuß Tiefe unter uns. Alles ist öde, heiß und still: kein Insect, keine Pflanze, kein Vogel zeigt sich; kein Lüftchen kühlt die brennenden Sonnenstrahlen. Jetzt geht der Weg bergauf, hier bergab; was man auf der einen Seite erstiegen hat, scheint man auf der andern wieder abzusteigen. Bald haben wir einen Berg umgangen, die Aussicht nach Westen auf das Thal von Tacna ist uns abgeschnitten, während vor uns ein anderer steht, dem wir zustreben. Wie ist es so still, so unheimlich ruhig hier! Sind diese Berge, die uns rings umschließen, wirklich riesige Grabmäler von Cyklopen, welche, gegen den Himmel stürmend, vom Blitze Jupiter's getroffen wurden und nun hier liegen?

Bald auf dem Grunde der Schlucht, bald auf einem Pfade, der in den Rücken des Berges hineingeschnitten ist, reitend, hoffen wir nach Umgehung des breiten Bergrückens, der bei der Krümmung des Weges die Aussicht absperrt und uns in eine Sackgasse zu schließen scheint, in ein freieres Terrain zu kommen, aber vergebens! Der Hintergrund wird zur Coulisse. Die Bergwand, welche uns zur Seite lief, schließt uns jetzt von hinten ein, während sich vorn bei neuer Krümmung des Weges ein anderer wuchtiger Riegel zeigt. Diese sich so gleichbleibende Scenerie ohne allen Wechsel der Staffage läßt uns in der Täuschung, daß, während wir uns vorwärts bewegen, unsere Umgebung mit uns fortgleite. Bis zu einem gewissen Punkte bleibt der Charakter des Weges fast immer derselbe. So eintönig wie er hier ist, wie schön muß er da sein, wo ihn die reiche Staffage einer tropischen Flora und Fauna belebt! Wie prächtig in der Montaña des nördlichen Peru oder in der gesegneten Provinz Caravaya, wo eine üppige tropische Vegetation diese Berge geschmückt, wo schlanke Chinarindenbäume, Kaffee- und Cocafelder an den Hängen aufsteigen und majestätische Palmen hoch oben ihre Fächerzweige im tiefblauen Aether wiegen; das belebende Element des Wassers, das alle diese Herrlichkeit allein hervorgebracht, von steilen Felsenhängen in rauschenden Silbercascaden herunterstürzt, und das Kreischen eines auffliegenden bunten Papageienschwarmes und langgeschwänzter Halbaffen diesem Bilde Leben verleiht!

Doch hier in der Oede der Tacna-Cordillere erfreut es uns schon, den höchsten Grad derselben durch die Cactuspflanzen gemildert zu sehen, welche erscheinen, ehe noch ein Tropfen Wasser sich zeigt: an den Hängen der Berge aufsteigend und auf den Gipfeln unbeweglich und starr ragend. Unter den plumpen Gebilden dieser Pflanzengattung ist die Art, wodurch sich dieselbe hier zum größten Theile repräsentirt, wohl die schönste. Während im Laplatagebiete und vorzüglich im Umkreise der Stadt Montevideo jene pfeilblätterige in einen hornigen Stachel auslaufende Pflanze vorherrscht, aus deren Mitte ein kerzengerader Stamm emporschießt, oben

mit horizontal abstehenden bewimperten Zweigen versehenen, trifft man hier fast nur die Candelaber-Cactus, jene wie ein Armleuchter oder eine Orgelpfeife gestaltete Cactee, die mit ihren cannelirten cylindrischen Blättern, in ihren schlanken, regelmäßigen Umrissen sogar einen recht ästhetischen Eindruck macht.

Jetzt macht sich am Grunde der Schlucht auch schon hier und da eine kärgliche Vegetation bemerkbar, von einer schmalen Rinne erd- und metallhaltigen Quellwassers hervorgerufen. Nicht lange dauert es, und zu den graugrünen Gräsern gesellen sich Sträucher und verkrüppelte Bäume; ein harzreiches Kraut, die Tola, zeigt sich, in dieser holzarmen Gegend neben verdorrten, holzigen Cactus ein willkommenes Brennmaterial.

Aber wie fröhlich lacht nicht den Reisenden zwischen diesen matten Farben das frische Grün des ersten Alfalfafeldes (Alfalfa, perennirender Luzerneklee) an, welches ihm zeigt, daß hier ein einsamer Indianer wohnt, der mit diesem dem kargen Boden abgewonnenen Futter ein paar Hämmel nährt und aus den krüppeligen Bäumen Holzkohle brennt, die er nach Tacua zum Verkaufe trägt. Seine kleine, aus unbehauenen, mit Erdmörtel zusammengefügten Steinen erbaute und mit dem braunen Riedgrase, wovon sich das Lama nährt, gedeckte Hütte sticht kaum in ihrer Farbe von der des Erdbodens ab, und liegt so im Gebüsche versteckt, daß man sie ganz übersieht. Er tritt nicht heraus und bietet dem Vorüberreitenden einen Gruß, er vermeidet vielmehr lieber die Berührung mit einem Weißen, und wenn er Dich von fern hat kommen sehen, wird er Dir aus dem Wege gehen. Mehr wie seine Apathie mag seine Furcht, sein Mißtrauen daran Schuld sein. Der Indianer steht auf einer ungleich höhern Stufe, wie der Neger, er ist von Haus aus ein freies „Naturkind“ wie dieser, aber mit weit größerer Intelligenz. Ich halte dafür, daß der göttliche Schmutz, in dem er sich wohlbefindet und welcher uns Europäern so abstoßend erscheint, ihm wie allen „Naturkindern“ eigenthümlich ist, daß aber sein Nationalcharakter, wie er sich heute zeigt, das Werk langer, grausamer Unterdrückung ist. Wie entartet zeigt sich nicht das heutige Volk der Griechen seinen Ahnherren gegenüber, wie hat sich jede Nationaltugend jener in ein Nationallaster verwandelt! Der Schönheitssinn in Bestialität, ἀρετή in feiges Räuberthum. So beim Indianer. Seine verschlagene Schweigsamkeit und Unterwürfigkeit ist sicher die Kehrseite einer zu großen Offenheit, welche er einst den fremden Eroberern entgegenbrachte und für die er mehr als ein Jahrhundert lang schwer büßen mußte.

So begleitete uns auf unserm Wege diese kärgliche Vegetation unten, unser Pfad selber und die uns umschließenden Berge aber bleiben kahl. Im Anfange ging mir die Pfeife nicht aus; aber als wir auf- und niederstiegen, eine Stunde nach der andern verstrich und der Weg kein Ende nehmen wollte, stellte sich nach und nach die Ermüdung ein. Von fern hörten wir Glöckchen läuten, welche uns das Nahen einer Maulthierherde anzeigten. Der Klang der Glocke des Leitthieres, der Madrina, tönte bald näher, bald ferner zu uns herüber, vom Echo verzehnfacht. Dann begegnete uns die von Bolivien zurückkehrende Recua (Maulthierherde), geleitet von ihren Arrieros (Besitzer und Führer der den Gütertransport beschaffenden Maulthierherden) mit den antreibenden Rufen Macho! Mula! Wir erkundigten uns bei diesen Frachtfuhrleuten des Gebirges, wie weit wir noch von unserm Endziele entfernt seien, und uns ward die wenig tröstliche Auskunft: sechs Leguas, zu Theil.

Nachdem wir eine gute halbe Stunde weiter geritten waren, begegneten wir einer zweiten Recua, an deren Führer wir dieselbe Frage richteten und dieselbe Antwort von ihnen empfingen. Und so erging es uns nach einer weitern halben Stunde Rittes, als wir einen des Weges daher kommenden Indianer fragten. „Sechs Leguas, mehr oder weniger,“ hieß es wieder, und die sich ewig gleichbleibende Auskunft überzeugte uns, daß diese Gebirgswege wohl nie anders als nach dem Gange des schnellsten und langsamsten Maulthieres gemessen seien.

Es kamen jetzt Stellen, wo die Vegetation im Thalgrunde sich etwas reicher und hier und da von in bunten Bayeta (grobwollenen) -Kleidern prangenden braunen Schönheiten belebt zeigte. An den Hängen der Berge wandelten in gemessenen Schritten langwollige Lamas, die das hier noch spärlich aufschießende Riedgras abweideten; dann und wann sah man oben auf einem weniger hohen Bergrücken ein einzelnes Thier unbeweglich stehen und sich gegen den Hintergrund des tiefblauen Himmels so scharf abzeichnen, wie die versteinerten dunkeln Cacteen, welche, auf diesen Höhen vereinzelt stehend, ihre Arme in die Höhe reckten.

Jetzt ging unser Weg bergunter; wir gelangten in einen engen Hohlweg, wo das Bett eines schmalen Flüßchens, dessen Wasser den Boden kaum einen Zoll hoch bedeckten, die Straße bildete. Schwarze, nicht allzu hohe Felsen umschlossen uns, an den Wänden schossen die geraden Candelaber-Cactus auf und ringelten sich andere wie unförmlich-wulstig gestaltete Schlangen hin. Hier und da lagen große Steinblöcke, die sich wahrscheinlich bei den heftigen Erschütterungen des Erdbebens vom 13. August gelöst hatten und herabgefallen waren. Doch, wenn diese Partie auch grotesk genug war, sie bot durchaus nichts Gefährliches, und nur der Gedanke, daß eine solche schreckliche Naturerscheinung mir in diesem Augenblicke einen dieser respectabeln Blöcke auf den Kopf werfen könnte, trieb mich an, diese Umgebung bald zu verlassen.

In einer gewissen Höhe pflegt die Gebirgsreisenden (ausgenommen die Arrieros, welche Jahr aus Jahr ein durchs Gebirge reisen und an den Luftwechsel gewöhnt sind, wie der Seemann an sein schwankendes Schiff) der Soroche zu befallen; ein Uebel, welches, einem hohen Grade von Seekrankheit ähnlich, mit heftigen Kopfschmerzen und totaler Zerschlagenheit verbunden ist. Als Reaction folgt ihm wie der Seekrankheit ein Gefühl der Frische und des Wohlseins und ein Appetit, den die reine, dünne Gebirgsluft noch stärker schärft, wie die feuchte Seeluft.

Ich dachte dem Soroche vorzubeugen, indem ich dann und wann einen Schluck Cognac nahm, nicht ahnend, daß dies das beste Mittel sei, sich die Krankheit im höchsten Grade zuzuziehen. Viele versehen sich mit Knoblauch, den sie kauen und in die Achselhöhlen und Ohren legen. Andere rühmen die Coca als Gegenmittel, und da dies Blatt höchst tonisch wirkt, so glaube ich gern an seine Wirksamkeit, denn es leidet keinen Zweifel, daß der Magen bei diesem Uebel die Hauptrolle spielt. Sein Ursprung wird sehr verschieden angegeben. Während Einigen die dünnere Luft als eine genügende Erklärung scheint, schreiben manche Reisende, und wohl nicht mit Unrecht, es der Wirkung von Antimondämpfen zu, welche die Sonnenhitze des Tages aus an der Oberfläche der Berge sich hinziehenden Gängen dieses Metalls verflüchtigt.

Schon neigte sich der Tag zu Ende, als wir müden Reiter auf unseren noch müderen Thieren vor einer steilen Cuesta standen, an welcher der Pfad sich aufwärts schlängelte. Jeden Augenblick standen unsere Mulas, welche schon vom Soroche zu leiden schienen, still, um auf dem beschwerlichen Pfade auszuruhen. Oben angelangt, sahen wir in ein enges Thal nieder, dessen frischgrüne Alfalfafelder an den breiten Rücken mächtiger Berge hinaufstiegen. Wir hielten es für das Ziel unserer Reise, aber wieder gefehlt; was wir

für den Ingenio ansahen, war die halbzerstörte Kirche des Ortes Palca, welche bei der Katastrophe vom August des Jahres zum Theil zusammenfiel.

Der Sonnenuntergang war bei der reinen Luft prächtig. Die dunkeln Bergkolosse im Westen umglühte der Himmel wie eine Glorie. Es war nicht das farbenprächtige Bild, welches das Gebirge von der Ebene aus bietet, wo seine Massen in bunten transparenten Farben prangen, über denen die Schneegipfel wie goldene Kronen aus dem dunkler werdenden östlichen Himmel strahlen — nein, sondern auf allen Seiten von ein paar riesigen Kegeln umschlossen, ritten wir unten in einem rosig gefärbten Schatten dahin, während die Berghäupter hoch über uns in östlicher Richtung in einem sanften Feuer loderten, im Westen als dunkele Massen in den hellen Hintergrund hineinragten. Die Schneegipfel erblickten wir erst wieder, als wir in die Ebene zurückgekehrt waren.

Wissenschaftliche Ergebnisse der Luftballonfahrten.

r. d. Noch niemals ist der Luftballon in so ausgedehnter Weise benutzt worden, wie während der Belagerung von Paris, wo er vier Monate lang das einzige Mittel der Belagerten war, mit der Außenwelt zu verkehren. Es traf sich glücklich für die Pariser, daß in ihren Mauern gerade jene Männer weilten, die in den letzten Jahren die Ausbildung der Luftschifferei sich zur Aufgabe gesetzt hatten, ein Nadar, W. de Fonvielle, Gaston Tissandier, Flammarion und Andere. Sie Alle haben durch zahlreiche Versuche das Ihrige dazu beigetragen gehabt, den Ballon und dessen Lenkung zu vervollkommnen; indessen waren die erzielten Resultate in dieser Beziehung nur geringe. Wohl liegt das Steigen und Fallen des Ballons in der Hand des Luftschiffers, je nachdem er seinen Sandballast über Bord wirft oder das Gas durch ein Ventil aus dem Ballon entweichen läßt, aber mit der eigentlichen Lenkung des Ballons, mit der Fortbewegung desselben in horizontaler Richtung ist man auch heute noch nicht weiter als vor 90 Jahren, zur Zeit als die Gebrüder Montgolfier den ersten Ballon steigen ließen oder Pilatre de Roziere als der erste Mensch sich in die Lüfte erhob. Indessen bei den zahlreichen Luftfahrten der Franzosen ist die Wissenschaft nicht leer ausgegangen, und in einem prächtig ausgestatteten Werke (Voyages aériennes. Paris. Hachette u. Comp. 1870) haben die obengenannten Aeronauten es noch kurz vor Ausbruch des Krieges versucht, dem größern Publicum „im Vaterlande des Luftballons" Geschmack an der Sache einzuflößen.

Weit gründlicher als in Frankreich, wo immerhin ein Gay-Lussac den Ballon schon zu meteorologischen Beobachtungen gebrauchte, ist man neuerdings in England vorgegangen. Namentlich war es hier der Director der magnetischen und meteorologischen Abtheilung der Sternwarte zu Greenwich, J. Glaisher, welcher den Luftballon zum Studium der Atmosphäre unseres Planeten benutzte. Glaisher ist höher in die Luft gestiegen, als irgend ein Mensch vor ihm. Ehe wir die wissenschaftlichen Ergebnisse aus den zahlreichen Luftreisen Glaisher's mittheilen, wollen wir dem Leser einen kurzen Bericht der interessanten Ascension dieses englischen Gelehrten geben, die ihn bis zu der Höhe von 11,000 Meter in die Lüfte führte, also bis zu einer Höhe, die unsere höchsten Berggipfel im Himalaya noch weit hinter sich zurückließ und fast doppelt so viel als die von Humboldt am Chimborasso erreichte Höhe betrug.

Glaisher verließ bei einer Temperatur von + 15° C. am 5. September 1862 Mittags 1 Uhr Wolverhampton. Der Ballon stieg schnell; nach zehn Minuten schon hatte er eine Höhe von 1609 Meter erreicht — er stieg also 160 Meter oder 492 Pariser Fuß in der Minute, und befand sich in einer sehr dichten Wolke, in welcher eine Temperatur von + 5° C. herrschte. Zehn Minuten der verticalen Erhebung hatten also genügt um eine Temperaturverminderung von eben so vielen Centigraden herbeizuführen. Die Wolke war so dicht, daß die Luftschiffer in völlige Finsterniß eingehüllt waren. Allmälig lichtete sich die Finsterniß, die Wolke lag unter den Luftschiffern und über ihnen strahlte wieder heller Sonnenschein. Das Firmament zeigte die reinste azurblaue Farbe ohne den geringsten Flecken —, unten aber erhob sich ein von der Sonne bestrahltes Wolkengebirge von den mannichfaltigsten Formen, aus dem hohe Wolkenberge hervorstanden, die wie Alpengipfel mit Schneekronen erschienen. Glaisher versuchte diese Wolkenlandschaft mit einem photographischen Apparate aufzunehmen, allein der Ballon stieg zu rasch, als daß dieser Versuch hätte glücken können. — Um 1 Uhr 21 Minuten hatte man eine Höhe von 3218 Meter erreicht. Die Temperatur zeigte Null Grad, und die Luftschiffer versahen sich mit wärmerer Kleidung. Um 1 Uhr 28 Minuten war man zu 4800 Meter, ungefähr der Montblanchöhe, gelangt. Die Temperatur sank regelmäßig, und ein Eisüberzug begann sich auf den Stricken des Ballons abzusetzen. Um 1 Uhr 39 Minuten hatte man 6437 Meter, Chimborassohöhe, erreicht; die Temperatur betrug — 13° C. Um noch höher zu gelangen, warf man Sand aus, und zehn Minuten später schwebte bei einer Temperatur von — 19° C. der Ballon in der Höhe des Dawalagiri. Dreiviertel Stunden vorher aber war man bei einer angenehmen Herbsttemperatur noch auf Altenglands Boden umhergeschritten. Jetzt nahte aber die Katastrophe. In einer Höhe von 8000 Meter machten sich die Eindrücke der verdünnten Luft auf Glaisher und seinen Gefährten Coxwell bemerkbar. Er konnte die Quecksilbersäule des Barometers, die Zeiger der Uhr und die Grade am Thermometer nicht mehr gehörig unterscheiden, und nur eine mit der äußersten Anstrengung von Beiden abgelesene Barometerbeobachtung constatirt, daß der Ballon die ungeheure Höhe von 11,000 Meter oder 36,632 Pariser Fuß erreichte. (Höhe des Gaurisankar 8840 Meter = 27,213 Pariser Fuß.) Hier verließen Glaisher seine Kräfte; er verlor die Gewalt über seine Glieder und sank im Schiffchen des Ballons zusammen; aber sein Gehirn blieb in voller Thätigkeit. Sprechen konnte er nicht. Auch die Sehnerven schienen ihre Thätigkeit eingestellt zu haben, denn für einen Augenblick umhüllte Finsterniß den kühnen Luftschiffer, der glaubte, ein Schlag habe ihn getroffen. Coxwell gelang es unterdessen durch Oeffnen des Ventils den Ballon zum Sinken zu bringen. In einer Höhe von 7000 Meter, wo eine Temperatur von — 19° C. herrschte, wurden die ersten Beobachtungen wieder angestellt. Bei 3000 Meter hatte man den Nullpunkt der Temperatur erreicht. Als man bei Coldweston in der Nähe Ludlows wieder den Boden betrat, herrschte eine Temperatur von + 13° C. Das Minimalthermometer aber

ergab, daß die niedrigste Temperatur, in welcher sich der Ballon befunden, — 24,4° C. war. Die ganze Temperaturdifferenz zwischen der Erde beim Aufsteigen und der niedrigsten erreichten Temperatur betrug also etwa 40° C.

Betrachten wir nun die allgemeinen Ergebnisse aus Glaisher's Luftfahrten. Es ist ihm zunächst gelungen zu zeigen, daß die Temperaturabnahme in den hohen Luftschichten keineswegs eine regelmäßige ist. Es geht daraus hervor, daß man die theoretische Annahme, wonach auf je dreihundert englische Fuß Erhebung eine Temperaturerniedrigung von 1 Grad zu rechnen wäre, gänzlich aufgeben muß; eine solche ideale Regelmäßigkeit, auf welche man sich stützte, um die Temperatur des planetarischen Luftraumes zu bestimmen, existirt nicht. Es haben sich außerordentlich große Verschiedenheiten gefunden, und selbst bei klarem Himmel, welcher zur Erlangung eines Durchschnittswerthes am günstigsten ist, schwanken die Zahlen im Verhältniß von 1 bis 6 Grad.

Während in der Nähe der Erdoberfläche zuweilen eine Erhebung von nur 100 Fuß englisch genügt, um ein Fallen des Thermometers um 1° F. zu bewirken, ist in einer Höhe von 5000 Meter und darüber eine Erhebung von mindestens 300 Metern zur Erlangung des gleichen Resultats erforderlich. Die in der Erdnähe angestellten Versuche sind zahlreich genug, um danach die bei klarem Himmel gemachten ganz entschieden von den bei nebeligem Wetter angestellten trennen zu können. Die Zahlenangaben sind so interessant, daß wir sie in nachstehender Tabelle (Nr. 1) anschaulich machen, welche die Temperaturabnahmen in beiden vorerwähnten Fällen darstellt. Man sieht, daß die den heitern Himmel darstellende krumme Linie die bei Weitem regelmäßigere ist. Wie man sieht, zeigt die Curve der Temperaturzunahme bei klarem Wetter in einer Höhe von 8000 Metern erst — 16° C. Es ist also von dieser Temperatur noch sehr weit bis zu den — 60° C., welche nach Arago die Temperatur des unendlichen Raumes ausmachen.

Tabelle 1.

Anwachsen der Lufttemperatur.

Engl. Fuß.
Grade Fahrenheit.
0 2 4 6 8 10 12 14 16 18 20 22 24 26 28 30 32 34 36 38 40 42 44 46 48 50 52 54 56 58 60 62
Meter.
30,000 28,000 26,000 24,000 22,000 20,000 18,000 16,000 14,000 12,000 10,000 8000 6000 4000 2000 0
8000 7500 7000 6500 6000 5500 5000 4500 4000 3500 3000 2500 2000 1500 1000 500 0
16 14 12 10 8 6 4 +2 0 —2 4 6 8 10 12 14 16
Grade Celsius.
Thermometrische Curve bei bedecktem Himmel.
Thermometrische Curve bei klarem Himmel.

Die vorstehenden Resultate ergeben sich aus der Zusammenstellung der während der verschiedenen Tagesstunden angestellten Beobachtungen. Bei der Berechnung hat Glaisher die zur Nachtzeit gemachten Versuche nicht mit in Betracht gezogen, weil da besondere Gesetze herrschen müssen. Aber auch am Tage scheinen von den vorstehenden Gesetzen Ausnahmen stattzufinden, wie aus einigen Beispielen leicht abzunehmen sein wird. Glaisher berichtet: „Während meiner Auffteigung vom 12. Januar 1864 traf ich, zum ersten Male in meiner Erfahrung und ganz unerwarteter Weise, einen Strom warmer Luft von fast 2000 Fuß Mächtigkeit, welcher aus Südwest, d. h. aus der Richtung des Golfstromes, herkam. Im Innern dieses Stromes war die Luft feucht, an der obern und untern Grenze dagegen sehr trocken. Feine, gekörnte Schneekrystalle fielen beim Durchgange durch den warmen Luftstrom. Das Begegnen dieses südwestlichen Stromes erscheint mir von höchster Wichtigkeit, weil es die Thatsache zu erklären im Stande ist, daß England eine weit höhere Temperatur besitzt als sie der schon ziemlich nördlichen Breite des britischen Archipels zu entsprechen scheint. Bis jetzt ist die Milde unserer (englischen) Winter lediglich auf Rechnung des Golfstromes gesetzt worden. Ohne die mächtige Einwirkung dieser Naturkraft zu verkennen, müssen wir doch, glaube ich, die unterstützende Einwirkung eines atmosphärischen, dem Meeresstrome parallel laufenden und aus den gleichen Gegenden stammenden Luftstromes, eines wahren Golfstromes der Luft annehmen. Von keinem Gebirgszuge gehemmt, fließt dieser mächtige Strom unstreitig nach Norden, und vereinigt an der norwegischen Küste seine Einwirkung mit jener der

aus dem Ocean kommenden bekannten warmen Meeresströmungen.

Bei dem oben besprochenen Aufsteigen vom 12. Januar 1864 war ich auf das Höchste überrascht zu finden, daß die Temperatur mit der Erhebung zunahm. Diese ausnahmsweise Erwärmung hielt indessen nicht bis zu Ende der Excursion an. Von 1300 Meter Erhebung an nahm die Temperatur ganz regelmäßig ab; sie betrug in einer Höhe von 4000 Meter etwa 12 Grad unter Null. Im Allgemeinen steht fest, daß mit der Höhe die Temperatur abnimmt; indessen habe ich mehrfach gefunden, daß die Temperaturcurve beim Aufsteigen mit derjenigen beim Niedergehen nicht übereinstimmte. Es mag das wohl daher kommen, daß das Niedergehen weit rascher erfolgt und der Thermometer von dem Luftzuge beeinflußt wird. (Vergleiche Tabelle 2.)

„Noch muß ich hier über die am 6. April 1864 festgestellten ganz abnormen Temperaturstände einige Bemerkungen machen. Als ich den Erdboden bei 7 bis 8 Grad Wärme verließ, fand ich die unterste Luftschicht in einer Mächtigkeit von 100 Metern ganz gleichmäßig erwärmt. Von diesem Punkte ab zeigte sich eine ziemlich langsame Wärmeabnahme, denn erst bei einer Erhebung von 1200 Metern fand ich eine Temperatur vom Gefrierpunkte des Wassers. Ueber dieser Zone abnehmender Wärme begegnete ich einem neuen warmen Luftstrome, welcher mir auf 2500 Meter Erhebung wieder die gleiche Temperatur wie auf 1200 Meter zuführte. Aus dieser ersten warmen Zone gelangte ich in eine zweite kalte Zone, in welcher jedoch der Thermometer sich beständig über Null hielt. Auf diese zweite kalte folgte eine zweite warme Zone; und schließlich fand ich auf fast 4000 Meter Höhe wieder dieselbe Temperatur, wie ich sie 3300 Meter tiefer notirt hatte. Sicherlich konnte das Gesetz regelmäßiger Abnahme eine beredtere Widerlegung nicht erfahren."

Tabelle 2.

Anwachsen der Lufttemperatur.

Engl. Fuß. — Grade Fahrenheit. — Meter.

Grade Celsius.

.... Temperatur beim Aufsteigen.

——— Temperatur beim Absteigen.

Wie sehr veränderlich die Temperaturzustände der Luft in einem sehr kurzen Zeitunterschiede sind, kann man aus den Beobachtungen ersehen, die Glaisher während des Auf- und des Niedersteigens einer und derselben Ballonfahrt machte und wobei wesentlich verschiedene Temperaturresultate angetroffen wurden. Die Temperatur begann anfänglich sehr rasch zu steigen; bald indessen stockte diese Bewegung, um auf 1500 Meter einem beträchtlichen Fallen Platz zu machen, während die Luftschiffer sich in einer Wolkenschicht befanden, die den Ballon überlastete und die Schnelligkeit seiner Abwärtsbewegung noch beschleunigte. Auf 1000 Meter etwa hatten sie dann eine Art von Gleichgewicht, und schließlich hob sich die Temperatur sehr rasch und zwar in eben der Zone, in welcher man sie kurz zuvor constant gefunden hatte.

„Am 13. Juni habe ich," schreibt Glaisher, „auf 2500 Meter bei Sonnenuntergang eine gleichmäßige Temperatur gefunden, was sehr auffällig erscheint. Am bemerkenswerthesten aber ist die von mir genau beobachtete Steigerung der Temperatur während der Nachtzeit. In der That scheint diese Erscheinung, wie aus der hier reproducirten Tabelle ersichtlich, durch die Vergleichsresultate von drei in Greenwich beobachteten Thermometern festgestellt. Die von mir aufgestellten und in meinen Tabellen zusammengefaßten Gesetze sind allerdings nur provisorische, sie haben aber, weil sie das Resultat zahlreicher mit aller Sorgfalt von mir angestellter Versuche bieten, doch einigen Werth. Bei der Zusammenstellung meiner Durchschnittszahlen habe ich sorgfältig alle Beobachtungen ausgeschlossen, wo ich wachsende Temperaturen und sonstige abnorme Umstände gefunden hatte. Ich habe mich gehütet, diesen falschen Weg zu betreten, denn Alles spricht für die Annahme, daß in den verschiedenen Stunden des Tages verschiedene Gesetze der Wärmevertheilung herrschen."

Auch über die Temperatur des Thaupunktes und den Grad der Feuchtigkeit in verschiedenen Höhen hat Glaisher Beobachtungen angestellt. Viele verschiedene Umstände können auf die Temperatur des Thaupunktes Einfluß haben, dessen Beobachtung ganz gewiß eine der denkbar feinsten Operationen bildet. Sie ist aber auch von höchster Wichtigkeit. Man kann behaupten, daß die irdische Meteorologie an dem Tage gegründet worden sei, an welchem es Wells klar wurde, was die Ansammlung von Wassertröpfchen auf den Rosen unserer Blumenbeete zu bedeuten habe. Die Meteorologie der Luftregion wird so lange im Stadium der Kindheit bleiben, als sie nicht deutlich nachweisen kann, wie der himmlische Thau sich auf den Flügeln der Winde niederschlägt.

„Ich habe, um den Feuchtigkeitsgrad der Luft zu bestimmen, alle bekannten Verfahrungsweisen angewendet. Ich kann also mit einigem Recht behaupten, daß kein Apparat, auch nicht der denkbar feinste, im Gebrauche dem trockenen und dem feuchten Thermometer vorzuziehen sei, wenn beide im Schatten aufgehängt sind und unter passenden Verhältnissen beobachtet werden. Alle anderen Apparate haben mir Resultate ergeben, die mit denen der beiden Thermometer ganz identisch waren oder richtiger: die ganz schwachen Abweichungen fanden sich im Plus und Minus gleichmäßig vertheilt. Es war also nicht nachzuweisen, daß ein höherer Grad von Genauigkeit eine größere Belastung und größere Umständlichkeit aufgewogen haben würde. Der Beobachter im Ballon, welcher alle Erscheinungen erforschen soll, darf keine Zeit mit unnützen Versuchen verschwenden. Was ihm Noth thut, sind einfache, genaue, leicht ablesbare Instrumente.

„Ich habe niemals eine Luftfahrt ausgeführt, bei welcher der Grad der Feuchtigkeit der Luft, während ich mich hob oder senkte, nicht bedeutend geschwankt hätte. Es ist unmöglich, a priori zu behaupten, daß man beim Austritt aus einer trockenen Schicht nicht einige Tausend Fuß höher auf eine mit Feuchtigkeit gesättigte treffe. Der regelmäßige Zustand der Atmosphäre scheint darin zu bestehen, daß eine gewisse Anzahl abwechselnd trockener und feuchter Schichten nach irgend einer Ordnung über einander gelagert sind. Man kann aber doch zu einer gewissen Durchschnittsregel gelangen, indem man die bei bedecktem Himmel gemachten Beobachtungen von den bei klarem Himmel angestellten ausscheidet.

Tabelle 3.

Anwachsen der Lufttemperatur.

Engl. Fuß. — Grade Fahrenheit: 12 16 20 24 28 32 36 40 44 48 52 56 60 64 68 72 76 80 84 — Meter.

Engl. Fuß: 23,000 22,000 21,000 20,000 19,000 18,000 17,000 16,000 15,000 14,000 13,000 12,000 11,000 10,000 9000 8000 7000 6000 5000 4000 3000 2000 1000 0

Meter: 6500 6000 5500 5000 4500 4000 3500 3000 2500 2000 1500 1000 500 0

Grade Celsius: 8 −4 0 +4 8 12 16 20 24 28

.... Variationen der Feuchtigkeit bei heiterm Himmel.

———— Variationen der Feuchtigkeit bei bedecktem Himmel.

„Die Quantität der Feuchtigkeit wird eben so bedeutenden Abwechselungen unterliegen, wie die der Temperatur. Die Tabelle Nr. 3 zeigt die Abweichungen unter jenen beiden Zuständen in genügender Weise. Ist es nicht überraschend zu sehen, wie beide Linien sich um einander winden? Jede von beiden zeigt tiefe und zahlreiche Ausbeugungen. Wie kann man noch behaupten wollen, daß die Feuchtigkeit der Luft mit der wachsenden Höhe unter allen Umständen abnehme? Sieht man nicht im Gegentheil, daß die Linie des bedeckten Himmels schroff bis zu bedeutenden Höhen emporsteigt und daß sie die Neigung der Luft anzeigt, sich mehr und mehr zu sättigen? Nun kann man sich aber den Himmel in bedeutenden Höhen als bedeckt vorstellen. Ich bin bis zu einer Höhe von mehr als 7000 Meter aufgestiegen, ohne die Sonne gesehen zu haben, und bei meinen höchsten Ballonfahrten habe ich allezeit noch in großer Höhe über meinem Kopfe Wolken hinziehen sehen.

„Gewiß sind meine Beobachtungen zu wenig zahlreich, als daß ich endgültige Schlußfolgerungen aus ihnen ableiten könnte. Was mir aber unzweifelhaft erscheint, ist: daß sie die so leichtfertig angenommene Theorie von der absoluten Trockenheit der höchsten Regionen erschüttern. Es war wirklich nicht nöthig, die Ballonfahrten abzuwarten, um dieser Theorie zu entsagen. Wir müssen uns darüber wundern, wie sie Platz greifen konnte beim Anblick der Anordnung der den Azur des Himmels schmückenden Wolkengebilde. Schon beim bloßen Anblick des glänzenden Himmels an einem schönen Sommertage müßte man einer mit der Natur so wenig harmonirenden Idee entsagen."

Was die physiologischen Beobachtungen während einer Ballonfahrt betrifft, so kann man leicht bemerken, daß die Zahl der Pulsschläge sowie die der Athemzüge in der Minute mit der Höhe zunimmt. Die beobachteten Zahlen sind indeß durchaus nicht gleichmäßig, weil eben die Erhebung über den Boden keineswegs der einzige auf die Luftschiffer einwirkende Umstand ist, und weil man das Temperament sowie die besondere Beschaffenheit jedes Individuums in Rechnung bringen muß. Denn die an einem bestimmten Tage gefundenen Zahlen können sehr erheblich von den bei einem spätern Aufsteigen erhaltenen abweichen. Dies verschiedene Verhalten in bedeutenden Höhen ist keineswegs überraschend, da eben so bedeutende Verschiedenheiten auch auf der Oberfläche des Bodens vorkommen, je nach dem Gesundheitszustande oder selbst der Charaktereigenthümlichkeit der verschiedenen Individuen. Das Studium über das Verhalten des Menschen im Schiffchen eines Luftballons ist ein überaus weiter und kaum noch in Angriff genommener Gegenstand.

Zum Schlusse stellt Glaisher seine Beobachtungen über die Schnelligkeit des Windes oberhalb der Erdoberfläche zusammen. Es ist wohl kaum eine Luftfahrt unternommen worden, bei welcher der Ballon nicht Luftströmungen aus verschiedenen Richtungen ausgesetzt gewesen wäre. Wollten wir also zur Ermittelung der Schnelligkeit der Ballonbewegung lediglich die Entfernung der beiden Endstationen der Reise berechnen, so würden wir keineswegs ein richtiges Maß der horizontalen Luftbewegung erhalten, wie es ein Anemometer ergeben würde, der in günstiger Lage den Strömungen der höheren Luftregionen ausgesetzt ist. Aber auch bei Beobachtungen, die unter so wenig günstigen Bedingungen gemacht sind, zeigt sich, daß die Schnelligkeit des Ballons allezeit eine bedeutend größere gewesen sei, als die der Strömungen an der Oberfläche, wie sie von den mit größter Sorgfalt verfertigten Anemometern des Observatoriums von Greenwich angegeben wurden. Die Thatsache ist wichtig genug, um sie mit einigen Zahlenangaben zu belegen.

„Während meiner Reise vom 18. April 1863," berichtet Glaisher, „durchflog der Ballon eine Strecke von 45 Meilen (engl.) in anderthalb Stunden, was eine mittlere Geschwindigkeit von 30 Meilen in der Stunde ergiebt; zu gleicher Zeit verzeichnete der Anemometer des Observatoriums von Greenwich eine Strömungsschnelligkeit von nur 2 Meilen in der Stunde.

„Am 21. Juli desselben Jahres verließ der Ballon den Krystallpalast um 4 Uhr 53 Minuten und kam bei dem etwa 70 Meilen entfernten Goodwood wieder zur Erde nieder, er hatte somit die Entfernung in der Luft mit einer mittlern Geschwindigkeit von 18 englischen Meilen in der Stunde zurückgelegt. Auch in diesem Falle hatte der Anemometer von Greenwich nur eine Schnelligkeit von weniger als 2 Meilen nachgewiesen.

„Bei der Ballonfahrt vom 12. Januar 1864 stieg der Ballon im Arsenal von Woolwich auf und legte den Weg von da bis Lakenhealts, wo er niederfiel, eine Entfernung von 70 englischen Meilen, in 2 Stunden 28 Minuten zurück. Während der ganzen Reise des Ballons hatten die Anemometer von Greenwich eine horizontale Bewegung von nur 6 Meilen in der Stunde angezeigt. Es entsteht nun die Frage: Wo ist die Grenze dieser Verschiedenheiten und bis zu welcher Schnelligkeit können die Winde in jenen höchsten Regionen, die dem Menschen noch zugänglich sind, gelangen? Bei der Unvollkommenheit, an welcher die Theorie der Versuche auf dem Gebiete der Luftschifffahrt noch laborirt, ist eine Beantwortung eine sehr mißliche Sache. Es scheint mir jedoch wahrscheinlich, daß die in jenen oberen Regionen herrschenden Winde von astronomischen Ursachen veranlaßt werden und daß sie zugleich beständigere und rascher strömende sind, als die auf dem Trennungsgebiete der Luft und der Gewässer herrschenden.

„Das sind die hauptsächlichen allgemeinen Resultate meiner in England mittelst der Ballonreisen angestellten Versuche. Ich muß dabei vor Allem constatiren, daß England viel zu klein ist, als daß man sich gestatten könnte, auf irgend längere Zeit berechnete aërostatische Versuchsreisen zu unternehmen, selbst wenn man eine Binnenstadt wählt, wie das mitten im Lande gelegene Wolverhampton, von wo aus ich meine bedeutendsten Luftreisen unternommen habe. In der That genügt auch bei jedwedem Standorte des Ballons ein nur etwa eine Stunde andauernder etwas heftiger Wind, um denselben über den Ocean hinzujagen. Sobald man sich oberhalb der Wolken befindet, weiß der Luftschiffer nicht mehr, wo er sich befindet. Der Ballon kann möglicherweise in einer Luftströmung schwimmen, die ihn mit einer Geschwindigkeit von 60 bis 80 englischen Meilen in der Stunde dahinführt, ohne daß der Luftschiffer es bemerkt oder auch selbst nur die Mittel hätte, es zu bemerken. Man ist also genöthigt, von Zeit zu Zeit den Ballon sinken zu lassen, um die Dunstschicht zu durchbrechen, welche das Erblicken der Erde hindert. Aber damit verliert man bei jeder Reise mindestens eine halbe Stunde. Findet sich der Aëronaut in mißlicher Lage, so bleibt ihm nichts weiter übrig, als das Ventil zu öffnen und sich hinabzustürzen, auf die Gefahr, sich die Beine oder mindestens die Instrumente zu zerbrechen; entdeckt er aber, daß er bereits weit von der Küste ist, so kann er das nicht einmal thun, denn um sich orientiren zu können, muß er eine beträchtliche Menge Gas ausströmen lassen. Beim Wiederaufsteigen fehlen ihm dann sowohl Gas als Ballast (Sand), und beim schließlichen Niedersteigen wird er es nicht vermögen, den Fall hinreichend abzuschwächen. Unter solchen Verhältnissen kann der Aëronaut den Ballon nicht weiter lenken, derselbe wird einfach zu einem im Raum fallenden Körper, dessen Fall er weder aufhalten noch lenken kann, und so ist er immer in Gefahr, das Opfer eines jener schrecklichen Zufälle zu werden, die das Publicum dann auf die Rechnung der Luftschifffahrt und der Ballons setzt. Diese Betrachtungen thun genügend dar, daß große aëronautische Versuchsreisen mit Erfolg nur auf dem Continent unternommen werden können."

Aus allen Erdtheilen.

Die halbcivilisirten Indianer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Unser Mitarbeiter, Herr Theodor Kirchhoff in San Francisco, gab vor einiger Zeit nach eigener Anschauung einen Bericht über die Zustände der Indianer, welche von Seiten der Bundesregierung im „Indian Territory" angesiedelt worden sind („Globus" XVIII, S. 137). Dieses Territorium wird begrenzt im Osten von den Staaten Arkansas und Missouri, hat im Norden Kansas und im Süden Texas. In demselben wohnen die Ueberreste von acht Völkern, welche sich jetzt eine „civilisirte Regierung" geben wollen. Es sind die Seminolen, Tschoktahs (Choktaws), Tschirokihs (Cherokees), Krihks (Creeks), Tschikasahs (Chickasaws), Osagen, Peorias und Ottawas. Gegen Ende des vorigen Jahres haben sie 60 Bevollmächtigte gewählt, welche in Oakmulgee, der Hauptstadt des Territoriums, eine Berathung hielten; der Commissär der indischen Angelegenheiten, General Parker, war bei derselben zugegen. Zunächst gab die Versammlung mehreren uncivilisirten Indianervölkern, insbesondere den Scheyennes, Arrapahus, Keiouäs und Komantsches, kund und zu wissen, daß die Tschoktahs und deren Verbündete ihnen Freundschaft entbieten lassen; auch wurde jenen Stämmen in dringender Weise und wohlgemeint angerathen, sie möchten unter einander und mit den Vereinigten Staaten in Frieden leben. Die Versammlung der Bevollmächtigten habe sich als Aufgabe gestellt, die Wohlfahrt aller im Territorium ansässigen Indianer zu fördern und ihnen und ihren Nachkommen die Ländereien zu sichern. Es stehe zu wünschen und würde ganz angemessen sein, wenn auch jene (uncivilisirten) Indianer Bevollmächtigte ernennen würden, welche das Friedenswerk zu fördern geeignet seien.

Einer annähernd richtigen Schätzung zufolge zählen die Choctaws 17,000 Köpfe, die Cherokees gleichfalls 17,000, die Creeks 13,000, die Seminolen 2500, die Chickasaws 5400, die Osagen gegen 4000, die Peorias 1700; über die Ottawas finden wir keine Angabe. Die Bevollmächtigten entwarfen eine Verfassung für die neue Indianer-Conföderation; dieselbe wurde mit 52 Stimmen gegen 3 angenommen und ist nun den einzelnen Völkern, welche darüber abzustimmen haben, zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt worden. Sie enthält zunächst die Bestimmung, daß die Verträge mit den Vereinigten Staaten genau beobachtet werden sollen; jedem Stamme wird seine Selbständigkeit gewährleistet und das Durchzugsrecht für seinen Handel im ganzen Gebiete. Es versteht sich von selbst, daß man in Betreff der Regierungsform die Vereinigten Staaten zum Muster genommen hat. Das Volk erwählt allemal auf zwei Jahre einen Gouverneur; die Beamten des Obergerichts und der drei Bezirksgerichte bekleiden ihr Amt sechs Jahre lang; die gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Senat und einem Repräsentantenhause. Auf jede 2000 Seelen kommt ein Senator; Stämme, welche nicht 2000 Köpfe stark sind, vereinigen sich bei der Wahl und werden in demselben Verhältniß vertreten. Die Legislaturperiode ist zwei Jahre; jeder Senator oder Repräsentant bezieht während der Session täglich 4 Dollars.

Wir wollen hier hinzufügen, daß das Indianercomite im Repräsentantenhause zu Washington einen Gesetzvorschlag einbringen wird, dem gemäß das Indianergebiet den Namen Okahama annehmen und eine Territorialregierung erhalten soll. Es wird alsdann einen Delegaten in den Congreß schicken.

Die Universität zu Cordova in der argentinischen Republik hat, wie wir schon vor längerer Zeit im „Globus" meldeten, eine völlige Umgestaltung erfahren. Während der spanischen Herrschaft wurde sie von Jünglingen aus allen Theilen des Vicekönigreichs Buenos Ayres besucht und auch der viel besprochene Dictator Francia von Paraguay machte auf derselben seine Studien. Sie stand völlig unter Leitung der Jesuiten, welche dort ihr Collegio maximo, ihr Hauptcollegium, hatten. Sie besaßen ausgedehntes Grundeigenthum, bezogen aus demselben beträchtliche Einkünfte und hatten eine ungemein werthvolle Bibliothek. In dieser befanden sich handschriftliche Werke über die verschiedenen Missionen, welche einst in jenen Theilen Südamerikas von großer Bedeutung waren. Nach Vertreibung des Ordens schaffte man den bei Weitem größten Theil der Bücher nach Buenos Ayres, aber Vieles ist seitdem verschwunden. Das Vermögen der Jesuitenuniversität wurde eingezogen und dasselbe theilweise zur Gründung einer Universität in der Stadt Buenos Ayres verwandt; jene zu Cordova war seitdem und bis in die jüngste Zeit sehr unbedeutend und eigentlich nur noch eine Provinzialschule.

Domingo Sarmiento, gegenwärtig Präsident der argentinischen Republik, ist unbedingt einer der ausgezeichnetsten und gebildetsten Männer, welche Südamerika hervorgebracht hat. Er stammt aus der Gauchoprovinz San Juan, studirte die Rechte, wurde vom Tyrannen Rosas geächtet, und entfloh unter Lebensgefahr über die Cordilleren nach Chile. Dort war er eine Reihe von Jahren als Lehrer thätig, verfaßte einige Lehrbücher, welche noch jetzt im Gebrauche sind, und schrieb das classische Buch: Vida de Facundo Quiroga; die Schilderungen der Halbbarbarei des Gauchothums in demselben sind meisterhaft. Nachdem Sarmiento von Santiago aus weite Reisen gemacht und auch längere Zeit in Nordamerika verweilt hatte, kehrte er nach des Dictators Rosas Sturz in seine Heimath zurück, wurde argentinischer Gesandter in Washington und vor drei Jahren zum Präsidenten erwählt. Er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß seinem Lande vor Allem zweierlei Noth thut: eine möglichst zahlreiche Einwanderung fleißiger Leute aus Nordeuropa, aus den germanischen Völkern, sodann ein gutes Schulwesen. In dieser Beziehung hat er binnen Kurzem Großes geleistet, und wir haben vor einiger Zeit in unserer Zeitschrift nachgewiesen, daß nun alle Provinzen der Republik Elementarschulen besitzen und daß deren Zahl sich beträchtlich vermehrt.

Advocaten, die neben säbelrasselnden Generälen und unwissenden Priestern die dritte Landplage im ehemals spanischen Amerika bilden, hat Argentinien mehr als zuviele. Herrn Sarmiento kam es darauf an, die strebsame Jugend in eine Bahn zu weisen, in welcher sie dem Lande ersprießliche Dienste leisten könne; er will sie nicht zu rabulistischen, ehrgeizigen Handwerkspolitikern heranziehen, sondern zu wissenschaftlich gebildeten Praktikern. Zu diesem Zwecke hat er die Universität Cordova ganz neu organisirt. Auf ihr sollen auch junge Leute zu gründlich unterrichteten Gewerbsleuten, Landwirthen, Technikern rc. herangebildet werden, und die Anstalt ist außerdem als ein Seminarium, als eine Art von Normalschule zu betrachten, aus welcher tüchtige Lehrer für die Realschulen und Gymnasien hervorgehen.

Von der alten Lehrmethode der Jesuiten ist natürlich gar keine Rede; die Wissenschaften werden nach dem Stande der neuesten Forschungen gelehrt, und es bleibt absolut gleichgültig, ob die Professoren protestantisch oder katholisch seien; man ist tolerant in Argentinien.

Vorzugsweise sollen, im Hinblick auf den zu erreichenden Zweck, Mathematik und Naturwissenschaften gelehrt werden. Wie richtig Präsident Sarmiento begreift, worauf es ankommt, geht daraus hervor, daß er die Leitung und gleichsam das Curatorium der naturwissenschaftlichen Facultät unserm ausgezeichneten Landsmann Professor Burmeister übertragen hat. Mit Ausnahme des Astronomen Gould, der Nordamerikaner ist, werden die übrigen Professoren jener Fa-

cultät deutsche Gelehrte sein. In Thätigkeit sind in Cordova bereits: als Chemiker Professor Siewert von der Universität Halle, als Botaniker Professor Lorenz von der Münchener Hochschule; wegen Uebernahme der Lehrstühle für Physik und Zoologie sind in Deutschland Unterhandlungen angeknüpft, ebenso mit einem Mathematiker; die Professur der Mineralogie, welche für jenes Land von so erheblicher Wichtigkeit ist, hat Herr Stelzner aus Freiburg übernommen, ein gründlicher und tüchtiger Fachmann, der von Eifer für seine Mission durchdrungen ist. Herr Stelzner ist im Februar von Liverpool aus nach Buenos Ayres abgegangen, um noch rechtzeitig in Cordova eintreffen, und über die mineralogische Abtheilung der großen Industrieausstellung einen Bericht abzufassen. Sobald Zeit und Gelegenheit günstig sind, wird er die Sierra de Cordova, welche sich neuerdings als goldreich erwiesen hat, gründlich erforschen. Wir haben von ihm die freundliche Zusage, daß er uns Beiträge für den „Globus" einsenden werde, insbesondere solche, die sich auf Beobachtung des Volks und des Volkslebens gründen.

Auswanderung der Mennoniten in Ost- und Westpreußen.

Am 10. Juni 1870 sind die Bedingungen vom Kaiser Alexander bestätigt worden, unter denen preußischen Mennoniten die Uebersiedelung nach Rußland gestattet werden soll. Die hauptsächlichsten derselben sind: die Uebersiedler werden von der persönlichen Recrutenpflicht befreit, müssen aber Loskaufsquittungen lösen und vom zweiten Jahre nach ihrer Einwanderung ebenso wie die übrigen Landbewohner Staats- und Gemeindeabgaben leisten. Sobald sie in Rußland angekommen sind, stehen sie unter den allgemeinen Staatsgesetzen und werden russische Unterthanen. Ihre Ansiedelung soll hauptsächlich im taurischen Gouvernement bewerkstelligt werden, wo ihnen auch das Recht, Land zu erwerben, freigestellt ist.

Auch diese Bedingungen sind noch im Stande, einige Mennoniten zur Auswanderung nach dem südlichen Rußland, namentlich nach Saratow und Samara an der untern Wolga, zu veranlassen, weil sie sich nicht entschließen können, im preußischen Heere Kriegsdienste zu leisten. Sie kommen endlich zur Einsicht, daß ihre Vertrauensmänner in der preußischen Kammer, Wantrup und v. Brauchitsch, ihnen nichts genützt haben, und kehren verdrießlich den preußischen Gauen den Rücken. Die meisten Mennoniten, namentlich aus dem Weichseldelta, fügen sich ins Unvermeidliche und machen sich allmälig mit dem Wehrgesetz für alle preußischen Staatsbürger vertraut. So kommt es denn, daß die sonst so häufige Auswanderung der Mennoniten aus Ost- und Westpreußen seit dem Sommer 1870 sehr bedeutend nachgelassen hat: die jüngeren Mennoniten unterwerfen sich der allgemeinen Wehrpflicht, in der sie mit möglichster Schonung und Berücksichtigung behandelt werden, nicht gerade ungern, sind nicht begeistert für die Aufnahmebedingungen, welche ihnen jetzt die russische Regierung bietet, bedenken sich sehr, aus dem civilisirten Preußen nach Rußland überzusiedeln, kurz, sie bleiben im Lande.

* * *

— Die Briganten in Griechenland treiben auch nach den bekannten Mordauftritten von Oropos ihr Franctireurwesen lustig fort. Im September 1870 hat die Regierung zu Athen eine Liste der ihr bekannten Raubmörder anfertigen lassen; sie enthält mehr als 260 Namen; die Räuber hatten sich aber in ihren Schlupfwinkeln verborgen, und die Zahl ihrer vertrauten Anhänger war nicht gering. Dabei bemerkt der amtliche Bericht, daß binnen kurzer Zeit sechs Personen geraubt und zwei andere ermordet worden seien; außerdem hätten die Räuber einem Manne Nase und Ohren abgeschnitten und noch einen andern gegen Lösegeld freigelassen. In den Gefechten mit den Räubern waren drei Soldaten und vier Bauern geblieben. Im Peloponnes besteht die Bande des Kurkumba seit 1862, und sie hat weite Verzweigungen.

— Ueber die Alligatoren in Florida giebt ein Jagdliebhaber, welcher diesen Thieren seit einigen Jahren eifrig nachstellt und sie genau beobachtet hat, folgende Auskunft (in der Decembernummer von „Lippicott's Magazine"): Das Weibchen duldet nicht, daß das Männchen der Stelle, wohin es seine Eier gelegt hat, nahe komme, denn er frißt sie sonst auf und Madame ist nicht geneigt, mit dem Eierlegen noch einmal von vorn anzufangen. Falls er sich in die Nähe wagt, fährt sie wüthend gegen ihn los, peitscht mit dem Schwanz auf ihn ein und jagt ihn fort. Doch weiß er sich zu entschädigen, denn wenn die Jungen auskriechen, lauert er ihnen auf und verschlingt alle, deren er habhaft werden kann. — In Florida wurde dem Jäger nur ein einziger Fall bekannt, daß ein erwachsener Mann von einem Alligator angegriffen worden sei; diese Ungeheuer sehen es vorzugsweise auf Kinder ab. Als ein Mann durch eine Fuhrt wollte, packte ein Alligator ihn am Beine, ließ jedoch dasselbe los, als ein Hund ins Wasser sprang. In einem andern Falle griff er ein Maulthier an, das vor einen Karren gespannt war, schnappte aber fehl, denn er packte das Rad und riß aus demselben zwei Speichen heraus; in einer derselben brach er einen Zahn ab und machte sich dann so rasch als möglich fort. Seine Lieblingsgerichte sind Hunde, kleine Neger und Schweine; die ersteren scheinen sein Lieblingsfraß zu sein; sein Wimmern gleicht dem der jungen Hunde, und ein noch nicht abgerichteter Hund läßt sich leicht durch diese Locktöne irre führen. Aber ein richtiger Floridahund geht nicht geradezu nach der Stelle, an welcher er trinken will, denn er weiß, wie gefährlich das für ihn ist. Er stellt sich hin und bellt laut, um alle Alligatoren der Gegend nach dem Punkte zu locken, an welchem er sein Manöver macht, und wenn sie ankommen, läuft er in aller Eile fort nach einer Stelle, die er nun als sicher erkannt hat. In anderen Fällen kriecht er auf dem Bauche ganz leise und vorsichtig, schlappt das Wasser ein, ohne dabei das geringste Geräusch zu machen, und schleicht auf dieselbe Weise wieder fort. Auf dem Lande in Florida findet man in der Umgegend vieler Wohnungen große Teiche, niedrige Stellen, die mit Wasser bedeckt sind, und in jedem dieser „Swamps" halten sich Alligatoren auf. Eine Frau klagte dem Jäger: „Es thut mir sehr leid, daß ein Fremder meinen Alligator getödtet hat. Er machte sich so nützlich, weil er viele Schlangen, Frösche, junge Wildkatzen und anderes derlei Ungeziefer verzehrte; er verdiente sich also ehrlich sein Brot, und obendrein gingen die kleinen Kinder seinetwegen nicht ans Wasser, in welchem sie hätten ertrinken können." — Dem Alligator wird manche Missethat aufgebürdet, an welcher er nicht schuld ist. Ein Dieb stiehlt ein Rind; — der Alligator muß es gethan haben! Dieser hat seine Augen oben auf dem Kopfe, und es nimmt sich eigenthümlich aus, wenn man sieht, wie er schwimmt und nur ein Auge aus dem Wasser hervorragt. Er schläft gern am Lande und sonnt sich; und dann kann ein Dampfer ganz in der Nähe vorbeifahren, ohne daß er sich auch nur rührt. Wenn er aber eine Kugel auf seinen Panzer bekommt, wird er wach und wirft sich, so rasch er nur kann, ins Wasser.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Aus dem Leben und Treiben des Kaffervolkes in Südost-Afrika.

III.

Die Isibaya und die Herden. — Das Melken des Viehes durch Männer. — Der Kaffer als Hirt und Viehtreiber. — Verzierungen der Ochsen. — Die Kuh als Werthmesser. — Reiche Herdenbesitzer. — Ein kecker Viehdieb. — Verkünstelung der Hörner. — Sauere Milch als Hauptnahrungsmittel. — Der Ochs als Last- und als Reitthier.

Die Isibaya gilt dem Kaffer für eine Art geheiligter Stätte; bei manchen Stämmen ist es den Frauen auf das Strengste verboten, diese Umzäunung zu betreten, und selbst das Lieblingsweib eines Häuptlings würde eine Uebertretung mit dem Tode zu büßen haben.

Den Tag über ist die Herde draußen auf der Weide und wird dort von unverheiratheten Männern, „Jungen oder Burschen", beaufsichtigt; Abends treibt man sie in die Umzäunung, welche allemal geschlossen und gut bewacht wird. Innerhalb derselben melkt man die Kühe, und diese Beschäftigung ist eigentlich die einzige, welche dem Kaffer wahres Vergnügen macht. Das Melken wird lediglich von Männern besorgt. Etwa um 10 Uhr Morgens nimmt der Mann das Michgefäß, welches von dem in Europa gebräuchlichen ganz verschieden ist; man schnitzt dasselbe aus einem Klotze und giebt ihm eine enge Oeffnung. Unsere Illustration 1 zeigt, wie diese Milchgelte beschaffen ist; 17 Zoll lang, oben 4, unten 6 Zoll breit, der hohle Raum 14 Zoll tief, so daß der Boden etwa 3 Zoll dick ist. Solch ein Gefäß kann nicht viel Flüssigkeit aufnehmen, reicht aber vollkommen aus, weil die Kafferkuh nicht so viel Milch giebt, wie eine gutgenährte Bauernkuh bei uns. Das Aushöhlen des Klotzes bewerkstelligt der Kaffer auf eine ganz sinnreiche Art. Er steckt denselben in die Erde, so daß er feststeht, und kann nun mit beiden Händen arbeiten; dabei befindet er sich in sitzender Stellung, was er überhaupt immer thut, wenn es irgend sein kann, z. B. auch wenn er der Gelte ihre äußere Gestalt giebt und sie glättet.

Es ist für einen Europäer von Interesse, das Treiben in der Isibaya aufmerksam zu betrachten. Der melkende Mann ist, bis auf einen sehr dürftigen Lendenschurz, völlig unbekleidet, aber mit Strängen von Glasperlen behängt, die sich auf seiner schwarzbraunen Haut scharf abheben. Sein Kopfhaar ist in der Art abgeschoren, daß nur ein Kranz stehen bleibt, und dieser zeigt, daß der Mann verheirathet sei. Er sitzt niedergekauert und zwar so, daß sein Kinn fast die Knie berührt, zwischen welchen er die mit zwei hervorstehenden Ohren versehene Gelte hält. Das Kalb giebt sich alle Mühe, ihn zu verdrängen, wird aber von einem Knaben zurückgezogen oder mit einem Stocke geschlagen. Ist die Kuh unruhig und widerspenstig, dann hält ein Mann sie mit der einen Hand am Horne fest, während er mit der andern den etwa anderthalb Fuß langen Stab bewegt, für welchen man schon dem Kalbe die Löcher durch die Nase macht. Die Kuh weiß aus Erfahrung, daß es ihr große Schmerzen macht, wenn der Mann diesen Nasenstecken hin- und herdreht; sie verhält sich deshalb in der Regel ganz fromm und wird allemal schnell beruhigt, falls sie Miene macht, widerborstig

zu sein. Sobald der Melker abtritt, wird das Kalb zugelassen und darf eine Zeitlang saugen. Das zweite Melken findet Abends statt.

Eigenthümlich beim Kaffer ist es, daß er sich beim Melken niemals still verhält, sondern fast ohne Unterbrechung eine Menge seltsamer Laute von sich giebt; diese hält er für unbedingt nöthig bei der Arbeit. Auch in Europa haben die Viehmägde und Knechte eine Art von „Kuhsprache“, aber sie hat mit der jenes Südafrikaners nichts gemein. Dieser liebt überhaupt das Rufen, Schreien und Kreischen, und das giebt er seiner Kuh zu hören; abwechselnd sagt er ihr auch Schmeichelworte und pfeift laut. So gewöhnt sich die Kuh von früh an, dieses Schreien und Pfeifen zu hören, wenn sie gemolken wird, und deshalb können die weißen Ansiedler nicht umhin, Kafferknechte zu verwenden; ein Europäer ist gar nicht im Stande, jenes Schreien, Kreischen und Pfeifen hervorzubringen, und wenn dasselbe fehlt, ist mit der Kuh nichts anzufangen.

Im Pfeifen sucht der Kaffer seinen Meister; er kann vermittelst der Lippen allein ganz außerordentliche Töne hervorbringen, und mit Hülfe seiner Finger pfeift er so laut, daß einem die Ohren gellen und daß man solche Pfiffe aus sehr weiter Entfernung hören kann. Er verfertigt sich aber auch Pfeifen aus Knochen und Elfenbein und bringt den Pfiff in der Weise hervor, wie wir, wenn wir in einen Schlüssel blasen.

Die Häuptlinge legen großen Werth auf zahlreiche Herden stattlicher Ochsen, jede einzelne besteht aus Thieren von einer und derselben Farbe. Aus dem Ochsen weiß der Kaffer mehr zu machen, als irgend ein anderer Sterblicher. Der schon früher erwähnte Bauernanführer Retief, welcher in einer Schlacht gegen den Zulukönig Dingaan fiel, war einst am Hoflager jenes Tyrannen Zeuge von mancherlei Festlichkeiten. „Bei einem der Tänze, welche Dingaan von seinen Kaffern aufführen ließ, bewegten sich zwischen diesen nicht weniger als einhundertundsechsundsiebenzig Ochsen, alle ohne Hörner und von einerlei Farbe. Vom Vorderkopfe, den Backen, den Schultern und von der Kehle herab hängen lange Hautstreifen, welche zu diesem Zweck ausgeschnitten werden, so lange die Thiere noch Kälber sind. Diese Ochsen werden unter die Bataillone der Krieger vertheilt und spielen dann beim Tanze eine wichtige und eigenthümliche Rolle, indem sie sich tanzend nebst den Kriegern dem Könige nahen und dann, bevor sie in den Kraal getrieben werden, vor ihm manövriren. Es ist geradezu überraschend, daß sie so vortrefflich abgerichtet sind, denn trotz allen Tumultes und Geschreies, unter welchen die Tänze stattfinden, entsteht unter ihnen keine Unordnung und sie behalten ihren gemessenen Schritt.“

„Dingaan zeigte mir seine, wie er sagte, kleinste Herde; jedes Thier derselben hatte einen weißen Rücken. Zwei meiner Leute nahmen eine Zählung vor, und dieselbe ergab 2424 Häupter. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß jede seiner braunen und schwarzen Herden zwischen 3000 und 4000 Ochsen zählt.“

Der Kaffer weiß sehr geschickt mit seinem Vieh umzugehen, und jedes Thier versteht, was irgend ein Schrei oder Zuruf bedeuten soll. Die europäischen Soldaten haben es häufig erfahren, wie ungemein schwierig es für sie ist, eine Herde Kaffervieh fortzutreiben. Die Kaffern betrachten, als eingefleischte Kuh- und Ochsendiebe, alle Thiere der weißen Leute gleichsam als ihr legitimes Eigenthum, und solche Diebstähle haben dann Repressalien zur Folge; man hat aber, wie gesagt, stets seine liebe Noth, solche Herde fortzubringen, falls nicht etwa Kaffern aus einem befreundeten Stamme dabei thätig sind.

Da, wo diese Halbnomaden noch nicht in nähere Berührung mit den Ansiedlern getreten sind, hat gemünztes Geld keinen Umlauf und die Kuh bildet den Werthmesser. Als ein großer Häuptling sich erkundigte, wie viele Kühe die Königin von England besitze, und dann erfuhr, daß mancher Unterthan einen größern Viehstand halte als die Herrscherin, verlor er vor dieser allen Respect. Er bemerkte stolz, daß er sein Vieh nach Tausenden von Häuptern zähle und daß keiner der ihm untergebenen Häuptlinge es wagen werde, so viele Kühe, Ochsen und Kälber zu besitzen, als er seinerseits; falls jedoch einer sich so weit vergessen wolle, werde er ihm alle Herden wegnehmen und den seinigen einverleiben! Die Königin von England werde wohl daran thun, in solcher Weise zu verfahren.

1. Milchgelte. 2. Biergefäß. 3. Bierseiher. 4. Wasserrohr. 5. Dichtgeflochtener Korb.

Die Kuh also ist Geld, selbst die Frauen werden nach diesem Werthmesser abgeschätzt; ein Mädchen ist so viel werth, wie acht Kühe, ungefähr in derselben Weise, wie bei uns 30 Silbergroschen auf einen Thaler oder 10 auf einen halben Gulden gehen. Bei uns Europäern sind viele Leute habsüchtig auf Geld, bei den Kaffern dagegen auf Kühe, die ja auch so gut wie Geld sind, und viele Fehden unter ihnen haben ihren Ursprung in unrechtmäßiger Aneignung des Viehs. Wenn die Europäer in den Kriegen mit ihnen nachhaltigen Erfolg haben wollten, mußten sie den Kaffern ans Leben, das heißt an die Kühe gehen. General Blank zum Beispiel hatte einmal etwa 3000 Stück eingebüßt; bald nachher trieb er seinerseits auf einmal mehr als 5000 fort; der ganze Krieg drehete sich um Kühe. Unter den obwaltenden Umständen konnte das gar nicht anders sein; man mußte den Kaffern so zu sagen ihr Commissariat abschneiden; hatte man ihre Kühe, so fehlte es den Kriegern an Nahrungsmitteln, d. h. an Milch, welche bei ihnen unser Brot ersetzt. Diese Praxis bewährte sich; sie kostete verhältnißmäßig wenig Blut; die Kaffern ließen mit sich reden, wenn sie keine Kühe mehr hatten.

Ein Kaffer, der eine stattliche Herde sein nennt, hat unter Seinesgleichen eine Stellung etwa wie bei uns ein Millionär

und ist im Stande, alle seine Wünsche zu befriedigen. Er kann täglich Fleisch genießen und so viel saure Milch trinken, wie ihm beliebt; er kann eine große Anzahl von Mädchen kaufen, denn das Stück kostet ihm durchschnittlich acht Kühe, und wenn es recht hübsch und prall ist, höchstens vierzehn. Er kann sich nach Herzenslust über und über mit Rindsfett einreiben, hat Leder vollauf, um allerlei Geräth daraus verfertigen zu lassen, und kann seine dunkelfarbige Person mit einer Unzahl von Thierschwänzen zieren. Er ist im Stande, den großen Mann zu spielen, und je mehr seine Herde anwächst, um so höher steigt er auch in der allgemeinen Achtung. Er ist nun kein „Bursch" mehr, der mit anderen „Jungen" in einer besondern Hütte wohnen muß, sondern er ist Mann, scheert sein Haupt, der Haarkranz auf demselben zeigt, daß er Frauen besitzt und seine eigene Wohnung hat. Er kauft eine Frau nach der andern, bauet für jede eine Hütte, kann vielleicht auch seinen besondern Kraal innehaben und ein Umnunzana, ein großer Mann, werden, welchen die Bursche als Inkosi, Häuptling, begrüßen.

Was kann ein Kaffer sich mehr wünschen? Vielleicht wächst überdies seine Herde so stark an, daß es ihm angemessen erscheint, junge, arme Leute um sich zu versammeln, denn solche kommen gern zum Reichen, welcher sie auf seine Kosten ernährt und ihnen in seinem Kraale Hütten giebt. So bekommt er eine Leibwache und zugleich Hirten und Aufseher für sein Vieh. Er bedarf einer solchen Mannschaft, denn auch in Afrika erweckt der Wohlstand großen Neid, und die Herden müssen beschützt werden. In jedem Stamme giebt es schlaue Viehdiebe, gegen deren List man auf der Hut sein muß.

Einer der verwegensten und schlauesten Räuber war Dutulu, von dessen waghalsigen Thaten man vielerlei zu erzählen weiß. Gewöhnlich verübte er seine Streiche im Dunkeln nach einem wohlangelegten Plane. Er vertheilte die Rollen unter seinen Spießgesellen, und während er selber mit einigen derselben die Eingänge zu den Hütten versperrte, trieben andere das Vieh aus der Isibaya fort. Wenn die Insassen der Hütten aus dem engen und niedrigen Eingange hervorkriechen wollten, wurden sie einer nach dem andern zu

Kafferviehh. Verkünstelung der Hörner.

Tode gespeert. So wurde ein Kraal ausgemordet, aber es konnte sich ereignen, daß man in einem benachbarten Dorfe Kunde von dem Vorgang erhielt und die Räuber verfolgte. Man suchte ihre Spuren, aber Dutulu hatte die Vorsicht, das gestohlene Vieh in der Art fortzutreiben, daß dergleichen nicht mit Sicherheit zu erkennen waren.

Andere Stämme lernten ihm seine Schliche ab, und oftmals gerieth er selber in die größte Gefahr. Einst wurde bei Nacht sein Kraal überfallen und der Feind lauerte vor der Oeffnung seiner Hütte auf, um ihn, sobald er zum Vorschein käme, mit der Hassagaye zu durchbohren. Er aber rollte seinen Ledermantel (Kaross) zusammen und steckte diesen aus dem Thürloch hervor. Seine Vermuthung war richtig; der Feind hielt das Lederbündel für den Mann, stach nach jenem und dabei fand dieser Gelegenheit, zu entwischen. Dann rief er seine Leute zusammen und vertrieb die Gegner. Auch in seinen alten Tagen trat er noch keck und kühn auf, und trieb zuweilen ganz allein ohne jeden Gehülfen eine Anzahl Kühe fort; er ist hundertmal verfolgt worden, wußte aber stets zu entkommen. Endlich jedoch bekam er seinen Lohn. Auf seinem letzten Raubzuge wurde er durch eine große Uebermacht in die Flucht getrieben; da kein Wald in der Nähe war, in welchem er hätte Schutz suchen können, so sprang er in einen tiefen Morast, duckte sich tief und verbarg sich unter seinem Schilde. Die Gegner folgten ihm nicht ins Wasser, warfen aber einen Speer nach dem andern gegen ihn, und um nicht durchbohrt zu werden, mußte er in seiner gefährlichen Lage verharren. Als ihm dieselbe unerträglich wurde, arbeitete er sich aus dem Morast hervor, wollte durchbrechen, machte auch noch einige Feinde nieder, fiel dann aber zu Boden und gab unter Hassagayestichen seinen Geist auf.

Der Kaffer hängt, wie gesagt, mit ganzer Seele an seinem Rindvieh, doch hindert ihn das nicht, dasselbe in einer Art zu quälen, die uns abscheulich dünken muß. Er thut es aber, damit das geliebte Vieh recht hübsch aussehen möge, und darüber hat er seine eigenen Ansichten. Außerdem ist es ja eine Erscheinung, welche wir überall bei den Wilden beobachten können, daß sie sich nicht so viel aus physischem Schmerze machen, wie die Weißen. Der Kaffer verziert

das Ohr der Kuh, indem er dasselbe zustutzt und durch Ein- oder Ausschnitte demselben verschiedene Gestalten giebt, zum Beispiel jene eines tief ausgezackten Baumblattes. Er schneidet Streifen aus der lebendigen Haut, welche er in Stränge zusammenflicht, welche dann vom Thiere herabhängen; auch weiß er dicke Knoten und Knollen in und aus der Haut aufzutreiben. Es wurde schon früher gesagt, daß es für eine große Zierde gilt, wenn von Kopf und Hals Hautlappen herabhängen. Wenn er solcherlei Zierrath herstellt, fällt es ihm gar nicht ein, daß er dadurch dem geliebten Thiere weh thue.

Manche Stämme geben nichts auf Künsteleien, zu welchen die Haut dienen muß, sind dagegen sinnreich in Bezug auf Verkünstelung der Hörner und haben darin eine große Geschicklichkeit. Wir Europäer wissen mit einem Kuhhorne nichts anzufangen und lassen dasselbe so, wie der liebe Gott es hat wachsen lassen. Der Kaffer aber versteht es, der Kuh das eine Horn nach vorn, das andere nach hinten überzubiegen; er richtet das eine kerzengerade in die Höhe, das andere eben so gerade nach unten. Zuweilen befleißigt er sich einer gewissen Symmetrie und biegt beide Hörner gleichmäßig derart nach hinten über, daß die Spitzen die Schultern berühren, oder er macht, daß die beiden Enden oben an einander stoßen und einen Bogen über dem Kopfe bilden. Manchmal sieht man Ochsen, an welchen die beiden Hörner zusammengewachsen sind und in eine hohe Spitze auslaufen. Diese Künstelei wird dadurch hervorgerufen, daß man die Hörner, sobald sie bei den jungen Thieren hervorwachsen, nach und nach lang zieht und ihnen die gewünschte Form giebt. Unsere Illustration giebt eine Vorstellung auch von diesem seltsamen Kopfschmucke. Das Verfahren, welches die Kaffern beobachten, ist schon vor neunzig Jahren von Le Vaillant beobachtet und beschrieben worden, insbesondere auch jenes, vermittelst dessen sie die jungen Hörner

Heimkehr von einem Raubzuge.

aus einander trennen, so daß das Thier deren vier bis acht bekommt. Seitdem sie die Säge kennen, bedienen sie sich derselben mit Geschicklichkeit. Die schäckige Kuh auf unserer Illustration ist ein widerborstiges Thier, welches eben fromm gemacht wird. Der eine Bursch hält sie an der Nase fest, der andere hält das eine Hinterbein am Stricke und so muß sie auf drei Beinen stehen, was ihr große Qual verursacht. Sobald sie unruhig wird, giebt ihr der dritte Mann einen derben Denkzettel mit dem Stocke. Diese Lection wird mehrmals wiederholt, und die Kuh ist dann fromm.

Der Kaffer nährt sich vorzugsweise von Milch, die er oft mit Hirsemehl mischt, so daß sie einen Brei bildet. Süße Milch gilt für unverdaulich; die frische Milch wird aus der Gelte in einen großen Korb gegossen, in welchem sich schon sauere Milch befindet. Die Masse geräth bald in Gährung, wird halbconsistent und ist nebenbei flüssig wie Molken. Diese gießt man ab und sie wird von Erwachsenen und Kindern getrunken. Die dickere Masse heißt Amasi und bildet so zu sagen das Brot der Kaffern. Europäern widersteht anfangs diese Speise, sie gewöhnen sich aber bald daran und genießen sie lieber als die Milch in einer andern Gestalt; sie schmeckt säuerlich und auch die Kinder der Weißen leckern sehr nach dieser gesunden Nahrung.

Der Ochs wird nicht bloß als Zug- und Lastthier verwandt, sondern auch zum Reiten benutzt. Einen Sattel legt man ihm nicht auf; der Kaffer balancirt auf dem scharfkantigen Rücken hin und her und lenkt das Thier vermittelst des Nasensteckens, an dessen obern und untern Theil er einen Strick befestigt hat. Ein eleganter Reiter ist er nun keineswegs, er schlenkert mit den Armen hin und her und bewegt die Ellenbogen bei jedem Schritt und Tritt des Ochsen auf und ab. Für den Europäer ist das Reiten auf diesen Thieren unangenehm und beschwerlich. Unsere Illustration zeigt, wie der Kaffer den Ochsen als Packthier und zum Reiten

verwendet. Der wohlbeleibte Häuptling kommt von einem siegreichen Raubzuge gegen den Kraal eines Feindes zurück. Er ist geschmückt, wie es einem Häuptling und Krieger zukommt, und raucht, zufrieden über den Erfolg, seine Pfeife Taback. Zum Reiten nimmt man gewöhnlich einen Ochsen, welchem die Hörner abgesägt worden sind, damit der Reiter, wenn er vornüber fällt, sich nicht an den Spitzen verwunde; manchmal wählt man aber auch ein Thier, welchem beide Hörner nach abwärts gebogen wurden, oder wo sie schlaff an den Backen hinunter baumeln. Die Krieger im Hintergrunde treiben das erbeutete Vieh weg, nachdem sie den Kraal in Brand gesteckt haben.

Drei afghanische Typen.

Der Afghanenherrscher Schir Ali Chan und sein Gefolge in Indien.

Durch meinen Freund und Landsmann, Dr. G. W. Leitner, den bekannten Erforscher Dardistans und gegenwärtigem Chef eines Collegs in Lahore, erhielt ich Originalbilder, die einige Momente aus der wichtigen Begebenheit der Zusammenkunft Schir Ali Chan's, des gegenwärtigen Herrschers in Afghanistan, mit Earl of Mayo in Amballah

Kriegsminister. Schir Ali. Mehemmed Nur.

1869 darstellen. Es mögen daraus hier drei Typen dargestellt werden.

Auf dem Bilde sitzt Schir Ali Chan in der Mitte; hinter ihm befindet sich sein Vezir und sein erster Rathgeber in militärischen Angelegenheiten, die eigentlichen Leiter jener ganzen politischen Transaction. Der Vezir, Namens Mehemmed Nur, mit einem Turban bekleidet, soll mit tiefer Einsicht begabt sein und Schir Ali, diesen Nachfolger Dost-Mohammed's, auch gänzlich beherrschen. Der militärische Begleiter, ein höchst charakteristisches Gesicht zur Schau tragend, läßt in jedem Zuge Spuren des afghanischen Hochmuthes und militärischen Kastensinnes erkennen. Er lehnt die linke Hand auf den Rücken seines Herrschers, was gar nicht so wunderbar ist; pflegten sich doch sogar afghanische Bauern mit dem verstorbenen Herrscher Dost Mohammed Chan zu zanken und in heftigsten Wortstreit einzulassen, als sie, um Gerechtigkeit zu erflehen, an den Stufen seines Thrones erschienen.

Schir Ali zeigt in seinen Zügen einen Ausdruck von Gelassenheit und Sanftmuth, stark untermischt mit den Spuren, welche ewige Kämpfe und Sorgen in denselben zurückgelassen haben. Trotzdem daß er von Kindheit auf in Kampf und Fehde, in Zank und Hader großgezogen worden, scheinen doch die Zwistigkeiten in den letzten Jahren ihn am meisten in Anspruch genommen zu haben. Einmal auf der Spitze seines Glückes angelangt, stand er das andere Mal wieder, seiner sämmtlichen Ländereien beraubt, an dem Rande des Ruins seiner Größe. Daß er ein Herz voll edler Gefühle besitzt, beweist am besten der Umstand, daß er seinen herbsten Unglücksschlag in dem Verluste seines Sohnes fand, welcher in der Schlacht bei Kedisch-baz neben Kelat-i-Ghilzi fiel. Der arme Mann konnte von der Leiche seines Sohnes nur mit Mühe entfernt werden. Drei Tage lang nahm er weder Speise noch Trank zu sich, und der Trübsinn, der das Aergste befürchten ließ, wollte Monate lang nicht von ihm weichen. Sein Anzug bildet das bunteste Gemisch von Nationaltrachten. Sein Unterkleid ist streng afghanisch, das Oberkleid heratisch, aber nach bocharischer Art mit Gallonen verziert; das Schwert besitzt eine özbegische Form, während seine Kopfbedeckung wie auch die seines Gefolges aus dem turkomanischen kurzen Telpek (Pelzmütze) besteht. Diese Kopfbedeckung ist die passendste für kriegerische Leute, ist weder schwer noch groß und verleiht dem Träger einen martialischen Anblick.

Ohne unbescheiden sein zu wollen, wollen wir nur noch die geehrten Leser darauf aufmerksam machen, daß dies die ersten Bilder sind, welche von Mittelasiaten nach Originalphotographien nach Europa gekommen sind.

H. Vambery.

Nordamerikanische Stimmen über Deutschland und Frankreich.

A. Die Stellung, welche man in England uns Deutschen gegenüber eingenommen hat, ist zum mindesten eine zweideutige. Wir finden das ganze Benehmen der britischen Regierung wie der meisten Tonangeber in der Londoner Presse kleinlich, pfundsterling-einfältig und nicht einmal pfennigklug. Dasselbe erregt überall im deutschen Volke Widerwillen und Abneigung gegen John Bull, dem doch nach und nach viel von seinem vielgerühmten gesunden Menschenverstande abhanden gekommen ist; man bemerkt an ihm nichts mehr von der einst gepriesenen „Erbweisheit ohne Gleichen“. Wir haben schon in einer frühern Nummer unserer Zeitschrift hervorgehoben, daß ihm der alte Geist abhanden gekommen sei. „England slides downwards“; es geht bergab mit ihm, seitdem es seine alten Ueberlieferungen hat fallen lassen.

Wir wollen an und für sich gegen das Profitmachen, welches den Engländern über Alles geht, nichts einwenden, meinen aber, daß Ehrgefühl und Logik zwei Factoren seien, welche gleichfalls ihre Berechtigung in sich tragen. In England hat man beiden den Rücken zugewandt. Man war „neutral“, aber wie?

Da steht ein Abenteurer, ein eidbrüchiger Despot, an der Spitze einer von ihm geknechteten Nation, die binnen achtzig Jahren ein Dutzend verschiedene Regierungen und Regierungsformen ertragen und weggeworfen hat und unablässig in Delirien hin und her taumelt. Der Abenteurer ist ein systematischer Lügner, wie das Volk selber, welches vor ihm sich beugt, unablässig in einem Ocean von Lügen schwimmt. Indeß, dieses Volk ist wankelmüthig; der Despot fängt an zu begreifen, daß er ferner nicht auf sicherm Boden stehe; er muß das Volk beschäftigen, der wilden Leidenschaft Nahrung geben, die Gährungsstoffe nach außen hin ablenken. Deshalb setzt er zum dritten Male das lächerliche Gaukelspiel einer allgemeinen Abstimmung in Scene, und das „Plebiscit“ giebt ihm achthalb Millionen Stimmen. Die Geistlichkeit hat ja den Bauern verkündet, daß jener eidbrüchige Abenteurer, welcher sich den Purpurmantel über die Schulter geworfen, der „Retter und Heiland Frankreichs und der Kirche“ sei.

Der Abenteurer seinerseits ist den alten Ueberlieferungen der Franzosen treu geblieben. Ihre Politik ist seit drei Jahrhunderten eine Politik der Raubsucht. Mit nur wenigen Ausnahmen sind alle Kriege, von welchen Europa heimgesucht wurde, von Seiten Frankreichs angezettelt worden, und jedesmal war es dabei auf Eroberung und Vergrößerung abgesehen. Der Abenteurer, welcher sich als einen Hort des Friedens hingestellt, führte einen Krieg nach dem andern und hielt ganz Europa in Spannung. Er löste Nizza und Savoyen von Italien ab, nahm dem Kaiser von Annam das cochinchinesische Gebiet, wollte sich zum Schutzherrn des gesammten vormals spanischen Amerika aufwerfen, zerrüttete Mexico, trachtete nach dem Besitze von Luxemburg und Belgien, wollte die deutschen Rheinlande einverleiben und begann unter den nichtigsten und frevelhaftesten Vorwänden den Raubkrieg gegen Deutschland, um endlich „das europäische Gleichgewicht“ festzustellen!

Haben die „Neutralen“, England voran, auch nur das Mindeste gethan, dieses Raubattentat zu verhindern? Nun sahen wir, wie dieser Xerxes von der Seine, der sich auf seine Soldateska verließ, binnen wenigen Wochen zu Boden geschlagen und ein Heer, welches sich für das beste und tapferste der Welt hielt, in unsere Gefangenschaft abgeführt wurde. Der Abenteurer sitzt in einem vergoldeten Käfich, und die durch und durch corrumpirte Nation, die seiner würdig war,

wie er derselben vollkommen würdig ist, überschüttet den Abenteurer, vor welchem sie so lange hündisch im Staube gekrochen, mit einer Fluth von Schmähungen. Aber die Franzosen selber sind es, welche einen solchen Mann in einer solchen Stellung möglich gemacht haben; sie waren in ihm gleichsam Fleisch geworden. Als er den Krieg erklärte, jubelten sie ihm in wildem Taumel ihren Beifall zu, und wäre er Sieger geblieben, kein Zweifel, sie würden eine Apotheose für ihn veranstaltet und seine Willkürherrschaft, als corrumpirte Sklaven, die sie waren, mit Wonne ertragen haben. Sie wären ja die grande Nation geblieben und er hätte sie über und über vollgestopft mit Gloire. An hochtönenden Lügen und Phrasen hätte auch kein Mangel sich verspüren lassen, und was verlangt der civilisirte Durchschnittsfranzose mehr? Nun aber ist das Glück dem Imperator abhold gewesen und so treten sie denn ihn, der doch ihre eigentliche Incarnation ist, mit lackirten Stiefeln, mit Ballschuhen und mit Holzpantoffeln zu Boden; sie schmähen ihn und speien ihn an. Mag sein, — aber sie sollten das Alles auch sich selber thun.

Wer möchte Mitleid mit jenem verlogenen Abenteurer oder seinem eben so durch und durch verlogenen Volke haben? Der Dichter ist ein Prophet. Passen nicht buchstäblich die Verse, welche Aeschylus in den Eumeniden (522 ff.) dem Chor in den Mund legt, auf jenen Napoleon und seine Franzosen?

„Wer in tollkühnem Trotz die Schranken sprengt
Und Alles wild umrüttelt ohne Fug und Recht,
Er muß wohl die Segel einziehn,
Wenn ihn des Sturmes Gewalt erfaßt.
Er ruft — kein Ohr hört ihn — aus dem Wirbelstrom,
Der wild ihn umfluthet.
Es lacht ein Gott ob des Mannes Unmuth,
Sieht ihn in Mühn ungeahnten, schweren Kampfes
Ermatten, daß er nimmer die Höhen gewinnt.
Da bricht sein altes Glück in Trümmer
Endlich am Fels des Rechts; er sinkt.
Keiner beklagt und vermißt ihn!“

Ja, Poëta vates. Das übermüthige Frankreich, welchem das „conduire le monde“ nicht aus dem Sinne zu bringen war, welches wieder einmal einen längst geplanten Raubkrieg gegen uns unternahm, es liegt in Trümmern. Deutschland, das ruhm- und siegreiche, will sich nun für alle Zukunft gegen neue Raubüberfälle des zu Boden geworfenen und racheschnaubenden Erbfeindes sicherstellen. Es hat dafür ungeheure Opfer gebracht, es ist herausgefordert worden, es hat sich gewehrt, es ist in seinem besten Rechte. Was thut John Bull? Er klagt uns der Maßlosigkeit, des Mangels an Großmuth an, er ballt ärgerlich die Faust, weil wir einig und dadurch mächtig geworden sind; wir bedrohen Europa, wir verrücken das Gleichgewicht, wir sind danieder gedrückt durch feudale Zwangsherrschaft. John Bull ist zu einem französirenden Sympathiemob geworden. In seinem insular beschränkten Kopfe ist sein früherer common sense latent geworden. Daß der Mob auf den Londoner Gassen den Pariser gentilhommes de la rue Beifall ruft und — er, der Londoner Mob! — uns Deutsche als rohe, erbarmungslose Barbaren hinstellt, berührt uns nicht weiter, denn jenes Treiben ist absurd. Aber widerwärtig erscheint die Heuchelei John Bull's. Er hat kein Wort des Tadels für die, welche den Raubkrieg wollten, ihn anfingen und die allein alle Schuld für das Unheil tragen, welches sie heraufbeschworen. Seine Gier nach Profit suchte er durch eine Sentimentalität zu verdecken, die lächerlich erschiene, wenn sie nicht so verächtlich wäre. Noch widerwärtiger ist jedoch, wie er sich seiner Wohlthätigkeit gegen die ausgehungerten Pariser rühmt. Die Waffenlieferungen haben ihm, dem „Neutralen“, viel Geld eingebracht; die Lieferungen an Lebensmitteln haben neben der Wohlthätigkeit auch noch einen andern Zweck. Seht, das sagt man den Franzosen, wir springen Euch bei, wir senden Euch Butter und Fische, Käse und Fleisch, Mehl und Kartoffeln. Nun werdet Ihr uns doch nicht etwa den Handelsvertrag kündigen? Darin liegt des Pudels Kern.

Auch in Nordamerika hat die Regierung eine seltsame Neutralität uns gegenüber beobachtet. Bruder Jonathan ist gleichfalls ein Mann des Profitmachens und in dieser Beziehung ein potenzirter John Bull; er hat noch viel weniger Scrupel als dieser und berechnet schlauer. Also verkaufte er an Waffen und Kriegsbedarf, was verfügbar war; der biedere Präsident Grant ließ sein Kriegsministerium gewähren und stellte seinerseits den Schacher erst in der Mitte Februars ein, als unsere deutschen Landsleute ihm mit Fracturschrift die Niederträchtigkeit einer solchen Art von „Neutralität“ klar machten. Naiv ist übrigens die Antwort eines Yankee. Ein Deutscher machte ihm Vorwürfe wegen seiner Waffenlieferung an die Franzosen. „Ereifern Sie sich doch darüber nicht, die Waffen fallen ja doch den stets siegreichen Deutschen in die Hände; ich liefere sie also eigentlich an Ihre Landsleute, welche die Waare umsonst bekommen!“

Die deutsche Presse in Nordamerika hat sich, ohne Ausnahme der Partei, seit Anbeginn des großen Krieges durchaus wacker und patriotisch gezeigt. Die Republikaner deutscher Nationalität sind nicht so gimpelhaft gewesen, der von der Gasse aus improvisirten französischen „Republik“, welche ja von vornherein ein Unding und ein Zerrbild ist, und deren eigentlicher Repräsentant der aus Italien stammende semitische Dictator Gambetta war, auch nur die Dauer eines Jahres zuzutrauen. Sie ist ja thatsächlich ohnehin schon nach wenigen Monaten wilder Willkür in Wasser zerronnen. Unsere Landsleute begreifen, daß dieser Kampf einen weltgeschichtlichen Abschnitt bildet, daß durch ihn eine neue Culturepoche eröffnet wird, welche vorzugsweise durch das germanische Element ihr Gepräge erhalten muß. Die deutsche Cultur wird bestimmend werden; die romanische Civilisation hat ihre frühere Herrschaft eingebüßt, sie wird fernerhin nicht mehr conduire le monde, sondern in die zweite Linie zurücktreten.

Die eigentliche anglo-amerikanische Parteipresse, welche weder das irische noch das teutonische „Votum“ verletzen wollte, lavirte, den großen Begebenheiten gegenüber, hin und her und verwickelte sich in mancherlei, zum Theil komische Widersprüche. Einzelne Blätter jedoch hatten sichere Fühlfäden, z. B. der „Newyork Herald“. Wir wollen zeigen, wie er die Dinge auffaßt und daß er in mancher Beziehung den richtigen Treffer hat. Auf keinen Fall verdient er den Vorwurf, „franzosentoll“ zu sein. Er macht den „Galliern“ ihren Standpunkt klar.

* * *

„Frankreich,“ so schreibt der „Herald“ (1. Februar), „ist zermalmt, ist zu Boden geworfen worden. Es hat binnen wenigen Monaten durch einen einzigen Feldzug härtere Verluste und stärkere Demüthigungen erfahren, wie in allen Kriegen der letztverflossenen zwei Jahrhundete. Es giebt in der Geschichte kaum ein anderes Beispiel von so arger Selbstbethörung und einer so erstaunlichen Züchtigung dafür. Wie Cleopatra, die Schlange vom Nil, durch ihre sirenenhaften Schmeichelworte den Marcus Antonius zu Grunde richtete, eben so ist der Zauber, welchen der Rhein ausübt, Frankreichs Verderben. Im Juli zog Napoleon, in jener wahn-

witzigen Selbstbethörung, mit seiner Armee aus und verkündete Eroberung und Gloire für die Franzosen, welchen er den Rhein geben wollte. Paris jubelte ihm zu; die Heere wurden geschlagen, die Pariser belagert, dem Hunger und den Granaten preisgegeben, und nun ist die sogenannte Hauptstadt der Civilisation dem herausgeforderten Feinde überantwortet.

Ludwig Napoleon wollte keinen Hohenzoller auf dem Throne Spaniens dulden. Hat es jemals einen so kahlen und schalen Vorwand für eine so durch und durch verbrecherische Thorheit gegeben? Aber genau besehen, war es nicht der Hohenzoller, es war der Rhein, wegen dessen Napoleon den Krieg begann; es ist Paris, es sind die Franzosen gewesen, welche ihn zu demselben drängten. Da saß er so stolz in den Tuilerien, dieser absolute Gebieter Frankreichs; er thronte dort „kraft des Willens der souverainen Nation" und galt für den Schiedsrichter über ganz Europa. Viermalhunderttausend streitbare Soldaten konnte er ins Feld stellen; diese hatten Chassepots und Kugelspritzen und hielten sich deshalb für unüberwindlich. Seine Zeughäuser und Gießereien konnten jeden Bedarf befriedigen, seine Ostgrenze starrte gleichsam von Festungen, seine Panzerflotte war fast so stark wie jene Englands. Und da war obendrein die grande Nation, welche nahezu vierzig Millionen Seelen zählt, und da war auch das stolze, lebenslustige Paris, — das Herz von Frankreich, das Herz der Welt, wie es selber sagt. Was konnte Deutschland gegen das Alles ausrichten? Frankreich wollte und mußte die Rheingrenze haben und ganz Paris rief im Siegestaumel: „Nach Berlin!"

Das war im Juli 1870. Und nun, Ende Januars 1871. — Wo ist Napoleon? — Was ist aus Paris, was aus Frankreich geworden? Die „unnahbare, heilige Hauptstadt der Welt", — sie ist in der Gewalt der Deutschen; — „die herrlichste Armee der Welt", — sie lebt noch, aber diese weiland kaiserlichen Legionen sind gefangen in Deutschland; — die furchtbaren Grenzfestungen, sie sind in der Gewalt der Deutschen. Die eisergepanzerten Schiffe konnten gegen die deutsche Küste nichts ausrichten, denn alle Einfahrten waren durch Höllenmaschinen unzugänglich gemacht. Und die „erste Nation der Welt", die „große Nation", sie ist nun demoralisirt, eingeschüchtert, niedergeschlagen, matt und erschöpft durch Niederlagen, Schläge und Verluste, die ihres Gleichen nicht haben. Nun schmachtet sie nach Frieden; nun wird sie doch genug haben vom Rhein? Von Wörth an sahen wir bei Gravelotte, wo Bazaine 20,000 Mann verlor, nachdem bei Wörth Mac Mahon in wilde Flucht getrieben war, — bei Sedan, wo Mac Mahon's zweite Armee sammt dem Kaiser gefangen wurden, eine ununterbrochene Reihefolge von Niederlagen, die Uebergabe von Straßburg und von Metz, die Capitulation von Paris.

Das waren die Folgen der vermessenen Selbstüberhebung und Selbsttäuschung. Frankreich ist durch sich selber zu Grunde gerichtet worden. Es hat fruchtbaren Boden, gutes Klima, Eisenbahnen, Seeküsten und industrielle Begabung, und so mag es sich wirthschaftlich nach und nach wieder erholen können. Aber seine tonangebende Rolle ist zu Ende; es ist nicht mehr Schiedsrichter über Europa; die Deutschen haben ihm einen Riegel vorgeschoben, und so wird es fortan nicht mehr seine Grenznachbaren unablässig beunruhigen und benachtheiligen können.

Die deutsche Volksfamilie ist nun eine Einheit geworden. Das deutsche Kaiserreich ist viel mächtiger, als Frankreich je gewesen. Deutschland hat nun die Stellung errungen, welche Frankreich sich früher angemaßt, aber kein Zweifel, — es wird seine Gewalt geltend machen als ein Schirmer des europäischen Friedens, nicht, wie jenes, als Störer des Friedens. Bismarck hat sein großes Ziel erreicht; Deutschland steht einig da. Aber das deutsche Volk ist nicht aggressiv und seine Heereseinrichtung ist nicht auf den Angriff berechnet. Nun gewinnt Deutschland seine Vertheidigungslinie wieder, die Vogesen mit eingeschlossen; es wird sie zu bewachen verstehen und die Franzosen werden sich doppelt und dreifach besinnen, ehe sie wieder einen Angriff wagen.

Nun erst wird Frankreich wieder auf seine natürlichen Grenzen angewiesen; das Rheinfieber wird ihm möglicherweise aus Leib und Knochen herausgefahren sein. Wenn sein Volk verständig ist, so befleißigt es sich des Friedens und entwickelt seine inneren Hülfsquellen. Eine neue Epoche hat begonnen. Gleichviel ob Frankreich wieder Kaiserreich, Königreich oder Republik wird, — es kann auf die Dauer niemals wieder das Frankreich der Bonapartes, der Bourbons oder der rothen Republik werden. Gegenwärtig ist es in der Gewalt des Kaisers Wilhelm, und wir zollen Anerkennung der großartigen Auffassung des Grafen Bismarck, welcher den Franzosen so annehmbare Bedingungen gestellt hat. Der deutsche Eroberer hätte die Bonapartes oder die Bourbons zurückführen können, das stand in seiner Macht, aber er läßt dem Volke freie Wahl; es darf eine Nationalversammlung wählen und es kann sich selber die Regierungsform geben, welche es für ersprießlich hält.

Die Deutschen haben einen Beweis von Klugheit und Mäßigung gegeben, indem sie die Besatzung von Paris nur entwaffneten und dieselbe nicht gefangen abführten. Wie sehr sticht diese Mäßigung der Deutschen vor Paris ab gegen das Verfahren, welches der erste Napoleon in Berlin, Wien und anderen Hauptstädten beobachtete! Die Deutschen zeigen sich versöhnlich, und wenn die Franzosen Verstand haben, so müssen sie das anerkennen und dann auch die Rothen zum Schweigen bringen.

Frankreich wird ferner nicht im Stande sein, Deutschland zu überfallen, denn es ist nun vom Rhein hinweggeschoben worden und weiß auch, daß es nicht auf eine Zersplitterung und Verkleinerung Deutschlands rechnen darf, daß es vielmehr dessen Einheit respectiren muß. Hoffentlich hat das letztere im Verlaufe des nächsten Vierteljahrhunderts an den Franzosen ruhige Nachbaren. Bevor England mit Napoleon ein „herzliches Einverständniß" schloß, riefen die Franzosen: Rache für Waterloo! Sie werden nun wohl um Rache schreien für Wörth, Sedan, Metz, Straßburg, Paris 2c. Bis auf Weiteres jedoch haben sie viele Schäden auszubessern und viel Versäumtes nachzuholen; bei ihnen ist Raum in Fülle für Reformen, namentlich in Betreff der Volksbildung.

Das deutsche Reich bildet in seiner gewaltigen Macht eine unantastbare Schranke. Die Politik der europäischen Diplomaten wird künftig eine friedliche sein müssen, nicht mehr dictatorisch, wie bisher jene Frankreichs, sondern in Bezug auf die gegenseitige Stellung der Völker und Staaten conservativ. Raub- und Eroberungskriege haben nun keine Aussicht auf Erfolg. Frankreich hat eine derbe, wohlverdiente Lehre erhalten; möge es für sich Nutzen aus derselben ziehen.

Das neue Deutschland, wie es nun da steht, ist die stärkste Macht in Europa, welche, falls sie wollte, allen ihren Nachbaren Gesetze dictiren könnte. Es hat sich klar herausgestellt, daß die Deutschen die kriegstüchtigste Nation sind, aber wer ehrlich ist und die Wahrheit sagen will, muß zugeben, daß sie auch das friedlichste und verständigste Volk Europas bilden. Getheilt waren sie Frankreichs Spielball und wurden von ihm beraubt. Ludwig Napoleon glaubte

schlau zu verfahren, als er aus der Getrenntheit Vortheil zu ziehen gedachte; aber er verrechnete sich und beförderte im Nu die Einheit wider seinen Willen. Der Krieg kann unter Umständen größern Nutzen bringen als der Frieden, und das ist diesmal für Deutschland der Fall gewesen. Er hat den Deutschen die so nothwendige und langersehnte Einheit gebracht, und diese wird für Deutschland selber wie für ganz Europa die wohlthätigsten Folgen haben."

Zur Beurtheilung eines tropischen Klimas.

Ueber wenige Dinge herrschen so unklare Vorstellungen, als über das tropische Klima, und dies ist natürlich genug, da die Wissenschaft noch keine festen Principien hat niederlegen können, feinen schädlichen Einfluß zu beurtheilen, und die bei den einzelnen Localitäten dafür vorwaltenden Gründe gegenseitig abzuschätzen. Im Allgemeinen steht es fest, daß jede Menschenrace ihre volle Gesundheit nur innerhalb desjenigen Klimas, für das die Natur sie geschaffen hat, bewahren kann, und daß der Europäer in Afrika bis zur Acclimatisation (soweit eine solche möglich ist) ebenso kränkeln wird, als der nach dem Norden versetzte Neger, oder der Serrano an der peruanischen Küste am Fieber, der Küsten-Indianer auf der Sierra an Brustkrankheiten zu Grunde geht.

Für Manchen liegt das Ungesunde des Klimas vorwiegend in der Hitze, während die Temperatur doch nur Eins der im Klima mitwirkenden Agentien ist, und der Gesammteffect des Klimas sich in weit complicirterer Weise aus einer Menge von Factoren zusammensetzt. Das Tödtliche des afrikanischen Klimas für den Europäer ist wahrscheinlich der Hauptsache nach in der verschiedenen Vertheilung der Luftelektricität zu suchen, und dem daraus folgenden Mangel des, für jenen normalen, Reizes, der in der Heimath desselben die Haut beständig durch die Umgebung und die Lungenvesikel mit jedem Athemzuge trifft.

Besonders eingehend ist das Klima der Tropen in denjenigen Gegenden studirt worden, wo sich europäische Niederlassungen in demselben finden, also Aerzte und sonst wissenschaftlich gebildete Männer Gelegenheit zu Beobachtungen hatten, vor Allem deshalb in den beiden Indien. Im östlichen wurde man zunächst auf die Malaria aufmerksam, d. h. die Ausdünstungen der Dschengelwälder, die von den Eingeborenen selbst gefürchtet werden, und die sich am schädlichsten bei gleichzeitiger Feuchtigkeit zeigen, vorzugsweise am Anfang und am Ende der Regenzeit, wenn der durchhitzte Boden zuerst wieder Nässe empfängt oder wenn er die letzten Reste derselben durch Auftrocknen abgiebt. Zugleich trat der bedeutende Unterschied hervor zwischen den Niederungen, den tiefen, am Ufer des Meeres, außerdem auch vielleicht an dem Delta der Flüsse gelegenen Strichen und den höheren Berggegenden, in deren reinerer Luft man deshalb auch die „Sanitarien" von Kotagherry, Utacamand, Simla u. s. w. anlegte, obwohl nicht die Höhe allein einen Ort schon gesund macht, wie sich z. B. in Seringapatam, das trotz der Erhebung ungesund ist, zeigt.

Es folgt aus der Natur der Sache, daß die anfänglichen Colonien der Europäer vielfach in den ungesundesten Localitäten begründet wurden, und zum Theil auch jetzt noch solcher nicht entrathen können, denn da ihr Zweck der Handel, also Nähe des Meeres unumgänglich ist, sind sie auf die diesem benachbarten Punkte hingewiesen, also mit wenigen Ausnahmen auf tief gelegene Länder. Man ist allmälig auf manche Vorsichtsmaßregeln aufmerksam geworden. Indem man Batavia, so lange das weite „Grab der Europäer", eine kleine Strecke zurück auf bereits sich erhebenden Grund verlegte, hat sich der Gesundheitszustand dort seit Anfang dieses Jahrhunderts bedeutend gebessert, und überhaupt wird jeder Platz durch längere Besiedelung gesunder werden, da mit der Dauer derselben die Dschengelpflanzen mehr und mehr ausgerottet und ihr Nachwachsen verhindert wird, wogegen die Malaria*) besonders dann gefährlich wird, wenn der Boden wieder sich selbst überlassen verwildert, wie in Ahmedabad. Die englischen Aerzte sprechen von einem „Haften der Malaria an der Belaubung der Bäume", und es tritt jedenfalls mit Ausrodung der Wälder in der dann offnern Gegend eine Besserung des Gesundheitszustandes ein, während das Ausroden noch stattfindet dagegen eine Verschlechterung, da dann dem aufgewühlten Boden die Miasmen in voller Kraft entströmen. Aus unrichtiger Deutung dieser Beobachtung hat sich ein sonderbares Mißverständniß in Bezug auf die Gegenden des Reisbaues gebildet, und wegen des ungesunden Charakters, den man denselben glaubte beilegen zu müssen, ist den Indiern selbst der Rath gegeben worden, statt Reis doch lieber Korn oder Mais zu bauen, während der Reis (mit Ausnahme des Hügelreis) eben große Nässe verlangt, und diese Nässe selbst die Möglichkeit eines andern Anbaues ausschließt. Insofern der Reis hohe Feuchtigkeitsgrade für seine Cultur voraussetzt, wächst er allerdings in Gegenden, die als ungesunde zu bezeichnen sind, insofern er indessen dort jetzt angepflanzt werden kann, müssen dieselben für verhältnißmäßig gesunder gelten, als damals, ehe noch die sie früher bedeckenden Wälder für Culturzwecke gelichtet waren.

Um das besondere Klima eines Ortes und seinen Effect zu beurtheilen, kommen nun noch verschiedene andere Gesichtspunkte in Betracht, die von der geographischen Lagerung abhängen: ob die Regenzeit mit den östlichen oder westlichen Winden (je nach dem Streichen der Bergketten) eintritt, ob sie darnach mit dem Sommer oder Winter zusammenfällt, ob, wenn periodische Flußüberschwemmungen stattfinden, das Zurücktreten derselben in die Dauer der größten Hitze fällt u. s. w. Das letztere ist z. B. bei Calcutta der Fall, und das Ungesunde seines Klimas wird noch dadurch vermehrt, daß die östlichen Winde über die Sanderbands hinstreichen, sich also mit den Miasmen dieser undurchdringlichen Dschengelwälder schwängern. Ueberhaupt können alle Plätze rings der eingeschlossenen Bucht von Bengalen, als frischer Luftströmungen entbehrend, zu den mehr oder weniger ungesunden gerechnet werden, obwohl die früher unverdientermaßen verrufenen an der hinterindischen Küste jedenfalls nicht mehr (zum Theil weniger), als die gegenüberliegenden.

Sehr viel ist in letzter Zeit über das Klima Saigongs gesprochen worden, eines Platzes, der allerdings nicht zu den gesundesten auf der Erde gehört, der aber jedenfalls weit

*) Malaria is lessened by cultivation (nach Morehead), increased when lands have been deserted and allowed to run waste, und so hat die europäische Occupation eines Tropenplatzes auch immer dazu beigetragen, seinen Gesundheitszustand zu verbessern, wogegen erste Ansiedlungen verderblich zu sein pflegten.

besser ist, als sein Ruf. Das Klima Saigongs wurde kürzlich in einer Broschüre berührt, die auch im „Globus“ eine freundliche Beachtung erhalten hat, welche indeß, weil sie die deutschen Interessen in Ostasien als ihr Ziel betrachtete, und die Saigongfrage nur nachträglich in Beobachtung nahm, sich auf Anführung einiger Autoritäten beschränkte, ohne eine selbständige Ansicht auszusprechen. Käme es darauf an, so würde nichts leichter sein, als die Sache Saigongs in ein gutes Licht zu setzen. Allerdings liegt Saigong in den Tropen, allerdings liegt es in einer Niederung, allerdings im Delta eines Flusses, und es theilt also alle Nachtheile, die den Tropengegenden im Allgemeinen und denen der Niederungen sowie der Delta-Länder noch im Besonderen zukommen. Aber unter den durch sonstige geographische Lage Saigon gleichgestellten Orten ist jenes durch vielerlei Vorzüge begünstigt, indem es bereits von den frischen Passaten des großen Oceans profitirt und die Ueberfluthungen des Mekhong unter den vortheilhaftesten Verhältnissen verlaufen, weil in dem großen See Kambodias ein natürliches Abzugsbecken findend, wie es Moeris für Aegypten herstellen wollte. Die schon seit Jahrhunderten (seit Verlegung der kambodischen Hauptstadt) angebaute Umgebung Saigongs ist in weite Reisfelder verwandelt, ähnlich der Bangkoks, einer Stadt, deren günstiger Gesundheitszustand durch Dr. Bradley's langjährige Beobachtungen und Anderer genugsam bekannt ist, obwohl sie in der innersten Ecke der siamesischen Bucht gelegen, von einer weit dichtern Luftatmosphäre umgeben ist, als das dem vorspringenden Cap St. James genäherte Saigong. Die relativen Vorzüge*) des cochinchinesischen Klimas sind früher auch stets anerkannt worden, von Kosler und White bis auf Bissachére, Crawfurd und seine Nachfolger, und bei einiger Ueberlegung erklärt es sich leicht, warum Saigong neuerdings zu so unverdientem schlechten Ruf gelangt ist. Als die Franzosen, die damals durchaus keine realen Interessen in Ostasien zu vertreten hatten, ihren zwecklos durch Missionsstreitigkeiten angeregten Krieg mit Annam beendeten und Saigong besetzten, wollte sich Niemand recht mit dieser neuen Besitzung befreunden, weder die Steuerzahler in der Heimath, noch die nach diesem für französische Lebenslust sehr langweiligen Winkel der Erde geschickten Beamten. Mit Ausnahme einiger von der kaiserlichen Regierung besoldeten Schreibern machte deshalb Jeder gern seinem Unmuth über diese lästige Bürde durch Klagen Luft, und da die Engländer sich gleichfalls bemühten, Saigon, das sie nur ungern in fremden Händen sahen, als saure Trauben zu verschreien, so kamen die Angriffe von allen Seiten, von Freund und Feind, ohne daß Jemand besonderes Interesse darin hätte finden können, sich zum Vertheidiger dieses Prügeljuden aufzuwerfen. Dazu kam, daß die Verluste der Franzosen bei der Belagerung Saigongs allerdings ganz enorme gewesen waren, und die Länge der Todtenlisten einen bleibenden Eindruck zurücklassen mußte. Die außergewöhnlichen Verhältnisse bei einem Feldzuge in einem vorher nicht besetzten Lande können indeß nicht als Maßstab dienen, denn in ähnlicher Weise litten die Engländer auf das Entsetzlichste im birmanischen Kriege, wo bei Rangun campirende Regimenter 260 pr. Mille verloren, ohne daß deshalb dem Klima Ranguns ein specieller Vorwurf zu machen wäre, da es sich vielmehr seitdem als ein unter den Tropen besonders erträgliches erwiesen hat. In Saigong trug die geringe Vertrautheit der französischen Marineärzte mit den Tropenkrankheiten (besonders den ostindischen) dazu bei, das Klima Saigongs in Verruf zu bringen, indem sie verschiedene in den dortigen Breitengraden ganz gewöhnliche Krankheitserscheinungen durch seltsame Beschreibungen ausstaffirten und mit schreckbaren Namen belegten. Professor Hartmann machte in einer Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin darüber einige interessante Mittheilungen. Die französischen Soldaten sind überhaupt wenig geeignet, die Garnison einer Tropenstation zu bilden, mehr wie das Klima tödtet sie l'ennui*), wie Thévenot bemerkt, und da Frankreich in der ersten Zeit seiner Besetzung eine ungewöhnlich starke Besatzung in Saigong zu unterhalten hatte, erklärt sich leicht, daß statistische Aufnahmen ein sehr ungünstiges Mortalitätsverhältniß zeigen würden. Das Unbedenkliche des Saigong-Klima ergiebt sich am besten aus der allgemeinen Stimmung, die über dasselbe in Ostasien herrscht, indem man selten Jemand Anstand nehmen sieht, Saigong zu besuchen, wogegen bei Plätzen wie Batavia, Calcutta (wenigstens vom August bis November, wenn unter der Malaria-Intoxication stehend), Molmein u. s. w. oft noch die Frage nach dem Klima aufgeworfen wird. — Auch das Klima Saigongs ist keineswegs ein angenehmes, da es eine Menge kleiner Unbequemlichkeiten mit sich bringt, und den davon geplagten Europäer oft darüber stöhnen läßt. Dagegen schließt es kein direct tödtliches Element aus endemischen Krankheitsursachen ein und wird auch von Epidemien nur selten heimgesucht. Kurz zusammengefaßt ließe sich das Urtheil über Saigong dahin aussprechen, daß es als im Tropenklima gelegen, an allen allgemeinen Nachtheilen eines solchen natürlich participire, aber von den oft noch besonders damit verknüpften frei sei. Da nun ferner eine Flottenstation für richtige Erfüllung ihres Zweckes wahrscheinlich immer in den Tropen, und jedenfalls immer am Meere anzulegen wäre, so würde eine Erwerbung Saigongs, wenn durch andere Umstände ermöglicht, vortheilhaft zu nennen sein, da die meisten der besonders Geld und Gesundheit kostenden Anlagen erster Begründung durch die Franzosen schon vollendet sind. Selbst die aus den Niederungen und dem Flußdelta erwachsenden Nachtheile sind in diesem Falle nicht so schlimm, wie sie a priori scheinen möchten, indem uns noch der eigentliche Einblick in den primus motor klimatischer Erkrankungen fehlt und aus theoretischem Demonstrationseifer die traurigsten Fehlgriffe gemacht werden mögen. Die Mortalität, die anfangs in Hongkong**) und während der englischen Besetzung des Tschusan-Archipel wüthete, ist fast ohne Beispiel, obwohl es sich in beiden Fällen nicht um Niederungen, sondern um hohe Stationen, nicht um überschwemmte Flußufer, sondern um trocknen Felsgrund handelt, und noch der vermeintliche Vortheil insularer Lage hinzukam. Alle diese Verhältnisse sind bis jetzt noch wenig verstanden, die klimatischen Fragen

*) Es ist zu beachten (sagt Mühry), daß das ganze Gebiet östlich vom 120° östl. L., wenn durch diesen Meridian geschieden, eine große Umwandlung zur Salubrität zeigt, einbegriffen Siam, Cochinchina, der indische Archipel (außer Sumatra, Java, Timor ꝛc.), die Philippinen (weniger Süd-China). — Im Jahre 1856 fanden die (englischen) Schiffe, die längs der Küsten von Cambodja und Cochinchina segelten, auf diesen zwar ebenfalls Malaria, aber milder in ihren Wirkungen (C. Friedel).

*) Ce qui tue les soldats, c'est l'ennui, et ce sont les excés, qui en dérivent, de mauvaise nourriture, le service trop penible (am Senegal). Unter genügenden Vorsichtsmaßregeln läßt sich bei kürzerm Aufenthalte jedes Klima ertragen. Die Dienstzeit darf deshalb nicht zu lang sein.

**) In Hongkong starben 21 Proc. europäischer Soldaten, 7½ Proc. Hindu, 10 Proc. Civilpersonen. In Madras betrug die Sterblichkeit (1862 bis 1868) 35 Proc., in Masulipatam 60 Proc. Im Jahre 1821 betrugen die Aufnahmen im Hospital zu Madras (aus einem Bestand von 9553 Mann) 17,429, also 182 Proc. (s. Annesley). — Von 800 Mann in Tschusan wurden die Hälfte dienstunfähig und 3 Monate nach der Ankunft waren nur noch 70 gesund.

Ostasiens sowohl, wie (wenigstens in Deutschland) die commerciellen Interessen dort, und die oben erwähnte Broschüre hatte nur beabsichtigt, die Aufmerksamkeit des Publicums darauf hinzulenken bei einer durch die politischen Verhältnisse gebotenen Gelegenheit. Richtige Benutzung derselben darf freilich erst dann erwartet werden, wenn die wiederholt wachgerufene Aufmerksamkeit sich mit dem ihr vorgehaltenen Gegenstand bereits vertraut gemacht hat. Augenblicklich ist die allgemeine Stimmung noch nicht genügend vorbereitet, um den engern Zusammenhang unserer politischen Interessen mit außereuropäischen, mit denen des fernen Ostasiens herauszufühlen, da ja selbst der eng gezogene Horizont unserer sogenannten Weltgeschichte noch immer 7/8 des Globus von seiner Betrachtung ausschließt. Es bleibt deshalb wünschenswerth, so oft ein Anlaß gegeben wird, derartige Fragen zu erörtern, um (wenn auch zunächst kein praktischer Erfolg gehofft werden darf), die bei denselben nothwendigen Gesichtspunkte zu geläufigen zu machen und dadurch allmälig ein deutlicheres Verständniß anzubahnen. Schließlich sei noch bemerkt, daß bei etwaigen Verhandlungen über Flottenstationen nur Ostasien in Frage kommen kann, wo es in Gegenden, die außerhalb des europäischen Völkerrechtes stehen, materielle Interessen von weiter Ausdehnung zu schützen giebt, während sie in Amerika durch den diplomatischen Verkehr mit gleichgestellten Regierungen gesichert sind und in Afrika ebenso unnütz oder selbst hinderlich sein würden, wie Anlegung neuer Colonien, für welche die Zeit längst vorüber ist.

B.

In der peruanischen Küsten-Cordillere.

III.

Von Palca an begannen die Berge mächtig an Umfang und Höhe zuzunehmen, wenn auch die höchsten Gipfel, welche wir bis zum Ingenio sahen, nicht über 9000 bis 10,000 Fuß haben mochten. Wir ritten vorüber an einer Reihe von Erdhäusern, vor denen braune Gestalten sich hier und da um Feuer geschäftig zeigten. Es war ein Theil des Ortes Palca, den wir rasch passirt hatten. Die Nacht war inzwischen herabgesunken. Der Mond warf seine blassen Strahlen aus einem hellen, lichten Himmel über die dunkeln Bergmauern, in deren Schatten zu unserer Rechten ein klares Bergflüßchen bergunter rauschte, dessen Ufer eine dünne, aber in dieser Oede recht vollkommene Vegetation von Sträuchern und Gräsern umkränzte. Zweimal sahen wir die dunkeln Umrisse eines Gebäudes in einiger Ferne vor uns und glaubten jedes Mal, endlich am Ziele zu sein, bis wir beim Näherkommen gewahrten, daß es einsame Tambos seien; jene Hütten im Gebirge, in denen der Reisende gegen ein Billiges übernachtet und Futter für seine Thiere findet.

„Aber jetzt sind wir wirklich da! Sehen Sie dort das Calamina-(Zinkblech-)Dach. Das muß der Ingenio sein!“ rief mir Otto zu. Ja, wir waren endlich da; erschöpft und matt. Wir erblickten einen an den Fuß des breiten Cerro (Berg) de Palca gelehnten kleinen Gebäudecomplex; er war von einer niedrigen Mauer aus unbehauenen Steinen umschlossen, welchem sich die Umhegung, die zur Unterbringung der Maulthiere und Llamas dient, anschloß. In der Mitte der „Store“, welcher, aus Zinkblechplatten erbaut, gegen Erderschütterungen vollkommene Sicherheit bietet; links ein weiß angestrichener niedriger Flügel von ihm auslaufend: die Wohnung. Das Ganze lag so still und ruhig im hellen Mondlichte da, während kein Laut, kein Lichtschimmer uns die Anwesenheit von menschlichen Wesen verrieth, daß wir die Bewohner des Ingenio im tiefen Schlafe glaubten. Auf unsere Rufe erfolgte keine Antwort; selbst als ich mich der bekannten Erkennungszeichen der Söhne Hamburgs bediente, ließ sich nicht das Echo des Wortes „Hummel“ hören. Unsere Thiere wollten um keinen Preis in die Umfriedigung hineinreiten. Otto's Mula hielt sich dicht hinter meinem Macho, und der war weder im Guten noch im Bösen zum Vorwärtsgehen zu bewegen. Von meinen Liebkosungen nahm er keine Notiz und auf Peitschenhiebe antwortete er mit Bocksprüngen.

Als ich umherblickte, sah ich hinter der Steinwand zwei Indianergestalten auftauchen, welche mit großer Ruhe unsere Anstrengungen beobachteten. Auf unsere Frage, ob M., unser Freund, zu Hause sei, folgte ein langgedehntes, apathisches „Si, Señor“, ohne daß sich der Kopf, welcher diese Worte aussprach, bewegte. Otto gab mir den Zügel seines Thieres, stieg ab und ging auf die dunkeln Gestalten zu. Gleich darauf kamen Beide hinter der Umfriedigung hervor und gingen ins Haus, aus dem sie, von unserm Freunde M. begleitet, zurückkehrten. Auch ich stieg jetzt ab, übergab M. meinen Macho, der das widerstrebende Thier in den Corral führte, wohin Otto's Mula von selbst folgte, als sie zuerst ihren Begleiter hatte eintreten sehen. Jetzt erschien auch M's. Theilhaber, ein alter biederer Indianer, und half nach wenigen Begrüßungen zuerst für unsere Thiere sorgen, welche abgezäumt und mit Futter versehen wurden. Da von dem Zustande der Thiere die Weiterreise abhängt, bilden sie die erste Sorge des Reisenden, sobald er sein Absteigequartier erreicht; erst wenn sie untergebracht sind, kann er an sich selbst denken.

M. sagte uns, daß wir seinen Associé, den alten Indianer, verbinden würden, wenn wir mit ihm eine Copita Cognac auf seine Gesundheit tränken, und obgleich wir beide uns in einem Zustande befanden, wo wir wenig Neigung zu geistigen Getränken fühlten, folgten wir doch diesem Winke; wir holten den Alten herein und stießen auf sein Wohl an. Ich zwang diese Copita schon mit Widerstreben hinunter; mich durchströmte ein unnennbares ahnungsvolles Gefühl, und beim Scheine des Talglichtes gewahrte ich auf Otto's Gesicht eine Leichenblässe. „Aber Sie sehen ja schrecklich elend aus!“ hatte ich noch eben Zeit zu rufen, als ich fühlte, daß ich selber noch viel elender aussehen müsse. Man rief uns zum Essen und meinte, daß eine mit Aji (einer Art rothen spanischen Pfeffers) tüchtig durchwürzte Suppe mir wohlthun werde; aber kaum hatte ich wenige Löffel genossen, als ich elend aufstehen mußte, hinauseilte und in der mondbeglänzten Zaubernacht mit blassen Mienen den Geistern des Gebirges ein Opfer brachte. Rasender Kopfschmerz und ein quälender Reiz zum Erbrechen, der aus dem leeren Magen nur Galle hervorbrachte, waren die Symptome des Soroche bei mir. M. stand hinter mir und betrachtete mit großer Gelassenheit den Ausbruch des von ihm so wohl ge-

kannten Uebels. „Jetzt schnell eine Tasse Kaffee,“ meinte er, „nichts Besseres giebt es, als eine Tasse Kaffee!“ Vertrauensselig schluckte ich den braunen Trank hinunter, aber er machte mich nur noch elender und revoltirte meinen Magen aufs Neue. Mit zerschlagenen Gliedern, unbeschreiblichen Gefühlen in Herz und Magen und peinigendem Kopfweh schlich ich mich auf mein Lager, welches ich diese Nacht mit Otto theilen sollte.

Lange lag ich in unerquicklichem Halbschlummer da; kaum aber schlief ich ein wenig fester, als der alte wohlbekannte Schreckenston, das unterirdische Brummen und Rasseln mich aufweckte. Ein heftiger Temblor (Erdstoß) kam angerollt. Die Wände wankten und zitterten und unter der Erde grollte es stark. Erschreckt sprang ich auf und eilte zur Thür; sie war verschlossen. Aus dem Schrecken, der mich gepackt hatte, fühlte ich mich in eine wahrhafte Wuth versetzt; ich eilte auf M. zu, der halb aufgerichtet im Bette lag, und forderte ihm in wenig gewählten Worten den Schlüssel ab. Der Erdstoß dauerte nur etwa zwanzig Secunden, doch hatte mich der Schrecken wieder so krank gemacht, daß ich in die kalte Gebirgsnacht hinausging und mich erst in der frischen Luft erleichtert fühlte.

Morgens zu früher Stunde erwachte ich gestärkt und wohl und ging hinüber zu dem klaren Bergflüßchen, aus dessen klaren Fluthen ich mich erquickte. Wer wie die Einwohner von Tacna auf das metallhaltige Wasser eines Flüßchens angewiesen ist, welches, ehe es in die Tropfsteine gelangt, zu manchem Bade benutzt wird, mag begreifen, wie wohl mir der reine Quell mundete, und daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, Gesicht und Hände darin zu baden; ein Bad, welches ich später zu bereuen Ursache hatte.

Wir hatten lange auf unser Frühstück zu warten, und als es endlich erschien, fielen wir wie die Wölfe darüber her. Wir bestiegen unsere Thiere und ritten weiter in die Berge hinein, deren Dimensionen von hier bis zur Portada immer bedeutender wurden. Unser Ritt ging durch eine Berglandschaft, welche sich wenig von der am vorigen Tage gesehenen unterschied. Tola, harzige Sträucher, Cactus und Riedgras waren die hauptsächlichen Repräsentanten der sich am Thalgrunde immer nur spärlich zeigenden Flora. Hier und da sahen wir Llamas, Futter suchend, an den Berghängen gravitätisch einherschreiten. Nach längerm Ritte bergauf, bergab gelangten wir in eine Sackgasse: es war ein enges, tiefes Thal zwischen mächtigen Kegeln, die sich zu beiden Seiten steil aufschrägten und das vor uns eine höhere und steilere Wand verschloß, als wir bis dahin überschritten hatten. An dem steil sich an ihr hinaufschlängelnden Pfade kletterte ein Trupp beladener Maulthiere im Schneckenzuge dahin, durch das Glöckchen der sicher auf dem holperigen Wege dahinschreitenden Madrina geleitet. Wie oft ließen wir uns auch jetzt durch die reine Luft dieser Breiten täuschen; wir brauchten volle zehn Minuten, ehe wir den Rücken der Cuesta erreicht hatten, wo ein einsam stehendes, dünn belaubtes Bäumchen die Mitte bezeichnete. Jetzt erst, als wir in die Tiefe hinunterblickten, aus der wir aufgestiegen waren, und sahen, wie klein sich Menschen und Thiere des Zuges, der inzwischen den Thalgrund erreicht hatte, ausnahmen, gewannen wir einen Maßstab für die Höhe, die wir soeben erstiegen hatten.

Dort, wo wir hergekommen waren, senkten zur Linken eine Anzahl einander ähnlich gestalteter, mächtiger, spitzgegipfelter Berge ihre breiten Rücken in die schmale Straße nieder; über ihnen, in weiter Ferne sah man die blauen gigantischen Massen der Cordillere von Tarata ragen. Von ihnen bis zu den zur Rechten sich aufthürmenden runden Kuppen zog sich die Cuesta hin, auf deren Rücken wir standen. Vor uns aber stand in weitem Halbkreise eine Reihe mächtiger brauner Gesellen, über deren zwei (einem im Osten und dem andern in nordwestlicher Richtung) sich der hellere Streifen eines ausgetretenen Pfades durch die dunkle Erdfarbe zog. Es waren die resp. 14,000 und 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Engpässe nach Cochabamba und La Paz, welche in eine mit dürrem Riedgrase bewachsene endlose Hochebene führen.

Aber leider gewahrten wir schon jetzt, daß wir von der Majestät des ehrwürdigen, schneebedeckten Tacora nichts erblicken würden. Während hinter uns die Berge in einen blauen, reinen Himmel ragten, lag das Gebirge vor uns in Wolken gehüllt da, und was wir zuerst für das Rollen von Erdstößen hielten, erkannten wir bald als den lange nicht vernommenen Laut des Donners, der von einem weiter oben sich entladenden Gewitter herrührte. Nachdem wir unsere Thiere an dem Stamme des dünnen Bäumchens, das unsere Höhe krönte, festgebunden hatten, zogen wir aus den Alforjas Brot, Bier und eine Dose Sardinen, und setzten uns zu ebener Erde zum Imbiß nieder. Ei, wie schmeckte das Frühstück auf 12,000 Fuß Höhe, in der Reaction des eben überstandenen Soroche! Eine majestätische Ruhe und Oede umgab uns; der Wind strich kühl herüber, und die mächtigen Berghäupter, welche uns umgaben, sahen würdevoll auf uns Pygmäen hernieder, die wir dort oben mit wahrem Bergsteigerappetit schmausten.

Ein von Indianern geleiteter Llamatrupp stieg zu uns hinan. Wir boten einem der braunen Burschen, der ähnlich gekleidet war, wie die slovakischen Mausefallen-Verkäufer, welche man bei uns kennt, ein Stück Brot, und er, der wohl an nichts wie Kartoffeln und die anderen unzähligen Knollenfrüchte der Cordillere und höchstens ein Stückchen Charqui (gesalzenes und getrocknetes Fleisch) gewöhnt sein mochte, nahm es dankend an. Unser Frühstück war beendet; man steckte eine frische Pfeife an und bestieg sein Thier. Ein breiter, schöner, in den Rücken des Berges hineingeschnittener Weg führte uns abwärts und gab uns zu erbaulichen Betrachtungen Anlaß. So gut wie diese Strecke müßte der ganze Weg gehalten sein, wenn das zu seiner Erhaltung und Verbesserung ausgesetzte Geld wirklich darauf verwandt würde, anstatt von den Beamten unterschlagen zu sein.

Im Grunde vor uns lag ein Tambo, in dessen Corral Llamatrupps ihre langen, steifen Hälse neugierig und mißtrauisch-erstaunt reckten, von Alfalfabündeln zehrten, würdevoll einherstelzten oder mit langen Sprüngen hin- und hersetzten. Wir passirten dies Etablissement und erreichten bald nachher eine schwarze Felsenwand, an deren Fuß ein dem Ingenio ähnliches, aus Zinkblechplatten zusammengefügtes Gebäude sich zeigte; zu demselben führte ein natürliches Felsenthor, welches demselben den Namen der „Portada“ (von Puerta, Thür) verschafft hat. Die quikenden Laute von eisernen Schiebkarren, mit welchen sich Indianergestalten dort unten hin und her bewegten, tönten zu uns herauf, die einzigen, welche hier die tiefe Stille unterbrachen. Wir befanden uns auf einer Anhöhe; da wo wir standen, hatten die durchs Gebirge reisenden Indianer gerade einen jener Steinhaufen zu bilden angefangen, wie sie solche, obwohl dem Namen nach römisch-katholische Christen, ihrem Hauptgotte Viracocha errichten. Jeder Vorbeipassirende wirft einen Stein dazu und spritzt die Coca, welche er gerade im Munde hat, darauf, so daß bald ein mit grünen getrockneten Cocaprimchen übersäeter Steinhügel sich bildet. Was sich der braune Sohn des Gebirges bei diesem Acte denkt, weiß ich nicht. „Fragst Du ihn, so wird er Dir mit einem blödsinnigen Lächeln antworten, oder Dir eine schlau angelegte, nichtssagende Erklärung geben.“ Sie haben mancherlei Ge-

heimnisse unter sich, diese gemißhandelten Cordillerenbewohner, welche sie um keinen Preis verrathen, und gebrauchen oft die Miene der Dummheit als den Deckmantel derselben. Es ist kein Märchen, wenn man von vergrabenen Schätzen erzählt, die hier in der Erde vor den Augen der goldgierigen Fremdlinge verborgen ruhen, deren Fundorte unter den Indianern bekannt sind, indeß nie von ihnen verrathen werden.

Der Abschiedsblick, den wir auf die uns umgebende stille, majestätische Berglandschaft warfen, ließ uns im Grunde die Zinkblechwände und Dächer der Portada und nicht weit davon den Eingang einer unter Wasser gesetzten, den Besitzern dieses Etablissements gehörigen Mine sehen, während uns die in das Gebirge hineinstreichenden dunkeln Wolkenschauer die Aussicht auf den Tacora abschnitten, dessen weiße Schneefelder nur hier und da durch die Dunstmassen hindurchschimmerten.

Leider gestattete unsere Zeit nicht, noch weiter vorzudringen, und ich mußte mein Vorhaben, die Höhe des Engpasses zu ersteigen, aufgeben; da unser Freund uns versicherte, daß dies wenigstens zwei Stunden in Anspruch nehmen werde und wir aus dem langsamen Vorwärtskommen einer berganstrebenden Indianergestalt auf die Wahrheit seiner Behauptung schließen konnten.

Wir schlugen unsern Rückweg ein. Als wir die vorerwähnte Cuesta hinabstiegen, saß ich mit einem Male auf dem Halse meines Maulthieres, und indem ich, zur Erde springend, aus dieser unhaltbaren Position mich befreite, rief ich aus: „Nein, hier wird es aber zu steil! Ich kann nicht weiter!" Die Sache war aber die, daß mein Maulthier keinen Schwanzriemen hatte und der Sattel ihm beim Niedersteigen auf den Hals gerutscht war. Ich befestigte den Sattel mit einem Ende Strick, bis ich später im Ingenio eine „Barticola" zur Rückreise geliehen bekam.

Mit der untergehenden Sonne langten wir, nicht zu sehr ermüdet, im Ingenio an, wo wir uns bald zur Ruhe begaben.

Der nächste Morgen war für unsere Rückkehr bestimmt. Wir machten einen Spaziergang mit M., auf welchem uns derselbe verschiedene Arten nützlicher Cactus zeigte: eine, deren Saft eine vortreffliche weiße Farbe zum Anstreichen liefert, eine andere, welche eine erfrischende, limonadenähnliche Flüssigkeit enthielt. Wir trabten frisch davon. Es war ein heißer Tag, und mein Gesicht wie meine Hände, welche ich unklugerweise oben mehrmals gewaschen, hatten von der vereinigten Wirkung der Bergluft und der Sonne viel zu leiden.

In einem engen Hohlwege begegneten wir der beladenen Recua eines bolivianischen Kunden, der von Tacna zurückkehrte, und mußen warten, bis dieselbe den durch sie ganz gesperrten Weg passirt hatte. Den Eigenthümer selbst nebst seinem Sohne trafen wir eine Strecke darnach und begrüßten Beide mit dem üblichen Händedruck.

Bergab ging es natürlich schneller als bergauf. Wir beabsichtigten Beide, uns durch ein warmes Bad in den Thermen von Calientes zu stärken, waren aber, ehe wir uns dessen versahen, vor dem Hotel in Pachia angelangt.

Mein guter Don Julian beschenkte mich zum Abschiede mit zwei Flaschen vortrefflicher Apfelchicha (Chicha, das aus Mais und Früchten bereitete Nationalgetränk der Bewohner von Chile, Bolivien und Peru), die ich sehr gern trinke und deshalb in meine Alforgas steckte, um sie in Tacna in Ruhe zu leeren. Aber als ich meinem Pferde, das ich jetzt wieder bestiegen hatte, die Sporen gab und dasselbe Galop ansetzte, sagte es plötzlich „piff, paff", zwei Korke flogen und die schäumende Chicha (sprich Tschitscha) sanfte mir ins Gesicht.

Um Mittag langten wir in Tacna an; ich „mit Blasen auf den Händen und auf der Nase," roth wie ein gesottener Krebs.

Aus allen Erdtheilen.

Aus dem nördlichen Polarmeere.

Koldewey's Bericht über seine Expedition von 1868. — Dr. Pansch über verlassene Eskimo-Dörfer in Ostgrönland.

Der langerwartete Bericht der Herren Koldewey und A. Petermann über „die erste deutsche Nordpolar-Expedition 1868" ist soeben als Ergänzungsheft Nr. 28 der „Mittheilungen" in Gotha bei J. Perthes erschienen. Alle, welche sich für die Fahrten nach dem hohen Norden interessiren, werden diesen Bericht mit Genuß und Befriedigung lesen und sich über den Muth, die Ausdauer und die praktische Tüchtigkeit unserer Seeleute freuen. Dr. Petermann giebt in seinem Vorwort eine Uebersicht seiner vieljährigen Bemühungen, eine Expedition nach dem arktischen Meere ins Leben zu rufen, und stellt die Gesichtspunkte fest, von welchen er dabei ausging. Die Energie und Beharrlichkeit, womit er dabei zu Werke ging, verdienen alle Anerkennung; sie haben wesentlich dazu beigetragen, die Wissenschaft zu bereichern. — Capitän Koldewey erzählt schlicht, einfach und doch anziehend; derselbe versetzt uns lebhaft in die klimatischen Verhältnisse, in die Meeresströmungen, in das Eis, dessen verschiedene Formen gekennzeichnet werden. Auch der Thierwelt im Wasser und auf dem Lande wird Aufmerksamkeit zugewandt, und die Schilderung der persönlichen Erlebnisse nimmt unsere Theilnahme in Anspruch.

Koldewey kam bei Spitzbergen bis 81° 5′ Nord. Sein Cours ist auf den beiden von Dr. Petermann bearbeiteten Karten sorgfältig eingetragen. Wir finden auf der einen derselben, welche Küstenstrecken von West-Spitzbergen und Nordostland, — beide werden durch die Hinlopen-Straße von einander getrennt —, eine Menge von Oertlichkeiten mit deutschen Namen bezeichnet. Zwischen der Wilhelms-Insel, deren südlichster Theil vom 79° N. durchschnitten wird, und dem Gestade von Westspitzbergen, liegt die Bismarck-Straße und in derselben die Roon-Insel. Den Südpunkt der Wilhelms-Insel bildet Cap Ravenstein; südöstlich und östlich vom Cap Ule, so benannt nach dem getreuen Adjutanten der Bestrebungen Petermann's, liegen die Inseln Peschel, Lange (wohl Henry L.), Dove, Ehrenberg, Koner, Klöden, Kiepert und die Bastian-Inseln. So sind jene Männer der Wissenschaft, welche Dr. Petermann's Bestrebungen Vorschub leisteten, mit, wie einer derselben uns schrieb, „sehr frostigen Domänen" beschenkt worden, so wie früher einmal Alexander v. Humboldt mit dem berühmten Gletscher von Elisha Kent Kane. „Frostig" mögen diese Regionen allerdings sein, denn östlich von denselben zieht sich vom Hochstetter-Gletscher in Westspitzbergen bis zum Rosenthal-Gletscher, an welchem der Stenograph Herr Lindemann in Bremen nun ein Cap besitzt, 2 bis 3 Fuß Eis, Ende August und Anfang September 1868, und westlich davon „dünnes Treibeis", dessen Verbreitung die Karte veranschaulicht. Dasselbe reicht bis zu der Insel, welche man dem Großherzoge von Mecklenburg, „Friedrich

Franz", geschenkt hat. Eine andere hat der Großherzog von Weimar, „Karl Alexander", bekommen. Eine Alexander-Ziegler-Insel vermissen wir, und doch hat Ziegler sich für Dr. Petermann's Bestrebungen so zu sagen mehr ins Zeug gelegt als sonst Jemand. Der Kasseler Politiker Oetker hat unweit vom Marie-Gletscher, welcher bis an die Augusta-Bai herabreicht, ein Cap bekommen; westlich von demselben haben Perthes und Berghaus jeder eine Insel erhalten, und so ist denn nach Gebühr für manche Freunde und Beförderer der arktischen Bestrebungen gesorgt worden. Wir wollen nicht vergessen, daß auch Behm, der geistvolle und fleißige Herausgeber des „Geographischen Jahrbuches", ein südwestlich vom Cap Oetker liegendes, vom 21° W. durchschnittenes Eiland sein nennen darf.

Es ist uns eine Art von Trost, daß wir auf den Karten die Bezeichnungen mancher deutschen Notabilitäten finden; das verstand sich bei einer deutschen Expedition von selber. Wenn man auf den Weltkarten die ewigen Wellington-, Victoria- ꝛc. liest, womit die Engländer den Erdball überschwemmt haben, dann wird einem oft ärgerlich zu Muthe.

Wir sagen dem Capitän Koldewey unsern Dank für seinen interessanten Bericht. Seine zweite Expedition, die in wissenschaftlicher Beziehung ganz anders und mit großer Sorgfalt ausgerüstet war, hat natürlich viel umfangreichere Ergebnisse gebracht. Während der Verein in Bremen mit Eifer sich für die Veröffentlichung derselben bemüht, sind die Gelehrten rüstig am Werke, und wir können es nur loben, daß manche derselben durch anziehende Episoden das größere Publicum erfreuen. So lesen wir, daß jüngst der Zoolog Pansch in Kiel im dortigen geographischen Verein Vorträge über die Fauna und Flora Ostgrönlands gehalten hat. Für uns war es von besonderm Interesse, was er über die von der Expedition untersuchten, längst verlassenen Eskimo-Dörfer mitgetheilt hat. Wir entnehmen darüber einem Berichte der „Allgemeinen Zeitung" Folgendes.

„An sieben Stellen der von der Expedition durchforschten Küste fanden sich die Spuren einer frühern Eskimo-Niederlassung, die von den Mitgliedern der Expedition genauer untersucht wurden. Es bietet diese kleine Eskimo-Colonie darum ein besonderes Interesse, weil dieselbe schon seit sehr langer Zeit von den übrigen Stammesgenossen getrennt gewesen sein muß, überhaupt wohl den am weitesten nach Norden vorgeschobenen menschlichen Wohnsitz auf dieser Ostküste darstellte. Eine Verbindung nach Süden dürfte wenigstens schon seit Jahrhunderten wegen der an der dortigen Küste vorhandenen Eismassen nicht möglich gewesen sein. Ob die bis jetzt ja noch unbekannten Wasser- und Bodenformationen des Innern es gestatteten, eine Communication mit den an der gegenüberliegenden Westküste lebenden zahlreichen Eskimos zu unterhalten, ist mindestens sehr fraglich. Der Eskimo ist für seinen Unterhalt auf die Jagd der Wasserthiere vorzugsweise angewiesen, er kann sich also nicht lange weit von der See entfernen. Die hier lebende kleine Eskimo-Colonie war also wahrscheinlich ganz auf sich selbst beschränkt, und scheint endlich in dem Kampfe mit den immer ungünstiger sich gestaltenden Naturverhältnissen erlegen zu sein. Ein englisches Schiff, welches vor 40 Jahren hier an der Küste gewesen, hatte die Bewohner noch am Leben getroffen, doch dürfte wohl schon ein Zeitraum von 25 bis 30 Jahren verflossen sein seit die letzten Bewohner ihre Hütten verlassen haben oder ausgestorben sind. Auf der Kohlen-, Shannon-, Pendulum-, Sabine-, Clavering-Insel, auf dem Cap Broer Ruys und Franklin fand man kleine Ansiedelungen, aus 2 bis 7 Winterhütten bestehend. Dieselben zeigten sich nach vollkommen gleichem Plan angelegt; in einer Breite von etwa 6 und einer Länge von 11 Fuß waren sie aus aufeinander gelegten Steinen aufgeführt, deren Zwischenräume mit Rasenstücken und Erde ausgefüllt ist. Die Höhe betrug höchstens 5 Fuß, die Decke war mit Treibholzstämmen gebildet, die quer über gelegt und mit Steinen, Rasen und Erde vollends dicht gemacht waren. Weder das Dach noch die Wände haben irgend eine Oeffnung; als Eingang dient vielmehr ein etwa 10 Fuß langer Tunnel, welcher unter einer der Umfassungsmauern hindurch in das Freie führt, aber nur $1^{1}/_{2}$ Fuß breit und 2 Fuß hoch ist. Da die Hütten immer auf einer stark geneigten Bodenfläche aufgeführt sind, so ist es möglich, diesem auf einem tiefer liegenden Punkt ins Freie ausmündenden Tunnel, obwohl er unterhalb der Vordermauer hindurchführt, noch eine geneigte Sohle zu geben. Bei allen untersuchten Hütten war dieser Ausgang nach Süden und gegen das Meer gerichtet.

Diese engen, gegen Luft und Licht vollständig abgeschlossenen Höhlen, bei welchen ein Fuchsbau als Modell gedient zu haben scheint, mußten den ganzen Winter über für eine Familie und deren Habe zum Aufenthalt dienen. Im Sommer dagegen wohnten sie in Zelten, mit denen sie wanderten, wie die Rücksichten auf die Jagd, von der sie ausschließlich leben mußten, dies geboten. Große Steine, die zur Befestigung dieser Zelte gedient hatten und deshalb in Kreisen von 10 bis 12 Fuß Durchmesser aufgesetzt waren, zeigten jetzt noch die Stellen an, wo solche Sommerhütten gestanden. Uebrigens waren diese ehemaligen Wohnplätze leicht aus der Ferne schon zu erkennen an der lebhaftern Vegetation, welche die vielen rings um die Hütten ausgestreuten animalischen Ueberreste dort hervorgerufen hatten, und die selbst jetzt nach so langer Zeit noch fortdauert. Besonders aber zogen die zahlreich umherliegenden, schön gebleichten, aus dem frischen Grün scharf sich hervorhebenden Thierknochen die Blicke auf sich, und lieferten willkommenen Fund für die Sammlungen. Die in ziemlicher Anzahl aufgefundenen Ueberreste von Geräthen, Waffen u. s. w. sind von sehr einfacher Arbeit, wie sie der Culturstufe eines solchen nur aus wenigen Familien bestehenden, von aller Verbindung abgeschnittenen Bevölkerungsbruchtheils entsprechen. Die Zähne und Knochen der erlegten Thiere, das nur spärlich vorhandene Treibholz, Feuersteine und eine Schieferart lieferten Materialien dazu.

Doch beweisen eben die um die Hütten angehäuften Knochen, daß die Eskimos trotz ihrer einfachen Waffen den Kampf mit dem Eisbären nicht scheuten. Ein noch aufgefundener Schlitten war aus Treibholzstämmen angefertigt und hatte statt des Eisenbeschlages glattgeschliffene Knochen unter den Laufbäumen befestigt. Es stand diesen Eskimos ja weder Eisen noch ein anderes Material zur Verfügung. Ruder und Holzstücke, die unverkennbar als Bootsrippen gedient hatten, deuten an, daß sie auch der in dem Norden Amerikas gebräuchlichen, aus Holzrippen und Fellen angefertigten Eskimo-Boote sich bedienten. Diese bieten bekanntlich nur Raum für eine Person, die nur mit dem Oberkörper aus dem wasserdicht den Leib umschließenden Fellverdeck hervorragt, sich aber dennoch mit diesem winzigen Fahrzeug auf das Meer hinauswagt und selbst den Walfisch angreift.

Die ziemlich zahlreich vorhandenen, aus großen Steinen über der Erde aufgebauten, theilweise kunstreich gewölbten Gräber enthielten vollständige Skelette, aber keine Waffen und nur wenige sonstige Geräthe. Nach diesen Ueberresten waren die Verstorbenen von beträchtlicherer Größe als gewöhnlich für die Eskimos angenommen wird. Die Schädel deuten in ihrer großen Seitenfläche und bedeutenden Weite des Jochbein-Bogens auf eine starke Entwickelung der Kauwerkzeuge, welche ja auch für ein Volk, das ausschließlich auf den Genuß von hartem Fleisch angewiesen ist, gewiß sehr nothwendig war.

Daß schon eine geraume Reihe von Jahren seit dem Verschwinden dieser kleinen Colonie verflossen sein mußte, dafür zeugte auch die anfängliche völlige Furchtlosigkeit der hier vorhandenen Thiere, welche offenbar den Menschen und die von ihm drohenden Gefahren nicht kannten. Welches Ende diese kleine Gemeinde genommen, ließ sich nicht mehr mit Bestimmtheit ermitteln. Wahrscheinlich mögen mehrere auf einander folgende ungünstige Jahre, in denen die Küste nicht eisfrei wurde, den Ertrag der Jagd geschmälert haben, so daß Hunger eine größere Anzahl der Mitglieder hinwegraffte. Die letzt Ueber-

lebenden haben sich dann vielleicht unter Mitnehmen aller noch brauchbaren Geräthschaften aufgemacht, um bessere Wohnplätze aufzusuchen. Daß ihnen dies gelungen, ist nach den oben erwähnten Verhältnissen der umliegenden Region nicht sehr wahrscheinlich. Europäer würden, nach Dr. Pansch's Ausspruch, nicht im Stande sein, ohne Hülfe von außen auch nur einige Jahre hindurch hier auszuhalten. Die Kürze des Sommers macht jeden Anbau von Nahrungspflanzen unmöglich. Die anfänglich so ergiebige Jagd würde bald aufhören, dies zu sein, wenn die Thiere den Menschen und seine Feuerwaffen kennen gelernt. Schon während der letzten Zeit des Aufenthalts der Expedition waren sie scheu geworden."

Sidorow's Bericht über den Norden des europäischen Rußlands.

Wir erwähnten vor einiger Zeit, daß Sidorow eine Erforschungsreise im Norden des europäischen Rußlands unternommen habe. Er hat über dieselbe einen Bericht erstattet, welcher jüngst veröffentlicht worden ist. Die „Russische St. Petersburger Zeitung" sagt:

Viele Einzelheiten des Berichts aus der Statistik und Ethnographie unserer nördlichen Gouvernements sind von dem lebendigsten Interesse. Wenn man von unserm europäischen Norden zu sprechen beginnt, so malt sich die Phantasie sofort das unerfreulichste Bild aus: ewiges Eis an den Ufern des Oceans, die Schwierigkeit der Colonisation des murmanischen Ufers, die ewig von Eis verschlossene Mündung des Petschora, von anderen Flüssen schon gar nicht zu reden. Und wie ist es in der That? Aus der unseren Besitzungen am nördlichen Eismeer benachbarten Stadt Wadsöe gehen Schiffe mit Ladungen selbst noch während des December und Januar, d. h. fast während des ganzen Jahres, nach Europa. Die Vortheile solcher Schifffahrt genießen unsere Nachbarn, die Norweger, während wir unter dieselben Bedingungen gestellt, d. h. gleichfalls im Besitz eines eisfreien Hafens, bisher diesem Umstande gar keine Aufmerksamkeit zugewandt haben. Es ist vorgekommen, daß die Norweger im März bei unserer Insel Nowaja Semlja hin und her segelten, ins Karische Meer fuhren und bis zum Obischen Busen gelangten, während sich bei uns die Meinung festgesetzt hat, daß die Schifffahrt in jenen Gegenden des undurchdringlichen Eises wegen unmöglich sei. Bei uns versichern noch immer Viele, daß die Mündung der Petschora mit ewigem Eis bedeckt sei, inzwischen aber entsendete die Petschora-Gesellschaft bereits Schiffe mit Holzladungen nach England, Frankreich und selbst nach Kronstadt. Noch vor Kurzem bezeichnete das „Journal des Domänen-Ministeriums" und der ehemalige Gouverneur von Archangel diejenigen als Unwissende, welche auf die Möglichkeit und die Nützlichkeit der Cultivirung des Walfischfanges im nördlichen Eismeer hinweisen, inzwischen aber hat der Großfürst Alexei Alexandrowitsch am 21. Juli 1870 in der Stadt Wadsöe am Ufer 30 Walfische gesehen, die von dem Norweger Foin in unseren Gewässern gefangen waren, wobei es sich nach der Aussage des Herrn Foin ergab, daß er von jedem verarbeiteten Walfisch eine Reineinnahme von 3000 bis 5000 Rubel erziele. In einzelnen einflußreichen Kreisen hat man noch jetzt die Ueberzeugung, daß im archangelschen Gouvernement nur der Ackerbau als Grundlage des Wohlergehens der Bewohner betrachtet werden könne; inzwischen geht aus einem officiellen Bericht hervor, daß eine Gesellschaft von 5 Norwegern 19 Tage lang durch die Gewinnung von Haifischthran jeder 300 Rubel während 24 Stunden gewonnen. Andererseits bringt der Ackerbau nur eine jährliche Reineinnahme von 6 Rubel auf die Seele, während die Gesammtsumme der Abgaben jährlich 15 Rubel beträgt. Der Walroßfang kann vielleicht nicht so vortheilhaft sein wie die Gewinnung von Haifischthran, nichtsdestoweniger aber müßte man demselben die Aufmerksamkeit zuwenden. Im vorigen Jahre erarbeitete hiermit der norwegische Capitän Karlsen im Laufe eines Monats im Karischen Meere 900 Rubel auf jeden Arbeiter. Auch andere Industriezweige lohnen gut. Im Jahre 1860 befanden sich gegen 1000 norwegische Fahrzeuge in unserm Meere, und die Menschen verdienten an unseren Küsten, nach einer officiellen norwegischen Angabe, 135 Rubel per Mann nur durch Fischfang; ihr ganzer Fang wird nach vollständiger Zubereitung der Fische zum Verkauf officiell auf 1,700,000 Rubel geschätzt. Für Personen, die unsere nördliche Kälte fürchten, können wir folgende wunderbare Angaben des Berichts mittheilen: In Finnmarken, im Norden Lapplands, waren im Winter 1867 auf 1868 außergewöhnlich starke Fröste, sie erreichten 15 Grad, worauf vom 26. Januar schönes Wetter und heitere, sonnige Tage folgten. Der norwegische Professor Kielau hat gedruckt erklärt, daß er in der Nähe des Nordcaps Bienen gesehen, um Neujahr Donner gehört habe, und daß das Klima im nördlichen Norwegen weit wärmer und gesunder sei, als in den inneren südlichen Theilen des Landes.

Nepotismus in Nordamerika.

Die „Newyork Sun" giebt als Beleg für das, was sie (beiläufig bemerkt, ein Blatt der herrschenden republikanischen Partei) als „das schamlose System der persönlichen und Familienregierung des Generals Grant" bezeichnet, eine Liste, in welcher sie den Nepotismus des Präsidenten, das „Hofregister" durch Thatsachen zu belegen sucht. Nicht weniger als dreiundzwanzig Mitglieder der Familie Grant haben „fette Aemter", und Folgendes ist der Catalog:

1. Ulysses Simpson Grant, Präsident der Vereinigten Staaten. — 2. Jesse Root Grant, Vater des Präsidenten, Postmeister zu Codrington in Kentucky. — 3. Frederick Dent Grant, Sohn des Präsidenten, Cadet in Westpoint. — 4. Orvill L. Grant, Bruder des Präsidenten, Partner des Hafencollectors in Chicago. — 5. Frederick J. Dent, Schwiegervater des Präsidenten, Commissarius des Ländereienbüreaus zu Carondelet in Missouri. — 6. Der Reverend M. J. Cramer, Schwager des Präsidenten, Ministerresident in Kopenhagen. (Dieser Cramer ist seines Zeichens Pastor, gab aber seine Predigerstelle auf und wurde von Grant als Consul nach Leipzig geschickt, von dort nach Dänemark als — Diplomat.) — 7. Abel Rathbone Corbin, Schwager des Präsidenten, Gold- und Grundstücksspeculant und in die berüchtigte Goldkatastrophe von 1869 verwickelt. — 8. F. J. Dent, Grant's Schwager, Brigadegeneral und Chief Usher (d. h. eine Art von Ceremonienmeister, dessen Obliegenheit es ist, die Leute einzuführen und vorzustellen, welche beim Präsidenten etwas anzubringen haben). — 9. Richter Louis Dent, Schwager des Präsidenten, Anwalt und Rechtsbeistand für die „Claimants", also die Leute, welche Gesuche 2c. beim Präsidenten anzubringen haben; diese Stelle bringt jährlich etwa 40,000 Dollars ein. — 10. George W. Dent, Schwager Grant's, Taxator im Zollhause zu San Francisco. — 11. John Dent, Schwager des Präsidenten, ist „Indianerhändler" in Neu-Mexico, d. h. der einzige Handelsmann, welcher vom Indianerbureau in Washington ermächtigt ist, mit den Indianern jenes Gebietes Handel zu treiben. Dieses Monopol bringt jährlich etwa 100,000 Dollars ein. — 12. Alexander Sharpe, Grant's Schwager, Marschall des Districts Columbia. — 13. James S. Casey, Grant's Schwager, Hafencollector in Neuorleans; die Stelle trägt im Jahre reichlich 30,000 Dollars ein. — 14. James Longstreet, Grant's Schwager, Hafeninspector in Neuorleans. — 15. Silas Hudson, Cousin Grant's, Ministerresident in Guatemala. — 16. George K. Leet, Cousin eines der Schwäger, Director der Public stores, also sämmtlicher Vorrathsmagazine der Bundesregierung in Neuyork; diese Stelle wirft jährlich nahezu 100,000 Dollars ab. — 17. Orlando H. Roß, Grant's Vetter, Clerk in der Auditors Office (Rechnungs-Controlamt) zu Washington. — 18. Dr. Addison Dent, Cousin der Schwäger, angestellt

im Schatzamt. — 19. J. F. Simpson, Vetter Grant's, Officier im vierten Artillerieregimente. — 21. George C. Johnson, Cousin, Assessor in der Steuerdirection in Ohio. — 22. B. L. Wymans, mit einer Cousine Grant's verheirathet, Postmeister zu Newport, Kentucky. — 23. Fräulein E. A. Magruder, Cousine Grant's, als Clerk im Schatzdepartement angestellt.

Die „Sun" fügt dieser Liste die Notiz hinzu, daß doch ein Verwandter des Präsidenten noch nicht mit einer einträglichen Stelle bedacht sei, nämlich „Capitän" Peter T. Hudson, Bruder des Ministerresidenten in Guatemala; derselbe sei früher Grant's Adjutant gewesen, habe Bundesmarschall in Californien werden wollen, aber die Fachpolitiker hätten ihn aus dem Felde geschlagen. „Peter ist ein ungeschliffener Diamant, und war manches lange liebe Jahr hindurch Viehtreiber in Oregon, für irgend ein beliebiges Amt eignet er sich indessen mindestens ebensogut, wie die meisten der oben Namhaftgemachten. Aber ernsthaft gesprochen; was denkt das amerikanische Volk von solchen Thatsachen? Hat es etwa dieserhalb Herrn Grant zu seinem Präsidenten gewählt? Wir wissen freilich, daß er den Erwartungen nicht entsprochen hat, welche wir hegten, als wir seine Erwählung befürworteten. Hätten wir ahnen können, was da gekommen ist, — wir würden uns lieber die rechte Hand verbrannt, als auch nur ein Dutzend Bürger aufgefordert haben, für diesen Mann zu stimmen."

Aberglaube in Westpreußen. Die Sitte des Kopfabschneidens vor der Verbrennung der Leichname — weil die Seele im Kopfe wohnend gedacht wurde — finden wir durch die vielen kopflosen Gerippe und wieder durch die Köpfe ohne Leiber in aufgedeckten heidnischen Gräbern bestätigt.

Wer Ausführlicheres darüber nachlesen will, vergleiche: Theophil Rupp, „Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgegend." 2. Auflage. Stuttgart 1869. S. 24. Sitzungsbericht der philosophisch-historischen Classe der Akademie der Wissenschaften in Wien, 29. B., Jahrgang 1858. Karl Weinhold, „Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland." S. 155 u. folgg. Ferdinand Keller, „Pfahlbauten," 6. Bericht, S. 295. Zürich 1866.

Daß aber jene altheidnische Sitte bis in unsere Tage sich erhalten, klingt ziemlich unglaublich, ist aber nichtsdestoweniger vollkommen wahr und verbürgt. Aus dem Kreise Schwetz in Westpreußen wird folgender Vorfall berichtet: Die Frau des Waldwarts Gehrke zu Pniewno im Kreise Schwetz war im Februar 1870 gestorben und auf dem Kirchhofe zu Biechowo beerdigt. Gleich darauf erkrankte ihr Ehemann sehr heftig und ebenso seine Kinder. Es herrscht in dortiger (von katholischen, meist polnisch redenden Leuten bewohnten) Gegend der Aberglaube, daß wenn nach dem Tode eines Familiengliedes plötzliche Krankheiten in der Familie auftreten, dies der Verstorbene verschulde, indem er alle seine Verwandten nachhole, um sich mit ihnen im Grabe wieder zu vereinigen. Verschiedene Mittel sind im Gebrauch, um dieser Calamität zu begegnen. Der Bruder des erkrankten Gehrke, der Käthner Gehrke, wählte Folgendes: In Gemeinschaft mit einem Einwohner Jahnke schaufelte er zur Nachtzeit das Grab auf, öffnete den Sarg und legte Leinsamen und ein Fischernetz hinein. Die hinzugekommene Frau des Jahnke meinte aber, das werde nicht helfen, da die Verstorbene ja eine auffallend rothe Gesichtsfarbe habe und in Wirklichkeit wohl noch nicht todt sei, obwohl sie schon vor vier Wochen beerdigt war. Man griff daher zu einem drastischern Mittel. Der Leiche wurde der Kopf abgetrennt und der Verstorbenen unter den Arm gelegt. Das Abschlagen des Kopfes geschah in der Art, daß Jahnke der Leiche den Spaten auf den Hals setzte und Gehrke mit einer Hacke darauf schlug. Darauf warfen sie das Grab wieder zu. Sie wurden von dem Kreisgerichte zu Schwetz wegen Beschädigung eines Grabes unter beschimpfendem Unfug aus §. 137 des Strafgesetzbuches Jeder zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, indem auf ihre Behauptung, daß der erkrankte Gehrke in Folge der stattgefundenen Operation in kurzer Zeit wieder gesund geworden sei, keine Rücksicht genommen wurde. Da sie jedoch die That unter dem Einflusse eines abergläubischen Vorurtheils begangen hatten, so wurde ihre Strafe in zweiter Instanz auf einen Monat Gefängniß herabgesetzt.

* * *

— Ueber die südafrikanischen Diamanten bringen die Blätter der Capstadt (6. Januar) folgende Angaben. Im Jahre 1869 wurden aus Südafrika exportirt 141 Diamanten, Geldwerth 7405 Pf. St. — 1870: 5661 Steine, Geldwerth 124,910 Pf. St. Dazu kommen noch andere, z. B. der „Stern von Südafrika", zusammen im Werthe von etwa 15,000 Pf. St. Aus London wird dieser Notiz beigefügt, daß viele der dort befindlichen Capdiamanten von geringer Qualität seien und daß kein einziger sich mit den alten Steinen aus Golkonda in Indien messen könne.

— Im Januar 1870 sind auf dem Campo santo in Bologna Ausgrabungen veranstaltet worden. Man fand unterhalb der Gräber aus der neuern Zeit und aus dem Mittelalter eine Schicht etruskischer Begräbnisse. Auch am leukadischen Vorgebirge hat man Ausgrabungen veranstaltet; Professor Capelini berichtet, daß er dort Beweise für den Cannibalismus der uralten Bewohner angetroffen habe.

— Die erste Sendung Baumwolle, die in Californien gebaut worden ist, wurde am 17. Januar von San Francisco auf der Eisenbahn nach Neuyork verladen. Diese Probesendung füllte zwei große Waggons.

— Es ist richtig, daß die Zahl der Büffel auf den großen Prairien Nordamerikas sich wesentlich vermindert hat; indessen ziehen immerhin noch viele Hunderttausende von Norden nach Süden und umgekehrt. Der Berichterstatter eines Bostoner Blattes fand im December unabsehbare Heerden auf der Prairie. Mit den Stangen der Telegraphenleitung befreundeten die Büffel sich sehr bald ungemein nahe; diese Pfähle waren ihnen in der baumlosen Steppe ganz recht; sie rieben sich an denselben die Haut und rissen dadurch Tausende von Stangen um. Mit den Eisenbahnschienen ist dies anders; sie betrachten die in langer Linie laufende Bahn wie eine Schranke, welche sie nicht überschreiten. Viele Tausende zumal gehen oder laufen meilenweit der Bahn entlang, bis sie endlich einen Durchlaß unter irgend einer Brücke finden; dieser dient ihnen als Passage; die Bahn bleibt frei.

— „Das leuchtende Siebengestirn wahrhaft deutscher Männer" ist in Brüssel von einem französischen Arzte, Dr. Legrette, entdeckt worden. Die „sieben einzig vernünftigen Männer in Deutschland", welche nicht den Fluch der Barbarei auf sich geladen haben, sind ihm zufolge: „Bebel, Karl Vogt, Johann Jacoby, Liebknecht, Mende, Hasenclever und Simon von Trier." Wir begreifen den Ausspruch Legrette's vollkommen, — der Mann ist Irrenarzt!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Aus dem Leben und Treiben des Kaffervolkes in Südost-Afrika.

IV.

Die Polygamie und ihre Eigenthümlichkeiten. — Die Theilung der Arbeit. — Was den Frauen obliegt. — Der Kaufpreis für die Braut. — Ceremonien bei der Bewerbung und beim Abschlusse der Ehe. — Liebesgeschichten. — Die Verhöhnung des Bräutigams. — Die Hochzeitsochsen. — Ehescheidungen und deren Gründe. — Schwiegersohn und Schwiegermutter.

Bei den Kaffern herrscht Vielweiberei, und der Abschluß der Ehe findet allemal unter mancherlei, zum Theil seltsamen Ceremonien statt. Die vielfach wiederholte Behauptung, daß beim Abschluß einer Heirath „das Mädchen um seine Neigung und seinen Willen gar nicht gefragt" werde, trifft nicht allgemein zu, und wir werden weiter unten Beispiele dafür beibringen.

Der Kaffer ist insgemein ein hübscher, schlank und kräftig gebaueter Mensch, muskelstark und in seinem ganzen Auftreten liegt etwas Elastisches. Dagegen sind die Frauen, sobald die Jugendblüthe vorüber ist, nichts weniger als hübsch; sie verlieren in Folge der vielen und schweren Arbeiten nach und nach das prächtige Ebenmaß ihrer Formen und werden im höhern Alter geradezu häßlich. Ausnahmen finden nur bei den Töchtern sehr reicher Leute statt, deren Vater bei der Verheirathung ausbedingt, daß sie immer Hauptfrau eines Mannes bleiben und als solche nicht mit schwerer Arbeit belastet werden sollen.

Der Mann hat das Recht, so viele Frauen zu heirathen wie ihm beliebt, und je reicher er ist, um so mehr verstärkt er seinen „Weiberstand". Der Zuluhäuptling Goza hat gegenwärtig etliche Dutzend Lebensgefährtinnen, und der König eine solche Menge, daß er sie nicht zählen kann. Denn sehr häufig kommen Eltern und bieten ihm ihre Tochter ohne Kaufgeld an; sie sind glücklich und zufrieden, wenn er das Geschenk nur annimmt. Der König hat zwanzig bis dreißig große Kraals in verschiedenen Theilen des Landes und in jedem derselben befindet sich ein Harem; er ist also immer völlig daheim, wenn er seine Residenz aus einem Dorfe in ein anderes verlegt. Er weiß nicht, ob er ein halbes Hundert Frauen mehr oder weniger sein nennt, er kennt nicht einmal alle ordentlich von Ansehen, läßt sie aber streng überwachen; sie würden sonst vielleicht Liebschaften anfangen oder wohl gar fortlaufen, um sich anderwärts einen Mann nach ihrer Wahl zu suchen. Wenn eine Insassin des Harem ihre Hütte verläßt und ausgeht, wird sie streng beobachtet, und in der Umgegend liegen allzeit Späher auf der Lauer, welche dem König Alles berichten. Es ist für einen Kaffer nicht gerathen, mit einer Haremsschönheit auch nur zu reden; dadurch erweckt er das Mißtrauen des Königs und dasselbe kann schlimme Folgen für ihn haben.

Der früher erwähnte blutdürstige König Tschaka bildete eine Ausnahme von der Regel. Er nahm alle Mädchen, welche ihm von den Eltern geschenkt wurden, erhob jedoch kein einziges zum Range einer Frau, weil er einen Abscheu davor hatte, einen Thronerben um sich zu sehen. Ein hochgestellter Kaffer wird niemals von seinem Tode sprechen und eben so wenig gestatten, daß ein Anderer es thue. Geschähe

es doch, so würde dadurch der Anstand verletzt, und die Aeußerung, daß der König einmal sterben könne, als eine Handlung des Verraths betrachtet werden, welchem die Todesstrafe unmittelbar folgt. Europäer, welche mit den Anschauungen und Vorurtheilen des Volkes vertraut sind, vermeiden es, von Tod und Sterben zu sprechen. Nachfolge auf dem Throne setzt voraus, daß der gegenwärtige Inhaber desselben sterben könne und werde; der Sohn ist Feind des Vaters schon deshalb, weil er überhaupt da ist. Tschaka ging so weit, daß er jede Insassin seines Harem, welche die Hoffnung hatte, Mutter zu werden, unter irgend einem Vorwande umbringen ließ! Niemand nahm daran Anstoß; ein Kafferhäuptling hat ganz uneingeschränkte Gewalt über seine Unterthanen und jeder seiner Befehle wird vollzogen. Ein Sohn tödtet den Vater, der Vater den Sohn ohne Murren, wenn der Häuptling es befiehlt, und es ist vorgekommen, daß ein Mann dem Könige Worte des Dankes zurief, während er auf Befehl des letztern zu Tode gepeitscht wurde!

Man wird fragen, welchen Einfluß die Polygamie auf die Frauen habe? Eine Kafferin findet es ganz selbstverständlich, daß der Mann mehr als eine Frau haben müsse; das ist seiner Würde angemessen, und auf diese halten die Frauen etwas, weil doch ein Theil davon auch auf sie übergeht. Die Vielweiberei ermöglicht zudem die Theilung der Arbeit. Der Kaffer wird sich niemals dazu herablassen, irgend welche Handarbeit zu verrichten. Er melkt die Kuh und ist Krieger; für alles Andere müssen die Frauen sorgen. Der Mann wird sich nicht einmal dazu verstehen, seiner Lieblingsfrau einen mit Hirse gefüllten Korb auf den Kopf zu heben, sondern wird ruhig sitzen bleiben. Als ein Reisender einen Kaffer, dessen Frauen sehr schwere Arbeiten verrichteten, die Zumuthung stellte, doch ihnen durch Zugreifen dieselben zu erleichtern, fing der Mann zu lachen an und entgegnete: „Die Frauen arbeiten; der Mann bleibt sitzen und raucht Taback!"

Ein Kaffermädchen.

Die Frau bauet die Hütte, hat alle häuslichen Arbeiten zu verrichten, muß kochen, Brot backen, das Feld bestellen, Hirse säen, Unkraut ausjäten, das Korn schneiden, dreschen und zwischen den Steinen zerquetschen. Dann und wann bringt der Mann wohl ein Stück Wild, das dann in Töpfen gekocht wird, welche gleichfalls von der Frau verfertigt worden sind. Sie hat auch das Brennholz herbeizuschleppen, und zu ihren beschwerlichsten Obliegenheiten gehört es, daß sie Tag für Tag die Kafferhirse zwischen zwei Steinen zu Mehl zerquetschen muß; denn einen Vorrath von Mehl hält man nicht. Dasselbe wird zu Kuchen verbacken oder dient zur Bereitung eines Breies. Ferner muß sie Bier brauen, und im Ganzen genommen hat sie mindestens doppelt so viel zu arbeiten wie eine recht fleißige Bauerfrau bei den europäischen Völkern.

Die erste Frau behält ihre hervorragende Stellung, bis sie wegen irgend eines dem Manne mißliebigen Verfahrens abgesetzt wird und eine andere an ihre Stelle tritt. Je mehr Frauen, um so mehr vertheilt sich, wie schon gesagt, auch die Arbeit, aber Streit und Eifersucht bleiben darum doch nicht aus und an unerbaulichen Auftritten fehlt es keineswegs. Dergleichen würden noch viel häufiger vorkommen, wenn nicht jede Frau ihre besondere Hütte bewohnte; jene der Hausfrau steht zunächst der Hütte des Mannes an der rechten Seite. Einst hatte ein Mann eine junge, sehr hübsche Frau an die Stelle der abgesetzten Hausfrau gesetzt. Diese beschloß mit der ihr befreundeten dritten Frau, die verhaßte Nebenbuhlerin aus dem Wege zu schaffen. Eines Tages war jene verschwunden und Niemand wußte, wohin sie gekommen sei; alle Nachsuchungen waren vergeblich; da wandte sich der Mann an einen Zauberdoctor, und dieser Prophet erklärte rund heraus, daß die junge Frau von den beiden anderen ums Leben gebracht worden sei. Nach einigen Tagen fand dann ein Hirtenbube die Leiche im Walde an einem Baume hängen. Nicht selten kommt es vor, daß einige Frauen über eine hübsche Nebenbuhlerin herfallen, um sie häßlich zu machen. Zuerst wird sie unbarmherzig geprügelt und dabei reißt man ihr Glasperlen und Schürze vom Leibe, dann zerrt man ihr die Ohrläppchen hinweg und zerkratzt ihr Gesicht und Busen dermaßen, daß sie nie wieder „hübsch" werden kann. Es versteht sich, daß die Missethäterinnen für solchen Unfug büßen müssen; der Mann prügelt sie mehr als einmal windelweich, aber die Schmerzen vergehen und die Rache bleibt süß; die Nebenbuhlerin hat ja ein- für allemal aufgehört hübsch zu sein.

Jede Frau wird durch Kauf erworben, aber das findet man ganz in der Ordnung, und es ist damit gar kein Begriff von Entwürdigung verbunden, die Frau ist im Gegentheil stolz darauf, und je mehr Kühe sie gekostet hat, um so mehr hält sie sich werth. Auch mag der Mann gar keine Frau haben, für welche er nicht den geeigneten Preis gezahlt hat; das würde ja so viel bedeuten, als ob sie nichts

werth sei und daß er nicht wohlhabend genug wäre, die übliche Kaufsumme aufzubringen. Ohnehin wird ein Heirathsvertrag erst dadurch gültig, daß einerseits das Vieh, andererseits das Mädchen abgeliefert wird. Darin besteht das, was wir bei uns als Wechseln des Trauringes bezeichnen würden; die Ehe wird dadurch, so zu sagen, erst rechtskräftig.

Der Kaufpreis wechselt, je nachdem die Braut mehr oder weniger hübsch ist und auch nach dem Range ihres Vaters. Der Durchschnittspreis für ein Mädchen stellt sich auf acht bis zehn Kühe, doch geht er unter Umständen wohl auf funfzehn hinauf und in einzelnen Ausnahmefällen sind bis zu vierzig und funfzig bezahlt worden. Der Preis ist pränumerando zu erlegen, indessen kommt es auch wohl vor, daß der Vater das Mädchen verabfolgt, nachdem er eine Abschlagssumme erhalten und für den Rest Bürgschaft erhalten hat.

Sobald die Verhandlungen zu einem Abschlusse gekommen sind, muß der Bewerber sich der Braut vorstellen. Dann und wann kommt es allerdings vor, daß dieselbe ihm ohne Weiteres ausgehändigt wird, ohne gefragt zu werden, ob der Bräutigam ihr genehm sei, in der Regel nimmt indeß die Angelegenheit den nachfolgenden Verlauf. Der Vater sagt seiner Tochter etwa einen Monat vor dem Erscheinen des Bräutigams, daß derselbe ein sehr annehmbarer Mann sei und spricht viel Gutes von ihm; auch sorgt er dafür, daß die Nachbaren im Kraal dasselbe thun. Nicht bloß er selbst wird gelobt, auch seine Kühe und Ochsen werden über alle Maßen gepriesen; er ist eine gute, eine annehmbare Partie. Ihr wird gesagt, daß sie wohl daran thun werde, ihn zu sehen, und sie ist auch nicht abgeneigt, ihn genau zu betrachten. Nun geht ein Bote an ihn ab und beraumt Tag und Stunde an. Sofort nimmt er ein Bad, reibt hinterher seine dunkle Haut mit Fett ein und macht sich zu einem in der That glänzenden Manne. Dann schmückt er sich, als ob er zum Tanze gehen wolle; einen Spiegel hat er freilich nicht, aber als solchen benutzt er das Wasser in einer Schüssel. Er putzt sich das Haupt mit Federn, legt einen Lendenschurz von Thierfellen um, nimmt Schild und Wurfspeer nebst einem Streitkolben zur Hand und der Stutzer ist fertig.

Schürze einer Häuptlingsfrau.

Sichern Trittes und Schrittes stellt er sich im Kraale vor, wird freundlich empfangen, kauert im Kreise der Familie nieder — diese bildet allemal einen Kreis — und wartet ruhig ab, bis die Schöne sich blicken läßt. Sie läßt ihn, anstandshalber, ein Weilchen warten, kriecht dann aus der Hütte hervor, setzt sich neben das Eingangsloch hin und schauet ihn an. Sie spricht kein Wort; nach Ablauf von vielleicht einer Viertelstunde läßt sie ihm durch ihren Bruder oder einen andern Verwandten zu wissen thun, daß er nun aufstehen möge, damit sie sich überzeuge, wie er gewachsen sei. Er stellt sich etwas verlegen, aber die Mutter der Braut spricht ihm Muth ein, und während die jungen Mädchen lachen und scherzen, faßt er sich ein Herz und steht auf. Sie betrachtet ihn aufmerksam und läßt ihm sagen, er möge sich auch einmal umdrehen, damit sie ihn von einer andern Seite mustern könne. Nachdem das geschehen ist, darf er niederhocken und sie ihrerseits kriecht, ohne ein Wort gesprochen zu haben, wieder in die Hütte. Ein Gleiches thun die Angehörigen ihrer Familie, die gern wissen wollen, ob und wie er ihr gefallen habe. Sie aber erklärt, daß sich darüber noch nichts sagen lasse; zuvor müsse sie sich überzeugt haben, wie er gehe; es könne ja wohl sein, daß er hinke! So muß er denn am nächsten Morgen sich wieder vorstellen, und diesmal ist die Versammlung viel zahlreicher als am Tage vorher. Während er dann auf- und abgeht, ruft man ihm Lob und Preis zu, und auch das Mädchen erklärt, daß sie an ihm nichts auszusetzen habe. Also kann nun das Weitere vor sich gehen.

Es kommt vor, daß ein junger Mann, der sein Auge auf ein hübsches Mädchen geworfen hat, nicht Selbstvertrauen genug zeigt, die Bewerbung auf übliche Weise einzuleiten. Er geht zu einem Hexenmeister und kauft sich einen Zauber, welcher die Schöne für ihn günstig stimmen soll. Derselbe besteht in einer Wurzel oder in einem Stück Holz, einem Knochen und dergleichen, oft aber auch in einem Zauberpulver, das von einem Freunde heimlich unter die Speise des Mädchens, oder in dessen Schnupftabacksdose, oder auch in ihren Lendenschurz gestreut werden muß. Manchmal entläuft eine Tochter, welcher die Eltern einen mißliebigen Bräutigam aufbürden wollen, zu einem andern Stamme. Die Familie stellt ihr dann nach und sucht sie wieder einzufangen. Es ist vorgekommen, daß man solch eine Widerspenstige gebunden dem Bewerber überliefert hat. Aber nach wenigen Stunden entlief sie ihm und fand anderwärts einen Mann nach ihrem Herzen.

Amor lex solus est sibi, und auch bei den Kaffern ist der Eigensinn eines Vaters ohnmächtig, wenn das Mädchen standhaft bleibt; er macht sich Grillen, Aerger und Verdruß, und sie setzt am Ende ihren Willen durch. Bei den Mädchen unter den Wilden giebt es Naturen von unbeugsamer Energie. Eine Schöne wurde von Liebe zu einem jungen Häuptling ergriffen, als derselbe einen Tanz aufführte. Er hatte sie nie zuvor gesehen. Sie überwand alle Schüchternheit, ging in seinen Kraal und gestand ihm ihre Gefühle, welche der Barbar nicht erwiederte. Er ließ ihren Bruder holen und sie fortschaffen. Aber sie ging wieder zu ihm, wurde abermals ausgeliefert und für ihre Hartnäckigkeit mit Schlägen bestraft; das Blut rann ihr vom Rücken herab. Nach Verlauf einiger Tage erschien sie noch einmal im Kraal des hartherzigen Häuptlings. Dieser empfand ob solcher Beharrlichkeit ein menschliches Rühren; nun gewann er das Mädchen sehr lieb und zahlte gern einen Kaufpreis, der höher war, als der gewöhnliche. Sie hat ihn gehegt und gepflegt, und er hat sie gut gehalten, sie hat niemals Schläge bekommen; als er selber Häuptling wurde, ist sie ihm eine verständige Rathgeberin geworden, welche er hochhält.

Am Heirathstage schmückt sich die Braut mit allem Zierrath, über welchen sie verfügen kann. Ihr wird ein Theil des Haupthaars mit der Schneide einer Wurflanze abgeschoren und der Schopf, welcher stehen bleibt, mit rother Farbe und Fett eingerieben, so daß er aufwärts steht. Dann wird sie von den nach Kräften aufgeputzten Mädchen und Frauen des Kraals herausgeführt, auch Männer schließen sich dem Brautzuge an, und mehrere derselben ziehen vorauf, vollständig bewaffnet, um anzudeuten, daß sie jeden Feind zu-

rückschlagen würden, falls ein solcher sich etwa blicken lassen wollte.

Bei dieser Ceremonie spielen wieder die Ochsen eine große Rolle; Vater und Bräutigam haben dergleichen zum Besten zu geben. Jener, welchen der junge Mann spenden muß, heißt Ukutu; er wird der Mutter der Braut verabfolgt. Das Wort bezeichnet eigentlich die ledernen Stränge, welche man, als vermeintlichen Zauber, den Kindern anhängt, und die Mutter bekommt den Ochsen gleichsam als Entschädigung für die Ausgaben, welche durch jene Lederstränge verursacht worden sind. Sie läßt das Thier schlachten und das Fleisch zum Hochzeitsmahl auftragen. Einen andern Ochsen bezeichnet man als Umquolibwa, er wird feierlich unter eintönigem Gesang umhergeführt und hinterher geschlachtet.

Dann beginnen die Tänze, bei welchen die jungen Leute

Brautzug bei den Kaffern.

ihre Behendigkeit und Gewandtheit zur Schau stellen. Zuerst setzt sich der Bräutigam sammt seinen Gefährten nieder; sie trinken Bier und die Partie der Braut führt Tänze vor ihnen auf; nach einiger Zeit findet dann das Umgekehrte statt. Dabei wird unablässig gesungen.

Nachdem dieses geschehen, beginnen einige Ceremonien, die allerdings eigenthümlich sind.

Die älteren Frauen, welche zur Partie des Bräutigams gehören, treten vor die Braut hin und schelten diese auf alle mögliche Weise aus; sie wird gründlich schlecht gemacht. „Dein Mann,“ so heißt es, „hat viel zu viel Kühe für Dich gegeben; Du bist eines so hohen Kaufpreises gar nicht werth; Du wirst Deine Arbeiten sehr schlecht verrichten, und Du magst Dich nur freuen, daß er sich so weit herabläßt, Dich zu heirathen.“ Man sagt ihr das, damit sie nicht zu übermüthig werde.

Dann folgt jedoch das Gegenstück, weil nun die Frauen der Partie der Braut zu tanzen und zu singen beginnen. Sie wenden sich zunächst an die Eltern des Mannes und wünschen ihnen Glück, daß sie eine so ausgezeichnete Schwiegertochter bekommen; die Zahl der Kühe, für welche dieselbe gekauft worden sei, erscheine viel zu gering für ein so vortreffliches Geschöpf. Die Braut ist ja das lieblichste und hübscheste Mädchen im ganzen Kraal; sie hat sich stets tadellos aufgeführt und ist viel zu gut für den Bräutigam. Dieser müsse sich schämen, daß er sie um einen so geringen Preis gekauft habe.

Natürlich glaubt weder die eine noch die andere Partie ein Wort von Allem, was da gesagt wird, aber gesagt muß es werden, so will es der Brauch. Nach jedem Tanze wird eine Rede an das Paar gehalten und dem Bräutigam, falls derselbe zum ersten Male eine Frau nimmt, ein guter Rath über den andern gegeben. Man sagt ihm, wie der Mann mit der Frau umzugehen habe; er solle, um Gehorsam zu erzwingen, nicht sofort zum Stocke greifen. Ein Mann, der sich auf die Sache verstehe, könne eine ganze Anzahl von Frauen ohne Beihülfe des Knüttels lenken und leiten, aber junge Leute seien manchmal zu rasch damit bei der Hand, und das thue nicht gut. Es giebt aber auch Frauen, welche, so zu sagen, den Spieß umkehren. So hat der Mann eines hübschen Mädchens, die Uzinto heißt, beim Abschluß der Heirath ausdrücklich versprochen, *er wolle sie nicht prügeln, außer wenn sie ihn vorher geprügelt habe!*

Nach Beendigung der verschiedenen Präliminarien setzt sich der Bräutigam auf die Erde; die Braut führt einen Tanz vor ihm auf und während desselben wird er von ihr mit einer wahren Fluth von Schimpfwörtern überschüttet. Sie wirft ihm Staub ins Gesicht, bringt seinen Kopfputz in Unordnung und verhöhnt ihn. Das Alles geschieht, damit er wisse, daß er bis jetzt ihr noch gar nichts zu befehlen habe. Einige Tage später würde es ihr freilich schlecht bekommen, wenn sie sich dann noch solche Freiheiten herausnehmen wollte.

Verhöhnung des Bräutigams durch die Braut.

Nun wird noch einmal ein Ochs vorgeführt, der letzte, aber der wichtigste von Allen; er ist „der Ochse des Mädchens“ und muß vom Bräutigam gestellt werden. Sobald er geschlachtet worden ist, hat die Heirath bindende Kraft; nun kann der Vater seine Tochter nicht mehr zurücknehmen und der Mann bringt seine Frau fort nach der Hütte, in welcher sie wohnen soll. Das junge Paar richtet sich ein, und nach einigen Tagen schickt nun der Vater des jungen Weibes seinerseits ein Thier, den „Zugabe-Ochsen“, an welchen sich verschiedene Gedanken und Begriffe knüpfen. Mit demselben soll angedeutet werden, daß das Mädchen einen viel höhern Werth habe, als den für sie gezahlten; sodann soll der Ochse dem Bräutigam kund thun, daß er ja keine allzu hohe Meinung von sich selber haben möge. Es soll aber auch durch Uebersendung desselben gesagt sein, daß der Vater im Grunde doch mit der ganzen Sache einverstanden sei und daß er nach seinem Ableben seiner Tochter Hütte nicht durch Rückkehr seiner Seele beunruhigen und verhexen werde. Uebrigens sind die Sitten und Bräuche so sehr bis in alle Kleinigkeiten hinein gleichsam ausgearbeitet, daß dieser *Ochse des Ueberschusses*, sobald er in den Kraal des Bräutigams eintritt, sofort eine andere Benennung erhält; er heißt nun „*der Ochs, welcher die Viehumzäunung öffnet*“. Die Bedeutung soll sein, daß der Mann, theoretisch genommen, seine ganze Habe an Ochsen für den Brautkauf hinweggegeben habe, daß also seine Umzäunung, sein Viehgehöft, leer stehe. Jener Ueberschußochs öffnet dasselbe wieder, damit es sich fülle.

Solch eine Heirath ist eben so bindend, wie der Abschluß

einer Ehe bei uns in Europa, und sie kann nur gelöst werden, wenn die vorgebrachten Scheidungsgründe von den Rathmännern des Stammes für ausreichend erklärt werden. Untreue wird mindestens durch sofortige Verstoßung, bei Häuptlingsfrauen mit dem Tode bestraft. Anhaltende Widerspenstigkeit und unverbesserliche Trägheit rechtfertigen die Scheidung. Der Mann hat ja die Frau gekauft, damit sie für ihn Arbeiten verrichte; thut sie es nicht, so ist klar, daß er sein Geld (die Kühe) für einen werthlosen Gegenstand bezahlt hat, welchen er in die Hände des Verkäufers zurückliefert, um wenigstens einen Theil seiner Ausgaben wieder zu bekommen. Manchmal geht eine Frau wegen schlechter Behandlung in den Kraal ihres Vaters zurück, der sie dann bei sich behalten kann, wenn er das Kaufgeld zurückerstattet; sobald das geschehen ist, verabfolgt der Mann die etwa vorhandenen Kinder an die Mutter, welcher sie von Rechts wegen gehören.

Unfruchtbarkeit ist ein vollgültiger Grund zur Scheidung, weil eine kinderlose Frau ja den Vermögensstand des Mannes nicht befördert. Insgemein schickt er dieselbe dem Vater zurück, welcher die Geister der Vorfahren durch Opfern eines Ochsen gnädig zu stimmen sucht, damit sie dem Uebelstande abhelfen. Ist das aber nicht der Fall, nachdem sie wieder zu ihrem Manne gegangen ist, dann muß der Vater sie aufnehmen und den Kaufpreis zurückzahlen; manchmal giebt er jedoch, um das letztere zu vermeiden, eine noch unverheirathete Tochter in den Kauf, und in diesem Falle bleibt die Frau beim Manne.

Der Mann ist Herr über Leben und Tod einer Frau, und wenn er sie in einer leidenschaftlichen Wallung ums Leben bringt, hat ihn Niemand dafür zur Verantwortung zu ziehen. Die Frau war ja sein Eigenthum, das er gekauft und wofür er gezahlt hat; er kann ja auch, wenn es ihm beliebt, eine Ziege oder eine Kuh tödten! Der Vater hat nichts zu sagen und kein Anrecht mehr auf die Tochter, welche er für so und so viel Kühe verkauft hat. Ohnehin hat ja der Mann sich selber geschädigt, indem er werthvolles Eigenthum zerstörte, das für Kühe hatte verkauft werden können, das Arbeit für ihn verrichtete und Mädchen gebären konnte, deren jedes eine Anzahl von Kühen werth gewesen wäre. Dann und wann nimmt freilich der Häuptling ein Einsehen und läßt den Mann eine Brüche von zwei Kühen zahlen, die er selber sich aneignet. Die Logik dafür ist, daß der Mann den Stamm um eine Person verringert hat und der Häuptling, als Vater des Stammes, darf doch so etwas nicht ungeahnt lassen! Nun sage man noch, daß man unter den sogenannten Naturvölkern sich nicht auf das Raffinement verstehe!

Auch das, was wir als Etikette bezeichnen, ist unter den Kaffern sehr scharf ausgebildet. Kein Mann darf ein Mädchen aus seiner Blutsverwandtschaft heirathen, wohl aber zwei Schwestern aus einer andern Familie, eben so die Frauen eines verstorbenen Bruders. Böse, bissige „Tanten“, welche keinen Mann bekommen haben und Zankteufel für die jungen Mädchen sind, giebt es möglicherweise auch unter den Kaffern, — gewiß ist, daß der verheirathete Mann mit seiner Schwiegermutter niemals ein familiäres Wort spricht; er darf sie nicht einmal ansehen. Dieser seltsame Brauch, der aber den Segen in sich trägt, daß dieselbe sich nicht in die ehelichen Angelegenheiten mischen darf, wird als „sich vor der Schwiegermutter schämen“ bezeichnet. Will aber der Mann etwas mit ihr reden, so muß er in einiger Entfernung von ihr ein lautes Geschrei erheben, und das versteht er ja, als echter Kaffer, aus dem Grunde. Will er aber etwas sagen, das kein Dritter hören soll, dann stellen beide Theile sich hinter einen Zaun, der so hoch ist, daß sie einander nicht sehen können.

Schwiegermutter und Schwiegersohn.

Aber es trifft sich wohl, daß der junge Mann und die Schwiegermutter sich in einem der engen Pfade begegnen, welche aus dem Kraal zu den Hirsefeldern führen. Dann sind beide verpflichtet, einander nicht zu sehen; unsere Illustration zeigt, wie sie das anstellen. Die Frau kriecht an oder hinter den ersten, besten Busch, der Mann seinerseits hält seinen Schild vor das abgewandte Gesicht. Diese Etikette geht so weit, daß Schwiegermutter und Schwiegersohn ihre beiderseitigen Namen nicht aussprechen dürfen. Wir werden in unseren später folgenden Mittheilungen über die Kaffern auf diese Eigenthümlichkeit näher eingehen.

Der Sutro-Tunnel in Nevada.

Ein nordamerikanisches Bergbauunternehmen. Von **Adolf Ott** in Neuyork.

Schon über 20 Jahre sind verflossen, seitdem die Entdeckung der ergiebigen Goldlager in Californien dem Handel und Geldverkehr eine ganz neue Richtung und einen überaus mächtigen Impuls verlieh. Diese Wirkung wurde noch bedeutend erhöht, als 1851 die Kunde von der Entdeckung eben so reicher Goldminen im südöstlichen Theile Australiens nach den großen Geldmärkten und Börsen drang. Neben Gold fanden sich, wie gewöhnlich, Silber, an vielen Orten auch Quecksilber, Platin und andere technisch verwerthbare Metalle vor, doch nahmen diese Minen schon nach den ersten Jahren an absolutem Productionswerthe wieder bedeutend ab. Das leichter auszubeutende Terrain in den Thalsohlen und Geschieben der Flüsse war nämlich in dieser kurzen Zeit theilweise erschöpft, und es zeigte sich immer deutlicher, daß in nicht allzu ferner Zeit die Handelswelt ihren Bedarf an edlen Metallen größtentheils wieder, wie früher, aus den gold- und silberhaltigen Erzen auf bergmännische Weise gewinnen müsse.

Kurz nach der Goldaufregung des Jahres 1848 hatten sich nämlich abenteuernde Goldsucher und Emigranten auch in das Innere des Landes, in die Sierra Nevada und darüber hinaus in die Hochebenen zwischen letzterer und den Rocky Mountains (Felsengebirgen), sowie auf die östlichen Abhänge dieses Plateaus begeben und daselbst reichhaltige Erze entdeckt. Es zeigte sich bald, daß die Gebiete, die jetzt die Namen Idaho, Montana, Nevada, Colorado, Dakotah, Nebraska, Utah, Neumexico, Arizona, Washington und Oregon tragen, einen höchst bedeutenden Reichthum an edlen Metallen enthalten, daß aber wegen des fühlbaren Mangels an Brennmaterial und Wasserkräften ihrer Ausbeutung nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstehen.

Solche Schwierigkeiten sind indessen nicht bedeutend genug, um den amerikanischen Unternehmungsgeist abzuschrecken. Als die californische und australische Alluvialausbeute (in den sogenannten Placers) nachließ und der Geldverkehr der ganzen civilisirten Welt nichtsdestoweniger stets erneuerter Zufuhren an edlen Metallen bedurfte, wurden die Lagerstätten des westlichen Hochlandes der Union untersucht und in Angriff genommen. Dabei erhob sich aber eine neue Frage, welche leicht alle dortigen, äußerst kostspieligen Bergbau-Unternehmungen hätte lähmen oder aufheben können. Diese Frage war: „Werden die edlen Metalle wegen Ueberproduction im Werthe so weit sinken, daß es sich nicht mehr lohnt, theure Maschinen in diesen Einöden zu errichten und die noch höheren Betriebskosten aufzuwenden?" Diese Besorgniß zeigte sich aber bald als ungegründet, da jetzt auf lange Zeit hinaus, vielleicht für immer, eine Ueberproduction von Gold und Silber zu den Dingen der Unmöglichkeit gehört. Wenn auch kurz nach 1848 eine solche stattgefunden hat, so haben sich doch seit dieser Zeit die Handelsverbindungen Europas und Amerikas so sehr ausgedehnt, daß das Bedürfniß nach edlen Metallen wiederum entsprechend gestiegen ist. Während man die Menge des auf der ganzen Erde 1848 vorhandenen Goldes und Silbers auf 6000 Millionen Dollars veranschlagte, stieg dieselbe bis 1868 trotz der ungeheuern Production nur auf 8000 Millionen Dollars an; so wenigstens sprechen sich die besten Autoritäten über diesen Punkt aus. Die Hauptursachen, welche einer allzu großen Anhäufung von edlen Metallen im Handel und Verkehr entgegenwirken, sind namentlich das Abschleifen des gemünzten Geldes und der Export von Gold und Silber nach den Häfen Ostasiens.

Auch der in Amerika allgemein gehörte Einwurf, daß für jeden bergmännisch gewonnenen Golddollar ein anderer Golddollar auf die Arbeit verwendet werden müsse (beim Silber ist dieses Verhältniß noch ungünstiger), vermochte die Bergleute und Speculanten nicht von den Bergbaudistricten des Innern abzuhalten. Nachdem Colorado fast allein in Folge von aufgefundenen Metallschätzen sich seit 1858 besiedelt hatte, wurde 1859 in dem damaligen Territorium Utah die Washoe-Region durchforscht. In diesem Landestheile, der jetzt zu Nevada gehört, waren im Juni 1859 zwei Irländer, Peter O'Reilly und Patrik Mac Laughlin, mit Goldwaschen beschäftigt. Sie entdeckten an einer Stelle, die jetzt der Ophir-Compagnie gehört, ein schwarzes Erz, welches sich bald als eine Verbindung von Silber und Schwefel herausstellte, und damit war das Comstock-Lode entdeckt! Nach californischem Gebrauche wurde der Erzgang (englisch lode) nach seiner muthmaßlichen Erstreckung sofort vermessen und jedem anwesenden Bergmanne 200 Fuß von dessen Länge angewiesen. Diese Loose gingen später an Gesellschaften über, unter denen sich befinden: die Bergwerkscompagnien Ophir, Gould und Curry, Savage, Hall und Norcroß, Yellow Jacket u. s. w. In kurzer Zeit erhoben sich daselbst die zwei Städte Virginia City und Gold Hill, 6200 englische Fuß über dem Meere.

Das Comstock-Lode erstreckt sich quer über eine Hügelformation, etwa 4 englische Meilen lang vom Gold Cañon bis zum Six Mile Cañon, beides Zuflüsse des nahen, bei der Stadt Dayton vorüberfließenden Carson River. Seine Richtung ist die des magnetischen Meridians (15 Grad östlich) und geht parallel mit mehreren anderen nahe gelegenen Lodes, welche aber nicht so ergiebig sind. Das umgebende Gestein ist vorherrschend Syenit, enthält aber auch Propylit, ein Eruptivgestein aus der Tertiärzeit, das sich auch in vielen mexicanischen Minen vorfindet. Sein Neigungswinkel mit dem Horizonte variirt von 42 bis 60 Grad, und seine Mächtigkeit in der Tiefe wird auf 100 bis 200 Fuß geschätzt. Der Gang ist vorherrschend ein Silbergang und enthält nur wenige krystallisirte Erze; die vorkommenden Erze sind Stephanit, Glaserz, gediegenes Silber und silberreicher Bleiglanz; außerdem findet sich gediegenes Gold, Kupferkies und Weißbleierz. Die Lagerungsweise des Erzes ist eine zweifache: theils langgestreckte, schlauchförmige Stöcke (sogenannte Essen), theils fast zusammenhängende, ziemlich parallel mit einander verlaufende Lager von sehr beträchtlicher Länge. Auf die Beobachtung dieser Lagerungsweise gründet sich die jetzt zur Gewißheit gewordene Ansicht, daß das Lode ein Spaltengang (fissure-vein) sei, d. h. ein von unten ausgefüllter Erzgang, der bis in unendliche Tiefen hinabbringt.

Das Comstock-Lode ist bezüglich seiner Ergiebigkeit jetzt unstreitig der vornehmste Erzgang der ganzen bewohnten Welt. Dasselbe lieferte bis 1867 an edlen Metallen 75 Millionen Dollars (etwas über 26 Millonen Dollars Gold, das übrige Silber). In sechs Jahren hat also diese einzige Silberader an Ergiebigkeit nicht nur den Ertrag aller Erz-

lagerstätten Europas übertroffen, sondern ihr gegenwärtiger jährlicher Ertrag, 16 Millionen Dollars, ist sogar größer als derjenige aller jetzt ausgebeuteten mexicanischen Silberminen, und bildet ein Drittel des Jahresertrages aller Silberbergwerke der Erde.

Vergleichungen des Comstock-Lode mit den mexicanischen und südamerikanischen Minen geben folgende Resultate: Die bedeutenden Erzlagerstätten von Pasco in Peru, von Potosi in Bolivia und von Chañarcillo in Chile sind unzweifelhaft Silberspaltengänge, gleichwie das in Rede stehende Comstock-Lode, und in der That ist noch nie ein Silbergang entdeckt worden, der nicht zu dieser Classe gehört hätte. Die Valenciana-Mine in der Veta-Madre-Region von Guanajuato (Mexico) lieferte von 1768 bis 1788 jährlich $1^1/_2$ Millionen Dollars, von 1788 bis 1810 jährlich 1,383,195 Dollars an Silbererzen, und mußte dann wegen Zuströmens von Wasser eine Zeitlang aufgegeben werden. Die Veta-Madre-Region lieferte im Ganzen in 300 Jahren ungefähr 800 Millionen Dollars; die Veta Grande in Zacatecas, welche wie das Comstock-Lode in Propylit verläuft und einen Neigungswinkel von 45 Grad hat, ergab von 1548 bis 1832 an edlen Metallen 666 Millionen Dollars und liefert auch gegenwärtig sehr hohe Erträge. In mehreren dieser Gänge hat sich gezeigt, daß der Silbergehalt des Erzes mit der Tiefe abnahm, daß darum aber die Gänge doch nicht weniger Silber lieferten, weil der Gesammtwerth des edlen Metalles in jedem Tiefenabschnitt ungefähr derselbe bleibt. Kongsberg in Norwegen lieferte die größten Erträge in einer Tiefe von 1800 Fuß, und Catorce in Mexico besitzt noch sehr bauwürdige Erze in Tiefen von 1800 bis 2000 Fuß. Der Schluß, der sich aus allen diesen Thatsachen auf das Comstock-Lode ziehen läßt, ist, daß dasselbe in größeren Tiefen nicht auf einmal aufhören, sondern sich unbeschränkt fortsetzen wird. Es wird auch nicht an Silber- oder Goldgehalt abnehmen, sondern eher zunehmen oder doch wenigstens denselben hohen Ertrag liefern.

Doch wie jedes große Unternehmen, so hat auch dieses mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Bergbaugesellschaften am Comstockgange machen jetzt so schlechte Geschäfte, daß viele von ihnen an Arbeitseinstellung denken. Die Gründe dafür sind: Der Andrang von Wasser in die Schachte, der hohe Preis des Brennmaterials, wie auch der Förderungskosten des Metalles und des Herauspumpens des Wassers, und namentlich die mit der Tiefe zunehmende hohe Temperatur in den Bergwerken. Einzelne Schachte haben nämlich schon die Tiefe von 1000 Fuß erreicht, und die Bergleute vermögen bei der daselbst herrschenden hohen Temperatur bloß drei Viertel der Arbeit zu leisten, welche sie in Schachten unweit der Erdoberfläche zu verrichten gewohnt sind. Was den Zudrang des Wassers betrifft, so ist bekannt genug, daß derselbe schon häufig die Ausbeutung von bergmännischen Anlagen gerade dann verhindert hat, wenn dieselben am einträglichsten geworden waren.

Alle diese Factoren bewirkten, daß die gesammten Zechen am Comstockgange trotz eines Ertrages von 16 Millionen Dollars an edlen Metallen doch nur eine halbe Million an reinem Profit abwarfen. Obwohl immer noch in den Schachten gearbeitet wird, so ist doch jetzt der Reingewinn so spärlich, daß man jedes neue Vierteljahr mit dem Tieferwerden derselben positiven Verlusten entgegensehen muß.

Der einzig wirksame Vorschlag, diesen Uebelständen abzuhelfen, scheiterte stets an dem Eigensinne der Compagnien, welche den Profit vom ausgelegten Gelde augenblicklich einziehen wollten.

Adolf Sutro, ein Deutscher, und aus langjähriger Anschauung mit allen amerikanischen Bergbauverhältnissen bekannt, hielt sich zuerst in Californien auf, wo er auf der Straße einen Cigarrenhandel trieb. Mit großen natürlichen Gaben ausgerüstet, schwang er sich bald zu höheren Lebensstellungen empor, besuchte die Grubenreviere Nevadas, und als die Wassernoth im Comstockgange zunahm, war er sofort mit sich einig, was da zu thun sei. Wie schon in mexicanischen und europäischen Grubenräumen vielfach mit Erfolg geschehen ist, mußte auch hier von unten ein Stollen bis an den Erzgang getrieben und dadurch das Wasser abgelassen, den Arbeitern durch kräftige Ventilation Luft und Kühlung zugeführt werden.

Die Anlage eines solchen Werkes war beim Comstockgange von Natur aus begünstigt. Die Lagerstätten ziehen sich von einem Thalgrunde zum andern über eine Hügelreihe, und östlich davon, in einer Entfernung von höchstens 8 englischen Meilen fließt 2000 Fuß tiefer der Carson River. Von diesem aus will Sutro den Abzugstunnel in Angriff nehmen. Die wenn auch sehr unbedeutende Senkung desselben wird dem Wasser, wovon insgesammt aus allen Minen jetzt nach der niedrigsten Schätzung 79,200 Cubikfuß per Stunde ausgepumpt werden, eine genügende Geschwindigkeit zum Ausfließen verschaffen. Der Tunnel soll etwa 7 Miles lang werden und wird von vier fast gleichweit aus einander liegenden Punkten aus in kurzer Zeit vollendet werden können. Da wo er die Erzader erreicht, wird ein Seitenstollen links und einer rechts rechtwinkelig zum Tunnel getrieben werden, um die Ausbeutung der Minen zu ermöglichen. Die Kosten hierfür wurden wenigstens auf 4 Millionen Dollars angeschlagen. Sutro, der eine Gesellschaft zu diesem Unternehmen zu bilden beabsichtigte, holte das Gutachten der berühmtesten europäischen Fachmänner ein. Seiner zuversichtlich ausgesprochenen Ansicht, daß das Unternehmen gelingen werde, hielt man immer den Einwand entgegen, daß man unmöglich wissen könne, ob sich das Lode in der Tiefe fortsetze oder nicht.

Ein berühmter Geolog, Dr. Phil. Ferd. Baron Richthofen, der die Washoe-Minenregion mehrfach besuchte, gab am 22. November 1865 ein wissenschaftliches Gutachten an den Verwaltungsrath der Sutro-Tunnelgesellschaft, woraus wir das Folgende entnehmen: „Die Länge des Comstockganges an der Erdoberfläche des Landes wurde bis jetzt erst auf 19,000 Fuß genau bestimmt und gemessen, erstreckt sich aber höchst wahrscheinlich wenigstens auf 24,000 Fuß. Die Metallader füllt eine Gebirgsspalte, deren Breite von 100 zu 130 und 200 Fuß wechselt, die sich aber an anderen Orten wieder ganz zusammenzieht, so daß die beiden Wände des umgebenden Gesteins sich unmittelbar berühren. Von der Tiefe von 500 Fuß aufwärts dehnt sich die Ader an Breite aus und spaltet sich zum Theil in mehrere Aeste; diese Erscheinung wurde hervorgebracht durch große Bruchstücke des Landesgesteins, welche die Metallader zu Umwegen zwangen; westlich vom Lode finden sich einige unbedeutende „Gangzüge" am Cedar Hill, Mount Davidson u. s. w., die vermuthlich im Innern mit dem Comstock-Lode zusammenhängen. Nördlich von der Mine Gold Hill findet sich das Erz in schlauchförmigen Gängen, die stark in südlicher Richtung geneigt sind; südlich von diesem Punkte bilden die einzelnen Metalladern schmale, plattenförmige, zusammenhängende Lagen. Das Comstock-Lode ist ein wirklicher Spaltengang, denn er geht durch Felsarten verschiedenen Ursprungs gleichmäßig hindurch, zeigt deutliche Merkmale dynamischer Wirkungen (z. B. die Ostseite des die Ader erfüllenden Gesteins hat sich über die Westseite desselben gesenkt), steht in Verbindung mit Eruptivgestein, das gleichzeitig mit dem Erzgange an der Oberfläche erschien, und ist von unten her größtentheils in Folge chemischer Action gebildet worden.

Es kann demnach nicht bezweifelt werden, daß sich der Comstockgang in Folge vulcanischer Hebung gebildet hat, womit gleichzeitig Trachytgesteine aufgestiegen sind. Sowohl die Spalte als die Ader, welche die Spalte erfüllt, muß sich also in der Tiefe fortsetzen. Die Frage nach dem Wie dieser Fortsetzung ist freilich schwer zu beantworten, doch läßt sich als wahrscheinlich Folgendes aufstellen: Der Gang wird in jedem Stadium der Tiefe metallhaltig und silberhaltig sein; so reiche Silberlagerstätten, als an der Oberfläche, werden sich kaum finden, doch werden die hochgrädigen Stätten an Ausdehnung eher zu- als abnehmen. Silbererze werden sich vermuthlich eher in der Nähe der östlichen Begrenzungswand finden, in welcher auch wichtige Seitenadern eingesprengt sein können. Das bis jetzt aus dem Lode gewonnene edle Metall ist nur ein sehr kleiner Theil dessen, was noch in der Tiefe sich befindet, denn da die ganze Gegend aus demselben Gestein besteht, so ist es nicht wahrscheinlich, daß in der Tiefe andere Formationen vorkommen, welche (wie bei der Veta Madre von Guanajuato) ein plötzliches, fast gänzliches Unterbrechen des Metallertrages voraussehen ließen."

„Da die Bergwerksarbeiten am Comstock-Lode sich wegen allzu großer Betriebskosten bald nicht mehr bezahlen werden, so ist der Nutzen des Sutro-Tunnels dahin festzustellen: Das unterirdische Gewässer wird dadurch auf die leichteste Weise entfernt; die Minen werden bis in eine Tiefe von 2400 Fuß bearbeitet werden können; das ausfließende Wasser wird eine beträchtliche, constante, bewegende Kraft zum Pochen der Erze an der Mündung des Tunnels liefern und so die theure Dampfkraft ersetzen; die Ventilation der Erzgänge wird erreicht und das Faulen der Zimmergerüste im Grubengebäude verhindert; die bis jetzt unproductiven Theile des Lodes können näher untersucht werden, wie z. B. das American Flat, in welchem so viele Gesellschaften ihr Geld verloren haben; die den Tunnel durchschneidenden Lodes, wie Monte Christo, St. John u. s. w., werden sich möglicherweise in der Tiefe als ertragbar erweisen *)."

Um dem Unternehmen Notorietät zu verschaffen, bereiste Sutro ganz Westeuropa und traf mit vielen der genannten Männer zusammen, die ihm für sein Unternehmen ermunternden Beifall aussprachen. Er hatte indeß schon früher eine Gesellschaft zur Ausführung des Tunnels gebildet, deren Statuten am 4. April 1865 von der Gesetzgebung des Staates Nevada genehmigt worden sind. Die Gesellschaft besitzt ein Capital von 5 Millionen Dollars und macht sich verbindlich, den Tunnel in den vorgeschriebenen Dimensionen (7 Fuß Höhe, 8 Fuß Weite) mit zwei Rollbahnen vor Ablauf von 8 Jahren, vom 1. August 1867 an gerechnet, auszuführen. Der Contract der Gesellschaft mit den einzelnen Bergbaugesellschaften am Comstock-Lode giebt dafür ersterer das Recht, von jeder mittels des Tunnels ausgeführten Tonne gold- oder silberhaltigen Erzes 2 Dollars zu beziehen. An Grundeigenthum und Rechten ist ihr ferner durch die Behörden bestätigt: 1) Der Besitz eines Landstriches von 7 Meilen Länge und 5080 Acres Oberfläche oberhalb des Tunnels gelegen. 2) Ein Bauplatz für eine Ansiedelung oder Stadt an der Tunnelmündung von 1280 Acres Grundfläche. 3) Der ausschließliche Besitz aller in Folge des Tunnelbaues entdeckten Erzlagerstätten. 4) Das Benutzungsrecht alles durch den Tunnel abfließenden Wassers.

Die Privilegien der Gesellschaft wurden vom Congreß der Vereinigten Staaten am 25. Juli 1866 in allen ihren näheren Bestimmungen bestätigt. Die erstere Bestimmung sichert der Compagnie, wenn der Tunnel einmal fertig ist, eine tägliche Einnahme von mindestens 2000 Dollars, indem schon jetzt bei der umständlichen Förderung täglich 1000 Tonnen Erze aus den vielen bestehenden Schachten ausgebeutet werden. Der Verkauf von Bauplätzen, Mineralland und Ackerfeld an Private muß außerdem die Einnahmen der Compagnie noch bedeutend erhöhen.

Es ist begreiflich, daß dieser Plan Sutro's nicht sogleich allgemein verstanden und gebilligt wurde, indem das Wesen desselben nur durch fachwissenschaftliche Erörterungen klar gemacht werden kann. Die Hauptfrage: Ist das Lode ein Spaltengang und ist dieser auch in der Tiefe des Tunnels erzführend? läßt sich nämlich nur durch Analogien beantworten, und in Bergwerksfachen sind Analogien nie völlig conclusiv. Dagegen haben sich Tausende von Analogien als richtig berechnet erwiesen. Gelingt das Unternehmen, so kann der Tunnel noch in die Tiefen des erzführenden Mount Davidson in gerader Linie fortgesetzt werden, da derselbe reichen Ertrag verspricht; man wird die Seitenstollen, da alsdann für Ventilation gesorgt sein wird, 1000 Fuß tiefer austeufen können, und sie gewähren also die Aussicht auf unendliche Reichthümer.

Die Hauptursache, warum Sutro anfangs auf Schwierigkeiten stieß, glaubte er in dem Umstande zu finden, daß die Bergwerksgebiete des Westens meist arm sind und daher das zum Bergbau nothwendige Capital nicht auftreiben können, daß aber der Osten der Vereinigten Staaten, der Ueberfluß an Capital besitzt, dieses nicht gern hergiebt, weil mit dem Miniren im Westen so viel Schwindel getrieben wurde. Eine andere Ursache ist die Neuheit des Unternehmens. In Mexico wurden zwar schon Drainirtunnels gebaut, in den Vereinigten Staaten freilich noch nicht, und sind daher unter dem Volke noch unbekannt. Neuerungen aber, sogar die besten, sind überall schwer einzuführen, namentlich wenn sie von einem Ausländer vorgeschlagen werden und nicht sofort Geld abwerfen *).

*) In ganz ähnlicher Weise sprachen sich über die weitere Productionsfähigkeit des Erzganges und die Wünschbarkeit des Sutro-Tunnels folgende Männer aus: Francis Bowen, Professor am Harvard College, Cambridge, im Staate Massachussets. Bernhard v. Cotta, Professor der Geologie an der Bergwerksakademie in Freiberg. Julius Weißbach, Bergrath und Professor zu Freiberg. Dr. H. v. Dechen, Geheimrath und ehemaliger Oberbergwerksdirector, Bonn. H. Koch, Bergrath in Clausthal. Bruno Kerl, Professor an der Berliner Bergwerksschule. C. Borchers, Oberintendant der Bergbaureviere des obern Harzgebirges, Clausthal. M. Braun, Oberingenieur der Zinkbergwerke der Vieille Montagne bei Aachen. A. Daubrée, Oberinspector der französischen Minen, Paris. John Day, County-Vermesser in Dayton, Nevada. Guido Küstel, Bergingenieur in San Francisco, California. Dr. phil. Burkart, Bergrath in Bonn.

*) Am Schlusse des obigen Aufsatzes finden wir eine Mittheilung, in welcher Herr Sutro den finanziellen Nutzen des Tunnels für die Regierung der Vereinigten Staaten darzuthun sucht. Er wünscht, daß die Bundesregierung das Werk ausführen lasse und meint, daß der Ertrag desselben hinreichen werde, binnen 46 Jahren die ungeheuren Staatsschulden zu tilgen. Red.

Eine Kreuzfahrt auf dem Adriatischen Meere.

Von Professor **Dr. Oscar Schmidt** in Graz.

I.

Die Erforschung der Tiefen der Meere ist zwar schon seit Jahrzehnten gepflegt worden, hat aber einen ganz besondern Aufschwung genommen, seit sie eine der wesentlichsten Vorbereitungen für die Kabellegung wurde. Von da her rühren alle die Vervollkommnungen für das Lothen, namentlich auch jene Maschinen, welche voluminösere Proben des Grundes heraufbringen, während man sich bis dahin mit den geringen Mengen begnügte, die in der mit Talg ausgeschmierten Vertiefung des Lothes haften bleiben. Mit dem Schleppnetz hatte man sich kaum in größere Tiefen als 100 bis 200 Faden gewagt.

Das ist nun, wie gesagt, ganz anders geworden. Die Zeit des Lothens wird durch Abfallen des Gewichtes beim Berühren des Bodens um wenigstens die Hälfte bis zu zwei Dritteln der Zeit verkürzt, zugleich faßt der an der Leine bleibende Apparat einen tüchtigen Klumpen Sand oder Schlamm, und endlich lassen sich auch die Schleppnetze ein paar Tausend Faden tief senken. Es hat sich um nichts anderes gehandelt, als sie schwerer zu machen, wie ich beispielsweise mit größter Sicherheit bis 630 Faden Tiefe mit einem Schleppnetz operirt habe, dessen Gestelle durch zweckmäßig angebrachtes Blei ein Gewicht von nur etwa 90 Pfund hatte. Damit ist die Erkenntniß des Meeresgrundes und seiner Bewohner in ein ganz neues Stadium getreten, die überraschendsten Gesichtspunkte sind eröffnet, wobei Geologie und Zoologie zu gleichen Theilen gewinnen. Am frühesten dürfte der leider im vorigen Jahre verstorbene ältere Sars an der norwegischen Küste in größerer Tiefe, bis 300 Faden, gedredscht haben, — wir müssen dieses Wort einführen (drague, draguer, dredge). In großartigem Maßstab wurde aber das Schleppnetz bei der Küstenvermessung der Vereinigten Staaten angewendet. Aus verschiedenen Berichten theils von v. Pourtales, welcher die Expeditionen als Zoolog begleitete, theils von L. Agassiz, welcher auch einer Expedition beiwohnte, sind die Resultate vorläufig bekannt geworden. Von besonderer Wichtigkeit sind die Untersuchungen über den Boden des Golfstromes zwischen Florida und Cuba, sowohl was das eigentliche Golfstrombett angeht, als in Betreff der Beschaffenheit des von der seichten Küste ausgehenden Abfalles. Die Resultate stimmen mit den ebenfalls ganz vorzüglich ausgeführten Untersuchungen überein, welche Carpenter und W. Thomson auf einem von der Admiralität gestellten Dampfer zwischen Schottland und den Faröern und etwas östlich und westlich von diesem Striche angestellt. Zu den wichtigen Ergebnissen gehört die Constatirung von Leben überhaupt in allen Tiefen und einer Anzahl von Thierformen in den größeren Tiefen unter 300 Faden, welche sich, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, durch „vorweltliche“ Charaktere auszeichnen. Wir finden zu unserer größten Ueberraschung Perioden noch activ in die Gegenwart ragen, wie namentlich die Kreide, welche wir längst für abgeschlossen hielten, und wenn der treffliche Scheffel singt, daß es mit den Sauriern vorbei gewesen, als sie zu tief in die Kreide kamen, so gilt dies von manchen Genossen der Saurier nicht. Ganz besonderes Aufsehen erregte die Beobachtung, daß der eigentliche Tiefseeschlamm, der „mud“ der Engländer, durch und durch erfüllt sei von einer lebenden Materie, dem sogenannten Bathybius, ein Lebendiges von unübersehbarer Ausdehnung. In diesem organischen Urschlamme sind ferner mikroskopische, kalkhaltige Körperchen, die Coccolithen, enthalten, welche, wie sich in neuester Zeit herausgestellt hat, durch ihre Anhäufungen zur Bildung der Erdrinde mehr beigetragen zu haben scheinen, als alle übrigen organischen Wesen zusammen.

Ich habe diese Bemerkungen vorausgeschickt, um in ihnen die Gründe zu zeigen, welche den lebhaften Wunsch in mir wachriefen, die Grundverhältnisse des Adriatischen Meeres näher, als es mir bisher möglich gewesen, kennen zu lernen und ergänzende Untersuchungen zu liefern zu den im Oceane angestellten. Dazu bot sich im verflossenen Sommer eine vorzügliche Gelegenheit. Die Schifffahrt im Adriatischen Meere hat keine anderen Karten, als die in dem schon vor mehr als 50 Jahren herausgegebenen und für seine Zeit sehr guten „Portolano“ &c. Ich habe mich selbst im Jahre 1863 auf einem kleinen mir zur Disposition gestellten Kriegsdampfer überzeugen können, wie manche, fast im Küstenfahrwasser liegende Secca oder Untiefe im Portolano nicht verzeichnet ist, ganz abgesehen von der Ungenauigkeit der die Schifffahrt nicht mehr speciell interessirenden Tiefenlinien und der vielfach ungenauen Peilungen.

Es war daher ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, als vor einigen Jahren das kaiserliche Marineobercommando eine ganz neue Küstenaufnahme ins Werk setzte, mit deren Durchführung L. S. Capitän Oesterreicher mit einer bedeutenden Anzahl von Offizieren betraut ist. Hand in Hand mit der eigentlichen Küstenvermessung geht die Triangulirung des dalmatinisch-albanesischen Festlandes, und an den österreichischen Theil der Vermessung schließt sich, ein Werk des Friedens, derjenige an, welchen das Königreich Italien für seine adriatische Küste übernommen hat. Ich wendete mich also, da ich wußte, daß die Legung mehrerer Linien zwischen Albanien und Apulien bevorstand, an den oben genannten Herrn Commandanten des Dampfers „Triest“ und an Herrn Viceadmiral v. Tegetthof, und bekam bereitwillig die Erlaubniß und Einladung, mit meinem Freunde, dem durch seine vorzügliche Höhenkarte von Steiermark bekannten Professor Gobanz, einige Wochen den Vermessungen auf dem „Triest“ beizuwohnen. Zugleich wurde mir die Zusicherung gegeben, wie sie auch in ausgezeichneter Weise gehalten wurde, daß meine eigenen Arbeiten in jeder Art gefördert werden sollten.

Diese hier ausführlich zu schildern, ist nicht meine Absicht. Dagegen will ich die äußeren Reiseerlebnisse und Beobachtungen an Land und Leuten, weniger an Meer und Gethier, skizziren. Betreffen sie doch Gegenden, welche den meisten Lesern des „Globus“ aus eigener Anschauung ganz unbekannt sind, Gegenden, welche jetzt zwar abseits von dem allgemeinern Interesse liegen, zur Zeit der römischen Blüthe aber den regsten Völkerverkehr sahen.

Ich hatte ein Telegramm erhalten, daß am 20. Juni mich der „Triest“ auf der Rhede von Durazzo erwarte. Bis dorthin waren die Lloyddampfer zu benutzen, und wir hatten uns darnach eingerichtet, in Ragusa ein paar Tage zu rasten. Die von Triest abfahrenden Dampfer, soweit sie nicht für Italien, Griechenland, Aegypten und die Levante bestimmt sind, halten sich an der istrischen Küste und alle für Dalmatien und Albanien bestimmten berühren wenigstens Pola. Zara, Sebenico, Spalato sind dann die nächsten

Hauptstationen, und wer sie, wie ich, im Laufe von 18 Jahren wenigstens zwanzig Mal berührt hat, wird schließlich mit den stereotypen Bettlern, Lastträgern und anderen typischen Gestalten so vertraut, als wenn er in seiner Heimath alten Bekannten begegnet.

Interessant war diesmal die Scene der **Frohnleichnamsprocession in Spalato**, der Umzug der phantastisch geschmückten städtischen und ländlichen morlakischen Bevölkerung unter Vortritt der Priesterschaft, die ihre Uniform seit den ersten Jahrhunderten der Christenheit beibehalten hat, und der Stadtmagistrate im schwarzen Frack. Diese ganze unglaublich bunte Menge drängte sich dann in die Hauptkirche, den fast unversehrt gebliebenen Jupitertempel des Palastes von Diocletian. An Curzola, der alten Corcyra nigra, ging es bei Nacht vorüber, und so sah ich diesmal auch nichts von den vor sieben Jahren von mir besuchten außergewöhnlich grünen Inseln Lagosta und Meleda. Sie allein mit Curzola haben noch einigen Waldbestand der Strandkiefer, der sonst an der ganzen Küste seit Jahrhunderten, theilweise wohl auch seit einigen Jahrtausenden verwüstet ist. Wie man noch jetzt auf alle ersinnliche barbarische Weise gegen die letzten Reste des dalmatinischen Waldbestandes wüthet, hat mein verstorbener Freund und Reisegenosse **Unger** drastisch geschildert.

Bis Ragusa und Cattaro pflegt die Gesellschaft auf den Dampfern einen gewissen stereotypen Anstrich zu haben. Man wird nie ohne Offiziere fahren, die man sich in Oesterreich in der Regel sehr gern als Reisegefährten gefallen lassen kann. Selten fehlen weltliche und Klostergeistliche, und diesmal hatten wir einen sehr liebenswürdigen und gewandten, vieler Sprachen kundigen Mann an Bord, den Erzbischof von Alexandrien, welcher vom römischen Unfehlbarkeitscongreß aus einen Abstecher nach seiner Heimath Ragusa machte. Häufig bin ich auch auf den Lloydschiffen mit montenegrinischen Großen zusammen gewesen, entweder auf der Reise nach oder von Petersburg, und im letztern Falle mit vollerm Beutel, als im erstern. Auf den Dampfern der albanesischen Route fehlen natürlich die albanesischen theils christlichen, theils mohammedanischen Kaufleute nicht.

Die nächste Umgebung von Ragusa und seinem Hafen, der eine halbe Stunde entfernten Bai von Gravosa, ist entzückend schön. Wir hatten es diesmal ganz besonders auf einen Besuch von **Lacroma** abgesehen, dem kleinen, Ragusa gegenüber liegenden Eilande, welches sich zu einem Ruhesitze ausersehen zu haben dem Geschmack des unglücklichen Kaisers Max alle Ehre macht. Er hat mit dem Um- und Ausbau eines Klosters begonnen, und würde nach und nach die Insel zu einem wahren Paradies gemacht haben. Der größte Theil ist von einem dichten und hochstämmigen Strandkieferhaine bedeckt, in welchem man die köstlichste, von balsamischen Düften erfüllte Luft athmet. Mit Geschick angelegte und bis jetzt noch ziemlich erhaltene Gänge führen zu den Aussichten theils auf das nahe Festland, theils über das unbegrenzte blaue Meer. Die zerrissene pittoreske Küste bietet viele Verstecke zum Baden, und namentlich verlockend hierzu ist eine kleine, fast ganz abgeschlossene Bucht, in welcher man sich den Wellen ohne jegliche Furcht vor den seit einigen Jahren gefährlich werdenden Haien überlassen kann. Die Insel war auf dem besten Wege, zu einem Parke sondergleichen umgeschaffen zu werden, und ich weiß es aus unmittelbarster Quelle, mit welcher Sehnsucht der arme Maximilian in Mexico an sein Lacroma zurückdachte. Dorthin wollte er sich zurückziehen. Und jetzt! Es ist an einen pensionirten Militär für 30,000 Gulden verkauft. Was der Mann damit machen will, ist noch nicht klar.

Am 19. früh gingen wir an Bord des unterdeß angelangten Waarendampfers der albanesischen Linie. Man hat auf diesen schnell segelnden Schraubenschiffen nicht die Bequemlichkeiten und die reichliche Kost, wie auf den Passagierdampfern, z. B. auch kein Bett. Ich befinde mich aber wohler auf ihnen wegen der geringen Anzahl der Passagiere. So fanden wir diesmal nur einen Franziskanermönch mit einem intelligenten jungen Ragusaner, der von jenem in ein albanesisches Kloster geleitet werden sollte, und einen mohammedanischen Kaufmann, der seine Andacht in Mekka verrichtet hatte und über Alexandrien und Triest nach Scutari zurückkehrte. Auch er, wie gewöhnlich die Orientalen auf den christlichen Dampfern, führte seine Menage selbst, und die wiederholte sorgfältige Zubereitung eines trefflichen Kaffees sowie das andachtsvolle Schlürfen des heißen Trankes machte den Eindruck einer fortgesetzten gottesdienstlichen Handlung. Schon Nachmittag gegen 3 Uhr wurde auf der Rhede von Antivari Anker geworfen. Sie ist ganz offen und bei Süd- und Westwinden sehr gefährlich. Die Stadt liegt anderthalb Stunden vom Strande entfernt hart am Fuße oder vielmehr auf den Vorhügeln des steilen Gebirges, dessen östliche Seite vom See von Scutari bespült wird. Dagegen erheben sich hart am Ufer mehrere Häuser amtlicher Bestimmung, eine kleine Caserne, welche mit einer Compagnie ziemlich zerlumpter und offenbar sehr gelangweilter Soldaten besetzt war, ein Post- und Mauthhaus und eine dürftige, aber guten Kaffee bereitende Schenke. Ich glaubte in dem Postexpeditor einen Vollbluttürken vor mir zu haben. Der kühne Schnitt des Gesichtes, das geläufige Albanesisch, was er sprach, u. s. w. schien mir nicht anders ausgelegt werden zu können, als der Herr auf einmal in einem sehr gemüthlichen schlesischen Dialekte sich mir als Dr. med. W. vorstellte. Seit Langem in türkischen Diensten, ist er jetzt der oberste Sanitätsbeamte des Districts von Antivari und reitet nebenbei, so oft der Dampfer kommt, von der Stadt heraus, um mit preußischer Pünktlichkeit die Briefe zu expediren. Wir mußten leider auf den Besuch der Stadt verzichten, durchstrichen das angeschwemmte flache Vorland und ergötzten uns an den zahlreichen, das kleine Flüßchen bevölkernden Schildkröten (wahrscheinlich Emys lutaria), ohne eine derselben erbeuten zu können. In der Dämmerung an Bord zurückgekehrt, lagen wir noch eine Stunde dem Haifischfange ob. Die 1 bis $2^1/_2$ Fuß langen Dornhaie (Acanthia vulgaris) bevölkern die Rhede in großen Mengen, und sie bissen so gut an, daß in kurzer Zeit einige dreißig auf Deck lagen, um am folgenden Tage von der Mannschaft als ein zwar nicht ausnehmend leckeres, aber doch willkommenes Mahl verspeist zu werden.

Am Morgen des 20. Juni fielen die Anker vor Durazzo, wiederum auf einer ganz offenen, allen Winden ausgesetzten Rhede, welche noch dazu so flach ist, daß Schiffe von einigem Tiefgange über eine viertel Stunde weit draußen liegen müssen. Ich werde weiter unten einige Mittheilungen über den gegenwärtigen Zustand des einst so berühmten und wichtigen Dyrrhachion geben. Meine Blicke waren zunächst weniger auf die nicht einladenden Ufer, als auf den „Triest“ gerichtet, der unfern vom Lloyddampfer lag und wohin mich und meinen Begleiter, als kaum die Kette gerasselt hatte, ein herübergeschicktes Boot holte. Noch in der Nacht sollte aufgebrochen werden, um am andern Morgen von der Höhe von Safano aus nach Brindisi hinüberzugehen. Da galt es denn, sich rasch einzurichten, Netze, Gefäße und Mikroskop in Ordnung zu bringen. Wir erreichten auf der Fahrt nach Brindisi die größte Tiefe mit 430 Faden, und das Resultat dieser und aller späteren Sondirungen war, daß die Tiefen des Adriatischen Meeres

alles höhern Lebens fast bar sind, also in dieser Hinsicht einen Vergleich mit den von den Amerikanern, Engländern und neuerdings von den Schweden durchforschten Strecken des Atlantischen Oceans gar nicht zulassen. Ich bin geneigt, diese Oede auf Rechnung des Mangels stärkerer Strömungen im Adriatischen Meere zu bringen. Höchst überraschend war aber die Entdeckung, daß der lebendige Schlamm, der Bathybius des Oceans, der nur in größeren Tiefen von 5000 Faden an vorkommen und diese Tiefen charakterisiren sollte, in allen Tiefen des Adriatischen Meeres sich vorfand. Gleichzeitig mit mir hat Oberbergrath Gümbel in München diese Entdeckung verallgemeinert, indem er den Bathybiusschlamm und die ihm eigenthümlichen organisirten Kalkkörperchen, die Coccolithen, als verbreitet über alle Meere der Gegenwart, in allen Tiefen, und als Bestandtheile vielleicht aller sedimentären Gesteine nachwies. Meine Untersuchungen über diese Coccolithen und einen andern Kalkorganismus, die Rhabdolithen, welche sich in ihrer Begleitung finden, habe ich soeben in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie veröffentlicht. Von Brindisi nach Durazzo, richtiger von Brundusium nach Dyrrhachium, fuhr, wie man als Schulknabe mit Staunen hört, Cäsar in einem offenen Boote. Zwar ist die Verbindung gerade dieser Linie jetzt nicht mehr im Schwunge, dagegen aber, wo die Küsten durch das Vortreten des Monte Gargano sich abermals einander etwas nähern, zwischen Ragusa und Apulien, findet fortwährend in der guten Jahreszeit ein reger Verkehr statt, indem ebenfalls durch offene Boote die apulischen Gemüse auf den Markt von Ragusa gebracht werden. Die Abends drüben in See stechenden Fahrzeuge pflegen zur richtigen Zeit in Ragusa zum Frühmarkte zu sein. So waren denn auch wir trotz der stundenlangen Verzögerungen wegen des Lothens und des Schleppens schon Dienstag, 21. Juni, gegen Abend im Hafen von Brindisi. Er ist der einzige auf der ganzen italienischen Ostküste von wirklicher Bedeutung, und man hat seit der Errichtung des einigen Italiens große Anstrengungen gemacht, ihn zweckmäßig auszudehnen und zu vertiefen. Riesige Erdarbeiten sind im Südosten der Stadt im Gange zur Gewinnung von Docks und zur Herstellung der unmittelbaren Verbindung des Hafens mit der Eisenbahn. So hofft man, ein Emporium für den levantinischen, ägyptischen und ostindischen Handel zu schaffen. Einstweilen verkehren nur wenige Dampfer mit der englisch-indischen Post zwischen Brindisi und Alexandrien; die Route ist aber jedenfalls die kürzeste, und mithin der gefährlichste Concurrent für Marseille und noch mehr für Triest. Auf die Stadt selbst, ein elendes Nest, hat diese Aussicht bis jetzt noch keinen erheblichen Einfluß ausgeübt, abgesehen von einigen neuen Gebäuden am Quai, darunter ein anständiges Hotel. Bekanntlich ist ein großer Theil der italienischen Küsten, namentlich der Ostküsten, in einer säcularen Hebung begriffen, so daß eine Reihe von Städten, die noch in der Kaiserzeit hart am Strande lagen, nach und nach Binnenstädte geworden sind. In Norditalien ist allerdings diese Hebung zum Theil nur scheinbar und auf Rechnung der Flußalluvionen zu bringen. Nicht so an der apulischen Küste. Hier, wie z. B. bei Brindisi, ist das Heraussteigen aus dem Meere sehr deutlich, und es ließ sich der ehemalige Meeresboden mit seinen massenhaften Einschlüssen sehr schön bei den oben erwähnten Hafenarbeiten studiren. Es ergab sich auch, daß die eigenthümlichen Körperchen des Bathybiusschlammes, die Coccolithen, einen nicht geringen Theil dieses Küstenmaterials bilden.

Bericht über Lapplands allgemeine Ausstellung in Tromsö im August und September 1870.

Von Dr. Fr. Mehwald.

I.

Als ich im Beginn des Jahres 1870 von norwegischen Freunden ein umfassendes Programm über eine Ausstellung in Lappland zugesendet erhielt und dasselbe im „Globus“ veröffentlichte, schüttelten Viele ungläubig die Köpfe und meinten, was kann aus Lappland Gutes kommen? Untenfolgendes wird die Antwort auf diese Frage geben.

Schon seit längerer Zeit hatte man eine Ausstellung in Tromsö vorbereitet, und der König von Schweden hatte diese Idee nicht nur durch baare Mittel, durch Anschaffung der Prämien, sondern auch durch unten genannte schwedische Ausstellungsgegenstände gefördert. Am Eröffnungstage sendete der König ein höchst freundliches Telegramm nach Tromsö und trug zugleich den Beamten auf, den Act so feierlich als möglich zu machen, weshalb die Procession von der Stadt nach den Ausstellungsgebäuden eben so zahlreich war als festtäglich erschien.

Die Stadt Tromsö mit 3000 Einwohnern liegt nahe dem 70. Breitengrade auf einer kleinen Insel gleiches Namens, ist gut gebaut und hat einen vortrefflichen Hafen. In der Mitte hebt sich die Insel etwas und hat auf dieser Erhöhung ein schönes Birkenwäldchen, worin sich der Gottesacker und die Promenaden befinden: gemäß der allgemeinen Sitte im Norden. Die ganze Südwestspitze der Insel zeigt im Sommer Gerste- und Kartoffelfelder und ausgedehnte schöne Wiesen. Fährt man über den schmalen Tromssund nach Tromsödalen, so findet man am Eingange des Thales Thransiedereien. Das lange, schöne Thal ist an beiden Seiten mit hohen, schneebedeckten, senkrechten Felsen eingefaßt und reicht bis an den Fuß des Tromstind, eines 4000 Fuß hohen, schön geformten Berges, an dessen Fuße im Sommer in einer Erdgamme Lappen wohnen, welche ihre Renthiere pflegen und ausnützen.

Wendet man sich in Tromsödalen und wirft den Blick über Tromsö hinüber, so erscheint die bunt aussehende Tromsöinsel wie ein schönes Bouquet auf einem weißen Teller, denn ringsum ist Alles in tiefen Schnee gehüllt. —

In der Stadt war für die Ausstellung Alles aufs Beste hergerichtet und hier hatte, wie oft im Leben, der Zufall fleißig mitgeholfen. Vor längerer Zeit hatte man nämlich auf der Südseite der Stadt ein großes dreistöckiges Gebäude aufgeführt, welches das Theater, die Ressource, Tanz- und Festsäle, kurz alle Localitäten für das Vergnügen der Städter

enthielt. Und diesem großen Gebäude gegenüber, auf der andern Seite der Straße, war ein kleineres Haus, welches als „Hotel“ für die Reisenden dienen sollte. Die Sache war gut gemeint und auch zweckmäßig angelegt; allein das Verhängniß wollte nicht, daß die Tromsöer ein Vergnügen genössen; denn es führte die sogenannten Erwecker nach Tromsö und diese Pioniere der Jesuiten hatten dort binnen kurzer Zeit alle Fröhlichkeit vertrieben und die Teufels- und Höllenfurcht dafür eingeführt. Natürlich wurden die gedachten schönen Gebäude bald als „Höhlen der Sünde“ verschrien, vor denen man sich bekreuzen müsse, und die Jesuiten aus Altengaard vollendeten, was die Erwecker begonnen. In Folge dessen verödeten die schönen Gebäude, da nur befiederte und behaarte Bewohner in denselben hauseten.

Für die Ausstellung aber schienen diese Gebäude wie gemacht, weshalb sie im Innern und Aeußern restaurirt, angestrichen und elegant gemalt, auch mit der großen norwegisch-schwedischen Flagge, welche des Königs Wahlspruch: das Land wird durch das Gesetz erbaut, zeigt, geziert wurden.

Sowohl in diesen sehr freundlich aussehenden Häusern, wie in den dazu gehörigen Höfen war Alles vollgesetzt, -gehängt und -gestellt.

Da es nicht angeht, jeden einzelnen Ausstellungsgegenstand besonders zu beschreiben, so sollen der bessern Uebersicht wegen die zusammengehörigen Sachen so weit möglich in Gruppen geordnet werden.

1) Fische und Fischerei. Am Haupteingange waren die verschiedenen Fischernetze, Note, Taue, Leinen, Schnuren &c. gardinenförmig an allen Wänden aufgehängt, und die verschiedenen Rundfische, Raaskjäre, Klippfische, Hysen, Lange, Titlinge, Brosmen, Stor- und Mittelseie, gesalzene Lodden, russisch geräucherte Häringe — kurz, alle Fischgattungen, welche man in der Handelswelt kennt, in Bündel zusammengebunden als Verzierungen in den Netzgardinen angebracht. Auf gleiche Weise hatte man die vielen kleineren Fischereigeräthe auf passende und anziehende Weise ausgestellt.

Da nur die Fischerei jene nördlichen Gegenden bewohnbar macht, auch je nach Umständen den Reichthum des Landes bildet, so ist es natürlich, daß bei der Ausstellung die Fische und Fischereigeräthe sehr stark vertreten waren. Auch einen Fischlappen in ganzer Positur, wie er auf der See während der Arbeit erscheint, hatte man ausgestellt, nämlich mit sehr weiter Jacke, oder einem Kaftan von gegerbtem Leder, wasserdicht genäht, so daß der ganze Kerl, wenn er die Kapuze über den Kopf zieht, trocken bleibt, da er auch Seestiefeln, große dicklederne Handschuh, Seeweste und Zubehör an sich trägt. In der einen Hand hatte er einen Dorsch, in der andern ein Tiefködergeräth. Neben ihm stand die Figur eines Knaben in derselben seerechten Kleidung und mit denselben Fischereigeräthen, um zu zeigen, daß das Fischerleben schon mit der Kindheit beginnt und dem Knaben praktisch der Spruch gelehrt wird: im Schweiße des Angesichts sollst Du Dein Brot essen.

Von besonderm Interesse war eine ausgestellte Unterwasserlaterne. Dieselbe soll durch ihr Licht unter dem Wasser die verschiedenen Fische anlocken und es dem Fischer möglich machen, dann mit seinen Fanggeräthschaften die Fische massenweise aus dem Meere herauszuziehen. Da diese Laterne während der Ausstellung sich auf eine Tiefe von 30 Fuß als praktisch bewährte, so ist an ihrer Brauchbarkeit nicht zu zweifeln.

Auch ein ausgestelltes Wasserteleskop, durch welches man die Fischbeute schon auf dem Seegrunde sehen konnte, war für Viele eine interessante Neuigkeit.

Alle auf den Mord der unterseeischen Bewohner berechneten Geräthe hier aufzuzählen, dürfte diesen Bericht sehr lang werden lassen. Denn Bootsanker, Eisenhaken für Befestigung der Fischerkähne in Felsrissen, Harpunen, Lanzen, Lachs- und Aalgabeln, Angeln, unverwüstliche Taue von Walroßhaut, sowie gewöhnliche von Hanf &c. waren in allen Größen und Formen ausgestellt, darunter auch eine Art Fuchseisen mit sinnreichem Mechanismus zum Fangen der Fische auf dem Meeresgrunde. Eine Trockenfischpresse, Segeltücher, Fischgerichte von gehackten und gesottenen kleinen Fischen, alle Arten zubereiteter Fische; Maschinen zum Auslegen der Schwimmhölzer auf die Fischleinen, Fischguano und dergleichen wurden mit großem Interesse betrachtet. Aber besonders anziehend war ein geschmackvoll decorirter Saal mit gefüllten Flaschen von allen Größen und Formen und mit Inhalt vom reinsten Weiß bis zum dunkelsten Braun. Dieser Inhalt verhieß den Besuchern eine willkommene Labung und Erquickung, wenn die scheinbar geistreichen Flaschen geöffnet würden; allein da stand auf den vielen Flaschen: Medicinthran, brauner, halbbrauner Dorschthran, dampfgereinigter Medicinthran, weißer Thran, heller Walroßthran, brauner Seithran, raffinirter Medicinthran, Häringsthran, roher Haakjäringthran, roher Medicinthran, luftgebleichter Thran, dampfgekochter Seithran, dampfgekochter Lampenthran von Haakjäringsleber, weißer Seithran, natureller Medicinthran, Seekatzenthran, Walfischthran u. s. w. Diese vielen Vignetten zeigten, welche Reichthümer die Meerbewohner den Menschen zu bieten haben.

Ebenso interessant waren die zu Dutzenden ausgestellten Schiffe und Boote von allen Formen. Außerdem war eine Fischraucherei und eine Medicinthranbrennerei zu sehen, und letztere war um so interessanter, als sie in Thätigkeit gehalten wurde, so daß jeder Besucher die Bereitung des Thranes vom Auffüllen der Lebern in die Kessel bis zum Ausfluß des weißesten, klarsten recht einladenden Trankes beobachten konnte. Nebenbei sah man einen sechs Ellen langen Haakjäring und andere Riesenfische; Walroßhäute, Robben-, Weißfisch- und Eisbärfelle, Ober- und Unterkiefer von Walfischen, letztere von einer Größe, daß eine Schiffsjolle bequem Platz fand in einem solchen Kopfe. Ferner Walroßköpfe mit ihren schweren Elfenbeinzähnen. Dann Häute ausgewachsener Walrosse, à 200 Pfund schwer, und einzelne Rückgratsstücke in der Dicke eines gewaltigen Holzklotzes.

Zur Süßwasserfischerei gehörten Modelle von Lachstreppen und Lachsausbrütungsapparaten. Letztere waren, so einfach sie erschienen, oft im Gebrauch gewesen und hatten schon sechs fischleere Flüsse mit Lachsbrut versehen.

2) Haus- und Hofgegenstände. Zunächst war zu sehen eine Art Haussicherung mittelst eines aufzuziehenden Kastens, welcher in der Nacht vor unwillkommenen Gästen warnen sollte; es war aber nicht angegeben, woher der Warner wußte, welche Gäste dem Hause angenehm oder unangenehm sein würden.

Dann waren eine Menge Fuhrwerke aller Art ausgestellt, von dem elegantesten Carriol bis zur plumpsten Holzkärre. Daneben Pflüge, Eggen und andere landwirthschaftliche Geräthe aus den ältesten Zeiten, wie mit den neuesten Verbesserungen versehen. Die ersteren sind wahrscheinlich von den Uraltvordern, wer weiß woher? mit herabgebracht und bestehen nur aus Holz, sind dabei sehr leicht, damit sie der Pflüger bequem den Berg hinauftragen kann, weil immer nur bergab gepflügt wird.

Auch war ein ausgestopftes vor eine Kärre gespanntes Renthier zu sehen. In der Kärre saß ein Berglappe im vollen Reisecostüm. — Die Kärren sind theils offen, theils halb, theils ganz gedeckt und letztere dienen meist als Reisestabur.

Die Südländer waren sehr verwundert, eine Turnipssäemaschine sowie eine große und eine kleine Dreschmaschine, erstere durch Pferde, letztere durch Handkraft in Bewegung gesetzt, in Lappland zu sehen.

Drainröhren, Ziegeln, Dachschiefer und würfelförmige Schlacken aus den lappländischen Kupferwerken fehlten auch nicht, letztere werden zu Treppenstufen und Grundsteinen bei Häuserbauten verwendet.

Eine Dampfsäge nebst Planken und Brettern in allen Dicken, sowie Dauben und andere Sägeproducte interessirten die Beschauer; besonders anziehend aber waren die Querschnitte von wildwachsenden Bäumen am Altenfjord, welche zum Theil einige dreißig Zoll Durchmesser zeigten: die größte Merkwürdigkeit unter dem 70. bis 71. Breitengrade! —

Ein Schuhmacher aus Tromsö zeigte eine von ihm erfundene Maschine, mittelst welcher er durch Ebbe und Fluth andere Maschinen in Bewegung setzte.

Ein Bauer aus Lappisch-Senjen hatte einen von ihm erfundenen Webstuhl ausgestellt, welchen er mittelst Handumdrehen eines Schwungrades in Bewegung setzte, so daß der Webschütze ganz allein arbeitete, bis das Gewebe fertig war.

Ein anderer Webstuhl, welcher fortwährend arbeitete, trieb das Schiffchen hin und her mittelst eines Ruckes der bewegten Webelade.

Außerdem war großer Reichthum zu sehen an Gegenständen, welche theils dem Vergnügen, theils der Annehmlichkeit dienen. Denn es waren schön gestickte Fußteppiche, auf deren einem ein großer ausgestopfter Eisbär stand; dann große Massen von Linnenarbeiten; Mützen von norwegischen Biberfellen; bunte Bänder; weiße und bunte, feine und starke Strohhüte aus inländischem Stroh gefertigt; feines Pelzwerk, darunter auch welches von Renthierkälbern, das mit dem besten Hermelin an Weiche und Schönheit wetteiferte; viele künstliche Blumen; eine große in Vadsö gearbeitete silberne Vase mit eingravirter lappländischer Winterlandschaft, Renthierfahrt und Fischerei außerhalb Vardö, ausgestellt. Von Alten waren Blumenkörbe von ausgeschnittenem Leder, äußerst zierliche in der langen Winternacht von Landleuten zur Zerstreuung gefertigte Schuppenarbeiten, künstliche Haararbeiten und Perlen-, Strick- und Stickarbeiten aller Art eingesendet worden.

Bewundert wurde auch die Mannichfaltigkeit wollener Stoffe, für welche die Landweiber die Schafe ziehen, scheeren, die Wolle färben, spinnen und wirken, da diese Stoffe eben so echt in der Farbe als dauerhaft beim Gebrauche sind. Eben so zeigten die Leinenwebereien, daß der Hausfleiß in jenen fernen Gegenden größer ist, als man bisher geglaubt hat.

Ein Handelsmann hatte der Berglappen gewöhnliche Kleidertracht, Putzgegenstände und Fahrgeräthe sowie das Hausgeräth, bestehend in Töpfen, Kesseln und Holztassen und -Tellern, ausgestellt. Die Kleidertracht ist durch die Kopfbedeckung beider Geschlechter merkwürdig. Die Männer tragen eine Mütze, welche sich nach oben zu einem großen Viereck erweitert und aus rothem oder blauem Wollzeuge besteht. Die Weiber tragen eine Mütze, welche von hinten hinauf ein krummes, in der Regel aus einem ausgehöhlten gebogenen Stücke Holz geformtes Horn hat und einem baierischen Helme nicht unähnlich ist. Die letztere Hornmütze ist von der religiösen Bewegung in Lappland fast zu Falle gebracht worden, da es heißt: der Teufel sitze in dem hohlen Horne.

Die Handarbeitsschule in Vardö hatte eine Menge Handarbeiten gesendet, darunter Strümpfe von Menschenhaar, Handschuhe von allen Größen und Stoffen, darunter auch welche von Hasenhaar, sowie grobe Seehandschuh von rauher Wolle, welche sich in der fortwährenden Nässe beim Fischfange filzen. Auch ein Kopfkissen, gefüllt mit der bekannten Torfmoorpflanze Eriophorum (Wollgras), welche einen seidenhaarigen, weißen Kopf hat, dessen weiße Wolle sich nicht wie Baumwolle, Seegras, Kälberhaare zusammendrückt und viel billiger ist als diese Stoffe.

Filirte und Häkelarbeiten fanden sich in Masse.

Unter den vielen ausgestellten Kleidungsstücken interessirte besonders ein 150 Jahre altes blaues, hemdartiges, ringsum mit bunten Blumen gesticktes Frauenkleid, welches sich nach norwegischer Gewohnheit von Mutter auf Tochter, Enkelin und Urenkelin fortgeerbt hatte. Dazu gehörte eine stark mit Metall beschlagene, an Ketten am Leibgürtel hängende Tasche.

Männliche Handarbeiten hatten Böttcher, Schreiner, Schuhmacher, Schmiede, Kürschner, Uhrmacher und Andere eingesendet. Die Lappen fanden es sehr behaglich, sich in dem von einem Schmiede ausgestellten Schaukelstuhle zu wiegen und die ausgestellten Gegenstände zu bewundern. Diese Gegenstände waren sämmtlich von Holz, zum Theil sehr hübsch geschnitzt, und bestanden aus Spahn-, Bast- und Rindekörben, Tonnen, Bottichen, Kisten, Laufern, Stampfen, Holzschalen, Bänken, Tischen, Stühlen, Wiegen, Kardätschen rc. Namentlich zogen die Spazierstöcke und Pfeifenröhre von Birkenrinde mit Walroßzahngriffen, sowie Tabackspfeifen und Schnupftabacksdosen von Renthiergeweihen alle Anwesenden zu denselben.

Auch ein Silberkästchen, ringsum mit buntem Stroh schachbrettähnlich ausgelegt, erregte als einzige Mosaikarbeit viel Aufmerksamkeit.

Großes Aufsehen erregte auch eine von einem Lappen mit seinem Tolleknív aus einem Stücke Kieferholz geschnitzte Violine, welche für den Gebrauch Ole Bull's bestimmt ist. Und die Holzschlösser nebst Holzschlüsseln erfreuten sich als norwegische Eigenthümlichkeit der besondern Gunst der ausländischen Besucher.

Von den ausgestellten Kaffeemühlen der Lappen bestand die gebräuchlichste in einem Holzklotz, welcher der Länge nach etwas ausgetieft war. In diese Vertiefung kam der Kaffee. Eine Holzwalze oder Holzkugel wurde über denselben hingerollt und dadurch gemahlen.

Das Bettzeug, wie es der gemeine Mann täglich gebraucht, bildete eine besondere Abtheilung und bestand aus Fellen von Schafen, Renthieren, Kälbern und Hasen, sowie aus zusammengenäheten Decken von Fuchs-, Bären-, Wolfs-, Luchs-, Marder-, Hasen-, Eichhorn-, Fischotter-, Seehund-, Eisbär- und anderen Fellen. Als Wächter lagen an den Bettstellen zwei große ausgestopfte Seehunde.

3) Naturproducte. Seepflanzen aus dem Eismeer, zum Theil so hoch wie hohe Gebüsche und niedrige Bäume. Ferner eine Masse Fischschuppen und Schalen von Conchilien; seltene Fische aus den lappländischen Districten, theils in Spiritus, theils getrocknet; die in Lappland vorkommenden Insecten auf Nadeln gesteckt; ebenso die lappländischen Vögel mit ihren Nestern und Eiern; gereinigte und ungereinigte Eiderdunen; Proben von Nutzhölzern und Farbestoffen; Nester der lappländischen gefährlichen Wespe; Eisbär- und Walroßköpfe; Eier in Spiritus, welche so weit ausgebrütet waren, daß der Vogel ein Loch in die Eierschalen gehackt und den Schnabel durch die Oeffnung gesteckt hatte. Ferner: lebende Vögel, als Rypen, d. h. Schneehühner, Adler, Eulen und andere. — Dann Steinkohlen, Sandstein, Brandschiefer, Thonschiefer mit Pflanzenresten und Ueberbleibseln von Weichthieren, Ammoniten und dergleichen. Namentlich aber waren eine große Menge Proben von Kupfer-

erzen, Kalkspathen, Grünsteinen, Hüttenproducten aus den reichen Kupferwerken Kaafjords, Raipas und Quänangans, Magneteisen mit Nickel, Bleiglanz mit Silber, Gold mit Platina, reinem feinkörnigen Schwefelkies, Marmor, Grötstein, Schleifstein, Wetzstein, Torf aus den baumlosen Küstengegenden und eine große Granitkugel, welche durch Einwirkung des Wassers unter einem großen Wasserfalle durch einiges Drehen ihre kugelrunde Gestalt erhalten hat, ausgestellt, welches die Besucher im hohen Grade zu interessiren schien.

Aus allen Erdtheilen.

Die Berge der Pacific-Küste.

Die verschiedenen Höhenpunkte der Gebirgsketten unserer Küste sind schon mehreren Vermessungen unterworfen worden, ohne daß man jedoch bis jetzt entschieden sichere Resultate in jeder Beziehung erreicht hätte. Bis jetzt hatte man allgemein angenommen, daß Californien im Shasta den höchsten Berggipfel an der Pacific-Küste aufzuweisen habe, doch hat Professor Davison kürzlich in seinem Bericht an die wissenschaftliche Akademie durch seine Mittheilung, daß Mount Rainier im Washington-Territorium 14,444 Fuß hoch sei, die bisherige Annahme widerlegt. Californien ist somit durch das Washington-Territorium überflügelt worden, denn Mount Shasta ist unseren Staatsvermessungen gemäß nur 14,440 Fuß hoch.

Eigenthümlich ist übrigens der große Unterschied zwischen der bis jetzt angenommenen Höhe des Mount Rainier und der jetzt festgestellten Höhe, man glaubte denselben früher nur 12,330 Fuß hoch. Dieser Umstand hat seinen Grund darin, daß der Berg einen abgeplatteten Gipfel hat und so weit niedriger scheint, als wenn er eine steil aufsteigende Spitze hätte; außerdem sind es eigentlich drei Gipfel, welche den Berg bilden, und dieselben sind so gleich in Form und Lage, daß, von der einen Seite gesehen, sie ein Gipfel zu sein scheinen. Auch die geographische Lage des Berges ist anders als früher festgestellt worden.

Der Mount Baker, ein in der Nähe liegender Berg, wurde früher auf 11,900 Fuß geschätzt, ist aber nach der neuerdings angestellten Vermessung nur 10,760 Fuß hoch.

Noch ist übrigens mit eben erwähnten Zahlen nicht bewiesen, daß wirklich Washington-Territorium den höchsten Berg unserer Küste besitzt, denn noch fehlen genauere Vermessungen vieler jedenfalls mit in Concurrenz tretenden Höhen, und ebenso, wie einst Oregon mit seinem Mount Hood, welcher auf 15,000 bis 17,000 Fuß geschätzt wurde, glaubte den höchsten Berg zu besitzen und jetzt, nachdem die wahre Höhe sich auf 13,000 Fuß reducirt hat, dem Washington-Territorium weichen muß, ebenso gut können spätere Vermessungen wieder Californien den ihm als Bannerstaat der pacifischen Küste gebührenden Rang auch in den Gebirgshöhen verschaffen. So hat man sehr triftige Gründe zu glauben, daß sich in den Alpenregionen Californiens in der Sierra vom Castle Peak bis zum Kern River, welche sich 200 Meilen lang im südlichen Theile unseres Staates hinzieht, ein Gipfel befindet, welcher den Mount Rainier weit hinter sich läßt. Der Name dieses Berges ist Mount Whitney. Im ersten Bande von Professor Whitney's Bericht wird dieser Berg als 14,730 Fuß über dem Meeresspiegel angegeben, doch soll eine Spitze existiren, die sich noch 300 bis 400 Fuß höher in die Wolken versteigt. Außerdem soll auch noch ein anderer Berg daselbst existiren, welcher 14,500 Fuß hoch ist, und hätte, wenn diese Angaben exact sind, Californien zwei „Peaks", welche höher sind als Mount Shasta und Mount Rainier. Diese ganze Gebirgskette am Kern River ist von imponirender Höhe. 200 Meilen entlang findet sich kein Paß unter 10,000 Fuß hoch, und keiner der Berge hat weniger als 13,000 Fuß.

Alle größeren Berge der Sierra Nevada und der Cascade Range (letztere ist nur eine Fortsetzung der erstern) waren früher Vulcane und es sind sogar mehrere davon, z. B. Shasta, Hood, Rainier und Baker, noch zeitweilig thätig, während Hood und Rainier von Zeit zu Zeit große Rauchsäulen zum Himmel senden. Die Krater der letzten beiden sind kürzlich vermessen worden. (California Staatszeitung.)

Die Volksmenge in den Staaten und Gebieten der nordamerikanischen Union.

Die Ergebnisse des neunten Census sind, insoweit sie sich auf die Ziffern der Volksmenge in den Staaten und Territorien beziehen, vom Censusbureau in Washington am 30. Januar zusammengestellt worden. Wir theilen diese amtlichen Angaben mit; sie zeigen, daß überall eine Zunahme der Bevölkerung stattgefunden hat; nur die zwei mit Sternchen bezeichneten Staaten Maine und Neuhampshire machen eine Ausnahme:

Staaten.	1870.	1860.	Zuwachs Proc.
Alabama	996,988	964,201	3.5
Arkansas	483,179	435,450	11
California	560,285	379,994	47.5
Connecticut	537,418	460,147	16.8
Delaware	125,015	112,216	11.5
Florida	187,756	140,424	33.8
Georgia	1,200,609	1,057,286	13.6
Illinois	2,539,638	1,711,951	48.4
Indiana	1,673,046	1,350,428	23.9
Iowa	1,191,802	674,913	76.6
Kansas	362,872	107,206	238,5
Kentucky	1,321,001	1,155,684	14.4
Louisiana	732,731	708,002	3.5
Maine	626,463	628,279	*.29
Maryland	780,806	687,049	13.7
Massachusetts	1,457,351	1,231,066	18.4
Michigan	1,184,296	749,113	58.1
Minnesota	435,511	172,023	153.2
Mississippi	834,170	791,305	5.5
Missouri	1,715,000	1,182,012	45.1
Nebraska	123,000	28,841	326.5
Nevada	42,491	6,857	519.7
Neuhampshire	318,300	326,073	*2.4
Neujersey	905,794	672,035	34.8
Newyork	4,364,411	3,880,735	12.5
Nordcarolina	1,069,614	992,622	7.8
Ohio	2,662,214	2,339,511	13.8
Oregon	90,922	52,465	73.4
Pennsylvania	3,515,993	2,906,215	21
Rhode Island	217,356	174,620	24.5
Südcarolina	728,000	703,708	3.5
Tennessee	1,257,983	1,109,801	13.4
Texas	197,500	604,215	32
Vermont	330,552	315,098	5
Virginia	1,224,830	1,219,630	.43
Westvirginia	445,616	376,688	18.3
Wisconsin	1,055,167	775,881	36
Total	38,095,680	31,183,744	21.1

District Columbia . .	131,706	75,080	75.5
Territorien.			
Arizona	9,658	—	—
Colorado	39,706	34,277	15.9
Dacota	14,181	4,837	193.2
Idaho	14,998	—	—
Montana	20,594	—	—
Neu-Mexico	91,852	93,516	*1.8
Utah	86,786	40,273	115.6
Washington	23,901	11,594	106.2
Wyoming	9,118	—	—
Total District und Territorien . . .	442,500	259,577	—
Total in den Staaten	38,095,680	31,183,794	21.1
Total in den Vereinigten Staaten	38,538,180	31,443,321	22.6

Wir fügen hier die Angaben über die Volksmenge in den am stärksten bevölkerten 20 Städten der Union nach den nun amtlich festgestellten Ziffern bei:

Städte.	1870.	1860.	Procent.
1. Neuyork	922,531	805,658	14.6
2. Philadelphia . .	674,022	565,529	19.2
3. Brooklyn	396,200	266,661	48.7
4. St. Louis . . .	310,864	160,773	93.4
5. Chicago	298,983	109,260	173.7
6. Baltimore . . .	267,354	212,418	25.9
7. Boston	250,525	177,840	40.9
8. Cincinnati . . .	216,239	161,044	34.3
9. Neuorleans . . .	191,322	168,675	13.5
10. San Francisco .	149,482	56,802	163.2
11. Buffalo	117,715	81,129	45.1
12. Washington . .	109,204	61,122	78.8
13. Newark	105,078	71,941	46.1
14. Louisville	100,753	68,033	48.1
15. Cleveland	92,846	43,417	113.9
16. Pittsburgh . . .	86,235	49,217	75.3
17. Jersey City . . .	81,744	29,226	179.7
18. Detroit	79,580	45,619	74.5
19. Milwaukee . . .	71,499	45,246	58.1
20. Albany	69,422	62,367	11.4

Nach der Zählung von 1860 ist die relative Stellung jener Städte die nachfolgende gewesen:

1. Neuyork.	8. St. Louis.	15. San Francisco.
2. Philadelphia.	9. Chicago.	16. Pittsburgh.
3. Brooklyn.	10. Buffalo.	17. Detroit.
4. Baltimore.	11. Newark.	18. Milwaukee.
5. Boston.	12. Louisville.	19. Cleveland.
6. Neuorleans.	13. Albany.	20. Jersey City.
7. Cincinnati.	14. Washington.	

Anbau und Ausfuhr des Thees in Ostindien. Thee aus Indien kam zuerst 1862 nach London. Damals veranschlagte man die Gesammtproduction jenes Landes auf etwa zwei Millionen Pfund, aber 1870 wurden schon 11,000,000 Pfund aus Unterbengalen exportirt. Gegenwärtig zählt man in Assam nicht weniger als 290 Theepflanzungen, in Dardschiling 44 Theegärten; in Sylhet 22, in Kaschar 118 Plantagen. Aus Calcutta wurden 1870 verschifft 18,434,000 Pfund Thee, etwa 3 Millionen Pfund mehr als im Vorjahre. Man ersieht daraus, daß der indische Thee dem chinesischen Concurrenz zu machen anfängt. England führte 1869 aus China 139,223,298 Pfund im Werthe von etwa 5 Millionen Pfund Sterling ein.

* * *

— Ein wackerer deutscher Patriot in Venezuela. Als solchen können wir Herrn Adolf Ernst in Caracas bezeichnen. Derselbe ist als ausgezeichneter Naturforscher bekannt; er vermittelt den gebildeten Männern in seiner transatlantischen Heimath die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen Deutschlands; er ist ein thätiges Mitglied der Vargasia, des einzigen wissenschaftlichen Vereins in Venezuela. In dieser Gesellschaft entfaltet er eine anregende Wirksamkeit; in der gleichnamigen Zeitschrift, welche naturwissenschaftliche und geographische Arbeiten enthält, theilt er manche, allemal gründliche und gediegene Abhandlungen mit, welche für die nähere Kunde Venezuelas von Belang erscheinen. Die Deutschen in jener Republik wohnen zumeist in der Hauptstadt Caracas und in den beiden Hafenplätzen Puerto Cabello und La Guayra. Ihre Zahl beträgt vielleicht im Ganzen noch keine tausend Köpfe, aber an Bethätigung ihrer patriotischen Gesinnung und ihrer warmen Theilnahme für die Geschicke und den Aufschwung des alten Vaterlandes sind sie hinter unseren Landsleuten in anderen transatlantischen Ländern nicht zurückgeblieben. Die Franzosen sind längst bemüht gewesen, in dem alberner Weise von ihnen als „lateinisch" bezeichneten Südamerika für sich Sympathie zu erwerben und dabei ist ihre Presse planmäßig zu Werke gegangen. Das war auch während des großen Krieges der Fall; die Lügen, in welchen sie bekanntlich nur in Fallstaff einen ebenbürtigen Nebenbuhler aufzuweisen haben, wurden auch in Südamerika verbreitet; die Deutschen seien es gewesen, welche den heiligen Boden Frankreichs in raubsüchtiger Absicht mit Krieg überzogen hätten, sie seien ein rohes, wildes, aller Gesittung entfremdetes Barbarenvolk, welches keine menschlichen Gefühle in sich trage. Sie hätten es auf Frankreichs Zerstückelung und Vernichtung abgesehen und was dergleichen mehr ist. Darob ist nun, wie billig, unser wackerer Landsmann Adolf Ernst ergrimmt und er hat in einer Flugschrift: „Francia, Alsacia y Lorena, Caracas 1871", 22 Seiten, seinen Venezuelanern den wahren Standpunkt klar gemacht. Das Durchlesen dieser Schrift hat uns mit wahrer Genugthuung erfüllt. Als Motto hat A. Ernst den Satz des bekannten Preßbuben E. About vorangestellt: „An unserer Ostgrenze müssen wir ein getheiltes, zu Grunde gerichtetes, geknebeltes Deutschland haben." Dann geht er auf eine geschichtliche Darstellung ein und giebt die Thatsachen wie sie waren und sind. Damit vernichtet er die Lügen der Franzosen; er zeigt, was der Rhein ist, und welche Bewandtniß es mit der sogenannten Rheingrenze habe. Für uns im alten Vaterlande sind alle diese Argumente, welche Ernst vorbringt, nicht neu, es ist aber verdienstlich, vermittelst derselben die Südamerikaner aufzuklären. Er weist ihnen auch nach, wie es sich mit der vielgerühmten „Civilisation" von drei Viertheilen der Bevölkerung Frankreichs verhält, und auch damit hat er ein gutes Werk gethan.

— Der große Kaieteur-Katarakt in Britisch Guyana ist im April 1870 von einem Herrn C. B. Brown entdeckt worden, als derselbe auf einer geognostischen Forschungsreise begriffen war. Derselbe liegt im Potaro, einem westlichen Zuflusse des obern Essequibo. Der Potaro fällt über ein Sandstein-Tafelland; die Höhe des Kataraktes beträgt 822 Fuß, die Breite des Flusses am Rande des Falles 123 Yards; die Tiefe des Flusses am Rande des Falles fand Brown 15 Fuß 2 Zoll.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Beni-Hassan.

Nachdem wir Nachmittags gegen 4 Uhr am 4. Februar 1866 die Stadt Minieh verlassen hatten und nilauf gefahren waren, erblickten wir nach kurzer Frist in der Ferne, auf hoher Gebirgsterrasse liegend, die berühmten nördlichen Felshallen von Beni-Hassan, d. h. Söhne des Hassan; und bald lag unser Boot beim Dorfe vor Anker.

Nordhallen.

Beni-Hassan liegt am rechten Ufer des Nils, nur wenig südlicher, als 28 Grad nördlicher Breite. Wir stiegen ans Land und gelangten, über Weizenfelder schreitend, in einen wogenden Palmwald, der schon die gelben Blüthenranken zeigte; die Kronen der Stämme rauschten, vom Nordwinde gepeitscht. Das Gebell der wilden Hunde empfing uns, als

wir dem kleinen, grauen Belled, d. h. Dorf, uns näherten, welches hinter Feldern und fruchtbringendem Dattelhain dicht am Rande der arabischen Wüste erbaut ist.

I. Das östliche Felsenthal.

Ein weites, sandiges Blachfeld, von versteinerten Conchylienschalen vielfach bedeckt, dehnt sich parallel mit dem Flusse vor den malerischen und kühn geformten Gebirgszügen aus. Ein einsames Schechengrab erhebt hier seine graue Kuppel inmitten der Wüste. Da für uns die Zeit schon zu weit vorgeschritten war, um noch am Tage auf die entfernte Gebirgsterrasse zu gelangen, so wandten wir unsere Schritte gen Osten, wo sich inmitten des horizontalschichtigen, vielfach durchlöcherten Gebirges ein schattiges, kleines Felsthal öffnet. Zackig und terrassenartig steigen seine Wände empor, deren Felsmassen zum Theil das Aussehen riesiger Schwämme haben, welche seit Jahrtausenden hier auswittern.

Sackartige Löcher sind in den Fels gemeißelt, einige am Nordabhange, mehr aber am Südabhange des Thals. Weiterhin auf der Südseite erscheinen an der goldschimmernden Felswand kleine, portalartige Oeffnungen, so groß etwa, daß ein mäßig gewachsener Mensch ohne Beugung hindurchkann. Ueber jeglicher Thür ist ein Hohlkehlgesims, darüber das verticale Plättchen, die ursprünglichste Gesimsbildung, angebracht, die ersten Vorklänge architektonischer Gliederung, einer künftig zu gewaltiger Größe sich entfaltenden Baukunst.

Weiterhin folgt ein schon mehr gegliedertes Portal; Thürpfosten sind in den Fels gehauen, darüber ein horizontaler Sturz. Als Randglied der Rundstab; Hieroglyphen bedecken die Flächen der Pfosten; die des Sturzes überzieht eine figuratische Darstellung, Opfer und Anbetung vor dem Könige. Die Hohlkehle erfüllen die hieroglyphischen Zeichen der Königsnamen in ihrer Umfassung, jeglicher mit der Krone überdeckt. Durch die reich geschmückte Thür gelangt man in die geräumige, felsgehauene Kammer von quadratischer Grundfläche und etwa 18 bis 20 Fuß Seitenlänge. Einige tiefe Schachte oder Brunnen gehen vom Boden senkrecht hinunter. Spuren von Bemalung zeigen die Wände, insonderheit die grünen Stengel und Blüthen des Lotos. Neben dieser befindet sich eine größere Höhle; die übrigen sind von nur geringer Ausdehnung. So reiht sich Thür an Thür, Kammer an Kammer.

Am Schluß der Grabkammern aber erregt ein felsgehauener Tempelraum größere Aufmerksamkeit. Es ist der Felsentempel der Pacht, der ägyptischen Artemis, von den Griechen Spéos Artémidos genannt; ein Werk der neunzehnten Königsdynastie, welche nach Manetho 174 Jahre von 1462 bis 1280 vor Christi Geburt die Herrschaft zu Theben besaß. — Fünf Eingänge, durch vier an ihrer Vorderseite dreifach gegliederte Felspfeiler getrennt, führen in das Innere der Vorhalle A, welche bei 44 Fuß Breite eine Tiefe von 22 Fuß besitzt. Der erste der Pfeiler, gegen Westen zu, ist zertrümmert; nur die Ansätze desselben oben und unten sind erhalten.

Die breiten Seitenwandungen der vierkantigen Pfeiler bedecken hieroglyphische Inschriften. Atlantenartige Figuren scheinen an den Rückseiten ausgehauen gewesen zu sein, sind aber jetzt verstümmelt. Eine abacusähnliche Kopfgliederung schließt die Pfeiler nach oben; darüber ein scheinbarer Architrav, welcher an der Vorderfläche hoch hinauf reicht und zahlreiche Hieroglyphenstreifen enthält.

Eine zweite Reihe Pfeiler von vierkantiger Grundfläche zog sich der Breite nach durch die Mitte des Raumes, die Achsen auf diejenigen der vorderen Pfeiler gerichtet. Sie sind zerstört, nur noch ihre Basis und der Felsarchitrav sind sichtbar.

Die Decke des Raumes ist flach gemeißelter, dichter Kalkfels, und sie bedürfte der Pfeiler wohl nicht; denn der Gegensatz zwischen der Decke als lastendem und den Pfeilern als tragendem Element kann da, wo Alles aus einem gewachsenen Felsen gehauen ist, nicht von großer Geltung sein.

Die Entfernung der Decke vom Boden beträgt etwa 20 Fuß. Die Seitenwände der Vorhalle zeigen den rohen und nackten Fels, zum Theil durchlöchert. Die Rückwand ist mit farbigen koilanaglyphischen Darstellungen und hieroglyphischen Inschriften bedeckt.

Die Figurendarstellungen enthalten Opfer und Huldigungen vor dem König. Die männlichen Figuren haben eine braunrothe Hautfarbe und tragen den bekannten ägyptischen Schurz um die Lenden. Die Frauen haben sämmtlich eine gelbe Hautfarbe und sind von langen, faltenreichen Gewändern umhüllt, doch so, daß die Formen des Körpers nicht verdeckt werden. Alle Figuren sind von der Seite, mit typisch steifem Schritt, eben solchen Arm- und Handbewegungen, mit nach vorn gewandter Brust und ernsten Gesichtern gebildet. Die Farbe der Hieroglyphen ist ein guterhaltenes Kobaltblau.

In der Mitte der Rückwand führt ein als Portal gegliederter 12 Fuß breiter, 13 Fuß tiefer Durchgang B zur Zelle C. Die Wandungen desselben bedecken Hieroglyphen. Die Cella ist von quadratischer Grundfläche und hat 22 Fuß Seitenlänge; ihre Höhe harmonirt mit der der Vorhalle. Im Hintergrunde derselben befindet sich, etwa 10 Fuß über dem Boden, eine kleine Nische mit sculpirter Portalumfassung, beiderseitig sieht man die Spuren reliefirter Götterbilder. Nur spärliches Licht dringt einzig vom Eingange her in den seiner Zeit wahrscheinlich künstlich und magisch beleuchteten Raum.

Wohl zeigt sich an der symmetrischen Anordnung dieses Höhlentempels, an der Gliederung der Pfeiler und Architrave ein Streben nach architektonischer Anlage und Wirkung, ein ausgesprochener architektonischer Wille, aber noch ist es nur ein schwerer, ungeschickter Anfang. Noch kleben die rohen Formen zu sehr an dem Felsen, aus dem sie erstanden, noch ist es kein Bau, vielmehr ein architektonisches Sculpturwerk; noch erhebt sich kein einziger Stein frei, unabhängig von seinem ursprünglichen Lagerort, Alles ist gewachsener Fels. Die schwere Felsdecke drückt von oben gewaltig herab; man fühlt sich unsicher und unheimlich in dem

düstern Raume. Es fehlt die Sicherheit gewährende Wechselwirkung des Widerstandes zwischen Kraft und Last, zwischen stützendem und gestütztem Element. Die Scheinpfeiler streben nicht empor, Architrav und Decke lasten nicht wirklich auf denselben. Von architektonischer Wirkung kann noch nicht die Rede sein; nur die unsägliche Mühe und Arbeit, womit die Räume dem Felsgebirg abgerungen sind, fallen in die Augen.

Neben dem Tempel, noch weiter nach Osten, befindet sich eine portalartige Oeffnung, von welcher eine Felstreppe zu einem kleinen Raum emporführt, aus dessen Fensterluke man in die Vorhalle des Pachttempels herabblicken kann.

Ziegel und Gefäßscherben bedecken den Sandboden vor den Felshöhlen, welche sich zum Theil wohl 12 bis 15 Fuß hoch über der Thalsohle auf einer niedern Terrasse hinziehen. Mächtige Felsblöcke und kleineres Geröll sind vom Gebirge herabgestürzt. Alles ist wild, öde und pflanzenlos. Aus den Lüften tönt das Kreischen der Geier und Falken, die in den Felslöchern treffliche Wohnungen finden und daselbst ungestört nisten. —

Wir kehrten aus dem einsamen Thal zu unserm Schiff zurück; schon hatte die Sonne sich gesenkt, am Himmel rothe, zauberische Gluth zurückgelassen und einen unbeschreiblichen Duft über die ganze Landschaft ausgebreitet.

Später, als es dunkel geworden, erfreuten wir uns an den lichten Feuersäulen, welche von einem Ofen, woselbst Zuckerrohr ausgesotten wurde, in die Sternennacht strahlten und die Palmen geisterhaft erleuchteten.

II. Die nördliche Felsterrasse.

In der Morgenfrühe des 5. Februar trieb uns das klägliche Geschrei der Abends zuvor mit ihren Treibern ans Ufer bestellten Esel aus dem Schiff, um nach den nördlich von Beni-Hassan auf hoher Felsterrasse gelegenen Felsengräbern zu reiten, welche durch die sogenannten protodorischen Säulen berühmt sind.

Die Thiere waren schlecht genug; jung, nicht stark auf den Beinen, statt des Sattels mit einer Decke umgürtet; an Zaum und Steigbügel war gar nicht zu denken. Unser Weg führte zunächst wieder in den Palmenwald; dann wandte er sich gen Norden und erstreckte sich am Saume der Felder, auf denen zahlreiche Taubenschwärme hin- und wiederflogen, und am steilen Abhang des Gebirges hin.

Nach kurzer Frist hatten wir die Trümmerstätte von Beni-Hassan-el-Chérab, d. h. das zerstörte Beni-Hassan, erreicht. Grau und düster erhoben sich die dachlosen Mauern der Häuser, die Kuppeln der heiligen Gräber und der Moschee aus den hohen Schutthügeln von Sand, von Gefäßscherben und Ziegelbrocken.

Es war einst ein mächtiges, großes Dorf, weit bedeutender, als die jetzt südlich davon am Rande der Wüste erbaute neue Ansiedelung. Aber die Bewohner waren wild und aufrührerisch gegen die Regierung, welche ihnen wohl Steuern über Gebühr auferlegte. Deshalb über den Ungehorsam empört, beschloß Ibrahim Pascha, der zweite Regent der jetzigen Dynastie und Sohn Mohammed Ali's, Beni-Hassan der Erde gleich zu machen. Seine Kanonen wurden vor denselben aufgepflanzt, und bald sah man da, wo noch eben Leben und Bewegung herrschte, nur Schutt und Trümmer, über welche die Stille des Todes sich gelagert hatte.

Das alte Beni-Hassan erstand nimmer aus dem Schutt; die Wenigen, welche bei der grausamen Zerstörung entkommen waren, wanderten entweder weiter, oder siedelten sich in der Nähe an und erbauten den jetzigen Ort.

Nahe bei dem Trümmerdorf stieg unser Weg jetzt östlich empor über Stein und Geröll; manch umgewandelte Conchilienschale lag hier im Sande. Nach mühsamem Emporklimmen erreichten wir die Terrasse, die sich etwa in der mittlern Höhe des gelben Gebirges vor den Felshallen hinzieht; sie hat etwa eine Breite zwischen 8 bis 10 Fuß.

Hier rasteten wir ein wenig, ehe wir eintraten in die kühlen Hallen und genossen den Blick auf das fruchtbargrünende Nilthal, welches beiderseitig der gelbe Wüstensaum begrenzte. In blauem Duft entschwand die Landschaft in der Ferne.

Die Felshallen und Gräber, welche sich, 35 im Ganzen, längs der Nordterrasse in verschiedenen Gruppen an einander reihen, sind wohl hinsichtlich ihrer architektonischen Anlage und Entwickelung in drei Hauptabtheilungen zu unterscheiden, und zwar: 1) in die einfachen Grabkammern, welche nur durch ein gegliedertes Portal sich bemerklich machen, ganz übereinstimmend mit den gewöhnlichen Felsengräbern des übrigen Aegyptens; 2) in die Hallen mit Säulen aus vierfach gekuppelten Lotosstengeln gebildet; 3) in die Hallen mit den protodorischen Säulen.

Von den ersten genügt es wohl, anzuführen, daß sie sich, am Südende der Reihe beginnend, gegen Norden hinziehen und daß die größte Zahl der Felskammern ihr Gepräge trägt. Mitunter einige Hieroglyphen in Gewänd und Thürsturz, wenn man diese Ausdrücke bei gehauenem Fels anwenden darf; mitunter im kleinen Raum (etwa 8 Fuß auf 10 Fuß oder auch 12 Fuß auf 15 Fuß) geringe Spuren von Malerei, oftmals sargartige Aushöhlungen und tiefgehende Schachte am Boden.

Durch mächtige und wildzerklüftete Felswände von dieser ersten Reihe und unter einander getrennt, folgen die drei

Hallen mit den gekuppelten Lotosstengeln. Es sind größere Räume, in welche von außen eine einfache Thür ohne besondern Schmuck führt.

Nur zwei dieser Hallen, welche neben einander in den Fels gehauen sind, mögen zu näherer Betrachtung herangezogen werden. Die erste kleinere erstreckt sich bei einer Breite von 35 Fuß auf 48 Fuß in das Innere des Felsens. Zwei Säulenreihen aus Lotosstengeln erheben sich der Breite nach im Hintergrunde; die erste ist 28 Fuß von der Eingangswand entfernt; die Säulenreihen unter sich 7 Fuß, eben so weit von der Rückwand abstehend. Drei Säulen zählt jede Reihe; seitlich springen Wandpfeiler vor. Nur drei Säulen, die beiden äußeren der ersten und die Mittelsäule der zweiten Reihe haben die Unbilden der Zeit und der rohen Menschenhand überdauert.

48 A 35 B

14 A B

0 10 20 30 40 50 60

Ueber den Säulen erhebt sich ein giebelförmiger Scheinarchitrav, denn die Decke ist sparrenförmig aus dem Fels gehauen. Die Höhe bis zum Architrav beträgt gegen 14 Fuß; verschüttete Schachte gingen vom Boden in die Tiefe; ob sie zu geheimnißvoll angelegten Gräbern, ob zu Schatzkammern führten, bleibt dahingestellt. An den Wänden zieht unmittelbar unter der Decke ein etwa 18 Zoll bis 2 Fuß hoher aufgemalter und eigenthümlicher Fries hin, welchen man fast in allen Felsgräbern wiederholt findet. Die Wände bedecken bildliche Darstellungen.

Die zweite Halle hat eine Breite von 44 Fuß bei einer Tiefe von 55 Fuß und eine Höhe von etwa 15 Fuß bis zum Architrav. Drei Säulenreihen, jede zu drei Säulen, erheben sich in ihr; aber nur zwei, die erste der vordersten Reihe vom Eingange aus zur Rechten und die erste der zweiten Reihe sind erhalten, von den übrigen nur die Ansätze noch vorhanden. Die erste Säulenreihe ist 23 Fuß von der Vorderwand entfernt, die Reihen unter sich 10 Fuß, eben so viel beträgt der Abstand von der Wand.

55 44′

15

0 10 20 30 40 50 60′

Im Uebrigen trägt die Halle ganz den Charakter der vorhergehenden. Vorn rechts vom Eingange ist sie nicht völlig fertig geworden; ein mächtiger Felspfeiler blieb stehen. Die Säulen sind in beiden Räumen dieselben.

Auf einer etwa 2 Fuß 5 Zoll hohen runden und tellerartigen Basis, welche wahrscheinlich grün gefärbt war, steigt der Schaft empor, gebildet von vier runden, gekuppelten Lotosstengeln. Er hat eine sehr bedeutende Schwellung (Entasis) und Verjüngung nach oben, wodurch das Emporsprießende, Pflanzenhafte sehr gut gekennzeichnet wird. In je 1 Fuß hohen Schichten ist der Stamm grünblau und orangegelb bemalt, und zwar ist die unterste Schicht grün; wahrscheinlich befanden sich auch auf ihr die Keimblätter angegeben, doch lassen Verstümmelung und Staub dies nicht mehr erkennen. Die oberste Schicht hat Orangefarbe. Unmittelbar unter dem Capitäl werden die vier Stengel von fünf Bändern zusammengehalten, welche somit einen Säulenhals bilden. Sie tragen verschiedene noch sehr gut und frisch erhaltene Farben, und zwar: das unterste Band purpurroth, hierauf folgt ein blaugrünes, das mittlere hat Orangefarbe, hierauf wieder ein blaugrünes Band und zum Schluß abermals ein purpurfarbiges.

a b

a b

Basis.

Das Capitäl ist aus den vollen, kräftig ausladenden, aber noch geschlossenen Blüthenknospen gebildet. Zwischen den vier großen Knospen sind unten in den Ecken noch vier kleine eingeschoben, deren grüne Stengel durch die Bänder hindurch bis zur zweiten Schicht des Stammes reichen.

Die Blüthenknospen sind blaugrün bemalt und senkrecht von weißen Streifen durchzogen Ein vierkantiger Abacus von meergrüner Farbe, welchen die Knospen nahezu tangiren, bedeckt sie; derselbe geht bündig mit dem giebelförmigen Architrav.

Es zeigt diese Hallengruppe doch schon weit mehr architektonische Durchbildung, als dies bei den gewöhnlichen Grabgemächern der Fall, ja den Säulen ist eine gewisse Leichtigkeit und Zierlichkeit nicht abzusprechen.

Indeß eine klar ausgesprochene und consequent durchgebildete architektonische Anlage finden wir erst bei der dritten Gruppe und bei dieser auch nur in den beiden nördlichen Hallen.

Die am weitesten gegen Norden gelegene Halle unter-

scheidet sich bei ziemlich gleichen Raumverhältnissen von der zweitfolgenden nur dadurch, daß ihre Vorhalle von zwei achtkantigen Pfeilern getragen wird und nur im Innern protodorische Säulen stehen, während bei der zweiten Halle sowohl Vor- als Innenraum von solchen gestützt ist.

Wir beginnen deshalb mit dieser zweiten Halle. Sie behauptet ohne Zweifel unter sämmtlichen der Terrasse den ersten Platz hinsichtlich architektonischer Anlage und Bedeutung und, wenn auch immer noch nur ein großes und mühsames Sculpturwerk, so wird doch bei ihr Alles leichter, freier und strebender, und der unangenehme Eindruck des Mühevollen schwindet.

Zwei Säulen von Achse zu Achse 17 Fuß entfernt, stützen die offene Vorhalle, welche eine Tiefe von 10 Fuß bei einer Breite von 40 Fuß besitzt. Die Säulen tangiren den Abacus; dieser ist bündig mit dem etwa 3 Fuß hohen Architrav, an dessen Oberkante ein sparrenartiges, an Holzbau erinnerndes Gesims vorragt; über diesem eine ebenfalls noch flach gearbeitete Felsplatte.

Es ist dies der einzige Fall, wo in der ägyptischen Architektur eine so ganz von der üblichen abweichende, freilich noch etwas ursprüngliche Gesimsbildung vorkommt.

Die Vorhalle, aus welcher ein einfaches Portal mit sculpirten Hieroglyphen wirkungsvoll in das mysteriöse Zwielicht des Innenraumes leitet, ist über dem Architrav der Breite nach von einem scheinbaren Tonnengewölbe im Stichbogen überdeckt.

Der innere Raum ist von quadratischer Grundfläche, die Quadratseite 40 Fuß lang. Durch vier protodorische, ebenfalls im Quadrat angeordnete Säulen, welchen an der Vorder- und Rückwand Pilaster entsprechen, wird derselbe in drei Abtheilungen getrennt; Felsarchitrave ziehen sich über Säulen und Pilaster hin. Die Decken sind gleich derjenigen der Vorhalle scheinbar gewölbt der Breite nach.

An diesen Raum schließt sich eine kleine Cella, in welcher man drei sitzende sculpirte Statuen gewahrt, leider zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

Die Vorhalle und der große Raum haben eine beiläufige Höhe von 17 Fuß bis zum Architrav; der Cellenraum ist niedriger. Die beiden Säulenreihen des innern Raumes haben mit den Säulen der Vorhalle die gleiche Achse und sind sämmtlich erhalten.

Die berühmte protodorische Säule, so genannt, weil sie vielfach als Vorbild der griechisch-dorischen Säule bezeichnet wird, ist ein sich nach oben verjüngender Stamm, mit flach tellerartiger Basis, ohne Capitäl; die Schwellung beträgt jedenfalls nur sehr wenig. Ein vierkantiger mit dem Architrav bündiger Abacus bedeckt ohne jedes Mittelglied den 16seitigen Stamm; 15 dieser Seitenflächen sind cannelirt ohne Steg zwischen den einzelnen Riefen; die 16. nach innen, der Hauptachse der Cella zugewandte, ist flach und bündig mit dem Abacus; wahrscheinlich sollten Hieroglyphen auf derselben angebracht werden. — Wie schon erwähnt, hat die erste der nördlichen Hallen nur im Innern vier 16seitige an der Innenfläche dem Mittelgange zu nicht cannelirte Säulen; in der Vorhalle dagegen stehen zwei achtkantige Pfeiler.

Capitäl.

Querschnitt der protodorischen Säule.

Außer dieser und der zweiten Halle reihen sich gen Süden zu noch sechs kleinere vorhallenartige Räume, welche ebenfalls von dorisirenden Säulen gestützt sind.

Die dritte Halle hat ebenfalls geriefelte Säulen; drei Hallen zeigen Säulen mit 16 ebenen Flächen; die von zwei Hallen haben einen achtkantigen Querschnitt.

Sämmtlich sind sie von mit den Architraven bündig laufenden Abaken überdeckt. Bis zu zwei Drittel Säulenhöhe vom Boden ist ein Theil der kleinen Hallen noch in Sand, Geröll und Felsstücken begraben; erst die neuere Zeit hat bei den wesentlicheren Monumenten diesen Schutt weggeräumt. Die Säulen haben leider in der angegebenen Höhe sämmtlich Sprünge und manchmal sind große Stücke ausgebrochen. Zwei Säulen in den kleinen Hallen fehlen gänzlich; eine hängt, unten abgeschlagen, am Architrav.

Die lange als einzige Seltenheit im ägyptischen Baustil berühmten protodorischen Säulen von Beni-Hassan stehen übrigens nicht mehr allein, seit Mariette Bey, der Leiter der ägyptischen Ausgrabungen, die Trümmer von Deir-el-Bahari aufgedeckt hat. Der kleine Tempel, aus weichem, weißem Kalk erbaut, liegt nicht sehr hoch am Rücken des thebanischen Gebirges, etwa $1/4$ bis $1/2$ Stunde nördlich vom Tempelpalast zu Medinet-Abu entfernt, und enthält in seinen Hallenanlagen gegen 20 und mehr protodorische Säulen, welche noch aufrecht stehen. Doch sind sie lange nicht von so großem Umfang, wie die zu Beni-Hassan, dagegen im Verhältniß zu denselben schlanker.

Ob die protodorische Säule von Beni-Hassan wirklich die Mutter der hellenisch-dorischen geworden, ob der sagenhafte Aegypter Kekrops bei seinem Auszuge aus Saïs das Prototyp der Säule mit nach Attika gebracht, oder ob die Griechen selbständig und ohne fremde Zuthat ihre dorische Säule erfanden, — über diesen Punkt läßt sich wohl eben so viel hin und wieder streiten, als darüber, ob die jonische Säule

thatsächlich aus den verschnörkelten Säulen zu Persepolis sich entwickelt hat.

Man möchte glauben, es sei nichts so sehr Großes, einen Säulenstamm in 16 oder 20 gleiche Flächen zu theilen und diese zu canneliren, und ich würde dies als selbständige Erfindung sowohl den Aegyptern, wie den Griechen und anderen Völkern zutrauen, oder sollten vielleicht die Assyrer erst von den Aegyptern gelernt haben, ihre Säulen zu riefeln?

Viel wesentlicher erscheint mir die Bildung des Capitäls bei der dorischen Säule, und hierbei konnten die Hellenen bei den Aegyptern nichts absehen. Die ersten und ältesten uns überkommenen dorischen Säulen in Griechenland (Korinth, Aegina, Theseion in Athen) zeigen die völlige Capitälgliederung. Den Einschnitt unter dem Halse des Hypotrachelion, die drei über einander vorspringenden Ringe und den voll und kräftig ausladenden Echinus.

Auch der Abacus ist verändert; er läuft weder mit Säule, noch mit Architrav mehr bündig, sondern er lädt bündig mit dem ihn zunächst stützenden Echinus weit über den Umfang der Säule aus und tritt vor dem Architrav hervor.

Diese ganze Bildung ist ein neues, speciell hellenisches Element, und erst hierdurch wird die Säule zur dorischen, daß sie die Capitälgliederung erhält.

Man sollte daher den Hallen von Beni-Hassan der protodorischen Säulen halber nicht diese ihnen bisher gezollte Bedeutung zuerkennen.

Viel wichtiger erscheinen die zahlreichen gemalten Darstellungen, welche die Wände der zweiten und dritten Hallengruppe bedecken, und welche das öffentliche und häusliche Leben der alten Aegypter, ihre Freuden und Vergnügungen veranschaulichen. In den kleinen Hallen zeigen sich nur wenige Spuren von Malerei.

Ehe ich indeß den Inhalt einiger Bilder anführe, sei in Kurzem noch der ornamentalen Ausschmückung gedacht.

Die Decken der beiden nördlichen Hallen sind in Quadratfelder von je 2 Zoll Seite eingetheilt. Schwarz sind die Trennungslinien, die Felder abwechselnd weiß und gelb. In dem Felde befindet sich eine Kreuzblume, und zwar von blauer Farbe in dem weißen, von braunrother in dem gelben. Die Scheinarchitrave tragen ausgehauene und himmelblau bemalte Hieroglyphenstreifen. Der Grund des Architravs, die Säulen und Pfeiler sind getüncht in der Farbe des rothen Granits von Syene. Also verstanden schon die alten Aegypter drei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung architektonisch zu lügen, indem sie aus gelbem, weichem Kalk den harten Syeniter Granit nachahmten, ganz in der Weise, wie heutzutage mittelst bequemer Uebertünchung aus Sand- oder Kalkstein, aus Verputz, Holz oder Eisen mit geringen Kosten die herrlichsten Marmorbauten aufgeführt werden.

Jener schon erwähnte eigenthümliche Fries umzieht die Wände an ihrer Oberkante. Unter demselben sind in verschiedenen Reihen über einander die Figurendarstellungen angeordnet. Ein dunkelfarbiger Sockel, von dem überdies nicht mehr viel zu erkennen ist, schloß die Wand gegen unten. In den Vorhallen der beiden Nordhallen hat nur die Decke die Quadrateintheilung. Sonst keine Farbespuren.

Leider sind die Bilder nicht koilanaglyphisch gearbeitet und dann bemalt, wobei auf weit größere Dauerhaftigkeit zu hoffen gewesen wäre, sondern die Zeichnung ist nur leicht in den Kalk eingeritzt und hierauf mit eintönigen, typischen Farben ausgefüllt. Vielfach sind Stellen im Laufe der Zeit unkenntlich geworden, mehr noch aber hat die rohe Hand der eingeborenen, bilderfeindlichen Moslems und die Rücksichtslosigkeit Fremder den Darstellungen geschadet. Man sieht Flächen, wo Stücke von ganz anständiger Größe aus der Wand losgesägt sind, so daß der Zusammenhang mit den nachbarlichen Darstellungen grausam zerstört ist.

Aus den Sammlungen des britischen und anderer Museen Europas, welche erbarmungslos ihrer Begierde nach Schätzen das Ganze opferten, läßt manches Stück sich reconstruiren und gewinnt so wieder die alte Bedeutung, während das losgerissene Original sinnlos und vereinzelt derselben ermangelt. Ein Glück ist es zu nennen, daß jetzt endlich der schamlosen Räuberei, mit welcher die ägyptischen Tempelräume, ihre Statuen und Malereien seit Jahrhunderten geplündert wurden, und zwar von allen den Nationen, die so sehr über Vandalismus und Barbarei schreien und an die Cultur appelliren, — daß endlich dieser Verschlepperei einigermaßen durch die ägyptische Regierung ein Ziel gesetzt ist.

Die Figuren sind natürlich, wie immer, in steif typischer Ruhe und Bewegung dargestellt, die Brust nach vorn gekehrt, während Gesicht und der übrige Körper im Profil gebildet ist. Nichts kennzeichnet eine Individualität.

Sie reihen sich reliefartig an einander; wo mehrere der Tiefe nach neben einander stehende Gestalten vorgestellt werden, sieht man die Profile derselben je ein wenig um die vorderen vorgeschoben; natürlich erscheint die doppelte Anzahl Beine.

Wo aber der Gestalten zu viele wären, wie bei einem schlachtgewappneten Kriegsheer, da wurden solche in Reihen ober- und unterhalb der Hauptreihe angeordnet.

Fast alle Lebenskreise zeigen sich an den Wänden von Beni-Hassan in bunten Farben.

Feld-, Garten- und Weinbau. Hier sieht man an einer der Wände die braunrothen Aegypter mit dem Pfluge das Feld bestellen; noch heute ackern die Fellachen mit demselben ursprünglichen Geräth. Hier wird in weitem Bogen die Saat ausgeworfen; dort werden von den Wasserträgern die emporschießenden Aehren getränkt. Da wird geerntet und die Frucht in Scheuern aufbewahrt. Hier füttert man das Vieh und die Gänse werden, wie in jetzigen Zeiten, gewaltsam gemästet.

Von einem Baume, reich mit Goldfrüchten beladen, auf welchem drei Hundsaffen sitzen, bricht ein steifer Aegypter die Früchte in einen Korb.

Dort sieht man Trauben in Bütten aufgestellt. Mit einer Presse aus Palmmatten und Stricken bestehend, welche in einem Gerüst befestigt ist, wird der Weinsaft in der Weise ausgepreßt, daß man die Presse an den beiden Enden nach entgegengesetzten Seiten herumwindet in Richtung ihrer Längsachse.

Viele Männer sind mit dieser Arbeit beschäftigt; in der Nähe werden andere, die vom süßen Rebensafte zu viel gekostet, vom Schauplatze getragen.

Jagd und Fischfang. Zahlreiche Bilder sind der Darstellung von Jagdscenen gewidmet. Gazellen und Antilopen werden theils mit Hunden gejagt oder mit Schlingen gefangen, theils mit Pfeil und Bogen oder mit dem Wurfspeer erlegt. Auch auf den Löwen richtet sich der geflügelte Pfeil; den Hippopotamus trifft im Wasser der Speerwurf. Leider ist die Jagd auf den Schrecken des Nils, das gefürchtete Crocodil, nicht veranschaulicht, wahrscheinlich weil dasselbe als eines der gottgeheiligten Thiere nicht getödtet werden durfte.

Den Jagdscenen folgt eine Darstellung fast aller jagd-

baren und einiger nicht jagdbaren Säugethiere; darunter der Steinbock, welcher jetzt auf die öden Gebirgszüge der sinaïtischen Halbinsel sich zurückgezogen hat; ferner Antilopen, der Zebu, Gazellen, der Hase, das Stachelschwein, Wolf, Fuchs, Schakal und Hyäne, Panther und Leopard. Den Schluß bildet die Katze, welche nachdenklich vor einer Ratte sitzt.

Hierauf folgt die Vogeljagd. Theils erlegt der Pfeil die Thiere im Flug, theils werden sie, wie besonders Tauben, wie Enten und andere Wasservögel in Netzen lebendig gefangen.

Diesen Jagdbildern folgt ein Stück Naturgeschichte des Vogelreichs. Da sieht man die wilde Taube, die Turteltaube, kleine Singvögel, die großen und kleinen Nilmöven. Die verschiedenen Arten der Strandläufer, darunter der sogenannte Spion von schwarzweißer Farbe, der seine Nähe stets durch einen harten, schrillen Ton zu erkennen giebt und sehr schwer zu erlegen ist. Dann das Geschlecht der weißen und grauen Reiher, die großen Kraniche; diese sind besonders gut gegeben; lange Reihen stehen neben und durch einander in stummer Betrachtung, und es ist ein großes Gewirr von Schnäbeln, Hälsen und Stelzfüßen. Auch der nachdenkliche schwarze Storch, der Kibitz, der freche Wiedehopf und andere Vögel sind abgebildet.

Von geheiligten nur der schwarze Ibis, welcher längst im obern Nubien seinen Wohnsitz hat, in Aegypten aber ausgestorben ist. Von den Raubvögeln, Adler, Geier, Falke und Sperber, ist unter der langen Reihe kein einziger dargestellt. Dagegen trifft man den Geier und den königlichen Sperber sehr oft unter den Hieroglyphen und Sculpturen.

Die meisten Vögel zeigen eine ruhige Profilstellung, nur wenige sind im Flug gezeichnet. Sämmtliche Thiere sind in Farbe wie Zeichnung von ganz vortrefflicher Charakteristik. Auch fabelhafte Thiere, wie Greife, Sphinxe u. s. w., gewahrt man.

Die verschiedenen Fische des Nils werden theils vom Ufer, theils vom Boote aus geangelt, theils werden von dem letztern Netze zu ihrem Fang ausgeworfen.

Die **Schifffahrt** der alten Aegypter war nach der gegebenen Abbildung von der der heutigen in etwas Wesentlichem nicht verschieden. Es sind dieselben Nilboote mit einem Mast, mit Segel und mit einer Anzahl Ruderer. Nur die Form des Segels ist eine andere. Bei den alten Aegyptern viereckig mit zwei horizontalen Stangen, bei den jetzigen dreieckig mit schräggestellter Stange.

Auch Boote mit Cabinen gewahrt man, ebenso die heiligen Boote, auf welchen in verschlossenen und gemalten Särgen die Mumien der Verstorbenen über den heiligen Fluß gebracht wurden.

Verschiedene Gewerke. Hier sei zunächst ein Bild erwähnt, auf welchem bei einem Kasten eine Figur kauert und Thiere auf denselben malt; nebenan wird von einem andern eine Statue mit Farben überzogen.

Hier werden Töpfe auf der Scheibe geformt, dann im hohen Ofen gebrannt und die fertigen Waaren fortgeschafft. Dort sind bei einem Feuer zwei Gestalten gekauert, welche Glas blasen.

In einem andern Bilde ist die Arbeit des Goldschmieds von Anfang bis zu Ende dargestellt.

Gelbe Frauen spinnen mit der Spindel; Frauen und Männer arbeiten am Webstuhl. Die Seiler drehen ihre Taue und Schnüre. Hier sieht man die Walker arbeiten. Auch Barbier und Heilkünstler fehlen nicht.

Als Mittel, stets Gehorsam zu erhalten, dient die noch heute in Aegypten übliche und viel angewandte Prügelstrafe.

Heerwesen. Reihen schild- und speerbewaffneter Krieger, Bogenschützen und Schlenderer zeigen sich an den Wänden. Auch die Belagerung einer mit Zinnen gekrönten Festung ist abgebildet und die Belagerten schütten Steine und dergleichen auf die Feinde herab und schießen mit Pfeilen. Die Belagerer sind gegen diese Angriffe durch Schutzdächer, sogenannte Testudines, geschützt und senden ihre Pfeile und Wurfspeere aus gesicherter Stellung.

Spiele und öffentliche Schaustellungen. Den Reisenden, welcher aus Italien kommt, wird es wohl überraschen, an den Felswänden von Beni-Hassan unter den Spielen der alten Aegypter die in jenem Lande so sehr beliebte Morra, das schnelle Fingerspiel, anzutreffen. Außerdem sieht man Figuren an dem im ganzen Oriente auch jetzt noch sehr viel gespielten Schach- oder Dambrett sitzen. Andere unterhalten sich mit Reifwerfen und dergleichen.

Harfen werden von Frauen und Mädchen gespielt. Weibliche Gestalten in enger Gewandung, mit langem Scheitelzopf, Chinesinnen ähnlich, spielen Ball mit mehreren Kugeln zugleich; weibliche Jongleurs, bald stehend, bald schreitend, bald emporspringend. Tänzer und Gaukler zeigen ihre Kunst in Stellungen, Verdrehungen und Verrenkungen, gegen welche die Kautschukmänner des neunzehnten Jahrhunderts gar nichts in diesem Fache leisten.

Sparrengesims.

Und nun denke man sich in allen diesen gymnastischen Uebungen, bei den athletischen Stellungen u. s. w. die typisch ägyptische Steifheit, das Pathos der Figuren, so ist bei dem Inhalt der Bilder selbst die Wirkung des Lächerlichen in hohem Grade unvermeidlich. Auch Ringer sieht man kämpfen und fechten, und eine Darstellung zeigt, daß die Aegypter sich sogar dem Vergnügen des Stierkampfes nicht verschlossen. —

Die Hallen der Nordterrasse von Beni-Hassan gehören einer viel frühern Zeit an, als der Pachttempel und die des östlichen Felsenthals. Man führt sie an als ein Werk der zwölften Dynastie, welche laut Manetho mit der elften zusammen während des mittlern Reiches 213 Jahre zu Theben herrschte, und zwar von 3064 bis 2851 vor unserer Zeitrechnung. Sie sind nach den verschiedenen Pyramidengruppen von Gizeh, Sakarah, Abusir und Dashur die ersten Monumente, welche man bei der Fahrt nach Assuan, dem alten Syene, nilauf gewahr wird und welche somit einführen in die ägyptische Architektur.

Gegen ein Uhr am Nachmittage, als die afrikanische Sonne kraftvoll auf die helle Gebirgswand zu wirken begann, kletterten wir den steilen Pfad wieder hinab zu den kühlen Fluthen des Nils und erreichten noch am selben Abend Gerf-Sarhad, woselbst wir übernachteten.

K.

Bericht über Lapplands allgemeine Ausstellung in Tromsö im August und September 1870.

Von Dr. Fr. Mehwald.

II.

4) Alterthümer. Davon waren ausgestellt: ein anspruchslos aussehendes altes Kästchen, in dessen Innerm es anfing zu rasseln, sobald man das Kästchen in die Höhe hob und wendete. Jeder war begierig, den verborgenen Schatz zu sehen; allein da war weder Schloß noch Riegel zu bemerken und der Deckel schien unbeweglich. Endlich, nachdem ein Paar Plättchen in dem geschnitzten Deckel etwas gedreht und am Boden ein Paar Holzfüßchen weggenommen waren, ging der Deckel auf und der Eröffner sah zwei schöne Stücke Schwefelkies und einen Zettel mit einem witzigen Epigramm auf den Eröffner.

Ferner eine im vorigen Jahrhundert aus Birkenwurzeln künstlich geschnitzte Holzschale.

Ferner zwei alte von einer nordischen Frau gemalte Oelgemälde, das eine ein Blumenstück, das andere eine nordische Landschaft vorstellend.

Ferner alte aber wohlerhaltene, werthvolle Frauenkleider.

Ferner alte Angelhaken von Knochen; Pfriemen, Pfeilspitzen, schneidende Instrumente u. s. w.; Messingfässer mit getriebener Arbeit, ungeheuer große Büffelhörner, Schatullen, Kästchen und dergleichen.

Ferner ein zweihundert Jahre alter Kasten aus massiver Eiche. Deckel und Seiten waren mit kunstreichem Schnitzwerk übersäet, welches biblische Geschichten versinnlichte, z. B. Esaias in der Wüste unter einer Eiche sitzend, von Raben mit Brot und Fleisch bedient und die Hände nach diesen fliegenden Dienern ausstreckend.

Ferner mehre wunderbar gearbeitete Schränke, um und um mit alten werthvollen Schnitzereien und dazwischen angebrachten alten Malereien, sämmtlich Bilder aus der biblischen Geschichte vorstellend, geziert. Daneben eine alte Stange mit einem großen Holzhammer am obern Ende, womit in der Kirche die schlafenden Kirchenbesucher aufgepocht wurden.

Ferner ein mit alter Schrift über Christian des Vierten Besuch 1599 in Vardöhuus — der nördlichsten Festung auf der Erde — versehener Balken.

Ferner in Lappland gefundene Pfeilspitzen von Stein; eiserne Lanzen, Spießspitzen von Flint, Bärenspieße, Bajonette und andere Waffen, alte Münzen, Goldmedaillen, verschiedene alte Silbersachen, Werkzeuge, Trink- und Schnupfhörner, Stühle, Haken, Lauser, Schalen, Schnallen und Schmucksachen.

Ferner alte Bücher, darunter eine gegen 300 Jahre alte Postille, in welcher man sehen konnte, wie weit die Sprache seit jener Zeit fortgeschritten ist.

5) Landwirthschaftliche Gegenstände. Sehr sauber gearbeitete Pflüge, Eggen, Ackerwalzen, Heu- und Getreideschlitten, Modelle von Sägewerken, Theerbrennereien, Garnhaspel mit Uhrwerk, Bauenwürfe und dergleichen.

Ferner waren ausgestellt von echt lappländischen Arbeiten Messer und Dolche von ausgezeichneter Messerschmiedearbeit mit den kunstvollsten Schnitzarbeiten an den Griffen. Letztere waren von Walroßzähnen, bei den Säbeln von Horn mit Messingbeschlägen.

Ferner lebende Thiere, als Berg- und Waldeulen, Adler und andere Vögel; Schafe von allen Altern, Größen, Farben, Feinheiten, mit und ohne Hörner; kleine nordische Schweinchen, auch einige Stücke Rindvieh und Pferde sowie eine kleine Herde Renthiere.

Ferner landwirthschaftliche Erzeugnisse, als alle Sorten Käse, wie er in Lappland bereitet wird; dann getrocknetes Fleisch, Rauchwürste und dergleichen. Viele Butterproben und eben so zahlreiche Proben von Gerste, Hafer, Roggen, Erbsen und Weizen, darunter eine eigene Sorte Gerste ohne Schale. Mehlproben von vorgenannten Getreidearten zeigten, was für Brot der gemeine Mann essen muß. Auch Rindenbrot war ausgestellt; es wollte aber Keinem behagen, weil der Kiefergeschmack widerlich ist. Doch wird bei Hungersnoth dieses Brot gesucht.

Ferner Knollen- und Wurzelgewächse, als Kartoffeln, worunter eine weiße feine Sorte aus Alten; Rüben, Mohrrüben, Sellerie, Pastinak und andere; dann eingelegte Sachen, als: Pilze, Angelicawurzeln und alle Arten Garten- und Waldbeeren, wie Johannisbeeren und Wein von denselben; Birkensaft, Häg, d. i. Branntwein aus Prunus padus u. s. w.

6) Königliche Ausstellung. Der allbeliebte König von Schweden hatte nicht nur die Ausstellung persönlich gefördert durch Einsendung baarer Mittel sowie der Preismedaillen, sondern auch durch Schenkung folgender Ausstellungsgegenstände, welche nach beendeter Ausstellung dem Lehrerseminarium in Tromsö gehören sollten: zweckmäßige Katheder nebst Schulpulten und Bänken nach norwegischen und schwedischen Modellen. Sieben Abtheilungen Gemälde für den Gebrauch beim Unterricht in der biblischen Geschichte. Für den Geschichts- und geographischen Unterricht Lesebücher und Karten von allen Theilen der Erde, darunter auch plastisch erhöhete von Palästina, Europa, Skandinavien 2c. Die Geschichte Skandinaviens mit tausend Illustrationen. Norwegens Sagen und Denkmäler. Bücher und Zeichnungen über Schulbauten. Für den Unterricht in der Astronomie Erd- und Himmelsgloben, große Dreh- und Stellteleskope und bewegliche Instrumente zur Darstellung unseres Sonnen- und Planetensystems, deren Umläufe und Lichtfälle und Anderes. Für den Unterricht in der Naturgeschichte eine große Masse Zeichnungen von Säugethieren, Vögeln, Fischen, Amphibien, Insecten, Würmern, Pflanzen, Steinen; menschliche Skelette für den ethnographischen Unterricht; Insectensammlungen auf Nadeln; Proben der verschiedenen Holzarten 2c. Für den Unterricht in der Mechanik, Optik, Elektricität, Chemie, den Magnetismus 2c. schiefe Ebenen, Camera obscura, Elektrisirmaschine, Luftpumpe, Turbine, Locomotive; ein vollständiges chemisches Laboratorium, kurz gesagt, eine so reiche Sammlung von allen Arten Unterrichtsmitteln, wie man sie wohl kaum bei einem deutschen Seminarium finden dürfte.

7) Allerlei. Die Lappen theilen sich ihrer Beschäftigung nach in Berglappen und Fischlappen. Beide sind Nomaden, weshalb (mit Ausschluß einzelner) ihre Werkzeuge und Geräthschaften sehr primitiv sind. Denn wenn die Natur an einem Gegenstande eine Idee von einem Geräthe

zeigt, so nimmt der Lappe denselben auf und gebraucht ihn ohne weitere Bearbeitung. Findet er z. B. einen Ast, welcher in zwei Theile gespalten ist, so ergreift er ihn und gebraucht ihn als — Feuerzange. Ist der gespaltene Gegenstand ein ganzer Baum, so haut er ihn unter dem Astftande ab, schlägt ein paar Holzstücke zwischen die beiden Spaltstücke und — der Lappe hat eine Leiter, welche zwar an dem einen Ende etwas schmaler ist, als an dem andern; aber sie ist doch zu gebrauchen, und das ist ihm genug. — Braucht er bei seiner Beschäftigung im Freien ein Schild an seine Mütze, so schneidet er einen Streifen Birkenrinde vom ersten besten Baume, bindet denselben um die Mütze — und das Schild ist fertig. — Bedarf er einen Trinkbecher, so biegt er ein Stück Birkenrinde trichterförmig zusammen und hat dann zugleich einen Trichter, wenn er an der untern Spitze eine kleine Oeffnung läßt. — Fehlt ihm eine Pfeife, so ist es wieder die Birkenrinde, aus welcher er sich eine massive Cigarrette bildet. — Wenn er als Renthierwächter auf dem Berge liegt und genöthigt ist, Eiswasser zu trinken, so schadet er seinen Lippen. Um diesem Uebel zu entgehen, nimmt er einen Röhrknochen von einem Schwane und benutzt ihn als Saugrohr. So weiß der Lappe durch allerlei kleine Hülfsmittel die Hindernisse zu überwinden, welche ihm Natur und Umstände in den Weg legen.

Auf der Tromsöer Ausstellung war das Naturleben dieser Menschen auf die deutlichste Weise zu sehen, denn es waren auf freiem Platze zwei Sommerzelte der Berglappen und eine Wintererdgamme für Fisch- wie für Berglappen aufgestellt. Man hatte eine ganze Lappenfamilie vom Varangerfjord geholt mit dem Ruthenwerk der Gamme, welche sie in Varanger bewohnt, und in Tromsö mußte sie die Erdgamme wieder bauen und dann darin wohnen. Für die Zelte — ein Sommer- und ein Winterzelt — hatte man zwei Lappenfamilien von der Senjeninsel geholt, welche auch ihre Renthiere mitgebracht, damit sie den Besuchern das Schlachten sowie das Zubereiten des Fleisches zeigen konnten. Zugleich war die Beschäftigung der Lappen zu jeder Tagesstunde zu beobachten. Die Weiber näheten Schuhwerk und Kleider und wirkten, wie sie immer zu thun pflegen, und die Männer führten ihr nomadisches Bummlerleben auch mitten im Gewühle der vielen Ausstellungsbesucher.

Die Lappenwohnungen sind noch so, wie sie in der Urzeit gewesen sind, nämlich runde Kegel, selten viereckige Gebäude, von Grund aus mit gewölbter Böschung, welche sich bis zum Rauchloche hinaufschrägt. Starke Ruthen oder dünne Latten werden in einem Kreise so gestellt, daß die Spitzen von allen oben um das Rauchloch zusammenlaufen. Je nach der Sommer- oder Winterzeit umzieht man die Ruthenpyramide mit starker getheerter Leinwand, oder mit Vadmel (einem sehr dichten groben Wollstoffe), oder mit Torfrasen, dessen Grasseite nach innen gekehrt ist, wenn nicht eine Doppellage gemacht wird, von denen die eine den Rasen nach innen, die andere nach außen zeigt. Ist die Gamme fertig, so wird der innere Fußbodenraum durch gelegte Stöcke in neun Räume getheilt und alle neun Räume sind mit feinen Birkenreisern belegt. Fast alle Gammen haben für Mann, Weib, Kind und Vieh nur einen Saal oder eine Stube; nur wenn ein Lappe besonders reich wird, baut er an seine Wohnung noch eine Gamme für das Vieh, aber mit gemeinschaftlichem Eingange. Eine solche Doppelgamme hat in der Regel die Form eines langen Vierecks und besitzt in der Mitte ein kleines Fenster, während in allen Rundgammen Rauchlöcher und Lichtlöcher dasselbe sind. — Die Feuerstätte ist in allen Gammen in der Mitte des Wohnungsraumes und besteht in weiter nichts, als einem Fleckchen Erde, welches mit Steinstücken umlegt ist, damit das Feuer nicht die Birkenreiser auf dem Fußboden ergreife. — Von den abgetheilten neun Räumen der Gamme hat jeder seine Bestimmung. Der innerste hinter der Feuerstätte, dem Eingange gegenüber, ist bestimmt für das Hausgeräth, als: ein Kochtopf, ein Schöpflöffel und dergleichen. Zur Linken davon ist der Schlafraum für die Leute des Hausherrn; die Kinder haben ihren besondern Schlafraum; eben so der Dienstbote, wenn einer vorhanden ist; die Hunde haben ihren Platz an der Thür, d. h. an dem Kriechloche, welches im Sommer offen, im Winter mit Fellen verhangen ist. Keins von Allen wird über seinen Stock hinausgreifen oder schreiten. Im Sommer sind die Gammen durch das Thürloch und das Rauchloch, und in der langen Winternacht mit Thran erleuchtet. Als Lampe dient eine große Seemuschel, als Docht irgend ein Zeuglappen.

Der Kleiderschnitt ist bei den Berglappen und Fischlappen gleich; aber als Stoff verwenden die ersteren Renthierfelle, die letzteren Schaffelle oder Vadmel (ein Wollstoff); auf Reisen tragen aber beide einen mit vielen bunten Litzen besetzten Mantel von dickem Wollstoff. Die Pariser Moden sind noch nicht nach Lappland gedrungen; vielmehr ist bei den Lappen heute noch Mode, was vor Jahrhunderten Mode war.

Für gewöhnlich tragen die Lappen zwei Kaftane von Fellen, den untern mit der Wolle nach innen gekehrt, wie an zwei ausgestopften Figuren (Mann und Weib) in Nationaltracht auf der Ausstellung zu sehen war. Bei den Beinkleidern werden beide Beine in einem Stücke zugeschnitten, was unsere Schneider wohl nicht fertig kriegen dürften. Die Lappenbeinkleider sind zugleich Strümpfe und sind immer von gegerbtem starken Leder. Die Schuhe sind unbeschreiblich. Die Haupttheile derselben bestehen aus der Oberhälfte eines Renthierkopfes und aus Renthierhaut, deren eine Hälfte die Haare nach vorn, die andere nach hinten stehen hat, um das Ausgleiten beim Gehen zu verhindern. Die Füße wickelt der Lappe täglich in Sennegras, ein weiches Schilf, welches den Fuß immer warm und trocken hält, und also bequem und gesund ist. Das Vadmel und die dicken Wolldecken weben die Weiber auf den obgedachten primitiven Webstühlen. Ueberhaupt müssen die Lappinnen nicht nur für alle Kleider, sondern auch für das Schuhzeug der Familie sorgen.

Jeder Lappe trägt stets den Tollekniv — ein sehr scharfes Messer, meist mit kunstreich geschnitztem Griffe — und den Löffel aus Renthiergeweih mit breiter, schaufelartiger Kelle bei sich. Eben so tragen die Frauen in einer Tasche, welche am Gürtel hängt, Messer, Löffel und Nähezeug bei sich.

Gleich dem normannischen Fischer nährt sich auch der Fischlappe hauptsächlich von Fischen, letzterer auch von Speck und Thran. Da nun Fische und Thran zusammen genossen werden, so hat sich der Lappe eine eigenthümliche Art Teller gemacht. Es ist dies ein länglicher Holznapf, an dessen einer Seite eine kleinere Art Tasse oder ein Näpfchen ausgeschnitzt ist, in welchem sich der Thran, welcher als Sauce genossen wird, befindet. Auf dem großen Teller zerlegt der Lappe den Fisch und taucht dann jeden Bissen in Thran, ehe er ihn genießt. Dabei ist zu bemerken, daß der Berglappe nicht das Geringste von Speck genießt, während derselbe für den Fischlappen eine Delicatesse ist. Dies gründet sich vielleicht auf die Hauptnahrungsmittel von beiden: diese sind für den Einen Fleisch, für den Andern Fisch.

Von den eingewanderten Quänen haben die norwegischen Lappen den Gebrauch des sogenannten Knäkkebrotes und der Quänkuchen angenommen. Ersteres läßt sich viele Jahre aufbewahren und muß vor dem Genusse erst heiß gemacht werden; letzteres dagegen wird sogleich nach dem Backen verzehrt.

Der Fischlappe theilt seine Zeit in Fischen, Heusammeln (denn darin besteht seine ganze landwirthschaftliche Beschäftigung), Jagd und Viehzucht. Die Objecte für letztere bestehen nur in Kleinvieh. Mit besonderer Begierde geht der Fischlappe dem Lachse nach, welcher sich in den großen lappländischen Flüssen in Masse findet, und schwelgt förmlich in dem Genusse dieses delicaten Fisches.

Zu den Kunstarbeiten der Fischlappen gehört ein dauerhaftes, haltbares Tau von Kieferwurzeln, welche gespalten, in Lauge gekocht und dann zu einem Tau verarbeitet werden, welches glatter und hübscher aussieht, als die gewöhnlichen Hanftaue. Dann ein ganz flacher, leichter, langer Spitzkahn, welcher von zwei Menschen geführt wird, alle Stromschnellen überwindet, dem in der Mitte des Kahnes liegenden Reisenden aber die Nothwendigkeit auflegt, eben so genau wie auf dem Lappenschlitten zu balanciren, wenn er nicht häntern will.

Die Sense des Berglappen hat am untern Ende eine Art Schaufel, auf welche das geschnittene Gras (welches sich nur stengelweis findet) fällt. Auch gebraucht der Lappe die Sense zweiseitig, indem er sie bei jedem Hiebe wendet. Nach Hause wird das Heu auf breiten, leichten Schlitten gefahren, weil nur in wenigen Gegenden zweiräderige Karren angewendet werden können. — Viehtröge werden in Lappland von ellendicken Kieferstämmen, welche man aushöhlt, gemacht, und zu dem andern Geräth gebraucht man Birkenstämme.

Als Jagdthier ist der Seehund sehr gesucht, sowohl des Fleisches wie der Haut wegen. Auch wissen die Lappenweiber die Sehnen des Walfisches, Seehundes und Renthiers sehr gut beim Nähen der Lederkleider zu gebrauchen. — Zum Färben des Leders wie der Wollsachen werden verschiedene Pflanzen gebraucht.

Zur Aufbewahrung der besten Sachen dient den Berglappen das sogenannte Stabur, welches in der Regel ein kleines von der Gamme etwas abstehendes Holzhäuschen, oft aber auch nur ein Gestänge ist, welches die Sachen unter Lederdecken enthält. — Das Renthierfleisch wird theils geräuchert, indem man es in der Gamme unter das Rauchloch, oder gedörrt, indem man es etwas entfernt vom Rauchloche an der innern Seite der Bedachung aufhängt. Die geräucherten Renthierzungen sind bekanntlich eine Delicatesse; aber der Geruch in einer solchen Gamme ist nichts weniger als angenehm, und sich in einer solchen primitiven Wohnung etwas niederzulassen, ist wegen der springenden und kriechenden Gesellschaft auf dem Fußboden nicht räthlich.

Für den Berglappen ist das Renthier beinahe sein Alles, weil er vom Renthiere fast Alles benutzt. Der Lappe belegt es daher nicht nur mit allen möglichen Schmeichelnamen, sondern hat auch von Halbjahr zu Halbjahr immer andere Bezeichnungen für dasselbe. Und eine Renthiermutter erhält bei jedem Kalbe, welches sie wirft, einen andern Zärtlichkeitsnamen. Zu bewundern ist des Lappen scharfes Auge, womit er jedes Renthier sofort erkennt; und sein Gedächtniß, vermöge dessen er beim Anblick jedes Thieres auch sofort seine Namen und seine Verhältnisse in der Herde weiß.

Auf der Ausstellung war ein ausgestopftes Renthier mit Tragsattel sowie mit Zugzeug, da das Renthier mehr ein Zug- als ein Lastthier ist, zu sehen.

Schrecklich für das Renthier ist die lappländische große Renthierbremse, welche ihre Eier um die Nasenlöcher und längs des Rückgrates in die Haut des Thieres legt und zu diesem Behufe die Haut durchsticht. Ist dieses schon für das Renthier sehr schmerzhaft, so wird das Uebel täglich schlimmer, weil die jungen Bremsen (in der Lappensprache Gorm genannt) sich unter der Haut entwickeln, die Haut durchfressen und das Thier so lange quälen, bis sie flugreif sind und das Renthier verlassen. Wie arg die Pein für die Renthiere sein muß, dürfte daraus erhellen, daß das Renthier, wenn der Lappe Feuer und Rauch macht, von selbst sich in den erstickenden Rauchzug legt, um von Bremsenstichen befreit zu werden, während sonst im Allgemeinen die Thiere den Rauch fliehen. Für den Lappen ist ein gegormtes, d. h. von Bremsenlarven durchfressenes Fell verloren.

Etwas sehr Eigenthümliches in Lappland sind die sogenannten Kinderkumse. Dies sind ausgehöhlte, mit weichem Moose ausgelegte, in der Regel an dem einen Ende mit einer Art Verdeck versehene Holzstücke, worin sich die kleinen Kinder die meiste Zeit aufhalten und welche Kumse die Mütter auf dem Rücken tragen.

Dann ist die Eitelkeit des Lappen sehr auffällig. Alles was glänzt, hat für ihn große Anziehungskraft und versetzt ihn in die heiterste Stimmung. Daher besteht das Höchste seines Strebens in breiten mit bracteatähnlichen goldenen, silbernen oder messingenen Figuren oder Zierrathen ringsum besetzten Gürteln. Kann er es haben, so schnürt er jeden seiner Kaftans mit einem solchen Gürtel, und wenn die Zierrathen auf seinen Gürteln von gediegenem Golde oder Silber sind und nicht bloß vergoldet oder versilbert, so wird er bei dem Besuche Fremder gewiß mit seinem scharfen Messer ein Bracteat ankratzen und dem Fremden zeigen, daß seine Gürtelverzierungen echt sind.

Auch aus dem saubern Ausnähen der Kleidungsstücke in Roth, Blau, Grün kann man der Lappen Eitelkeit ersehen. Eben so zeugt dafür des Lappen Sucht, Bücher in seiner Sprache zu lesen, obschon er sehr gut norwegisch versteht. Es war daher eine kleine lappische Bibliothek in Tromsö ausgestellt. Dagegen hat der Lappe bisher die Luxusgegenstände, als Tische, Stühle und dergleichen, noch nicht kennen gelernt: er sitzt auf Birkenzweigen, wo und wie vor Jahrhunderten seine Urahnen gesessen haben. Und sein Kochtopf oder Kessel hängt vom Rauchloche im Dache nach dem Herde herab, wie seit undenklichen Zeiten immer.

Das Eiderentenfangen geschieht in Lappland auf zweierlei Weise. Theils befestigt man am Strande ein langes, starkes Tau, zieht das lose Ende auf das Meer hinaus, bindet dort an dasselbe eine Menge lange Schnuren mit Speckködern und legt dieselben in einem Halbkreise auf das Meer. Sobald die Eiderenten kommen, schlucken sie mit Begier das Speckstückchen (und natürlich auch den in demselben steckenden Angelhaken) hinab und sind gefangen. — Oder es wird eine vierkantige Holzplatte an einer Flußmündung aufs Wasser gelegt, an jeder Ecke ein Pflock eingeschlagen, auf die Platte Rasen oder Moos befestigt, von Holzpflock zu Holzpflock kreuzweis Schnuren gezogen, von denen Schlingen ins Wasser herabhängen, und die Enten in den Schlingen gefangen, wenn sie das hübsche grüne und bequeme Plätzchen besuchen, um Eier darauf zu legen und auszubrüten.

Der Tromsöer Ausstellungscatalog, welcher 82 Octavseiten stark ist und angiebt, daß 9000 Eintrittskarten ausgegeben worden, besagt auch, daß der russische Großfürst Alexis die Tromsöer Ausstellung besuchte und einen von einem Lappen ganz neu construirten Spitzschlitten, ein äußerst elegant gebautes und höchst zweckmäßiges Eismeerfangboot, sowie ein Modell zu einer neuen Dampfthrankocherei kaufte und diese Gegenstände als Neuigkeiten aus Lappland in Petersburg ausstellen wollte.

Nun noch eine Bemerkung über den Namen Lappe! Das unter drei Herren — Rußland, Schweden und Norwegen — getheilte, im hohen Norden Europas liegende Ländergebiet heißt in Schweden Lappland, in Norwegen Finmarken und in Rußland Lappland und Finland. Auf

diesem Gebiete wohnen in Rußland Lappen, Quänen, Finnen, Tavasten und Karelen; in Schweden Lappen und in Norwegen nennen sich die Lappen Sam; in der Rechts-, Kirchen- und Unterrichtssprache aber heißen sie Fin. Dagegen werden sie von den Schweden und allen südlicher wohnenden Völkern Lappen genannt. Wogegen Finlands Einwohner von den Schweden Finnen, von den Normannen aber Quänen und Karelen genannt werden.

Eine Kreuzfahrt auf dem Adriatischen Meere.

Von Professor Dr. **Oscar Schmidt** in Graz.

II.

Da wir erst in der Nacht zum 23. zur Legung der Linie Bari-Durazzo aufbrechen sollten, so wurde die freie Zeit zu einem Ausfluge auf der Eisenbahn nach Lecce, der Hauptstadt von Apulien, benutzt. Das theils ebene, theils gestreckt-wellige Land macht nebst seinen Bewohnern einen höchst prosaischen, aber guten Eindruck. Es ist fleißig bebaut, der Oelbaum besetzt Raine und Wege, und überall war man rege beschäftigt mit dem Einbringen der Ernte. Von Lecce ist nicht viel zu sagen. Die Stadt hat recht ansehnliche Palazzi, jedoch kann eine architektonische oder sonst eine Merkwürdigkeit, die einen Umweg verlohnte. Mit fast allen ihren Landsleuten halten auch die Leccaner eine mehrstündige Mittagsrast, während welcher Alles, was auf den mäßigsten Comfort Anspruch macht, sich in optima forma zu Bett legt. Die Straßen sind daher bis gegen 3 und 4 Uhr wie ausgestorben, und selbst die Maccaronifabriken feierten. Unsere Gesellschaft war daher herzlich froh, sich endlich zum vorher bestellten Mittagsmahl im ersten Hotel von Lecce versammeln zu können. Es verlief unter der Oberleitung des Wirths zur allgemeinen Zufriedenheit.

Ohne mich bei den Einzelnheiten der Fahrt aufzuhalten, führe ich den Leser wieder vor Durazzo, wo wir in der Nacht zum Freitag ankamen, und lade ihn ein, sich mit mir in die kleine, aber ganz fremdartige Welt zu begeben, die uns bei einem Gange durch und um den Schatten des Dyrrhachium erwartete. Das heutige Durazzo, von dem Umfang eines mäßigen Landstädtchens, liegt am Fuße eines nach dem Meere in südwestlicher Richtung vorgeschobenen Hügels, dem Ausläufer einer beträchtlichen Hügelreihe, welche theilweise ganz steil gegen das Meer abfallen. Auf ihm befindet sich in einem größern Gebäude die Telegraphenstation, und man sieht massives altes Mauerwerk, die Reste der Arx, welche offenbar weit über die Römerzeiten hinausreichen. Durazzo ist noch im Mittelalter von einiger Bedeutung gewesen, und von daher datiren die verfallenden Mauern und Thore, in welchen wir harmlose türkische Soldaten auf Wache fanden. Eine Hauptstraße führt von einem Thore zum andern, gebildet aus kleinen, unansehnlichen Häusern und Bazars. Diese Verkaufs- und Arbeitshallen gewähren dem Vorübergehenden einen Einblick in das Leben und die Thätigkeit der männlichen mohammedanischen Bevölkerung, und sie zeugen von Ordnung und Fleiß, die allerdings durch mancherlei Geschwätz hinüber und herüber, durch Besuchen und Kaffeekochen im Hintergrunde dieser Straßenzimmer angenehm unterbrochen werden. Auffallend war die Nettigkeit und Reinlichkeit der Kinder, besonders der Mädchen. Von erwachsenen Frauen sieht man nur einzelne Gestalten vorüberhuschen, vermummt in ein schweres braunes, schlafrockähnliches Gewand. Indem wir das dem Strande abgewandte zweite Thor verlassen und rechts schwenken, finden wir uns nach einigen Schritten einem Urzustande gegenüber, wie man ihn kaum in der größten Wildniß erwarten kann. Hier sind nämlich die Hütten von vielleicht 1000 bis 1500 Zigeunern, den Parias von Durazzo, denen der Aufenthalt innerhalb der Mauern nicht erlaubt ist. Welche Anhäufung von Unrath, welches Durcheinander von nackten Kindern, Hunden, Hühnern, gräßlichen alten Weibern und feurig blickenden, aber höchst schmutzigen Dirnen in und zwischen diesen aus zerlumpten Matten und Flechtwerk zusammengesetzten Wohnungen sich Nase und Augen aufdrängen, das spottet aller Beschreibung. Je weiter wir, uns möglichst auf der Mitte des Weges haltend, vorschreiten, desto mehr schwillt der Troß der uns begleitenden Zigeunersprößlinge an, die nicht müde werden, zu schreien: Para, Capitän! Para! Endlich versucht ein halbwüchsiger Junge in der Hitze des Gefechtes meine Taschen zu untersuchen, was eine energische Reaction von meiner Seite und ein Zerstieben der Rotte zur Folge hat. Mittlerweile sind wir wieder ins Freie gelangt bei einer Niederung, welche in alten Zeiten ohne Zweifel zum Hafen gehörte und von wo aus wir das nördlich vom heutigen Durazzo gelegene Trümmerfeld der alten Stadt erreichen. Es ist eine Viehweide, von zahlreichen, zwei bis fünf Fuß tiefen Gräben durchfurcht. Der Zweck dieser Gräben ist, sich der Trümmer der ehemaligen Stadt für die jämmerlichen modernen Bauten zu bemächtigen, denn Alles ist unter die Erde gebracht mit Ausnahme zahlreicher Säulenstümpfe von einem festen, weißen Marmor. Es sollen in neuerer Zeit einige schöne Torsos hier ausgegraben sein, so daß sich eine Bloßlegung in größerm Maßstabe wohl verlohnen möchte.

Beim Rückwege zur Stadt vom Ruinenfelde kommt man durch eine unser Interesse mehrfach fesselnde Vorstadt. Sie enthält mehrere Einkehrhäuser und große, für die Bedürfnisse der ländlichen Bevölkerung reichlich ausgestattete Bazars. Wir traten auch in ein Café und labten uns an dem reinlich und appetitlich zubereiteten und servirten, nach orientalischer Weise suppenähnlichen Getränk, während die Albanesen dem welterobernden Triester und Gratzer Biere zusprachen. Am anziehendsten waren mir aber die neben dem Kaffeehause befindlichen Töpfereien, wo wir die, die antike Form bewahrenden, Krüge auf der Scheibe unter den Händen der emsigen Arbeiter entstehen sahen. Einen wahrhaft classischen Anblick gewährten fünf Minuten davon die Zigeunermädchen, wie sie am Brunnen die großen Amphorä füllten und sie über die Schulter gelegt davontrugen. Es waren die verkörperten Vasen- und Wandgemälde unserer Museen. Keine Form des Gefäßes ist so praktisch als diese enghalsigen, mit schön gebogenen Henkeln versehenen Amphoren. Es drängte sich mir bei dieser Gelegenheit wiederum

die Beobachtung auf, die ich sehr häufig in Dalmatien und auf den ionischen Inseln gemacht, daß nämlich trotz der tausendjährigen Völkerstürme in jenen Landstrichen eine Menge Vorkommnisse des täglichen Lebens, Geräthschaften, Kleidungsstücke, Art der Hantierung, sich in directester Weise vom Alterthum bis heute vererbt hat. Der Reisesack der Dalmatiner und Jonier, aus bunter, grober Schafwolle verfertigt, gehört beispielsweise hierher. Unsere Philologen und Schulmänner scheinen mir dieses lebendige Feld der Erkenntniß des Alterthums viel zu wenig auszubeuten.

Doch wir sind in Durazzo und besteigen gegen Abend die Hügelreihen am Meere. Sie sind von Gärten, Feldern und Buschwerk bedeckt und haben zahlreiche Quellen. Der Blick über die Ebene und die jenseits aufsteigende Bergkette, zur Rechten die golfartige Einbuchtung, ist ganz prächtig. Setzt man an die Stelle der heutigen Hütten auf diesen Hügeln wohlgepflegte Villen, läßt aus dem Ruinenfelde die Säulenhallen, Tempel und das Gewühl der römischen Hafenstadt erstehen, so begreift man leicht die Wichtigkeit und auch Annehmlichkeit, welche dieser Platz haben mußte. Am Abend, wo ich diese Betrachtungen anstellte, sammelte sich das Volk von Dyrrhachium nicht im Circus, sondern Groß und Klein um — ein Carousel; und die kleinen Gläubigen — die Zigeunerwelt war ausgeschlossen — nahmen sehr gern das Fahrgeld aus unseren Händen, um unter den Klängen einer Pauke und eines Leierkastens sich, wie auf einem deutschen Jahrmarkte, zu erlustigen.

Ungünstigem Wetter und Wind verdankten wir es, daß wir die schon von oberhalb Durazzo angetretene zweite Fahrt nach Apulien abbrachen und Zuflucht in der Bocca di Cattaro suchen mußten. Wir legten eine Stunde unterhalb Castelnuovo in Meligne an und hatten, da die Kohlenvorräthe ergänzt wurden, volle drei Tage Zeit zu Ausflügen. Der großartigste Theil des tiefen und viel gewundenen Meerbusens von Cattaro ist unstreitig der Hintergrund, in welchem Cattaro selbst liegt und von wo aus man zurückgebogenen Hauptes die Straße nach den schwarzen Bergen hinauf verfolgt. Ich habe dort vor Jahren einen Markttag mitgemacht, wo die Montenegriner schaarenweise sich auf einem Platze vor der Stadt einfinden und gegen ihre Schafe und Hühner und gegen Holzbündel, welche die armen Weiber mühsam heranschleppen, während der Herr Gemahl schmauchend nebenherreitet, wo, sage ich, gegen die wenigen montenegrinischen Erzeugnisse allerhand Waaren der Civilisation in Empfang genommen werden. Das ist ein unauslöschliches Bild, obgleich es mit einigem, von den montenegrinischen Damen und Räubern mitgetheilten Ungeziefer bezahlt werden mußte. Dagegen ist die Umgebung von Castelnuovo gleich gegenüber dem Eingange der Bucht zwar etwas minder grandios, aber immer noch großartig genug, um zu imponiren, und nebenbei wegen der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses von ansprechendster Lieblichkeit. Ein sehr guter Reitweg führt längs des steilen Gestades und sich hebend und senkend von Meligne nach Castelnuovo. Ungefähr halbwegs liegt einige hundert Fuß hoch ein Kloster, von dessen Kirchhof aus man eine entzückende Aussicht hat, welche sich landeinwärts bis zu den über Cattaro aufsteigenden Höhen erstreckt. Zwischen dem Kloster und der Stadt ist ein hochstämmiger Eichwald, welcher reizende Durchblicke auf die Bai und weiter hinaus auf das offene Meer gewährt. Castelnuovo ist an die Felsen an- und hineingeklebt, und wiederum war es die Aussicht aus einem von den Offizieren der Garnison mit Beschlag belegten Kaffeehause, von der wir uns nicht trennen zu können meinten. Anders diese Herren, welche keinen sehnlichern Wunsch kannten, als endlich aus dem Neste erlöst zu werden, wo sie mit der Bevölkerung in gar keiner Verbindung stehen und wo jeder einsame Spaziergang in die Berge über das Weichbild des Städtchens hinaus mit Gefahr verbunden ist. Schon bei der Einfahrt hatten wir links von Castelnuovo in dem schmalen, in den Meerbusen auslaufenden Thale der Suttorina das türkische Zeltlager gesehen. Es ist von der Stadt aus in einer halben Stunde zu erreichen, und wir durchwandelten es, ohne von den Schildwachen angerufen oder sonst behindert zu werden. Die Mannschaft war größtentheils damit beschäftigt, in den brakigen, unreinen Tümpeln ihre Wäsche zu besorgen, aus denen auch das Wasser zum Kochen des Mittagsmahles in die Kessel gefüllt wurde. Man sah den armen Kerlen an, daß sie schon monatelang hier lagen, und der untere Theil der Zeltleinwand war von dem Einfluß der Nässe schon völlig zerlumpt. Rencontres zwischen unseren Soldaten und den Türken kommen kaum vor, und der Verkehr der Offiziere verbietet sich schon darum, weil sie fast ausnahmslos bloß türkisch sprechen. Wir waren auch bald von dem Lagerschauspiel befriedigt und schlossen uns dem Mittagsmahle der Offiziere in Castelnuovo an.

An dem Tage, wo ich diese Zeilen schreibe, wird ein sogenannter deutscher Parteitag in Marburg in der Steiermark abgehalten und auf demselben eine Resolution über die Ausscheidung der Provinz Dalmatien aus dem Verbande des cisleithanischen Ländercomplexes eingebracht. In der That, Heterogeneres als die dalmatinische Bevölkerung und diejenige der deutsch-österreichischen Kronländer kann kaum gedacht werden. Man sagt, daß diese Verbindung im speciellen Interesse der österreichischen Monarchie liege. Ich muß das, auf langjährige persönliche Anschauungen gestützt, verneinen. Selbst die am öftersten gehörte Phrase, die dalmatinische Bevölkerung sei Cisleithanien für die Bemannung der Flotte unumgänglich nothwendig, ist nicht stichhaltig. Warum? Weil höchstens der zehnte Theil unserer dalmatinischen Matrosenrecruten wirklich seegewohnt ist. Man muß nur einem Transporte dieser armen Teufel zu Schiffe bei schlechtem Wetter beigewohnt haben, wie sie die bittersten Leiden der Seekrankheit auskosten, um über jene Behauptung zu lächeln. Ein verschwindend kleiner Bruchtheil der italienisch gebildeten Städtebewohner Dalmatiens ist gegen den Anschluß an Ungarn-Croatien. Weitaus der größte Theil der politisch Zurechnungsfähigen ist slavisch-national gesinnt, und sie suchen ihre Stärke und Zukunft vor der Hand im Zusammengehen mit Croatien. Dabei wird auf den Zerfall der Türkei gerechnet und auf die Annexion des reichen bosnischen Hinterlandes. Die morlakische Landbevölkerung steht auf der Stufe reiner Barbarei. Es ist daher begreiflich, daß die Deutschösterreicher auch mit Veranschlagung der politischen Verhältnisse auf diese Brüderschaft nicht sonderlich viel geben dürfen. Uebrigens ist die Landesautonomie auch in Dalmatien schon so weit gediehen, daß die Entfremdung von deutscher Sprache und Cultur von Jahr zu Jahr überhand nimmt. Als ich vor 18 Jahren Dalmatien zum ersten Male besuchte, war der deutsche Sprachunterricht an allen Mittelschulen obligat und Gegenstand der Maturitätsprüfung. Die zu den deutschen Universitäten und polytechnischen Anstalten abgehenden jungen Leute waren sehr bald im Stande, die deutschen Vorträge zu verstehen und zu verwerthen. Seit einigen Jahren wird aber das Deutsche so ganz hintenangesetzt, ja von der jungen Generation geradezu verachtet, daß der Besuch unserer Universitäten von Seiten der jungen Dalmatiner mehr als unnatürlich erscheint. Es ist ihnen gestattet, die Prüfungen in italienischer Sprache abzulegen, und durch dieses Medium unterhalten wir Professoren und Examinatoren uns mit ihnen! Der Anschluß an Italien wird mit Ausnahme einer numerisch gar nicht ins Gewicht fallenden Partei der Italianissimi von Dalmatien verab-

scheut. Das Land würde auch sehr schlecht dabei fahren. Dagegen ist die italienische Partei in Istrien weit mächtiger. Hier aber erheischt die politische Klugheit, feste Hand auf den Besitz zu halten. Von solchen und ähnlichen Erwägungen wird die deutsche Partei in Oesterreich Dalmatien gegenüber geleitet, und als wir am letzten herrlichen Abende unter Castelnuovo promenirten, am Strande in Sicherheit, aber auf die Berge blickend, wo unsere verehrten kopfabschneiderischen Monarchiegenossen hausen, überkam mich gewaltig das Gefühl der Unnatürlichkeit solchen Staatsverbandes.

Wir dampften also wieder ab und erreichten am zweitnächsten Mittag, vom Vorgebirge Gargano südlich abschwenkend, die Rhede von Barletta. Unser Schiff mußte weit vor dem nur für kleine Fahrzeuge zugänglichen Nothhafen Anker werfen, und hier verließen meine Genossen und ich den gastfreien „Triest“. Wir hatten bis zum späten Abend Zeit, Stadt und nächste Umgebung zu durchstreifen und ungefähr dieselben Beobachtungen wie in Lecce zu machen. Die Heimreise auf der Küstenbahn über Bologna verlief ohne bemerkenswerthen Zwischenfall.

Ueber die Küstenvermessung sei noch erwähnt, daß sie im Laufe des September vollständig beendet wurde, und daß das ausgezeichnete Material im Laufe der nächsten Jahre seiner endgültigen Verarbeitung zur Ehre der nautischen Wissenschaft und der österreichischen Marine entgegensieht.

Wie haben die Urmenschen ausgesehen?

Es ist uns ein Stein vom Herzen gefallen, seitdem wir endlich darüber ins Klare gekommen sind. Was so lange für ein großes Geheimniß galt, ist es nun nicht mehr; von Zweifel und Ungewißheit kann fernerhin gar keine Rede sein; der Ausspruch: daß ins Innere der Natur kein erschaffener Geist dringe, hat seine Gültigkeit verloren; heutzutage kann einer Alles wissen, erklären, demonstriren, wenn er nur will. Es bedarf dazu nur einer Kleinigkeit; man braucht nur nach Herzenslust zu „transmutiren“; mit dem Umwandeln und dem „Entwickeln“ hält man es nach Belieben, und auf so oder so viel mehr Hypothesen kommt ja weiter nichts an; transeant cum ceteris!

Doch wie sah denn eigentlich der Urmensch aus?

„Die Urerzeuger des Menschen waren ohne allen Zweifel einstmals mit Haar bedeckt; beide Geschlechter hatten Bärte; ihre Ohren waren spitzig und konnten bewegt werden, und die Körper waren mit einem Schwanze versehen, welcher die geeigneten Muskeln besaß. Leiber und Glieder hatten damals noch viele Muskeln, welche gegenwärtig nur gelegentlich angetroffen werden, die aber bei den Vierhändern noch vorhanden sind. Die große Arterie und der Nerv des Humerus liefen durch ein supracondyloides Loch. In jener Zeit oder auch in einer frühern hatten die Eingeweide ein viel größeres Diverticulum oder Coecum als in unserer Zeit. Der Fuß war, nach der Stellung zu schließen, welche die große Zehe im Fötus einnimmt, prehensil, konnte fassen und greifen. Unsere Vorfahren haben ohne Zweifel auch auf den Bäumen gelebt und hielten sich in warmen, waldbedeckten Gegenden auf. Die Männer hatten große Hundszähne und bedienten sich derselben als einer furchtbaren Waffe. In einer noch frühern Periode war der Uterus ein doppelter; das Auge war durch ein drittes Augenlid, eine Blinzhaut, geschützt. In einer noch frühern Periode müssen die Urerzeuger des Menschen im Wasser gelebt haben (must have been aquatic in their habits), denn die Morphologie zeigt uns klar, daß unsere Lungen aus einer modificirten Schwimmblase bestehen, welche einst als Floß diente. Die Vertiefungen am Nacken des menschlichen Embryo zeigen, wo sich einst die Kiemen befanden. Die Nieren wurden in jener Zeit durch die Corpora wolfiana ersetzt. Das Herz war einfach ein pulsirendes Gefäß; statt der Rückenwirbelsäule war die Chorda dorsalis vorhanden. Die frühesten Vorläufer des Menschen, welche im Düster der Zeit sich verlieren, waren so niedrig organisirt, wie der Amphiochus und vielleicht noch niedriger. Es ist noch auf einen andern Punkt hinzuweisen. Man weiß längst, daß bei den Wirbelthieren ein Geschlecht die Ansätze verschiedener accessorischer Theile aufweist, welche eigentlich dem andern Geschlecht angehören, und es ist als sicher festgestellt worden, daß in einer sehr frühen embryonischen Periode beide Geschlechter sowohl männliche als weibliche Drüsen zeigen. Es scheint demnach, daß ein ungemein weit in die Urzeiten hinaufreichender Urerzeuger des Reiches der Wirbelthiere ein Hermaphrodit, daß er androgyn, zugleich männlich und weiblich, gewesen sei &c.“

Das Vorstehende ist nicht etwa aus Nikolaus Klim's Unterirdischen Reisen entlehnt, in welchen uns Leute geschildert werden, welche ihren Kopf unter dem Arme tragen, sondern Darwin sagt es. In seinem jüngst erschienenen Werke über die Abstammung der Menschen (The descent of man, and selection in relation te sex) hat er seine früheren Hypothesen noch einmal zusammengefaßt und mit einer Anzahl neuer vermehrt. Auch diese letzteren sind „seltsam und wunderlich“ genug und werden zu mancher Controverse Anlaß geben. Wir unsererseits haben über diese Hypothesen, welche auch uns allerdings exorbitant erscheinen, kein Urtheil. Wir wissen nicht, ob jener Naturforscher Recht behält, der in Bezug auf dieselben und namentlich in Hinblick auf manche Verfechter derselben in Deutschland das Wort sprach: „Diese Darwinerei wird einst in der Geschichte der Naturwissenschaften als eine wüste Episode von Verirrungen betrachtet werden.“

Ein Ausspruch Darwin's erscheint widersinnig. Der Mann stellt sich auf einen teleologischen Standpunkt; die ganze Welt erscheint ihm als eine Zweckmäßigkeitsmaschine, die überhaupt da ist und da war, damit der Mensch in ihr auftreten könne. Darwin schreibt: „Es ist schon oftmals die Ansicht ausgesprochen worden, es scheine als ob die Welt von lange her darauf zubereitet worden sei, daß der Mensch in ihr auftreten könne, und in einer Hinsicht trifft das genau zu, denn er verdankt seine Geburt (sein Dasein) einer langen Reihe von Vorgängern (progenitors). Wenn auch nur ein einziges Glied in dieser Kette nicht vorhanden gewesen wäre, dann würde der Mensch nie das geworden sein, was er nun ist. Wenn wir nicht vorsätzlich unsere Augen verschließen, dann können wir, nach dem heutigen Stande unseres Wissens, annähernd unsere Verwandtschaft erkennen und wir brauchen uns ja derselben auch nicht zu schämen.“

Nämlich nicht unseres Urahns, des Affen, denn der ist

es, kein anderer. Viele Affen haben Schwänze, viele haben keine Schwänze, geschwänzte Menschen kennen wir bisher nicht; die Urschwänze sind durch Transmutation und natürliche Auswahl verschwunden. Es bleibt zu bedauern, daß Darwin, welcher die behaarten Urahnen so speciell kennt und schildert, sie nicht auch durch bildliche Illustrationen anschaulich macht, und den ganzen Stammbaum vom Amphiochus an bis zum heutigen Menschen giebt. Vielleicht hilft Professor Häckel in Jena nach; der versteht sich auf die Stammbäume vom Atom an.

Wir unsererseits sind, wie gesagt, nicht in der Lage, ein Urtheil über Darwin's Hypothesen zu fällen. In England wie in Nordamerika ist man gegen das neue Buch bereits sehr scharf aufgetreten. Das „Athenäum" (4. März) kann sich selbst der Ironie über manche Behauptungen nicht enthalten. Es hebt zuerst mit einiger Schadenfreude hervor, daß Darwin jetzt selber eingestehe: er habe wahrscheinlich zu viel Gewicht auf sein Princip der „natürlichen Auswahl" gelegt und das Vorhandensein mancher Structuren nicht genug beobachtet. Das neue Buch enthalte, wie Darwin selber sage, „kaum irgend ein originales Factum in Bezug auf den Menschen." Dasselbe bringe eine Zusammenstellung von Mittheilungen aus einer großen Anzahl von Werken, welche Darwin benutzt habe, um auf denselben seinen „Hypothesenbau" aufzuführen. Er sage: „es werde binnen Kurzem eine Zeit kommen, wo man sich darüber wundern müsse, daß Naturforscher, welche in der vergleichenden Anatomie des Menschen und anderer Säugethiere bewandert sind, annehmen konnten, daß beide das Werk einer besondern Schöpfung seien." Dagegen wird ihm eingewandt, daß der Unterschied zwischen den geistigen Begabungen der Menschen und der Thiere als ein ganz enormer auch dann erscheine, wenn man den allerrohesten Wilden mit den am höchsten organisirten Affen vergleiche. Um diesen „formidabeln" Einwand wo möglich abzuschwächen, habe Darwin ein ganzes Capitel dem Versuche gewidmet, zu zeigen, daß in Bezug auf geistige Fähigkeiten kein fundamentaler Unterschied zwischen dem Menschen und den höheren Thieren vorhanden sei. Er bemüht sich, diesen Satz, welchen ihm schwerlich Viele als begründet zugeben werden, plausibel zu machen, sobald er jedoch auf die articulirte Sprache kommt, sitzt er fest und sucht sich mit den Worten zu trösten: „Die Fähigkeit einer articulirten Rede bietet keine unüberwindlichen Hindernisse dar gegen die Annahme, daß der Mensch aus irgend einer niedrigern Form entwickelt worden sei." Man fragt ihn, ob er auch annehme, daß die Thiere religiöses Bewußtsein haben, ob sie abstracter Gedanken und Begriffe fähig seien &c., und sagt ihm, daß er dafür weder Thatsachen noch Beweise vorbringen könne. Man fragt weiter: ob er den Thieren moralische Gefühle beilege? Darwin meint, „es sei in hohem Grade wahrscheinlich, daß irgend ein Thier, welches mit offen hervortretenden socialen Instincten begabt sei, unvermeidlich moralisches Bewußtsein oder Gewissen sich aneignen werde, im Fall seine intellectuellen Kräfte so gut oder fast eben so gut entwickelt würden, wie beim Menschen der Fall ist."

Darwin hantirt mit „wahrscheinlich", was ein Mann der Wissenschaft gar nicht thun soll, und die ganze Bemerkung schwebt in der Luft, läuft auf nichts hinaus, weil ein derart begabtes Thier eben nicht vorhanden ist; von den Affen aber wird doch Niemand behaupten wollen, daß sie moralische Thiere seien? Um seine Liebhabereien plausibel zu machen, werde Darwin geradezu „kindisch". Die Thiere seien sympathisch, gesellig, moralisch; als Beweis dafür wird Folgendes vorgebracht: „Ich selber habe einen Hund gesehen, der vor einer mit ihm sehr befreundeten Katze, welche krank in einem Korbe lag, niemals vorüberging, ohne sie einige Male mit seiner Zunge zu belecken. Das ist das sicherste Zeichen für das Gefühl des Hundes."

Am allerschwächsten sei Darwin, wenn er von Entwickelung durch Evolution, natürlicher Auswahl, moralischen und intellectuellen Eigenschaften und Emotionen rede. „Er giebt sich dabei alle mögliche Mühe, aber er rudert gegen Wind und Fluth." Uebrigens giebt er selber zu, daß die Psychologie nicht in sein Bereich gehöre!

Auf das, was er über „geschlechtliche Auswahl" sagt, können wir hier nicht näher eingehen und müssen uns mit Anführung einiger Hypothesen begnügen. „Mangel an Haar auf dem Körper ist bis zu einer gewissen Ausdehnung ein secundäres sexuelles Merkmal, denn in der ganzen Welt sind die Frauen weniger stark behaart als die Männer. Deshalb müssen wir vernünftigerweise vermuthen, daß dieses Merkmal durch geschlechtliche Auswahl erworben worden sei! Wir wissen, daß das Antlitz bei einigen Affenarten und das hintere Ende des Körpers bei anderen Affenarten vom Haar entblößt ist. Das rührt sicherlich von geschlechtlicher Auswahl her; denn diese Oberflächen sind nicht bloß lebhaft gefärbt, sondern manchmal, z. B. beim männlichen Mandrill und beim weiblichen Rhesus, lebhafter bei dem einen Geschlechte wie beim andern." — „Unsere weiblichen, halbmenschlichen Urvorfahren seien wahrscheinlich (!) zuerst theilweise unbehaart gewesen, und als sie dann allmälig, nach und nach, dieses neue Merkmal der Nacktheit bekamen, übertrugen sie dasselbe in gleichem Grade auf ihre jungen Sprößlinge beiderlei Geschlechts. Es liegt nichts Ueberraschendes darin, daß die affengleichen Vorfahren des Menschen einen theilweisen Verlust des Haares als ein Ornament betrachtet haben." Wallace, der ein Hauptverfechter der Hypothese von der natürlichen Auswahl ist, ruft sogar eine Art von lieben Gott zu Hülfe, denn er sieht „in der haarlosen Beschaffenheit der Haut den Beweis, daß irgend eine mit Intelligenz begabte Macht die Entwickelung des Menschen geleitet oder bestimmt hat."

Daß es sich auch in Betreff der „geschlechtlichen Auswahl" wieder nur um Hypothesen handelt, giebt Darwin selber ausdrücklich zu; er schreibt: „Die hier aufgestellten Ansichten ermangeln der wissenschaftlichen Genauigkeit." Das „Athenäum" sagt, das sei richtig, aber eben deshalb hatte er, welcher so stark übertreibe, und dessen Argumentation ganz ungesund und ohne Zusammenhang sei, mit jener „sexuellen Selection" nicht so viel eitle Parade machen sollen! —

So das „Athenäum". In Amerika findet Darwin eine noch weit strengere Beurtheilung. Es wird ihm zur Last gelegt, daß er mit Thatsachen häufig ganz sorglos und leichtfertig umgehe, und seine Werke müsse man viel mehr als Romane betrachten, denn als wissenschaftliche Arbeiten („New York Weekly Daybook" vom 11. Februar). Seine Behauptung, daß der Mensch vom Affen abstamme, wird sehr scharf kritisirt. Darwin sagt: „Es ist allbekannt, daß der Mensch demselben Typus oder Modell gemäß gebaut ist, wie andere Säugethiere. Alle Knochen seines Gerippes können mit correspondirenden Knochen des Affen, der Fledermaus, des Seehundes verglichen werden. So verhält es sich gleichfalls mit seinen Muskeln, Nerven, Blutgefäßen und Eingeweiden. Das Gehirn, das wichtigste aller Organe, folgt demselben Gesetze; das ist durch Huxley und andere Anatomen gezeigt worden."

Der amerikanische Anatom bemerkt dazu Folgendes: Im Allgemeinen stellt sich allerdings eine Aehnlichkeit zwischen dem physischen Organismus der Menschen und der Affen heraus, gleichzeitig sind aber auch so viele scharf hervortre-

tende und specifische Verschiedenheiten vorhanden, daß die Annahme, der Mensch sei aus dem Affen entwickelt worden, allen bisher beobachteten und festgestellten Naturgesetzen widerspricht. Das äußere Gerüst beider ähnelt sich, wie gesagt, im Allgemeinen allerdings, sobald wir aber die einzelnen Theile prüfen, finden wir die Unterschiede so groß, daß kein Anatom oder Physiolog das eine mit dem andern verwechseln kann. Namentlich sind die inneren Theile, die Viscera, gründlich verschieden. Bei vielen Thieren, welche niedriger stehen als der Affe, gleichen die inneren Theile jenen des Menschen viel mehr, als beim Affen der Fall ist, und diese Thatsache ist ein harter Schlag für die Hypothese, daß der Mensch seinen Ursprung den Affen verdanke.

Schon Albertus Magnus hat darauf hingewiesen, „daß Menschen und Affen in ihrer innern Organisation weit mehr von einander abweichen, als in ihrem äußern Bau; in der That sind die Eingeweide bei wenigen Thieren so verschieden von jenen der Menschen, wie gerade die der Affen.“

Die Akademie der Wissenschaften in Paris ließ 1688 eine Anzahl Affen zergliedern und eine genaue Vergleichung mit secirten Menschen anstellen. Als Resultat wurde festgestellt: Diese Affen gleichen den Menschen weit mehr in der äußern Structur als im innern Bau; viele andere Thiere stehen in Betreff des letztern den Menschen näher als die Affen. Der Bericht der Akademiker weist dann mehr als siebenzig Verschiedenheiten zwischen beiden Organismen nach. Es heißt unter Anderm: „Die Leber der Affen war sehr verschieden von jener des Menschen, denn sie hat fünf Flügel, wie beim Hunde, nämlich zwei an der rechten und zwei an der linken Seite, und dann noch einen fünften an der rechten Seite der Vertebra. Die Lungen haben sieben Flügel, drei an jeder Seite und den siebenten in der Höhle des Mediastinums (Scheidewand der Brust), so wie bei anderen Thieren. Auch hierin tritt wieder eine bemerkenswerthe Verschiedenheit zwischen den inneren Theilen des Affen und jenen des Menschen hervor.“ —

Bei den Affen sind Darmnetz, Grimmdarm, Milz, Nieren, Herz &c. allesammt durch solche besondere Merkmale gekennzeichnet, daß der Anatom sie auf den ersten Blick von jenen des Menschen unterscheiden kann. Der letztere hat Dinge, welche dem Affen ganz fehlen. Der Kopf des letztern hat z. B. keinen zitzenförmigen Fortsatz (Apophysis mastoides), in welchem die Beugemuskeln liegen; beim Affen sind die letzteren an der Seite oder am hintern Theile des Hinterkopfes befestigt.

Weder Geschichte noch Erfahrung gestatten uns die Annahme, daß diese Unterschiede jemals größer oder geringer waren, als sie nun sind. Die Natur hält mit Zähigkeit an den einmal vorhandenen Typen fest. So viel wir heute wissen, ist sie ohne „Variabilität“. Die Erfahrung lehrt uns kein Gesetz kennen, vermöge dessen eine Species in eine andere umgewandelt worden wäre. Die sogenannte Entwickelungstheorie ist ohne all und jede wissenschaftliche Basis; sie stammt aus den Regionen der Phantasie und gehört der Speculation an, nicht der Wissenschaft. Die Fürsprecher dieser bodenlosen Theorie fabriciren für sich den größten Theil der Facta, auf welche sie ihr sogenanntes System gründen wollen.

Die ganze organische oder thierische Welt ist zusammengesetzt aus verschiedenen Ordnungen oder Schichten, eine über der andern; alle sind separat und verschieden; alle weisen im Allgemeinen viele Aehnlichkeiten auf, aber jede ist von der andern gesondert durch Verschiedenheiten, die unveränderlich sind und jeder ein- für allemal ihre Stelle in der Natur anweisen. So viel die Wissenschaft weiß, hat die Natur keine Vorkehrungen getroffen, um Strahlenthiere in Gliederthiere, Mollusken in Wirbelthiere, Vierfüßer in Vierhänder umzuwandeln. Auf Vermuthungen und Phantasien läßt aber die Wissenschaft sich nicht ein. Die Verschiedenheiten, welche wir heute beobachten, sind so alt, wie die Kunde von der Natur überhaupt. Noch ist kein Gesetz entdeckt worden, vermittelst dessen eine Form in eine andere umgewandelt werden konnte.

Der Mensch ist eben so wenig jemals ein Affe gewesen, wie der weiße Mensch ein Neger, wie die Eiche eine Diestel, oder unser Kopf einst ein Fuß. Darwin und Huxley haben auch nicht einen Schatten von Beweis beigebracht für ihre, buchstäblich brutale, Theorie über den Ursprung des Menschen. Jeder wissenschaftlich raisonnirende Mann muß dieselbe als einen Traum ansehen. Die Wissenschaft giebt nur zu, was bewiesen worden ist. —

Man sieht, der Affenstreit wird wieder heftig; die Anhänger der Transmutation ihrerseits werden gewiß auch das Wort nehmen.

Aus allen Erdtheilen.

Wie hoch beläuft sich die Schuldenlast der civilisirten Staaten?

„Kein Menschenhirn vermag das auszudenken!“ Aber zählen kann man jede Summe, möge dieselbe auch noch so kolossal sein. Es gab eine Zeit, in welcher man sogenannten Staatsökonomisten gläubig den Satz nachsprach: „Ein Land befindet sich in um so blühenderen Umständen, je höher der Betrag seiner Staatsschulden sich stellt!“ Nun, wenn dem so wäre, dann müßten gegenwärtig Staaten und Völker, man kann wohl sagen, ungeheuer glücklich sein, denn die Schulden sind in der That ungeheuer. Die Engländer sind vorzugsweise prosaische Leute des Messens, Wägens und Zählens, und so hat denn ein Herr R. Dudley Baxter sich der Mühe unterzogen, das negative Vermögen der civilisirten Völker zusammenzurechnen. (Times-Mail, 7. März.)

Unter den 52 „civilisirten Staaten und größeren Colonien“ sind nur drei ohne Schulden: Serbien in Europa, Bolivia in Südamerika und in Afrika die sogenannte Republik der Neger in Liberia; der Civilisationswerth der letztern ist freilich ein mehr als zweifelhafter.

Die 52 Staaten &c. haben eine Gesammtbevölkerung von etwa 606,000,000 Köpfen; sie sind von ihren Regierungen besteuert mit 596,000,000 Pfund Sterling, so daß auf den Kopf durchschnittlich zwischen 6 und 7 Thaler entfallen.

Ihre Nationalschulden stellten sich zu Anfang des Jahres 1871 auf etwa 3900,000,000 Pf. St.

Die Verzinsung beträgt 157,000,000 Pf. St.; sie nimmt ein Viertel aller durch Besteuerung aufgebrachten Summen in Anspruch.

Im Jahre 1793 betrug die Schuldenlast in:

Großbritannien	270,000,000	Pf. St.
Europas Continent	203,000,000	„
Nordamerikanische Freistaaten	15,000,000	„
Britisch-Indien	8,000,000	„
Total . . .	496,000,000	Pf. St.

Nach Beendigung der durch Napoleon hervorgerufenen Kriege und Abschluß der Rechnung in Betreff von Entschädigungen 2c., 1815 bis 1820, hatten sich die Schulden verdreifacht; sie betrugen in:

Großbritannien	902,000,000	Pf. St.
Europas Continent . . .	570,000,000	„
Nordamerika	29,000,000	„
Britisch-Indien	29,000,000	„
Total . . .	1530,000,000	Pf. St.

Damals hatte England allein eine größere Schuldenlast als alle übrigen Staaten zusammengenommen (228,000,000 Pf. St. mehr). Die Jahre von 1820 bis 1848 waren im Allgemeinen eine friedliche Zeit; die Schulden stiegen nicht in so gewaltigen Massen und stellten sich 1848 auf:

Großbritannien	820,000,000	Pf. St.
Europas Continent . . .	746,000.000	„
Amerika	114,000,000	„
Britisch-Indien	50,000,000	„
Total . . .	1731,000,000	Pf. St.

Nach 1848 begannen die ungeheuern Rüstungen; die Franzosen waren die unablässigen Ruhestörer und zwangen andere Staaten, auf ihre Sicherheit Bedacht zu nehmen. Als ihr Kaiserreich September 1870 zusammenbrach, betrugen die Schulden in:

Großbritannien	800,000,000	Pf. St.
Europas Continent . . .	2165,430,000	„
Amerika	765,000,000	„
Asien	104,716,000	„
Afrika	39,655,000	„
Australien u. Neuseeland	35,744,000	„
Total . . .	3845,000,000	Pf. St.

Dazu sind in Folge des Unverstandes der Franzosen noch etwa 300,000,000 Pf. St. (seit September 1870) gekommen, eine erkleckliche Summe, mit welcher sie allein sich belastet haben.

Livingstone.

Neuerdings sind wieder Nachrichten aus Sansibar eingetroffen, welche nun offen eingestehen, daß man dort über das Verbleiben des Reisenden gar nichts wisse; die vor einiger Zeit von arabischen Kaufleuten mitgetheilten Angaben über seinen Aufenthalt im Westen des Tanganyika-Sees haben keine Bestätigung gefunden. Es wird in der That nach und nach gerade langweilig, mit so ungewissen Angaben und Berichten behelligt zu werden. Was Livingstone während der vier Jahre seiner gegenwärtigen Reise von sich hat verlauten lassen, ist für die Wissenschaft von keiner Bedeutung. Wir gestanden seiner Zeit in diesen Blättern, daß wir aus seinen Berichten über die Stromläufe im Westen des Tanganyika-Sees nicht klug zu werden vermöchten, daß dieselben ungenügend, verwirrt, ganz und gar nicht präcis seien. Es ist anderen Leuten ebenso gegangen. Die Engländer wollten das nicht gern eingestehen, Murchison lobte seinen „Freund" sehr; die Sache bleibt aber wie sie ist, und jetzt fällt Desborough Cooley ein scharfes Urtheil. Der Mann ist freilich was man einen Krakehler nennt; er betrachtet das Innere Ostafrikas gleichsam als seine Domäne, und liegt eben wieder im Streite, gegenwärtig mit Beke, der seinerseits die Nilquellen und deren vermeintliche Lage so zu sagen gepachtet hat. Diesmal handelt es sich um das Land Manemas, in welchem, Dr. Kirk's Berichten zufolge und nach Aussagen der arabischen Kaufleute, Livingstone zuletzt gesehen worden sei. Cooley sagt nun, Manemas sei nur eine andere Lesart für Unyamuesi, das sogenannte Land des Mondes, aber diese letztere Bezeichnung sei den Ostafrikanern völlig unbekannt; dieselbe sei durch unsern Landsmann Dr. Krapf aufgebracht worden. Dann habe Richard Burton, mit welchem Cooley vor etwa vier oder fünf Jahren eine Fehde über ostafrikanische Geographie hatte, dieselbe angenommen. Es wird ihm auch jetzt ein Wischer nicht erspart und Beke gleichfalls scharf angelassen. Es wäre zu nichts nütze, wenn wir auf die Controverse über Livingstone's Luviri, Luapuka, Lualaba, Luengue, Riambigi, Ulenge und den „nicht besuchten großen See" näher eingehen wollten, weil ja Livingstone's Angaben über alle Gewässer im Westen des Tanganyika-Sees so sehr dürftig und verschwommen erscheinen; aber richtig will uns bedünken, was Cooley über den Reisenden, dessen Muth und Ausdauer allerdings in hohem Grade preiswürdig sind, verlauten läßt. Man müsse nicht vergessen, daß Livingstone redseliges Geschwätz liebe. „Er verschmäht, genaue Einzelnheiten zu geben, und wenn ihm das Mißgeschick zu Theil würde, von dem Manyema aufgefressen zu werden, so würden wir zu beklagen haben, daß seine nun fünfjährige Wanderung in Centralafrika uns auch nicht ein einziges Partikelchen genauer und solider Kunde gebracht hat. Er steigt über das Niveau der vulgären Wirklichkeit empor, und liebt es, sich über die Abzugswege der Gewässer des Continentes, über die Quellen des Nils und des Congo, über Ptolemäus und Xenophon und über das afrikanische Paradies auszulassen. Der geriebene Schottländer weiß recht gut, wie viel gediegene Kunde werth ist, aber der Herde seiner Anbeter wirft er wortreiche Allgemeinheiten, große Dunkelheiten und andere dergleichen Perlen vor." Man sieht, wie bissig dieser Herr Desborough Cooley („Athenäum", 25. Februar) ist, aber in der Sache selbst hat er gar nicht so unrecht.

* * *

— Die Goldfelder in Neuschottland ergaben im Jahre 1869 eine Ausbeute von 17,868 Unzen, und 1870 etwa 2000 Unzen mehr. Die Albion-Mine lieferte 2582, die Wellington-Mine 2033 Unzen.

— Beim Gerichte zu Columbus im Staate Ohio hat eine Frau auf Ehescheidung angetragen, weil ihr Mann so gottlos sei, nicht an die ewige Verdammniß todtgeborener Kinder zu glauben. Die „ewige Verdammniß" spielt bekanntlich unter den Angloamerikanern als ein zur ewigen Seligkeit unbedingt nothwendiges Dogma eine hervorragende Rolle.

— John Sullivan, Farmer zu Canaan im Staate Newhampshire, gab seinen beiden Jungen, von denen der eine 11, der andere 14 Jahre alt ist, einige Hiebe, weil sie wiederholt argen Unfug getrieben und die Nachbarn arg belästigt hatten. Die wackeren Knaben nahmen das sehr übel. Sie verabredeten sich, ihren Vater unschädlich zu machen, überfielen ihn, indem sie ihm mit einem Stricke die Arme auf den Rücken zusammenbanden, steckten ihm ein Taschentuch als Knebel in den Mund, schleiften ihn in die Scheune, warfen ihm ein Seil um den Hals und hingen ihn auf. (Newyork Daybook, 14. Januar.)

— Im sibirischen Gouvernement Irkutsk beträgt die nichtrussische Bevölkerung 118,797 Köpfe; davon gehören 26,381 der griechischen Kirche an; die übrigen sind theils lamaitische Buddhisten, theils schamanische Heiden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Unter den Nomaden Innerasiens.

Der bei weitem größte Theil Innerasiens, von den Ostgrenzen Europas an, ist Gebiet der Wanderhirten und wird es bleiben auf der ganzen Strecke vom Ural und vom Kaspischen Meere bis nach dem eigentlichen China hin, und vom Eismeere bis zu den Hochgebirgen, welche dem Süden Asiens als eine trennende Schranke dienen. Im hohen Norden finden wir Fischernomaden, in den ausgedehnten Wäldern Sibiriens Jagdnomaden, in den Steppen und auf den Hochebenen treiben Wanderhirten ihre Herden hin und her: Kameele und Pferde, Rindvieh, Schafe und Ziegen in ewigem Einerlei, weil Klima, Bodenverhältnisse und Lebensweise bedingend einwirken.

Dem Beobachter bieten die verschiedenen Nomadenvölker viele anziehende Seiten dar; ihr ganzes Gepräge ist ein eigenthümliches, aber nach den verschiedenen Gegenden und der Bodenbeschaffenheit modificirt. Der ganze Norden Asiens, das sogenannte Sibirien, bildet bekanntlich einen Theil des russischen Reiches. In demselben sind das wichtigste und zahlreichste Nomadenvolk die sogenannten Kirgisen, welche in drei großen Abtheilungen: der kleinen, der mittlern und der großen Horde, sich über das weite Gebiet von der Wolga und dem Ural nach Osten hin bis in die chinesische Dsungarei verbreiten, und einen Flächenraum von mehr als 40,000 Geviertmeilen als ihr Gebiet betrachten.

Man bezeichnet die Kirgisen der drei Horden richtiger als Kasaken, und so nennen sie selber sich. Die kleine Horde, die westliche, steht unter der Gerichtsbarkeit des orenburgischen Gouvernements und wurde bis in die jüngste Zeit vom russischen Beamtenthum ziemlich unbehelligt gelassen; sie konnte sich ihre eigenen Vorsteher wählen und wurde auch nicht von Abgaben gedrückt. Deshalb waren die Kirgisen ruhig und fügsam; seit 1869 jedoch sind sie mißvergnügt, weil man ihnen einen bureaukratischen Mechanismus aufzwingt; manche Stämme haben sich zur Wehre gesetzt und man hat sie durch Waffengewalt fügsam machen wollen. Jedenfalls sind sie benachtheiligt worden, und nicht wenige haben die neuen Verhältnisse unerträglich gefunden; sie wanderten nach dem Chanate Chiwa aus, und viele machen nun die Handelswege unsicher.

Diese kleine Horde reicht vom Uralflusse (Jaik) bis an den Jaxartes, und mag etwa zwischen 600,000 und 700,000 Seelen zählen; die mittlere Horde, jene der sogenannten sibirischen Kirgisen, 350,000 Köpfe, wohnt im Gebiete von Semipalatinsk, am obern Irtysch, am Saisansee, an den Südabhängen des Tarbagatai-Gebirges, und nomadisirt theilweis auch auf chinesischem Gebiete. Die große Horde zieht umher in der Richtung von Nordwest nach Südost, zwischen dem Balchaschsee und der chinesischen (dsungarischen) Grenze; unterhalb dieses Sees reichen ihre Weideplätze bis zum Gebiete der mittlern Horde, bis an die Grenzen des Chanates Chokand. Etwa 100,000 Köpfe sind den Russen unterworfen, der Rest lebt so gut wie vollfrei auf dsungarischem Gebiete, unter seinen Sultanen nach der Weise der Väter. Sie ziehen, sobald der Sommer beginnt, aus der Steppe ins Gebirge, wo sie für ihre zahlreichen Herden frische, saftige Weide finden, namentlich am Alatau, dem „bunten Gebirge". Dorthin begleitete der britische Reisende Atkinson eine Abtheilung der Nomaden, und wir geben aus seinen Schilderungen die nachfolgende Episode.

Für die Völkerkunde bieten die Kirgisen manches interessante Moment dar. Sie sind Nomaden in vollem Sinne des Wortes, ein Wandervolk, welches seine Zelthütten, Jurten, von einer Stelle zur andern bewegt, und in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Weidegründe aufsucht, bald die Steppe durchzieht, bald das Vieh auf die grasreichen Ebenen im Hochgebirge treibt.

Unter den Reisenden, welche dieses Volk näher beobachtet haben und längere Zeit unter demselben lebten, nimmt Atkinson eine hervorragende Stelle ein. Er schildert dasselbe in allen Lebensverhältnissen, er hat die Kirgisen als Krieger, Kaufleute, Frachtfahrer und Viehzüchter kennen gelernt, und hat sie auf manchem Zuge und unter mannichfachen Gefahren begleitet; namentlich hat er mit ihnen ihre Weidegründe im Alatau besucht, jenem Hochgebirge, das im Norden den Balchaschsee hat und die Grenze gegen die Dsungarei bildet. Es zieht von Nordost nach Südwest und ist im Norden durch die Seen, im Süden durch das Thal des in den Balchasch mündenden Iliflusses scharf abgegrenzt. Etwa unter 45° N. zweigt sich von ihm die kurze Kopalkette ab, welche von dem gleichnamigen Flusse durchbrochen wird. Der Alatau hat Gipfel bis zu 12,000 Fuß Höhe; er ist vielfach wild durchrissen und hat eine große Menge malerischer Thäler mit reißenden Gebirgsströmen, welche dem eben genannten großen Steppensee zufließen.

In dieser Gegend nomadisirte Atkinson mit den Kirgis-Kaisaken. Zu Anfang des Juni langte er, von einigen russischen Kosacken begleitet, Abends bei einem Aul, d. h. Zeltlager, an und trat in eine Jurte, wo er, wie immer, freundlichen Empfang fand. Es sieht wunderlich genug aus in einer solchen Behausung. Zwei Frauen rollten sich eben aus den Filzdecken hervor, welche ihnen als Deckbett dienen. Die Atmosphäre ist in einer solchen Jurte, wenn sie seit einigen Stunden keinen Zugang von frischer Luft erhalten hat, geradezu unerträglich für einen Europäer; die Kosacken schlugen deshalb die Filzthür zurück, öffneten auch die Filzplatte, mit welcher das Zelt oben verdeckt ist und zündeten ohne Weiteres ein Feuer an.

Nun setzten die Kirgisen einen großen Kessel auf einen Dreifuß und bereiteten ihr Abendessen. Dasselbe besteht aus Ziegelthee, geronnener Milch, Salz und Hirsemehl; der Engländer bereitete sich seinen Karawanenthee in einem Samowar. Kaïran, der Inhaber des Zeltes und Haupt der Familie, war ein kräftig gebaueter Mann von etwa funfzig Jahren, ziemlich dunkler, nicht gerade sauberer Haut, breitem Gesicht, großem Mund, tiefliegenden Augen, aber wohlgestalteter Nase. Auf dem kahlgeschorenen Haupte trug er eine eng anliegende, blaue, mit Silber und bunter Seide gestickte Kappe; sein Rock war von gelb, roth und grün gestreifter Baumwolle; diese Kleiderstoffe werden im Chanate Chokand verfertigt. Die Frauen waren in Schafpelze gehüllt, welche sie auch Nachts nicht ablegen; diese Damen der Steppe sahen keineswegs appetitlich aus. Vier Kinder guckten mit den Köpfen aus den Fellen hervor, in welche man sie gewickelt hatte; ein siebenjähriges Mädchen kroch hervor und bewegte sich im Zelte, wie der liebe Gott es geschaffen hatte. Die Schlafstelle der Kinder war dicht neben einem Verschlag, in welchem junge Ziegen und Lämmer ihr Lager hatten. Das Zelt hatte höchstens 25 Fuß im Durchmesser und war noch durch allerlei Hausrath beengt: Koffer, Kisten, Filzteppiche und dergleichen.

Linienkosack.

Die Frauen haben bei den Kirgisen eine sehr untergeordnete Stellung. Als der Reisende zweien derselben Thee darreichte, blickten die Männer ihn verwundert an und hielten ihn für einen schlecht erzogenen Barbaren, denn bei ihnen würde kein Mann gestatten, daß die Frauen trinken dürften, bevor alle männlichen Angehörigen der Familie, die Knaben mit eingeschlossen, getrunken haben. „Ich glaube, wenn ich auch zwanzig Jahre lang, Tag für Tag, den Frauen vor den Männern Thee gereicht hätte, daß ich diese eben so wenig zu einer andern Ansicht bekehrt haben würde, wie die Missionäre einen Buriäten zu bekehren vermochten, obwohl sie doch lange, liebe Jahre bei und unter denselben sich abgemüht haben."

Am folgenden Morgen war Atkinson Zeuge einer echt nomadischen Scene. Der Aul bestand aus 13 Jurten; er zählte 29 Männer, 34 Frauen und 26 Kinder; in der Nähe standen noch einige andere Aule, und nun hielt Kaïran mit den Vorstehern derselben eine Berathung. Die Frauen melkten Kühe, Ziegen und Schafe, während die Männer allerlei Vorkehrungen trafen, um die Herden auf die Weide

zu treiben. Als dieselben sich in Bewegung setzten, war weit und breit auf der Steppe ein unbeschreibliches Gewimmel von allerlei Vieh, und die Hirten sprengten, hoch zu Rosse, nach allen Seiten hin, um die verschiedenen Abtheilungen aus einander zu halten. Am fernen Horizonte bewegten sich lange Linien hin und her; es waren Pferde, Kameele und Ochsen anderer Stämme, welche sich nach dem Gebirgspasse hinbewegten. Im Süden erglänzten die schneebedeckten Gipfel des Aktu im Sonnenscheine, während die niedrigeren Berghöhen des Alatau in ganz verschiedenen Färbungen spielten.

Eben kamen drei Kirgisen aus dem Gebirge zurück, wo sie die höheren Pässe untersucht hatten; sie meldeten, daß dieselben für das Vieh gangbar seien. Plötzlich erhob sich in der Ferne eine Staubwolke, welche von einer Reiterschaar aufgewirbelt wurde. Sie hielt vor dem Zelte eines mit Atkinson befreundeten, angesehenen Kirgisen, Namens Syrdak, an, von welchem sie sehr freundlich empfangen wurde. Der Führer jener Schaar war ein junger Häuptling eines andern Stammes und jetzt erschienen, um Syrdak's Tochter, mit welcher man ihn verlobt hatte, nun zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Er wurde in die Jurte geführt, setzte sich auf den Boden und trank mit vielem Behagen einen großen chinesischen Napf Kumyß aus. Dann erst erkundigte er sich nach dem Wohlbefinden seines Schwiegervaters, nach dem seiner Söhne, der Kameele, Ochsen, Pferde, Schafe und Ziegen, — zu allerletzt fragte er dann auch, ob Mutter und Tochter gesund und munter seien. Das ist so Brauch bei allen Nomadenstämmen Innerasiens.

Russischer Liniensoldat.

Bei den Kirgisen hat das Mädchen in Betreff seiner Verheirathung gar nichts zu sagen; der Vater verlangt für seine Tochter so und so viel, und wer den Preis zahlt, mag sie holen. Zuerst verständigt man sich wegen des Kalym, d. h. des Kaufpreises, der aus einer vereinbarten Anzahl von Kameelen, Pferden, Ochsen und Schafen besteht. All das Vieh muß dem Vater übergeben werden; dieser behält dasselbe, und es wird Eigenthum seiner Tochter, falls diese etwa von ihrem Manne wieder fortgeschickt wird. Dergleichen kommt dann und wann vor. Nachdem man sich geeinigt hat, kommt der Mullah (mohammedanische Geistliche) und bestätigt den Ehevertrag, dessen Abschluß nun den beiderseitigen Verwandten kundgethan wird. Er liest einige Gebete und flehet Allahs Segen auf das Paar herab. Der Vater des Bräutigams zahlt jetzt die Hälfte des Kalym, und erst von nun an darf der junge Mann seine Braut besuchen.

Kosack als Dragoner.

Syrdak's Schwiegersohn ritt einen prächtigen Grauschimmel und nahm sich auf demselben ganz stattlich aus in seinem gelben, rothgestreiften seidenen Kalat (Oberrocke); sein Gürtel bestand aus einem grünen Shawl, seine Stiefel mit hohen Absätzen waren von rothem Leder und seine carmoisinrothe Kappe war mit Fuchspelz verbrämt. Dazu kamen Messer, Tabackspfeife und eine Peitsche. Zaum, Sattel und alles Lederwerk war mit silbereingelegten, eisernen Platten verziert und ein Gleiches war der Fall mit der Streitaxt.

Dem Gaste zu Ehren schlachtet man zwei Hämmel; aber beim Mahle darf geräuchertes Pferdefleisch nicht fehlen; Kumyß sowohl wie Branntwein wird in großer Menge getrunken und bald geht es sehr lärmend zu bei solch einem kirgisischen Schmause, der bis zum späten Abend dauert. In der Nacht aber war Alles still; nur die Wächter mit ihren treuen Hunden waren auf den Beinen. Mit Tagesanbruch wurde es im Aul lebendig; die Stiere brüllten, als wollten sie die Herde zusammen rufen; die Hengste wieherten der Sonne entgegen und schlugen hinten aus. Rosse und Kameele zogen gen Südwesten; hinter ihnen ging das Rindvieh; die Schaf- und Ziegenherden breiteten sich meilenweit aus und schlossen den Zug. Jede Abtheilung wurde von einer Anzahl Reiter überwacht und geleitet. Inzwischen hatten die Frauen alle Jurten abgeschlagen und sowohl diese Zelthütten wie alle fahrende Habe auf Kameele, Ochsen und Kühe geladen. Diese Arbeit erforderte kaum drei Stunden Zeit. Das aus Weidenholz gefertigte Gestell der Jurte hängt von den Kameelen herab und reicht auf beiden Seiten so weit hervor, daß es aus der Ferne aussieht, als hätten die Thiere mächtige Flügel; andere tragen die zusammengerollten Filzdecken hochaufgethürmt auf dem Rücken und wanken und schwanken hin und her unter der nicht unbeträchtlichen Last. Da und dort rennt ein wild gewordener Bulle in die Kreuz und Quere; er wirft einige Kessel ab oder auch bucharische Teppiche und ein paar Kisten, mit denen er beladen war. Für die Lederbeutel, in welchen Kumyß (gegohrene Stutenmilch), das Lieblingsgetränk der Kirgisen, enthalten ist, wählt man ruhige, zuverlässige Thiere, denn ein so werthvoller Schatz darf nicht in Gefahr kommen. Kinder befördert man auf solch einer nomadischen Wanderung derart, daß man einer Kuh zwei Säcke auferlegt, so daß einer auf jeder Seite hängt; in jedem sitzt dann ein kleiner Kirgisensprößling. In dem wirren Gedränge sieht man manche Frauen, die mit kostbaren chinesischen Gewändern bekleidet sind; der seidene Stoff ist bald karmoisinroth,

hellroth, gelb oder grün; ältere Frauen tragen Sammetröcke, manche junge Mädchen Mützen von Fuchsfell. Das Kopftuch der Matronen ist von weißer, bunt gestickter Leinwand, welche bis auf die Schultern herabhängt. Alles reitet, und manche Frauen und Mädchen geben dem gewandtesten Reiter nichts nach. Mädchen und Knaben sitzen, je nach ihrem Alter, auf verschiedenen Thieren, die älteren auf Rossen, andere auf jungen Ochsen, manche kleine Jungen sogar auf Kälbern, in Filzstiefeln, welche am Sattel befestigt sind; sie leiten das Kalb an einem durch die Nase gezogenen Riemen.

Solch ein Zug nimmt sich ungemein malerisch aus und hat in keiner andern Region der Erde seines Gleichen.

Nach Verlauf einiger Stunden befand der Reisende mit seinen Begleitern sich an der Mündung des Bergpasses, in welchem schon unzählige Thiere sich langsam nach der Höhe bewegten. Ein Blick von dort auf die Steppe zeigte, daß dieselbe bis an den äußersten Horizont mit Vieh bedeckt war, und alle diese Herden sollten auf die Hochebene im Gebirge getrieben werden. Die lebendige Thierwoge wälzte sich langsam vorwärts, eine Welle drängte die andere.

Die Mündung des Passes, der auf beiden Seiten von grünen, sehr steilen Böschungen eingefaßt war, mochte etwa dreihundert Fuß Breite haben und war ganz und gar angefüllt mit Kameelen, Pferden, Ochsen und berittenen Treibern, welche Ordnung in das Chaos zu bringen suchten. Atkinson schildert ausführlich, welche Anstrengungen es erforderte, in und mit dieser dichtgedrängten, lebendigen Masse vorwärts zu kommen; die Pferde namentlich preßten sich alle so dicht aneinander, daß sie nicht ausschlagen konnten; dafür aber bissen viele um sich und die Reisenden mußten unablässig ihre Peitschen gebrauchen, um sich ihrer zu erwehren. An manchen Stellen war die Scenerie großartig, namentlich an einer Stelle, wo eine Felswand in der Höhe von etwa 900 Fuß weit über die tief eingerissene Schlucht hinüberragte und dieselbe zu nicht geringem Theile gleichsam überdachte. Unten ertönte ein Concert, das man sich nicht wilder denken kann. Die Treiber riefen laut, die Kameele schrien, die Pferde wieherten oder schnoben gewaltig, wenn sie von anderen gebissen wurden, das Rindvieh blökte und das infernalische Getöse fand seinen Wiederhall aus jeder Seitenschlucht.

Kaskaden des Kopal.

Der Reisende war glücklicherweise eine ziemlich steile Anhöhe hinaufgeritten, als eine Phalanx von etwa funfzig oder sechzig Bullen wie rasend durch alles andere Gethier hindurchbrach, Alles vor sich nieder oder zur Seite werfend. Weiterhin mußte man durch einen mit Felsmassen gleichsam übersäeten Wildbach reiten; er war so gefährlich, daß es um den Reiter geschehen war, wenn das Pferd ausglitt. Manche Thiere, welche von einem Felsblock auf den andern springen wollten, traten fehl und waren verloren, denn die reißende Fluth nahm sie mit sich fort. Die Kirgisen ziehen in jedem Jahre durch diesen Engpaß und über dieses Wasser, aber niemals ist es ihnen auch nur entfernt eingefallen, einen einzigen Stein aus dem Wege zu räumen. Was an Thieren zu Grunde geht, wird abgeledert und dann verzehrt; man ist der Mühe des Schlachtens überhoben!

Atkinson gebrauchte volle vier Stunden, um durch die Schlucht zu reiten und dann auf ein weniger durchrissenes Gelände zu kommen. Dort oben war er nun außerhalb des Gedränges und konnte unbehindert,

Ankunft bei einem Zeltlager der Buriäten.

unter Leitung eines kirgisischen Führers, durch mehrere Steilschluchten reiten, oder vielmehr nicht reiten, denn an manchen Stellen mußte abgestiegen werden, und es verging eine gute Stunde, bevor auch diese Schlucht überwunden und endlich die Hochebene erreicht war; hier weideten schon Pferde und Kameele in üppigem Grase, dicht unter der Schneegrenze, in etwa 7000 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel. Jetzt fiel Regen und die Berge waren von Nebelwolken umzogen. Da und dort hatten die Kirgisen schon einzelne Jurten aufgeschlagen, in welchen die Reisenden Unterkommen und Schutz gegen den Regen suchten, welcher längere Zeit anhielt. Sie sahen, wie unzählige Herden vorüberzogen und nach einer Vertiefung in der Hochebene getrieben wurden, wo sie die Nacht über lagern sollten.

Der Reisende wurde in jener Höhe von einem Hagelsturm überrascht, der mit wilder Gewalt von den schneebedeckten Bergen und den Gletschern auf die Hochebene herabbrauste. Seine Führer wollten ihn nach einem Aul geleiten, der etwa eine Stunde weit entfernt an einer geschützten Stelle lag; als aber der Sturm nachließ, senkte sich ein dichter Nebel herab und nun wurde der Ritt gefährlich, weil zur linken Seite die Hochebene steil abfiel und ein Sturz in den Abgrund unbedingt verderblich geworden wäre. So stand Atkinson da, in der kalten Nacht, auf einer Hochsteppe, auf welcher auch nicht ein Strauch wuchs und wo Alles kahl war. Selbst wenn Brennstoff vorhanden gewesen wäre, hätte man kein Feuer unterhalten können, denn nach Verlauf von etwa einer Stunde brach der Sturm wieder los und Regengüsse wechselten mit Hagelschlag ab. Aber man mußte vorwärts, auf jede Gefahr hin. Der Weg führte an einem steilen Abhange hinunter, manchmal durch Schnee, der fußhoch da lag, und nach mancherlei Beschwerden kam man zu einigen Jurten, die am Tage vorher dort aufgeschlagen worden waren. In diesen fanden die Reisenden Schutz gegen das Unwetter, welches immer ärger wurde. So ging die dunkle Nacht leidlich vorüber. Diese Zelte standen in einem engen Thale, an dessen Südseite das Gelände wohl eintausend Fuß ganz jäh abfiel; die ganze Gegend war wild zerklüftet, nach allen Seiten hin war der Boden tief durchrissen.

Einige Zeit nach Sonnenaufgang wurde dort oben das Wetter klar und die Luft völlig rein. Atkinson hatte von seinem Standpunkte aus einen weiten Blick über die ausgedehnte Steppe, welche auch jetzt noch nach allen Richtungen hin mit zahlreichen Herden gleichsam bedeckt war, obschon Tausende und aber Tausende Stück Vieh den Paß hinaufgegangen waren. Das Gebirge im Süden wurde nach und nach wolkenfrei, ein Gipfel nach dem andern trat hervor und die Schneekette des Aktau war nun sichtbar; einzelne Höhen waren noch von einem Nebelschleier umzogen. Jetzt konnte der Reisende sich überzeugen, auf welchem gefährlichen Wege er im Dunkel des vorigen Abends gewandelt war; derselbe führte hart am Abgrunde eines steilen Abfalles hin. Von einem andern Standpunkte hatte er einen Blick auf die westlichen Gebirgshöhen und auf das prächtige Thal, welches sich zwischen dem Karatau und dem Alatau hinzieht; auch in diesem wimmelte es von Herden, welche sich, von dem hohen Standpunkte aus gesehen, wie Fliegenschwärme ausnahmen. Er konnte deutlich den Lauf einiger Flüsse verfolgen, welche sich zuletzt im Sande verloren oder große Moräste bilden. Ganz hinten am Horizont erglänzte der Balchaschsee hell wie ein Spiegel.

Es wurde schon gesagt, daß auf den Zügen der Kirgisen aus der Steppe nach den Weideplätzen im Hochgebirge viel Vieh verloren geht. Als der Reisende seinen Weg fortsetzte, überzeugte er sich, daß Kameele und Pferde in Menge da und dort in einen Abgrund gestürzt waren; jene, bis zu welchen die Kirgisen gelangen konnten, wurden zerlegt, und man trug ihr Fleisch nach den Auls; an manchen Punkten lag verunglücktes Vieh in großer Menge, und auch eine Anzahl von Menschen war ums Leben gekommen. In diesem Hochlande, 7000 Fuß über dem Meere, ist, wie schon gesagt, in den Sommermonaten reichlich Futter vorhanden; diese Stellen im Aktu liegen schon auf der chinesischen Seite der Dsungarei.

Die Scenerie in diesen innerasiatischen Alpengebirgen ist, wie schon bemerkt, großartig und gewaltig. Während der untere Lauf der Flüsse sich im Sande und im Moraste der Ebene oder in einem der vielen größeren Steppenseen verliert, bricht der obere Lauf sich durch wild zerrissenes Gebirge seine Bahn und bildet oft eine Reihenfolge von stürmischen Kaskaden. Wir geben, nach Atkinson (Oriental and Western Sibiria, London 1858, S. 575), die Ansicht einer Schlucht, durch welche der Kopal sich Bahn bricht und ein gewaltiges Getöse verursacht. Die Gestaltung der Felsmassen, die eine glänzende Färbung haben, ist ganz eigenthümlich wild. Der Reisende versuchte bis an das Ende der Katarakte zu gelangen, der Boden war jedoch überall dermaßen schlüpfrig, daß er sein Vorhaben nicht ausführen konnte. In der Nähe war eine Arasan oder warme Quelle, welche in einer von gelbem und purpurfarbigem Marmor gebildeten Schlucht emporsprang; sie hat sowohl im Winter wie im Sommer eine Temperatur von 29° R. und wird häufig von Chinesen, Kirgisen, Tataren und kalmückischen Buriäten besucht und gilt für eine „geheiligte Stätte", weil sie gegen Hautkrankheiten wirksam ist.

Auf manchen seiner Streifzüge war Atkinson von Kosacken und auch von kalmückischen Buriäten begleitet, die sich als kundige Führer im Steppenlande erwiesen und eine große Ausdauer bethätigten. Auch sie sind Nomaden, aber von entschieden mongolischem Gepräge, wohnen in Jurten, bekennen sich zum Lamaismus, essen vorzugsweise gern Pferdefleisch, halten wenig Rindvieh, dagegen desto mehr Rosse, Schafe und Kameele. Unsere Abbildung zeigt, wie ein Trupp Buriäten, die von einem Wanderzuge zu ihrem Jurtendorfe heimkehren, dasselbe freudig begrüßt. Sie sind vortreffliche Reiter, tragen über den eng anliegenden Jacken einen Mantel mit weiten Aermeln, auf dem bis auf einen Haarbüschel am Scheitel kahl geschorenen Kopfe eine gelbe Mütze mit einer Quaste, und führen als Waffen lieber Lanze und Bogen, als ein Feuergewehr. Die Steppe bietet ihnen weiten Raum dar; sie ziehen im südlichen Sibirien umher, der mongolischen Grenze entlang, am obern Laufe des Jenissei, an der Angara, der Lena und auch an den südlichen Ufern des Backalsee, als Unterthanen Rußlands, welchem sie sich schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts unterwarfen.

Auf der Insel Rügen.

Von **Theodor Zorn.**

Ein Besuch auf diesem schönen Eilande ist allemal erfrischend und lohnend, und wer einmal dort gewesen ist, sehnt sich wieder nach den schattigen Hainen und an die von hochwogender See umbrandeten Küsten.

Ich habe den Lesern des „Globus" (Band XVIII, S. 86 ff.) einige Mittheilungen über die wackeren Bewohner von Mönchgut gegeben und insbesondere geschildert, was sich an „Aberglauben" aus alten Zeiten bis auf diesen Tag herab bei ihnen erhalten hat. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, auch anderer Eigenthümlichkeiten zu erwähnen.

Ich trat diesmal meine Wanderung von Middelhagen aus an, zum Nordstrande, durch die saftgrünen Wiesen, die üppigen Weizen- und Roggenfelder der Domäne Philippshagen. Der Blick schweift über die theils bewaldeten, theils mit Getreide bestandenen Höhen des Nordperds, und aus der Ferne her vernehme ich das Brausen des Meeres. So gelange ich in das hochgelegene Dorf Göhren, das nur aus einer einzigen von Nord nach Süd ziehenden Straße besteht.

Man weiß, daß Rangunterschiede und gesellschaftliche Abstufungen nirgend strenger beobachtet werden, als in kleinen Gemeinwesen, und diese Standessonderung ist in Göhren selbst auch räumlich vollzogen. Während die nördliche Hälfte des Ortes, von der Dorfaristokratie bewohnt und Bauernseite genannt, gleichsam das Westend großer Städte vertritt, stellt der südliche Theil die Büdnerseite, das Ostende dar; in ihr wohnen die Büdner, Häusler und Taglöhner.

Nach einigen freundlichen Begrüßungen und Händedrucken, welche ich ausgetauscht mit zwei bis drei Koos, eben so viel Loocks und etlichen Wittmis (fast jeder fünfte Mann auf dem Mönchgut führt nämlich einen dieser Namen), steige ich durch den tiefen, mit hohen Eschen und mächtigen Buchen beschatteten Hohlweg, am Dorfquellbrunnen vorüber, hinab zum Strande.

Der Nordost hat wacker gearbeitet. In mächtigen Wellen treibt die See direct zu Lande. So weit nur das Auge die mächtige Wasserfläche zu überschauen vermag, die allein zur Linken durch die hohen, waldbestandenen Felsenufer Jasmunds, „des blauen Länneken's" begrenzt wird, ist sie mit Schaumkronen bedeckt. Wie zorniges Aufblitzen eines finsterdrohenden Auges nehmen sich diese beweglichen, leuchtenden Schaumwellen auf dem tief-, fast schwarzblauen Wasserspiegel aus. Die Brandung zu unseren Füßen ist beinahe eine einzige, große Schaummasse. In dem weißen, reinen Sande, welcher den Meeresgrund an diesem Strande ausmacht, hat das Meer die Gestalt der Welle nachgebildet. Parallel der Küste liegen drei bis vier solcher Bodenwellen dem Strande vorgelagert und bilden eben so viele Tiefen und Untiefen. Gelangt nun die Wasserwoge in solche Thalsenkung des Meeresgrundes, so fluthet sie in mächtiger Breite ungehemmt und majestätisch daher. Bald aber hemmt ihren Fuß die ansteigende Sandbank. Die Woge bäumt und überstürzt sich. In Schaum zerschlagen, kracht sie nieder. Mit wiedergesammelten Wassern durchzieht sie die nächste Thalsenkung, um an der folgenden Bodenanschwellung aufs Neue zu zerschellen. Dem Donner vergleichbar ist das krachende Zusammenstürzen der Welle an ihrem letzten Hemmniß, dem aufsteigenden Strande. Zornig sendet sie schließlich eine Spülwelle von 10 bis 15 Fuß den Strand hinauf, welche die Füße des achtlosen, in Betrachtung versunkenen Beschauers netzt. Am stärksten wüthet die Brandung zwischen den riesigen Steinen, welche, nach und nach vom schroffen Göhrener Vorgebirge abgestürzt, weit in die See hineinlagern.

Auch der Bußkam (bogîs camien, d. h. Götterstein), nach Anschauung der ehemals Rügen und Mönchgut bewohnenden Slaven Sitz des Meeresgottes, einer Art wendischen Neptuns, wird heute überfluthet, wenngleich er bei ruhigerer See über 4 Fuß aus dem Wasser hervorragt, das am Standorte des Steines gegen 18 Fuß tief ist.

Beim Anblick der mächtig erregten See, die in rastlos erneuertem Ansturme ihre Wogenkämpfer gegen das Land schickt, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, sie werde die Grundfesten der Insel unterwühlen und dies Hinderniß ihrer Bahn hinwegreißen.

Wird auch das Mönchgut wie ganz Rügen seinem einstigen Schicksal, vom Meere in eine Anzahl kleinerer Inseln zerstückelt zu werden nicht entgehen, so ist es zur Zeit doch nicht die Außensee, welche diese Gefahr merklich näher führt. Die Binnensee vielmehr, für Mönchgut speciell der Greifswalder und Rügener Bodden, sind es, welche hinterrücks das Eiland anfallen und dies Schicksal sichtlich beschleunigen. In den waldbewachsenen, hohen Uferbergen, welche amphitheatralisch die weitbauchigen Buchten der Ostküste Rügens umsäumen, hat das Land, in den davorgelagerten Dünenbergen aber die Außensee selbst, allzu schneller Zerstörung Schranken gesetzt. Die flachen westlichen Theile der Insel dagegen entbehren dieser natürlichen Schutzdämme gegen die zerstörenden Eingriffe des Binnenwassers.

Halbwegs zwischen Babe und Middelhagen, da wo die großentheils aus Laubwaldung bestehende Göhrener Forst mit der ansehnlichen Nadelwaldschonung der Baber Haide zusammenstößt, lenkt der Waldweg wieder in die Hauptlandstraße des Mönchguts ein. Bevor die letzte ebene Wegstrecke nach Middelhagen erreicht wird, steigt die Straße den „dummen Stieg" hinan.

Rechts vom Eingange dieses tiefen Hohlweges, den eine Spalte der das Middelhagener Plateau im Norden begrenzenden Berge bildet, steht eine riesige Buche mit schönem, regelmäßigem Blätterdach.

Noch rechtzeitig traf ich im Dorfe Göhren wieder ein, um die Kirchgänger aus den zum Kirchspiel Middelhagen gehörigen Dörfern Babe, Göhren, Lobbe, Reddevitz und Mariendorf allmälig herankommen zu sehen. Kein schönerer Platz zur Beobachtung des eigenthümlichen Völkchens in seinem Sonntagsstaate, als die Bank vor dem Gasthause, das mit anderen öffentlichen Gebäuden, wie Kirchlein, Schule, Back- und Spritzenhaus, den Dorfplatz umgiebt. Alle vier nach Middelhagen führenden Straßen münden hier ein.

Nur durch wichtigste Abhaltung läßt sich der fromme, strengkirchliche Mönchguter am Kirchgang behindern. Ueberdies weiß der würdige Seelenhirt von Middelhagen, durch eindringliche Predigt, Kinderlehre, Lesestunde und sonstige Seelsorge seine kleine Herde von etwa 1000 Seelen — das zweite Pfarrdorf Groß-Zicker zählt nur 700 Zugehörige —

gar trefflich zusammen zu halten. Das kleine Kirchlein ist daher fast alle Sonntage dicht gefüllt.

In Gruppen vertheilt und in eifriger Unterhaltung stehen die Männer auf dem Dorfplatz umher. Die großen, breitschulterigen, markigen Gestalten, die scharf ausgeprägten, wettergebräunten Gesichtszüge, welche von harten Mühen zur See und auf dem Lande erzählen, das blaue Auge und das blonde Haar, wie so manche Eigenthümlichkeit in Wohnung, Lebensweise, Sitte und Gebrauch, welche die Mönchguter mit den Einwohnern Westphalens und Holsteins gemeinsam haben, sind eben so viel Widerlegungen der Ansicht, die Mönchguter seien der letzte Rest des von den Germanen zurückgedrängten Wendenthums auf Rügen. Sie bestätigen vielmehr ihre niedersächsisch-westphälische Abkunft. Der Eindruck des Mannhaften und Ernsten in der Erscheinung der Männer wird noch verstärkt durch den dunkeln Grundton ihrer Bekleidung.

Die kurze, leinene, sehr weite Schifferhose, unter der noch zwei andere enganliegende Beinkleider getragen werden, ist für den Zweck des Kirchganges von schwarzer Farbe.

Für den Tanz am Abend werden die schwarzen „Büchsen" (Hosen) mit eben so weiten weißleinenen vertauscht, während für die Arbeit auf Feld und See grobe, grauleinene Beinkleider bestimmt sind.

Die mit schwarzwollenen Strümpfen bekleideten Füße stecken in derben, flachen, mit Lederriemen geschnürten Schuhen. Eine rothstreifige Weste mit zwei Reihen messingener Knöpfe, darüber eine kurze, schwarzwollene Jacke von selbstgewebtem Zeuge, mit aufstehendem Kragen, bedeckt den Oberkörper. Bei feierlichen Gelegenheiten, wie Abendmahl und Hochzeit, wird über die Jacke auch noch ein langer Rock gezogen.

Bis zu den neun über einander getragenen Jacken des westphälischen Hofschulzen, den uns Immermann so anschaulich schildert, haben es die Mönchguter jedoch noch nicht gebracht, oder die Sitte ist ihnen schon verloren gegangen.

Das Eigenthümlichste im Anzuge mönchgutischer Weiber ist die Mütze (Hulle).

Twee Achl Rasch un een Pund Wulle
Gifft eene gaude Paddenhulle (Pathenmütze).

Aus diesem mönchgutischen Verslein schon ersieht man, daß eine mönchgutische Weibermütze ein Ding von Gewicht und Größe sein müsse.

Kegelförmig, wohl 10 Zoll hoch, dick mit Wolle gefüttert, schwarz überzogen und am untern Rande mit breitem, schwarzseidenem Bande umsäumt, der hinten in drei schleifenartig gelegten Enden über den Nacken herabfällt, kommt solche Mütze in der Regel auf zwei bis drittehalb Thaler zu stehen. Darunter wird eine weiße Unterhaube getragen, von der jedoch nur der meist mit zierlichen Kanten besetzte untere Rand zu sehen ist. Bei Ausgängen wird über die Hulle noch ein großer Strohhut von althergebrachter Form gestülpt. Das Haar, welches die Mönchguterin in einem einzigen Zopf nach oben kämmt und in einem Knauf auf dem Scheitel befestigt, ist bei dieser Kopfbedeckung nicht sichtbar, ausgenommen ein kleines, zierlich gekräuseltes Löckchen mitten auf der Stirn, das den wenig galanten Namen „Bullenbrett" führt.

Noch ist zu erwähnen, daß die Mütze der Frauen sich von der der Mädchen durch ein breites, schwarzseidenes Band unterscheidet, welches von vorn nach hinten quer über die Mützenspitze fortgeht und das Frauenband heißt.

Im Mönchgut herrscht kein entwickeltes Wirthshausleben. Mit Ausnahme der nur in längeren Zwischenräumen vom Landrath gestatteten Tanzvergnügen wird die Gaststube von eigentlichen Mönchgutern wenig besucht.

„He süpt woll! He is woll een Süper?!" sagten noch vor einem Jahrzehnt die Mönchguter von dem, welcher gelegentlich seinen Pegel (etwa Achtelmaß) im Wirthshause trank. Die meisten der Eintretenden führt ein Kaufgeschäft in den bei der Gaststube gelegenen Kramladen, der wie alle Kramläden auf Dörfern ein Waarenlager aller nur möglichen und heterogensten Dinge vorstellt.

Politischer Sinn, selbst nur einiges politische Verständniß, ist auf dem Mönchgut wenig vorhanden. Die ereignißvollen Jahre 1864 und 1866, welche in den entlegensten Landestheilen die Gemüther aufs Lebhafteste erregten, und überall ein erhöhteres Interesse an den allgemeinen Geschicken des Vaterlandes wachriefen, sind natürlich auch auf der Halbinsel nicht spurlos vorübergegangen; stand doch das Mönchgut, besonders im dänischen Kriege, als einer der äußersten Vorposten des Landes dem Kampfe sehr nahe. Aber die hochgehenden Wellen patriotischer Erregung hatten sich wieder geebnet. Nur der Hirt des breitstirnigen Hornviehs auf dem Domänenhofe macht eine Ausnahme von der allgemeinen politischen Enthaltsamkeit. Dieser „gebildete Kuhhirt" hält für sein Theil allein vier periodische Blätter.

Gleich rühmlich sind noch vier Reddevitzer Bauern zu erwähnen, welche seit Jahren die „Stralsunder Zeitung" gemeinschaftlich halten. Aber auch dieser Viermännerbund ist jetzt zerfallen, das Schicksal der Stralsunderin auf dem Mönchgut höchst zweifelhaft geworden, und zwar, wie die Betheiligten erzählen, durch eigene Schuld des fraglichen Blattes. Wich doch der von ihr verzeichnete Roggenpreis, zum Schaden der zu Markte nach Greifswald ziehenden Reddevitzer, um zehn Groschen vom wirklich erzielten Preise ab.

* * *

Ich unternahm einen Ausflug nach dem Beckenberge, welcher den höchsten Punkt der Groß-Zickerschen Berge bildet. Wir begaben uns nach Kleinhagen, um ein Boot zur Ueberfahrt über die Hagensche Wiek zu erlangen, und traten in das Haus eines mir bekannten Fischers. Derselbe bewohnt noch eins der wenigen Häuser auf der Halbinsel, welche den echten Baustil altmönchgutischer Häuser bewahrt haben. Merkwürdigerweise sind es gerade nicht die Wohnungen, die doch für Jahrhunderte gebaut werden, welche dem Neuen am längsten widerstanden. Etwa nur 7 bis 8 Häuser, in den einzelnen Dörfern vertheilt, geben noch eine Anschauung, wie vor Alters alle Mönchguter wohnten. Das Gebäude steht mit seiner Giebelseite, die auch den Eingang des Hauses enthält, zur Straße gekehrt. Das tief herabgehende Strohdach ohne Schornstein ist an der hintern Giebelwand kaum mannshoch vom Erdboden entfernt. Je zwei in Holz geschnitzte Pferdeköpfe zieren die beiden Giebelspitzen. Einer durch wagerechte Theilung gehälfteten Vorderthür steht eine eben solche an der hintern Giebelwand gegenüber.

Bei der höchst mangelhaften Schließfähigkeit besagter Thüren streicht beständig ein überaus erfrischender Luftstrom durch die ganze Länge des Hauses und rief bei uns Städtern die Ahnung schrecklicher Rheumatismen wach, wovon jedoch die Insassen des Hauses auf unsere spätere Erkundigung nichts wissen wollten.

Auf die untere Hälfte der Thür sich lehnend, die obere war zurückgeschlagen, schmauchte der Eigenthümer des Hauses in sonntäglicher Ruhe sein Pfeifchen.

Ohne Erstaunen und lächelnd sah er uns, deren Anliegen er zu errathen schien, herankommen. Die ehemalige, übergroße Scheu dieser Halbinsulaner bei dem Anblick eines Fremden oder eines Kollen, d. h. eines Bewohners des übrigen Rügens, hat sich bedeutend verloren.

Noch vor einem Menschenalter, so erzählte mir ein Göhrener Fischer, wäre jeder Mönchguter von Thür und Fenster zurückgetreten, sobald der unliebsame Anblick eines „Kollen“ sein Auge traf.

Nicht geringe Mühe jedoch haben noch immer die von Zeit zu Zeit im Mönchgut verweilenden Maler, bevor sie die guten Leutchen zum Sitzen bewegen können.

Wir unterschieden bei unserm Eintritte in dem rauch-erfüllten Raume nur einige gackernde Hühner und eine kleine, auf dem Estrich herumkrabbelnde Mönchguterin mit grellen, blauen Augen, denen der Rauch ersichtlich nichts hatte anhaben können. Noch nicht zwei Jahre alt, schmückte ihr Köpfchen doch schon die nationale Hulle, welche jedoch nicht mit schwarzem Zeuge, sondern mit einem bunten, blaßrothen Stoff überzogen war. Zur linken Seite der Diele liegen in einer Reihe neben einander die kleinen Stuben und Kammern, deren immer wenigstens eine den unvermeidlichen Webstuhl enthält. Bestehen doch alle Theile der mönchgutischen Kleidung, so männlicher wie weiblicher, aus selbstgefertigten Stoffen, welche die Mönchguter auch selbst zu nähen pflegen, weshalb Schneider in nur spärlicher Anzahl auf der Halbinsel sich vorfinden. Schuster sind zahlreicher vertreten. Da Schuhwerk einen Theil des Lohnes für Knechte und Mägde ausmacht, so ist der Verbrauch an diesem Artikel in einer großen Haushaltung nicht gering. Im Spätherbst oder im Winter wird der Schuster ins Haus genommen und fertigt aus dem im Ganzen gekauften Leder die nöthige Fußbekleidung der Hausbewohner aufs ganze Jahr.

Den Stuben gegenüber, auf der andern Seite der Diele, befinden sich die Ställe für Kühe, Schafe und Schweine, mitten zwischen den Ställen liegt die dunkle Küche mit Räuchervorrichtung, doch ohne Schornstein. Der Raum unter dem Dache dient als Korn- und Futterboden.

In kurzer Zeit setzte uns unser freundliche Wirth über die Hagensche Wiek, welche die langgestreckte Reddevitz und das Hagener Land von der Halbinsel Groß-Zicker trennt. Beiläufig bemerke ich hier, daß das mehrfache Vorkommen des Wortes Hagen ein weiterer Beweis der westphälischen Herkunft der Mönchguter ist.

In noch kürzerer Zeit war vom Landungsorte Gager aus die Höhe des Bakenberges erreicht. Vor unseren Augen lag das wunderlich zerrissene Ländchen, dem das Meer, als zerstörendes Princip, diese Gestalt gegeben hat, welche Wasser und Land im auffallendsten Wechsel zur Erscheinung bringt. Während der Blick nach Ost und Nordost allein dem blauen Spiegel der Ostsee begegnet, unterbrechen nach Südost und Süd nur die Inseln Oie und Ruden die gewaltige Wasserfläche. Hinter Ruden säumt die Küste von Usedom den Horizont. Den Anblick größerer Landmassen bietet die Aussicht nur nach Nord und Nordwest, wo das Mönchgut mit dem übrigen Rügen zusammenhängt. In nördlicher Richtung zeigen sich die Göhrener Berge mit dem Hagenschen Lande, der compacteste Theil des Mönchguts, und die waldreiche Granitz, aus welcher das fürstlich Putbussche Jagdschloß, von der Sonne beschienen, hervorleuchtet. Die weißschimmernden Häuser im Westen, an den dunkeln, tannenbestandenen Berg gelehnt, sind der hochgelegene Ring des Städtchens Putbus.

Das Schloß in der Granitz wie das Städtchen Putbus sind übrigens die beiden Punkte, welche sich von allen Aussichtspunkten des Mönchgutes den Blicken darstellen, mag man auf dem Göhrener, Thiessower oder Reddevitzer Höwt, auf dem Schafberge bei Kleinhagen, oder auf dem Kiekemwer am schlimmen Weg stehen. Das Anziehendste der Betrachtung von diesem Standorte aus bleibt jedoch immer die durch den gefräßigen Zahn des Meeres bewirkte Zerrissenheit und seltsame Gestaltung des Landes. Die zahlreichen, bergigen Halbinseln, geschieden durch tiefe Einschnitte der See, welche der Mönchguter Inwieke nennt, hängen wiederum durch flache, theils sandige, theils wiesen- und kornfeldbedeckte Landstrecken und Landengen zusammen, welche häufigen Ueberschwemmungen des Meeres ausgesetzt sind.

Der Haken, eine sandige, an einzelnen Stellen kaum wegbreite Landverbindung, zwischen Thiessow und Klein-Zicker besonders, steht mehrmals im Jahre, im Frühjahr und Herbst, unter Wasser. Selbst im Sommer, wenn nach anhaltendem West der Wind plötzlich nach Nordost umspringt, sind Ueberfluthungen des Hakens und anderer flachgelegener Theile des Mönchguts nichts Ungewöhnliches. Ueberreste großer Ueberschwemmungen zeigen sich noch in den Seen von Lobbe und Sellin, welche beide salziges Wasser enthalten.

In einigen Jahrhunderten, das ist hier auch dem blödesten Auge klar, wird die See die flachen Verbindungen der einzelnen Halbinseln hinweggerissen haben, und das Mönchgut wird alsdann nur noch eine Anzahl kleiner Berginseln darstellen. Nicht unbewußt den Bewohnern geht das Ländchen diesem einstigen Schicksal entgegen. Eine mönchgutische Sage erzählt: In grauer Vorzeit bedurften die Mönchguter keines Bootes, um nach Pommerns Küste zu gelangen. Thiessow, Ruden, die Oie und Usedom waren noch eins. Nur Thiessow und Ruden trennte die See. Doch war die Wasserstraße so schmal, daß ein hineingeworfener Pferdeschädel genügte, sie trocken zu überschreiten. Die Frevel der damaligen Bewohner jedoch zogen Gottes Strafgericht auf sie herab, und eine gewaltige Sturmfluth (die historisch festgestellte von 1309) riß die sündhaften Landstriche mit ihren Bewohnern hinweg. Seitdem fluthet nun Meer, wo einst Wohnungen der Menschen standen.

Die gleiche Sage wird vom Eingange der Having-Wiek berichtet.

„Aller Sage Grund ist nur Mythus, wie er von Volk zu Volk in unendlicher Abstufung wurzelt. Ohne mythische Unterlage läßt sich die Sage nicht fassen, so wenig, wie ohne geschehene Dinge die Geschichte.“ Dieser Ausspruch J. Grimm's dient mir als weitere Bestätigung der germanischen Abkunft unseres in Rede stehenden Völkchens.

Außer in jenen beiden Sagen, und in der Verzierung der Giebelspitzen altmönchgutischer Häuser mit dem uralten Wahrzeichen des Sachsenstammes, spielt der Pferdekopf auch noch anderweit eine Rolle in den Vorstellungen der Mönchguter: die hohen, steil zum Meere abfallenden Ausläufer der Bergrücken von Thiessow und Göhren werden „Perde“, jenes das kleine, letzteres das große Perd genannt. Worauf deutet das häufige Vorkommen des Pferdes in den Vorstellungen des Mönchguters wohl anders, als auf die vorchristliche Verehrung des Wodan, dem bei allen nordischen und germanischen Völkern das Pferd geheiligt und als wichtigstes Attribut beigegeben war. Waren die durch Faremar den Ersten, Fürsten der Ranen, nach Rügen gezogenen niedersächsischen Ansiedler auch Christen, so waren doch nicht schon alle heidnischen Erinnerungen bei ihnen ausgerottet; leben ja viele derselben noch heute, wenn auch den Eignern unbewußt, fast überall im Landvolke fort, und sind allein im Stande, so manchen abergläubischen Gebrauch zu erklären.

Um nur Einschlägliches hier anzuführen, erinnere ich an den Gebrauch in mehreren Gegenden Deutschlands, besonders im Niedersächsischen, bei der Ernte einige Büschel Getreide für Sleipnir, Wodan's Schimmel, stehen zu lassen. Auch die Sprache, dieser wichtige Factor zur Bestimmung der Abstammung, liefert keinen Anhalt für die slavische Abkunft der Mönchguter. Außer Orts- und weni-

gen Eigennamen enthält das Plattdeutsch der Möncheguter wendische Ausdrücke in sehr geringer Anzahl.

Ihr Vorhandensein erklärt sich leicht durch das Nebeneinanderleben beider Volksstämme, bis zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts*) der unabwendbare Schritt germanischer Civilisirung wendische Bevölkerung und wendische Sprache auf Rügen vollständig vernichtet hatte, so daß jetzt nur noch der stumme Mund der Gräber in den über ganz Rügen zahlreich zerstreuten, sogenannten Hünengräbern und Wendenkirchhöfen vom untergegangenen Slavenstamme Zeugniß giebt.

*) Die letzte Wendin auf Rügen, eine Frau Gülzin, starb 1404.

Hat es in Brasilien eine Eiszeit gegeben?

r. d. Die Thayer-Expedition der Nordamerikaner nach Brasilien unter der Leitung von Professor Agassiz veröffentlicht immer neue werthvolle Berichte. Auch der geologische Theil, bearbeitet von Hartt, liegt nun vor*). Ueber die Gestaltung Brasiliens in physikalischer und geologischer Beziehung erhalten wir hier die eingehendsten Mittheilungen. Zunächst tritt uns, als der wichtigste geologische Zug des ganzen tropischen Südamerika im Osten der Anden, die gewaltige Ausdehnung des Gneißes entgegen, der die ganze Basis und einen großen Theil der Oberfläche des Landes zu bilden scheint, und sich von den Katarakten des Orinoco bis Paraguay und bis an die Südgrenze Brasiliens erstreckt. Alle die großen Gebirgszüge von Brasilien und Guyana, eben so die weite Ebene zwischen den Wasserscheiden des Orinoco und Amazonas, bestehen aus dieser Felsart, die von Laurentianischem Alter zu sein scheint. Ihre charakteristischen Formen sind große, domartige Massen und kegelförmige Piks oder Pfeiler, mit mehr oder minder glatten und abgerundeten Umrissen. Die großen, halbkugelförmigen Kuppeln sind Zeuge einer Zersetzung, die hier stattgefunden hat, von einer Abschälung concentrischer Lagen von Gestein. Noch auffallender als die Kuppeln erscheinen die senkrechten Felssäulen, welche in Zwischenräumen Hunderte von Fuß hoch in den Wäldern sich erheben oder, wie bei Pedra lisa in der Provinz Rio de Janeiro, gar über 3000 Fuß hoch sind. Aehnliche steile Felspiks zeigen die Inseln Fernando Noronha und St. Helena, doch hier wurden sie durch Ausbrüche feldspathischer Lava gebildet, in Brasilien dagegen durch Entblößung oder Decomposition der ganzen umliegenden Masse, und nur jene gigantischen Reste von bizarrer Form blieben übrig.

In Südbrasilien sind einzelne Lager der silurischen und Kohlenformation nachgewiesen worden; indessen sie sind nicht von großer Ausdehnung. Die Kreideformation dagegen, aus gehobenen und gebrochenen Sandsteinschichten bestehend, ist weiter verbreitet. Andere Sandsteinlager, die einen großen Theil des Landes bedecken und Ketten von flachgipfeligen Bergen bis zu 3000 Fuß Höhe bilden, sogenannte Taboleiros, zeigen eine ganz horizontale Schichtung. Sie lagern unconform mit den eben erwähnten Kreideschichten und gehören wahrscheinlich der Tertiärformation an, obgleich Versteinerungen, nach denen ihr geologisches Alter hätte bestimmt werden können, noch nicht in ihnen aufgefunden wurden.

In geologischer Beziehung am interessantesten ist aber jedenfalls das ungemein weit verbreitete Lager von Lehm oder Thon, welches zwischen wenigen und hundert Fuß Mächtigkeit schwankt, Hügel und Thal wie mit einem Mantel bedeckt, und selbst auf den steilen Abhängen und Gipfeln einiger hohen Gebirge nachgewiesen wurde. Man hat es in Minas Geraes und San Paulo gefunden; Agassiz hat es in den nördlichen Provinzen bis zum Amazonenstromthale verfolgt. Gleichmäßig bedeckt es den Gneiß wie die Tertiärformation. Dieser Lehm ist von rother Farbe und ganz entschieden aus dem Material der anstoßenden oder unterlagernden Felsarten gebildet. Doch ist er wohl durchgequirlt und zu einer gleichartigen Masse umgebildet. Nicht die leiseste Spur von Schichtung ist in diesem Lehme zu erkennen, obgleich er sehr oft auf einem dünnen Lager von Quarzgeröll ruht. Er enthält zerstreute, eckige und abgerundete Quarzblöcke und Gneißstücke, und die Oberfläche, auf welcher er aufsitzt, ist stets mehr oder weniger glatt und abgerundet. Hartt bezeichnet dieses Lehmlager stets als „Drift" und läßt es, gleich Agassiz, in der Eiszeit entstanden sein.

Eiszeit und Brasilien, diese Begriffe erscheinen so heterogener Natur, daß deren Verbindung mit einander unwillkürlich Staunen erregen mußte. Es ist schon Manches für und wider in dieser Sache geschrieben worden, und jüngst hat auch der bekannte englische Naturforscher A. R. Wallace, der ja selbst den Amazonenstrom sehr genau kennt, sein Urtheil in dieser Frage abgegeben und dieses verdient sicher gehört zu werden.

Man hat Agassiz vorgeworfen, so beginnt Wallace, er sei „gletschertoll"; doch wenn wir seine Theorien von den durch ihn beigebrachten Thatsachen sondern und letzteren die von Hartt in seinem geologischen Werke über Brasilien mitgetheilten Facta anschließen, so ergiebt sich überraschend, aber unzweifelhaft, daß die Theorie von einer Eiszeit in Brasilien durch eine Menge Thatsachen gestützt wird, die kein Mann der Wissenschaft übersehen darf, wenngleich sie gegen seine einmal vorgefaßte Meinung verstoßen. Namentlich ist auf Hartt's Auseinandersetzungen großes Gewicht zu legen, da er nicht so enthusiastisch für die Eiszeit einsteht, wie Agassiz. Hartt zeigt, daß in einigen Fällen der zersetzte Gneiß nicht vom „Drift" unterschieden werden kann; aber er weist nach, daß bei ersterm die Materialien in ihrer ursprünglichen Lagerstätte verbleiben, namentlich die Quarzadern, während bei letzterm alle Bestandtheile innig durch einander gemischt sind. Wo beide, der zersetzte Gneiß und der Drift, zusammen vorkommen, ist es unmöglich, sie mit einander zu verwechseln, wozu namentlich die Quarzadern als unterscheidendes Merkmal beitragen.

Sehr bezeichnend für das Vorhandensein einer Eiszeit in Brasilien sind nach Hartt folgende Thatsachen. Sowohl

*) Thayer Expedition Scientific Results of a Journey in Brazil by Louis Agassiz and his travelling Companions. Geology and Physical Geography of Brazil. By Ch. Fred. Hartt, Professor of Geology in Cornell University. With Illustrations and Maps. (London, Trübner and Comp.).

in den Orgelbergen als in Bahia giebt es Thäler ohne Ausgang, und in Alagoas findet man viele tiefe Seen in Felsbecken. In der Provinz Bahia dehnen sich nackte, felsige Hochebenen aus, die dicht mit Steinblöcken übersäet sind, unter denen einige erratischen Charakter zeigen, und die genau den driftbedeckten Ebenen Nordamerikas gleichen. Auf ganz ähnlichen Hochebenen, die fern von jedem andern Hochlande liegen, fand ein anderes Mitglied der Thayer-Expedition, J. A. Allen, zahlreiche tiefe und glatte Höhlungen (pol-holes) im soliden Gneiß ausgearbeitet. Sie sind von verschiedener Größe, die größten von elliptischer Form, etwa 18 Fuß lang, 10 Fuß breit und 27 Fuß tief. Aehnliche Höhlungen werden von Gletscherwasserfällen gebildet; in Neubraunschweig und Neuschottland sind sie häufig. Schutt- und Geröllhaufen, genau den Gletschermoränen gleichend, sind in Nord- wie in Südbrasilien gefunden worden. Hartt weist sie im Thale von Tijuca bei Rio de Janeiro nach und Agassiz hat eine noch vollständigere Moräne in Ceara, nur 4½ Grad südlich vom Aequator, gefunden. Nachdem er sie genau beschrieben, schließt er Folgendes: „Ich darf behaupten, daß im ganzen Haslithale keine Anhäufung von Moränenmaterial besteht, welche charakteristischer wäre, als die hier von mir aufgefundene; selbst nicht über dem Kirchel; auch in den Thälern des Mount Desert im Staate Maine, wo die Gletscherphänomene so deutlich sind, finden sich keine so bezeichnenden Ueberreste; eben so wenig in den Thälern des Loch Fine, Loch Awe und Loch Long in Schottland, wo man die Spuren alter Gletscher so genau unterscheiden kann."

Man darf nun dem Manne, der zuerst die Eisperiode in Großbritannien nachwies, der in der Schweiz geboren wurde und in einem so hervorragenden ehemaligen Eisdistricte, wie dem Norden der Vereinigten Staaten, lebt, nicht absprechen, daß er ein competenter Beurtheiler im vorliegenden Falle sei. Wenn die ganze Reihe von Erscheinungen, die hier erwähnt wurden, ohne die Beihülfe von Eis hervorgebracht wurde, dann müssen wir auch alles Vertrauen in die bisher in der Geologie geltende Methode verlieren, nämlich die, von gleichen Wirkungen auf gleiche Ursachen zu schließen. Der einzige Einwurf von Gewicht, welcher bisher gegen ein ehemaliges Vorkommen der Eiszeit in Brasilien erhoben wurde, ist die Abwesenheit der durch die Gletscher an den Felsen hervorgebrachten Polituren, Risse und Streifungen; selbst im südlichen Brasilien, wo unbezweifelt Gletscherwirkungen vorhanden waren, sind diese Polituren nicht nachgewiesen worden. Aber hier liegt nur ein negatives Argument vor, welches die positiven Beweise nicht zu entkräftigen vermag. Auch haben wir, sagt Wallace, keinen Anhaltepunkt für das Alter der brasilischen oder südlichen Eiszeit; sie kann weit früher dagewesen sein, als ihre Schwester auf der nördlichen Halbkugel, und der größere Zeitraum, der seit ihrem Dasein verstrich, verbunden mit dem mächtig zersetzend wirkenden Agens der tropischen Regen, mag die meisten der in Rede stehenden Polituren und Abschleifungen an den Felsen verwischt haben.

Die physikalische Schwierigkeit der Annahme von tropischen Gletschern kann durch die Frage beleuchtet oder gelöst werden, ob Brasilien nicht einer Senkung von 10,000 bis 12,000 Fuß unterworfen gewesen ist, nachdem die Eiszeit dort geherrscht habe. Geologisch steht dieser Annahme nichts entgegen. Noch wäre das biologische Moment zu berücksichtigen. Wenn die ganze Oberfläche des heutigen Brasilien mit einem Eismantel überzogen war, woher stammt denn die so wunderbar reiche, in mancher Beziehung ganz eigenthümliche Flora und Fauna des Landes? Nach der Karte des Atlantischen Oceans, die in Maury's physikalischer Geographie des Meeres enthalten ist, würde ein Emporsteigen Brasiliens aus dem Meere um 12,000 Fuß nur einen Gürtel von etwa 400 englischen Meilen Breite diesem Lande hinzufügen; aber ein großer Theil dieses jetzt unter dem Ocean gelegenen Landes würde sich eines tropischen Klimas erfreut haben, genau so wie die Thäler der Schweiz heute einen warmen Sommer in unmittelbarer Nachbarschaft der Gletscher haben. Es ist wahrscheinlich, daß die Vergletscherung nur eine südliche war und sich nördlich nicht über den Aequator erstreckte, wenn sie überhaupt so weit ging, so daß ganz Venezuela und Guyana mit dem angrenzenden, jetzt im Atlantischen Ocean begrabenen, damals aber emporgehobenen Landstriche, ein reiches Thier- und Pflanzenleben besitzen konnten. Hier wäre demnach der weite Raum vorhanden gewesen, auf dem die Stammformen der heutigen tropischen Fauna und Flora Brasiliens lebten, genau so wie in Europa genügend Raum noch übrig geblieben war, auf dem die Vorfahren der gegenwärtig vorhandenen europäischen Thiere und Pflanzen ihr Dasein fristeten, als ein so großer Theil unseres Erdtheils mit einem dicken Eismantel bedeckt war.

Es muß hervorgehoben werden, daß Hartt nicht mit Professor Agassiz' außergewöhnlicher Hypothese eines großen Amazonenstromgletschers übereinstimmt. Er glaubt, daß die weit ausgedehnten Lager von Lehm und Sandsteinen, die Agassiz als glaciale ansieht, Meeresbildungen sind und beweist, daß sie vollkommen mit den tertiären Schichten in anderen Theilen Brasiliens übereinstimmen. Die Driftablagerungen mit erratischen Blöcken im Amazonenthale können wohl durch abgelöste Massen von den Gletschern der Anden und brasilianischen Hochlande entstanden sein, welche schmolzen und ihre Lasten von Drift in den warmen Wassern des alten Amazonenstromes absetzten.

Wir wollen dem hinzufügen, daß ganz neuerdings ein wichtiger Beweis gegen die glaciale Entstehung der Lehmablagerungen des Amazonenthales hinzugekommen ist. Eine von der Smithsonian Institution 1867 ausgesandte Expedition unter James Orton*) ging quer durch Ecuador nach dem Rio Napo und fuhr diesen hinab bis zum Amazonas, der bis Para verfolgt wurde. Bei Pebas am Amazonenstrome entdeckte nun Orton zwischen den bunten „glacialen" Lehmen eine versteinerungsreiche Schicht mit Meeresconchylien. Hiermit war natürlich die Theorie von Agassiz, daß eine Süßwasserbildung von Gletscherlehm im Amazonasthale bestehe, sofort umgestoßen.

*) The Andes and the Amazon. London 1870.

Aus der Literatur des Nihilismus.

Kritische Beleuchtung des Tschernyschefsky'schen Romans: „Was thun?" (Что дѣлать?)

Von **D. K. Schedo-Ferroti.**

I.

Einleitung.

Im russischen literarisch gebildeten Publicum giebt es gewiß nur wenige, die den Namen Tschernyschefsky nicht kennen, einen Namen, dem verschiedene, vom Willen des Trägers absolut unabhängige Umstände eine Notorietät gegeben, die er in gewöhnlichen Verhältnissen nie erlangt hätte. In ausländischen, besonders belesenen Kreisen weiß man nur wenig, die Mehrzahl aber gar nichts vom Inhalte der Schriften dieses zu einer besondern Species von Berühmtheit hinaufgeschrobenen Mannes, weil Alles, was dazu beigetragen, ihn auf eine Art von Piedestal zu erheben, im Innern Rußlands verhallte, und in Westeuropa weder der Lobgesang der Freunde des „Apostels der socialen Wiedergeburt der Menschheit", noch das Verdammungsurtheil seiner Gegner Wiederklang fand.

Bei dem täglich wachsenden Interesse, das man im Auslande an der innern Entwickelung unserer gesellschaftlichen Zustände nimmt, hat es mir zeitgemäß geschienen, mich der undankbaren Mühe zu unterziehen, das deutsche Publicum mit der bedeutendsten Schrift unseres „Reformators" bekannt zu machen; nicht daß mir das vorliegende Werk als wirklich inhaltsschwer erscheint, sondern weil es mir wie eine Mißgeburt, ein literarisches Mondkalb vorkommt, das aber dadurch wichtig wird, daß es von Einigen für den Gott Apis erkannt und angebetet, von Anderen für ein gefährliches Raubthier gehalten und auf den Tod bekämpft worden.

Was die Notorietät betrifft, zu der der Autor gelangte, so ist ihre Entstehungsweise eine „alte Geschichte", die aber bei uns, bis dato, noch „immer neu" bleibt. Tschernyschefsky wäre ein obscurer Scribent geblieben, wenn die Presse ihn nicht mit blinder Wuth angegriffen, und die Regierung ihn nicht nach Sibirien verschickt hätte. Ob seine Exilirung einen andern politischen Grund hat, oder ob er wegen seiner Schriften verschickt worden, weiß ich nicht, möchte aber wohl das erstere annehmen, denn wenn man alle diejenigen nach Sibirien abführen wollte, die ungereimte oder langweilige Bücher schreiben, so würden sich in Tomsk und Irkuzk literarische Cirkel bilden, so zahlreich, wie sie weder Paris noch London aufzuweisen haben.

Wie dem auch sein möge, ist es jedenfalls zu bedauern, daß zu dem Titel eines „fanatisch verfolgten Schriftstellers" sich für Herrn Tschernyschefsky noch der Titel eines „politischen Märtyrers" gesellte, denn nur dem Nimbus, der ihn als „Ritter der Wahrheit", als „Opfer des Obscurantismus" umstrahlt, ist es zuzuschreiben, daß er jetzt noch in gewissen Kreisen Anerkennung findet und von Vielen hoch verehrt wird, die nur von ihm gehört, aber keine seiner Schriften gelesen haben, und sie auch jetzt nicht lesen können, weil sie bei uns streng verpönt sind. Zur Zahl dieser Verehrer des Unbekannten, die den Herrn Tschernyschefsky gleichsam aus Widerspruchsgeist lieben und weil Andere so schlecht von ihm sprechen, gehört leider eine nicht unbedeutende Fraction unserer (— russischen —) Jugend im Alter von 17 bis 23 Jahren, d. h. in einem Alter, das ihnen die Schriften Tschernyschefsky's zur Zeit, als sie öffentlich cursiren durften, also bis 1863, noch unzugänglich machte.

Wie groß die Zahl derer sein muß, die den Wunsch hegen, mit den Schriften Tschernyschefsky's bekannt zu werden und sich um die wenigen der Censur entschlüpften Exemplare reißen, läßt sich daraus ersehen, daß ein ausländischer Buchhändler, Herr Benda in Vevey, sich entschlossen hat, eine neue Auflage dieser Schriften zu unternehmen. — Der erste Band dieser Auflage enthält den Roman: „Was thun?" (Что дѣлать?), welcher, wie ausdrücklich im Vorworte gesagt, deshalb den anderen Schriften desselben Autors vorangeschickt worden, „weil er besonders geeignet ist, das Interesse für die Anschauungs- und Darlegungsweise des Schriftstellers zu erwecken, dessen Theorien und Vorschläge nirgends so leicht faßlich dargelegt sind, als gerade in diesem Werke."

Tschernyschefsky — erklärt die Vorrede weiter — hat vor allen übrigen Autoren derselben Richtung den unschätzbaren Vorzug, daß er sich nicht damit begnügt, die gegenwärtig verbreiteten Anschauungen und die daraus entspringenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu verwerfen. Er hat den großen Gedanken der gesellschaftlichen Wiedergeburt vollkommen durchgedacht und stellt ein sorgfältig ausgearbeitetes System hin, das die neuen Grundsätze und die neue Ordnung der Dinge bezeichnet, durch welche das jetzt Bestehende zu ersetzen ist. —

So empfohlen, durch das Exil des Autors zum Nachlaß eines Märtyrers gemacht, und durch das Censurverbot mit dem Reize der verbotenen Frucht begabt, konnte das Buch nicht ermangeln, reißenden Abgang zu finden.

Ich will mich nicht vermessen, die Anzahl von Exemplaren zu schätzen, die nach Rußland eingepascht worden. Es sind deren gewiß recht viele gewesen, aber doch lange nicht genug, um die künstlich geweckte Neugier unserer Jugend zu befriedigen, wovon ich mich vor Kurzem überzeugen konnte, indem einer meiner jungen Freunde aus Rußland mir schrieb, ich möchte ihm aus Vevey das dort erschienene Werk Tschernyschefsky's schicken.

Da ich den Roman nicht kannte, und viel zu gewissenhaft bin, um ein Werk, das für so gefährlich gilt, in so junge Hände zu legen, so ließ ich den Brief unbeantwortet und fing damit an, daß ich das Buch kaufte um es durchzulesen, worauf ich — mit allem Respect vor dem Obercensurcomite sei es hier gesagt — dasselbe einpackte und an meinen jungen Freund schickte.

Habe ich Recht oder Unrecht gehabt, indem ich der Ansicht war, daß in jenem Buche kein ätzendes Gift, wohl aber ein vortreffliches Gegengift gegen alle nihilistischen Anwandlungen enthalten sind?

Darüber mögen meine verehrten Leser entscheiden, nachdem sie nachstehende kurze Darlegung des gedachten Romanes gelesen.

1.

Wéra Pavlovna, die Heldin des vorliegenden Romanes, ist die Tochter eines kleinen Beamten in Petersburg, der, um das Unzureichende seines geringen Gehaltes durch einen Nebenerwerb zu decken, die Stelle eines Verwalters im Hause des weiland Staatsrathes Storéschnikoff angenommen hatte.

In diesem Hause, einem stattlichen Gebäude mit drei Höfen und einer Menge Wohnungen, die vermiethet wurden, hatte sich die Besitzerin einen Theil der Belletage vorbehalten, wo sie mit ihrem Sohne, Offizier in einem Garderegimente, wohnte, während dem Verwalter ein paar Stuben im Hinterhofe angewiesen waren, in denen er mit seiner Frau und zwei Kindern lebte, der schon genannten Tochter und einem Söhnchen von neun Jahren.

Zufällig und in Geschäften in die Wohnung des Verwalters gekommen, machte Storéschnikoff die Bekanntschaft des jungen Mädchens, welches ihn durch ihren Liebreiz derart fesselt, daß er seine Besuche fast täglich wiederholt, was der Mutter die Hoffnung giebt, ihr Töchterchen eine reiche und vornehme Heirath machen zu sehen.

Indessen denkt der goldbetreßte Gardeoffizier an nichts weniger als an heirathen, und prahlt vor seinen Cameraden mit seiner „neuen Eroberung“, die er ihnen vorzuführen verspricht. — Um dies zu ermöglichen, bringt er der alten Verwaltersfrau ein Billet zur Oper, und benutzt ihr Erscheinen in der Loge, um daselbst zwei seiner Freunde einzuführen. — Der Ton in der Unterhaltung der jungen Leute und die Art und Weise, wie sie unter einander flüstern, vermehrt den Widerwillen, den Wéra Pavlovna gegen die Bewerbungen des reichen Hausbesitzers hegte, während die Mutter entzückt von dessen Artigkeit nach Hause kommt, und die Tochter ausschilt, ja beinahe ausprügelt, weil sie nicht zuvorkommend genug gewesen ist.

Indessen hat die ruhige, gemessene Haltung Wéra's den beiden Freunden Storéschnikoff's so sehr imponirt, daß sie ihm keinen Glauben schenken, als er sie zu wiederholten Malen versichert, das junge Mädchen sei seine Geliebte. — Diese verleumderische Prahlerei wiederholt der Gardeoffizier bei Gelegenheit eines Diners in einem der modischen Gasthäuser Petersburgs, an welchem mehrere seiner Freunde und die Geliebte eines derselben, Demoiselle Julie, Theil nehmen. Obgleich die jungen Leute sich über die Großthuerei ihres Tischgenossen lustig machen und einer von ihnen ihm sogar ins Gesicht sagt: Du lügst (Брешь), so ist doch Niemand über die Schändlichkeit seiner Handlungsweise empört, und nur Julie, die französische Cocotte, fühlt sich berufen, Einsprache zu thun, als Storéschnikoff die Wette eingeht, der Gesellschaft bei einem nächsten Zechgelage „seine Geliebte“ vorzuführen. — „Abscheuliche Menschen! niederträchtige Menschen!“ ruft sie aus. — „Ich bin in Paris zwei Jahre Straßendirne gewesen, ich habe sechs Monate in einem Hause gewohnt, wo Diebe und Spitzbuben zusammenkamen, und sogar dort habe ich nie so schändliche Menschen gesehen!“

Um das junge Mädchen vor der ihr drohenden Schmach zu bewahren, überredet Julie ihren Liebhaber, den Gardeoffizier Serge, mit ihr zu Wéra's Mutter zu fahren, um sie zu warnen. Das geschieht denn auch den folgenden Tag; doch ist die Gefahr bereits vorüber, da Wéra den Vorschlag einer Schlittenpartie, den Storéschnikoff ihr gemacht, entschieden zurückgewiesen, so daß der Besuch von Demoiselle Julie nur die Folge hat, daß die alte Maria Alexéewna, Wera's Mutter, sich in wüthenden Schimpfreden gegen Storéschnikoff ergeht, als sie erfährt, die Schlittenpartie sei nur ein Manöver gewesen, um ihre Tochter aus dem Hause zu locken und sie unter irgend einem Vorwande in jene Gesellschaft zu führen, wo ihr Erscheinen die Wette zu Gunsten Storéschnikoff's entschieden hätte.

In seiner Hoffnung, der Liebhaber Wéra's zu werden, getäuscht, und durch einige Aeußerungen von Demoiselle Julie in seiner Eigenliebe gekränkt, nimmt Storéschnikoff sich vor, Alles anzuwenden, um in Wéra's Besitz zu gelangen, und entschließt sich zuletzt, förmlich um deren Hand anzuhalten. — Trotz seines Reichthums und seiner gesellschaftlichen Stellung giebt ihm Wéra eine abschlägige Antwort, was Maria Alexéewna so in Wuth bringt, daß sie ausruft: „Ist das ein Vieh, diese Wéra! Wenn er sie nicht um ihres glatten Gesichtes willen lieb hätte, würde ich sie tüchtig zusammenhauen, so aber darf ich sie freilich nicht anrühren.“

Trotz der Drohungen der Mutter beharrt Wéra in ihrem Entschlusse und spricht ihn persönlich gegen Storéschnikoff aus, in einer Unterredung, in der er sich so ehrerbietig und fügsam zeigt, daß sie ihm die Bitte gewährt, sie noch ferner besuchen zu dürfen.

Von da an tritt Storéschnikoff allmälig in den Hintergrund und verschwindet zuletzt ganz aus der Erzählung, wo er nur deshalb eingeschaltet worden, um, als Typus der „Jugend wie sie jetzt ist“, die Folie zu bilden für die aufzustellenden Typen der „Jugend wie sie sein sollte“, und so als Gegenstück zu dienen zu dem zuletzt vorgeführten Urbilde, der „Jugend wie sie einst sein wird“.

Der Student Lopuchoff (erstes Exemplar des zweiten Typus) wird im Hause von Wéra's Eltern bekannt, indem er den kleinen Fedia, Wéra's Bruder, zum Eintritt in ein Gymnasium präparirt. — Ausschließlich mit ernsten Dingen und seinem Zöglinge beschäftigt, bemerkt Lopuchoff das junge Mädchen kaum, zumal die von ihr stillschweigend tolerirten und von der Mutter sichtlich unterstützten Bewerbungen Storéschnikoff's ihm eine ziemlich geringe Meinung von ihrem Charakter geben.

Ein kleines Familienfest wird die Ursache, daß die jungen Leute nähere Bekanntschaft machen. Sie fühlen für einander die aufrichtigste Freundschaft, aber nichts, was der Liebe ähnlich sieht. — Wéra gesteht ihrem Freunde die tiefe Verachtung, die sie gegen ihre rohe und eigennützige Mutter und ihren willenlosen Vater hegt, und bittet ihn, ihr behülflich zu werden in ihrem Vorhaben, „aus dieser Höhle“ zu entkommen. — Anfangs denkt sie Schauspielerin zu werden, giebt aber diesen Plan bald wieder auf und ersucht Lopuchoff, ihr einen Platz als Gouvernante zu verschaffen.

Bei Gelegenheit der hieraus für Lopuchoff entstehenden zeitraubenden Gänge wird zum ersten Male seines Freundes Kirsanoff erwähnt, in welchem wir das zweite Exemplar vom Urbilde der „Jugend wie sie sein sollte“ kennen lernen.

Beide dem Studium der Medicin obliegend, wohnen Lopuchoff und Kirsanoff zusammen, haben sich aber derart eingerichtet, daß ihre persönliche Freiheit durchaus unbeschränkt bleibt. — Außer einer gemeinschaftlichen „neutralen“ Stube hat jeder eine besondere Kammer, in die dem Andern der Eintritt nicht gestattet ist, ohne besondere Aufforderung des Inhabers. — Nur die Thee- und Mittagsstunden vereinigen sie obligatorisch, sonst sehen sie sich nur wie es Beiden beliebt, d. h. wenn Beide aus ihren reservirten Stuben in die „neutrale“ kommen.

In gleicher Weise wie die Behausung ist das innere Leben jedes der beiden Freunde dem andern nur bedingungsweise zugänglich. Keiner darf den andern ausfragen nach dem, was er thut oder läßt, noch nach den Gründen forschen, warum er etwas gethan oder gelassen, und jeder muß

abwarten, ob und was dem andern belieben wird, ihm über sich und den Gebrauch seiner Zeit mitzutheilen. — Von streng rechtlichen Grundsätzen, sind beide Repräsentanten der „Jugend wie sie sein sollte“ zu der Ansicht gelangt, daß es Unrecht ist, sich fremdes Gut anzueignen, weshalb sie denn auch beide davon leben, daß sie Privatunterricht geben; vorzugsweise ausgebildet ist aber bei ihnen die Idee der Gleichberechtigung Aller und die Achtung vor der Menschenwürde, was der Autor durch zwei schlagende Beispiele belegt, indem er (S. 198) ausführlich erzählt, wie Lopuchoff einen besonders wohlgekleideten Mann ausprügelt, weil jener ihn auf der Straße angestoßen hatte, und wie Kirsanoff einen jungen Menschen aus vornehmem Hause zusammenhaut, weil dessen Mutter ihm 10 Rubel geboten für eine Arbeit, die 41 Rubel werth war!

Den vereinten Bemühungen der beiden Freunde ist es gelungen, unter vielen unannehmbaren Stellen eine zu finden, die allen Anforderungen Wéra's zu entsprechen scheint. Lopuchoff begiebt sich sofort zu der Dame, die eine Gouvernante für ihre Kinder sucht, und Alles ist zu beiderseitiger Zufriedenheit abgemacht, als sich ein letztes, unübersteigliches Hinderniß zeigt. Auf die Einwilligung der Eltern Wéra's ist durchaus nicht zu rechnen, und ohne diese Einwilligung kann die Dame sich nicht entschließen, das junge Mädchen in ihr Haus zu nehmen.

Die Aufgabe wird hierdurch eine sehr schwierige. Im Hause ihrer Eltern will Wéra auf keinen Fall bleiben; eine Stellung als Gouvernante ist nicht zu hoffen, so lange die Einwilligung der Eltern fehlt; es muß also ein Mittel gefunden werden, ihr den Austritt aus dem Vaterhause zu ermöglichen, ohne sich an irgend Jemandes Einspruch zu kehren, und so proponirt ihr Lopuchoff — sie zu heirathen, natürlich ohne Einwilligung oder Wissen der Eltern.

Wéra Pavlovna nimmt den Vorschlag sofort an und benutzt diese Gelegenheit, um ihrem „Holden“ (миленькій) ihre Ansichten über die wahren Vorzüge der Ehe darzulegen, indem sie ihm erklärt, daß das, was man gewöhnlich die Weiblichkeit nennt, eine große Dummheit und Albernheit sei (глупость и потлость, S. 123), und daß Eheleute gerade so zusammen leben müßten, wie er mit seinem Freunde Kirsanoff, d. h. in zwei besonderen, dem Andern unzugänglichen Räumen, mit einem „neutralen“ Orte, in welchem sie sich begegnen können, wenn es gerade Beiden einfällt, sich sehen zu wollen.

Dieses Bild erscheint dem „Jünglinge wie er sein sollte“ in so hohem Grade anziehend, daß er die 73 Tage, die noch bis zu seinem Abiturienten-Examen bleiben, nicht abwarten kann. Er entschließt sich also, seine medicinischen Studien zu unterbrechen, und läßt sich von einem befreundeten Geistlichen trauen, wovon die Eltern der jungen Frau auf recht originelle Weise instruirt werden, indem Wéra während einer Promenade mit ihrer Mutter sich in eine herbeigewinkte Droschke setzt, und auf ihre Frage, was ihr einfällt? ganz gelassen antwortet: „ich bin seit drei Tagen verheirathet, liebe Mama, und fahre nach Hause zu meinem Manne.“

Aus allen Erdtheilen.

Erforschung der Landenge von Darien.

Die nordamerikanische Regierung hatte im vorigen Jahre eine Expedition ausgerüstet, welche eine practicable Route für einen Schifffahrtscanal auf der Landenge von Darien ausfindig machen sollte. Der Führer derselben, Capitän Selfridge, fand jedoch eine solche nicht und kehrte unverrichteter Dinge zurück. Das Ergebniß seiner Forschungen ging dahin: ein Canal wird ungeheure Kosten erfordern und auch nur dann herzustellen sein, wenn man für ihn einen Tunnel gräbt, der eine Länge von reichlich einer deutschen Meile haben müßte. („Globus“ XVIII, S. 48.)

Man hat jedoch die Hoffnung nicht aufgegeben, nach so vielen Versuchen, die bisher allesammt ungünstig ausgefallen sind, doch endlich einen Punkt ausfindig zu machen, an welchem eine Durchstechung möglich sei. Schon am 4. December 1870 wurde abermals eine Erforschungsexpedition von Neuyork aus abgeschickt, gleichfalls unter Selfridge's Leitung, um die Arbeit wieder aufzunehmen. Die Dampfer „Guard“, „Nipsic“ und „Saginaw“ (der letztere ist seitdem in der Südsee verunglückt, wir sprechen darüber an einer andern Stelle) wurden nach der pacifischen Seite abgesandt; das eine Schiff, die „Guard“, blieb an den atlantischen Gestaden („Globus“ XIX, S. 16).

Nun sind im Februar die Berichte Selfridge's eingegangen, denen zufolge derselbe eine für die Herstellung des Canals geeignete Strecke gefunden haben will; der Höhepunkt derselben liege nur 300 Fuß über dem Meere.

Wir müssen ruhig abwarten, ob diesmal eine Bestätigung der Nachricht erfolgt und die Sache nicht, wie früher schon oftmals, auf eine Täuschung hinausläuft. Specielle Angaben fehlen noch; was wir in den Berichten aus Panama (vom 29. Januar) finden, läuft im Wesentlichen auf Folgendes hinaus.

Das Vorrathsschiff „Guard“ war am 24. December in Carthagena und fuhr von dort bis an die Mündung des Rio Atrato (im Golfe von Nord-Darien), welche etwa 280 Seemeilen östlich von Colon-Aspinwall liegt, ging vor Anker und landete den Commandeur, einige Offiziere, Marinesoldaten und Matrosen. Diese steuerten in einer Schaluppe den Atrato aufwärts; der Strom ist tief, fließt langsam und hat etwa zwei deutsche Meilen aufwärts sehr sumpfiges Uferland. Dann wird der Boden fester, bald nachher wird er jedoch abermals sumpfig und das Fortkommen war sehr beschwerlich. Nachts bildeten die Stechmücken eine arge Plage.

Die Partie drang auf dem Pfade nach Paya vor, das eine kleine Strecke jenseit Yarisa liegt, am Tuyra; dieser fällt in den Golf von San Miguel, gehört also der pacifischen Seite an. In Paya wurde Halt gemacht und Selfridge schickte von dort einen erkrankten Seemann unter Begleitung einiger Indianer nach Chapinga und von dort nach Panama. Dieser Matrose beförderte Depeschen an die Regierung zu Washington und einen Brief an Consul Long in Panama. Die Partie ging dann wieder zurück, Atrato abwärts, bis an die atlantische Küste; sie hatte gefunden, daß die Wasserscheide nur 300 Fuß über dem Meeresspiegel liege und für die Anlage eines Canals nicht jene unüberwindlichen Hindernisse darbiete, welche man befürchtet hatte.

Selfridge wollte nun „eine ganz genaue Erforschung“ vornehmen, um alle etwaigen Zweifel zu beseitigen. Die Indianer waren friedlich und freundlich. Selfridge selber meldet aus „Paya im Innern von Darien, 13. Januar“: „die Linie ist sehr günstig.“ Paya liegt oberhalb Bavisa an der Tuyra, und dieser mündet in den Darien-Hafen. Der Matrose Emerson ging von diesem letztern, also vom Golfe von San Miguel, der Küste entlang nach Panama, eine Strecke von etwa 75 deutschen Meilen.

Die Erforschung des Golfes von San Miguel sollte durch die oben genannten Dampfer im Februar beginnen. Das ist Alles, was wir bisher erfuhren; jede nähere Angabe fehlt. Wir wollen wünschen, daß Selfridge sich nicht täusche, wie einst der großprahlerische Speke, der mit einer durchaus ungerechtfertigten Dreistigkeit behauptete, er habe das Problem der Nilquellen gelöst. („The Nile is settled.")

Noch eine Bemerkung: Der Isthmus von Darien und jener von Panama werden auch in geographischen Werken manchmal zusammen oder durch einander geworfen, als ob beide einerlei seien. Das ist jedoch nicht der Fall. Beide sind getrennt durch eine Linie, welche man vom Cap San Blas bis zur Mündung des Rio Chepo zieht; dieser mündet östlich von Panama in den Großen Ocean. Der Isthmus von Darien ist also die nach Osten liegende Landenge; er ist mit Wald bedeckt und wird von der Cordillere durchzogen, welche etwa 3 bis 6 englische Meilen von der atlantischen Küste entfernt, mit dieser parallel läuft. Die atlantische Küste Dariens reicht von der Boca Tarena, dem westlichsten Mündungsarme des Atrato, bis zum Cap San Blas, 157 englische Meilen; an ihr und im Innern leben unabhängige Indianer.

Die Indianer von Alaska.

M. Der von der Regierung der Vereinigten Staaten zur Erforschung der Verhältnisse in Alaska abgesandte Generalmajor Halleck giebt in seinem Bericht die folgenden Mittheilungen über die Indianerstämme in dem neuerworbenen Gebiete, das bisher den Namen des russischen Amerika führte und jetzt Alaska genannt wird. So dürftig im Ganzen die eingezogenen Nachrichten auch sind, so verdienen sie doch als die für jetzt zuverlässigsten Beachtung.

Man theilt die Indianer des Gebietes, deren Zahl auf 60,000 (ohne Zweifel jedoch viel zu hoch) geschätzt wird, in vier große Abtheilungen, die wieder jede in eine Menge kleiner, theils nach ihren Wohnsitzen, theils nach anderen Umständen benannter Stämme zerfallen. Jene vier Hauptabtheilungen sind die Koloschen, die Kenaier, die Aleuten und die Eskimos.

1) Die Koloschen. Mit diesem Namen belegen die Russen alle Indianervölker, welche das Küstenland von 54° 30′ N. Br. bis zur Mündung des Flusses Atna (des Kupferflusses) bewohnen, während sie im britischen Columbien mit dem Namen Stikin bezeichnet] werden; wenigstens sind die Indianer, welchen die Bewohner Columbiens diesen Namen geben (im nördlichen Theil des Districtes und auf den davorliegenden Inseln), gleichen Stammes mit den Koloschen. Alle diese Stämme sprechen dieselbe Sprache oder doch nahe verwandte Dialekte. Man schätzt ihre Zahl auf 25,000, von denen jedoch nur 12,000 bis 15,000 in Alaska wohnen. Sie zerfallen in die folgenden Unterabtheilungen:

a) Die Hyda im südlichen Theil des Archipel des Prinzen von Wales, deren Zahl gegen 600 beträgt; sie heißen auch Kaigani und Kliavakan, von dem Hafen Kaigan und dem Golf Kliavakan, an denen ihre Wohnsitze liegen. Fortwährend gegen die Weißen höchst feindselig gesinnt, haben sie noch in der neuesten Zeit Schiffe überfallen, ausgeplündert, selbst die Mannschaften gemordet.

b) Die Hennaga in demselben Archipel in der Gegend von Ci Pole, 500 stark, gelten für friedlich.

c) Die Chatsina, Nachbaren der vorigen, im nördlichen Theile jenes Archipels, die ebenfalls 500 zählen.

d) Die Jongaß auf der Insel gleichen Namens und an der Nordküste des Portland-Canals. Ein Theil derselben, der in der Nähe des C. Fox wohnt und unter einem besondern Häuptling steht, wird mit dem Namen der Fuchsindianer belegt. Beide zusammen zählen 1000 Menschen.

e) Die Stikin, an der Mündung des Flusses gleichen Namens und auf den davor liegenden Inseln, zusammen etwa 1000 Menschen. Sie gelten zwar für friedlich, haben aber noch vor nicht langer Zeit Handelsschiffe überfallen.

f) Die Kako (oder Kake) auf der Insel Kuprinoff, an deren Nordwestspitze ihr Hauptdorf liegt; im Ganzen etwa 1200 Menschen. Sie gelten für höchst feindselig und haben öfter Raubzüge in ihren Booten selbst bis zum Pugetsunde hin unternommen und 1857 den Zolleinnehmer des Hafens Townsend daselbst ermordet.

g) Die Ku besitzen mehrere Dörfer auf der Insel gleichen Namens zwischen C. Decision und dem Prinz-Friedrich-Sunde, zusammen gegen 8000. Sie sind Feinde der Weißen, allein nur für die kleinen unbewaffneten Küstenfahrer gefährlich.

h) Die Kutznu (Kuschnu) wohnen bei dem Cap gleichen Namens, am Eingang der Hoodbai auf der Admiralitätsinsel. Jetzt sind diese früher sehr feindlichen Indianer, deren Zahl etwa 800 beträgt, friedlich gesinnt.

i) Die Awk längs des Jonglas-Canals und an der Mündung des Flusses Tako, gegen 800 stark. Sie stehen in üblem Ruf.

k) und l) Die Sundaun und die Torko auf dem Festlande zwischen dem Tako und dem Hafen Houghton, zusammen gegen 500, feindselig und verrätherisch.

m) Die Tschilkah (Chilkat), am Flusse Chilkat und längs der Ufer des Cynecanals, zusammen etwa 2000 stark, ein kriegerischer Stamm, der jetzt den Weißen feindlich gesinnt ist.

n) Die Hoodsuahoo am Eingange in die Chathamstraße und in der Umgegend, zusammen gegen 1000, gefährlich und verrätherisch.

o) Die Hunna (oder Honne-ask), leben zerstreut an der Küste des Festlandes vom Cyncanal bis zum Cap Spinier und zählen etwa 1000 Menschen. Den Russen waren sie früher sehr feindlich gesinnt, allein seit der Abtretung des Gebietes an die Vereinigten Staaten haben sie sich friedlich verhalten.

p) Die Sitka sind die Indianer der Insel Baranoff, deren Zahl man auf gegen 1200 schätzt. Bei der Abtretung machten sie den Versuch, sich der Besitznahme durch die Amerikaner zu widersetzen, haben sich aber bald wieder beruhigt.

q) Die Kyack bewohnen das Land im Süden des Atnaflusses.

Außerdem wohnen noch hier und da einzelne Familien und kleine Stämme zerstreut, welche diesen größeren Abtheilungen nicht zugerechnet werden.

2) Die Kenaier. Sie führen ihren Namen von der Halbinsel Konay zwischen dem Cook- und Prinz-Williams-Sunde, allein man versteht darunter alle Indianer zwischen dem Flusse Atna und dem Cooksunde bis an das Gebirge im Innern. Sie sind kriegerisch, stolz und unerschrocken, bereit, jede ihnen zugefügte Beleidigung zu strafen, allein sie haben sich gegen die Russen wie bis jetzt gegen die Amerikaner stets friedfertig verhalten. Im Einzelnen sind ihre Wohnsitze wenig bekannt; ihre Zahl schätzt man auf 25,000.

3) Die Aleuten. Unter diesem eigentlich bloß den Bewohnern der gleichnamigen Inselgruppe zukommenden Namen versteht man auch die Bewohner der Inselgruppen Schumagin und Kodiak, wie die südlichen Eskimostämme, die mit den Aleuten nahe verwandt sind. Sie sind freundlich, wohlgesinnt und nicht ganz ohne Industrie; auch haben die Russen durch Gründung von Schulen und Kirchen viel für ihre Entwickelung gethan. Da sich die Grenzen gegen die Eskimo nicht bestimmt bezeichnen lassen, so schwanken die Angaben über ihre Zahl von 4000 bis 10,000. Die kleinere Zahl umschließt wahrscheinlich die Bewohner der Aleutischen Inseln allein, die größere wird die richtige sein, wenn man die Einwohner der Halbinsel Alaska und die Küsten der Bristolbai hinzurechnet.

4) Die Eskimo bewohnen den nordwestlichen Theil des Gebietes an den Ufern des Behrings- und des Polarmeeres, wie die Thäler der nördlichen Zuflüsse des Jukon, dessen südliche Nebenflüsse von Kenaiern bewohnt sein sollen. Sie stehen in der Bildung unter allen Indianern Alaskas am tiefsten und sind gewöhnlich harmlos und friedfertig, wenn sie sich gleich gegen einzelne oder wenige Weiße zu Zeiten feindselig und verrätherisch

betragen haben. Ueber ihre Zahl ist nichts Sicheres bekannt, die Angaben schwanken zwischen 10,000 und 20,000; indessen sind darunter wohl auch die im englischen Gebiete im Westen des Mackenzieflusses lebenden Eskimo mit einbegriffen, die manchmal in das amerikanische Gebiet zu kommen scheinen.

Bis jetzt sind feindselige Verwickelungen nur mit den Koloschen zu besorgen; denn wenn auch ein großer Theil derselben sich friedlich und den Amerikanern geneigt zeigt, so verdienen sie doch bei ihrer bekannten verrätherischen Gesinnung geringes Vertrauen, und bei der Art und Weise, mit der die Händler die Ureinwohner zu behandeln pflegen, werden Streitigkeiten und Angriffe schwerlich lange ausbleiben. Die Kenaier gelten für friedlicher; von den Aleuten und Eskimo scheint wenig Gefahr zu drohen.

Die russische Provinz Turkestan. Das Areal der 1867 aus den Gebieten Ssemipalatinsk und Syr-Darja und dem Bezirk Sarjawschan gebildeten Provinz beträgt 15,000 Quadratmeilen, welche (mit Ausschluß der Truppen und der russischen Bevölkerung) von 1,540,000 Menschen bewohnt werden; davon sind nur 375,000 ansässig, während die anderen nomadisiren. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist sehr ungleich; die Kreise Kuraminsk, Tschemkent und Wjernoje sind ziemlich dicht, dafür aber die Kreise Issyk-Kul und Kasalinsk sehr schwach bevölkert. Im Durchschnitt kommen 105 Einwohner auf die Quadratmeile. Die Zahl der russischen Bewohner ist schwer zu bestimmen, da dieselbe sich beständig ändert. Mit den Truppen (in der Stärke von 25- bis 30,000 Mann) dürfte sie erwähnungsweise auf 55- bis 60,000 Individuen zu schätzen sein. Eine dauerhafte Ansiedlung von Russen hat sich im Gebiet Ssemiretschensk gebildet, und von der sibirischen Seite her ist dieselbe bis Pischpek, d. h. bis zur Grenze des Gebiets Syr-Darja, vorgedrungen. Die Kreise Aulieta und Tschemkent sind dagegen noch gar nicht von der russischen Colonisation berührt. Von der einheimischen Bevölkerung kommt das stärkste Procent auf die Kirgisen (1,028,000), dann folgen die Sarten (123,000), die Tadschiker und Galtschiker (71,000), die Usbeken (51,000) und die Turkmenen (3500). Außerdem sind daselbst noch Tataren, Juden, Afghanen und Hindus anzutreffen.

* * *

— Urtheil eines Hindu über die Frauen europäischer Völker. Garcin de Tassy, Professor der orientalischen Sprachen in Paris, veröffentlicht alljährlich eine Uebersicht der Fortschritte, welche die Literatur der Hindu macht. In dem Berichte, welchen er jüngst zu Caen in der Normandie hat drucken lassen, giebt er Auszüge aus der in Hindustani gedruckten Zeitschrift „Akbar i Alam", welche zu Mirat in Bengalen erscheint. Wir lesen darin Folgendes: „Die Französinnen heirathen am liebsten einen Mann mit offener Stirn und lächelndem Angesicht. — Die Deutsche zieht einen Mann vor, der angenehm im Umgang ist und vor allen Dingen treulich sein Wort hält. — Die Holländerin einen, der sich friedlich verhält und von Streit und Krieg nichts wissen mag. — Die Spanierin einen, der ihre und seine eigene Ehre zu rächen versteht. — Die Italienerin einen, der träumerisch nachsinnt. — Die Russinnen heirathen am liebsten einen ihrer eigenen Landsleute; von diesen letzteren werden alle westlichen Völker als Barbaren betrachtet. — Die Däninnen bleiben gern daheim und mögen vom Reisen nicht viel wissen. — Die Engländerinnen lieben Gentlemen, welche sich bei den Hochstehenden und Mächtigen Aufmerksamkeit ertanzen können und sich bei ihnen einschmeicheln. — Die amerikanischen Ladies heirathen den ersten besten, der sie eben heirathen will, kümmern sich nicht um dessen Rang und gesellschaftliche Stellung; es ist ihnen einerlei, ob er verstümmelt oder ein Krüppel, taub oder blind ist, — wenn er nur viel Geld hat." So sieht sich ein Hindu die „westlichen Damen" an.

— Ein „äußerst verständiger Mann" starb am 10. Februar in St. Louis. In seinem Testamente vermachte er die Summe von 1000 Dollars „aus tiefgefühlter Dankbarkeit" einem vormaligen Dandy, weil derselbe die Güte gehabt habe, ihn von seiner Frau, welche er entführte, zu befreien. Für diese Wohlthat wolle er sich nun einigermaßen erkenntlich beweisen.

— Der verflossene Winter ist auch in Rußland sehr streng gewesen. Allein im Gouvernement Orel sind in den 10 Tagen vom 10. bis 20. December nicht weniger als 46 erfrorene Menschen, darunter 5 Frauen, aufgefunden worden.

— Die Mündungen der Wolga sind bekanntlich arg verschlammt und die bisherigen Versuche, dieselben wieder schiffbar zu machen, haben noch zu keinem günstigen Resultate geführt. Neuerdings wollen nun die Ingenieure den Kamyrjakaren durch Schleusen abdämmen, um das Eindringen des Treibsandes aus der Wolga zu verhindern; sie hoffen auf solche Art eine angemessene Tiefe herstellen zu können.

— Lange, Dr. H., Neuer Volks-Schulatlas über alle Theile der Erde. Zweiunddreißig Karten in Farbendruck. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr., 27 kr. Sd. W.

Verfasser und Verleger haben sich durch diesen Atlas ein großes Verdienst um die Volksschulen erworben, denen die übrigen guten Schulatlanten von Kiepert, Stieler, Sydow u. s. w. zu theuer sind. Der vorliegende Atlas liefert in der That Erstaunliches, wenn man bedenkt, daß trotz der lobenswerthen Ausstattung und des festen schönen Kartenpapiers jede einzelne Karte nur ein paar Pfennige kostet. Es giebt auch andere billige Schulatlanten; aber sie halten mit diesem in keiner Beziehung, weder in der Zuverlässigkeit und geschmackvollen Ausführung, noch in der geschickten Auswahl des Stoffes, oder in der enormen Billigkeit einen Vergleich aus. Daß Deutschland vor Allem bedacht ist, finden wir durchaus zweckentsprechend; auch sind hier allein, durch den größern Maßstab der einzelnen Karten ermöglicht, die Eisenbahnen eingetragen. Für Deutschland sind bereits die neuen Westgrenzen gegen Frankreich gezeichnet, der Atlas stellt also in dieser Beziehung den neuesten Stand der politischen Verhältnisse dar. Wir wollen auf Einiges aufmerksam machen. Ostturkestan ist (Karte 21) noch zum chinesischen Reiche gerechnet. In Arabien vermissen wir die Hauptstadt des Wahhabitenreiches e'Riad, in Birma die Hauptstadt Mandalay, im Caplande den wichtigsten Ausfuhrhafen Port Elizabeth. Aufgefallen ist uns auch, warum die alten Provinzen in Frankreich (statt der Departementseintheilung) mit besonderen Farben hervorgehoben sind, während die Provinzen Italiens nicht einmal durch punktirte Linien abgegrenzt sind wie in Spanien oder Rußland. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß, wenn in einem Supplementhefte die außereuropäischen Erdtheile, z. B. durch Specialkarten von Aegypten, Vorderasien, Berberei, Westindien u. s. w., ausführlicher dargestellt würden, der Atlas sich auch über die Volksschule hinaus in höheren Schulen einbürgern würde. — Auf der Karte von Südamerika steht Araucaria statt Araucania.

Vor allen Dingen loben wir auch, daß diese Karten nicht mit Namen überfüllt worden sind; dadurch wird Anschauung und Uebersicht erleichtert.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. №10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Gletscherbilder aus den Alpen.

Die Lawine und der Gletscher haben in der Oekonomie des Hochgebirges (falls dieser Ausdruck erlaubt ist) die gleiche Aufgabe, die nämlich, das Hochgebirge von der drohenden Schneeüberlastung zu befreien und einer sonst nach und nach eintretenden Totalerkältung des Alpengebäudes und seines Anlandes vorzubeugen. Beide sind ausgleichende Factoren, vermittelnde Ableitungscanäle, jedoch auf verschiedenen Wegen. Die Lawine wirft ihren erst in der Bildung begriffenen Schneekörper, der noch zusammenhanglos ist, in irgend einen Gebirgswinkel des Thales; — der Gletscher steht scheinbar unbeweglich, aber er ist doch in ununterbrochener Thätigkeit. Er sammelt das Uebermaß des lockern Hochgebirgsschnees, verdichtet diesen zu festem, körperhaftem Eis und befördert ihn langsam ins Thal hinab.

Die Gletscher sind entweder in den Thälern der Hochgebirge eingebettet oder bekleiden die Abhänge derselben. Jene, welche die großen Alpenthäler erfüllen, reichen im Allgemeinen von den höchsten Spitzen in ununterbrochener Linie herab. Es giebt Gletscher von sechs Stunden Länge und von einer Viertelstunde bis zu einer Stunde und mehr noch Breite.

L. Agassiz unterscheidet bei den Gletschern drei Regionen: 1) den eigentlichen Gletscher, wo der im Winter gefallene Schnee im Sommer vollständig zerschmilzt; 2) den Firn, welcher die Hochthäler ausfüllt und dessen Oberfläche aus gekörntem Schnee gebildet wird; 3) die Schneefelder oder den Hochschnee. Dieser bedeckt die hohen Gräte, bleibt oft in pulverigem Zustande und verbindet meist die großen Gletscher, indem seine Gehänge in mehrere Thäler zugleich hinabsteigen.

Jede dieser verschiedenen Regionen hat ihr eigenthümliches Ansehen. Der Gletscher ist aus compactem Eise gebildet, seine Oberfläche meist convex und theilweise mit Felstrümmern bedeckt. Der Firn dagegen bietet eine concave, muldenförmig vertiefte und sehr einförmige Oberfläche dar, auf welcher keine Felstrümmer liegen. Die Schneefelder zeichnen sich schon aus der Ferne durch ihr glänzendes Weiß aus, welches mit der Färbung des mehr oder weniger schmutzigen Firns sehr contrastirt; auch bekleiden sie nur die hohen Firsten und füllen nur selten Thäler aus.

Die Schnee- und Firnfelder zusammen bilden die Eismeere, deren Ausflüsse die eigentlichen Gletscher sind. Die Grenze zwischen dem Gletscher und dem Firn oscillirt in den Alpen (nach Agassiz) um etwa 8000 Fuß; die Grenze zwischen Schnee und Firn ist weit veränderlicher und kann zwischen 9000 und 10,000 Fuß angenommen werden.

Der Uebergang aus einer dieser Regionen zur andern geht folgendermaßen vor sich. In den Hochgebirgen fällt eine große Menge Schnee; derselbe wird zum Theil durch Lawinen und Winde von den Hochkämmen weggekehrt und

in die Thäler geschleudert, wo er sich dann in gewaltigen Massen ansammelt. Die Sonne hat nicht Kraft genug, ihn in den Sommermonaten hinwegzuschmelzen, und so sammelt er sich von Jahr zu Jahr mehr und mehr in den Hochthälern

Montblanc und Chamouny.

unterhalb der Alpengipfel. Kurz nachdem der Schnee gefallen ist, verliert er seine krystallinische Gestalt und wird körnig; die anfangs sehr kleinen Körner werden allmälig größer, je mehr von dem Schmelzwasser der oberen Schichten

Die Jungfrau.

in das Innere der Masse einsickert. In einer gewissen Tiefe, welche je nach der Oertlichkeit und Jahreszeit beträchtlich wechselt, backen die Körner zusammen und bilden ein anfangs nur erst lockeres Eis, das aber bald fester wird. Das in

die Masse eindringende Wasser backt dieselbe derart zusammen, daß sie wie ein Mörtel erscheint. So wird Schnee in Eis umgewandelt. Dieses Gletschereis ist von dem Eise unserer Seen und Flüsse völlig verschieden; es ist matter, blasiger, seine

Quelle des Arveiron.

Oberfläche nicht glatt und eben, sondern rauh und höckerig, man kann deshalb auf den nicht allzu steilen oder allzu sehr zerklüfteten Stellen bequem und ohne Gefahr umhergehen. Diese Bildung der Eisoberfläche wird durch eine Menge von

Bepons-Gletscher.

sogenannten Haarspalten bedingt, welche die Masse nach allen Richtungen hin durchziehen und sie in eine Menge kleiner Fragmente zerlegen. Diese schmelzen ungleich ab und so wird die Gletscherfläche rauh und uneben; sie sieht,

in der Nähe betrachtet, wie grauer Bimsstein aus. Dagegen hat die Eismasse im Innern, wo sie gegen das Verwittern geschützt ist, eine schöne blaue Farbe.

Die Oberfläche wird von unzähligen größeren und kleineren Rinnen durchfurcht, welche sich in allen möglichen Windungen, in der Kreuz und Quer ihren Lauf bilden. Diese kleinen, krystallklaren Wasseräderchen halten kaum einen Grad Wärme und sie eilen größeren, bachartigen Wasserläufen zu, deren Bett aus durchsichtigem, hellem Gletschereise besteht. Diese stürzen dann nach kurzem Laufe in tiefe, trichterförmige Löcher, die sogenannten „Mühlen" (Moulins), und verschwinden in denselben. Diese Mühlen sind geheime Canäle, welche in allerlei Windungen und Verzweigungen bis auf den Felsengrund des Gletschers hinabreichen und den aus dem Gletscherthor hervorquellenden Gletscherbächen Nahrung zuführen. Die sanft gewölbte Oberfläche des Gletschers leuchtet und glitzert vom Reflex der Sonnenstrahlen auf dem blanken, neuen Eise; über die ganze Eishalde ist eine unendlich fieberhaft-zitternde Beweglichkeit ausgegossen und Alles flimmert. Es ist eine unheimliche Lebendigkeit, ein singendes und glurrendes Rieseln in den Rinnen, welche netzförmig diese Spiegelfläche überspinnen. Das dauert so lange die Sonnenstrahlen einwirken; sobald das Tagesgestirn hinter die Berge tritt, verstummt allgemach Alles; der kalte Hauch, welcher nun über die Eiswüste streicht, bindet die rieselnden Tropfen wieder zu Krystallen, und noch bevor es Nacht geworden, ist Alles still.

Mer de Glace du Dor.

Wer auf dem Gletscher wandert, trifft nicht selten auf Querspalten, Crevasses, welche denselben oft bis zu bedeutender Höhe durchziehen. Manche dieser tiefen Einrisse sind dermaßen durchsetzt und zerborsten, daß sie gar nicht passirt werden können; andere dagegen können, weil sie nur schmal sind, übersprungen werden. Die Gestalt dieser Schründe ist eben so verschieden wie ihre Größe. Meist laufen sie quer, in rechtem Winkel, zur Gletscherachse; einige zeigen sich nur an den Rändern, andere durchsetzen den Gletscher zum großen Theile; Längsschründe trifft man nur am Thalende der Gletscher. Je geneigter ein Gletscher ist, um so mehr Schründe hat er, aber sie reichen selten bis auf den Boden. Sie entstehen unter bedeutendem Krachen, wahrscheinlich aus verschiedenen Ursachen. Solche, die in einem Augenblicke einen ganzen Gletscher quer durchsetzen, ohne sich bedeutend zu erweitern, scheinen durch innere Spannung bedingt zu sein und dieser liegt vielleicht eine Temperaturschwankung im Innern der Masse zu Grunde.

Mit den Schründen stehen die Gletschernadeln in innigster Beziehung. Bei einem stark zerklüfteten Gletscher theilt sich oft die ganze Masse in abgesonderte Stücke; diese sind dann von allen Seiten den Einwirkungen der Atmosphäre ausgesetzt, verwittern pyramidalisch und erhalten in Folge des Schmelzens oft ganz seltsame Gestalten. Die Nadeln kommen nur bei sehr starker Neigung des Gletscherbettes vor. Manche Gletscher starren da und dort förmlich von dergleichen Nadeln, während sie weiter abwärts, wo das Thal ebener wird, wieder eine ebene Oberfläche annehmen. Es giebt aber auch stark geneigte Gletscher, die ganz eben sind. Oftmals sind die Gletschernadeln sehr spitzig und bis zu 40 oder 50 Fuß hoch, so z. B. am Gorner-Gletscher, oberhalb Zermatt im Canton Wallis, bei jenen im Chamouny - Thale, beim Rhone- und beim Grindelwald-Gletscher und manchmal nehmen sie eine Fläche von einer Viertelstunde Größe ein.

Die Gletscher sind in ihrer ganzen Ausdehnung geschichtet und jede Schicht entspricht ursprünglich einer während einer bestimmten Zeit, z. B. eines Jahres, in den Hochregionen gefallenen Schneemenge. Außer den Schichten zeigt sich dann noch im eigentlichen Gletscher ein mehr oder minder complicirtes System von parallelen Bändern und Blättern, welche oberflächlichen Rissen entsprechen und welche aus hellerm, blauerm Eise gebildet sind als die übrige Masse; man bezeichnet sie deshalb als blaue Bänder, und sie sind in der Mittelregion der Gletscher am deutlichsten. Gegen das Ende des Gletschers hin verwischen sie sich allmälig; dort wird das gesammte Eis durchsichtiger, compacter und blauer.

Alle hohen Alpenthäler wären schon längst völlig mit Eis ausgefüllt, wenn nicht durch eine langsame, aber stetige Bewegung die in den hohen Regionen abgelagerten Schneemassen in tieferliegende Gegenden vorrückten, wo sie dann un-

ter Einwirkung einer höhern Temperatur zerschmelzen. Diese Bewegung geht in der Richtung des stärksten Falles nach den Gesetzen der Schwere vor sich, aber diese Bewegung verlangsamt sich von oben nach unten. Sie ist durch die Abdachungsverhältnisse der Gletscherbetten bedingt und deshalb sehr verschieden. Im Allgemeinen bewegt sich der Gletscher in der Mitte seines Körpers rascher als an beiden Uferseiten, in der Höhe stärker als in der Tiefe. Agassiz schreibt: „Die Verschiedenheit in der Schnelligkeit der Bewegung von Gletschermassen, welche in querer oder Längsrichtung in einer Linie liegen, verbunden mit der Form der Thäler und den Temperaturverhältnissen, in denen ein Gletscher sich findet, sind die Ursachen aller jener Mannichfaltigkeiten, welche die Gletscher in Hinsicht der Bewegung zeigen. Die anfangs in den Schneefeldern fast horizontal liegenden und quer begrenzten Schichten nehmen in Folge des Zurückbleibens der Ränder eine gebogene Form an; zugleich richten sie sich, besonders an den Rändern, in die Höhe, so daß man sie unter mehr oder minder spitzem Winkel ins Innere des Gletschers einfallen sieht, während ihr unterer Rand als Bogen oder Spitzbogen auf dem Gletscher sich abzeichnet. Andererseits wird das Eis stets fester, verliert seine Elasticität und splittert deshalb in der Richtung der Bewegung. Die dadurch entstandenen Risse füllen sich mit gefrierendem Wasser und bedingen so die blauen Bänder, welche nur deshalb blau sind, weil sie von einem Wassereise gebildet werden."

Das *Fortrücken* auf dem großen Aargletscher, wo Agassiz zu verschiedenen Malen in den Monaten Juli bis September Messungen und Beobachtungen anstellte, betrug täglich etwa 8 Zoll; Forbes fand bei einigen Gletschern des Montblanc eine noch raschere Bewegung. Es läßt sich jedoch keine normale Durchschnittszahl aufstellen, weil der Einfluß der mittlern Jahrestemperatur stark einwirkt. Nach den von Ziegler am Grindelwaldgletscher angestellten Beobachtungen über die Bewegung im Winter zeigte sich dieselbe im Januar am schwächsten, etwas entschiedener im December, bedeutend lebhafter im Februar und mit gesteigerter Zunahme im März und April. Es scheint, als ob jeder Gletscher im Winter ziemlich ruhe und dann im Frühjahr seine Thätigkeit wieder aufnehme. Aber nicht bloß im Allgemeinen an der Oberfläche ist die Bewegungsfähigkeit der Gletscher eine verschiedene, sondern auch nach der senkrechten Tiefe hin, so daß die größte Bewegung an der Oberfläche sich zeigt, eine verminderte in der Mitte und die geringste in der dem Felsboden aufliegenden Tiefe.

Nach den bisher angestellten Untersuchungen scheint vorzugsweise die von oben herab drängende, drückende Schwere der hinter dem Gletscher lagernden ungeheuern Schneemassen die vorzugsweise und unaufhörlich wirkende Triebkraft zu sein, welche den Eisstrom in Bewegung erhält. Demnächst mag das Weichen der Massen an den Sturzschwellen und an der Front weitere Ursache zum leichtern Nachrücken geben. Auch die durch die Haarspalten bedingte größere Nachgiebigkeit des Eises mag zu der auffallenden Erscheinung der *Gletscherwanderungen* das Ihrige beitragen.

Aletsch-Gletscher.

Die Eisströme, denn so kann man die Gletscher bezeichnen, sind für die Alpenbewohner überall nicht gefährlich, wo sie in geneigten Gebirgsrinnen sich fortbewegen. Ganz anders mit solchen, welche aus der Höhe herab eine Zeit lang ihren Weg normal fortsetzen, aber dann plötzlich ihren Weg verlieren, weil das Gestein, auf welchem sie ruhen, jäh abfällt. Dann wird der Gletscher „hangend", er bricht an der Sturzwand trümmerweise los und stürzt als *Gletscherlawine* ins Thal.

Durch Verwitterung, Lawinen und die Bewegung der Gletscher selbst werden beständig von den Thalwänden Felsstücke abgelöst. Sie rollen auf die Gletscherfläche und bilden dort den Rändern entlang, indem sie durch die Bewegung fortgeschafft werden, lange Wälle. Das sind die sogenannten *Moränen*. Firn und Gletscher haben eine ausstoßende Kraft und leiden keine fremden Stoffe in ihrem Körper; was Jahre lang in Firnschründen begraben lag, wird durch die Abschmelzung der Oberfläche und den gleichsam hebenden Druck im Fortrücken nach und nach auf den Rücken des Eiskörpers gebracht; so auch die Felsenbrocken.

Man unterscheidet dreierlei Arten von Moränen: Seitenmoränen oder *Gaudecken*; Mittelmoränen oder *Guffer*-

linien; Endmoränen oder Stirnwälle. So lange ein Gletscher einfach ist, hat er nur zwei Gandecken und einen Stirnwall; wo aber zwei Gletscher mit ihren Gandecken in einem gemeinschaftlichen Thale zusammentreffen, dort mischen sich am Vereinigungspunkte die zugewandten Gandecken mit einander und bilden eine Gufferlinie, welche dann über die Mitte des Gletscherrückens hinabläuft. Dasselbe Verhältniß wiederholt sich, sobald ein zweiter, ein dritter Gletscher hinzukommt; es bildet sich dann eine zweite, eine dritte Gufferlinie, und manche große Gletscher haben deren fünf bis sechs. Die Mächtigkeit dieser Wälle hängt ab von der Ausdehnung des Gletschers, welcher sie trägt, von der Höhe der Berge und der Beschaffenheit des Gesteins der Thalwände. Die Moränen sind in der Nähe des Gletscherendes breiter als in der Höhe, weil sie, wenn die Bewegung langsamer wird, sich zusammenstauchen und seitlich ausbreiten.

Die vereinzelt auf der Gletscherfläche liegenden Trümmer bieten merkwürdige Erscheinungen dar. Sobald sie eine gewisse Höhe haben, beschützen sie das unter ihnen liegende Eis gegen Sonne, Regen, Schmelzen und Verdunsten. Durch diese nimmt dagegen die umliegende Gletscherfläche ab und so geschieht es, daß solch ein Steinblock, eine Gneis- oder Schieferplatte über die Fläche erhaben ist, indem sie auf einer Eissäule, einem Eispfeiler, ruht; dieser bildet den Fuß

Matterhorn.

Das Breithorn mit dem Gorner-Gletscher.

des Gletschertisches, welcher von letzterm gegen Sonne und Regen geschützt wird. Solch ein Tisch sieht aus wie ein kolossaler Pilz. Auf dem Unteraargletscher maß Agassiz solche Fußgestelle von 8 Fuß Höhe; Berlepsch, auf dem Theodulgletscher, unterhalb des Matterhorns („Globus" XVII, S. 323), Platten von 20 Fuß Länge und 6 Fuß Breite. Manchmal ist das Eisgestell so dünn, daß man glaubt, diesen „Fuß des Tisches" umstürzen zu können.

Die Gletscherbäche führen feinen Sand mit sich. Wenn derselbe sich in einer Vertiefung ansammelt und dort eine zusammenhängende Schicht bildet, dann wirkt dieser Sand, sobald der Bach seinen Lauf ändert, ganz so wie ein Gletschertisch, d. h. er beschützt die Gletscherfläche, so weit er liegt, gegen Schmelzen und Verdunsten. Solch eine anfangs vertiefte Fläche erhebt sich dann über das umliegende Eis, wird convex und bildet zuletzt sogenannte Sandkegel, welche Maulwurfshügeln gleichen und manchmal eine Höhe bis zu 12 Fuß haben. Dort hingegen, wo der Sand keine zusammenhängende Schicht bildet, beschleunigt er die Schmelzung, und deshalb zeigt auch häufig der Gletscher in der Nähe der Moränen eine Einsenkung.

Manche von den Trümmern, welche auf die Oberfläche des Gletschers fallen, bleiben nicht auf derselben liegen, sondern fallen in Seitenspalten, Oeffnungen und Höhlungen, und es kommt vor, daß ganze Moränen auf solche Weise verschwinden. Derartige Trümmer werden zumeist durch die Reibung unter dem Gletscher zermalmt und bilden eine Schlammschicht, welche man fast unter allen Gletschern zwischen dem Eis und dem Felsboden findet.

Die Gletscher üben auf die Wände und den Boden des

Thales, welches sie einnehmen, eine starke Einwirkung. Sie schleifen Felsen glatt und kratzen in dieselben eine Menge gerader, feiner, meist paralleler Linien ein. Die „Streifen“ folgen immer der Richtung, welche der Gletscher, der Beschaffenheit des Bodens gemäß, in seiner Fortbewegung nehmen mußte. Sodann bemerkt man am Gestein weite Längsfurchen, welche aussehen, als ob sie mit einem Hobel gestoßen wären; ihre Oberfläche ist gleichfalls geschliffen und glatt. Andere gewundene Furchen, welche man nur auf Kalkgestein antrifft, sind die Schratten- oder Karrenfelder; sie sind entstanden durch Erosion des Gesteins, welche durch Regen- und Schneewasser bedingt sind.

Das wirkliche Wesen und Aussehen eines Gletschers ist bildlich sehr schwer auch nur annähernd wieder zu geben, und Berlepsch hat ganz recht, wenn er sagt: „Immer ist der Raum selbst der größten gemalten oder gezeichneten Gebirgslandschaft zu klein, um selbst entfernt die gigantische Größe eines Gletschers in seinem erschreckenden Maße anzudeuten; die Verhältnisse werden immer kleinlich, nichtssagend. Höchstens vermag das Stereoskop, wenn recht vorzügliche Partialaufnahmen eingeschoben werden, theilweise eine Idee von der Großartigkeit dieses Phänomens zu geben.“ Aber die Zeichnungen, welche wir von Gletschern haben, zeigen doch die charakteristischen Formen der Eisströme und der Gebirgsriesen mit ihren Zinken und Nadeln, Riffen und Kämmen. Ausgebildete, alle kennzeichnenden Merkmale an sich tragende Gletscher findet man vorzugsweise in den Centralstöcken der Alpen, und die größten und umfangreichsten Gletscherreviere sind die Centralmassen des Mont Blanc, der Walliser und Berner Alpen, der Bernina in Graubünden und die Oetzthaler Gruppe in Tirol. Bedeutende Gletscher ersten Ranges treten außerdem auf in den grajischen Alpen Savoyens, in der Tödi-Gruppe auf der Grenze von Uri, Glarus und Graubünden, in der Centralmasse des Adula oder Rheinwaldhornes, in der Silvretta-Gruppe im Unter-Engadin, in der Ortler-Gruppe und den Tauern der Salzburger und Kärnthner Alpen. Bergzüge, welche in ihrer mittlern Erhebung die Schneegrenze (7000 bis 8000 Fuß) nicht überschreiten, sind ohne Gletscher. Die Gletscher in der Gruppe des Mont Blanc können sich mit denen der Berner oder der penninischen Alpen nicht messen. Am Fuße liegt das tiefe, schmale und enge Hochthal von Chamouny. Aus den verschiedenen Bächen der Gletscher, welche einander folgen, bildet sich die Arve, welche das Thal durchströmt. Eine Hauptgletschermasse wird als Eismeer, Mer de Glace, bezeichnet; der untere Theil derselben wird als Glacier des Bois bezeichnet, und aus ihm entspringt der Arveyron, dessen Quelle meist ein hohes Eisgewölbe bildet. Das Gewölbe, in welchem derselbe entspringt, ist wunderbar schön. Als Agassiz dasselbe besuchte, war es herrlicher als je, da nur wenige Tage zuvor ein Eissturz im Innern die Wände erhöht und ihre Oberfläche aufgefrischt hatte. Der Bach, welcher dem Eisgewölbe entströmt, ist sehr mächtig und, wie alle Gletscherbäche des Mont Blanc, blendend weiß, weil sie alle über Granit rinnen und weißen Quarzsand mit sich führen.

Roselaui-Gletscher.

Der Aletsch-Gletscher ist der gewaltigste in den Berner Alpen. Im Süden steht, als Thorpfeiler des weiten Firnthales, das riesige, 12,874 Fuß hohe Aletschhorn, der Jungfrau gegenüber, und seine fast genau von Nord nach Süd streichende Kette trennt den Gletscher von dem westlicher gelegenen Mittel-Aletsch-Gletscher. Agassiz bezeichnet den Aletsch-Gletscher, sowohl seiner ganzen physischen Beschaffenheit wegen, als auch seiner Größe und Verbindungen halber als einen der wichtigsten Gletscher in der Schweiz; Berlepsch bezeichnet denselben als den größten und ausgebildetsten Gletscher Europas.

Das Matterhorn, der große Mont Cervin („Globus“ XVII, S. 324) gehört zur Gruppe des Monte Rosa, jener gewaltigen Gebirgskette, welche sich als Scheidemauer im Süden des Wallis, zwischen dem Simplon-Paß östlich und dem St.-Bernhard-Passe westlich ausdehnt, — ein ungeheurer, vergletscherter Wall, dessen Hauptpunkte der Monte Rosa mit 14,220 Fuß und das Matterhorn (13,850, nach anderen Messungen 13,901 Fuß) hervorleuchten. Dasselbe bildet die schönste, kühnste und imposanteste Felsenpyramide, welche die Alpen überhaupt aufzuweisen haben. Dieser

riesige Felsenthurm überragt die umliegenden Höhen um mindestens 5000 Fuß. Seine steilen, scharfkantigen Wände fallen fast senkrecht ab, und deshalb ist der Gipfel nicht zu ersteigen. Oestlich von diesem Bergriesen steht das kleine Matterhorn, welches eine Höhe von etwa 12,000 Fuß hat. Dieser kleine Mont Cervin sendet zwei durch einen Kamm getrennte Gletscherzuflüchte zum großen Gorner-Gletscher. Sein östlicher Nachbar ist das prächtige Breithorn, eine der großartigsten Hochgebirgsformationen, welche überhaupt vorhanden sind, 12,766 Fuß hoch. Zwei von ihm herabkommende Gletscher senken sich als Zuflucht zum Gorner- oder Zermatt-Gletscher herab. Dieser ist nach seiner horizontalen Ausdehnung über vier Stunden lang und gehört zu den großartigsten Erscheinungen der Alpenwelt. Aus seinem Gletscherthore strömt die Visp hervor. Eine so ungeheure Eismasse, welche in ein bebauetes Thal, in Aecker und Wiesen vordringt, hat etwas Imposantes. Winter und Sommer scheinen hier ihrem ewigen Streit entsagt und sich brüderlich die Hand gereicht zu haben. Der Gletscher endet etwa eine halbe Stunde Wegs oberhalb Zermatt in einer Thalerweiterung. Er hat dort noch eine Breite von etwa zehn Minuten und ist von Blöcken verschiedener Gesteine überdeckt; an vielen Stellen ist das Eis bis zu 80 und mehr Fuß mächtig. Das Hauptthor, aus welchem die Visp strömt, ist weit, geräumig und von prächtig blauer Farbe.

Der Roserlaui-Gletscher in den Berner Alpen liegt an seinem Fußende 4688 Fuß hoch. Er dringt aus den Firnanhäufungen zwischen dem Dossen-, Well- und Gstelli-Horn hervor und hängt in seiner Tiefe mit dem Gauli-Gletscher zusammen. Man rechnet ihn zu den schönsten Gletschern, weil seine Formen außerordentlich zerklüftet sind und sein reines Eis schön gefärbt ist. Er wird von keiner Moräne verunreinigt und seine Spalten prangen im schönsten Ultramarin *).

*) Agassiz, Geologische Alpenreise, verfaßt von Desor. — Die Schweiz in Natur und Lebensbildern. Dargestellt von H. Berlepsch. Jena. Costenoble. — Nicht minder empfehlenswerth ist die „Schweizerkunde; Land, Volk und Staat, geographisch-statistisch, übersichtlich vergleichend dargestellt," von H. A. Berlepsch, Braunschweig bei Bruhn. Das Buch ist ein reiches Arsenal zur Kunde der Schweiz in ihren allseitigen Verhältnissen. Reisenden empfehlen wir angelegentlich desselben Verfassers „Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz", Hildburghausen im Bibliographischen Institut.

Die Erfolge der Missionen und der Missionäre.

Haben die Missionen unter Heiden, Juden und „Namenchristen" gründliche und wirkliche, nicht bloß scheinbare Erfolge aufzuweisen? Ueber diese Frage wird seit längerer Zeit sehr eifrig hin und her gestritten, und die Missionsblätter der verschiedenen Kirchen und Secten sehen sich oftmals veranlaßt, gegen die mancherlei Angriffe sich zu vertheidigen.

Ihre Gegner werfen ihnen Mancherlei vor, namentlich auch Mangel an anthropologischem Verständniß der verschiedenen, seelisch und geistig sehr verschieden angelegten und begabten Menschengruppen. Ihr scheert, so sagt man ihnen, Alles über einen und denselben Kamm; Ihr verfahrt, als ob Ihr mit einem uniformen, abstracten Menschen zu schaffen hättet und muthet Allen ohne Ausnahme dasselbe zu. Was Ihr lehrt, ist vielen Völkerstämmen unverständlich, weil sie es nicht begreifen können; Ihr bringt nur Irrung und Ungewißheit in das Hirn solcher Leute; sie sind außer Stande, das, was Ihr ihnen vorpredigt, sich geistig zu assimiliren, es zu verdauen. Was Ihr als Erfolg rühmt, ist zum großen Theil rein äußerlich; Ihr seid nur allzu geneigt, Euch in salbungsvollen Phrasen und einem Euch eigenthümlichen Jargon zu ergehen und Scheinerfolge für wirkliche Erfolge auszugeben. Ihr habt für Alles stereotype Redensarten; wenn Ihr vermeint Seelen gewonnen, Heiden bekehrt zu haben, so hat Gott der Herr Großes gethan und die Wege der Vorsehung sind unverkennbar; sind aber die Heiden hartnäckig, dann ist lediglich „Satan, der Herr dieser Welt" daran schuld; der Böse durchkreuzt und vereitelt den Willen des allmächtigen Gottes. Im Ganzen genommen habt Ihr seit einem Jahrhundert herzlich wenig Reelles ausgerichtet; Eure Bekehrungen bei den Indianern sind im Grunde nur nominell, und wenn einmal die unmittelbaren Einwirkungen fehlen, bleibt ein Rückschlag nicht aus. Auf einen Schwarzen, den Ihr in Afrika unter Eure Communicanten aufnehmt, gewinnen die Mohammedaner mindestens einhundert Köpfe. Unter den Anhängern des Propheten von Mekka habt Ihr, trotz aller Bemühungen, wenn es hoch kommt, überhaupt kaum eintausend Seelen in der weiten Welt für Euch gewonnen. Was an Juden zum Christenthum übertritt, ist nur ausnahmsweise durch Eure Judenmissionäre dazu veranlaßt worden und verläßt den alten Jehovah aus sehr verschiedenen Beweggründen. In der Südsee habt Ihr nominell zahlreiche Bekehrungen aufzuweisen, aber das Volk stirbt hinweg, und auf mehr als einer Insel haben protestantische Neubekehrte mit katholischen und umgekehrt blutige Fehden geführt über Dogmen, welche überhaupt für Jedermann unbegreiflich sind, und am allerwenigsten verständlich für Wilde, welchen Ihr sie als zur Seligkeit unbedingt nöthig dem Wortlaut nach eingelernt habt. Unter den Anhängern Brahma's richtet Ihr wenig aus, und jede Hinduseele, die Ihr zu den Eurigen rechnet, hat einen Kostenaufwand von 10,000 Pfund Sterling verursacht. In Ostafrika habt Ihr unter den Wanika binnen dreißig Jahren kaum einige Dutzend Schwarze vermocht, in Euer Bethaus zu Kisuludini bei Mombas zu kommen. Bei den Kaffern, die Euch viel zu rationalistisch entgegentreten, richtet Ihr für vieles Geld herzlich wenig aus; die Hottentoten reden Euch nach, was Ihr wollt, und glauben nebenher an die Götter und Teufel ihrer Vorfahren. In Südamerika werden die Bilder der alten Volksgötter unter den christlichen Altar gelegt und hoch verehrt. Das Christenthum ist überall nur nominell, ist nicht einmal bis in die Oberhaut gedrungen und beschränkt sich auf das Mitmachen der Gebräuche des Cultus. Wer überhaupt näher zusieht und den Dingen auf den Grund geht, wer Eure stereotypen Floskeln und salbungsvollen Redensarten für das nimmt, was sie werth sind, gelangt zu der Ueberzeugung, daß man die Erfolge, welcher Ihr Euch rühmt, um reichlich 90 Procent reduciren muß, um ein reelles Facit zu erhalten. Schlimm ist auch, daß Ihr, Katholiken und Protestanten, einander in den Haaren liegt und Euch, wo Ihr könnt, gegenseitig das Spiel verderbt, daß „Ketzer" und „papistische Römlinge" eifrig beflissen sind, einander Heiden- und Judenseelen abzujagen. In dem ganzen Treiben herrscht überhaupt viel frömmeln-

der Humbug. Seit Anfang dieses Jahrhunderts sind mehr als 100,000,000 Thaler Missionsgelder verausgabt worden zur „Bekehrung“ von allerlei Heiden, Juden, Mohammedanern, Nestorianern und Armeniern, als welche letztere beiden nicht den „wahren“ Christenglauben hätten. Ihr schweift in die weite Ferne, legt allerlei Sprüche der Bibel aus, wie es Euch gerade paßt, und vernachlässigt darüber Eure eigenen Landsleute, bei welchen doch so Vieles zu thun wäre. Ihr seid zwar sofort bei der Hand, Jeden, der mit Eurem Verfahren nicht einverstanden ist, als einen Ungläubigen und Spötter hinzustellen, aber damit legt Ihr die Kritik nicht lahm, beseitigt Ihr die Thatsachen nicht. Das ganze Missionswesen, wie es nun geworden ist, bietet auch viele pathologische Erscheinungen dar und ist von Manchen sogar als eine psychologische Verirrung hingestellt worden. —

Das Hauptorgan der Missionen, welche von Seiten der anglikanischen Hochkirche unterhalten werden, der „Church Missionary Intelligencer“ (Februar 1871), sieht sich veranlaßt, diesen Vorwürfen zu begegnen. Seinen Aufsatz überschreibt er: „Die letztverflossenen funfzig Jahre. Hat die große Sache der wahren Religion Fortschritte oder Rückschritte gemacht?“ Auf das innere Wesen geht er freilich nicht ein und die „papistischen“ Missionen bleiben völlig unerwähnt, da sie ja, anglikanischen Vorstellungen zufolge, mit der „wahren“ Religion nichts zu schaffen haben, wie denn auch die Anglikaner von Seiten der „Römer“ als Irrgläubige betrachtet werden. Erbaulich ist das freilich nicht, aber es ist einmal.

Der „Intelligencer“ mischt viel Redensarten des bekannten Schlages ein; er spricht von Jezebel und Elijah, von Isaschar, Zebulon und Naphthali; von Satans Usurpation und von Immanuel's Suprematie, von Brot, das auf Eseln gebracht wurde, auf Kameelen, Maulthieren und Ochsen, von Fleisch und Mehl und Feigenkuchen, von Trauben, Wein, Oel, Ochsen und Schafen in großer Menge, und daß der Herr Herr große Dinge gethan, darob wir fröhlich sein können. Er spricht von den Kindern Isaschar, als welche ihre Zeit verstanden und gewußt hätten, was gut war für Israel rc. Wir müssen dergleichen Dinge mit hinnehmen, um auf die Zahlenangaben zu kommen. Der „Intelligencer“ hat eine Uebersicht der protestantischen Missionen und der Missionäre gegeben, und aus dieser wollen wir das Hauptsächliche zusammenstellen. Manchem, der sie näher betrachtet, drängt sich vielleicht die Ueberzeugung auf, daß mit einem geradezu ungeheuern Geldaufwande ein ungemein dürftiges Resultat erzielt worden sei, namentlich wenn man erwägt, „daß die Kirche Christi es auf eine Eroberung der ganzen Welt abgesehen hat, in welcher der Herr als Universalkönig herrschen soll.“

Die Schule der Zweifler, sagt der „Intelligencer“, prahlt groß und ist arrogant; die evangelische Christenheit sei entmannt und habe ihre Kraft verloren. Wir aber wollen uns erheben, wie einst Josua gethan.

Die Bewegung begann 1792, als die englischen Baptisten ihre Mission gründeten; es folgten 1795 die englischen Independenten; die Londoner Missionsgesellschaft; 1796 die schottische und gleichzeitig die Glasgower; die holländische 1797; die evangelischen englischen Episcopalen mit der Church Missionary Society 1800; die Baseler 1816; jene der englischen Wesleyaner 1817; jene der Kirche von Schottland 1824. Seitdem sind in England noch 5 kleinere Missionsvereine gegründet worden, 5 in Schottland, 1 in Irland, 8 in Deutschland und der Schweiz, 1 in Holland, 1 in Norwegen, 2 in Schweden.

Diese dreiunddreißig europäischen Missionsgesellschaften hatten im Jahre 1866, nach des Nordamerikaners Anderson Zusammenstellung, eine Einnahme von viertehalb Millionen Dollars, sage fünf Millionen Thaler.

Eine Missionsgesellschaft hat Zahlenangaben über die Anzahl der Bekenner verschiedener Religionen mitgetheilt; sie nimmt die Ziffer 1263,574,000 für die gesammte Menschenmenge an. Davon sind

Heiden	816,915,000	Seelen
Christen aller Art.	334,754,000	„
Mohammedaner . .	105,688,000	„
Juden	6,216,000	„

Das „Bulletin du Monde chretien“ zählt 48 protestantische Missionsgesellschaften auf mit 8600, oder nach anderen Angaben 9415 Missionären, Katecheten und Missionsgehülfen.

Die Zahl der „Bekehrten“ (sogenannter Heiden, Juden, Mohammedaner und Namenchristen), also unter etwa 950 Millionen Seelen, beträgt nach einigen Angaben 319,000, nach anderen 318,000, nach wieder anderen 419,000 Seelen; 235,000 oder 250,000 Schüler und Katechumenen. Jahreseinnahme 4,464,000 Dollars.

Von diesen Gesellschaften entfallen 16 auf Amerika. Diese haben 2388 amerikanische und eingeborene Missionäre, 54,000 Bekehrte, 220,000 Schüler und Katechumenen; Einkünfte jährlich 1,100,000 Dollars.

Auf England und das europäische Festland kommen 32 Gesellschaften mit 7027 europäischen und eingeborenen Missionären, 264,000 Bekehrten, 213,000 Schülern und Katechumenen; Jahreseinnahme 3,361,000 Dollars.

Die gesammten Jahreseinnahmen werden etwa 4,470,000 Dollars, also zwischen 6 bis 7 Millionen Thaler betragen.

Im Verlaufe der letztverflossenen 20 Jahre ist die Zahl der Missionäre um ein Drittel, jene der Vereine um ein Viertel, die der Einnahmen um ein Sechstel gestiegen. England trägt zu denselben ein Drittel bei, Amerika ein Sechstel, auf die übrigen oben genannten Länder entfällt gleichfalls ein Sechstel. England bezieht einen nicht unbeträchtlichen Vorrath an Missionären aus Deutschland.

Nicht weniger als 7 Missionsvereine haben es auf die Rettung der Judenseelen abgesehen. Ihre Bemühungen haben einen äußerst geringen Erfolg, eigentlich so gut wie gar keinen. Sie verwenden zumeist getaufte Juden als Missionäre, die sehr gut bezahlt werden und wenigstens für sich selber gute Geschäfte machen. Die Gläubigen geben zum Zwecke der Judenbekehrung jährlich mehr als 350,000 Thaler, während in manchen Jahren nicht ein halbes Dutzend Bekehrungen und diese obendrein zum Theil von zweifelhaftem Charakter bewerkstelligt werden. Die Londoner Judenbekehrungsgesellschaft hat 14 ordinirte und 20 nicht ordinirte Missionäre, Ausgaben 33,879 Pf. St.; — die britische Judengesellschaft 12, Ausgaben 7621; es entfallen also auf jeden ihrer Missionäre etwa 4000 Thaler jährlich. — Die Church of Scotland Jewish scheme 10, mit 4660 Pf. St. — Free Church of Scotland Jewish scheme 6, mit 4159 Pf. St.; — die Judengesellschaft der irischen Presbyterianer 7, mit 2358 Pf. St. Dazu kommen die holländischen mit 3 und die Berliner gleichfalls mit 3 Missionären.

Diese sieben Judenbekehrungsvereine haben binnen zehn Jahren viertehalb Millionen Thaler verausgabt. Es wäre von Interesse zu erfahren, wie viele Bekehrungen sie gemacht haben, wie viel an Geld und äußeren Vortheilen den Uebergetretenen zu gute gekommen ist, und wie große Summen in die Taschen derjenigen getauften Juden geflossen sind, welche als Bekehrer ihrer vormaligen Glaubensgenossen verwandt werden. Der Bericht vergißt mitzutheilen, wie

viele Juden „an die Lagerfeuer von Immanuel's Armee" gekommen sind.

Auch das weibliche Geschlecht hat Missionsvereine gegründet. Die Ladies Association für Frauenerziehung in Indien und Afrika hat 6 Missionärinnen, 34 eingeborene Gehülfinnen und 2595 Schülerinnen; Einkünfte 3088 Pf. St. Diese hat ihren Sitz in London; andere in England wirken in China, Westindien &c. Auch Berlin hat eine solche Frauenmission für den Osten und für China. Alle zusammen haben eine Jahreseinnahme von mehr als 60,000 Thaler. Jene in Amerika sammeln gleichfalls viel Geld. Sie wirken zumeist mit den Missionären gemeinschaftlich, aber jene in Neuyork wirkt für sich und verausgabt jährlich etwa 90,000 Dollars; sie unterhielt 1869 schon 19 Missionärinnen.

Die nachfolgende Tabelle umfaßt 41 europäische und 17 amerikanische Missionsgesellschaften. Die ersteren haben 1841, die letzteren 463 Missionäre in Thätigkeit; dazu kommen 339 und 223 ordinirte Eingeborene. Im Ganzen wirken für die protestantischen Vereine 2866 ordinirte Personen als Missionäre.

Vereine.	Europäische Missionäre.	Einnahme 1869.	
Church Missionary Society	203	155,193	Pf. St.
Society for the Propagation of the Gospel	70	106,435	"
London Missionary Society	156	101,369	"
Wesleyanische Missionsgesellschaft	543	89,000	"
Baptisten-Missionsgesellschaft	48	30,556	"
Schottische Kirche	8	9,993	"
Freie schottische Kirche	25	15,352	"
Vereinigte schottische Presbyterianer	40	27,540	"
Herrnhuter	134	90,750	Dollars.
Baseler evangelischer Missionsverein	71	190,236	"
Rheinische Missionsgesellschaft	56	59,563	"
Französischer evangel. Missionsverein	21	214,390	Francs.
Leipziger lutherischer Missionsverein	16	49,500	Dollars.
Berliner Missionsgesellschaft	33	54,513	"
	Amerikanische Missionäre.		
American Board	145	525,251	Dollars.
Presbyterian Board	84	338,361	"
Südliche Presbyterianer	11	29,045	"
Vereinigte Presbyterianer	18	50,624	"
Episcopal Board	13	88,342	"
Method. Episcopal Board	58	187,863	"
Baptisten-Union	45	200,963	"
Reformed Dutch Board	16	81,410	"

Aus der „Statistik der neun Missionsfelder" wollen wir das Nachstehende mittheilen.

1) Das westliche Asien und die Türkei. Dort „arbeiten" nur Amerikaner: 59 Missionäre mit 43 einheimischen Gehülfen, zusammen 107; sie besorgen 72 Kirchen und haben 3923 Communicanten. Bei den Mohammedanern richten sie gar nichts aus; sie wollen armenische Christen zum „wahren" Christenglauben bekehren. Außer diesen Arbeitern des American Board haben auch die Presbyterian- und die Episcopalmethodisten 6 „Arbeiter" in jenen Gegenden, „aber sie haben äußerst geringe Resultate aufzuweisen."

2) Indien, Birma, Siam, Ceylon. Diese Gegenden sind ein Hauptfeld für die anglikanischen Missionäre. Diese haben dort 125 europäische Missionäre, 67 ordinirte Eingeborene, 1571 eingeborene Helfer, 12,621 Communicanten, 25,515 Kinder besuchen ihre Schulen. Die amerikanischen Baptisten arbeiten mit 36 europäischen Missionären und 79 ordinirten Eingeborenen; sie haben 19,838 Communicanten und 4737 Schüler, beide zumeist unter den Karens, im nördlichen Hinterindien. — Wir übergehen die einzelnen Vereine und bemerken nur, daß auf die Baseler Mission 39 europäische Missionäre mit 1866 Communicanten, auf die Leipziger 16 mit 9291, auf die Berliner Goßner'sche Mission 9 mit 4700 Communicanten kommen.

In diesen beiden „Feldern" sind nicht weniger als 503 europäische Missionäre thätig; sie hatten es bis zu 87,472 Communicanten gebracht unter den etwa 250 Millionen Seelen, welche in jenen Gegenden leben.

3) Für den Indischen Archipelagus entfallen auf 59 europäische Missionäre 558 Communicanten. (— Hier sind die Angaben offenbar zu gering; die Zahl der Bekehrten auf Nias und in Minahassa auf Celebes ist sicherlich etwas beträchtlicher. —)

4) China und Japan. 83 amerikanische Missionäre haben 2680 Communicanten, die der europäischen Vereine 85 und 3498 Communicanten.

5) Afrika, Madagaskar und Mauritius. Die Londoner Gesellschaft hat dort 46 Missionäre und 12,932 Communicanten; die Wesleyaner haben 68 mit 18,319, die Herrnhuter 23 mit 2042, die Baseler 18 mit 805, die chinesische Mission 33 mit 1800, die evangelische der Franzosen 19 mit 1670 Communicanten. „Man darf noch nicht sagen, daß das Werk in jenem Boden Wurzel geschlagen habe."

6) Die Inseln im Großen Ocean. Diese sind von vier Vereinen in Arbeit genommen worden. Sie rühmen sich, zusammen 85,065 Insulaner bekehrt zu haben. Reisende und Beobachter, welche außerhalb der Missionen stehen, behaupten seit Jahren, daß die vielgepriesene Christianisirung dort eine zum großen Theil nur scheinbare und ganz oberflächliche sei. Da die braunen Polynesier ohnehin durch den Contact mit der Civilisation nach und nach aussterben, wird das „Feld" bei ihnen auf die Dauer unfruchtbar werden. Vier Vereine unterhalten dort 305 Missionäre. Dazu kommen noch 15, welche von kleineren Gesellschaften ausgesandt worden sind.

7) Nordamerika, Grönland und Labrador. In diesen weiten Regionen arbeiten 109 Missionäre, sie haben es im Ganzen bis zu 16,600 Communicanten gebracht.

8) Westindien und die Küsten. Die Europäer haben dort 172 Missionäre mit 67,004 Communicanten, zumeist Neger; die Amerikaner 9 mit höchstens 500.

9) Südamerika. Auf 278 Communicanten in diesem Erdtheile kommen 15 amerikanische Missionäre.

In Summa entfallen in diesen Regionen auf 1899 europäische und 907 eingeborene Missionäre 291,449 Bekehrte. Von jenen kommen auf Asien 837, Afrika 410, Amerika und Südsee 652.

In jedem Jahrzehnt erfordern diese Missionen einen Kostenaufwand von 60 bis 70 Millionen Thalern, und in Bezug auf die Geldsammlungen bleibt der Erfolg unbestreitbar.

Aus der Literatur des Nihilismus.

Kritische Beleuchtung des Tschernyschefsky'schen Romans: „Was thun?" (Что дѣлать?)

Von **K. D. Schedo-Ferroti.**

II.

2.

Das Programm der „Jungfrau wie sie sein sollte" streng einhaltend, leben Madame Lopuchoff und ihr Gemahl wie Bruder und Schwester, was vom Autor in besonders eingehender Weise beschrieben wird, indem er erzählt, wie sie sich nur in der „neutralen" Stube begegnen, wie sie Abends von einander Abschied nehmen und des Morgens nie anders als sorgfältig gewaschen und gekämmt zum Thee zusammenkommen.

Da Lopuchoff seine medicinische Carriere aufgegeben, so muß das junge Ehepaar vom Ertrage der Privatstunden leben, die der dimittirte Student in der Stadt giebt, wobei ihm seine Frau durch Musikunterricht nachhilft, so daß sie ein ziemlich hinreichendes Einkommen von ungefähr 80 Rubel monatlich haben. — Diese Beschäftigung genügte aber dem thätigen unternehmenden Geiste Wéra's durchaus nicht, und darum faßt sie den Entschluß, eine Nähewerkstatt zu gründen. — Durch die Protection ihrer Freundin, der früher erwähnten Demoiselle Julia, gelingt es ihr, eine Menge Kunden zu erlangen, und so sehen wir die Nähewerkstatt bald in voller Thätigkeit.

Ganz selbstverständlich ist das Unternehmen nicht auf dem abscheulichen Principe der Exploitation der Arbeitskraft durch das Capital, sondern auf rein communistischer Basis und der Idee einer vollkommenen Gleichberechtigung begründet. — Die jungen Mädchen, die als Arbeiterinnen in den Verband treten, bringen natürlich nichts mit als ihre zwei Hände, und so bestreitet Wéra Pavlovna sämmtliche Auslagen für Miethe des Arbeitslocales, Möbel, Hausgeräth, Wäsche u. s. w., was alles unerläßlich ist, da die Mitglieder des „Phalanstere" gemeinschaftlich wohnen.

Trotz dieser Geldopfer und dem selbstverständlich damit verbundenen Risico im Falle, daß das Unternehmen mißlänge, respectirt die Gründerin das Princip der Gleichberechtigung zu sehr, als daß sie irgend etwas vor den anderen Arbeiterinnen voraus hätte. — Jede, und Wéra gleich den anderen, bekommt einen dem Grade ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes entsprechenden fixen Gehalt, und erhält außerdem, am Ende jeden Monates, ihren Antheil an dem Nettogewinne des Geschäftes. Anfangs konnten die Arbeiterinnen sich in diese Einrichtung nicht recht finden, und meinten sogar, es solle der Gewinnantheil nach Proportion der Gehalte vertheilt werden, so daß die geschickteste und fleißigste, die am meisten zum Gesammterwerbe beiträgt, auch die stärkste Prämie zu erhalten hätte; das wird ihnen aber von Wéra Pavlovna als völlig unvereinbar mit den Principien der Gleichberechtigung erklärt, nach welchem die Fleißigen wie die Faulen, die Geschickten wie die Ungeschickten völlig gleiche Rechte an dem zu erzielenden Gewinne haben. — Auf die offenbar unerläßliche Frage: wie es mit den etwaigen Verlusten im Falle des Mißlingens der Unternehmung zu halten ist? wird natürlich hier eben so wenig geantwortet wie in allen ähnlichen Projecten communistischer Arbeitervereine.

Gleich in den ersten Tagen bringt Wéra ein Buch in den Arbeitssaal und liest ihren Colleginnen vor, während jene fleißig die Nadel schwingen, was denn auch gleich zum Usus in der Werkstatt wird, und allmälig sich in mündliche freie Vorträge über Geschichte, Geographie, Mathematik ꝛc. umgestaltet. — Diese Vorträge werden von verschiedenen, dem jungen Ehepaare befreundeten Studenten gehalten, was die Nähestube zu einer Art von Gymnasium erhebt.

Trotz der Sorgfalt, mit der Wéra Pavlovna ihre Arbeiterinnen oder vielmehr ihre Freundinnen aussucht, hat sich in diese weiße Herde doch manches, wenn auch nicht mehr räudige, so doch ehemals räudig gewesene Schäfchen eingeschlichen. Ein solches, etwas stark angeschmutztes, aber durch die Sonnenstrahlen des Communismus zur schönsten Weiße ausgebleichtes Schäfchen wird dem Leser in der Person der Näherin Nathalie vorgeführt. Besonders vor allen übrigen durch ihren Fleiß und ihr bescheidenes Wesen ausgezeichnet, fühlt sich Nathalie eines Tages gedrungen, ihrer Freundin Wéra ein eingehendes Geständniß über ihre frühere Lebensweise zu machen. Die Gelegenheit zu dieser Herzensergießung giebt ein zufälliger Besuch, den der unterdessen zum Doctor der Medicin promovirte Kirsanoff in der Nähewerkstatt macht, und ist die ganze Episode bloß dazu in den Roman eingeschoben, um als Apologie des besagten Doctors zu dienen.

Nach Nathalien's Selbstgeständniß war sie noch vor wenigen Jahren absolut liederlich und dabei stark dem Trunke ergeben. Eines Abends begegnet Kirsanoff ihr auf der Straße und sie hängt sich an ihn mit solcher Beharrlichkeit, daß er ihr endlich erlaubt, mit ihm in seine Wohnung zu kommen. — Dort bittet sie ihn zu wiederholten Malen, er möge nach Wein schicken, was er aber rund abschlägt und ihr nur Thee, und auch den sogar ohne Rum, giebt, wobei er die Charakterstärke so weit treibt, daß er kalt bleibt bei allen ihren Verführungsversuchen, die um so energischer ausfielen, als sie den Abend schon tüchtig angetrunken war.

Eine so seltene Seelengröße imponirt der jungen Sünderin in dem Grade, daß sie sich sterblich in Kirsanoff verliebt, dem Trunke entsagt und höchst anständig in ihren Manieren wird, wofür sie sich denn auch durch die Gegenliebe ihres Retters belohnt sieht.

So zart das hieraus entstandene Verhältniß auch war, so hielt Kirsanoff es doch für seine Pflicht, dasselbe wieder aufzulösen, da er bei seiner Freundin einige Anlagen zur Schwindsucht entdeckt hatte, und deshalb Alles vermeiden wollte, was sie zu sehr aufregen und reizen konnte. — So kam Nathalie in die Nähewerkstatt, wo Kirsanoff sie unverhofft und nach mehr als einjähriger Trennung wiederfindet. — Die freudige Ueberraschung des Wiedersehens giebt sich durch die lauten Ausrufungen: Alexander! — Nathalie! kund; doch leider sieht der erfahrene Mediciner, daß unterdessen die Schwindsucht reißende Fortschritte gemacht hat, und so entschließt er sich, das frühere Liebesverhältniß wieder anzuknüpfen, „weil es nunmehr zwecklos ist, sie zu schonen. Zu retten ist sie doch nicht mehr, und so

mag sie sich des Lebens freuen" (пустъ порадуется, S. 222).

Die Richtigkeit der Diagnose des Doctors bestätigt sich nur zu bald. Vier Monate später ist Nathalie todt, und Kirsanoff überzeugt sich, daß die Beschäftigung mit ihr und die Sorge um sie ihn nur zeitweise zerstreut, nicht aber von dem immer wiederkehrenden Gedanken an Wéra abgebracht haben. —

Diese Leidenschaft für die Frau seines Freundes war gleich in der ersten Zeit nach der Verehelichung desselben entstanden, wo Kirsanoff fast täglich in dessen Haus kam. Aus Gewissenhaftigkeit stellte er bald seine Besuche ganz ein, so daß es einer ernsten Krankheit Lopuchoff's bedurfte, um ihn zu bewegen, denselben, als Arzt, aufzusuchen, — doch kaum war Lopuchoff hergestellt, so verschwand Kirsanoff wieder aus seinem Kreise, was sich theilweise durch das unterdessen erneuerte Verhältniß mit Nathalie erklärte und noch länger hätte dauern können, wenn nicht ein besonderer Umstand eingetreten wäre.

Dieser besondere Umstand ist ein Traum, den Wéra hat, und in welchem eine gespensterhafte Gestalt sie zwingt, die Blätter eines Tagebuches zu lesen, in dem ihre eigenen, noch ungedachten Gedanken verzeichnet sind. Sie ersieht daraus, daß sie ihren Mann nicht um seinetwillen liebt, sondern ihm zugethan ist, weil er sie aus dem unerträglichen Elternhause befreit hat, und bleibt voll Entsetzen vor einem letzten, erst halb verzeichneten Gedanken stehen, dem Gedanken, daß sie bereits im Begriffe ist, einen Andern zu lieben.

Vor Schreck erwachend springt Wéra aus ihrem Bette und läuft, in höchster Aufregung, zu ihrem Manne, in dessen Arme sie sich stürzt mit dem Ausrufe: „Umarme mich, mein Lieber, beschütze mich! ich habe einen schrecklichen Traum gehabt! Mein Theurer, sei zärtlich mit mir, beschütze mich, denn es hat mir geträumt, ich liebte Dich nicht mehr!" (S. 238.)

Seit diesem Auftritt ist das Verhältniß zwischen den beiden Eheleuten vollkommen verändert, aber nach ganz kurzer Zeit (gerade 44 Tage, S. 241) bemerkt Lopuchoff, daß seine Frau nicht glücklich ist, und sagt sich mit recht lobenswerther Freimüthigkeit: das ist denn doch nicht das, das ist nicht die wahre Liebe!

Daß der Gegenstand der Liebe seiner Frau Niemand anders als Kirsanoff sein kann, wird ihm nach kurzem Nachdenken klar, und darum faßt er den Entschluß, Wéra seinem Freunde abzutreten. — Allein vorgängig begiebt er sich zu Kirsanoff und sucht ihn zu überreden, wie ehemals täglich in sein Haus zu kommen, worauf jener anfangs nicht eingehen will, sich aber zuletzt doch überreden läßt. — Nachdem Lopuchoff dies erlangt, versucht er seine Frau zu bewegen, Kirsanoff ganz ins Haus zu nehmen und alle drei zusammen zu wohnen, wovon aber Wéra durchaus nichts hören will. — Das giebt ihm den Beweis, daß nur seine Gegenwart die beiden Liebenden genirt, und bestimmt ihn, auf einige Zeit zu verreisen, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich zu verständigen. — Er fährt denn auch wirklich auf sechs Wochen nach Riazan zu seinen Eltern, und kann bei seiner Heimkehr sich überzeugen, daß seine Frau und sein Freund sich vollkommen verständigt haben. Da der Plan einer Häuslichkeit zu dreien mit Bestimmtheit abgelehnt worden, so bleibt ihm, um das Glück Wéra's und seines Freundes zu gründen, kein anderes Mittel übrig, als „von der Scene abzutreten".

Die Katastrophe dieses „Verschwindens von der Scene" ist, um des größern Effectes halber, vom Autor gleich im ersten Capitel erzählt; ich habe sie aber hierher, d. h. an den Ort verlegt, den ihr die chronologische Folge der Begebenheiten anweist.

In einem der größeren Petersburger Gasthäuser stieg eines Abends ein aus Moskau angekommener Reisender ab und bestellte, nachdem er Thee getrunken hatte, daß man ihn den andern Morgen um 8 Uhr wecken solle. — Da, nach längerm Klopfen, die Stube des Reisenden verschlossen bleibt, wird, in Gegenwart der Polizei, die Thür erbrochen, wo sich denn ein Zettel auf dem Schreibtische findet mit folgender Erklärung: „Es ist 11 Uhr Abends, ich gehe fort und werde nicht wiederkommen. Zwischen 2 und 3 Uhr in der Nacht wird man mich auf der Newabrücke hören."

Der Sinn dieser dunkeln Worte wird dem bestürzten Dienstpersonal des Gasthauses von dem Polizeibeamten dadurch erklärt, daß er ihnen mittheilt, man habe gegen 3 Uhr auf der Newabrücke den Knall einer Pistole gehört und eine durchschossene Mütze gefunden, was die Vermuthung aufkommen läßt, der Träger jener Mütze habe sich, hart am Brückengeländer, erschossen und sein Leichnam sei vom Flusse fortgetragen worden.

Als Besitzer jener Mütze wurde der aus dem Gasthause verschwundene Reisende erkannt, der Niemand anders war als der Gemahl Wéra's, der unglückliche Lopuchoff.

3.

Als Wéra Pavlovna den Selbstmord ihres Mannes erfuhr, gerieth sie in große Verzweiflung. Sie machte sich Vorwürfe, an dem Unglücke schuld zu sein, stieß den sich tröstend nähernden Kirsanoff zurück und beschließt, sofort Petersburg für immer zu verlassen. Während sie damit beschäftigt ist, ihre Sachen einzupacken und einen Käufer zu suchen für die Garderobe des Verewigten, die denn auch für 450 Rubel losgeschlagen wird, kommt ein Freund Lopuchoff's, der Student Rachmétoff, zu ihr und bietet ihr seine Dienste an für den Fall, daß sie deren bedürfte. Sie braucht im Augenblicke nichts, und so begiebt sich Rachmétoff in die Arbeitsstube Lopuchoff's, wo er bis zum Abend ausdauert, weil er Wéra etwas besonders Wichtiges mitzutheilen hat.

Bevor wir auf diese Mittheilung zurückkommen, machen wir es wie der Autor, und schicken derselben eine etwas eingehende Charakterschilderung der genannten Persönlichkeit voraus.

Rachmétoff ist der eigentliche Held des Romanes, obgleich er in den Begebenheiten desselben keine active Rolle spielt. Er ist der Typus der „Jugend wie sie einst sein wird", ein „ganz besonderer Mensch" (особенный эеловкая), wie ihn der Autor S. 273 nennt, und bloß deshalb dem Leser vorführt, um die schwindelnde Höhe zu bezeichnen, zu der sich unsere Jugend einst erheben wird, um als Maßstab zu dienen, damit man die bisher geschilderten Figuren nicht für zu riesenhaft groß halte: „wie man Jemandem, der nie einen Palast gesehen hat, neben dem Bilde eines großen Hauses wohl ein Eckchen eines Palastes hinzeichnet, damit er das Haus nicht schon für einen Palast halte."

Dieser „palastartige" Rachmétoff gehört einem der ältesten Geschlechter Rußlands an, da seine Vorfahren schon im dreizehnten Jahrhundert historisch bekannt waren. Von seinem Erbe, an 7000 Dessätinen Land, schenkt er seinen 400 Bauern 5500 Dessätinen, und behält deren nur 1500, die er für jährlich 3000 Rubel verpachtet. Hiervon giebt er für sich nicht mehr als 400 Rubel aus, und vertheilt das Uebrige an arme junge Leute, die er studiren läßt, wovon aber, außer seinen Stipendiaten selbst, Niemand etwas erfährt.

Fünf Jahre bevor der Leser ihn kennen lernt, und nachdem er ein Jahr studirt, verläßt er plötzlich die Universität,

macht eine Rundreise bis in die entlegensten Theile Rußlands, wo er bald zu Fuß, bald zu Pferde, bald zu Boote weiter kommt, um, nach beinahe dreijähriger Unterbrechung, seine Studien wieder aufzunehmen. Was ihm unter seinen verschiedenartigen Reiseeindrücken die meiste Genugthuung gewährt, ist die Erinnerung an seine Fahrten zu Wasser, denn da hat er sich als „Burlak" verdungen und mit den anderen Burlaken an den Tauen gezogen, mittelst derer die Barken längs der Wolga hinaufgeschleppt werden. Seine von Natur bedeutende Leibeskraft hat sich durch dieses Exercitium so ungewöhnlich entwickelt, daß er allein im Stande ist, so viel zu ziehen, als drei gewöhnliche Arbeiter, weshalb man ihm den Beinamen Nikita Lomowoi gegeben, einen Namen, der einst einem berühmt starken Strusenkerl gehörte, und mit dem Rachmétoff sich gern bezeichnet sieht, zumal er, bis auf den Punkt seiner Körperkraft, von aller Eitelkeit frei ist.

Aus Princip alle feineren Speisen vermeidend, genießt er nichts, als was den Bauern ebenfalls zugänglich ist; von dieser groben Nahrung aber ißt er viel, ungewöhnlich viel. Der einzige Luxus, den er sich erlaubt, das Einzige, was er sich von Genüssen gönnt, die das Volk sich nicht geben kann, besteht darin, daß er gute Cigarren raucht, worüber er sich jedoch gar oft ernste Vorwürfe macht.

„Solcher Leute wie Rachmétoff," sagt der Autor S. 275, „giebt es nicht viele; ich habe ihrer im Ganzen nicht mehr als acht gekannt, darunter zwei Frauenzimmer," was darauf schließen läßt, daß Herr Tschernyschefsky den pyramidalen oder vielmehr palastartigen Jüngling persönlich gekannt hatte. Diese persönliche Bekanntschaft leuchtet übrigens noch aus einem Passus der S. 286 heraus, wo der Autor eine Unterredung anführt, die er mit Rachmétoff gehabt, in welcher aber, recht seltsamerweise, der Held als bis zur Insolenz aufdringlich und als „phänomenal grob" (фетоменальной грубости) geschildert wird.

So war der „ungewöhnliche Mensch", der im Cabinet des seligen Lopuchoff saß, während die Wittwe des Selbstmörders ihre Effecten einpackte, um des andern Morgens Petersburg zu verlassen.

Als Alles geordnet und zur Reise bereit, läßt dann Rachmétoff sie um eine Unterredung bitten. Er hat einen Auftrag auszurichten von Lopuchoff und einen Zettel von ihm vorzuzeigen, aber durchaus nicht in Wéra's Hände zu übergeben, und eben darum ist er und Niemand anders mit diesem Auftrage betraut worden, da Lopuchoff sich nur auf seine Seelenstärke verlassen konnte, daß jener Zettel vorgezeigt, ihr aber nicht überlassen werden würde.

Mit fiebrischer Eile durchfliegt Wéra den Zettel, den Rachmétoff ihr vorhält, ohne ihn aus den Händen zu geben, und ruft mit Thränen der Rührung aus: „Wie gut er ist! O, wie er gut und aufopfernd ist!"

Der Zettel, den Rachmétoff sofort verbrennt, hat erstaunlich zur Beruhigung der Wittwe Lopuchoff's beigetragen, denn sie entschließt sich nicht nur ihr Mittagsmahl einzunehmen, das sie bis spät Abends unberührt stehen lassen, sondern fühlt sich sogar aufgelegt, mit Rachmétoff in recht harmloser Weise zu discuriren, wobei er ihr beweist, daß die Ansprüche auf eheliche Treue und die daraus entspringende Eifersucht grenzenlos dumme und der fortschreitenden Menschheit unwürdige Vorurtheile sind, weil ja darin die Idee liegt, von dem Rechte eines Menschen die freie Willensäußerung eines andern zu begrenzen.

Den persönlichen Fall Wéra's betreffend, ruft Rachmétoff voller Ueberzeugung aus: „Warum in aller Welt haben Sie sich so lange gequält! Wozu wegen einer solchen Bagatelle (при-ра такикъ пустяковъ, S. 311) all dieser Lärm? Welche Weitläufigkeiten hat Ihnen das allen dreien und besonders Ihnen selbst gemacht! Wie leicht wäre es doch gewesen, ruhig weiter zu leben, wie Sie bereits angefangen hatten, oder alle drei in dieselbe Wohnung zu ziehen und, statt zu zweien, Ihren Thee zu dreien zu trinken. Und, bei Lichte betrachtet, warum diese Aufregungen, diese unnütze Katastrophe? Alles nur darum, weil Ihr Mann Sie nicht gehörig vorbereitet hatte, und Sie, in Ihren alten irrthümlichen Ansichten verharrend, zu sich selbst sagten: „es würde ihn zu Tode kränken!" — Glauben Sie mir, Wéra Pavlovna, so gut er ist, hat Lopuchoff Ihnen gegenüber nicht recht gehandelt, denn er hat Ihnen viel unnützen Kummer bereitet, und Alles hätte ohne melodramatische Auftritte endigen können."

Mit diesem siegreichen Satze nimmt Rachmétoff Abschied von Wéra und zugleich vom Leser, denn er hat seiner Aufgabe als blendendes Meteor der Zukunft, als Maßstab für die Höhe der einstigen Entwickelung unserer Jugend genügt und kommt weiter in der Erzählung nicht vor.

Was Wéra Pavlovna betrifft, so reist sie wirklich den folgenden Morgen ab, aber nicht nach Moskau, wie sie anfangs beabsichtigte. Sie bleibt in Novgorod, wo sie Kirsanoff abwartet, der ihr mit den gerichtlichen Zeugnissen über den Tod ihres Mannes nachfolgt, und mit dem sie — gerade acht Tage nach der Katastrophe auf der Newabrücke — sich trauen läßt.

Das Vorkommen alter Steingeräthe in Birma.

r. d. Die große Aufmerksamkeit, welche Archäologen wie Ethnologen den alten Steingeräthschaften untergegangener Völkerschaften zuwenden, erstreckt sich seit Langem schon nicht mehr auf unsern Erdtheil allein. Die merkwürdigsten Parallelen zwischen europäischen und asiatischen Funden sind bereits nachgewiesen worden, und immer weiter dehnt sich das Gebiet aus, in dem jene Urzeugen menschlicher Thätigkeit aufgefunden werden. Jetzt ist auch Britisch-Birma, das untere Land des Irawaddy, zu den Ländern hinzugekommen, in denen alte Steingeräthe entdeckt worden sind.

Wo der Engländer von einem fernen Lande Besitz ergreift, geht die Wissenschaft niemals leer aus, und mit preiswürdiger Schnelligkeit werden dann sofort geologische Aufnahmen veranstaltet. So auch seit einigen Jahren in Birma. Eines der Aufnahmemitglieder, W. Theobald jun., hat bei seinen geologischen Arbeiten auch dem Vorkommen alter Steingeräthe sein besonderes Augenmerk zugewandt und dabei interessante Thatsachen zu Tage gefördert, die er im Juliheft 1869 der Proceedings of the Asiatic Society of Bengal mittheilt. Die Ergebnisse seiner Forschungen auf diesem Gebiete werden den Lesern des „Globus" willkommen sein.

Nicht nur die Form, sondern auch das Material der alten birmanischen Steingeräthe ist, nach Theobald, sehr bemerkenswerth, denn sie bestehen entweder aus Basalt oder

einem gneißartigen Gestein. Dies ist auffallend, denn in dem Gebiete, wo die Geräthe selbst gefunden werden, kommt weder das eine noch das andere dieser Gesteine vor. Sie sind daher wahrscheinlich aus Oberbirma eingeführt worden, wo jene Felsarten sich finden. Auch in Birma herrscht, gleichwie in verschiedenen europäischen Ländern, der Aberglaube, daß diese Steingeräthe Donnerkeile seien. Die Birmanen nennen sie auch so, nämlich Mo-gio, und bringen sie mit dem Blitze in Verbindung. Wenn sie sehen, daß ein Blitzstrahl irgend wo in den Boden einschlägt, stellen sie einen irdenen Topf über die Stelle, von dem Wahne befangen, daß im Laufe eines Jahres der Mo-gio durch eigene Kraft aus dem Boden sich wieder herausarbeite und so in den Topf gelange. Man schätzt diese Geräthe in Birma sehr hoch, denn sie dienen dazu, um die Echtheit oder Güte einer Waare, die verkauft werden soll, zu erproben. Ein Stück Stoff zum Beispiel, dessen Güte man erproben will, wird rund um den Mo-gio gewickelt und dann mit einer Flinte darauf gefeuert. Bleiben Stoff und Steingeräth unverletzt, so ist die Waare echt und gut. Indessen wird hierbei nicht bemerkt, ob Käufer oder Verkäufer den Schuß abfeuern. Ferner glaubt man, daß der Besitz eines Mo-gio unverletzlich mache; er dient also als Amulet. Um die Echtheit des Mo-gio selbst und seinen himmlischen Ursprung nachzuweisen, haben die Birmanen ein besonderes Verfahren. Man legt ihn nämlich, von Reis umgeben, auf eine Matte. Ist er echt, so wagt kein Geflügel oder anderes Thier von dem Reis zu fressen. Ferner, wenn man mit dem Steingeräth eine Banane fällt, so wird sie, falls das Geräth echt ist, absterben und nicht, wie gewöhnlich, frische Schößlinge treiben. Ein echter Mo-gio bewahrt vor Feuersbrunst und besitzt große medicinische Eigenschaften, denn ein kleines abgeschlagenes und pulverisirtes Stückchen davon heilt, innerlich eingenommen, alle Entzündungen der Eingeweide, eben so Augenkrankheiten. Wer denkt dabei nicht an den deutschen Aberglauben, daß der Besitz von Donnerkeilen vor dem Einschlagen des Blitzes bewahrt, daß sie den herannahenden Sturm anzukündigen vermögen, daß sie gut gegen Krankheiten bei Menschen und Thier sind, eingegeben die Milch der Kühe vermehren und der Kreisenden die Geburt erleichtern?

Theobald — wohl ein Sohn des 1869 verstorbenen hessischen Geologen — unterscheidet verschiedene Arten von Steingeräthen in Birma. 1) Ein rohes, starkes, keilförmiges Instrument, das den Feuersteinäxten der dänischen Kjökkenmöddinger gleicht. Diese Form ist sehr selten. 2) Ein Beil mit flachen Seiten, die nach der viereckigen Basis hin stärker werden. Die Schneide ist halbkreisförmig. Diese sehr häufige Form gleicht den deutschen Aexten. 3) Eine lange Axt mit viereckigen, leicht convergirenden Seiten und einer schief abgeschnittenen, halbkreisförmigen Schneide. Dieses Geräth gleicht sehr den auf Java, Borneo und Sumatra gefundenen Steininstrumenten. 4) Geräthe von demselben Charakter, was die Seiten und die Schneide betrifft, doch am dicken Ende mit einem Vorsprung beiderseits versehen, der kürzer oder länger hervortritt und dem ganzen Instrument dann ein Tförmiges Ansehen giebt. Die Geräthe mit kürzeren Vorsprüngen sind die häufigsten; sie sind Birma eigenthümlich.

In einigen Fällen waren an diesen Geräthschaften noch die Stellen zu erkennen, an welchen die Bänder angebracht waren, mit denen man sie an die Stiele befestigt hatte. Was den Fundort anbetrifft, so hat man sie bisher auf der Oberfläche der Hügel, in den Feldern, in Rodungen, niemals in den Alluvialebenen entdeckt. Theobald zweifelt daran, daß diese Instrumente zur Ausrodung der Urwälder gedient hätten, zu deren Beseitigung man wohl Feuer angewandt haben dürfte. Haben die Instrumente also nicht zum Fällen von Bäumen gedient, so sind sie, nach Theobald, als Handackerwerkzeuge benutzt worden, vielleicht um damit die Löcher zu graben, die bei der Cultur des „Bergreises“ ausgehöhlt werden. Indessen dem widerspricht, daß sie fein abgeschliffen und polirt sind, was für ein einfaches Erdwerkzeug nicht nöthig war. An die Jagd zu denken, erlaubt die Form nicht; eher könnte man sich mit dem Gedanken befreunden, eine Kriegswaffe vor sich zu haben. Theobald will übrigens mit seiner neuen und höchst dankenswerthen Mittheilung nur anregen. Seine Bemerkungen sind, wie er schreibt, „merely tentative and designed to elicit additional information.“

Aus allen Erdtheilen.

Verwälschte Ortsnamen im Elsaß und Deutsch-Lothringen.

(Von einem Elsässer.)

Bereits vor mehreren Jahren habe ich in einer deutschen Zeitschrift die Behauptung aufgestellt, daß „jede gewaltsame Romanisirung des Rheinthales jener Kürbisstaude gleiche, die in einer Nacht sich entfaltete, aber schon den Keim des Verderbens in sich trug.“ So oft sich das deutsche Volk mit vereinten Kräften erhob, wurden die Zwingburgen wie mit eisernem Besen hinweggefegt, und der Einfluß der Muttersprache vollendete die geistige Eroberung des wiedergewonnenen Grenzlandes. Auch die fremdklingenden Ortsnamen mußten sich unter das Joch des Siegers beugen, und so wurden Caesaris Castellum in Käskastel, Mons Calvus in Mondkalb, Tabernae in Zabern verwandelt.

In dem Sprachenkampfe, der sich zwischen den germanischen und den romanisirten Stämmen erhob und sich von den Mündungen der Schelde bis zu den „wälschen Confinien“ Südtyrols ausdehnte, wurde das deutsche Wesen während dreier Jahrhunderte zurückgedrängt. Viele Ortschaften im Wasgau und im Moselthale tragen den Stempel der französischen Herrschaft, und man muß sich oft auf die altdeutschen Chroniken und Urkunden berufen, um den Abkömmlingen der Allemannen sagen zu können: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist.“

Die französische Verwaltung suchte sich die deutschen Ortsnamen mundrecht zu machen, indem sie dieselben übersetzte oder verstümmelte. Ortsnamen, die in der deutschen Geschichte einen guten Klang haben, wie Staufen und Bretten, mußten im oberrheinischen Departemente Bretagne und Etueffont heißen. So erschuf sich die Beamtenwelt im schönen Elsaß eine Basse-Suisse (Nieder-Sulzbach), eine Bourgogne, eine Champagne u. s. w. Oft erinnert ein charakteristischer Beiname an den deutschen Ursprung eines Dorfes, wie zum Beispiel Audun-le-Tiche (Ditsch-Altheim), Meix-le-Tige, Allemand-Rombach. Im Munde des Volkes heißen die Dörfer Eteimbes und Gronne noch immer Wälsch-Steinbach und Wälschengrün. Wir wissen nicht, ob in dem Namen Plaine-des

Velches (Plintenwald oder Blindenwald) sich ein Spiel des Zufalls oder die neckische Stammeseifersucht kundgiebt.

Das seit der Schlacht von Wörth so oft genannte und in den französischen Zeitungen so wunderlich verstümmelte Dorf Reichshoffen durfte seinen ehrlichen Namen beibehalten, während die lothringische Namensschwester Réchicourt getauft wurde. So verschonte man die Stadt Thann, während die westwärts gelegenen Ortschaften Tännchen und Tannenkirch (Sanct-Annenkirch) Tenquin und Danvillé heißen mußten. Pfeffingen und Pfeffershausen standen als Phaffans und Pérouse von diesem Prokustesbette auf, während Pfaffenhoffen im Unterelsaß jeder Verstümmelung entging. Neuweiler wurde durch leise Striche in Neuviller und jenseits der Vogesen in Novillard verwandelt. Die deutsche Endung weyer läßt sich noch in Riquevir (im Volksdialekte Richewihr) erkennen, verschwindet aber in Aubure (Altweier) und Voyer.

Dieselben Abstufungen finden sich in den Namen La Broque (Vorbrück), Bréchaumont (Bruckenweiler) und Pontigny (Ridbrück); in den Ortschaften Metzerwisse (Wiese), Wezet und Vézelois (Wieswald). Die Endung stadt blieb in Sélestadt unversehrt, während Lünstadt in Lunéville umgewandelt wurde. Schönberg hieß man im Elsasse Schoenbourg, im Steinthale Belmont.

In den Hochthälern des Wasgaus und auf der lothringischen Hochebene wohnt eine romanisirte Bevölkerung, welche nicht zu den germanischen Tribokkern, sondern zu den keltischen Sequanern und Mediomatrikern, nicht zur Germania prima, sondern zur Gallia lugdunensis gehörte. Hier wurde dem Einflusse der allemannischen Einwanderung, der oberdeutschen Reichsstädte, der Reformation und der deutschen Schriftsprache ein passiver Widerstand entgegengesetzt. Hier herrschte eine babylonische Sprachverwirrung, bei welcher die deutsche Endung bach den eigenthümlichen (heckenwälschen) Formen rupt und goutte weichen mußte, z. B. Fertrupt statt Fortelbach, Renrupt statt Roschbach, Foru statt Starkenbach, Riangoutte statt Ringelsbach, Guirligoutte statt Wagenbach, was uns auch den wunderlichen Namen des Dorfes Meisengott erklärt.

Die methodische Romanisirung der deutschen Ortsnamen wurde durch die zunehmende Verschlechterung des allemannischen Dialekts befördert. Die Endsilbe dorf ist noch in Albestroff zu erkennen, verschwindet aber völlig in Bouzonville (Busendorf), Levancourt (Lubendorf) und Courtelevant (Hebstdorf). Durch ein Mißverständniß wurden Ammersweiler (Amalrichsweiler) in Mariville, Leberthal in Val de Liepvre, Hanf in Lehang verwandelt, während Gerütte und Lützelstein ganz richtig durch Neubois und La-Petite-Pierre übersetzt wurden.

Die Endung ingen findet sich noch in den Ortsnamen Héming, Lorquin (Lörchingen), Huningue, Eguenigue (Egelingen), Créange (Kriechingen), Hayange (Hagendingen); sie verliert aber gänzlich ihre deutsche Physiognomie in Besoncourt (Bussingen), Méroux (Mörlingen) und Vétreigne (Würteringen). Wer würde noch das trauliche Wort heim in Bouquenom, Wasselonne, Obernai und Cernay (Sennheim) erkennen?

Einzelne Dörfer, wie Besenmühle (Besemille) und Steigen (Steige), entgingen ziemlich glücklich der Alles nivellirenden Censur. Aber die rauhklingenden Gutturallaute Zyllhardt, Miserach und Waibelskirchen mußten in den weicheren Formen Surlatte, Mésiré und Varize eine französische Färbung annehmen. Ein oberrheinisches Gebirgsdorf hieß im Mittelalter Sanct-Acherich, nach der Reformation Eckkirch und unter der französischen Herrschaft Echéry. Es wird nun wohl im deutschen Reiche den Namen Echerich erhalten, welchen ihm der Volksmund schon gegeben hat.

Man sieht, daß die Elsässer in alter, ehrlicher Anhänglichkeit für ihre bisherige Herrschaft sich bemüht haben, ihren Ortsnamen wie ihrem deutschen Gesichte eine fremde Maske anzupassen. Man lasse immerhin unsere Landsleute unter dem Damoklesschwerte des Belagerungszustandes begeistert für „den Schulfaber" (Jules Favre) stimmen und unsere Jünglinge Bertrand's Abschiedslied in deutschem Accente absingen. Untreue gegen den gedemüthigten Heerführer wäre ja ein „Ridingswerk" in den Augen unserer allemannischen Vorfahren gewesen. Wer als Deutscher ein so guter Franzose werden konnte, hat auch das Zeug, wieder ein guter Deutscher zu werden.

S — d.

Verbreitung der Anthropophagie.

Richard Andree giebt in den „Ergänzungsblättern" eine sehr ausführliche Zusammenstellung über diesen Gegenstand. Das Resultat seiner Untersuchung ist folgendes:

„Die Beweggründe, welche wir als eine der scheußlichsten Verirrungen kennen lernten, sind nach dem Gesagten sehr verschiedener Natur. Neben rein sinnlichem Genuß, neben Hunger, veranlaßt durch Mangel anderweitiger Fleischnahrung, spielen aufs Höchste entflammte Leidenschaften, Rache und Haß, dann religiöse Vorstellungen und finsterer Aberglaube ihre Rolle. Tröstlich aber ist es zu sehen, daß in geschichtlicher Zeit die Anthropophagie mehr und mehr verschwunden ist[1], während wir nur einen einzigen Fall von einem neuen Auftauchen derselben bei einem Volke (den Bassuto) zu verzeichnen hätten, dem sie bisher unbekannt gewesen war. Verschwunden ist sie mit diesen selbst bei den Irokesen und Algonkinern, verschwunden bei dem Volke der Hochebenen von Anahuac und den Indianern Perus, verschwunden bei den meisten brasilianischen Stämmen. Endlich wird sie in der Südsee mehr und mehr verdrängt, wo sowohl das Aussterben der Cannibalen selbst, als auch das Vordringen der weißen Ansiedler die Anthropophagie wesentlich beschränken. Noch immer aber ist die Zahl der Cannibalen eine ganz ansehnliche. Die folgenden Ziffern können natürlich nur annähernde sein, aber immerhin geben sie einen Anhaltepunkt für die Kopfzahl der Anthropophagen überhaupt. Es zählen nämlich die Battas (nach Friedmann) 200,000 Seelen, die Cannibalen im Nigerdelta etwa 100,000, die Fan (nach Fleuriot de Langle) 80,000, die Höhlencannibalen im Bassutolande (der zehnte Theil der Gesammtbevölkerung) 10,000, die Niam-Niam etwa 500,000, die Miranhas und Mesayas (nach Marcoy) 2000, die anderen südamerikanischen Cannibalen 1000, die Eingeborenen Australiens 50,000, die Melanesier (Neuguinea nicht inbegriffen) 1 Million. Danach ergiebt sich 1,943,000 als Gesammtzahl der heute noch der Anthropophagie ergebenen Menschen, eine Zahl, die keineswegs übertrieben ist, die aber immerhin noch den 690. Theil der Gesammtbevölkerung unseres Planeten oder 0,14 Procent darstellt."

Die Erforschung des Pereneflusses in Peru.

r. d. Der Perene entspringt in der Nähe der Stadt Tarma im peruanischen Departement Junin, fließt in nordöstlicher Richtung und bildet vereinigt mit dem Pangoa den Unini, einen linken Nebenfluß des Ucayali. Im verflossenen Jahre nun hat die peruanische Regierung eine Expedition ausgesandt, um den Perene in Bezug auf seine Schiffbarkeit, das umliegende Land auf seine Hülfsquellen zu untersuchen. Man fand den Fluß 3 bis 5 Faden tief und 100 Ellen breit. Das Flußthal ist bewohnt von den wilden und feindlichen Chunchamayo-Indianern, die, nach den Padres Amich und Sobrevista, zum Stamme der Amayos gehören. Sie gebrauchen Bogen und Pfeile und waren über die Wirkungen der Feuergewehre sehr entsetzt. Ihre Dörfer sind sehr zahlreich. Hauptsächlich beschäftigte die Expedition sich mit der Auffindung des Cerro del Sal, des Salzberges, von dem die Indianer ihr Salz holen. Man fand im Sandstein eine angeblich zehn englische Meilen lange Salzader, die an der Oberfläche mit Quarz vermischt war, beim Tiefergraben aber an Reinheit zunahm. Man beobachtete Cacao- und Maispflanzungen, dann Fischerhütten und Geräthe

zum Fangen und Einsalzen der Fische. Sonst trocknen die Indianer im Amazonasgebiete gewöhnlich nur ihre Fischvorräthe. Höchst auffallend war ein Eisenschmelzofen von quadratischer Form, der zwei Ellen hoch war, fünf Fuß im Durchmesser hatte und aus 18zölligen Ziegeln erbaut war. Er wurde mit doppelten Blasebälgen, mit Kohlen, Holz und zerstampftem Erze betrieben. Man fand 20 bis 30 Centner Gußeisen. Jedenfalls ist hier ein europäisches Vorbild anzunehmen, denn von selbst sind bekanntlich die amerikanischen Indianer nie auf den Gebrauch des Eisens verfallen, obwohl die alten Azteken ein Wort für dasselbe besessen haben sollen. Wir berichten das Vorstehende nach einem kurzen Artikel von Hyde Clarke in der englischen Zeitschrift „Nature".

Yankeestil in Schrift und Rede.

Nordamerika hat Schriftsteller, deren guter Stil gelobt werden muß, z. B. Bancroft, Prescott, Bayard Taylor, Motley und manche Andere. Andererseits aber finden wir sehr oft eine merkwürdige Geschmacklosigkeit; man sucht etwas in neuen, zumeist sehr unglücklichen Wortbildungen, welche man für erhaben hält, die aber manchmal einen widerwärtigen, manchmal einen geradezu komischen Eindruck machen. Wir könnten eine reiche Aehrenlese wunderlicher Stilproben geben, wollen aber hier nur zwei Schreib- und Redeblumen mittheilen, welche wir in der eben vor uns liegenden Nummer der „Newyork Tribune" vom 15. Februar finden.

Das Blatt erwähnt eines „Sehers des Spiritualisten", welcher in einer der vielen „spirituellen" Zeitschriften, mit welchen Amerika gesegnet ist, der Welt verkündet, was fortan die „große Aufgabe" sei. Sie bestehe darin, die „gesammte Menschheit vermittelst einer neuen religiösen Andacht zu enthusiasmiren, die Wahrheit zu entdecken, und wenn der Weg dazu nicht bekannt sei, diesen Weg zu entdecken. Wir unsererseits widmen uns der Entdeckung des Entdeckers der Entdeckung (to the discovery of the discovery of the discovery). Ja, die hierophantischen Seelen werden hinabfahren auf den pittoresken Vistas des Protoplasm (Urbildes) nach der Küste der Anagogien" (der Extasen).

Die Anzahl der „Spiritualisten" in Nordamerika wird auf mehr als 300,000 „hirnverbrannte Schädel" angenommen.

Unsere Leser werden mit uns darüber einverstanden sein, daß nachstehendes Probestück parlamentarischer Beredtsamkeit in seiner Art geradezu meisterhaft ist. Zu Indianopolis im Staate Indiana wurde in der gesetzgebenden Versammlung über den Bau einer Landstraße verhandelt und ob dieselbe macadamisirt oder mit Kies beschottert werden solle. Ein junges Mitglied benutzte diesen großartigen Vorwurf, um seine Jungfernrede zu halten. In derselben heißt es:

„Das amerikanische Volk, — und wahrlich, wir sind stolz darauf, daß wir uns amerikanisches Volk nennen, — ist wie ein Fels hingestellt in den Busen der beiden gewaltigen Oceane, deren granitstarrende Küsten angeweißt werden mit den wallenden Segeln der Handelswelt. Dieses Volk reicht von den durch Eis überfesselten Seen des Nordens bis zu den fieberschwangeren Wellen der australischen Meere und umfaßt den weiten Zwischenraum (the vast interim) von fünf Billionen Acres, deren alluviale Ebenen, romantische Berge und geheimnißvolle Ströme Trotz bieten den wildesten utopischen Träumen, welche jemals einen begeisterten Barden umwallten, wenn er auf den amaranthinen Promenaden der hesperischen Gärten spazieren ging. So ist Columbia, das stolze, das Land der Freien und die Heimath der Braven!"

Im Englischen liest sich dieser Bombast gar erheiternd: „Reaching from the ice-fettered lakes of the North, to the febrile waves of Australian seas, comprising the vast interim of five billions of acres, whose alluvial plains, romantic mountains and mystic rivers rival the wildest Utopian dreams that ever gathered around the inspired bard, as he walked the Amaranthine promenades of Hesperian gardens etc." Zu solcher sublimen Höhe der Begeisterung kann der Bau eines Kiesweges einen Redner aus den Prairien des Westens emporreißen!

Das Eisenbahnsystem in Ostindien.

Dasselbe umfaßt gegenwärtig etwa 5000 Miles. Die East-Indiabahn zieht am Ganges aufwärts von Calcutta nach Delhi, etwa 1000 Miles. — Die „Great India Peninsular" steht mit derselben bei Allahabad in Verbindung, etwa 500 Miles oberhalb Calcutta, durchzieht das Plateau des Dekhan, geht abwärts durch Concan und weiter nach Bombay. Dieses steht also mit Madras in Verbindung; Länge 1266 Miles. Es war sehr schwierig, diese Bahn von Bombay nach Madras über das Ghatsgebirge zu führen und die Arbeit nahm volle sieben Jahre in Anspruch. — Die Madras-Bahn zieht quer durchs Land von der Coromandelküste nach Beypur an der Malabarküste, 825 Miles. — Die Bombay-, Baroda- und Central-India-Bahn geht nördlich von Bombay nach Guzerat hinein, 312 Miles; soll andererseits durch Radschputana nach Delhi fortgeführt werden. — Die Pendschab-Bahn, 566 Miles, geht von Delhi nach Lahore und von dort westlich bis Multan, von wo die Dampfschifffahrt beginnt. Unten am Indus läuft die Scinde-Bahn nach dem Seehafen Karratschi, 109 Miles. — Von Calcutta ab geht die Ostbengalische Bahn nordöstlich, 159 Miles, und die Südostbahn, 29 Miles. — Die südindische Bahn, 168 Miles, verbindet Madras mit Negapatam; sie soll über Madura und Tinnevelly bis Travancore weiter geführt werden.

* * *

— Durch Aufhetzungen der altmoskowitischen Partei ist eine Anzahl von Letten beredet worden, ihre Heimath in den baltischen Herzogthümern zu verlassen und ins Innere Rußlands zu ziehen. Sie ließen sich im Gouvernement Simbirsk nieder, wo sie sich nun in der unerquicklichsten Lage befinden, zu welcher die nichtswürdige Zwangsproselytenmacherei der Baptisten viel beiträgt. Die zu Simbirsk erscheinende Zeitung schreibt: „Das Unglück der Letten rührt nicht von den Russen her, die ihnen nach Kräften beigestanden haben, sondern von den Baptisten, welche das Gut verwalten, und vom Aeltesten. Sie nöthigen die Letten, Wiedertäufer zu werden und diejenigen, welche das nicht thun wollen, setzen sie ins Gefängniß und peitschen sie mit Ruthen. Von den Punkten des in Mitau abgeschlossenen Contractes wird kein einziger ausgeführt; das ganze Inventar ist ihnen fortgenommen worden. Wenn man die Letten wegen des Getreides in das Wolostgericht ruft, peitscht man sie mit Umgehung jedes Gerichts ohne Ende. Es sind unerhörte Grausamkeiten, und es wäre sehr zu wünschen, daß die schriftlich angeklagten Personen officiell gerechtfertigt würden."

— Wir erfahren, daß auf der Messe zu Nischni Nowgorod 1870 zum ersten Male auch Chinesen erschienen sind. Es waren ihrer fünf und sie kauften von einem russischen Handelshause für mehr als 200,000 Rubel Wollentuch, außerdem aber noch eine beträchtliche Quantität Plüsch.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Wir machen die geehrten Abonnenten des Globus darauf aufmerksam, daß wenn ihnen unsere Zeitschrift in der letztvergangenen Zeit hin und wieder unregelmäßig zugegangen ist, der Grund lediglich in den noch immer andauernden Störungen des Eisenbahnbetriebes liegt, Verzögerungen in der Expedition haben niemals stattgefunden.

Nach Wiederherstellung des regelmäßigen Betriebes der Eisenbahnen wird die Zusendung mit der frühern Promptheit wieder erfolgen können.

Braunschweig, im April 1871. Friedrich Vieweg und Sohn.

Schweizer Bilder.

Vor nun einhundert Jahren konnte der Dichter Haller mit Recht sagen, „daß kein Rad über die schweizer Alpen gehe". Die Heerführer wie die Kaufleute in den Zeiten des Alterthums überschritten das Hochgebirge nur mit großen Anstrengungen und Gefahren auf engen, steilen Pfaden. Was würde heute Marius sagen, wenn er mit seinen Legionen über den Mont Cenis zöge, was Julius Cäsar, wenn er über den großen Sanct Bernhard ginge? Die Pässe, welche wir gegenwärtig in den Alpen überschreiten, wurden auch im Mittelalter allesammt benutzt; über sie führte der Weg zwischen Wälschland und Deutschland, über sie gingen die Römerzüge der deutschen Kaiser, wanderten die Mönche und die Handelsleute, deren Güter nur auf Saumthieren befördert werden konnten. Namentlich ist der Splügen auch heute noch eine „Lombardenstraße"; der Weg über ihn führt nach Mailand. Die Straße über den Brenner konnte mit Mühe und Noth befahren werden, seit 1726 auch jene über den Semmering. Damit war der Verkehr nach dem Venetianischen und zum Adriatischen Meer einigermaßen erleichtert; in den weiter nach Westen sich erhebenden Alpenzügen verfloß aber noch eine geraume Zeit, bevor man daran ging, die Gebirgspässe wegsamer zu machen; man blieb bei dem alten, herkömmlichen Brauche, die Wagen dort, wo der Pfad nicht ferner zu befahren war, aus einander zu nehmen und sie auf dem Rücken von Saumthieren auf die andere Seite des Gebirges hinüber zu schaffen.

Zur Herstellung guter, fahrbarer Wege gab aber nicht der Handel, sondern der Krieg den Anstoß. Als Bonaparte den Simplon für Fuhrwerk wegsam machen ließ (1801), drang er auf die äußerste Beschleunigung, und fragte mehr als einmal ungeduldig, wann die erste Kanone über die Alpen geschafft werden könne? Als der großartige Bau vollendet war, ließ Napoleon auf mehreren anderen Alpenpässen Wege herstellen; andere Regierungen folgten, und heute sind mehr als ein Dutzend Straßen zu benutzen (Semmering, Brenner, Stilfser Joch, St. Julier, Septimer, Gotthard, Splügen, Simplon, Mont Cenis ꝛc.), und einige derselben bereits mit Schienenwegen versehen: Semmering, Brenner, Mont Cenis, während die Eisenbahn über den Gotthard demnächst in Angriff genommen werden soll. Ueber

den Mont Cenis gingen vor Eröffnung der Bahn jährlich an 20,000 Wagen und mehr als 30,000 Pferde und Maulthiere auf der fahrbaren Chaussee. Auch diese war wesentlich zu Kriegszwecken schon durch Marschall Catinat 1691, allerdings mangelhaft, angelegt worden; Napoleon ließ sie 1802 in eine regelrechte Kunststraße von 18 Fuß Breite verwandeln.

Die Straßen über die Alpen sind Triumphe des Unternehmungsgeistes und der Baukunst, „des menschlichen Verstandes und eiserner Ausdauer“. Sie steigen insgemein dem Laufe der Flüsse entgegen, z. B. jene über den St. Gotthard der Reuß und dem Ticino; die über den Bernhardin dem Rhein und der Moösa; über das Stilffer Joch der Etsch und der Adda 2c. Sie führen durch enge Felsenschluchten, über Abgründe, welche überbrückt werden müssen, an vorspringenden Felsen hin, welche man hinwegzusprengen hat, machen zahlreiche Zickzacke und haben häufige Windungen, sogenannte Kehren, welche wie Etagen über einander liegen. Bemerkenswerth sind unter diesen namentlich jene auf der südlichen Abdachung der Gotthardstraße im Val Tremola, das einen sehr steilen Abfall hat. Wer von Airolo hinaufsteigt, dem kommt es so vor, als ob er das Ende dieser Windungen gar nicht werde erreichen können; denn unaufhörlich wachsen neue mit Schutzsteinen versehene Mauervorsprünge aus der steil emporsteigenden Halde heraus, und man hat nicht weniger als sechsundvierzig solcher Windungen zurückzulegen, bevor man das Hospiz erreicht. Derartige Kehren hat in beträchtlicher Menge auch der Bernhardin gegen das Dorf Hinterrhein zu, das Stilffer Joch vom Dorfe Trafoi abwärts und der Splügen auf beiden Seiten.

Nicht selten stellt sich der Straße auch ein Querthal als Hinderniß entgegen, welches nicht zu überbrücken ist und deshalb umgangen werden muß. So hat z. B. bei der Ganther Schlucht am Simplon die Straße wenigstens eine Stunde weit nach Osten hin einzubiegen, um den Uebergangspunkt der Ganther Brücke zu gewinnen. Sehr nothwendig war an vielen gefährlichen Stellen die Errichtung von Zufluchtshäusern, in welchen die sogenannten Rutner oder Cantonniers wohnen, um erforderlichen Falles den Reisenden Hülfe zu bringen. Diese Häuser sind namentlich in solchen Gegenden erbaut worden, welche durch Schneestürme und Lawinen Gefahr bringen. Der Wanderer findet in ihnen Holz, um sich an einem Feuer die erstarrten Glieder erwärmen zu können, vielleicht auch Brot, und Heu für seine Thiere.

Manche Alpenstraßen wären im Winter und Frühjahr kaum zu passiren, wenn nicht die Gallerien Schutz böten. Manche derselben sind eigentliche Tunnels, andere dagegen künstlich aufgemauerte, gewölbte Gänge mit Oeffnungen, die man mit Schießscharten vergleichen kann. Sie schützen an unsicheren Stellen den Wanderer vor Verschütten durch die Grundlawinen, weil diese über den festen Bau mit ihren, wenn auch noch so furchtbaren Sturzschlägen hinab in die Tiefe wettern. Falls die Gallerien an ihren Ausgängen etwa durch Schneewehen verstopft werden, bringen die Rutner Hülfe; sie durchbrechen den Schnee und eröffnen so Gänge. Manche Gallerien, z. B. die Kaltwassergallerie auf dem Simplon, sind angelegt worden, um die Berggewässer abzulenken, welche ohne sie auf die Straße herabschießen würden, auch schützen sie im Frühjahr gegen die Eiszapfen, welche sich während des Winters gebildet haben und oft eine kolossale Mächtigkeit erreichen; sobald das Wetter warm wird, lösen sie sich ab und schmettern mit gewaltiger Kraft in die Tiefe. Unter den Schutzgallerien ist die All' aque rosse genannte die längste. Sie befindet sich auf der Splügenstraße und hat eine Ausdehnung von 1530 Fuß.

Mittlere Brücke der Via mala.

Die Anhäufungen des Schnees werden mit der wachsenden Höhe des Berges immer ungleicher. Während einzelne Stellen ganz kahl sind oder eine nur leichte Decke haben, werden an anderen Stellen ungeheure Massen zusammengeweht. Gegen Ende des Winters trifft es sich oft, daß der Weg, welcher über Schneelagen von 6 bis 10 Fuß führt, dennoch zwischen 20 bis 30 Fuß hohen Schneemauern hindurchläuft. Die Rutner brechen dann nicht selten Gallerien oder auch Tunnels durch solche Schneemassen. Diese bilden

an manchen Punkten überhangende Vorsprünge, welche „gleich kolossalen Dachtraufen“ über das eigentliche Fundament oder die Stützmauern frei hinausragen. Man muß sich hüten, den scheinbar bequemern Weg zu wählen, welcher am äußersten Rande hinführt, denn dort hat man buchstäblich keinen Boden unter den Füßen und ist unrettbar verloren, wenn Mann, Saumthier oder Wagen durchbricht. Alle solche Schneebahnen sind gefährlich und treulos. Im Winter ist der Weg bei tiefem Schnee nur für eine Schlittenbreite zwischen den hohen Schneewällen, welche als Wände an beiden Seiten hinlaufen, geöffnet; aber man bringt die nöthigen Ausweichestationen an, wo die von der Höhe herabkommenden Schlitten so lange warten, bis die von unten her kommenden sich mit ihnen gekreuzt haben. Manchmal wird aber solch eine Schneestraße dermaßen auf weiten Strecken ausgefüllt, daß selbst der leichte Postschlitten nicht weiter kann und in irgend einem Hospiz oder Berghause so lange warten muß, bis jene Strecken wieder fahrbar gemacht worden sind. Berlepsch erwähnt, daß um Weihnachten 1859 vier Postschaffner volle vier Tage lang auf dem Gotthardhospiz die Oeffnung des Val Tremola (Thal des Zitterns) abwarten mußten. Die schweizerische Eidgenossenschaft zahlt jährlich mehr als 50,000 Francs allein dafür, daß der „Schneebruch“ auf dem St. Gotthard die Passage nicht hemme; die Rutner sind zu diesem Zwecke in ununterbrochener Thätigkeit.

Cascade der Sallenche im untern Rhonethale.

Ihre Arbeit wird in zwei große Hälften getheilt. Die erstere oder sogenannte Fürleite hat nach starkem Schneefalle den ersten Durchbruch zu erzwingen. Der Fürleiter dringt mit einer Anzahl starker Zugochsen vor dem Bahnschlitten in die Schneemasse hinein und zwar so, daß ein Thier vor das andere gespannt wird; Pferde kann man nicht verwenden, weil sie weit eher ermüden als Ochsen. Durch die auf beiden Seiten in Angriff genommene Arbeit entsteht nur ein schmaler Pfad, aber die Rutner gehen hinter dem Schlitten her und schaufeln aus; eine andere Abtheilung erweitert den Weg und erhält ihn in fahrbarem Zustande. Die „Weger“, mit dem „Hauptweger“ an der Spitze, haben eine allerdings anstrengende und auch gefährliche Arbeit, sie kennen jedoch alle Oertlichkeiten des Berges ganz genau, achten vorsichtig auf Wind und Wetter und wissen den Lawinen fast instinctmäßig auszuweichen. Jedermann, ohne Ausnahme, wer den Berg überschreitet, beachtet genau die Rathschläge und Mahnungen der Rutner.

Eine der frequentesten Alpenstraßen ist jene über den Splügen, welche von Chur in Graubünden nach Chiavenna führt, und auch im Mittelalter ist sie unaufhörlich stark benutzt worden, doch ist sie bis zum Jahre 1818 nur Saumpfad gewesen. Bei Thusis am Hinterrhein, 2182 Fuß über dem Meere, schiebt sich ein mächtiger Gebirgswall vor, welchen der Rhein in einer fast meilenlangen Spalte durchsägt hat. Am Eingange der Schlucht stehen die Ruinen der Burg Realt (Hohenrhätien). Am Strom entlang ist der Weg höchst gefährlich, deshalb verließ der eigentliche Straßenzug dort das Rheinthal und ging über die Höhen, und nur so konnten Menschen und Waaren zu den oberen Thälern gelangen. Dies war der sogenannte gute Weg, jener unten im Thale, der nur von geübten Berggängern und Gemsenjägern betreten wurde, der schlechte Weg, und der ganze Spalt: das verlorene Loch. Man machte übrigens im Fortgange der Zeit mehrere Versuche, einzelne Theile des Thalbodens wegbar zu machen, aber eine eigentliche Straße ist erst seit 1822 dort vorhanden und sie führt heute noch auf den wildesten Strecken die Bezeichnung der Via mala. An manchen Stellen liegt das Bett des Rheins so tief und ist dermaßen zwischen steile und enge Wände eingeklemmt, daß er unter diesen völlig verschwindet. Bei solcher Bodenbeschaffenheit konnte man natürlich die Straße nicht in der Tiefe anlegen, sondern nur den Wänden des Spaltes entlang; sie läuft bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Flusses, durch Höhlengänge, an Vorsprüngen und Absätzen und am Abhang auf künstlichen Mauergewölben, dann auch über Brücken, unter welchen der Rhein in einer Tiefe von drei- bis vierhundert Fuß rauscht.

Nachdem man etwa zwei Stunden weit aufwärts gefahren ist, erweitert sich die Schlucht zu beiden Seiten.

Unmittelbar hinter Thusis erheben sich die Felsenwände, durch welche die Straße zieht, etwa eintausend Fuß hoch. Das eben erwähnte verlorene Loch ist eine 216 Fuß lange, durch das Gestein getriebene Gallerie. Weiterhin überwölbt die erste Brücke den etwa 130 Fuß tiefen Riß im Gebirge. Jenseit derselben läuft der Weg an Felsenwänden hin und durchbricht das Gestein. So gelangt man zur Mittlern Brücke der Via mala (siehe unsere Abbildung), unter welcher der Rhein in einer Tiefe von nahe vierhundert Fuß hinrauscht. (S. 162.) Die Leute in Graubünden erzählen und die Reisehandbücher melden, daß am 27. August 1834 nach einem heftigen Gewitter der Fluß dermaßen angeschwellt worden sei, daß sein Wasser bis dicht unter den Brückenbogen reichte; das noch jetzt in der obern Felsspalte steckende Holz bezeichnet die Wasserhöhe. Bald nachher gelangt man an die dritte Brücke und damit ans Ende der eigentlichen Via mala; die Entfernung von Thusis bis dorthin beträgt, wie schon gesagt, gegen zwei Stunden. Die Straße führt dann weiter durch das Schamser- und das Rheinwaldthal nach dem Dorfe Splügen (4448 Fuß), wo sich zwei große Alpenstraßen trennen; nur die eine Straße führt über den Splügen nach Chiavenna (Paßhöhe 6510 Fuß über dem Meere), die andere über den Bernhardin nach Bellinzona.

* *
*

Unter den Wasserfällen der Schweiz wird jener der sogenannten Pisse Vache alljährlich von vielen Tausend Wanderern besucht. Diese Cascade liegt im untern Rhonethale und wird von der Sallenche gebildet. (S. 163.) Der Felsenkörper, über welchen er herabrauscht, ist zackig-zersprengt und bildet mehrere Terrassen; über diese ergießt er sich in wollig runder Masse. Er bildet mit den vielen kleinen Nebencascaden, welche in unzähligen Strahlen plätschernd, hüpfend oder steil abfallend den Katarakt umgeben, ein bewegtes Bild, welchem jedoch eine bunt geschmückte Umgebung fehlt. Berlepsch, welcher auch von den Wasserfällen der Schweiz eine vortreffliche Schilderung entworfen hat, rechnet ihn unter die „garnirten“. Es giebt nämlich eine vollständige „Formenscala von Alpenwasserfällen“. So bildet der Fall des „Hinterrheins in der Roffla, zwischen Via mala und Splügen in Graubünden, welcher steil-treppenförmig sich herabsenkt, eine „Jäh-Cascade“; — der Fall der Reuß unter der Teufelsbrücke auf der Gotthard-Straße eine „flach-geneigte Cascade“.

Teufelsbrücke.

Diese Brücke wölbt sich in einer Höhe von 95 Fuß über der Reuß in einem kühn gespannten Bogen; sie ist im Jahre 1830 neugebaut worden. Das Felsenbett ist so eigenthümlich abgebrochen und ausgewaschen, daß der im Fallen zerspritzende Fluß fortwährend große wässerige Staubwolken über die gleichsam jagenden Massen dahin sendet. Als durchsichtige Nebelkugeln wallen sie auf und ab und gewähren bei Sonnenschein ein herrliches, prismatisches Farbenspiel. Der Fall erzeugt eine starke Luftbewegung, einen Windstrom, welcher alle Gebirgswände berührt, zurückprallt, sich überschlägt und den aus dem Sturz aufdampfenden Wasserstaub hoch aufwirbelt, hinabdrückt oder gegen die Felsen schleudert. So erhalten diese unabläßig einen Schlagregen, triefen unaufhörlich und erglänzen bei heiterm Himmel wie geschliffene Flächen. „Wenn nun der Sonnenschein in diese dämonisch in der Luft herumgeworfenen Wasserdämpfe fällt, dann ist es, als ob die Farben einen luftigen Reigentanz hielten; Regenbogen schlingen Ketten in einander, überspringen sich, zerfließen in einen großen, gemeinsamen, prismatischen Knäuel. Aber im nächsten Augenblicke entwirren sie sich wieder und wogen auf und ab wie Mückenschwärme.“

Unter den „Staubbächen“ ist am berühmtesten der Lauterbrunner im Berner Oberlande; er erscheint als der vornehmste Repräsentant jener weit verbreiteten Gattung von Wasserfällen, welche in Folge ihrer außerordentlichen Sturzhöhe sich fast ganz zu verflüchtigen scheinen, bevor sie die Sohle ihres neuen Strombettes erreichen. Der Lauterbrunner Staubbach wird gerade dadurch zum Proteus, wie wenig andere, denn er bietet in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten so wunderbare Metamorphosen dar, daß er fortwährend ein anderer zu sein scheint. In einer Höhe von fast 900 Fuß springen zwei Stromarme über die senkrecht abfallende Felsenwand hinaus und vereinigen sich rasch zu einer beweglichen Wassersäule, von der nur ein kleiner Theil an

einer Klippe zerschellt, alles Uebrige aber in freier Luft sich in Millionen Perlen auflöst und zuletzt in schimmernden Regenstaub verdünnt.

Einen „Schichten-Katarakt“ bildet der Bergstrom, wenn er, voll und wassermächtig, in seinem Bette durch Felsentreppen oder senkrechte Abfälle einen plötzlichen Sprung in die Tiefe macht. Er bildet dann ein großartiges, einheitlich massenhaftes Schauspiel. So fällt der Buffalora im Graubündner Misocco-Thale über eine beinahe lothrechte Wand herab, mit voller Gewalt als compacte Säule, weit über den Felsenrand hinaus; er fährt als runder, geschlossener Körper in die Tiefe nieder ohne die Felswand zu berühren. Manche Fälle ricochettiren, z. B. der Piumegna bei Taido. Er kommt über die Alpenterrassen von Pian del Lago, welche die westliche Thalwand des Val Leventina in Tessin bilden. Als kräftig genährter Bergbach rauscht er in Cascadellen herab, hat aber kein Flußbett mehr und fällt ins Unbestimmte über eine kahle Glimmerwand, stürzt nicht in einen Kessel, sondern staucht sich gleichsam auf einer Felsenplatte, spritzt von derselben gleich einer Fontäne im Fächer empor und macht Bogensätze weit umher. Aehnlich verhält es sich mit der Cascade des Pelerins im Chamounythale.

* * *

Wir erwähnten in unserer vorigen Nummer mehrerer Gletscher und sprachen über das Vorrücken derselben. In der allerneuesten Zeit nun tritt die auffallende Erscheinung ein, daß die Gletschermassen in den Alpen abschmelzen. Es liegen viele Angaben über das bedeutende Zurücktreten der Gletscherzungen vor und zwar in der ganzen Alpenkette, vom Dachstein angefangen. Die Mitglieder der verschiedenen Alpenvereine haben das Abschmelzen auch der Firnspitzen, welches im Verlaufe der letztverflossenen Jahre vielfach beobachtet worden ist, nachgewiesen. Ein ausgezeichneter Alpenkundiger, Professor Pfaundler, hat im Sommer 1870 trigonometrische Messungen in den Tyroler Centralalpen und zwar in der Stubaier-Gebirgsgruppe vorgenommen; er weist nach, daß die gegen 11,000 Wiener Fuß hohen Firngipfel dieser Gegend seit sechs Jahren im Mittel 17,57 Fuß (5,56 Meter) niedriger geworden, also abgeschmolzen sind. Dadurch ist im Stubaier Gebiete die Zahl der Gipfel, welche 11,000 Fuß Höhe übersteigen, von 4 auf 3 gesunken. Einzelne Gipfel, welche früher mit einer blendend weißen Firnkappe bedeckt waren, zeigen jetzt nur noch ihr dunkles Felsgerüst, und in der Habichtskette sind einige kleinere Hängegletscher gänzlich verschwunden. Es wäre von Interesse, zu erfahren, ob bei den Gletschern der Schweizeralpen sich dieselbe Erscheinung in demselben Maße zeigt.

Sehr bequem würde sie sich zum Beispiel im Berner Oberlande am Eiger-Gletscher beobachten lassen, der am Fuße des Zäsenberges in den berühmten Grindelwaldgletscher einmündet, und der eigentlich aus zwei Gletschern besteht, welchen die schwarze Lütschine als Abfluß dient. Als Agassiz den Eiger bestieg, wurde er in der großartigen Einöde durch das helle Jauchzen eines Aelplers überrascht. Dieser war der Hirt vom Eiger, welcher die Wanderer von einem Felsen aus gesehen hatte; seine Hütte stand in dem Winkel zwischen zwei Gletschern. Der Mann bringt die Sommermonate ganz allein mitten unter den Gletschern zu, und es ist für ihn ein Ereigniß, wenn ein Bergbesucher sich bis zu ihm verliert. Der Zäsenberg bildet auf dem linken Ufer ein breites Vorgebirge, welches den Gletscher stark zwischen sich und dem gegenüberstehenden Mettenberg einengt. Die Wiesenmatten, welche diese beiden von Eis umgebenen Berge bedecken, scheinen an einzelnen Stellen sehr kräftigen Graswuchs zu haben; dort weiden Schaf- und Ziegenherden, welchen im Herbste die Gemsen folgen; diese weiden genügsam die letzten Gräser ab.

Der Eiger.

Das Thal erweitert sich unterhalb des Zäsenberges von Neuem und der Gletscher dehnt sich, nach Aufnahme des Kalli, in ein weiteres Becken aus, welches das Grindelwalder Eismeer heißt.

Der Eiger-Gletscher oder das Kalli, welcher am östlichen Abhange des Berges hängt, dessen Namen er trägt, ist auf seiner ganzen Länge sehr stark geneigt, und sieht deshalb auch sehr zerrissen aus. Bei seinem Zusammenflusse mit dem Grindelwaldgletscher bildet er eine sehr breite Mittelmoräne, welche man in weite Ferne verfolgen kann. In der Mitte dieses Gletschers liegt eine unbedeckte Felsen-

stelle, die sogenannte heiße Platte. Bemerkenswerth sind die Eiswürfel oder Gletscherkäse (die Seracs, wie Saussure sie genannt hat), welche den steilen Gletschern eigenthümlich zu sein scheinen. Am Eiger-Gletscher sind sie an mehreren Stellen so regelmäßig, daß man sie für rechtwinkelig an einander gefügte Bausteine halten könnte.

Der Eiger (auch Außen-Eiger oder Heigers-Schneeberg genannt) tritt, nördlich vom Mönch, in breiter Felsenmasse, schneidend und scharfkantig in das Thal von Grindelwald hinaus; sein scharfer Gipfelkamm hat 12,240 Fuß. Gegen Nordwesten fällt der Eiger-Gletscher nach der Wengern-Alp und gegen Nordosten der Mittellegi-Gletscher nach dem Thal von Grindelwald hinab.

Engelsberger Thal mit dem Titlis.

Von der Wengern-Alp im Berner Oberlande hat man einen prächtigen Blick auf die Schneeriesen dieses Gebirgszuges, namentlich auf das Silberhorn, 11,359 Fuß, die Jungfrau, 12,828 Fuß, den Eiger, den Mönch und viele andere. Der Reisende versäumt eben so wenig, diesen Punkt zu besuchen, wie das Engelsberger Thal in den sogenannten Vierwaldstätter Alpen, von welchem aus man den Titlis in seiner Majestät vor sich hat. Derselbe hat 9970 Fuß Höhe und wird vom Dorfe Engelsberg, das 3085 Fuß über dem Meere liegt, verhältnißmäßig leicht bestiegen. Doch ist die Firnhalde, zu welcher man zum Gipfel, dem sogenannten Rollen, hinaufsteigt, ziemlich steil und ermüdend, aber die Aussicht dort oben in hohem Grade lohnend.

Die Uiguren.

△. Ueber dem Ursprung der Türken liegt, wie über dem Ursprung so mancher asiatischer Völker, noch immer ein dichter Schleier, der nur in der Neuzeit sich allmälig zu lüften beginnt. Woher die Türken gekommen seien, darüber haben wir wohl einige Nachrichten; im Ganzen genommen aber datirt sich alles Verläßliche nur von dem Zeitpunkte des arabischen Einfalles in Mittelasien her. Die fanatischen Krieger des arabischen Propheten kamen damals zum ersten Mal mit den Türken in Berührung; später hatten arabische Reisende, natürlich in einer höchst oberflächlichen Weise, von türkischen Nomaden im Norden des Kaspischen Meeres, an dem obern Laufe des Jaxartes und Oxus und im Norden Chokands gesprochen. In der Nomenclatur der verschiedenen Stämme und Zweige herrscht die wildeste Confusion: zuerst werden Türken und Ghusen erwähnt, später kommen erst Turkomanen; und erst nachdem einige Jahrhunderte später aus der Mitte des türkischen Volkes selbst Geschichtschreiber auftauchten, fängt endlich der Kreis unserer Bekanntschaft mit diesem gigantischen Stamme sich einigermaßen zu erweitern an.

Sicheres und Zuverlässiges jedoch hat hierin, wie in vielen anderen Fällen, nur die europäische Wissenschaft gebracht. Es war im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, daß der Gelehrte Julius Klaproth die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf jenen Fehler hinlenkte, nach welchem man die Ugoren am Ural mit den Uiguren im fernen Osten,

nämlich in der chinesischen Tatarei, identificirte. Was die Ugoren sind, davon werden wir ein anderes Mal reden; für unsere jetzige Besprechung genüge zu bemerken, daß wir eben durch diese Forschungen Klaproth's mit den Uiguren, diesem ältesten Volksstamme der Türken, näher vertraut wurden, ja sogar erfuhren, daß diese Türken schon damals sich geregelter staatlicher und geselliger Zustände erfreuten, und im Besitze einer Literatursprache waren, als unser Europa zum großen Theil noch Wildniß war.

Zum Unglück für die Wissenschaft sind eben von diesem türkischen Volksstamme, dem Stamme der Uiguren, nur wenig geschriebene Sprachmonumente zurückgeblieben; noch weniger aber hat die Geschichte von ihnen aufgezeichnet. Durch letztere werden wir nur insofern benachrichtigt, daß die Mongolen, namentlich unter Dschingis Chan, zum ersten Niederschreiben ihrer Sprache eben von den Uiguren sich die Schriftzeichen erborgten. Ja wir wissen sogar, daß die große Zahl der Schreiber, Rechnungsführer und sonstiger Civilbeamten unter Dschingis und einigen seiner Nachfolger Uiguren waren. Es ist daher leicht erklärlich, daß nach Bekanntwerden dieser Thatsachen die europäische Gelehrtenwelt mit lebhafter Gier nach uigurischen Sprachmonumenten forschte. Ein Buch besitzt die bodleianische Bibliothek in Oxford, ein anderes existirt in Paris; auch Petersburg hat einige Kleinigkeiten aufzuweisen; doch stellte es sich in der neuen Zeit heraus, daß diese uigurischen Literaturüberreste höchstens vom funfzehnten Jahrhundert herrühren; ja die Sprache selbst der eigentlichen Kennzeichen der alten uigurischen Mundart schon gänzlich vermissen lassen.

Dieses erhellt aus der neuesten Arbeit unseres Mitarbeiters, des Herrn Professors H. Vambery, welche den Titel führt: „Uigurische Sprachmonumente und das Kudatku Bilik", welche mit der Unterstützung der ungarischen Akademie gedruckt worden ist und von der Sprache der Uiguren die erste sichere Kunde bringt. Die Arbeit des Herrn Vambery beruht auf einer äußerst interessanten Handschrift im Besitze der kaiserlichen Hofbibliothek von Wien, die Hammer-Purgstall im Anfange dieses Jahrhunderts in der Türkei gekauft und nach Europa gebracht hat. Hammer selbst vermochte die sibyllinischen Zeichen des curiosen Schriftstückes nicht zu entziffern. Ein gelehrter Franzose, Jaubert, machte sich mit mehr Glück an die Arbeit; er ahnte, daß diese Handschrift interessante Aufklärungen verberge, und lenkte die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf dieselbe. Indessen lag das Buch doch mehr als 40 Jahre in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, ohne daß es Jemand gewagt hätte, den Zauber zu brechen. Es war hierzu 1) eine vorzügliche Geduld, 2) Vertrautheit mit orientalischen Schriftgattungen, 3) die möglichst volle Kenntniß der heutigen Dialekte Centralasiens von Nöthen. Daß Herr Vambery diesen Postulaten mehr denn jeder Andere entsprach, ist leicht verständlich; er machte sich nach seiner Rückkehr ans Werk und veröffentlicht nun seine ersten Versuche auf diesem Felde.

Die uigurische Handschrift, welche den Namen Kudatku Bilik, d. h. „glückliches Wissen", führt, ist im fünften Jahrhundert der Hedschra geschrieben worden. Dem Inhalte nach ist es ein Gedicht politischer und moralischer Tendenz; bespricht die Pflichten des Volkes zum Herrscher und vice versa in einer solch liberalen Weise, die selbst vielen Denkern des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts nicht zur Schande gereichen würde, und um so mehr befremdet, als sie im tiefen Asien auf dem alten Sitze der Despotie und Autokratie erstand. Die Vorschriften, was für Minister der König sich wählen, wie der König mit allen Classen der Bevölkerung umgehen soll, und wie die Beamten sich dem Fürsten gegenüber zu verhalten haben, sind würdig, an die Mauern so mancher sich constitutionell dünkender europäischen Staaten angeschlagen zu werden. Auf die Lebensanschauungen des Individuums zum Schicksal und zur jenseitigen Welt können wir nicht die ähnliche Bemerkung machen, da dieselben zu stark den Stempel einerseits des Buddhismus, andererseits des Islam tragen, im Ganzen genommen aber für den Ethnologen Asiens von hohem Interesse sind. Was das sprachliche Interesse der vorliegenden uigurischen Handschrift betrifft, so erhalten wir zunächst durch den vorliegenden Wort- und Formenschatz das älteste Specimen türkischer Mundart: einen Schatz, der um so wichtiger wird, wenn wir in Erwägung ziehen, daß die sprachlichen Eigenheiten, welche in der uigurischen Sprache gesammelt vorliegen, heute bei den verschiedenen Stämmen und Zweigen der großen Turkfamilie, sei dies im Norden, Osten und Westen Asiens, vereinzelt anzutreffen sind; woraus sich schließen läßt, daß wenngleich das Uigurische nicht die Quelle der verschiedenen türkischen Dialekte der Neuzeit ist, die Uiguren dennoch zu einer solchen Zeit von dem Gros des Stammes sich trennten, als dieser, in verhältnißmäßig engerm Kreise lebend, eine noch nicht dialektisch verschiedene Sprache hatte. Ferner ist nicht zu vergessen, daß der Autor des Kudatku Bilik ausdrücklich anführt, er habe das erstgeschriebene türkische Buch zur Welt gebracht, was dessen Recht auf den Namen eines ältesten und ersten Sprachmonumentes am meisten begründet.

Dem Leser im Allgemeinen wird es nicht ohne Interesse sein, zu wissen, daß die Uiguren ungefähr schon im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zur christlichen Religion sich bekannten und daher die östlichen Vorposten der Lehre Christi in Asien waren. Ihre Bekehrer und Lehrer waren die Nestorianer, die der griechische Sectenhaß in die weite Ferne jagte, und die an solchen Punkten Asiens Bisthümer errichtet hatten, die selbst die kühnste Phantasie des heutigen Missionärs nicht zu erreichen wagt. Herat, Samarkand, Otrar, Kaschgar, Chotem, ja sogar das fernere Uschturfan waren allesammt Sitze einer Diöcese, und die Nestorianer waren es auch, die für die Uiguren die Schriftsprache erfanden; letztere stammt vom Sabbäischen ab, paßt natürlich eben so wenig für die türkische Lautlehre, wie das Arabische, und hat auch den Kampf mit dem letztern bis zur Zeit Timur's fortgesetzt, wo mit der Zunahme des islamitischen Fanatismus diese fremden und aus der Zeit des Unglaubens herrührenden Charaktere verschwinden mußten.

Herr Professor Vambery liefert in genanntem Buche den ersten bis jetzt in der Welt gedruckten uigurischen Text. Die typographische Rarität, die in Innsbruck erschien, verdankt ihr Entstehen deutschem Fleiße, und es ist merkwürdig, daß eine Schriftsprache, die vor mehr als tausend Jahren in den Thalgegenden des Thien Schan blühte, nun in einem Thale der süddeutschen Alpen wieder aufleben mußte.

Ueber tropische Aquarien.

Von **Gustav Wallis.**

Zu den interessantesten Pflanzen unseres Erdballes gehört gewiß jene Reihe wechselvoller Gestalten, mit denen die Gewässer tropischer Landstriche, zumal des äquatorialen Amerika, so mannichfaltig wie anmuthig belebt sind. Sie schmücken in eigener Weise Flüsse, Gräben und Seen; isolirt und verschieden von allen übrigen Gewächsen bilden sie ein besonderes, für sich abgeschlossenes Reich. Je näher dem Aequator, um so üppiger und formenreicher in ihrem Wesen, um so bestimmter ihr Ausdruck, ihr Antheil selbst, den sie an den landschaftlichen Physiognomien ganzer Provinzen haben. Hatte Flora die bloße atmosphärische Luft zum Nährvater so vieler Baumbewohner, der seltsamen Orchideen, gemacht, so sollte auch das flüssige Element des Wassers zum Sammelplatze einer phantasiereichen Schöpfung werden.

Abweichend, wie das Lebens- und Erhaltungsprincip war, das sie hierbei in Anwendung brachte, mußten es auch ihrerseits wieder die Formen sein, unter denen die Wasserbewohner auftreten. Zum Ernährungs- und Assimilirungsvermögen gesellt sich nun eine weitere Anforderung mehr mechanischer Natur hinzu: das Bedürfniß specifischer Leichtigkeit, mittelst welcher die Pflanzen befähigt sind, sich in ihrem Elemente zu tragen und zu stützen, und woraus sich als letzte wesentliche Eigenschaft das Schwimmvermögen ergiebt. In Nachstehendem werden wir durch mehrere Beispiele aus den Binnengewässern des tropischen Amerika erläutert sehen, auf welch sinnreiche Art Mutter Natur diese Organbildung in den verschiedensten Richtungen gleich zweckentsprechend auszuführen vermochte, und daß die Bildnerin in Erreichung dieser Absichten nicht bei einem einzigen Principe stehen geblieben ist, vermögen wir aus der Mannichfaltigkeit von Erscheinungen zu schließen, mit denen sie den ungeheuern Abstand zwischen der unscheinbaren Wasserlinse und der stolzen Victoria Regia nicht allein ausfüllte, sondern selbst hierzu die verschiedensten Formenträger zu qualificiren vermochte.

Wir gewinnen in dieser anziehenden Beobachtung eine Ueberzeugung mehr, wie die Natur in ihrem geheimen Wirken nirgend eine Lücke entstehen läßt, sondern vielmehr stets bemüht ist, das Schroffe mit dem Milden durch Gegensätze zu vermitteln und auszusöhnen. Aeußere mechanische Tragmittel sind aber nicht allein bestimmt, das Wesen der Selbständigkeit bei Wasserbewohnern zu begründen: Umgestaltung des innern Baues der Elementarorgane spielt hierbei eine weit größere, ja eine Hauptrolle, und selbst erstere, die mechanischen Bildungen, machen sich zu großem Theile von ihnen abhängig. Das Gefäßsystem aller im Wasser lebenden Pflanzen ist lockerer, die Gefäße und Zellen sind gedehnter, folglich geringzähliger und mit Gasen erfüllt. Dieses Princip sehen wir auch so hervorragend selbst bei den auf dem Lande lebenden Monocotyledonen ausgeprägt, und zeigt sich von sehr praktischem Werthe für unsere Wasserbewohner.

Allen im Wasser vegetirenden, besonders den monocotyledonischen Gewächsen, ist eine auf principiell durchgeführten anatomischen Bau begründete Durchsichtigkeit und Zartheit eigen, wie wir sie auf dem Festlande, mit Ausnahme einiger weniger niedriger Kryptogamen, nicht antreffen. In vielen Fällen sind die Pflanzen dimorphen Charakters, oder es kann selbst die eine Form in der andern aufgehen. Man unterscheidet an einer und derselben Pflanze zwei ganz verschiedene, die im Wasser und die an der Luft (der Oberfläche) gebildeten Blätter, wovon uns neben mehreren anderen Arten Ranunculus aquatilis ein so schönes, naheliegendes Beispiel giebt.

Die Pflanzen sind meist gesellig wachsende, gleichsam um sich einander durch die Masse und Gegenseitigkeit zu stärken. Wir beobachten das ähnlich in den Gewässern unserer nordischen Zone mit Lemna, Potamogeton, Hottonia, Hydrocharis, Hippuris u. s. w. In den Tropen aber sehen wir durch diese Geselligkeit Pflanzendecken in solcher Ausdehnung entstehen, daß sie endlosen Wiesen oder Inseln gleichen. Oft auch sieht man sie dort, durch Strömung fortgerissen, treibend, wie ihres Heimathsrechtes verlustig, in andere Regionen versetzt. Die ungleich größere Vegetations- und Erhaltungskraft tropischer Gewächse stellt indessen diesen Mangel nicht allein nur scheinbar hin, sondern auch sie gestattet die Anwendung des waltenden Princips unter den verschiedensten, nur eben denkbaren Gestaltungen; ja man kann bei dem Reichthume tropischer Formen sagen, daß die Natur sich mit ihnen niemals erschöpfe. Weniger selbständig im Norden, wo die Winterkälte größern Schutz erheischt, sehen wir daher auch meist die perennirenden Gewächse mit tiefgehenden Wurzeln an den Boden geheftet. Stirbt das an die Oberfläche des Wassers tretende Kraut auch ab, so schlummert doch im Grunde desselben, unter dem Schutze der Eisdecke, der Keim neuem Leben entgegen.

Anders unter den Tropen, wo bei der stärkeren Wachsthumskraft die Pflanzen weniger ängstlich des Schutzes bedürfen. Ohne an den Boden geheftet zu sein, drängt der weit größere Theil, Luft und Wärme zu genießen, sich des Lebens zu freuen, an die Oberfläche, ändert auch mit Wind und Wogen unbeschadet seine Lage, und hat somit das Vergnügen, spazieren zu fahren; heimathlos und doch überall zu Hause. Gewaltsame Theilung scheint hier nur willkommen, denn aus jedem Bruchstückchen sproßt freudig ein neues Pflänzchen. Schon dieser Umstand von Ungebundenheit ist geeignet, sie von klein auf gegen äußere Einflüsse abzuhärten und sicherzustellen. Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Pflanzen kalter Zonen, als lichtscheu, mehr gallertartiger Natur, die der Tropen dagegen, als an Licht und Luft gewöhnt und gebildet, im Ganzen freundlichere Farben und größern Wechsel überhaupt repräsentiren.

Gehen wir nach dieser allgemeinen Beobachtung zu den Einzelnheiten über, die sich bei Lüftung der Gliederung einer auf tropischem Gewässer treibenden Pflanzendecke uns entgegenstellen. Wir finden da viel Belehrendes, Interessantes eingeschlossen. Als die Hauptformen ihres Reiches treten die Pontederien und Pistien auf, die in unglaublichen Mengen große Wasserflächen überziehen, eine einzige zusammenhängende Decke bilden und der Schifffahrt auf den Binnengewässern ein großes Hinderniß bereiten. Bahnt man sich eben mit Säbeln und Stangen mühsam seinen Weg hindurch, so schließt sich auch sogleich hinter dem Fahrzeuge die Decke wieder, um nach wie vor ein einziges zusammenhängendes Ganze zu bilden. Ruder und Segel werden eingezogen, und auch der Dampf läuft Gefahr, sich mit den abgerissenen Ballen und Trümmern zu verschlucken; nur langsam quält und drängt man sich durch die gleichsam ver-

filzte Masse hindurch, und kommt man endlich wieder aufs Fahrwasser, so ist einem zu Muthe, wie dem Seemann, der nach längerer Reise Land erblickt.

Unwillkürlich tauchten mir bei solchen kaum zu bewältigenden Massen in der Erinnerung unsere bescheidenen Aquarien auf, von denen sich das erste Bekanntwerden mit diesen Gewächsen herleitet! Bau und Structur bei Pontederien und Pistien specieller prüfend, finden wir bei diesen so eng vergesellschafteten Pflanzen zwei ganz abweichende Principien vergegenwärtigt; die erstere mit blasig aufgetriebenen, schwammgefüllten Stengeln, die andere mit einem fettigen Ueberzuge bekleidet, der sie das Wasser feindlich abstoßen läßt.

Die durch die Schüssel- oder Scheibenformen der Nymphaeen bedingte Tragfähigkeit steht in dieser Familie bei dem außerordentlichen Formenreichthum der Tropen nicht allein; das schwere Blatt der Victoria wurde bekanntlich durch ein Netz markiger Leisten gestützt, während bei den Nelumbien, von denen auch eine Art am untern Magdalenenstrome vorkommt, das Blatt durch seine Tutenform sich zu tragen bestimmt ist.

Neben diesen mit großen schildartigen Blattflächen gezierten Pflanzen nehmen sich gewisse Gräser, Cyperus, Mimosen, Farn, Marsilea, Jussieua rc., als gleichberechtigte Wasserbewohner um so seltsamer aus, und jedes repräsentirt sein besonderes Schwimmorgan. Am Grase sehen wir, höchst originell und sinnreich, die Blattscheiden bauchig aufgetrieben und einander fest umschließen, wodurch Luft eingeschlossen und das Wasser abgehalten wird. Eine andere Grasart wurde zum Zwecke specifischer Leichtigkeit mit dichtem Haargewande umgeben. Der Cyperus trägt sich durch die zu Ballen geformten schwammigen Wurzeln, die in Betracht zu der obern Masse ein entsprechend umfangreiches Volumen annehmen. Dieser wie auch die genannten Gräser bildeten häufig geschlossene Gruppen, die ihnen das Ansehen von Inseln gaben.

Bei den Mimosen, Desmanthus natans, und anderen wahren Zierden tropischer Aquarien sehen wir die wagerecht umhertreibenden Stengel- oder Stammglieder in einen lockern, schwammigen Mantel gehüllt, der sich selbst sogar auf die Basis der Blattstiele erstreckt.

Bei vielen Pflanzen sind die Wurzeln und untergetauchten Theile mit Luftblasen versehen, wovon wir ein bekanntes Beispiel in den Utricularien haben. In einigen Fällen ist das Blatt mit cylindrischen Rippen durchzogen, oder auch federartig zerschlitzt, wie wir das an dem schon erwähnten Ranunculus aquatilis sehen. Gewisse Pflanzen sind mit einer schleimigen Masse, wieder andere mit hochliegenden Schuppen umkleidet rc.

Auch der bloße Luftdruck ist berufen, als Organ der Tragkraft zu dienen, wie sich an mehreren zierlichen Gewächsen bestätigt. In einem Falle war das Blatt in unzählige faltige Kammern getheilt, und bei der andern noch interessantern Pflanze ruhte das zierliche, herzförmige Blatt mit flachem Rande auf der Oberfläche des Wassers, indem es durch zwei Erhabenheiten Luft eingeschlossen hielt; es erinnerte dies an die Fruchtkapseln des Pfaffenhütchens. Nicht ohne Entzücken konnte ich dies reizende Pflänzchen ansehen.

Von Jussieua beobachtete ich, außer der durch Humboldt bekannt gewordenen natans, mindestens noch drei schwimmende Formen, deren eine durch bandartig verbreiterte Blattstiele getragen wurde. Die zweite war mit blasenartigen, schwammigen Internodien versehen, und ließ, hierin dem Zwecke vollkommen entsprechend, in den Blättern selbst nicht jene Abweichung errathen, die sonst den Wasserpflanzen eigen ist; denn ohne saftig zu sein, hatten sie dasselbe regelmäßige Aussehen ihrer terrestrischen Verwandten. Die dritte Art endlich bot ein wahres Schaustück, und ohne ihre Blüthen oder Kapseln würde Niemand sicher auf ihre Abstammung schließen, so seltsam unterschied sie sich an allem Aeußern vom allgemeinen Familiencharakter.

Man denke sich eine flach ausgebreitete, schwimmende Rosette aus Hunderten zierlicher, rautenförmiger Blättchen gebildet, deren äußere auf stets längeren Stielen gehoben, der ganzen Anordnung genaue, ich möchte sagen mathematische Rechnung tragen. Wie jede Wasserpflanze in ihrer Art zu sinniger Betrachtung, zum Nachdenken über die weisen Natureinrichtungen auffordert, so liegt hier zumal ein Beispiel vor, das den Laien sowohl wie den Kenner anzieht und entzückt. Diese überaus reizende Erscheinung ist eine der wenigen tropischen Wasserpflanzen, die mit den Wurzeln an den Boden geheftet sind. Auch diese erregen unsere Aufmerksamkeit in besonderm Grade. Der Wurzelcomplex ist in Uebereinstimmung mit dem leicht erfolgenden Steigen der äquatorialen Flüsse von mehr als ausreichender Länge, dabei elastisch und zäh, um bei jedem Höhestande nachzugeben und das Haupt im Niveau des Wassers zu erhalten. Die gelben Blumen erscheinen hier und da eingestreut, aus den verschiedenen Blattachseln über die Oberfläche emporragend. Mit Recht würde diese eigenthümliche Pflanze eine Zierde unserer Aquarien bilden, und sei daher noch erwähnt, daß sie auf mehreren Stellen des Amazonenstromgebietes von mir angetroffen wurde, namentlich aber an der Ausmündung des Tapajozflusses bei Santarem.

Ich schließe diese kurzen Aufzeichnungen mit dem Wunsche, daß sie Anregung geben möchten zu weiteren ähnlichen Mittheilungen über ein Floragebiet, von dem, vielseitiger Reize ungeachtet, noch verhältnißmäßig wenig zu unserer Kunde gelangt ist.

Forbes über das Innere unserer Erde.

I.

r. d. In einem Vortrage der Sunday Lecture Society am 29. Januar 1871 in London hat der bekannte britische Naturforscher David Forbes in geistvoller Weise Alles zusammengefaßt, was wir über das Innere unseres Planeten wissen. Ohne uns genau an den Wortlaut seiner Darstellung zu binden, geben wir im Nachstehenden das Wesentliche des Vortrages wieder.

Woraus, so fragt Forbes, besteht der Centralkern unserer Erde? Die Antwort, welche die natürlichste scheint und die dem unwissenschaftlichen Beobachter sofort sich aufdrängt, lautet natürlich: Aus festem Gestein, wie der Boden unter unseren Füßen. Aber der Glaube an eine solche Hypothese wird sofort zerstört, wenn derjenige, welcher sie aufstellt, nur einmal den Erschütterungen eines Erdbebens, dem Ausbruche

eines Vulcans beiwohnt, oder die gewaltigen Falten und Brechungen beobachtet, die in den Schichten der Gebirge sich so leicht verfolgen lassen. Damit schon wurde die Vorstellung einer terra firma, wie die Alten sie hatten, hinfällig und andere Hypothesen mußten aufgestellt werden. Immerhin aber ist es schwer, an der Hand der Thatsachen hier Aufschlüsse zu geben, denn es wird wohl niemals gelingen, wirklich bis in das Innerste unseres Planeten vorzudringen und dort zu schauen; uns Aufklärung über dasselbe zu verschaffen, ist daher nur an der Hand von Schlüssen möglich.

Außerordentlich wenig ist verhältnißmäßig noch geschehen, um uns dem Innern des Weltkörpers, den wir bewohnen, zu nähern. Man bedenke nur, daß der Durchmesser unserer Erde 1718 Meilen beträgt, die größte Tiefe aber unserer Bergwerke noch keine Viertelmeile erreicht. Und mit welchem Aufwande an Zeit und Mühe wurden unsere tiefsten Schachte hergestellt! Schon daraus erhellt, daß wir, mit unseren heutigen Hülfsmitteln wenigstens, nicht daran denken können, direct gegen das Erdinnere vorzudringen. Nichtsdestoweniger haben wir schon durch das geringe Vordringen in das Innere unseres Planeten wichtige Thatsachen kennen gelernt, aus denen sich Schlüsse über den Centralkern ableiten lassen.

Wir schicken, ehe wir auf die Sache selbst eingehen, einige bekannte Thatsachen voraus. Die Gesteine, die wir an der Oberfläche unserer Erde kennen gelernt haben und die den größten bisher bekannten Theil derselben zusammensetzen, zerfallen in zwei Classen. Zunächst die vulcanischen oder endogenen Felsarten, d. h. jene, welche innerhalb unserer Erde geschaffen wurden, und dann die geschichteten oder exogenen Gesteine, die Flötzgebirge, welche auf der Oberfläche selbst aus den Ueberresten zerstörter Felsarten gebildet und mit Hülfe der mechanischen Wirkung des Wassers zu Schichten und Lagern angeordnet wurden.

Lange haben die Geologen als feststehend angenommen, daß die tiefste Lage der geschichteten Gesteine unmittelbar auf dem Granit aufruhe, den man als die Urgrundlage, als die älteste Felsart unserer Erde ansah, auf der alles Uebrige ruhte. Spätere Untersuchungen haben das Unhaltbare dieser Hypothese indessen dargethan und gezeigt, wie auch der Granit geschichtete Gesteine durchbrochen hat, wie er also jünger als einzelne Glieder der letzteren sein muß. Beim gegenwärtigen Zustande unseres geologischen Wissens ist es ganz unmöglich, eine Felsart zu bezeichnen, von der man sagen könnte, sie sei die älteste, ursprüngliche, und diene als Unterlage aller späteren Gesteine. Ja, die älteste Felsart, die wir überhaupt jetzt kennen, gehört zu den geschichteten; es ist dies das sogenannte Laurentianische System in Canada und den Vereinigten Staaten, das vom Granit und Syenit durchsetzt wird, jedenfalls also älter als diese beiden ist. Worauf aber diese Laurentianische Formation ruht, was unter ihr liegt, davon haben wir gar keine Ahnung.

Da es uns nun unmöglich gewesen ist, direct in das Erdinnere vorzudringen und ältere Gesteine als die geschichteten Laurentianischen kennen zu lernen, wenden wir uns den Vulcanen zu, um die Producte zu untersuchen, welche sie aus dem Erdinnern zu Tage fördern, aus Tiefen, die weit jenseit der Grenze liegen, die wir je mit künstlichen Mitteln zu erreichen hoffen dürfen. Die Vulcane aber lehren uns bezüglich des Innern unserer Erde und der mineralischen Substanzen, welche dort vorkommen, etwa das Folgende.

In der Tiefe, aus welcher die Vulcane ihre Ergüsse zu Tage fördern, besteht die Erde aus Substanzen von vollkommen feuerflüssiger Natur, die im Charakter den Eruptivgesteinen analog sind, welche in früherer Zeit die Erdrinde durchbrachen. Zweitens erkennen wir, daß die von den Vulcanen ausgeworfenen mineralischen Producte, ihrer chemischen wie mineralogischen Constitution nach, sich außerordentlich ähnlich sind, gleichviel aus welchem Vulcane unserer Erde sie stammen. Die Producte des Hecla, Aetna oder Vesuv stimmen wesentlich überein mit jenen der amerikanischen Vulcane, mit denen der feuerspeienden Berge Javas oder Kamtschatkas. Drittens hat sich ergeben, daß aus demselben vulcanischen Schlunde und während desselben Ausbruchs Laven von zweierlei, durchaus verschiedener Art ausgestoßen werden, nämlich die leichte, saure oder trachytische Lava, die ihrer chemischen Zusammensetzung nach den Graniten und Felsiten analog ist, und die schwere, basische oder pyroxenische Lava, die mit unseren Basalt- und Trappfelsen fast identisch ist. Jene repräsentirt gleichsam die älteren, diese die jüngeren aus dem Erdinnern früher emporgedrungenen Felsarten.

Eine zweite Schlußfolgerung, die aus dem Studium der vulcanischen Phänomene gezogen wird und die anzeigt, daß in einer gewissen Tiefe unter ihrer Oberfläche die Vulcane mit einem beständigen See von geschmolzener Lava in Verbindung stehen müssen, gründet sich auf den Einfluß, welchen der Mond auf vulcanische Ausbrüche zu haben scheint. Diese Ansicht dürfte durch die Beobachtungen des Professor Palmieri während der letzten Eruption des Vesuv fest begründet sein. Er berichtet nämlich, daß man dabei bestimmte Fluthbewegungen der Lava erkannte, welche andeuten, daß die Anziehungskraft des Mondes in der Centralzone der geschmolzenen Lava ganz ähnliche Gezeiten verursachte wie im Ocean. Eine weitere Bestätigung dieser Ansicht wird in den Resultaten gefunden, die aus den Prüfungen und Zusammenstellungen von etwa 7000 Erdbebenberichten während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sich ergeben, die Perry mit einander verglich und aus denen nach ihm hervorgeht, daß die Erdbeben weit häufiger zur Zeit der Conjunction und Opposition des Mondes, als zu anderen Mondzeiten sind. Am häufigsten sind sie zur Zeit der größten Erdnähe des Mondes, besonders häufig in der Stunde seines Durchganges durch den Meridian.

Wenden wir uns wieder der directen Durchforschung der Erdkruste zu, so finden wir, daß die Bergbauarbeiten, so wenig sie auch dem Centralkern sich zu nähern vermochten, doch auf die physikalischen Verhältnisse unseres Planeten ein beträchtliches Licht geworfen haben. Eine lange Reihe von Beobachtungen, die in den tiefsten Bergwerken in verschiedenen Theilen der Erde gemacht wurden, hat unzweifelhaft dargethan, daß die Temperatur unseres Planeten, wenigstens in den von Menschen durchwühlten Theilen, im directen Verhältniß mit dem Vordringen nach der Tiefe zunimmt. Bestätigt wird diese Thatsache durch die Temperaturverhältnisse der heißen Quellen und artesischen Brunnen, deren Wasser um so wärmer erscheint, je größer die Tiefe ist, aus der sie hervorkommen. Unter den Deutschen waren es namentlich Bischof und Buff, welche die Lehre von der Wärme unseres Erdkörpers ausbildeten. Es hat sich ergeben, daß die Temperatur in einer gewissen Tiefe des Erdinnern für jeden Ort völlig constant ist. Noch tiefer hinein findet dann eine überall ziemlich gleichmäßige Zunahme der Wärme statt, die durchschnittlich etwa 1° C. auf 100 Fuß beträgt. Darf man nun voraussetzen, daß die Zunahme an Wärme eine gleichmäßige und ununterbrochene ist, so ergiebt sich daraus, daß in einer gewissen, noch nicht genauer bestimmbaren Tiefe von etwa 12 deutschen Meilen alle Substanzen sich im feuerflüssigen Zustande befinden, daß dort eine Hitze herrscht, bei der Eisen schmilzt, eine Hitze, genügend groß, um die an die Erdoberfläche gelangende Lava im feuerflüssigen Zustande zu erhalten. Hierbei ist jedoch

Eines noch mit in Rechnung zu ziehen. In der angedeuteten Tiefe von etwa 12 deutschen Meilen ist die Erdsubstanz dem Drucke der über ihr lagernden Masse ausgesetzt, und da durch Experimente der Beweis geliefert wurde, daß viele Substanzen bei starker Pressung mehr refractorisch werden, d. h. einen größern Grad von Hitze, um sie zu schmelzen, verlangen, so wird die obige Angabe mit Rücksicht hierauf zu verringern sein. Leider besitzen wir jetzt noch nicht genügende Daten, die uns erlaubten, das wahre Verhältniß zu bestimmen, wieweit der Schmelzpunkt solcher Gesteinsarten durch Druck erhöht wird; doch können wir immerhin als sicher annehmen, daß wir nicht allzutief in das Erdinnere einzudringen brauchen, um dort eine Temperatur zu finden, welche die Lava im geschmolzenen Zustande erhält, oder daß die solide Kruste unseres Planeten, der einen Durchmesser von 1718 Meilen hat, nur etwa 12 Meilen stark ist. Das ist eine ungemein dünne Schale!

Gehen wir nun von dem Gesagten weiter aus, so ergiebt sich als Folgerung, daß unsere Erde in der That eine Kugel von geschmolzener Masse ist, die von einer äußern Schale oder Kruste von fester Masse bedeckt wird, und daß diese Kruste, im Vergleich zum ganzen Durchmesser des Globus, eine außerordentlich dünne ist. Es ist eine Kugel aus feuerflüssiger Masse, deren Aeußeres sich durch die Abkühlung in der Atmosphäre verdichtete. Darauf weist auch die Gestalt der Erde selbst hin, die ein Ellipsoid darstellt, eine an den Polen etwas abgeplattete Kugel, die sich am Aequator ausbuchtet, genau so wie eine plastische, um ihre Achse gedrehte Masse diese Form annimmt. Aus allen aufgeführten Gründen ist denn früher von den Naturforschern allgemein bisher angenommen worden, daß die Erde in der frühesten Periode ihres Daseins sich in einem flüssigen Zustande befunden haben müsse.

Aus der Literatur des Nihilismus.

Kritische Beleuchtung des Tschernyschefsky'schen Romans: „Was thun?“ (Что дѣлать?)

Von **D. K. Schedo-Ferroti.**

III.

4.

Daß Lopuchoff nicht todt ist und der Auftritt im Gasthofe und auf der Brücke nur in Scene gesetzt war, um den Vorurtheilen der Welt zu genügen und Wéra vor dem Gesetze zur Wittwe zu machen, hat der geneigte Leser gewiß schon errathen, ohne daß wir es ihm sagen, wie auch der Autor es nicht gleich ausspricht, sondern errathen läßt. Den Tag nach seinem Selbstmorde ist Lopuchoff mit einem falschen Passe, den ihm Rachmétoff verschafft, ins Ausland gereist, und schreibt von Berlin aus einen langen Brief an seine Wittwe und deren Mann, wobei er aus Zartgefühl nicht seinen Namen, sondern „ein dimittirter Student“ unterzeichnet.

Das junge Ehepaar, das unterdessen nach Petersburg zurückgekehrt ist, wo Kirsanoff eine Professur an der Akademie erhalten, antwortet dem „dimittirten Studenten“, den es als „Stifter seines wahren idealen Glückes“ erkennt; doch dauert dieser Briefwechsel nicht lange, und der Leser würde in Ungewißheit über das fernere Schicksal Lopuchoff's bleiben, wenn er hierüber nicht durch die episodische Einschaltung der Lebensgeschichte einer zweiten Heldin, der Katherine Polosoff, belehrt würde.

Um mein schon recht langes Referat nicht langweilig zu machen, wie es der Roman an vielen Stellen ist, übergehe ich hier absichtlich einige Details aus der zweiten Ehe Wéra's. Es sei nur noch erwähnt, daß sie, im Drange nach Selbständigkeit, sich entschließt, Medicin zu studiren und deshalb anfängt, Latein zu lernen, aber „nur ganz oberflächlich“, weil „zum Examen“ in der Akademie der Medicin davon „nur wenig, sehr wenig (оченг, оченг немного, S. 370) verlangt wird.“

Was das Fräulein Katherine Polosoff betrifft, so ist sie die Tochter eines dimittirten Capitäns, der Kaufmann geworden ist und viel Geld erworben hat. Katherine verliebt sich in einen jungen „Elegant“ aus den Kreisen, in denen wir den Gardeoffizier Storéschnikoff gesehen haben. Da der Vater die Heirath nicht zugiebt, legt sich Katherine ins Bett und will sterben, woran aber Kirsanoff, als Arzt an ihr Lager gerufen, sie verhindert, indem er den Vater überredet, scheinbar in die Heirath zu willigen. Der elegante Anbeter kommt nun täglich in das Haus des reichen Kaufmanns, was Katherinen Gelegenheit giebt, sich von seiner Oberflächlichkeit und niedern Denkungsweise zu überzeugen und sie bestimmt, ihm den Abschied zu geben. Unterdessen haben sich die Verhältnisse des alten Polosoff aber plötzlich geändert. Er ist dem Bankerotte nahe und kann sich nur retten, wenn es ihm gelingt, eine große Stearinfabrik vortheilhaft zu verkaufen.

Als Käufer meldet sich ein Amerikaner, Mr. Charles Beaumont, der im Namen einer großen englischen Firma verhandelt. Die täglichen Geschäftsbesuche im Hause des alten Polosoff bringen den Amerikaner mit dessen Tochter in Berührung und bald zeigt sich zwischen ihnen eine gegenseitige Neigung. Hier beurkundet Katherine die außergewöhnliche Selbständigkeit ihres Charakters, indem sie den Amerikaner, der einige Tage ausbleibt, in seiner Wohnung aufsucht, wo sie die Freude hat zu erfahren, daß er weder zürnte noch krank ist, und nur durch eine unbedeutende Verletzung am Arm verhindert war auszugehen.

Eben so vorsichtig und zurückhaltend als Katherine rasch und unternehmend ist, vermeidet Mr. Charles, das junge Mädchen sich durch Ueberredung zu gewinnen, und treibt die Gewissenhaftigkeit so weit, daß er sie beständig warnt, sich ja nicht zu übereilen und Alles reiflich zu überlegen, bevor sie eine Wahl trifft. „Auch für uns Männer,“ sagt er unter Anderm, „ist es sehr riskant, ein junges Mädchen zu heirathen, das noch keine Erfahrung hat über die Verhältnisse, die aus ihrer Einwilligung zu entstehen haben.

Sie kann unmöglich ermessen, ob ihr das Zusammenleben mit einem Manne wie ihr Bräutigam ist zusagen wird oder nicht."

„Wenn aber," entgegnete Katherine, „dies junge Mädchen den Mann ihrer Wahl längere Zeit und im Alltagsleben gesehen, so giebt das doch ihr und ihm einige Garantie, daß sie mit einander zufrieden sein werden."

„Einige, — freilich wohl," erwiederte Mr. Charles, „es wäre aber gewiß viel zweckmäßiger, wenn die gegenseitigen Prüfungen eingehender und vielseitiger wären (полнѣе и многостороннѣе, S. 452), denn das junge Mädchen kennt die Verhältnisse, in die es eintritt, doch noch nicht aus Erfahrung, und so viel man auch nachdenken und überlegen möge, nichts kann die eigene Erfahrung ersetzen."

„Dann müßten also wohl nur Wittwen heirathen dürfen," bemerkte lächelnd Katherine.

„Ihre Bemerkung ist sehr zutreffend. Nur Wittwen. Den jungen Mädchen müßte das Heirathen ganz verboten sein."

„Ich glaube wirklich, Sie haben Recht," entgegnete Katherine nach einigem Nachdenken und brach das Gespräch ab, doch muß sie wohl nicht ganz überzeugt gewesen sein, denn — obgleich noch nicht Wittwe — entschließt sie sich wenige Tage darauf, den Amerikaner zu heirathen.

Seit ihrer Rettung durch die Kunst und die tiefe Menschenkenntniß Kirsanoff's mit dessen Frau befreundet, eilt Katherine, dem Ehepaar ihre bevorstehende Vermählung anzuzeigen und ihren Freunden zugleich ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen, das Mr. Charles Beaumont ihr anvertraut hat. Dieses Geheimniß, das darin besteht, daß der amerikanische Bräutigam niemand anders ist als der verschollene Lopuchoff, erfüllt Kirsanoff und seine Frau mit der aufrichtigsten Freude. Sie umarmen die Bringerin dieser frohen Kunde, empfangen den „neuen Bekannten", den ihnen Katherine zuführt, auf das Herzlichste, wohnen der Trauung der glücklich Liebenden als erbetene Zeugen bei und alle beschließen einstimmig, daß hinfort beide Paare in ein und demselben Hause wohnen sollen.

Nach einigem Suchen findet sich denn auch eine passende Wohnung, wo die Familie Kirsanoff die eine und der Amerikaner mit seiner jungen Frau die andere Hälfte der Etage beziehen, während ein großer Saal in der Mitte der Behausung von beiden Ehepaaren gemeinschaftlich benutzt wird.

Das Zusammenleben dieser so hervorragenden, der ärmlichen Alltagswelt so überlegenen Menschen wird vom Autor mit besonderer Vorliebe geschildert und dem Leser als lockendes Vorbild hingestellt, um ihm zu zeigen, welche Genüsse für Geist und Gemüth denjenigen zugänglich werden, die sich auf solche Höhe moralischer Selbständigkeit und Vorurtheilslosigkeit zu erheben vermögen.

Durch das Schwunghafte im Wesen der beiden idealen Frauen angezogen, haben sich eine Menge Studenten, die Zuhörer Kirsanoff's, und Andere um dieselben geschaart. Es sind ihrer bis funfzehn und mehr, die sich des Abends zum Thee einfinden und dem Treiben im Hause der beiden Ehepaare eine besondere jugendliche Frische verleihen. Aller Zwang und Etikette sind dabei streng verbannt. Jeder kommt und geht, wann er will, Jeder thut und spricht, was ihm einfällt. Bald bildet sich ein Kreis in der einen, bald in der andern Abtheilung der Wohnung, bald werden die Thüren zum gemeinschaftlichen Saale geöffnet und die Gäste aus beiden Enden vereinigen sich zu einem einzigen großen Cirkel. Hier unterhalten sich einige mit Kirsanoff über medicinische Fragen, dort lassen sich andere von Mr. Beaumont erzählen, was er in Amerika gesehen, während noch andere die beiden Frauen umschwärmen, die durch ihre liebenswürdige, scherzende Unterhaltung den Zuhörerkreis ihrer Männer bisweilen auf Null reduciren.

Bei schönem Wetter werden gemeinschaftliche Schlittenfahrten arrangirt, deren eine vom Autor ausführlich beschrieben ist, und bei welcher Demoiselle Julie, als auch zu den Intimen der Musterwirthschaft gehörig, wiederum vorgeführt wird. Die Schlitten, in denen die Gesellschaft vertheilt ist, suchen sich zu überjagen, wobei die Innensitzenden im Augenblicke des Vorbeifahrens einander mit Schneebällen überschütten, deren sie ganze Ladungen bereit halten.

Doch nicht auf das lustige Ballwerfen allein beschränkt sich der Ausdruck der Freude dieser Glücklichen. Frohe, harmlose Menschen bedürfen des Liedes, um ihrem Gefühle Luft zu schaffen, und so stimmt die Gesellschaft im Schlitten, den Demoiselle Julie anführt, folgendes Liedchen im Chor an:

Leise schlüpft ein junges Weibchen
Durch das Thor, das neuerbaute,
Reich geschnitzte Eichenthor:
„Ob mir gleich der Vater zürnet,
Scheel mich ansieht und mir grollt,
Daß ich mit dem hübschen Knaben
Spät des Abends scherz' und spiele,
Acht' ich nicht des Vaters Reden,
Will den Jüngling hoch beglücken."
. . . .

Das Ende des Liedes, das der Autor, gleich uns, mit einer Reihe von Punkten schließt, verhallte, während die Sänger in den Hof der Stearinfabrik hineinfuhren, wo der alte Schwiegervater des Mr. Beaumont der Gesellschaft eine gastliche Aufnahme bereitet hatte.

Ueberhaupt scheint im Kreise der „vereinten Familien Kirsanoff und Beaumont", wie bei allen geistig durchgebildeten Menschen, das Bedürfniß musikalischer Genüsse ein besonders lebhaftes gewesen zu sein. Nicht nur während der lustigen Schlittenfahrten; sondern auch an gewöhnlichen Abenden wurde oft Musik gemacht.

Dazu rollte man die Claviere aus den beiden Abtheilungen der Wohnung in den gemeinschaftlichen Saal und stellte sie so, daß Wéra und Katherine, die an denselben Platz nahmen, einander gerade gegenüber saßen. Darauf wurden die Anwesenden, meistens Studenten oder sehr intime Bekannte, durch das Loos in zwei Chöre getheilt, von denen sich das eine hinter Katherine's, das andere hinter Wéra's Stuhl aufstellte. Nun begannen beide Chöre gleichzeitig zu singen, aber nicht dasselbe Lied. So stimmte Wéra mit ihrem Chor die Arie an: La donna e mobila, während Katherine's Chor eine melancholische Weise vortrug, oder die eine Partie sang ein Liedchen von Beranger, während die andere ein russisches Volkslied anschlug.

Diese jedenfalls ungewöhnliche Art von musikalischer Aufführung gewährte den Betheiligten einen so großen Genuß, daß sie, wie der Autor S. 462 sagt, sich „recht oft" (довольно часто) daran ergötzten; die größte Freude aber hatten sie an den Solovorträgen der „beiden Primadonnen", die in folgender Weise arrangirt waren:

Die beiden Frauen setzen sich, immer einander gerade gegenüber, jede an ihr Clavier, während die Gäste nicht als Chor hinter ihnen, sondern zu beiden Seiten in schweigender Erwartung stehen. Jetzt beginnt Katherine, indem sie die Augen zum Himmel erhebt und in tragischer Weise seufzt: „O göttlicher Schiller, Entzücken meiner Seele!" — worauf Wéra mit dem größten Ernste erwiederte: „Die Prünellstiefelchen aus dem Laden von Koroléff sind aber doch auch recht schön," und dabei ganz schnell den Fuß vorstreckte. — Wer von den jungen Leuten bei diesem Wettgesange lachte, wurde sofort in den Winkel gestellt, und so geschah es bis-

weilen, daß von zehn bis zwölf Studenten nur zwei oder drei noch blieben, die dem Gesange nicht aus den Ecken der Stube zuhörten. Unbegrenzter Jubel aber erhob sich jedesmal, wenn es gelungen war, den ernsten Hausherrn, Mr. Charles Beaumont (alias Lopuchoff), in den Saal zu locken und ihn ebenfalls in den Winkel zu stellen.

Mit der Schilderung dieses genußreichen und sinnigen Zusammenlebens schließt der Roman, und man fühlt es dem Autor an, daß er die Feder mit einiger Genugthuung weglegt und dem freudigen Gefühle, ein Lebensbild geschaffen zu haben, das der männlichen, besonders aber der weiblichen Jugend, für die er vorzugsweise zu schreiben scheint, in dem Grade anziehend erscheinen muß, daß sie sich beeilen wird, jegliche Vorurtheile abzustreifen, indem sie sich sagt: nur wer es so weit gebracht, wie Wéra, kann hoffen, eines Glückes theilhaftig zu werden, wie das, welches ihr beschieden, und das sie im eigenen Hause, im Kreise so harmloser und doch so hoch entwickelter Menschen genießt.

5.

Wie verführerisch dem Autor auch die Beschreibung geschienen haben mochte, die er von dem Glücke macht, das denjenigen beschieden, die er als Typen der „Menschen wie sie sein sollten“ hinstellt, so war seine Aufgabe doch nicht vollkommen gelöst, in so weit sie darin bestand, dem Leser zu verdeutlichen, wie weitgreifend und wohlthätig die Folgen der von ihm empfohlenen Principien einst sein werden. Hierzu mußte ein Bild entworfen werden von dem Leben, wie es dann sein wird, wenn die Mehrzahl der Menschen den Typen gleichen wird, von denen er nur acht Exemplaren (darunter zwei Frauenzimmern) begegnet, dem Typus des kraftbegabten Barkenziehers, des Studenten Rachmétoff, der „Menschen wie sie einst sein werden.“

Die glücklichste Form für die Beschreibung einer noch so entfernten Zukunft ist gewiß die eines Traumes, und diese wählt denn auch der Autor.

Wéra Pavlovna träumt:

Eine blendend schöne Frau nimmt sie bei der Hand und erhebt sich mit ihr in schnellem Fluge; und diese Frau ist Niemand anders als „die Liebe“, was der Träumenden sofort dadurch klar wird, daß unsichtbare Sängerchöre — und zwar wunderbarerweise in deutscher Mundart — ihrer Führerin entgegenjubeln:

„O Lieb, o Liebe
So goldenschön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n!“

Nächst den deutschen Sängern stoßen sie auf einen russischen Dichter, „dessen Haupt von Begeisterung erglänzt, dem die Natur ihre Geheimnisse und die Weltgeschichte ihre Bedeutung enthüllten — offenbar der Autor selbst —, bei dessen Liedern die Bilder von Jahrtausenden vorüberrollen.“

Des Dichters Worte ertönen und es erscheint das erste Bild:

Lange Reihen von Nomadenzelten in einer fruchtbaren Ebene, wo Herden von Schafen und Kameelen weiden. Im Schatten der Oliven- und Feigenwälder lustwandeln schöne Männer mit noch schöneren Frauen. Ihre einzige Beschäftigung ist — die Liebe, und sie verbringen ihr Leben „Tag für Tag“, indem sie sich lieb haben oder die Liebe besingen. „Nein! — ruft die Führerin Wéra's aus —, das ist nicht mein Reich, nicht das Reich der wahren Liebe. Die Frauen jener Zeit waren Sklavinnen ihrer Männer, und wo keine Freiheit herrscht, da giebt es auch keine Liebe.“

Und wiederum ertönen die Worte des Dichters, und es erscheint ein anderes Bild:

Eine prachtvolle Stadt auf hoher Klippe am Meeresufer erbaut. In die marmorglänzenden Tempel eilen schöne Jünglinge und Jungfrauen, um der dort thronenden Gottheit zu opfern, und diese Gottheit ist Aphrodyte, die Schaumgeborene, die Allbezwingerin, deren Cultus so in Ehren gehalten wird, daß der Areopagus es nicht wagt, die schuldbeladene Aspasia zu verurtheilen. „Nein! — sagt auch hier die Begleiterin Wéra's —, dies ist auch nicht die wahre Liebe. Hier betete man wohl die Schönheit an, aber man erkannte nicht die Rechte der Frauen, die nur die Sinnlichkeit der Männer beherrschten, ihnen aber nicht in Allem gleichgestellt waren.“

Und abermals ertönen die Worte des Dichters, und es entrollt sich ein drittes Bild:

Ein weiter Turnierplatz von hohen Schranken umgeben, in denen sich die bunte Menge der Zuschauer drängt. Auf dem Platze tummeln eisengepanzerte Ritter ihre muthigen Rosse, und auf dem Ehrensitze des Balcons sieht man eine Jungfrau, die eine Schärpe in der Hand hält. Der Sieger soll diese Schärpe erhalten nebst der Ermächtigung, dem Fräulein die Hand zu küssen. Die Kämpen fechten auf Tod und Leben, und der Sieg verbleibt — dem Ritter Toggenburg!

So fremd der Anfang dieser Erzählung dem deutschen Leser vorkommen dürfte, so bekannt wird ihm das Ende erscheinen. Toggenburg bringt den Handschuh, oder vielmehr die Schärpe der Jungfrau und erhält, diesmal in russischer Mundart, die bekannte decouragirende Antwort:

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dies Herz.
Fordert keine and're Liebe“ u. s. w.,

was von der Führerin Wéra's von vornherein für absolut ungenügend erklärt wird, zumal sie der Ueberzeugung lebt, daß Toggenburg das Fräulein nur deshalb so lieb gehabt, weil er sie nicht bekam. Hätte er sie gekriegt, so wäre sie wahrscheinlich eingesperrt und wohl gar vernachlässigt worden. „Was man damals verehrte, war nicht das Weib selbst, sondern die Unbescholtenheit desselben (непорогность). Das ist aber bei weitem nicht die wahre Liebe.“

In einer sehr verzeihlichen Anwandlung von Neugier bittet Wéra ihre Begleiterin, sie möge ihr doch endlich sagen, wie denn die wahre Liebe eigentlich beschaffen ist und auf welche Weise deren Reich den Menschen zugängig werden kann?

Die wahre Liebe, lautet die Antwort, wird sich dann offenbaren, wenn die völlige Freiheit der Frauen und das unverjährbare Recht eines Jeden, über sich selbst zu verfügen, allgemein anerkannt sein werden. Bis dahin, bis für beide, die Männer sowohl als die Frauen, die Gesetze abgeschafft worden, nach welchen Einer irgend ein Besitzrecht über den Andern ausübt, bis dahin werden die wahre Liebe und ihre himmlischen Genüsse (свѣтлое упоенiе) der Welt unbekannt bleiben, denn wenn Du mein innerstes Wesen in ein einziges Wort zusammenfassen willst, so nenne mich — die Gleichberechtigung. Ohne Gleichberechtigung keine unumschränkte Wahlfreiheit, und ohne Wahlfreiheit keine Liebe! Ich habe Dir, fährt Wéra's Lehrerin fort, jetzt Alles gesagt, was die Welt hören darf und was Du wiederholen magst. Das Geheimniß meiner zukünftigen Herrschaft kann ich Allen noch nicht sagen, Dir aber, die Du schon nach meinen Grundsätzen gehandelt, Dir will ich es entdecken. „Schwöre, daß Du schweigen wirst.“

Es steht zu vermuthen, daß Wéra geschworen und, obgleich im Traum geleistet, den Schwur treulich gehalten hat, denn was die Erscheinung ihr mitgetheilt, hat Niemand erfahren, selbst der Autor nicht, der den oben citirten Worten

ein Capitel folgen läßt, das nichts als eine Reihe von Punkten enthält. Was Wéra betrifft, so scheint sie von der ihr gewordenen geheimen Mittheilung tief ergriffen, denn sie ruft begeistert aus: O, Liebe, jetzt kenne ich Deinen Willen, setzt aber ziemlich indiscreterweise hinzu: aber sage mir nur, wie die Menschen zur Zeit Deiner Herrschaft leben werden?

Auf diese Frage, erwiedert die Liebe, kann ich allein nicht antworten, aber ich will meine ältere Schwester rufen, die meine Herrin und zugleich meine Dienerin ist. — Feierlich angerufen erscheint besagte Schwester (wahrscheinlich ist damit die Natur gemeint), und auf ihren Wink ersteht folgendes Bild, das die Lebensweise der Menschen darstellt zur Zeit, wo sie Alle der „freien Liebe“ huldigen werden:

Wéra sieht ein kolossales Gebäude, so riesengroß, wie keines noch existirt. Rings umher sind Kornfelder und Wiesen, Gärten und Wälder. Was dort wächst, sind unsere Kornarten, unsere Bäume, doch so hoch, so fruchtreich, wie man sie noch nie da gesehen. In den Gärten stehen Citronen- und Apfelsinenbäume; wie kommen denn die unter freiem Himmel fort? Ja so, da stehen Colonnen rings umher, das sind kolossale Treibhäuser, die im Sommer abgetragen werden. Doch welche seltsame Architektur hat das Gebäude! Sollte es wirklich bloß aus Eisen und Glas bestehen? O, nein, im Innern ist ein Haus aus Stein erbaut, ein großes, wohnliches Haus, das jener Riesenbau von Eisen und Krystall wie ein Futteral einschließt. Woraus mögen nur die Fußböden, die Thüren, ja sogar die Möbel gemacht sein? Sollte das Silber sein oder Platina? Es glänzt so hell und ist doch so leicht, daß sich ein Stuhl nicht schwerer aufhebt, als unsere Nußbaumstühle. Das ist Alles aus Alumin gemacht, einem Metalle, das man jetzt zu Broschen und Ohrringen verwendet und das einst als Baumaterial dienen wird. Wer wohnt denn aber in diesem palastartigen Gebäude? Viele, sehr viele, wovon Wéra sich überzeugen kann, indem sie auf die Zinne des „Futterals“ hinaustritt. Da sind, auf den Feldern und Wiesen, Gruppen verstreut, wo man Männer und Frauen, Greise und Kinder vereint sieht, doch im Ganzen wenig Greise und noch weniger alte Frauen. Der Kinder sieht man mehr als der Alten, doch auch dieser giebt es nicht viele; die Mehrzahl besteht aus Jungfrauen und Jünglingen. Von jener Gruppe, die ein Feld bestellt, erschallt ein freudiger Gesang. Wie können sie nur bei der schweren Arbeit singen? Schwer, ja, das war früher so, jetzt aber wird Alles von Maschinen verrichtet, und die Menschen gehen oder fahren nur hin und her und dirigiren die Maschinen, die selbständig mähen, das Korn in Garben binden und einführen. Und wie bequem sie sich die Arbeit gemacht haben. Ueber das Feld, das sie bestellen, ist ein riesiges Zelt ausgespannt, welches derart eingerichtet, daß es den vorschreitenden Schnittern immer nachrückt und sie beständig im Schatten arbeiten.

Nun ist die Arbeitszeit vorüber und Alles strömt dem Hause zu, um das Mittagsmahl einzunehmen. An langen Tafeln haben mehr als Tausende von Menschen Platz genommen, und eben so vielen wird in ihren Zimmern servirt. Welch prächtiger Tischaufsatz! Alles erglänzt von Alumin und Krystall, und duftet von Blumen, die in herrlichen Vasen prangen. Wer bedient denn aber bei Tafel? Niemand, denn das Diner besteht aus nicht mehr als fünf bis sechs Speisen, und Alles ist bereits auf den Tisch gestellt, so daß Jeder nur zuzugreifen hat. Wéra erstaunt über das schmackhafte Mittagsmahl und fragt ihre Begleiterinnen: Sollten wirklich wir das sein? Ich hörte bekannte Lieder und mir schien, als ob man russisch spräche. — „Ja wohl,“ erwiedern die Natur und die Liebe, „sind das Russen; das ist russisches Land und der Fluß, den Du dort siehst, ist die Oka.“

Doch plötzlich verändert sich das Bild. Die Bäume sind entblättert, der Schnee liegt auf den Feldern, die herrlichen Säle des Palastes stehen leer, und nur wenige verweilen hier noch, um sich das Vergnügen winterlicher Spazierfahrten zu gönnen. Wo sind sie nur Alle hingezogen? Dorthin, wo es auch im Winter warm ist. Also wohl nach Odessa oder Kherson? Ja, so nannte man diese Orte zu Deiner Zeit, doch schaue hin, wie es jetzt dort aussieht, schaue hin auf das neue Rußland.

Eine herrliche Landschaft. Ueber fruchtbare Thäler ragen mächtige Berge hervor, die bis zu ihren höchsten Spitzen mit Laub- und Fruchtbäumen geschmückt sind. Am Fuße der Abhänge sieht man Kaffeebäume, höher erscheinen Dattelpalmen und Feigenbäume, oder Weinberge, von Zuckerrohranpflanzungen unterbrochen, während in den Ebenen Weizen und besonders Reis gebaut wird. Wie ist das Alles entstanden, fragt Wéra; hier war ja sonst eine wahre Wüstenei, und die baumlosen Berge zeigten nichts als nacktes Gestein?

Wie das entstanden, lautet die Antwort, was findest Du darin Erstaunliches! Von den Ufern jenes großen Flusses, der im Nordosten fließt (offenbar die Wolga), und vom Meeresufer im Nordwesten (doch wohl die Baltica) haben sie mit ihren mächtigen Maschinen eine solche Menge von Lehm (глина) hergebracht, daß sie die Berge bis oben hinauf damit bedeckten, und so ein Paradies schufen, wo früher eine Wüstenei war.

Doch lassen wir dieses so einfache und so praktische Verfahren, und sehen uns nach den Menschen um, die hier wohnen. Es sind dieselben, die wir am Ufer der Oka gesehen, denn wie hier das Winterquartier, so ist dort der Sommeraufenthalt der großen Mehrzahl der Einwohner, die alljährlich nach dem Süden ziehen, wenn der Schnee den Norden unwirthlich gemacht hat.

Die Wohnungen, die hier stehen, sind ganz nach dem Modell der früher gesehenen erbaut, nur daß die Colonnen blendend weiß sind.

Hier wird der Autor zum Opfer einer argen Distraction, denn er vergißt, daß der Ort ja nur im Winter bewohnt wird, „wo die Bäume blattlos dastehen,“ es mithin ziemlich kalt ist, und fährt in folgender Weise fort:

Die weiße Farbe bietet den Vortheil, daß sie die Sonnenstrahlen zurückwirft, und deshalb sind die Colonnen des Gebäudes sämmtlich aus Alumin, was um etwas (нѣсколько) theurer ist als Gußeisen, aber den klimatischen Verhältnissen mehr entspricht. Doch damit sind ihre Vorsichtsmaßregeln, um sich gegen die glühende Hitze zu schützen, noch nicht erschöpft. In weitem Abstande von den äußeren Wänden des Krystallpalastes stehen dünne, erstaunlich hohe Säulen, an denen hoch über dem Palast und dem Hofraum, und über eine halbe Werst im Umkreise, ein weißes Leinwandzelt aufgehängt ist. Jede dieser Säulen ist durchbohrt, und aus jeder steigt ein feiner Wasserstrahl empor, der sich in Staubregen über die Leinwand ergießt, die drückende Hitze mildert, und dadurch gestattet, die Lufttemperatur nach Belieben zu regeln (S. 396).

Unterdessen ist die Sonne untergegangen und Alle eilen nach Hause, um an den Vergnügungen Theil zu nehmen, die sie jeden Abend erwarten. Ein großer, reichverzierter Saal ist auf das Prachtvollste erleuchtet, und doch sieht man keine Krone noch Wandleuchter. Was ihn erhellt, ist ein elektrisches Licht, das von der Oberlage herab durch mattgeschliffene Glasscheiben scheint. Im Saale bewegen sich an tausend Menschen, doch könnte er wohl die doppelte Anzahl fassen. Was geht denn da vor, sollte das ein Ball sein? O nein, das ist ein ganz gewöhnlicher Verein, wie er jeden Abend vorkommt, und doch würde man es, nach jetzigen Be-

griffen, für einen Hofball gehalten haben, so prachtvoll ist der Anzug der Damen. Einige tragen sich nach der heutigen Mode, doch nur zum Scherz, wie man ein Maskenkleid anlegt; andere erscheinen in der Tracht verschiedener Nationen; noch andere, und zwar die meisten, haben ein Costüm nach dem Modell der griechischen Frauen aus der Blüthezeit Athens. Welche Raschheit in ihren Bewegungen, welche Energie in ihrer Freude! Ja, wie sollte das auch anders sein, haben sie doch den ganzen Tag über gearbeitet, und nur wer arbeitet, stählt seine Nerven zum vollen Genusse der Freude. Die Hälfte der Glücklichen tummelt sich noch im Tanzsaale, doch wo ist die andere Hälfte? „Wo die andere Hälfte geblieben," entgegnete die Liebe, „die hat sich vielfach zerstreut. Einige sind im Theater, andere in den Alleen der Gärten, die meisten — nun, das ist mein Geheimniß. Du hast im Saale gesehen, wie ihre Wangen brannten, wie ihre Augen leuchteten; Du hast gesehen, wie sie verschwanden und wie sie wiederkamen. Sie verschwanden, weil ich sie entführte, denn eines Jeden und einer Jeden Stube ist mein Tempel, wo meine Mysterien gefeiert werden; sie kamen wieder, weil ich sie aus dem Reiche meiner Geheimnisse zurückschickte zum scherzenden Lebensgenuß. Denn hier ist mein Reich. Hier bin ich der Endzweck des Lebens. Hier ist das Reich der gleichberechtigten und freien Liebe!" —

Nicht ohne Widerwillen gebe ich diesem wörtlichen Citate aus der Schrift des Herrn Tschernyschefsky einen Platz in meinem Berichte. Ich hätte meinen Lesern diesen Schmutz und die nothwendige Erörterung gern erspart, wenn nicht dadurch einer der bezeichnendsten Charakterzüge der neuen Reformationslehre verwischt worden wäre. Wer das Laster malen will oder dessen Jünger, die es empfehlend verbreiten, kann die gehässigen Farben nicht vermeiden, und so mögen mir meine Leser verzeihen, wenn ich nicht alle derartigen Stellen übersprungen und ihnen eine derselben als Probestück der Schreibart des großen Weltverbesserers vorgeführt habe.

Aus allen Erdtheilen.

Französische Naturforscher und der Krieg.

Die Logik der Franzosen ist bekanntlich eine andere als die der Deutschen, namentlich da, wo es sich um die Logik der Kanonenkugeln handelt. Bei ihnen gilt der wahnsinnige Satz, daß sie berechtigt seien zu schießen, zu zerstören, daß dieses aber ihren Gegnern nicht erlaubt sei. Während in Deutschland jede Stadt, jedes Museum, jede Kunstsammlung vom rohesten absichtlichen Vandalismus unserer Nachbarn über der Mosel erzählen können, verlangen sie von den Deutschen mit Glanzhandschuhen angefaßt zu werden, und gerathen in eine nicht gelinde Raserei, wenn die unerbittliche Nothwendigkeit des von ihnen selbst frevelhaft heraufbeschworenen Krieges an ihren wissenschaftlichen Sammlungen unabsichtlich Schaden stiftet. Die Republik der Gelehrten sollte über dem Kriege stehen und gelehrte Dinge nicht unnützerweise in die Fragen der Politik herabziehen. Auch hierin sündigen die Franzosen, wie das Schreiben des sonst so vielfach verdienten Physiologen Pasteur an die Bonner Universität beweist, in dem er das von derselben ihm verliehene Ehrendoctordiplom zurücksendet und sich gleichzeitig in gemeinen Schimpfworten über unsern Kaiser ergeht. Er ist Gelehrter — leider aber auch Franzose. Zu einer ähnlichen Manifestation hat die Zerstörung des schönen Orchideenhauses im Pariser Jardin des Plantes durch eine deutsche Granate geführt, welche unglücklicherweise am 9. Januar in dasselbe einschlug und die Glasdächer zertrümmerte. Die zarten Orchideen, namentlich die herrlichen von den Franzosen während des mexicanischen Krieges gesammelten Exemplare, gingen bei der herrschenden Kälte sofort zu Grunde. Der Director der Sammlung, Chevreuil, richtete an die französische Akademie in Folge dessen nachstehenden Protest: „Der Garten medicinischer Pflanzen, durch ein Edict König Ludwig's XIII. am 3. Januar 1626 begründet, wurde am 23. Mai 1794 in ein Museum für Naturgeschichte umgewandelt. Es wurde von der preußischen Armee unter der Regierung Wilhelm's I., Königs von Preußen, während Graf Bismarck Kanzler war, in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1871 bombardirt. Bis dahin war es von allen Parteien, von allen nationalen und fremden Autoritäten respectirt worden. Paris, am 9. Januar 1871." Die Akademie der Wissenschaften beschloß, daß dieser Protest Chevreuil's an der Spitze aller ihrer Berichte abgedruckt werden solle, und das Professorencollegium des Museums entschied, daß im Museum ein Marmormonument errichtet werden solle, welches in goldenen Lettern jenen Protest trägt. Ringsum werden als Zierrath deutsche Granatsplitter aufgestellt, welche in das Orchideenhaus einschlugen. Die Franzosen setzen ihrem Mangel an Logik damit das bedauerlichste Denkmal. Uebrigens hat sich dieser selbe Mangel an Logik auch bei einigen fremden Gelehrten in beunruhigender Weise bemerkbar gemacht; der Tscheche Franz Palazky beging die Lächerlichkeit seinerseits, gegen ein Bombardement von Paris zu protestiren.

Lebensdauer verschiedener Thierarten.

r. d. Ein Engländer, E. Ray Lankester, hat sich mit der Frage beschäftigt, wie lange die Lebensdauer verschiedener Thierspecies und des Menschen sei. Seine Erfahrungen hat er in einer kleinen Schrift: On comparative longevity in man and the lower animals (London, Macmillan and Comp. 1870) niedergelegt, welche manche interessante Daten enthält. Er beginnt mit den Protozoen, jenen niedrigen Organismen, die auf der Markscheide zwischen Thier- und Pflanzenreich stehen, und wählt als Beispiel den Süßwasserschwamm (Spongilla fluviatilis), über den Lieberkühn viel geschrieben hat. Dieses Geschöpf stirbt jährlich ab und hinterläßt zur Fortpflanzung sogenannte Gemmulä, Körperchen, aus denen neue Spongillen entstehen.

Unter den Coelenteraten (das sind nach Leuckart Thiere, bei denen Verdauungsapparat und Leibeshöhle zusammenfallen und zu denen Polypen und Quallen gehören) pflanzt sich der grüne Wasserpolyp (Hydra viridis) im Herbste geschlechtlich fort und stirbt dann. Eine Actinia Mesembryanthemum, also eine Seeanemone oder Fleischpolyp, wurde in einem Aquarium 42 Jahre lang am Leben erhalten und lebte, als Lankester im verflossenen Jahre diese Thatsache niederschrieb, noch. Unter den Crustaceen, den Krebsthieren, erlangen einige Krabben und Krebse ganz gewiß ein vergleichweise hohes Alter; eine Art aber, der Cheirocephalus diaphanus, stirbt schon nach zwei bis drei Monaten, nachdem er sich vorher fortgepflanzt hat. Unter den Insecten gilt als Regel, daß das vollkommen entwickelte Thier nur kurze Zeit überhaupt lebt und nach der

Fortpflanzung stirbt; bei manchen Arten dauert dieses Leben nur wenige Stunden und der Volksmund macht schon durch die Bezeichnung der „Eintagsfliegen“ hierauf aufmerksam. Das Leben der Larve dagegen ist sehr verschieden, meistens länger als dasjenige des völlig entwickelten Insectes. Flöhe leben bis zu neun Monaten.

Ueber die Lebensdauer der Mollusken liegen wohl kaum Beobachtungen vor. Von den Fischen dagegen weiß man, daß sie ein hohes Alter erreichen und „bemooste Karpfen“ sind sogar sprichwörtlich geworden. Was den Hecht betrifft, so wird er auch sehr alt und hierbei erzählt Lankester, ohne Kritik zu üben, die zuerst von Gesner gegebene Mittheilung von einem Hechte, der 1497 bei Heilbronn, oder wie Andere sagen, bei Kaiserslautern gefangen wurde und im Kiemdeckel einen goldenen Ring trug. Die Inschrift desselben besagte, jener Hecht sei am 12. October 1230 „von dem Beherrscher des Erdkreises, Friedrich II., als erster Fisch in einen Teich gesetzt worden.“ Dieser Hecht wäre sonach 267 Jahre alt geworden; er soll 19 Fuß gemessen, 350 Pfund gewogen haben und auf einem um 1602 noch vorhandenen Bilde im Schlosse von Kaiserslautern abgebildet gewesen sein. Cuvier und Oken haben indessen mit vieler Gelehrsamkeit diese Geschichte kritisch untersucht und mehrere Unsicherheiten nachgewiesen; der letztere zumal hat darauf aufmerksam gemacht, daß Friedrich II. im Jahre 1230 gar nicht in Deutschland, sondern in Italien gelebt habe. Die größten und ältesten Hechte werden gegenwärtig in Südrußland gefangen, namentlich in der Wolga, wo 30 bis 40 Pfund schwere gar nicht zu den Seltenheiten gehören. Jedenfalls werden Karpfen und Hechte sehr alt. Unter den Amphibien lebt die Kröte durchschnittlich 36, der Frosch 12 bis 16 Jahre; die Schildkröten erreichen ein hohes Alter. Was die Vögel betrifft, so liegen für deren Lebensdauer sehr zahlreiche Beobachtungen vor. Der Papagei, die Gans, der Falke und Rabe sind wohl die langlebigsten, die ersteren zwei können 100 bis 120 Jahre erreichen, die letzteren beiden über 150 Jahre. Zaunkönige leben nur 2 bis 3 Jahre. Unter den Säugethieren erreichen der Walfisch und der Elephant das höchste Alter; beide überdauern im normalen Zustande 100 Jahre und erreichen möglicherweise 200. Mittlere Dauer eines Pferdelebens ist 25 Jahre; Fälle von einem Alter von 40 Jahren sind jedoch vorgekommen. Für das Rind rechnet man im Durchschnitt 15 bis 20, für Schafe und Ziegen 12, für die Löwen 20 bis 50, für die Katze 9 bis 18 Jahre. Was den Menschen betrifft, so gilt für dessen Lebensdauer der Spruch der Bibel; es ist aber auffallend, wie gerade geistig hoch begabte Männer das gewöhnliche Ziel oft überschreiten und ein sehr hohes Alter erreichen. Unter uns Deutschen brauchen wir in den letzten Jahren bloß an Arndt und Rauch, Cornelius und Humboldt, Grimm und Ritter zu erinnern.

Rußlands Thee-Einfuhr. Das „Reichsarchiv“ hat darüber folgende Angaben:

Rußland lernte den Thee im Jahre 1638 kennen, wo die nach der Mongolei geschickte russische Gesandtschaft unter anderen Gegenständen auch 200 Päckchen Thee erhielt. Anfangs wurde der Thee wohl nur als Arznei gebraucht, aber 1674 erschien er in Moskau bereits im Handel; die eigentliche Einfuhr begann jedoch erst 1680 nach Abschließung des Handelstractats mit China. Nachdem der kiachtasche Theehandel verschiedene Phasen durchlaufen, gelangte er zuletzt dahin, daß er von allen Beschränkungen befreit wurde; aber trotzdem ist in den letzten Jahren der Import des Karawanenthees mit jedem Jahre gefallen und der des zur See eingeführten, sogenannten cantonschen Thees gestiegen. In den 19 Jahren von 1851 bis 1869 incl. sind überhaupt 9,897,811 Pud Thee in Rußland eingeführt worden. Von 1851 bis 1861 stieg die Einfuhr nur von 332,379 auf 494,927 Pud; im Jahre 1862, wo der Import cantonschen Thees gestattet wurde, stieg sie jedoch auf 698,794 Pud und erreichte 1869 eine Höhe von 934,805 Pud, darunter allein 573,989 Pud cantonscher Thee.

* * *

— Der Winter 1870 bis 1871 in Osteuropa. Das Wetter im Januar hat bestätigt, daß der laufende Winter zu den strengsten gehört, welche seit 1740 vorgekommen sind. Am 1. Januar wurde der schon im letzten Drittel des December andauernde Frost sehr intensiv. Bis zum 6. Januar hielt die Kälte über einem großen Theile von Europa an. Die Mitte der Kältezone und die höchsten Kältegrade lagen natürlich wieder auf russischem Gebiete, am 5. in Catherinenburg — 34° dagegen in Petersburg, Helsingfors und Reval nur — 5° bis — 6°. Am 6. Januar änderte sich die Temperatur in Westeuropa plötzlich; es wurde milder; Frost und Thauwetter wechselten ab; dies dauerte bis zum 22.; in Rußland blieb es aber noch sehr kalt, in Catherinenburg — 33°, in Kasan — 29°, in Moskau — 25°. Am 21. hat der Frost auch in Rußland plötzlich nachgelassen, Catherinenburg nur — 14°. Am 22. stellt sich die Kälte in Westeuropa auf's Neue ein; sie verbreitet sich jetzt aber von Nordost, vom Weißen Meere, dem Bottnischen und Finnischen Busen her, über Centraleuropa bis ins westliche Frankreich, und über den Canal und die Nordsee hin bis zu den britischen Inseln, am 23. in Archangel 32°. In Folge des anhaltenden Frostes waren nicht bloß die Flüsse, sondern auch die Ufer, Buchten und Busen längs der Ost- und Nordsee und des Canals mit Eis belegt. — In den dänischen Gewässern ist seit langer Zeit nicht so viel Eis vorgekommen, als in diesem Winter. Schon um Neujahr war im Kattegat starker Eisgang und der Sund zwischen Seeland und Schweden so zugefroren, daß er von Fußgängern und Fuhrwerken überschritten werden konnte. So früh im Winter ist dieses seit 40 Jahren nicht vorgekommen. Im Jahre 1828 fror der Sund erst im Februar zu. Auch damals ging man zu Fuß von Helsingfors nach Helsingör hinüber. Auch 1855 war der Sund zwischen Seeland und Schoonen zugefroren und das Eis stand noch im April.

— Die Pariser Trottoirs als Feuerungsmaterial. Als im verflossenen harten Winter während der Belagerung ihrer Stadt den Parisern das Brennmaterial ausgegangen war, griff man, abgesehen vom Holze des Boulogner Wäldchens, zu einem eigenthümlichen Feuerungsmaterial. Man benutzte dazu den Asphalt der Trottoirs. In der ganzen Stadt haben diese eine Länge von 2 Millionen Ellen und eine durchgängige Breite von 2 Ellen bei einer Stärke von 1/2 Zoll; das giebt eine Masse von 555,550 Cubikellen, wovon die Hälfte für beigemischten Sand abzuziehen ist. Ohne Gebläse brennt indessen der Asphalt nicht. Auch dem wußte man abzuhelfen. Le Troost, der Director der Grenelle-Gaswerke, erfand einen Ofen, in welchem der Asphalt vortrefflich brannte. Schon im November 1870 wurden diese Oefen in Thätigkeit gesetzt. Man geht nun mit dem Gedanken um, Asphalt überhaupt als Brennmaterial zu benutzen. So hatte die Belagerung auch ihre guten Seiten.

— Auf dem Titicaca-See, welcher theils zu Peru, theils zu Bolivia gehört und etwa 11,000 Fuß über dem Wasserspiegel der Südsee liegt, arbeitet gegenwärtig ein Dampfboot. Was würden Manco Kapak und seine Nachfolger im Reiche der Inkas sagen, wenn sie statt der aus Rohr zusammengesetzten Flöße, der Balsas, solch ein Rauchschiff in Bewegung sähen!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Schwarze Völker am Weißen Nil.

Bis vor etwa dreißig Jahren hatten wir nur die allerdürftigste Kunde über den Lauf des sogenannten Weißen Nil und die das Uferland bewohnenden Stämme. Nach und nach wurde der Schleier gehoben. Aegyptens Beherrscher, Mehemed Ali, gründete auf der Landspitze zwischen der Vereinigung des Blauen Nils mit dem Weißen Strome (dem Bahr el Abiad) im Jahre 1823 die Ortschaft Chartum, einen wichtigen Handelsplatz, der zugleich eine große Handelsbedeutung gewonnen hat; er ist die Hauptstadt des ägyptischen Sudan. Von diesem Punkte aus (etwa 15° 16′ Nord) wurden in jedem Jahre Handelsreisen sowohl in das innere Land als auf dem Strome unternommen, aber diese Züge waren gleichbedeutend mit Raub und Mord. Chartum wurde bald eine „Hölle", in welcher sich ein Abschaum weißer Menschen aus dem Orient und auch aus Europa ansammelte: Syrer, Kopten, Türken, Tscherkessen, Italiener und Franzosen. Sie rüsteten Fahrzeuge aus, welche im December von Chartum nach dem obern Weißen Nil fuhren, angeblich um Elfenbein bei den verschiedenen schwarzen Völkern einzukaufen, es war aber dabei allemal wesentlich auf Menschenraub abgesehen, der, wie wir in einem Berichte vom Februar 1871 lesen, auch heute noch fortdauert, wenn er auch nicht mehr in der frühern, unverschleierten Weise ausgeübt wird. Pascha Samuel Baker, welcher auf seiner Expedition nach den Aequatorialseen bis zum December des vorigen Jahres zu Taufikiya Aufenthalt nehmen mußte, weil die Seichtigkeit des Wassers ihm ein weiteres Vordringen nicht gestattete, konnte sich überzeugen, daß der Sklavenhandel fortwährend im Schwange geht. Seine Station war am Weißen Nil unter 9° 26′ Nord, im Gebiete der Schilluks; im Juni 1870 caperte er zwei Boote, welche 305 Sklaven an Bord hatten, zumeist Frauen, Mädchen und Knaben. So lange bei den Mohammedanern in Afrika und Asien die Sklaverei besteht, ist auch an ein Aufhören des Sklavenhandels nicht zu denken. Der Vicekönig von Aegypten hat jenem unternehmenden Engländer reichliche Mittel zur Verfügung gestellt, um die ganze Region am Weißen Nil bis zu den großen Binnenseen zu unterwerfen und die Bewohner zum Anbau von Baumwolle und zu einem Tribute zu zwingen. Darauf ist es abgesehen; für das leichtgläubige europäische Publicum, welches an salbungsvolle Redensarten glaubt und sich durch solche nur allzu gern täuschen läßt, hat man dann als einen Hauptzweck des abenteuerlichen Unternehmens auch die Lahmlegung des Sklavenhandels und ein Verhindern aller Raubzüge in den Vordergrund geschoben. Wir zweifeln nicht, daß Baker seinerseits es damit ganz ernsthaft meint, zweifeln aber eben so wenig daran, daß er Täuschungen genug erfahren werde. Ein redlich betriebener Einkauf von Elfenbein lohnt an und für sich nicht; ohnehin sind in keinem Jahre mehr als für etwa 300,000 Maria-Theresia-Thaler Elephantenzähne aus der ganzen Region des Weißen Flusses nach Chartum gekommen; Vieh- und Menschenraub mußten den Profit der Unternehmungen bringen. Bei diesen Expeditionen sind bisher die Handelsgehülfen, Matrosen und Soldaten für ihre Arbeit nicht mit Geld, sondern mit Sklaven bezahlt worden. Von den ausgerüsteten Schiffen bleiben einige an passend gelegenen Punkten in den Uferlandschaften des Weißen Nils und seiner

Tanz der Heliab- und Bor-Frauen.

Zuflüsse zurück, während andere mit ihren Ladungen nach Chartum abwärts segeln. Jene haben ein Standlager, ein mit Dornicht eingefriedigtes Dorf, eine sogenannte Seriba. Von dieser Burg aus ziehen sie in größeren oder kleineren Abtheilungen weit und breit im Lande umher, um einzukaufen, wie sie es nennen, in Wahrheit jedoch, um zu plündern und zu rauben. Sie stacheln die Feindschaft zwischen verschiedenen Häuptlingen auf, deren einige sie durch Spenden von Zeug, Glasperlen, Eisenwaaren ꝛc. zu ihren Verbündeten machen und denen sie auch einen gewissen Antheil am Raube zubilligen. So trieben das die Türken, als sie bis zum zweiten Grade Nord vordrangen und in Farajoke solch ein Raubquartier hatten; so sind andere „Kaufleute“ in den verschiedenen Zuflüssen des Weißen Nils, der oberhalb der Mündung des Sobat richtiger als Bahr Dschebel, Gebirgsstrom, bezeichnet wird, vorgedrungen bis weit nach Südwesten hin, wo sie mit den braunhäutigen Niamniam zusammentrafen.

Für die Wissenschaft sind jene bösen Unternehmungen allerdings ersprießlich geworden; sie brachten uns nähere Kunde über Gegenden, auf denen früher völliges Dunkel lag. Nach und nach drang man immer weiter nach Süden und Westen vor; die ägyptischen Expeditionen, welche in den Jahren 1840 bis 1843 von Chartum aus nilauf unternommen wurden, gelangten bis 4° 42′ Nord; schon 1839 war eine derselben bis gegen den sechsten Grad hin, an die Grenzen der Heliabs gelangt. Die zuverlässigsten Schilderungen der neuen Regionen erhielten wir durch unsern Landsmann F. Werne. Von Oesterreich aus wurde bei Gondokoro, etwa 4° 55′ N., im Lande der Bari eine Mission gegründet, welcher Pater Knoblecher vorstand; in religiöser Beziehung blieb sie, wie sich von selbst verstand, ganz unfruchtbar, aber die Missionäre berichteten auch über Land und Leute. Wir haben hier nicht alle einzelnen Expeditionen aufzuführen, und wollen nur erwähnen, daß insbesondere die Gegend am linken Ufer des Stromes nach und nach uns weithin bekannt geworden ist, und daß es Grant und Speke gelang, von Sansibar im Südosten bis nach Gondokoro vorzudringen und damit eine Lücke auszufüllen. Ueber die eigentliche Quellregion des Nils sind wir jedoch heute noch eben so sehr im Ungewissen, wie je zuvor, aber wir kennen den Lauf des „Bergstromes“ bis zu den Aequatorialseen hin und eine wahre Musterkarte echt afrikanischer Völkertypen, über deren einige wir reden wollen.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß diese schwarzen Stämme bis zu dem Tage, da sie jüngst mit der Außenwelt, mit weißen Leuten, in Berührung kamen, genau so geblieben sind und so leben, wie vor Jahrtausenden in den Tagen des Sesostris und jener römischen Centurionen, welche unter Kaiser Claudius oder Nero bis in die Sumpf- und Morastgegenden des Weißen Nils gelangten, als sie die Quellen des geheimnißvollen Stromes aufsuchen wollten. Auf den Denkmälern der alten Aegypter sind sie in Gestalt und Gesichtsausdruck genau so dargestellt, wie sie uns heute erscheinen; nichts hat sich geändert *).

Am Blauen Nil, dem Bahr el Asrek, finden wir Spuren einer Cultur, die ins hohe Alterthum hinaufreicht, aber am Bahr el Abiad, diesem Weißen Nil, ist von Uranbeginn der Tage Alles so barbarisch gewesen, wie noch heute. In der weiten Region zwischen dem 15. Breitengrade und dem Aequator hat niemals ein Gebäude gestanden, das wir als ein Haus bezeichnen könnten; nie ist dort auch nur ein schwacher Ansatz zu dem gemacht worden, was wir als Gesellschaft und als Staat betrachten dürften. Es ist Alles vereinzelt, zerklüftet, roh und wild. Und die Menschen, wie sie stets waren und noch sind, stehen in Harmonie zu dem Lande, welches sie bewohnen. Es ist Alles weit und breit nur Wildniß, in welche die Civilisation nicht einzudringen vermochte. Die brennend heißen Sandwüsten wären kein unüberwindliches Hinderniß für ein Vordringen gewesen, und die Araber, welche auch im nordöstlichen Afrika so zahlreich sind, liefern den Beweis, was mit Beihülfe schnellfüßiger Rosse und geduldiger Kameele auszurichten ist. Aber auch sie haben sich fern gehalten von der Region der Sümpfe und Moräste am Weißen Strome, aus welchen fieberschwangere Dünste emporsteigen. Vor dem Gluthwinde Simum haben sie keine Furcht, aber das Gebiet der Pestilenz ist von ihnen stets nur gestreift worden, und auch das nur in den nördlichen Theilen. Der Araber zieht den trocknen Sand und grüne Oasen, auf welchen er seine Herden weiden kann, dem Wasserlabyrinthe vor, in welchem er namentlich in der nassen Jahreszeit keinen festen Boden unter dem Fuße hat, in welchem seine Kameele nicht ausdauern könnten, wo er unübersehbares Röhricht findet, wo die Stechmücken ihn quälen und wo die Malaria brütet. Er meidet die paludes immensae, vor welchen die römischen Centurionen zurückbebten; daß aber diese bis etwa zu 10° Nord nach Süden hin gelangten, beweist dieser Ausdruck: „ungeheuere Moräste“.

Als Baker sich 1865 am Weißen Nil befand, war der Strom in seiner ganzen Breite durch einen gewaltigen Damm versperrt, der von einem Ufer zum andern reichte und sich aus gewaltigen Massen von Sumpfpflanzen gebildet hatte, die von oben herabgeschwemmt worden waren und ein dicht verfilztes Gewirr bildeten; das Wasser mußte sich seinen Weg unter demselben hindurch bahnen. Auch im Girafenflusse, der nun als eine Abzweigung des Hauptstromes erkannt worden ist, fand er unter etwa 7° 48′ N. einen solchen Damm; durch diesen ließ er eine Wasserbahn hauen, als ob er eine Eisfläche vor sich gehabt hätte. Solch eine morastige Wildniß mag ein Paradies für Krokodil, Hippopotamus und Stechmücke sein, der civilisirte Mensch kann in demselben nicht ausdauern; deshalb ist hier der Barbarei ihre Zukunft für immer gesichert. Die schwarzen Menschen in derselben werden stets auf sich angewiesen bleiben, bis heute wenigstens

*) In den Types of Mankind, by Nott and Gliddon, Philadelphia, sechste Auflage 1854, S. 249 ff., sind Negertypen nach ägyptischen Denkmälern vortrefflich wiedergegeben. Die ägyptischen Könige haben ohne Zweifel schon um etwa 2300 vor Christus, als Sesurtesen der Erste von der zwölften Dynastie bis nach Obernubien vordrang, Neger vom Weißen Nil gekannt. Die Abbildungen erscheinen so, als ob heute ein Zeichner Schillucks oder Nuehrs nach dem Leben darstellte. Die Figur 166 giebt, wie Gliddon, der viele Jahre in Aegypten gelebt hat, besonders hervorhebt, Kopf und Physiognomie genau so, wie man sie als Durchschnittstypus bei etwa zwei Dritteln aller in Aegypten vorhandenen Neger antreffe. Jener Kopf ist einem Basrelief aus der Zeit Rhamses des Dritten (zwanzigste Dynastie, dreizehntes Jahrhundert vor Christus) entnommen. In reichlich 4000 Jahren ist hier von einer „Transmutation“ nicht das Allermindeste zu bemerken; der Typus ist sich absolut gleich geblieben. — Nott hat (Figur 177, S. 255) die Abbildung einer Negerin aus dem vierzehnten Jahrhundert vor Christus gegeben; sie trägt einen Lendenschurz von Leopardenfell, ganz ähnlich dem, welchen unsere Illustration bei den Heliab- und Bor-Frauen zeigt. Er fügt die Verse eines römischen Dichters aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinzu, die anatomisch vollkommen zutreffen und jenes altägyptische Bild so zu sagen handgreiflich erläutern. Diese Frau:

Afra genus tota patriam testante figura,
Torta comam, labroque tumens, et fusca colorem;
Pectore lata, jacens mammis, compressior alvo,
Cruribus exilis, spatiosa prodiga planta;
Continuis rimis, calcanea scissa rigebant.

Ich meine, selbst Linné, der doch Meister in der Charakteristik war und dessen lateinischer Lapidarstil nichts zu wünschen übrig ließ, hätte die äußere Erscheinung einer alten Negerin nicht plastischer gekennzeichnet.
A.

hat ihnen die Berührung mit den Weißen lediglich neue Barbarei zu der schon vorhandenen gebracht und der Handel sich mit Nichten als „Civilisationsträger“ gezeigt.

Die nördlichsten unter den Stämmen am Weißen Nil sind die Dinka, Schillucks, Nuehr oder besser Nuwehr, die Kitsch, Bor, Heliab und Schihr. Wir können sie allesammt als Wilde bezeichnen; sie haben sich nicht einmal zum Fetischdienst der westafrikanischen Neger erhoben, zu keinerlei Art von Idolatrie; wenn sie eine Vorstellung von einem höchsten Wesen haben, so ist dieselbe doch völlig roh und unentwickelt; was wir als religiöse Gefühle bezeichnen könnten, mangelt ihnen. „Ihr Geist ist so stagnirend wie der Morast.“ Die Männer gehen theils gar nicht, theils nur äußerst dürftig bekleidet; die Mädchen tragen erst, wenn sie mannbar geworden sind, einen schmalen Hüftenschurz oder ein Stück Thierfell. Mit Ausnahme der Kitsch sind alle diese Völker hoch gewachsen und kräftig gebaut. Sie bauen kleine Hütten, die rund und kegelförmig sind, sie säen auf den trockenen Stellen etwas Durrah und haben zahlreiche Herden von Rindvieh. Sie schlachten nur selten ein Stück, wohl aber öffnen sie dem Vieh eine Ader, um das Blut entweder roh oder gekocht zu genießen. Ihre Lieblingsnahrung besteht in Milch,

Kitsch=Neger.

welche mit Kuhurin gemischt wird. Wild wird in Fallen gefangen, Fische harpunirt man. Nur ausnahmsweise herrscht Ruhe und Friede; insgemein folgt eine Fehde der andern, weil der Viehraub kaum ein Ende nimmt. Ein eigentliches Eheverhältniß ist unbekannt; ein Mann nimmt so viele Frauen, wie er haben will; er kauft sie sich für so und so viel Stück Vieh.

Das hier Gesagte gilt im Wesentlichen von sämmtlichen Uferstämmen. Lieblingswaffe ist eine lange Lanze oder auch eine Keule von Eisenholz; manche führen auch Bogen und Pfeile. Die Häuptlinge üben eine nur sehr beschränkte Gewalt aus; nur die Schillucks hatten früher eine Art von König, einen Meck; seit einiger Zeit ist aber diese Würde in Abgang gekommen. Alle sind in ihrer Weise putzsüchtig; Glasperlen, Ringe von Eisen und Kupfer, Hacken und Lanzenspitzen bilden die Artikel des Tauschhandels. Sie verstehen Eisen zu schmieden und verfertigen Lanzen= und eingezackte Pfeilspitzen; auch brennen sie Kohlen für ihre höchst primitive Schmiede. Bei den Schihr, in deren Gebiete kein Eisen vorkommt, verfertigt man die Pfeilspitzen aus Eisenholz.

Die Kitsch nehmen eine Ausnahmestellung ein; sie bilden „das allerelendeste Volk, das man sich nur denken kann“. Wilhelm von Harnier (Reise am obern Nil, Darmstadt

1866, dessen Zeichnungen, Platte 6, unsere Illustration nachgebildet ist) bezeichnet sie als „ein im Allgemeinen hungeriges Volk“, das aber sein Elend lediglich seiner eigenen Trägheit zu verdanken habe. Die Kitsch-Neger gehören zu den Denka-Stämmen und bewohnen das westliche Ufer unter dem 7. und 8. Breitengrade. Allerdings gehen sie auf den Fischfang aus und treiben Viehzucht, aber sie sind viel zu träg, den Boden regelmäßig anzubauen. Die weiter nördlich wohnenden Stämme bringen einige Lebensmittel zu den anlegenden Schiffen, um dagegen Glasperlen einzutauschen; die Kitsch dagegen verschmäheten diesen Luxusartikel, gaben aber willig ihre Waffen gegen einige Handvoll Getreide her. In der trocknen Jahreszeit herrscht bei ihnen manchmal Hungersnoth. Männer wie Frauen gehen durchschnittlich ganz unbekleidet; die letzteren rauchen leidenschaftlich gern Taback aus plumpen Pfeifen. Andere Berichte behaupten, sie trieben nur deshalb keinen Feldbau, weil ihr ganzes Gebiet allzu sumpfig sei; das ist offenbar nicht der Fall, wie die genaue Zeichnung Harnier's zeigt, wenigstens gilt das nicht von allen ihren Stämmen. Bei einzelnen derselben mag es indessen zutreffend sein, daß sie, wie Baker, der auch bei ihnen war, sich ausdrückt: „für ihre Lebensmittel vom Fischfang und vom Fallenstellen abhängig sind. Sie erscheinen äußerst abgemagert und wandern wie die Störche über das Land, um Eidechsen, Mäuse, Schlangen, Heuschrecken und weiße Ameisen zu suchen. Sie verwenden Stunden darauf, um Feldmäuse aus den Löchern herauszuholen.“ Baker hat nicht bedacht, daß Feldmäuse nicht im Sumpfe leben, und er übertreibt, wenn er die Kitsch als „eine Race von Gerippen“ bezeichnet.

Die Kitsch gehören, wie schon gesagt, zu den Denka-Stämmen, welche südlich von den Schilluks sich ausdehnen; sie sind von Robert Hartmann (Naturgeschichtlich-medicinische Skizze der Nilländer. Berlin 1865. S. 292 ff.) sehr gut charakterisirt worden. Er bezeichnet den Denkawi als Prototyp eines echten centralafrikanischen Negers; er sei durchschnittlich 5½ bis 6 Fuß hoch und von äußerst schlankem Körperbau, der im Allgemeinen sehr proportionirt sei. „Merkwürdig ist die außerordentliche Magerkeit aller Denka-Neger. Von Fettpolster ist bei ihnen fast gar keine Spur zu finden, und unter ihrer dunkeln, sammetartigen, kühl anzufühlenden Haut treten die sich spannenden Muskeln und Sehnen wie Drahtstränge hervor. Die Knochensymphysen, Leisten, Fortsätze und Höcker der Knochen sind als kantige, eckige und spitzige Theile sichtbar. Die fleischlosen, anscheinend fast nur aus Haut und Knochen bestehenden Lenden machen den Eindruck, als seien sie stark einwärts zu einem X-Beine gekrümmt, und doch ist dies, bei fast immer normaler Stellung des Beines, nur eine durch die Magerkeit hervorgebrachte Täuschung. Diese dürren Lenden sowie die wadenlosen Unterschenkel verleihen dem Denkawi etwas Storchähnliches; man kann seine Extremitäten als Spinnenglieder bezeichnen. Erhöht wird der sonderbare Eindruck, wenn diese Neger, was häufig der Fall ist, das eine Bein krümmen, und Reihervögeln gleich, stundenlang auf ihrem andern Beine stehen.“

Jedenfalls sind die Kitsch, und die Denka überhaupt, wohl der magerste Menschenstamm auf Erden. Die Männer färben das Haupthaar roth, indem sie dasselbe mit einer dicken Lage von Kuhmist und Holzasche überziehen. „Wenn,“ sagt Baker, „ein alter Mann unkräftig wird, gehen seine Frauen an den ältesten Sohn über.“ Das Mädchen wird verheirathet, sobald es etwa vierzehn Jahre zählt. Wenn Baker hervorhebt, daß die Kitsch auf der allerniedrigsten Stufe sich befinden und kaum „höher stehen als der Tschimpanse“, so ist das eine starke Uebertreibung, und es ist tröstlich, von anderer Seite zu erfahren, daß es bei ihnen weder an Eltern- noch an Kindesliebe fehle.

Zu den Denka-Stämmen gehören auch die Heliab und die Bor. Die ersteren sind die südlichen Nachbarn der Kitsch, am Westufer, zwischen 6 und 7° Nord. Die Bor bewohnen ihnen gegenüber das Ostufer. Auch diese beiden Völker sind mehr ernst als heiter und haben nur wenige Lustbarkeiten. Die hauptsächlichsten sind plumpe Tänze zur Feier einer Hochzeit, einer glücklichen Jagd, eines siegreichen Feldzuges und nach der Durrahernte. Harnier war Zeuge eines festlichen Tanzes, welcher aufgeführt wurde, nachdem die Jäger einen Elephanten erlegt hatten; jetzt waren gute Tage, weil man Fleisch nach Herzenslust schmausen konnte. Der Tanz wird nur allein von Weibern aufgeführt; sie entfalten dabei großen Aufwand von Schmuck und absonderlichen Zierrathen. Die Hüften sind, wie unsere Illustration zeigt, mit einem langhaarigen Ziegen- oder Leopardenfelle umgürtet; um Brust und Rücken werden eiserne Ketten geschlungen und eben dergleichen Ringe in großer Anzahl an Beinen und Armen getragen; dazu kommen Perlschnüre um Hals und Leib. Das in dünnen Strängen feingelockte, oft roth gefärbte Haupthaar ist mit Perlenschnüren zusammengebunden und mit kleinen Federn geziert; an Hals und Armen bringt man feingeflochtene Schnüre mit zierlichen Haarquasten und anderen kleinen Gehängen an. Jede Frau trägt in der Hand einen Rohrstab; alle bewegen sich, im Tact hüpfend, gleichmäßig im Kreise herum; während sie den Oberkörper ruckweis erschüttern, schlagen sie abwechselnd mit Armen und Beinen zusammen, damit die eisernen Ketten und Ringe klirren.

Die religiösen Ansichten aller dieser Stämme sind, wie schon gesagt, sehr roh. Es wird behauptet, daß sie an einen Weltschöpfer glauben, den sie Dendj-Dêth nennen; dann auch an gute und böse Geister, gleichsam verkörperte Naturgewalten. „Todt ist todt,“ sagen sie. Zur Beschwörung der bösen Geister, Dijok, haben sie Zauberer, Ti-it, welche auch Regenwetter verkündigen und Bauchredner sind. Ein Ti-it wird hoch geehrt, wenn seine Prophezeiung sich erfüllt, wenn nicht, steht sein Leben auf dem Spiele. Allgemein ist bei den Denka das Ausreißen der vier unteren Schneidezähne; in Folge desselben schwinden allmälig die Zahnfächer und der horizontale Ast des Unterkiefers tritt gegen den Oberkiefer stark zurück. Dann wird die Unterlippe von der Oberlippe in fast rüsselartiger Weise überragt. — Die verschiedenen Dorfschaften haben kein gemeinsames Oberhaupt und dem Dorfältesten stehen nur sehr geringe Befugnisse zu. Die Männer sind kriegslustig, die einzelnen Horden befehden sich ohne Unterlaß und setzen sich auch gegen die ruchlosen weißen Menschenräuber tapfer zur Wehr. Als die Türken und Franken zuerst bei ihnen erschienen, zeigten diese Wilden sich offen, gastfrei, voll Vertrauen; sie sahen in den Fremdlingen gleichsam höhere Wesen. Das Alles änderte sich rasch, als die Weißen die Hetzjagden auf Menschen systematisch betrieben, und die Dörfer überfallen, geplündert und eingeäschert wurden. Nun beschuldigt man diese mißhandelten, schwer heimgesuchten Schwarzen, daß sie heimtückisch, grausam, verrätherisch und rachsüchtig seien! Als ob das Wunder nehmen könnte. Der Menschenraub hatte eine Zeit lang so großen Umfang angenommen, daß dadurch die Zahl der Uferbewohner sich beträchtlich vermindert hat, und ein großer Theil derer, welche verschont blieben, weiter ins Innere gezogen ist, wo er sicher vor weißen Räubern zu sein glaubt.

Einen scharfen Gegensatz zu den Denka bilden die Nuehr oder Nuwehr, welche an beiden Ufern des Stromes, etwa unter 9° N., verbreitet sind. Sie haben einen zwar schlanken, aber kräftigen Körperbau, oft von 6 Fuß Höhe, und

nehmen sich ganz stattlich aus. Ihre Hautfarbe schillert nicht so entschieden ins Blauschwarze, wie jenes der Denka; aber sie pudern, eben so wie die Schillucks, den Leib häufig mit weißer Asche ein, und dann erhält ihre schwarze Haut ein hellgraues, sammetartiges Ansehen. Ihre Züge sind zwar auch stumpf, aber nicht gerade unangenehm. Der Kopfputz ist eigenthümlich. Durch einen 3 bis 4 Zoll dicken, auf das Haupthaar aufgetragenen Teig, dessen Hauptbestandtheil Kuhmist bildet, bringen sie nach Verlauf längerer Zeit bei ihrem von Natur kurzen und wolligen schwarzen Haare (— nicht wie R. Hartmann S. 299 irrthümlich angiebt, „langem, weichem Haupthaar"; ein solches ist von Haus aus bei Negern eine Sache der Unmöglichkeit —) eine rothe Farbe, größere Länge und seidenartige Weichheit hervor, und solch eine rothe, nach hinten zurückgestrichene Haarmasse gilt für einen großen Schmuck des Mannes. Bisweilen tragen sie Panther- oder Affenfelle, welche um den Hals geknüpft werden und über die Brust bis auf die Schenkel herabhängen. Manche zieren ihr Haupt mit einer runden, aus Glas geflochtenen Mütze, die mit Glasperlen dicht besetzt ist und einen dicken Haarbüschel hat. Der Schmuck der Frauen ist in der That originell. Sie stecken in die durchbohrte Oberlippe einen dünnen Grasstengel, auf welchen kleine blaue Perlen gereiht sind. Dergleichen Grasstengel stehen überhaupt in Gunst, denn sie werden auch, in Ringform gebogen, am Ohrläppchen und am Hinterhaupte getragen; der Rand der Ohrmuscheln wird mit kleinen Kupferringen behangen. Aus der Ferne gesehen, erscheint eine Nuehrfrau wie ein „geschwänzter Mensch", wenn sie ein Thierfell, welches nach hinten und vorn spitz zulaufend herabhängt, um die Hüften geschlagen hat; gewöhnlich trägt sie aber statt desselben einen Kranz von etwa zwei Fuß langem Schilfgrase. — Jedes Dorf der Nuehr hat einen Bengdid, Aeltesten, Häuptling; jede einzelne Gemeinde ist von der andern unabhängig, aber in Kriegszeiten vereinigen sie sich. Hungersnoth kommt bei ihnen nicht vor, da sie Durrah, Erdnüsse und Sesam bauen, auch Rindvieh halten.

Schilluck-Neger.

Ein sehr zahlreiches Volk bilden die Schillucks; sie sind am westlichen Ufer des Stromes zwischen 9° und 10° Nord, nach dem Innern hin weit verbreitet und haben das ganze Gewirr von Inseln inne, welches auch auf jener Strecke der Weiße Nil aufweist. Der Boden dieser Eilande ist von üppig wachsenden Sträuchern völlig bedeckt, und sie sind rings von Wasserpflanzen umsäumt. An seichten Stellen

schießt in unabsehbaren Mengen und massenweis Ambadsch hervor (Herminiera elaphroxylon), jenes „seltsame Korkholz“, das federleicht ist; die geflügelten Blüthen dieser Leguminose sind dunkelgelb. Auf sehr vielen Inseln bildet der Ambadsch undurchdringliche Wälle oder grüne Mauern, welche nur an solchen Stellen eine Unterbrechung erfahren, wo Krokodile ihre Lagerplätze haben oder die Nilpferde mit ihren plumpen Füßen sich jene Pfade getreten haben, welche sie allnächtlich benutzen, wenn sie zu ihren Weideplätzen gehen. Diese Pfade werden auch wohl von Löwen und Leoparden benutzt, wenn diese zur Tränke gehen. Hinter dem schwimmenden und wogenden Saume von Laub und Blüthen treten höhere Gewächse auf, namentlich auch Schlinggewächse, welche häufig ein, man kann wohl sagen, Mattenwerk bilden. Sie ranken sich auch bis hoch hinauf an den mächtigen Sonthakazien, diesen Mimosen, deren Stämme manchmal drei Fuß Durchmesser haben und namentlich im nördlichen Theile der Schilluckregion finstere Wälder bilden, gleich der Seyalakazie, welche weiter südlich auftritt. Abwechselnd mit dem niedrigen Schilfgras und Ambadschwäldern treten oft ungeheure Schilfrohr- und Papyrusdickichte auf; sie fesseln durch ihr verschiedenes Grün und den anmuthigen Wuchs; das Schilfrohr schießt gewaltig empor und überragt weit die etwa 15 Fuß hohen Papyrusstengel, an deren Spitze ein

Nuehr.

zierlicher Wedel hängt. Von den Schlingpflanzen hat eine Winde herrlich rothe Blüthen, und sie sowohl wie eine Kürbisart schlingt sich an den schlanken Papyrus- und Schilfstengeln empor.

Auf dem Wasserspiegel bildet ein merkwürdiges Gewächs, Pistia stratiotes, ausgedehnte grüne Teppiche. Jede einzelne Pflanze besteht aus einer vielfachen Rose von grünen Blättern; sie schwimmt frei auf der Oberfläche und senkt seine Wurzelsafern ins Wasser hinab, ohne sich auf dem Grunde festzuwurzeln. Wilhelm von Harnier sah häufig, daß sie von Wind und Strömung in großen Massen an den Ufern zusammengetrieben wurden, und daß andere Massen in Gesellschaft den Fluß herabtrieben. Wo sie sich dann festlegen und verstauen, tragen sie wesentlich dazu bei, jene vegetabilischen Dämme zu bilden, welcher wir schon oben erwähnten und deren einer den Schiffen Baker's die Weiterfahrt stroman unmöglich machte. Solch eine nilotische Landschaft macht einen eigenthümlichen Eindruck und ist nicht ohne Reiz. Der nordamerikanische Reisende Bayard Taylor vergleicht manche der kleineren Inseln mit schwimmenden Pflanzenbergen. Die Thierwelt in diesen Gegenden wird schon vor Sonnenaufgang munter. Die wilden Vögel verlassen ihre Ruheplätze; die sogenannten Zickzacks fliegen zwitschernd über die Wellen und rufen ihre Gefährten, die noch schläferigen Krokodile, wach; der Reiher streckt seine Flügel dem Zuge der Morgenluft entgegen; die Affen springen von einem Aste zum andern oder klettern auf und ab. Dann erscheinen auch in größerer oder geringerer Zahl neben einander die Nilpferde und spritzen Wasser in die Luft.

In solchen Gegenden wohnen die Schillucks; sie gehören zu den Funki- oder Fundj-Völkern, die auch den Blauen Fluß zum großen Theil inne haben. Unsere Illustration zeigt ihre äußere Erscheinung. Die Lippen sind nicht eigentlich wulstig, der Mund aber ragt, bei stark ausgeprägter Nasenlippenlinie, bei manchen Individuen schnauzenartig hervor. Der Gliederbau ist schlank, aber nicht unkräftig, die Beine sind in den Knien manchmal schwach einwärts gebogen; die dunkelschwarze Haut zeigt den bläulich-grauen Schiller der echten centralafrikanischen Neger. Diese geben allesammt viel auf einen Kopfputz, der uns wunderlich genug vorkommt, als Ersatz gleichsam für den mangelnden Kleiderputz, von dem ja bei Leuten, welche fast ganz nackt gehen, keine Rede sein kann. Der Schilkawi (Singular von Schilluck) scheert sein wolliges Haar auf die mannichfaltigste Weise und klebt dasselbe mit Fett und rother Erde zu einer Masse zusammen. So bildet er große Kämme und kleine Querleisten oder kegelförmige Spitzen am Hinterkopfe; manchmal erhöhet er diesen Schmuck, indem er eine Strauß- oder Marabutfeder hinzufügt. Als Waffe führt er eine 4 Fuß lange Keule von hartem Holze und eine mit lanzettförmiger Spitze versehene, bis 10 Fuß lange Lanze, an deren unterm Schaftende ein Büschel Girafenhaare nicht fehlen darf. Um den Hals trägt er große venetianische Glasperlen, sogenannte Taubeneier (Verrete Gesafi); die Frau schmückt sich auch mit blauen, vielseitig geschliffenen Guriol-Glasperlen. Ganz nothwendig für den Mann ist ein scharfkantiger Elfenbeinring am Oberarm. Was er als Hülle etwa am Leibe trägt, ist nicht der Rede werth; die Frau hängt ein Kalbfell um, jedoch so, daß Oberkörper und Arme frei bleiben; sie scheert das Haupthaar völlig ab und trägt an den Fußknöcheln Kupferringe. Sie raucht Tabak aus kolossalen Pfeifen, deren Mundstück durch einen kleinen Kürbis gebildet wird.

Die Schilluck treiben Ackerbau; sie ernten Dochn, Durrah, Sesamkürbisse, Tabak und etwas Baumwolle, sammeln auch wilden Reis, züchten Buckelrinder, haben Schafe und Ziegen und halten Hühner. Die Nachen, in welchen sie den Fischfang betreiben, sind Einbäume, die aus einem Akazienstamme bestehen. Der Strom gilt ihnen in gewissem Sinne für heilig; ihr Stammvater, Njekom, erscheint ihnen manchmal in der Gestalt eines Ichneumon, einer Ratte oder irgend eines andern Thieres unter den ihm geheiligten Bäumen. Wir sagten schon weiter oben, daß die Schillucks bis vor etwa zehn Jahren unter einem despotisch herrschenden Oberhaupte, einem Könige (Meck oder Bondu), standen, welcher die Dorfhäuptlinge ernannte und welchem alles Elfenbein abgeliefert werden mußte. Im Jahre 1861 wurde er von den Baggara-Arabern besiegt, vertrieben und seitdem macht Aegypten Anspruch auf einen großen Theil des Schilluckgebietes; der gegenwärtige Bondu muß nach Chartum Tribut zahlen. Es ist, wie schon gesagt, die Absicht der ägyptischen Regierung, den ganzen innern Sudan bis zu den Aequatorialseen zu unterwerfen, die Bewohner zum Anbau der Baumwolle zu zwingen, Tribut von ihnen zu erheben und solchergestalt „der Civilisation neue Gebiete zu erobern". Der Tribut, so meinen wir unsererseits, wird spärlich genug ausfallen, die Civilisation, oder das, was der ägyptische Khedive so benennen läßt, um in Europa „Sympathien" der Baumwollenphilanthropen zu kapern, wird in jenen Gegenden keine Wurzeln schlagen, aber die Länder- und Völkerkunde hat auf eine reiche Ernte zu hoffen.

Forbes über das Innere unserer Erde.

II.

Obgleich die Lehre, daß die Erde eine geschmolzene Kugel, bedeckt von einer dünnen festen Kruste, sei, fast allgemein von den Geologen angenommen war, so sind doch in den letzten Jahren einige Argumente dagegen aufgebracht worden, welche sich zu Gunsten der Ansicht aussprechen, daß unser Planet ganz oder doch fast ganz aus solider Masse bestehe. Diese Argumente müssen hier, um der Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen, in Betracht gezogen werden.

Zunächst wäre da die Frage zu beantworten, wie es denn überhaupt möglich sei, daß eine so dünne Kruste fest bliebe und nicht gleich wieder von der ungeheuern geschmolzenen Masse unter ihr aufgefangt und wieder geschmolzen werde? Dieses würde unzweifelhaft der Fall sein, wenn die geschmolzene Centralmasse die Befähigung besäße, ihre ursprüngliche Hitzemenge beizubehalten, die sie besaß, als sie die Form eines feuerflüssigen Balles annahm. Dieser Einwurf ist indessen leicht beseitigt, da überhaupt eine erste Kruste sich gar nicht bilden konnte, wenn nicht die Kugel selbst von ihrer äußern Fläche der umgebenden Atmosphäre mehr Hitze abgegeben hätte, als sie aus ihrem Innern wieder ersetzt erhielt, um sich ganz im flüssigen Zustande zu erhalten. Es leuchtet daher ein, daß wenn einmal eine solche Kruste, auch

noch so dünn, gebildet war, sie nicht wieder geschmolzen oder absorbirt werden konnte.

Dieser äußere Proceß des Festwerdens in Folge von Abkühlung wird dann von außen nach innen zu sich so lange fortgesetzt haben, bis eine solche Dicke der Kruste erlangt war, die durch ihre schlechte Wärmeleitung hinreichte, sowohl die abkühlende Thätigkeit der umgebenden Luft als auch den Verlust von mehr Hitze aus dem Innern der geschmolzenen Masse zu hindern oder zu neutralisiren. So wurde ein Zustand herbeigeführt, in welchem beide Thätigkeiten, die erhitzende und die abkühlende, sich die Wage hielten. Dieser Zustand herrscht gegenwärtig; denn die Erdoberfläche erhält keine, oder nur eine kaum wahrnehmbare Menge Wärme aus dem Innern, und ist in dieser Beziehung jetzt ganz von den Sonnenstrahlen abhängig.

Ein anderer Einwurf meint: Wenn das Aeußere unserer Erde in der That nur eine so dünne Kruste besitzt wie die Schale auf dem Ei ist, wie kann sie dann die F[illegible]keit haben, welche sie zeigt, und das enorme Gewicht der Gebirgsmassen, wie der Alpen, des Himalaya, der Anden, tragen, Felsengebirge, die weit über der durchschnittlichen Erhebung emporragen? Aber auch dieser Einwurf, der Manchem, ohne näher auf die Sache einzugehen, plausibel erscheinen konnte, steht auf schwachen Füßen. Es ist nur nöthig, sich eine Vorstellung von dem relativen Verhältniß zu machen, in dem selbst die höchsten Gebirge zum ganzen Globus stehen, und man wird erkennen, daß wenn die Erdkruste überhaupt sich selbst zu tragen vermag, sie auch die höchsten Gebirge mit Leichtigkeit tragen kann.

Die bedeutendsten Spitzen des Himalaya erreichen eine Höhe von 28,000 Fuß; sie sind mehr als eine deutsche Meile über dem Meeresspiegel gelegen. Könnte man die Erde mit ihren Oberflächenunebenheiten genau auf die Größe einer Orange reduciren, so würde sie fast wie ein glatter Ball aussehen; denn im Verhältniß zum Ganzen erschienen Himalaya und Anden kaum so bedeutend wie die Wärzchen auf der Schale einer Orange. Wenn diese dünne Erdkruste sich selbst tragen kann, so ist sie auch nicht von einem vergleichsweise so unbedeutenden Gewichte wie jenem des Himalaya oder der Anden zu durchdrücken. Es wäre so, als wenn die Schale eines Eies dadurch zerquetscht würde, wenn man ein Stückchen Schale eines andern Eies auf dieselbe legte.

Daß eine so dünne sphäroidische Kruste oder Schale, die einen Körper von flüssigem Stoff einschließt, wie das Hühnerei, in sich selbst einen ungemein hohen Grad von Festigkeit und Kraft besitzt, um dem Drucke von außen zu widerstehen, kann man leicht erproben, indem man kleine Gewichte auf die Schale legt, die allmälig vermehrt schon ein ziemliches Gewicht erreichen müssen, um das Ei zu zerquetschen. Selbst wenn man die Gewichte auf die Seite, den schwächsten Theil des Eies, legt, so trägt dort noch ein Raum von einem Viertelquadratzoll mehrere Pfunde, ohne zu zerbrechen. Mit anderen Worten: dieses einfache Experiment zeigt, daß wenn die solide Kruste unseres Planeten im Verhältniß nur so dick und stark wie die Schale eines Eies ist, sie auch im Stande ist, recht gut viele aufeinander gehäufte Himalayas zu tragen, ohne eingedrückt zu werden.

Ein weiterer Einwurf dagegen, daß das Innere unseres Planeten ganz aus feuerflüssiger Masse bestehe, wird aus Betrachtungen rein astronomischer Art abgeleitet. Setzt man zwei Uhren in Gang, deren Pendel vollkommen untereinander gleich sind, mit Ausnahme der Scheibe oder des Gewichtes daran, von denen das eine Gewicht aus fester Masse, das andere aus einer mit Quecksilber gefüllten Hülse besteht, so wird sich zwischen ihrem Gang ein Unterschied ergeben; die Uhr mit dem Quecksilberpendel wird der andern vorgehen, da ihr Pendel rascher schwingt. Prof. Hopkins von Cambridge wandte diese Beobachtung auf die Bewegungen der Erde im Raume an, und bewies durch eine ungemein weitläufige und gelehrte mathematische Berechnung, daß die Erde wenn auch nicht ganz, doch annähernd aus einer festen Masse bestehen müsse, da nach seinen Resultaten, wenn sie eine flüssige, nur von dünner Kruste überzogene Masse sei, die Summe gewisser ihrer Bewegungen (die Precession) bedeutend von den thatsächlich bekannten Bewegungen unseres Planeten abweichen müsse. Durch nachfolgende Berechnungen von W. Thomson und Pratt wurde die Ansicht von Hopkins bestätigt. Wenn nun auch schwere Zweifel über die Correctheit der bei diesen Berechnungen angewandten Methode laut wurden (da von den Astronomen die condensirende Thätigkeit des Druckes und die ausdehnende Thätigkeit der hohen Temperatur innerhalb der Erde außer Acht gelassen war, und da ferner ein schwingendes Pendelgewicht aus polirtem Glas, gefüllt mit Quecksilber, nicht vollkommen substituirend einem Sphäroid mit geschmolzener Lava, das um seine eigene Achse sich bewegt, erachtet werden konnte), so fühlten die Geologen sich doch selbst nicht im Stande, den Argumenten der Mathematiker und Astronomen genügend zu antworten, da keiner in den betreffenden Wissenschaften so bewandert war, um die Rechnungsmethoden einer Prüfung unterziehen zu können.

So stand die Controverse bis zur Mitte des Jahres 1868, als der Director des Observatoriums von Paris, Delaunay, das Problem einer neuen Betrachtung unterzog. Seine mit vielem Scharfsinn und erstaunlicher Mühe durchgeführte Arbeit, bei der die verschiedensten Momente in Erwägung gezogen wurden, zeigte nun auf das Deutlichste, daß die Ansicht von Hopkins durchaus unhaltbar sei, ja daß — wie er durch Experimente zeigte — eine mit flüssiger Masse gefüllte Kugel unter Umständen, wie sie gegenwärtig bei unserer Erde vorliegen, genau sich so verhalten muß wie eine ganz solide Kugel. Er folgerte daraus, daß die Frage, ob unsere Erde in ihrem Innern solide oder feuerflüssig sei, durch die von Hopkins in diese Frage hereingezogene Precession oder Nutation nicht gelöst werden könne; ebenso sei diese nicht geeignet, Aufschlüsse über die thatsächliche oder annähernde Dicke der Erdkruste zu geben.

In Deutschland hatte der große Physiker Helmholtz schon früher sich ganz entschieden gegen die Schlußfolgerungen von Hopkins, Thomson und Pratt ausgesprochen. Auch Henessey in England wies manches Unrichtige in der astronomischen Betrachtung zurück, die jetzt, insofern als aus ihr der vollkommen solide Zustand unserer Erde gegenüber der Anschauung vom feuerflüssigen Innern derselben dargethan werden soll, als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden muß.

Ein weiterer Einwurf gegen die Annahme eines feuerflüssigen Innern unseres Planeten gründet sich auf das Gesetz, daß die Schmelzpunkte von Körpern sich, wenn sie dem Drucke unterworfen sind, bedeutend erhöhen oder, was dasselbe sagen will, daß Körper unter Druck mehr Hitze zum Schmelzen erfordern, als ohne Druck. Hiervon ausgehend suchte Professor Bunsen nachzuweisen, daß die Erde einen festen Kern besitzen müsse, da der ungeheure Druck, welcher auf das Centrum wirke, die innere Substanz unseres Planeten so unschmelzbar mache, daß er sich nicht in einem feuerflüssigen Zustande befinden könne. Bis zu einem gewissen Grade wurde diese Annahme auch durch Experimente unterstützt; Bunsen und Hopkins machten nämlich mit leicht schmelzbaren Substanzen, wie Wachs, Walrath, Paraffin und Schwefel, Versuche, die ein ihnen günstiges Resultat lieferten. Allein worauf es hier ankommt, mit metallischen Kör-

pern machten sie keinerlei Versuche; auch ist der Beweis von ihnen nur für ganz leichtflüssige Stoffe hergestellt worden.

Bezüglich unserer Erde können die Schlüsse von Bunsen nicht angenommen werden, da hier Stoffe in Frage kommen, die er seinen Experimenten nicht unterworfen hat. Ist nun auch anzunehmen, daß die Stoffe, welche das Innere unserer Erde zusammensetzen, bis zu einem gewissen Grade mehr und mehr schwer schmelzbar werden, je näher sie dem Centrum liegen, so muß andererseits auch wieder berücksichtigt werden, daß diese Schwerschmelzbarkeit wieder durch die Expansion, welcher die Stoffe in Folge der innern Hitze unterliegen, mehr oder minder neutralisirt wird. Da nun ganz unzweifelhaft durch die Erfahrung dargethan ist, daß die Temperatur nach dem Erdinnern zu im directen Verhältniß mit der Tiefe zunimmt, so erscheint es höchst wahrscheinlich, daß durch das Gesammtwirken der Expansion und erhöhter Temperatur die Tendenz, durch den Druck ein solides Erdinnere festzuhalten oder herzustellen, mehr als aufgewogen wird.

So wären denn die Gründe für und wider aufgezählt und erwogen worden. Während wir nun aber sehen, daß die Gründe, welche für das Vorhandensein eines feuerflüssigen Erdinnern aufgezählt wurden, sich auf Thatsachen stützen, die aus dem unmittelbaren Studium unserer Erde hervorgehen, haben andererseits die Gegner dieser Ansicht, welche annehmen, unser Planet bestehe aus einer einzigen festen Masse, sich damit begnügt, nur negative Beweise aufzustellen, indem sie darzuthun suchten, die Erde könne nicht flüssig in ihrem Innern sein.

Rein geologische Erwägungen führen allemal zu der Ansicht vom feuerflüssigen Innern unserer Erde. Wie ist es denn möglich zu sagen, daß dieselbe ganz aus fester Masse besteht, wenn man die großartigen Hebungen und Senkungen vor Augen hat, welchen ganz bedeutende Theile der Felsformationen unterworfen gewesen sind, welche die äußere Schale bilden. Führen diese Erscheinungen nicht zu dem directen Schlusse, daß die Erdkruste unmöglich in der Tiefe auf einer Masse aus festem Stoffe ruhen kann? Ergiebt sich daraus nicht, daß sie nothwendig auf einer mehr oder minder flüssigen Materie auflagert, die bei ihrer Beweglichkeit verdrängt werden kann, wenn ein Theil der Kruste über ihr einsinkt und so Raum für diese macht, während sie andere Theile derselben emporhebt oder selbst überfluthet?

Nimmt man ferner an, die Erde bestehe wesentlich aus einer festen Masse, so muß die Erscheinung der Vulcane anders als bisher erklärt werden. Man gelangt dann zu der Voraussetzung, daß sie ihre Quellen in zahlreichen vereinzelten Localbecken von geschmolzener Felsmasse haben, die über den ganzen Erdball zerstreut sind. Diese Ansicht ist aber völlig unvereinbar mit den chemischen und mineralogischen Erfahrungen, die bisher an den Vulcanen gemacht wurden, und aus denen sich ergiebt, daß die Auswurfsproducte derselben selbst von den am weitesten von einander entfernten Vulcanen völlig identisch sind; auch wird dadurch das schon früher erwähnte Fluthphänomen bei vulcanischen Ausbrüchen und Erdbeben nicht im geringsten erklärt. Nach allen bisher gegen einander abgewogenen Betrachtungen müssen wir immer noch annehmen, daß in einer Tiefe von etwa 12 Meilen unter der Oberfläche eine beständige Zone von geschmolzenem Fels oder Lava existirt, wie sie bei vulcanischen Ausbrüchen zu Tage gefördert wird. Es ist nun noch in Erwägung zu ziehen, wie tief diese Zone oder Schicht von geschmolzener Materie ist und woraus der eigentliche Centralkern der Erde innerhalb jener Zone besteht.

Bei Beantwortung dieser Fragen stehen uns directe Erfahrungen nicht zu Gebote. Um aber auf sie überhaupt eingehen zu können, müssen wir die mittlere Dichtigkeit oder das thatsächliche Gewicht der Erde selbst kennen lernen. Die Betrachtung der Anziehung, welche Körper auf einander im Verhältniß ihrer Größe ausüben, hat den Physikern möglich gemacht, die anfangs unlösbar scheinende Aufgabe, das Gewicht unserer Erde zu bestimmen, zu lösen. Es liegt außerhalb der Grenzen der hier zu besprechenden Frage, wie diese Aufgabe gelöst wurde; wir begnügen uns daher mit dem Resultate derselben und berichten, daß das Gesammtgewicht unseres Planeten etwa $5^1/_2$ mal so groß ist wie das Gewicht einer gleich großen Kugel Wasser. Da wir nun wissen, daß die mittlere Dichtigkeit oder das sogenannte specifische Gewicht unserer Erde $5^1/_2$ ist, und da directe Versuche ergeben haben, daß das specifische Gewicht der ganzen festen Gesteinsmasse, welche die äußere Kruste bildet, nicht höher als $2^1/_2$ oder nicht so groß wie die Hälfte des ganzen Planeten ist, so folgert ganz naturgemäß hieraus, daß die Centraltheile ein weit höheres specifisches Gewicht haben müssen, damit eine so hohe mittlere Dichtigkeit für das Ganze, wie $5^1/_2$, vorhanden sein könne. Man hat nun berechnet, daß, wenn die Erde aus drei concentrischen Lagen oder Schalen von gleicher Dicke besteht, jede derselben in arithmetischer Progression nach dem Centrum zu an Dichtigkeit zunimmt, daß eine äußere Schale von $2^1/_2$ specifischem Gewicht, jenem der Felsarten, eine mittlere Schale von 12 specifischem Gewicht, dem des Quecksilbers, und ein Centralkern bestehen müsse, der etwa 20 mal so dicht wie Wasser ist, d. h. der das specifische Gewicht des Goldes hat.

Irrthümlich ist die Zunahme der Dichtigkeit zuweilen dem ungeheuern Drucke der überlagernden Massen zugeschrieben worden; aber diese Annahme ist völlig unhaltbar, da das Ergebniß all der zahlreichen in dieser Richtung gemachten Versuche den Beweis geliefert hat, daß die Substanzen nicht bis zu einer unbestimmbaren Ausdehnung condensirt oder zusammengepreßt werden können, sondern daß ihr annäherndes Dichtigkeitsmaximum bald erreicht ist. Jenseits desselben werden die Einwirkungen des Druckes so viel geringer und geringer im Verhältniß zu der angewandten Kraft, daß zuletzt eine weitere Condensation durch noch größern Druck absolut unwirksam bleibt. Außerdem darf dabei nicht vergessen werden, daß die Erdkruste eine Art Kuppel ist, gleich der Schale des Eies, welche sich selbst trägt, ohne auf dem flüssigen Innern aufzusitzen oder zu ruhen; ferner ist in Erwägung zu ziehen, daß die hohe innere Wärme der Erde gleichfalls den Wirkungen eines Druckes von außen entgegenarbeitet. Faßt man nun alle diese Thatsachen zusammen, so erscheint es völlig evident, daß die Stoffe, welche gegenwärtig das Innere bilden, unendlich dichter als alle auf der Oberfläche vorkommenden Gesteinsarten sein, daß sie metallischer Natur sein müssen, da wir andere Stoffe nicht kennen, welchen die Bedingung eines gleich hohen specifischen Gewichts innewohnt.

Nehmen wir also an, daß das Innere unserer Erde aus einer Anzahl von concentrischen Zonen oder Schichten besteht, die aus Stoffen zusammengesetzt sind, welche dichterer Natur werden, je mehr wir uns dem Mittelpunkt nähern, und daß die äußere aus Gestein von $2^1/_2$ specifischem Gewicht besteht, so ergiebt eine Berechnung, daß das Centrum oder der Kern eine Dichtigkeit von 10, gleich Silber, hat. Wenn wir nun ferner annehmen, daß die Zone von geschmolzener Lava, die, wie oben geschlossen wurde, etwa 12 Meilen unter der Oberfläche beginnen muß, eine Dichtigkeit von 3 oder selbst 4 besitzt, so ergiebt sich durch Berechnung, daß diese Zone sich nicht tiefer als etwa 80 deutsche Meilen erstrecken kann, weil unter dieser Tiefe die Materie so schwer wird, daß ihre Dichtigkeit nur dadurch erklärt werden kann, daß man sie als aus Me-

tallverbindungen bestehend annimmt. Was also etwa jenseit 100 deutschen Meilen Tiefe im Innern unserer Erde vorhanden ist, besteht aus Metall.

Ist nun dieser große metallische Kern, die Hauptmasse unseres Planeten, flüssiger oder fester Natur? Nach Bunsen's vorhin erwähnter Theorie, die vom Drucke ausgeht, ist er fest. Die Ansicht würde richtig sein, bestände die Erde aus sehr zusammenpreßbaren, nicht metallischen Stoffen. Da aber dieses nicht der Fall und da die schon erwähnten Experimente darthun, daß weder die Metalle noch die weniger compressiblen Stoffe mehr refractorisch im Verhältnisse zur Zunahme des Druckes werden (einen größern Grad von Hitze zu ihrem Schmelzen verlangen), so sind wir berechtigt anzunehmen, daß der Centralkern flüssiger Natur ist, um so mehr, als wir nicht allein wissen, daß Metallverbindungen in der Regel unendlich leichter schmelzbar als Felssilicate sind, sondern auch, daß auch die hohe Temperatur des Erdinnern durch ihre Expansionsthätigkeit den Wirkungen des Druckes entgegenwirkt.

Alles zusammenfassend senkt sich die Wage sehr zu Gunsten der Hypothese, daß das Innere unserer Erde aus einer Masse von geschmolzener Materie besteht, die in concentrischen Zonen oder Lagern je nach ihrer Dichtigkeit angeordnet ist, welche von einer vergleichsweise nur dünnen Kruste bedeckt sind.

Ueber verarbeitete palästinensische Hölzer.

Von Dr. Oscar Schneider.

Seit alter Zeit leben in Palästina Hunderte von Menschen von der Verarbeitung einheimischer Materialien und dem Verkaufe der aus diesen gefertigten Waaren an die Fremden, die das gelobte Land bereisen, vornehmlich an die christlichen Pilger. Besonders die Einwohner von Bethlehem haben sich durch Verarbeitung des Hadschar Musa, d. i. des Asphaltmergels vom Todten Meere, verschiedener Holzarten und Früchte, von Kameelsknochen und Perlmutter zu Schalen, Kaffeetassen, Crucifixen, Platten mit biblischen Darstellungen, Rosenkränzen 2c. bekannt gemacht und bieten jedem Fremden in Bethlehem selbst, wie auf dem Platze vor der Grabeskirche zu Jerusalem ihre Waare mit unermüdlichen Empfehlungen an. Eben so breiten auch die griechischen Mönche des romantischen Felsenklosters Marsaba im untern Kidronthale, wenn Fremde bei ihnen übernachtet haben, grob gearbeitete Holzgegenstände auf dem Felsboden aus, um den Reisenden ein Andenken und sich ein gutes Trinkgeld zu verschaffen. Zu dieser alten, nationalen Industrie ist aber seit kurzer Zeit nun eine fremde getreten, die, von einem deutschen Gewerbtreibenden ausgehend, schon mehrfache Nachahmung gefunden hat, in der Hauptsache aber doch noch in der Hand des Begründers ruht. Das ist die Verwerthung der palästinensischen Hölzer zu Producten der feinen Kunsttischlerei.

Der, wie alle orientalischen Verkaufsräume, kleine Laden des deutschen Tischlers, in der Straße gelegen, die vom Johanniterhospize nach dem Jaffathore hinführt, ist erfüllt mit schön polirten und sehr sauber gearbeiteten Holzgegenständen, die durchweg einen sehr anlockenden Eindruck auf den Beschauer machen, weil das schön gemaserte Olivenholz bei ihnen vorherrscht. Stöcke von Oliven- und Balsamholz, erstere wunderschön, aber wegen der Sprödigkeit des Holzes unpraktisch, Briefbeschwerer aus Durchschnitten von Oel- oder Eichenstämmen gefertigt, Bucheinbände, theils nur aus Olivenholz, theils aus mehreren Hölzern zusammengesetzt, Schalen und Kartenkörbchen, Lineale und Papiermesser verschiedener Form, Streichhölzchen- und Nadelbüchsen und zahlreiche andere kleine Gegenstände, dann aber auch größere Arbeiten, besonders prächtige, aus verschiedenen Holzarten zusammengesetzte Tischplatten schweben mir noch vor Augen und befinden sich zum Theil in meinem Besitze. Alles das ist so schön und durch den Ort, wo man es kauft, so anziehend, daß wohl kaum ein Fremder den Laden verläßt, ohne seine Reisecasse mehr oder weniger erleichtert zu haben. Um den Gegenständen noch höhern Werth zu verleihen, ist gewöhnlich jedem Holzstücke in hebräischer oder lateinischer Schrift der Name eines biblisch wichtigen Ortes aufgeschrieben, von dem dasselbe stammt oder vielleicht — stammen soll; denn ich fürchte, daß wie überall, so auch hier die Industrie sich nicht allzu sehr von Regungen des Gemüths wird leiten lassen; es mögen z. B. wohl so manche der Olivenholzstücke, die den Namen Jerusalem, Bethlehem, Bethanien und Oelberg tragen, von einem und demselben Baume stammen.

Das Holz, das verarbeitet wird, ist theils Oliven-, theils Eichen-, theils Balsamholz. Zu diesen Holzarten gesellt sich aber bisweilen noch ein schwarzes Material, das wie Ebenholz aussieht, seine Farbe aber wohl durch Beizung erhalten hat.

Der **Oelbaum** findet sich an vielen Stellen des nördlichen wie des südlichen Palästina, so z. B. auch in oft großen Pflanzungen in der Nähe der Dörfer, in den Thalschluchten des Gebirges Juda und an den Bergabhängen am Wege, der von Jaffa nach Jerusalem führt, ebenso, wenn auch recht vereinzelt, am Oelberge und an dem Steilgehänge des Berges, auf dem Bethlehem liegt, und an anderen Orten. Die ältesten Olivenbäume, die ich gesehen, birgt der kleine, von einer Mauer umschlossene Gethsemanegarten am Westfuße des Oelberges; sie haben völlig die Gestalt mächtiger, uralter Weiden, und haben, wenn auch nicht bereits zu Christi Zeit, so doch sicher weit früher als vor einem Jahrtausend die Stelle eingenommen, wo wir sie jetzt finden. Das Holz muß, wie mir scheint, einer besondern Behandlung unterworfen werden, wenn es nicht reißen soll.

Eichen, deren ja die heilige Schrift so häufig erwähnt, finden sich noch heute an verschiedenen Orten besonders des nördlichen Palästina, wie im Norden der Saronebene, am Tabor wie an dem obern Jordan, in der Gegend von Hasbeya und am großen Hermon. Das verarbeitete Holz kommt angeblich aus dem heiligen Haine von Mamreh, in dem schon Abraham seine Zelte aufgeschlagen haben soll, oder aus Hebron; wir dürfen, wie schon oben erwähnt, mit diesen Heimathsscheinen nicht allzu kritisch verfahren. Es scheint, als ob das Holz nicht durchweg einer Eichenart angehöre, wie denn auch in Palästina verschiedene Species des Baumes,

z. B. die Aeglopseiche am Tabor und die Balluteiche im Gebirge Gilead, nachgewiesen sind.

Der Balsamstrauch (Opobalsamum declaratum L.) wurde in alter Zeit eben so an den Ufern des Sees Genezareth, wie in der fruchtbaren Oase von Jericho gehegt. Burkhardt will ihn in den Gärten von Tiberias noch gesehen haben, v. Schubert konnte ihn jedoch daselbst bereits nicht mehr auffinden, und so beruht vielleicht die Angabe Burkhardt's wie die alte gleichlautende Notiz Strabo's auf einem Irrthume. Bei Jericho aber ist der edle Baum sicher in großer Menge angepflanzt gewesen, wie die ältesten Schriften des Alten Testamentes, später Josephus und die Schriftsteller der Griechen und Römer versichern. Diese „Palmenstadt" pries Josephus als einen in paradiesischer Landschaft gelegenen Göttersitz; um sie herum lagen zu Christi Zeit die ausgedehnten, üppig prangenden Gärten der Herodianer, und noch während der Kreuzzüge war dort nach Wilhelm's von Tyrus Zeugniß ein blühendes Gartenland. Ist des Plinius Angabe richtig, so ließ sich bereits Alexander der Große von hier täglich eine Muschel voll des köstlichen Balsams bringen; Pompejus schaffte zuerst den Baum nach Rom und führte ihn in seinem Triumphzuge den Römern vor, eben so brachten ihn Vespasian und Titus nach Italien. Außer Plinius weist besonders Strabo auf den Balsamgarten Jerichos hin, versichernd, daß die schlauen Judäer den edlen Baum deshalb nicht an mehreren Orten angepflanzt hätten, weil sie den Preis des Balsams nicht hätten sinken lassen wollen; Josephus nennt den Opobalsamum Jerichos köstlichstes Product, und in ähnlicher Weise erwähnt auch noch Dioscorides desselben. Heutzutage nun liegen die großartigen Aquaducte, welche die Elisaquelle speiste, in Trümmern, und deshalb ist der größte Theil der Jericho-Oase der Wüste anheimgefallen. Nur da, wo das klare Wasser der Ain es Sultan in mehreren Armen durch die Ebene zieht, da bedeckt üppige, oft undurchdringliche, aber verwilderte Vegetation die Fläche bis dahin, wo auch diese lebenerweckende Wasserader sich im Wüstensande verliert, und in diesem verwahrlosten Paradiese lebt eine Araberbevölkerung, armselig, kümmerlich und schmutzig, wie ich sie nirgends sonst gesehen, in Hütten, die zum größten Theil nur aus Dornengeflecht bestehen. Von dem echten Balsamstrauche ist demgemäß heute auch nicht eine Spur mehr bei Jericho vorhanden; der heutige Balsam von Jericho wird vielmehr dem Zukkum oder Zakkum Murha der heutigen Araber, d. i. nach Wilson dem Myrobalsamum, einer Myrobalene, entnommen, und diesem Baume entstammt wohl auch unser Balsamholz.

Es ist merkwürdig, daß auch an mehreren anderen Orten die Anpflanzungen des echten Balsamstrauches, des Abuschan Jemens, ein gleiches Geschick des Aussterbens getroffen hat. Plinius behauptete zwar, daß nirgends als in Jericho das Opobalsamum zu finden sei, doch constatirt Josephus, daß schon in Palästina selbst noch an anderer Stelle, bei Engaddi am Westufer des Todten Meeres, ein Balsamgarten gewesen sei; dieser wurde nach Brocardus von Cleopatra nach Aegypten verlegt, und allerdings finden wir auch in diesem Lande in alter Zeit zwei Anpflanzungen des hochgeschätzten Strauches, deren berühmteste sich bei Heliopolis, dem alten On der Bibel und dem Ain schemesch der Araber, befand, dessen Trümmer sich bei dem heutigen Dorfe Matarieh befinden. Scherif Edrisi, der berühmte Geographus Nubiensis, der 1099 geboren war, berichtet über diese Balsamgärten und behauptet, daß sie die einzigen der Welt seien. Der gewonnene Balsam wurde zu dem Salböl genommen, das die Kopten bei der Taufe der Kinder verwendeten. Nach Heinrich Rantzow's Angaben ist der letzte Baum 1615 durch die Ueberschwemmung des Nil ausgegangen, und so fand denn Carsten Niebuhr in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts keine Spur des Baumes bei Heliopolis.

Die andere Pflanzung auf ägyptischem Gebiete befand sich bei Cairo, doch auch sie war zu Zeiten des Quaresmius, d. i. um 1625, bereits seit mehreren Jahrhunderten ausgestorben. Nicht uninteressant scheint mir schließlich die Thatsache, daß, nach Unger's Bestimmung, die kolossalen Massen verkieselter Stämme, die östlich von Cairo in dem sogenannten „versteinerten Walde" meilenweit die Wüstenoberfläche bedecken, einer Baumart angehören, die nach dem ausgezeichneten Botaniker Nicolia genannt worden ist und sich dem Balsambaume eng anschließt.

Hatten die alten Nordländer Kunde von einem offenen Polarmeer?

Von **Gisli Brynjulfsson.**

I.

Herr Brynjulfsson, ein gelehrter Isländer, der in Kopenhagen lebt, war so freundlich, uns eine Abhandlung zu übersenden, welche den Titel führt: „Have de gamle Nordboer havt Kjendskap til et aabent Polarhav imod Nord?" Sie steht in dänischer Sprache in Nr. 51 bis 53 der „Berlingske politiske og Avertissements-Tidende". Herr Dr. Friedrich Mehwald in Dresden, ein gründlicher Kenner Skandinaviens und der nordischen Sprachen, ist so freundlich gewesen, dieselbe für den „Globus" ins Deutsche zu übertragen, und wir hoffen, daß sie vielen unserer Leser willkommen sein werde. Im Eingange der Abhandlung erwähnt Herr B. der sorgfältigen Arbeiten Dr. Petermann's über das vermeintliche „offene Polarmeer", der Ansichten Sherard Osborne's und der beiden deutschen Expeditionen nach dem nördlichen Eismeere. Er berührt dann die Angaben von Kane und Hayes, welche vom Smith-Sunde aus ein offenes Polarmeer gesehen zu haben meinten. Sie glaubten annehmen zu dürfen, daß sich das (hypothetische) offene Polarmeer zur Sommerzeit mit Leichtigkeit werde befahren lassen, wenn man im Stande sei, mit einem Eisschläger-Dampfschiffe das Eis im Smith-Sunde zu durchbrechen und dann weiter nach Norden durch den Kennedy-Canal hinauf vordringen zu können. Wir unsererseits theilen diese Meinung Osborne's ꝛc. nicht; Herr Brynjulfsson seinerseits meint, „daß es sich mit der Sache auch so verhalte." Zum Beweise könnte möglicherweise ein isländischer Bericht aus dem dreizehnten Jahrhundert dienen. Diesen theilt er nun mit, da derselbe selbst dem fleißig sammelnden Dr. Petermann entgangen sei.

* * *

Um die Bedeutung des alten isländischen Berichtes im vollen Maße würdigen zu können, muß ich bemerken, daß Grönland gegen Ende des zehnten Jahrhunderts von Island aus unter Anführung Eirik des Rothen entdeckt und bevölkert wurde. Außer Eirik (Erich) selbst ließen sich im Ostbezirk, ungefähr im 60. bis 61. Grade, im gegenwärtigen Südgrönland, zehn andere angesehene Isländer nieder, von denen Jeder die Ueberfahrt in seinem eigenen Schiffe machte. Auf einem solchen Auswandererschiffe waren meistens 20 bis 30 erwachsene Männer und außerdem Weiber und Kinder. Später wurden in diesem Ostdistricte 12 Kirchen und 190 Bezirke (oder Sammlungen von Höfen), d. h. Dörfer gefunden, woraus hervorgeht, daß sich hier, wie früher in Island, die Höfe zu Kirchspielen zusammengethan haben. Im Westdistricte, welcher einige Fjorde unterm 64. Breitengrade und eine unbewohnte Küstengegend von 30 bis 40 Meilen umfaßte, die vom südlichen Ostbezirk abgetrennt worden war, ließen sich ebenfalls sogleich im Beginn der Besiedelung mehrere Einwanderer von Island nieder, deren Namen aber nicht aufgezeichnet worden sind, wie jene der neuen Colonisten im südlichen District. Auch soll später dieser Nordbezirk nicht mehr als 4 Kirchen, also 4 Kirchspiele umfaßt und etwa 90 Gutsbezirke gehabt haben. Rechnet man nun auf jeden Gutsbezirk 20 bis 30 Menschen, so würde die nordische Bevölkerung Grönlands im Alterthum im Ganzen etwa 5600 bis 8400 Köpfe gezählt haben, von denen 3800 bis 5700 auf den Ostdistrict und 1800 bis 2700 auf den Westdistrict entfallen sein dürften.

Diese Handvoll Menschen entwickelten, wie die Geschichte der europäischen Staaten beweist, durch mehrere Jahrhunderte, nämlich vom Ende des zehnten bis zur Vereinigung mit Norwegen im dreizehnten Jahrhundert, unter dem von neueren norwegischen Geschichtsschreibern und Dichtern vergötterten, in Wirklichkeit aber höchst mittelmäßigen und allen nordischen Geist ertödtenden Haakon Haakonsön dem Alten, ein Leben und eine Thätigkeit, welche Alles übertraf, was man von einer so geringzähligen Bevölkerung erwarten konnte.

Wie bekannt, wurde Amerika zuerst von Grönland aus besucht; die gegenwärtigen Neu-England-Staaten bekamen den Namen „Weinland", und die unabsehbaren Waldstrecken an der Mündung des Lorenzstromes (vielleicht auch Neufundland) wurden Markland genannt. Von diesem letztern, meinte man, komme das Treibholz nach Grönland und schwimme wohl auch bis in den nördlichsten Theil der Bassinsbai hinauf.

Die Verbindung Grönlands und Amerikas hat sich bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erhalten, wenn auch vielleicht mehr zufällig, nachdem die norwegischen Könige der Seefahrt der Grönländer den Todesstoß dadurch versetzten, daß sie deren Handel zum Vortheil der Bergenschen Kaufleute, welche wieder nur für die hanseatischen Handelsherren arbeiteten, monopolisirten. Mit Island wurde die Verbindung in allen Zeiten ununterbrochen unterhalten, weshalb zuverlässige Nachrichten über das Thun und Treiben der alten Grönländer nur aus den isländischen Schriften geholt werden können.

Grönlands Landbau brachte nicht viel; es war mithin hauptsächlich das Meer, von welchem die Bewohner sowohl ihre Nahrung als die Handelswaaren für das Ausland holen mußten. Einen Hauptartikel dieser Handelswaaren bildeten die kostbaren Walroßzähne*), sowie die Haut dieses Thieres, aus welcher die stärksten Schiffstaue bereitet wurden, deren Festigkeit weltberühmt ist.

Die Hauptbeschäftigung der alten Grönländer war im Sommer die Fischerei um die ganzen Küsten. Sie wurde auf die Weise betrieben, daß jeder Großgutsbesitzer (in der besten Zeit wahrscheinlich nur einer aus jedem Kirchspiel) große Boote nach Norden ausschickte, welche theils dem Fischfange, theils der Aufsammlung von Treibholz obliegen mußten. Alle diese Verhältnisse sind in den isländischen Schriften klar und ausführlich beschrieben.

Von den südlichsten Höfen Grönlands ging man längs der Küste östlich um das gegenwärtige Cap Farewell, welches damals Hvarf genannt wurde und welches nicht mit dem westlicher gelegenen Hvarfsgnypa zu verwechseln ist, dessen Name nun Cap Egede ist. Von dort ging man längs der Ostküste nordwärts hinauf bis zum Gletscher Hvitserkr, welcher auf Graah's Karte unterm 62. Grade liegt.

Auf dieser Strecke unbewohnten Landes gab es viele bekannte Fangplätze, welche schon in den frühesten Zeiten erwähnt werden, wie z. B. Oellumlengri, Seleyrar, Finsbúdir, Krossoyjar u. s. w. Letzterer Fangplatz gehörte später dem Bischofsstuhle in Gardar am Einarsfjord (Igalikko); denn die Grönländer hatten schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts ihren eigenen Bischof, welcher auf dem Hofe ganz nahe bei Eirik des Rothen alten Haupthofe Brattahlid residirte.

Zu einer Tagesreise oder Tagesroning (wie es gewöhnlich genannt wird) auf einem Boote mit sechs Ruderern werden durchschnittlich fünf Meilen gerechnet. Da nun von dem südlichsten Bezirk bis Hvitserkr sechs bis sieben Tage, und von dort bis zum nächsten Gletscher Bláserkr eben so viel Zeit nöthig war, so muß derselbe auf Graah's Karte entweder im Gletscher bei Colbergerheide oder im Cap Lövenörn gesucht werden. In der Nähe von Bláserkr lagen und liegen unbewohnte Inseln, welche ab und zu von Island besucht wurden, und deren erste Entdeckung Eirik den Rothen veranlaßte, weiter nach Grönland zu ziehen. Auf diesem Zuge fand man einen dritten Gletscher, längs welchem man die Küste nicht untersuchen konnte, weshalb dieselbe auch keinen Namen erhielt. Allein es ist wohl sicher anzunehmen, daß unter dieser namenlosen Küste nur die jetzt noch unbekannte Küstenstrecke zwischen dem 65. und 69. Grade gemeint sein kann, welcher sich weder Graah (welcher von Süden kam), noch Scoresby und Andere (die von Norden kamen) nähern konnten.

Dagegen war die von Letztgenannten und mehreren anderen neueren Nordpolfahrern besuchte Küste zwischen dem 69. und 73. Grade schon im Alterthum bekannt, da sie von Island aus bereits im Jahre 1194 entdeckt und Svalbard oder Svalbardi (Svalkant oder die Svalkantede) genannt wurde*). Hieraus ist zu ersehen, daß die alten Isländer und Grönländer die Ostküste Grönlands und namentlich die Küstenstrecken, welche gegenwärtig wieder von verschiedenen Nationen besucht und untersucht werden, ganz und gar kannten und sicherlich mit dem südlichen Theile dieser Küste vertrauter waren, als unsere neueren Seefahrer, weil damals das Eis bei weitem nicht so mächtig war als gegenwärtig. Dagegen hatten die Alten von den Ländern, welche nördlich von Svalbard lagen, keine zuverlässige Kunde, sondern nur Vermuthungen und unsichere, fabelhafte Erzählungen, aus denen jedoch hervorgeht, mit welchem regen In-

*) Im Jahre 1327 bezahlte Grönland den Papstzehnten mit 127 Lispfund (à 20 Pfund) Walroßzähnen, ein Beweis, welcher Ueberfluß von diesem Artikel vorhanden war, und an Peterspfennigen wurden 3 Lispfund zusammengebracht.

*) Man rechnet drei Segeltage vom nördlichen Island nach Svalbard; aber von Irland nach Island sechs Segeltage.

teresse die nordwestlichsten Nordländer im Alterthum diese Fragen behandelten und welch großes Vergnügen es ihnen machte, die Landbildung und den richtigen Zusammenhang der sich ihnen überall entgegenstreckenden Vorgebirge, Landnasen und Gletscherläufe näher kennen zu lernen. Besonders interessirte sie die Frage: wie hoch nach Norden wohl das Land hinauflaufen möge; denn unter ihnen herrschte die allgemeine Meinung, daß von Grönlands unbewohnbaren Gegenden eine buchtenreiche Küste weit nach Norden hinauflaufe und sich dann ganz östlich nach Bjarmeland ziehe, d. h. in der Richtung von Spitzbergen über Gillis Land bis nach Novaja-Semlja, wenn nicht noch weiter nördlich. Die großen Meerbusen, welche von Süden herauf sich in die vermeintliche Küstenstrecke einkeilten, nannte man daher Hafsbotnar (Havsender, eigentlich Havsbunde), und das meist mit Eis erfüllte Südmeer hieß Dumbshaf, oder kurzweg: das todte Meer. Die vorhistorischen und gänzlich mythischen Sagas erzählen, daß in diesem Meere eine von lauter Riesen bewohnte Insel liege, welche Dumsland (sicherlich Spitzbergen) heiße und stets unter Königen gestanden habe, die den Namen Dumbr führten. Das eigentliche Risaland dachte man sich noch weiter nach Norden gelegen, wo derselbe König über des alten Nordens glückliche Hyperboräer, Gudmund von Glasisvold, allezeit herrschte, über seine fünfhundert Riesen auf dem Hofe Grund in der Herrschaft Glasisvellir. In seinem Reiche, wo im Sommer die Sonne niemals unterging, lag das Feld der Unsterblichkeit (Odáinsakr).

Es ist leicht einzusehen, daß dies Alles nur Fabeln sind, wenn auch uralte und recht ansprechende; denn die allgemeine Ansicht unter den denkenden Männern war, daß die ganze lange Küstenstrecke öde und unbewohnt sei, gegen welche Meinung sich aber die Grönländer sträuben. Sie glauben das Entgegengesetzte dadurch beweisen zu können, daß sie als Thatsache anführen: bisweilen kommt Treibholz vom Nordpol herab, welches deutlich zeigt, daß es von Menschen zugehauen ist; ebenso sind Renthiere mit Zeichen in den Ohren, oder Bändern um die Geweihe, ja sogar Schafe, welche man dahin getrieben haben muß, von Norden herabgekommen. Ein Schafkopf hängt in Drontheims, ein anderer in Bergens Museum. Außer diesen haben die Grönländer noch mehr angebliche Beweise für ihre Meinung.

Diesen Nachweis hat der bekannte isländische Annalist Björn Jonsson von Skardsaa im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in der noch aufbewahrten isländischen Pergamenthandschrift Hauksbog (vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts) aufgezeichnet gefunden. Diese Handschrift sagt, daß sie selbst einer noch ältern Schrift, welche Gripla geheißen, entnommen sei, die wahrscheinlich in einer Sammlung von verschiedenen historischen und geographischen Notizen und Aufzeichnungen vom dreizehnten, ja vielleicht vom zwölften Jahrhundert bestanden habe. Aus derselben Quelle hat Björn Jonsson sicherlich auch folgenden kurzen, aber nicht uninteressanten Bericht geschöpft. In unserm alten Buche, sagt er, wird auch Grönlands und dessen Natur erwähnt, so weit nämlich Menschen daselbst wohnen. Aber wo die unbewohnten Gegenden anfangen, da sind nur Gletscher, öde Felsgebirge, Meerbuchten und Wüsten bis zum äußersten Osten gen Gandvik (das weiße Meer). Ferner steht in dem Buche geschrieben, daß daselbst ein Mann gewesen, welcher Haller geheißen und den Zunamen Hallr geit (Gede-Hall) geführt habe. Ihm allein soll es geglückt sein, zu Lande und zu Fuß über Felsen und Gletscher, durch alle Wüsten und um alle Meerbuchten bis Gandvik und von da nach Norwegen zu kommen. Er reiste in Gesellschaft einer Ziege, von deren Milch er lebte. Denn er suchte meistens solche Thäler und schmale Wege zwischen den Gletschern, wo einige Vegetation war, so daß seine Ziege ihre Nahrung theils im Grase, theils in Baumzweigen finden konnte.

Diese durch ihre hervorspringende Einfachheit ansprechende Erzählung, welche, wie unglaublich sie auch klingen mag, doch in ihrem Tone nicht den mythischen Sagas von Berggeistern und allerlei übernatürlichen Wesen aus vorhistorischer Zeit gleicht, wenn sie auch unter die Sagas gezählt werden muß, gründet sich möglicherweise auf eine Wirklichkeit aus späterer Zeit. Unter allen Umständen dient sie als Beweis dafür, daß man schon vor und seit Jahrhunderten im Norden über dieselben Probleme der Land- und Wasservertheilung am Nordpole gegrübelt hat, welche heute noch die Wissenschaft lebhaft beschäftigen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Vegetation der Salomonsinseln.

r. d. Ueber diesen Gegenstand hielt J. Atkin am 19. Januar einen Vortrag in der Linnean Society, der manches Neue über diese noch wenig durchforschten Inseln im Stillen Ocean enthält. Atkin brachte mehrere Monate auf den Inseln zu, namentlich auf Christoval oder Bauro, dem südlichsten Eilande, zwischen 10 und 11° s. Br. und 162 und 163° ö. L. v. Gr. gelegen. Wie die übrigen Salomonen ist auch Christoval vulcanischer Natur; Erdbeben, wenn auch nicht stark, sind dort häufig und wiederholen sich fast in jedem Monate. Der nächste active Vulcan ist der 200 engl. Meilen weiter westlich gelegene Tinkalu. Die nasse Jahreszeit fällt in den Winter, namentlich in den Anfang des Juli; alsdann fällt außerordentlich viel Regen. Die Temperatur ist sehr einförmig. Atkin hat den Thermometer nie unter 75 und über 88° F. im Schatten oder 132° F. in der Sonne gesehen, also resp. 24, 31 und 55½° Celsius. Die Luft ist sehr feucht. Während der Inselrand aus Korallen besteht, erhebt sich das wahrscheinlich granitische Hochland von Christoval bis zu 4000 Fuß. Die ganze Insel ist, die Gestade ausgenommen, dicht mit Vegetation bedeckt. Gräser sind selten. In den Wäldern erreichen nur wenige Bäume einen Durchmesser von 5 Fuß; das Unterholz ist sehr dicht und Schlingpflanzen sind zahlreich; Atkin fand eine Aroidee und neun Orchideen, sämmtlich Schmarotzer; Zingiberarten, darunter der echte Ingwer, giebt es verschiedene; von Pandanus wurden vier Species beobachtet. Die Kokos- und die Sagopalme sind einheimisch; die letztere erreicht eine Höhe von acht Fuß; die Eingeborenen benutzen ihre Wedel zum Dachdecken. Auch die Arecapalme und die Betelrebe kommen vor; Betel wird allgemein gekaut. Yams wird cultivirt; die Brotfrucht ist häufig; bittere Orangen und Mangos wachsen wild. Atkin beobachtete eine Cycas, die bis 40 Fuß hoch wird und zuweilen Zweige hat. Von Farrn waren die Geschlechter Asplenium und Acrostichum am häufigsten; Baumfarrn wurden keine gefunden, obgleich sie auf den benachbarten Banksinseln häufig sind. Die übrigen beobachteten Gewächse waren: zwei Convolvuli, eine Ipomöa, zwei Hibisci, zwei Casuarinen, zwei Akazien, ein Baum und ein Strauch,

eine Begonia, dieselbe Art, welche auf den Banksinseln vorkommt, eine Nessel.

Atkin gab auch kurze Mittheilungen über die Bewohner und die Thierwelt der Salomonen. Die letztere ist, wie auf allen Inseln des Stillen Oceans, nicht stark vertreten, immerhin aber bedeutender als auf den weiter östlich gelegenen Eilanden. Hunde und Schweine sind häufig, beide, wie Atkin sagt, scheinbar einheimisch; Opossums und eine kleine Ratte kommen vor. Schöne Vögel sind nicht selten, doch fehlt der weiße Kakadu, obgleich er auf benachbarten Inseln, die nur durch eine 15 engl. Meilen breite Straße getrennt sind, häufig ist. Die Insecten sind reichlich vertreten, Land- und Wasserschlangen in Menge vorhanden, doch ist keine von ihnen giftig. Kleine Scorpione sind häufig; Alligatoren dagegen selten. Frösche findet man sehr viele, Eidechsen sind in ungeheurer Masse auf den Inseln; auch fand Atkin eine vier Fuß lange Iguana. Bei der Seltenheit von Reptilien auf den Inseln der Südsee sind namentlich die letzteren Bemerkungen von Bedeutung.

Unkrautvertilgung in Neuseeland.

In Schottland bestand früher ein Gesetz, welches ähnlich in Dänemark heute noch gilt, daß nämlich die Feldbesitzer bei Strafe gehalten waren, die wuchernde gelbe Sternblume (Chrysanthemum segetum) auszurotten. Eine Parallele hierzu finden wir in Neuseeland. Im verflossenen Jahre stand ein Grundbesitzer dort vor dem Gerichte in Lyttelton, angeklagt, die so sehr überhand nehmenden Disteln auf seinem Felde nicht ausgerottet zu haben, trotzdem er dazu aufgefordert worden war. Zur Vertheidigung bemerkte der Angeklagte, daß er sich zehn Tage lang bemüht habe, das Unkraut aus dem Felde zu vertilgen und daß er zehn Esel nur zu diesem Zwecke gehalten habe, die Distelköpfe abzufressen; allein Alles sei umsonst gewesen. Der Gerichtshof indessen war der Meinung, daß ein solches Uebergreifen des Unkrautes, welches den Nachbarfeldern gefährlich würde, nicht habe stattfinden können, wenn der Angeklagte von vornherein, dem Gesetze gemäß, die nöthige Vorsicht beobachtet haben würde. Er ward zu fünf Schilling Strafe verurtheilt. — Ein anderes Unkraut, bekannt als Cape-Weed, eine Compositee (Hypochaeris radiata), hat sich in der Umgebung Dunedins auf der Südinsel in besorgnißerregender Weise vermehrt. Als Cape-Weed bezeichnet man auf dem australischen Continente dagegen die lästige Cryptostemma calendulaceum; diese Pflanze hat dort viel Schaden gestiftet; aus einem Berichte unseres Landsmannes Dr. Müller über den botanischen Garten in Melbourne geht jedoch hervor, daß durch die Einführung der Klee-, Luzern- und Grascultur dieses schädliche Unkraut mehr und mehr verdrängt wird. Europäische Pflanzen bleiben dort Sieger, wie der europäische Mensch.

Aus Nordamerika.

Die große pacifische Südbahn soll ihren Ausgangspunkt in Shreveport haben und über Marshall in Texas, möglichst nahe dem 32° N., bis nach San Diego in Californien geführt werden. In verschiedenen Theilen des Südens sind gegenwärtig Bahnen im Bau, welche bei Vicksburg zusammenlaufen; vermittelst derselben werden die sämmtlichen Schienenwege des Südens mit der großen Ostwestbahn in Verbindung kommen.

— Der Eisenbahnbau im Staate Missouri macht große Fortschritte. Zu Ende des Jahres 1870 waren 417 Miles neu vollendet und die Länge der Schienenwege betrug 2055 Miles. Gegenwärtig sind 1182 Miles in Bau begriffen.

— In Delaware County, Staat Iowa, hat der Landwirth Mallory von 40 Acres nicht weniger als 3000 Buschel Mais geerntet; also 75 auf den Acre; ferner von 2 Acres etwa 100 Buschel Hafer. Iowa hat sich zu einem der wichtigsten Ackerbaustaaten emporgeschwungen.

— Boston und Umgegend hat im verflossenen Winter eine Eisernte von 500,000 Tonnen gehalten, die zur Ausfuhr bereit liegen.

— Anthracitkohle ist nun auch an der Küste des Großen Oceans gefunden worden. Die Regierung der Colonie Britisch Columbia hatte einen Preis von 2500 Dollars für die ersten 250 Tons Kohlen versprochen, welche nach einem auswärtigen Hafen exportirt wurden. Man entdeckte auf der Königin Charlotte Insel ein Kohlenlager, das von einer Compagnie ausgebeutet wird. Am 12. Februar ist uns von dort in San Francisco ein Schiff mit 450 Tonnen der besten Anthracitkohlen eingelaufen. Man wird künftig dort die Kohlen nicht mehr aus Australien, Philadelphia oder England zu beziehen haben, sondern hat sie billiger und von eben so guter Qualität für Dampfschiffe und Gasanstalten in der Nähe.

— Die Sparcassen in San Francisco. Californien hatte am 1. Januar 1871 Einlagen im Betrage von nicht weniger als 31,289,550 Dollars Gold. Die Anzahl der Einleger betrug 36,862 und auf jeden kommen durchschnittlich 848 Dollars 83 Cents. Von den Depositen hatten die Sparcassen nahe an 30,000,000 Dollars ausgeborgt.

— Vor etwa 30 Jahren gründete bekanntlich der französische Communist Cabet aus Dijon eine sogenannte icarische Colonie in Texas. Sie mißlang eben so wohl, wie jene zu Nauvoo in Illinois, wohin die Icarier gezogen waren, nachdem man von dort die Mormonen vertrieben hatte. Seit langer Zeit hat man nichts wieder von ihnen gehört; jetzt aber finden wir die Angaben, daß sie in Nähe von Corning, in Adams County, Iowa, seit 1854 eine „Communität" bilden. Sie haben etwa 2000 Morgen Land in Betrieb, leben friedlich, bekennen sich zum Urchristenthume und verwerfen alle im Verlaufe von Jahrhunderten durch die Geistlichkeit aufgestellten Dogmen.

— Von Raritäten haben die Blätter wieder allerlei zu berichten. So hat in Sheboygan County, Wisconsin, ein Pastor, welcher als Gefangenenprediger angestellt ist, eine ins Zuchthaus gesperrte Dirne geheirathet; die dortige Zeitung schreibt: „Die Verwandten der Braut sind mit einer solchen Verbindung nicht recht zufrieden." — Zu Bennington in Vermont haben die Yankeedemoisellen dem Taback Krieg auf Tod und Leben erklärt. Alle Mitglieder ihres Vereins haben jedes männliche Individuum, welches Taback kauet, schnupft oder raucht, für unfähig erklärt, mit einer Lady gesellschaftlich zu verkehren oder sich von ihr heirathen zu lassen. Gewürznelken zu kauen, bleibt den Herren unbenommen.

— Ehescheidungen werden immer wohlfeiler. Zu Shubuta im Staate Mississippi sind von den Radicalen auch manche Neger zu Richterämtern befördert worden. Zu einem derselben, Namens Clay, kam ein Neger mit seiner Geliebten, Miß Linda, und bat von seiner bisherigen Frau Jenny geschieden zu werden; sie sei ihm nicht mehr hübsch genug. „Warum nicht?" sprach der schwarze Richter, „es kostet aber 5 Dollars." Sie wurden richtig bezahlt, und Jenny hatte das Nachsehen. — Mit dem Eheschließen geht es überhaupt wunderlich zu. In Iowa wurde (dem „Des Moines Register", 18. December, zufolge) ein Brautpaar nicht im Hause oder in der Kirche getraut, sondern während der Fahrt in einem Eisenbahnwagen. Dasselbe hatte den willfährigen Civilbeamten gleich mitgenommen, er gab Sarah Rotenbaugh mit Herrn Madison Pace zusammen. Demnächst sind Trauungen zu Roß zu erwarten, jene auf Dampfbooten kamen bereits wieder aus der Mode.

Die „Revolution", das Organ der Frauenrechtlerinnen in Neuyork, ist bitterböse darüber, daß man weiße Ladies verachtet, die mit ihren schwarzen Liebhabern Arm in Arm auf der Straße sich zeigen. „Eine junge Dame ist in Schenectady (Staat Neuyork) dafür mit 20 Dollars Strafe belegt worden, und weil sie diese Summe nicht zahlen kann, hat man sie ins Gefängniß gesteckt! Abscheulich!" — Das „Womens Journal", ein zu Boston erscheinendes Blatt der Weiberrechtlerinnen, wird von einer Madame Livermore herausgegeben. Sie ist mit einem Geistlichen verheirathet. Die starkgeistige

Pastorsfrau schreibt: „Man sollte den Heirathsvertrag auf ein bis drei Jahr abschließen, je nach Wunsch der contrahirenden Parteien."

— Die Stadt Westfield in Massachusetts hat etwa 6000 Einwohner und nicht weniger als zweiundfunfzig Branntweinschänken, deren also auf je 125 Leute eine kommt. In North Attleborough findet ein ähnliches Verhältniß statt. Dort haben 125 Frauen einen Bund geschlossen, um die „Gifthöllen" zu zerstören. Der Angloamerikaner weiß im Trinken kein Maß zu halten; er bewegt sich im Extrem, ist Säufer oder absoluter Nüchternheitsmensch; für das „gemüthliche Kneipen" der Deutschen beim Lagerbier oder Wein hat er kein Verständniß.

— Die schwarzen Gesetzgeber des Staates Südcarolina, welche zusammengenommen noch nicht 500 Dollars Steuern im Jahre zahlen, haben sich als Diäten für die letztverflossene Session der Legislatur die Kleinigkeit von nur 260,000 Dollars zugebilligt. Die Nigger verstehen sich in der Musterrepublik nicht minder gut auf smarte Job's, wie die weißen Legislatoren im Congresse zu Washington. Nebenbei haben sie die zinstragende Schuld des Staates um etwas mehr als 2 Millionen Dollars erhöht.

— In den nördlichen Staaten vermindert sich die Zahl der Neger. In Neujersey z. B. betrug sie 1860 noch 25,318 Köpfe; 1870 nur 24,671. In diesen zehn Jahren ist die weiße Bevölkerung des Staates von 465,500 auf beinahe 1,000,000 Seelen angewachsen.

— Bescheiden sind die Neger in den Südstaaten nicht. Eine Anzahl derselben, welche sich zum Arbeiten nicht aufgelegt fühlt, hielt am 10. Februar zu Atlanta in Georgien eine Convention. Diese beschloß von der Bundesregierung die Summe von 1 Million Dollars als „Vorschuß" zu verlangen; dafür wollen die schwarzen Herren sich Heimstätten anschaffen.

— Dem Berichte der Leichenbeschauer (Coroners) in Neuyork zufolge hat man 1870 todtgeborene und todt in den Straßen gefundene Kinder 169 gezählt; verbrannt sind 60 Menschen; durch die Straßeneisenbahnen umgekommen 42, 33 und 22; durch Maschinen zerquetscht 24; dem Sonnenstiche erlegen 176; Selbstmorde 112, davon 23 weiblich. Von den Selbstmördern waren 23 Amerikaner, 55 Deutsche, 15 Irländer, 9 Engländer, 4 Schotten, 3 Franzosen. Ermordet oder todtgeschlagen wurden 41 Personen, also jeden neunten Tag eine. Verhaftet wurden 82,768, also täglich 229 Personen. Zahl der Heirathen 8519, der Geburten 14,763, der Sterbefälle 27,144.

— In der Stadt Neuyork, wo aus Parteizwecken die Zählungslisten gefälscht worden waren, hat nun eine letzte Zählung 942,252 Köpfe ergeben; die frühere war auf 925,485 festgestellt worden.

— Der verflossene Winter ist in Nordamerika einer der strengsten im Laufe dieses Jahrhunderts gewesen, und die Wölfe kamen in großen Rudeln auch in solche Gegenden, wo man sie früher nicht beobachtet hatte. Sie zerrissen z. B. einem Landwirthe in Warren County, Illinois, 41 Stück Schafe; in Wisconsin waren sie in so großer Zahl, daß sie die Straßen gefährlich machten, und Fußreisende wie Reiter nur in Gesellschaften und wohl bewaffnet ihre Wanderungen wagen konnten.

* * *

— Wir haben den Tod Wilhelm Lejean's anzuzeigen. Er starb im März (wir finden das Datum nicht angegeben) zu Plouégat-Guérande bei Morlaix, und war erst vor Kurzem aus den unteren Donaugegenden zurückgekommen, wo er sich mit kartographischen Arbeiten beschäftigt hatte. Lejean war ein eifriger Geograph und hatte viele weite Reisen gemacht. Eine Zeit lang war er französischer Consul, wenn wir nicht irren in Montenegro, und entwarf dort eine von Dr. Petermann veröffentlichte ethnographische Karte der südslavischen Länder und der Verbreitung der Albanesen. Im Auftrage der französischen Regierung unternahm er eine Reise nach Mesopotamien; er besuchte auch Kaschmir, Sindh und das Pendschab. Als Consul in Massawah unternahm er eine Wanderung zu König Theodor von Abyssinien, der ihn eine Zeitlang gefangen hielt. Die Leser des „Globus" erinnern sich, daß unsere Zeitschrift ausführliche Schilderungen aller dieser Reisen nebst einer großen Anzahl von Illustrationen mitgetheilt hat. Wir hoffen, demnächst noch einige seiner Berichte über Kaschmir und die Völker im Gebirgsland am obern Indus mit bildlichen Erläuterungen geben zu können.

— Politiker und Advocaten giebt es im Lande der Magyaren zu vielen Tausenden, aber für den Volksunterricht geschieht wenig. Pesther Blätter melden, daß in der zempliner Gespanschaft siebenzehn Lehrer, welche an Volksschulen unterrichten, nicht schreiben können. Was in Ungarn möglich ist, würde in China, Siam, Japan 2c. unmöglich sein.

— Eine Tabackszeitung und Professor Huxley. In Liverpool erscheint eine Zeitschrift unter dem Titel Coper Tobacco Plant, a monthly periodical, interesting the manufacturer, the dealer and the Smoker; in der Januarnummer 1871 enthält sie wörtlich Folgendes: „Huxley und Genossen! Aufgepaßt! Ein amerikanisches Blatt sagt: Professor Huxley ist auf dem Wege ein guter Christ zu werden; denn er raucht nun, nachdem er 40 Jahre lang ein Feind des Tabacks gewesen ist. Auf diesen Ausspruch gestützt fragen wir nun Prof. Huxley und Genossen: Wollen sie es zugeben, daß der bezeichnete Gentleman kein Christ war während der vierzig Jahre, daß er nicht rauchte? Und daß der erste Schritt zum Heile — das Rauchen ist? Wir erwarten eine Antwort; denn sollten wir in die Lage gerathen, den Argumenten der eifrigen Tabacksfeinde weichen zu müssen, so könnten wir in die unfehlbarste Argumentenstopferei, das religiöse Gefühl, zurückverfallen."

— r. d. Haifischfalle auf den Comoroinseln. Lieutenant C. H. Taylor, vom englischen Kriegsschiffe Cossack, kreuzte 1869 bis 1870 im Mosambikcanal. Er berichtet, daß namentlich in der Umgebung der Comoroinseln die Haifische sehr häufig seien und von den Eingeborenen der Insel Johanna oder Anjuan wegen des Fleisches, das jene essen, und des Oels, das sie aus dem Fische bereiten, vielfach gefangen würden. Zu faul jedoch auf gewöhnliche Art zu fischen, bedienen sie sich hierzu einer eigenen schwimmenden Falle, die aus einem kleinen Floß besteht, an dem die Fangleine und der Angelhaken nebst Köder angebracht sind. Durch eine Leine steht letzterer noch mit einem Signalpfahle in Verbindung, der über dem Floß emporsteht und durch einen an der Spitze angebrachten Korb weithin kenntlich ist. Hat der Haifisch den Köder verschluckt, so fällt, durch das Anziehen der Leine, der Signalpfahl um. Die aufpassenden Johannamänner kommen herangefahren und bemächtigen sich der Beute. So zeigt der Hai selbst seinen Fang an.

— Die Kohlengruben in Neuschottland hatten von 1827 bis 1869 eine Ausbeute von 9,023,701 Tonnen geliefert. In dem erstgenannten Jahre ergaben sie nur 11,491 Tonnen, im letztgenannten dagegen 578,062 Tonnen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1871.**

Vancouver-Insel und Britisch-Columbia.

Die ganze Nordwestküste Amerikas hat binnen einem Menschenalter eine völlige Umwandelung erfahren. Sie war früher „am Ende der Welt“ und war von Mexico bis zur Behringsstraße eine Wildniß, in welcher kleine Ortschaften und vereinzelte Stationen der Pelzhändler zerstreut lagen. Die reichen Hülfsquellen dieser Region blieben unbekannt und unbenutzt; nur die Hudsonsbai-Compagnie und die russische Handelsgesellschaft sandten dann und wann ein Schiff, um die Ausbeute der Jagd zu holen. Alles dort war öde und unbelebt.

Seit der Entdeckung dieser Küstenländer sind mehr als dreihundert Jahre verflossen, bevor man den Werth und die Bedeutung derselben schätzen lernte. Bis 1532 kam von Acapulco in Mexico aus kein spanisches Fahrzeug höher hinauf, als bis Culiacan, im heutigen Sinaloa, am Eingange zum californischen Meerbusen; 1535 nahmen die Spanier Besitz von der Halbinsel Californien, aber erst 1540 wurde die Mündung des Colorado entdeckt und eine Expedition in das heutige Sonora unternommen *). Zwei Jahre später gelangte man bis etwa zum Cap Mendocino in Obercalifornien, vielleicht auch schon weiter nach Norden hin. Franz Drake, einer der kühnsten Freibeuter und intelligentesten Seefahrer, welche jemals auf den Oceanen geschifft sind, wird 1579 wohl bis 48° N. gelangt sein. Durch Behring's dritte Reise, 1741, wurde festgestellt, daß Asien und Amerika durch einen Meeressund von einander getrennt sind, und die Küste wurde vom Norden her bis zu 56° N. bekannt. Zwischen diesem Punkt und Californien blieb dann noch eine weite Lücke auszufüllen. Die Juan-de-Fuca-Straße, etwas nördlich von 48° N., war allerdings schon 1592 von Fuca entdeckt worden; Juan Perez kam 1774 bis an den Nutkasund und zur Königin-Charlotten-Insel, und Heceta ist im August 1775 vor der Mündung des Columbia vorübergefahren, welche er für eine Meeresbucht hielt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß spanische Seefahrer die ganze Strecke vom Cap Mendocino bis über 48° N. hinaus eher als die Engländer befahren haben. Cook kam 1778 an die Westküste, besuchte auch den Nutkasund auf der Vancouver-Insel und erforschte die Westküste bis 59° Nord. Seit jener Zeit ist dieselbe dann häufig befahren worden; Grey ankerte im Mai 1792 in der Mündung des Columbiastromes, welche auf dem Landwege im September 1806 von Lewis und Clarke erreicht wurde.

Seitdem das Land im Westen der Felsengebirge bekannt geworden, gründete die Hudsonsbai-Compagnie eine Anzahl von Handelsfactoreien; ihre Nebenbuhlerin, die Montreal- oder Nordwest-Compagnie, legte Pelzhandelsstationen an den nördlichen Zuflüssen des Columbia an, und Fraser bauete das nach ihm benannte Fort am Fraserflusse im Jahre 1806, die erste Pelzstation im heutigen Britisch-Columbia. Die Montreal- und die Hudsonsbai-Gesellschaft waren lange Zeit erbitterte Rivalen; nachdem sie sich 1821 vereinigt,

*) Eigentlich sollte man Señora sagen. Antonio de Mendoza war Vicekönig von Mexico; Coronado, welcher den Zug anführte, benannte diese Gegend Señora, weil der Vicekönig in seinem Wappen ein Bild der „Nuestra Señora de Buena Guida“, Unserer lieben Frau der sichern Leitung, führte. Für Entdecker war eine solche Schutzheilige allerdings keine üble Patronin. A.

Hospital Point, bei Esquimalt, Vancouver-Insel.

war die letztere Compagnie Gebieterin über das britische Amerika von der canadischen Grenze bis zum Großen Ocean; sie erwarb 1849 noch die Insel Vancouver unter der Bedingung, dieselbe zu colonisiren. Sie bauete ein Fort am Südende der Insel, wo jetzt Victoria liegt, und gründete die kleinen Stationen Nonaimo und Fort Rupert. Victoria wurde bald ein wichtiger Niederlageplatz für den Pelzhandel, aber mit der Besiedelung beeilte die Compagnie sich so wenig, daß 1853 kaum 450 weiße Leute, und diese zumeist Angestellte der Compagnie, auf Vancouver lebten. Das gegenüberliegende Festland blieb beinahe unbeachtet; es lag nicht im Interesse der Gesellschaft, Colonisten dorthin zu ziehen, durch welche ihr Pelzhandel hätte beeinträchtigt werden können. Glücklicherweise wurde ihr Monopol 1859 beseitigt; Insel und Festland erhielten einen Gouverneur von der Reichsregierung, und fortan war für Jedermann freie Beweglichkeit gestattet. Im Jahre 1858 waren die Goldgruben am Fraserstrome bekannt geworden, und nun strömten Tausende von Abenteurern ins Land, denen betriebsame Gewerbsleute, Ackerbauer und Kaufleute folgten. Victoria wurde zur Hauptstadt der Insel erklärt, das in der Nähe liegende Esquimalt erhielt ein Marinespital und wurde Flottenstation für das Geschwader; unsere Illustration zeigt die Anfänge der jetzt so rasch aufblühenden Stadt.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die ganze Westküste Amerikas, vom südlichen Chile an nach Norden hin bis zu 48° N., fast ganz ohne vorliegende Inseln ist. Dagegen erscheint sie von hier, von der Fucastraße ab, auf einer Strecke von zehn Breitengraden mit Eilandfluren förmlich übersäet; doch liegt keine dieser Inseln in beträchtlicher Entfernung vom festen Lande. Alle sind länglich gestaltet und bilden gleichsam eine Fortsetzung der Sierra Nevada und der Cascadenkette. Ihre Gestade sind, gleich jenen des gegenüberliegenden Festlandes, zerrissen und zerklüftet; sie bieten eine unzählbare Menge von Buchten und Einfahrten mit Ankerplätzen, aber die Fahrt zwischen ihnen in den engen Straßen ist insbesondere für Segelschiffe wegen der heftigen Strömungen und der häufigen Nebel gefährlich; selbst die Dampfer müssen in jenem Felsenlabyrinthe mit großer Vorsicht zu Werke gehen.

Was wir heute als Britisch-Columbia bezeichnen, wurde wegen der an Schottland erinnernden Küstengestaltung Neu-Caledonien benannt; Neu-Georgia umfaßte, nach Vancouver, die Strecken zwischen 45 und 50° N.; was zwischen 50 und 54 Grad liegt, war Neu-Hannover. Die Südgrenze gegen die Vereinigten Staaten wird, gemäß dem sogenannten Oregonvertrage von 1846, durch den 49° N. gebildet.

Zwischen Cap Flattery im Territorium Washington und der gegenüber liegenden Küste von Vancouver liegt der Eingang zur Juan-de-Fuca-Straße; an der südöstlichen Spitze der Insel, da wo die nach Norden ziehende, in

Grenzlinie zwischen Britisch-Columbia und den Vereinigten Staaten.

den Golf von Georgia führende Haro-Straße beginnt, liegen die beiden schon genannten Haupthäfen. Jene Einfahrt hat eine Breite von etwa 13 bis 14 Seemeilen; auf der amerikanischen Seite erhebt sich ein Leuchtthurm. Der Hafen von Esquimalt ist geräumig, sicher und tief, in allen Jahreszeiten bequem und sicher zugänglich; er gehört zu den besten in Amerika und die Schiffe können dicht am Ufer anlegen. Dagegen ist der Hafen des benachbarten Victoria klein, gewunden und hat nur eine schmale Einfahrt; er hat einige Felsen und Sandbänke, ist deshalb nicht sicher und für Schiffe von mehr als 15 Fuß Tiefgang nicht zu benutzen. Uebrigens hat die Stadt eine gute Lage; sie ist mit Esquimalt durch eine Eisenbahn verbunden. Neu-Westminster, Hauptstadt von Britisch-Columbia, liegt auf dem Festlande, drei deutsche Meilen von der Mündung des Fraser, am rechten Ufer; sie hat einen guten Hafen, aber die Fahrt in den Strom hinein ist an der Mündung wegen der Sandbänke beschwerlich.

Britisch-Columbia hat in jüngster Zeit Schritte gethan, um in den Bund der übrigen nordamerikanischen Colonien, in die sogenannte Canadian Dominion, einzutreten. Es wird denselben durch die große Nordbahn, an deren Bau kaum noch gezweifelt werden darf und welche das Innere der vormaligen Besitzungen der Hudsonsbai erschließen soll, nahe gerückt werden. Schon jetzt ist die Einwanderung beträchtlich, der Aufschwung rasch und Victoria bereits eine bedeutende Handelsstadt geworden. Ihr Pelzhandel übertrifft bereits jenen von San Francisco. Ehemals lief im Jahre nur ein einziges Fahrzeug der Hudsonsbaigesellschaft ein, welches den nöthigen Waarenbedarf zum Tauschhandel mit den Indianern und für die Indianer brachte, und mit den aufgespeicherten Pelzen zurücksegelte. Gegenwärtig laufen einige Hundert Schiffe ein und aus und Victoria wird wöchentlich mehrmals von Dampfern besucht. Es war und ist ein Hauptsammelplatz für die Goldgräber und Händler geworden; die Einwanderer strömen in beträchtlicher Zahl herbei, und der Handel ist belebt, die Ausfuhr von geräuchertem Lachs und Häringen beträchtlich. Die Umgegend von Esquimalt ist weit und breit von Ackerbauern unter den Pflug genommen; die Stadt selbst vergrößert sich rasch und ist auch ein Anziehungspunkt für deutsche Ansiedler geworden, welche dort, wie sich eigentlich von selber versteht, mehrere Lagerbierbrauereien, einen Turnverein und eine Liedertafel haben. Auch ein Schauspielhaus, eine Handelsbank und einige Seeassecuranzen sind vorhanden; die Engländer haben einen Jockeyclub.

Die Vancouver-Insel hat insbesondere dadurch an Bedeutung gewonnen, daß bei Nanaimo vortreffliche Kohlen gegraben werden; die Ausfuhr derselben nach San

Indianer-Nachen.

Francisco wird sehr beträchtlich werden. Ein großer Theil ist mit Wald bestanden, deshalb werden viele Bau- und Nutzhölzer exportirt, namentlich vom Barclay Sund, wo Dampfsägemühlen arbeiten.

So hat sich in diesen Gegenden ein frisches, thätiges Leben entwickelt, vor welchem die Ureingeborenen zurückweichen. Die Indianer sind Jagd- und Fischernomaden, und alle Versuche, sie zu einem seßhaften Leben anzuhalten, sind gescheitert. Ihre Zahl vermindert sich rasch, und es wird den braunen Leuten im Westen der Felsengebirge und an den Küsten des Großen Weltmeeres das Schicksal nicht erspart bleiben, welches jene im Osten der Rocky Mountains ereilt, — sie werden verschwinden!

* * *

Manche Indianerstämme im nördlichen Oregon und in Britisch-Columbia haben seit uralter Zeit den Brauch, ihren Kindern den Schädel in der Art zu verkünsteln, daß derselbe eine kegelförmige Gestalt erhält. Vorzugsweise geschieht das bei dem im Küstengebiete weit verbreiteten Stamme der Tschinucks, dann auch bei den Cowlitz-Indianern am Columbia ꝛc. Man hat eine ganze Gruppe von Stämmen, bei welchen diese Gewohnheit im Schwange geht, als Plattköpfe, Flatheads, bezeichnet; wir wollen aber hier erwähnen, daß dasjenige Volk, welches speciell als „Plattköpfe“ bezeichnet wird, nämlich die Selisch, am obern Columbia, am Spokane und am Okanagan, jenen Brauch nicht hat.

Die Indianerin bindet ihren Säugling auf ein Brett, das mit Moos oder den feinen Fasern der Cedernrinde bedeckt ist, und so hat das Kind eine ganz gemächliche Lage. Zum Behufe des Abplattens wird ein Polster auf den Vorderkopf gelegt nebst einem Stückchen weicher Baumrinde, und diese wird festgedrückt vermittelst eines ledernen Riemens, der durch zwei in dem Brette befindliche Löcher geht. So kann man ihn fester anziehen und den angemessenen Druck auf den Kindskopf herstellen. Nacken und Rücken des Säuglings ruhen auf einer Unterlage von Gras, Moos oder Fasern von Cederrinde.

Dieses Drücken beginnt gleich nach der Geburt des Kindes und wird acht bis zwölf Monate lang fortgesetzt. Nach Verlauf dieser Zeit hat der Schädel seine natürliche Gestalt verloren, er bekam eine keilartige Form; die Vorderseite ist flach und der Kopf läuft spitz zu, genau so, wie unsere Illustration es zeigt. Man könnte meinen, daß ein solches Verfahren dem Kinde Schmerz bereiten müsse, das ist jedoch keineswegs der Fall. Paul Kane, der als Zeichner und Maler die verschiedenen Indianertypen genau beobachtet hat, äußert ausdrücklich, daß er niemals solch ein Indianerkind habe

schreien oder ächzen hören, wenn auch in Folge des starken Druckes die Augen weit aus ihren Höhlen heraustraten. (Wanderings of an artist among the Indians of North America etc. London 1859, p. 181.) Er bemerkte im Gegentheil, daß die Kinder schrien und unruhig waren, wenn der Riemen gelöst wurde, und daß sie sich erst wieder wohl zu befinden schienen, nachdem die Rinde fest angedrückt worden war. Vielleicht gerathen die Kinder eben in Folge des Druckes in eine gewisse Betäubung oder Unempfindlichkeit, und verspüren dann eine Art von Schmerz oder Unbehagen, sobald der Druck aufhört. Die Operation schadet offenbar der Gesundheit nicht; die Sterblichkeit ist unter den Kindern der Tschinucks und der übrigen Plattköpfe nicht beträchtlicher als bei anderen Indianerstämmen. Auch leiden die geistigen Fähigkeiten dadurch nicht im mindesten; die Tschinucks sind reichlich eben so intelligent als die „rundköpfigen" Indianer, und aus diesen nehmen sie ihre Sklaven. Der Plattkopf ist Zeichen des freien Menschen; nicht einmal Kinder, deren Mutter einem rundköpfigen Stamme angehört, dürfen einen platten Kopf bekommen, wenn auch der Vater ein Tschinuck ist. Die Sklaven werden sehr hart und streng behandelt; ihr Herr hat Gewalt über Leben und Tod.

Der Brauch, den Kopf platt zu drücken, ist in Amerika weit verbreitet, von Britisch-Columbia bis an den Amazonenstrom und Peru. Weshalb sind ganz verschiedene Völker unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen auf denselben verfallen? Eine und dieselbe Veranlassung von außen her kann man unmöglich dafür bei Allen annehmen. Manche Stämme meinen, dadurch ihren Kriegern einen besondern Anblick oder Charakter zu geben; andere wollen durch diese Entstellung zeigen, daß sie Freie, nicht Sklaven seien, und so ist der Plattkopf ein aristokratisches Abzeichen. Wieder andere wollen sich dadurch von Nachbarvölkern unterscheiden. In manchen Fällen sind gewiß diese künstlichen Entstellungen des

Indianerin mit einem Kinde.

Indianermädchen.

Schädels ursprünglich eine Uebertreibung der unterscheidenden Merkmale einer Race, welche dieselbe bei sich einführt. Manches Volk, civilisirt oder nicht, pflegt eine hohe Meinung von sich selber zu haben; es hält die Züge, durch welche es sich von Anderen unterscheidet, für besonders schön, und die Mütter wenden mechanische Vorkehrungen an, um den Kindern eine conventionelle Schönheit zu verleihen. Uns erscheint ein keilförmig entstellter Schädel als etwas Verzerrtes; aber die Uebertreibung charakteristischer Züge zerstört doch die Aehnlichkeit nicht; das Antlitz bleibt menschlich.

In Amerika will man fünf verschiedene Arten von Schädelentstellungen nachweisen. Die Kraniologen haben sich in Betreff des Ursprungs jener Entstellung wieder einmal ins Weite und Breite verloren. Statt der so natürlichen und nahe liegenden Annahme, daß der Brauch bei Völkern, die tausend Meilen weit aus einander wohnen und ganz verschiedenen Typus haben, selbständig und unabhängig entstanden sei, greifen sie frisch weg zu der so höchst bequemen Wanderungstheorie. Sie nehmen Wanderungen von Stämmen an, die platterdings unmöglich sind, und weil man in Peru oder bei den Omagua-Indianern am Amazonenstrom und bei den Karaiben Schädelentstellungen fand, soll ein Zusammenhang zwischen ihnen und den Stämmen an der Nordwestküste Amerikas stattgefunden haben! Wanderungen auf Strecken von ein paar tausend Stunden zu Lande, durch hundert Völker und Stämme hindurch, die den Kopf lassen, wie die Natur ihn bildet, durch Wüsten über Hochgebirge, mächtige Ströme, von Neucaledonien, vom Fraser-River bis nach Cuba!! Oder bis an die brasilianische Grenze, und dann sechshundert deutsche Meilen weit den Amazonenstrom hinauf! Oder vom 54. Grade nördlicher Breite zur See gegen Wind und Strömung bis zum 20. Grade südlicher Breite, und das, ohne im Verfertigen von Schiffen über den Einbaum hinausgekommen zu sein und ohne ein Segel zu kennen! Wir haben hier wieder eine offenbare Verirrung

der Entlehnungstheorie. Man stelle einmal einem Tschinuck die Aufgabe, mit den Hülfsmitteln, über welche dieser wilde Jagd- und Fischernomade verfügt, bis in die bolivianischen Cordilleren zu „wandern“ oder mit seinem ausgehöhlten Cederstamme von der pacifischen Seite Amerikas nach der atlantischen, nach den Antillen und in den Amazonenstrom zu gelangen!

Wilde Völker halten bekanntlich mit der größten Zähigkeit an alten Bräuchen, besonders wenn dieselben zu den unterscheidenden Stammeseigenthümlichkeiten gehören. Nun wissen wir, daß die Tschinucks genau bei dem überkommenen Verfahren beim Plattdrücken des Schädels verharren. Dagegen hatte im alten Peru jede verschiedene Völkerschaft eine besondere Art der Schädelentstellung. Die Peruaner, gleichviel welcher Völkerschaft, waren niemals Schiffer und Seefahrer; die Tschinucks sind Fischernomaden auf der niedrigsten Stufe; beide wohnen 50 bis 70 Breitengrade aus einander, beide wanderten nicht, aber den Gedanken und die Praxis der Schädelentstellung sollen sie einander abgeborgt haben! Nun verwenden die Indianer der Nordwestküste Amerikas (östlich von den Felsengebirgen kommt im Norden die Verunstaltung nicht vor) zum Abplatten des Kopfes Moos, Cederfasern und ein Stück Rinde; auf Cuba verwendete man dazu zwei Lagen von Thon, eine auf dem Vorderkopfe, eine andere auf dem Hinterkopfe; das wissen wir aus den Berichten des Columbus. Und wie will man einen Zusammenhang zwischen den Natches am untern Mississippi und den Indianern in Florida nachweisen, welche den Schädel abplatteten, aber in anderer Weise und mit anderen Vorkehrungen, wie die Indianer am Columbiastrom und am Pugetsunde? Und weshalb tritt der Brauch an so weit aus einander liegenden Punkten auf, während sich dazwischen Lücken von manchen hundert Meilen finden? Auch liegt nicht ein Schatten von Beweis für Wanderungen vor, die über Strecken von mehreren tausend Wegstunden „vor vielen Jahrhunderten“ stattgefunden haben sollen. Es ist uns unbegreiflich, wie ein sonst so gediegener Kopf, wie Paul Broca, irgend welchen Werth legen konnte auf die ganz und gar unkritischen Phantastereien des Abbé Brasseur de Bourbourg, der „ein Volk“ von den großen Antillen nach Mexico hinüberschiffen und bei Tampico landen läßt; von dort muß es dann nach Süden ziehen bis an die Terminoslagune, wird (174 nach

Omagua-Indianer am Amazonenstrome.

Christus!) von dort vertrieben, muß andere Wohnsitze suchen, die es dann 500 Meilen weiter im Süden findet, indem es über die Landenge von Panama geht und weiter nach Peru! Welch ein wunderbares Volk, das solcher Leistungen fähig gewesen wäre! Aber, der phantastische Abbé weiß genau Folgendes: „Dieses Volk, die Nahoas, hat auf seinen successiven Wanderungen alle Regionen inne gehabt, wo die keilförmige Entstellung des Kopfes im Gebrauche war.“ Broca hat das nachgeschrieben! Aber wenn die „Nahoas“ nach Süden gezogen sind, woher kommen die Plattschädel der Natchez und der Tschinucks, die nördlich wohnten? Und woher, da der Zug nach Peru gegangen sein soll, kommen die Plattschädel der Omaguas, im Flachlande, am Amazonenstrom? Diese Wanderungstheorie ist widersinnig und bodenlos.

Was die Omaguas betrifft, so finden wir diese Waldindianer am Amazonas etwas unterhalb Tabatinga, wo das, was noch von ihnen übrig ist, im Dorfe San Pablo de Olivença lebt; dort haben sich römische Missionäre ihrer angenommen. Sie unterschieden sich von den umwohnenden Stämmen dadurch, daß sie dem Kopf durch Druck eine kegelförmige Gestalt gaben. Die Methode dabei war, daß die Mutter den Kopf des neugeborenen Kindes mit Baumwolle umwickelte, zwei kleine, flache Holzstückchen über demselben befestigte und mit dem Drücken so lange fortfuhr, bis das Kind laufen konnte. Durch die Art des Druckes erhielten die Augen eine eigenthümliche Stellung und zugleich einen merkwürdigen Ausdruck. Auch bei den Omaguas haben die Geisteskräfte durch ein solches Verfahren nicht gelitten. Der Brauch ist vor nun etwa neunzig Jahren bei ihnen in Abgang gekommen; die Mönche gaben sich Mühe, denselben zu beseitigen. Als aber das geschehen war, trat ein großes Sterben ein, wie das Volk meinte, als Strafe dafür, daß man die Sitte der Väter verlassen habe. Es waren die Blattern, welche eine grauenvolle Verheerung anrichteten. Wir wollen hier bemerken, daß die Omaguas es gewesen sind, welche den Milchsaft des Kautschukbaumes nutzbar zu verwenden verstanden haben. Sie nannten diesen Saft Kahetschu und verfertigten aus demselben Klystierspritzen, Sandalen und Armringe. Gewiß konnten sie nicht ahnen, welche Wichtigkeit einst dieses Kahetschu gewinnen würde.

A.

Die Fabrik alter Steingeräthe in Chassey.

r. d. Wir haben es hier mit einer echten alten Fabrik zu thun, nicht mit einer modernen Fälscheanstalt, die nach Belieben altägyptische Statuetten, Keilschriftcylinder oder auch Feuersteingeräthe für wohlhabende britische Reisende fabricirt. Wo der geeignete Stoff vorhanden war, da schlugen die Menschen der Steinzeit ihre Werkstatt auf und fertigten ihre Geräthe, jeder zum eigenen Gebrauch, denn an eine Theilung der Arbeit war damals wohl schwerlich schon zu denken. Eine solche alte Steingeräthefabrik hat Ernst Perrault, ein gelehrter Franzose, im Lager von Chassey entdeckt und kürzlich in der Schrift Note sur un foyer de l'age de la pierre polie découvert au camp de Chassey en Septembre 1869 (Chalons sur Saone. Landa 1870) beschrieben. Das Lager dehnt sich zwischen den Thälern der Bas Roches und der Dheune nahe der Saone aus; es ist etwa 800 Schritt lang und 100 bis 200 Schritt breit. Es liegt auf einem hervorragenden Punkte, deshalb hatten die Römer hier ein Castell angelegt, aus dem dann ein gallischer Ort erwuchs; aber schon vor beiden Völkern war dort ein Ansiedelungscentrum, wie die Funde von Perrault beweisen. Eine durch Felswände gegen Nord- und Ostwinde geschützte Terrasse war hier der Ort, an welchem die Menschen der Steinzeit sich niedergelassen hatten; denn an diesem Platze lag das „Foyer“ der polirten Steingeräthe. Unter der nur wenige Zoll dicken Humusschicht fand Perrault ein über zwei Fuß starkes Lager von Asche, Knochen, Topfscherben, in dem zahlreiche Geräthe verschiedener Art eingebettet waren. Das Ganze ruhte auf einer Unterlage von rohen Steinplatten, die gleich dem benachbarten Boden vom Feuer geschwärzt waren. Nicht eine Spur von Metall wurde entdeckt; die sämmtlichen aufgefundenen Geräthe bestanden nur aus Stein, Knochen oder Thon.

Abgesehen von Bruchstücken, wurden etwa 150 Steingeräthschaften zu Tage gefördert. Es waren Beile, Pfeilspitzen, Borer, Hämmer, Mahl- und Polirsteine. Acht vollständige Steinbeile fand man, unter diesen zwei, welche in Hirschhorn gefaßt waren, ähnlich wie das auch bei Steinbeilen aus den Pfahlbauten vorkommt. Zwei Beile waren nur aus Feuerstein, eins aus Fibrolit verfertigt; das Material der übrigen bestand aus Chromomelanit, Serpentinbasalt, Diorit. Es scheint, als wären sie aus Geschieben fabricirt worden, welche die Saone mit sich brachte, und es ist von Interesse, zu beobachten, wie dieselbe Art der Fabrikation dieser Geräthschaften hier in Burgund wie in der Schweiz beobachtet wurde, nämlich durch das Durchsägen der Steine. Mahlsteine fand Perrault etwa 60; die Pfeilspitzen, 23 an der Zahl, waren sämmtlich aus Feuerstein und sehr mannichfach in der Form; es gab dreieckige, rautenförmige und mit Widerhaken versehene, überhaupt nicht abweichend von ähnlichen Pfeilspitzen aus anderen Gegenden. Was die Mahlsteine betrifft, so haben sie eine auffallende Aehnlichkeit mit der primitiven afrikanischen Mühle, wie sie in Abyssinien gebräuchlich und, wie Livingstone sie uns vom Sambesi beschreibt und abbildet: auf einem größern, etwas ausgehöhlten Grundsteine bewegt sich ein Läufer aus härterm Gestein. Beide fanden sich in sehr abgeriebenem Zustande vor und ohne Zweifel hatten die alten Steinzeitmenschen von Chassey neben ihrem Mahl viel Sand mit zu verzehren, wie heute die Bewohner Ostafrikas. Den Zähnen ist das übrigens nicht schädlich. Spuren von Getreide wurden in Chassey nicht entdeckt.

So viel von den Steingeräthen. Die aus Knochen und Horn stimmen mit jenen der frühesten Pfahlbautenbewohner überein; es sind Ahlen, Meißel, Nadeln u. s. w. Auch die Irdenwaare stimmt mit jener der Pfahlbauten überein; sie ist durch Punktirung und eingekratzte Linien verziert. In einem Falle hat der alte Steinzeitkünstler versucht, in den noch weichen Thon die rohen Umrisse eines Ebers einzuzeichnen; es fehlte also nicht aller Kunstsinn in jener fern liegenden Zeit: auch zeigen einige aus Dreiecken zusammengesetzte Bänder, wie der Sinn für Ornamentik damals schon sich entwickelte. Die Töpfe waren meist zum Aufhängen einge-

richtet. Man fand Spindelsteine und Perlen, doch nur in geringer Anzahl. Am interessantesten sind jedenfalls die Löffel, die doch schon ein vorgeschrittenes Culturbedürfniß bezeichnen; in der Form gleichen sie genau den langgestielten, rohen Holzlöffeln, die man bei uns noch auf dem Lande oder in den Küchen zum Umrühren der Speisen findet, doch sind sie aus Thon gebildet. Allerdings wurden auch einige hölzerne Kochlöffel und ein irdener Löffel in den Pfahlbauten von Robenhausen entdeckt; immerhin bleibt aber das Vorkommen dieses Instrumentes in einer Zeit, welche von Metallgeräthen keine Ahnung hatte, höchst bemerkenswerth.

Die thierischen Ueberreste aus dem Lager von Chassey hat Perrault nicht näher untersucht. Er erwähnt Knochen von Rind, Schwein, Hirsch, Schaf, der Ziege und vom Pferde; letzteres war selten. Die Knochen sind nicht immer zerbrochen und die Wirbelsäulen der verschiedenen Thiere sind nicht zerstört, um etwa das Mark herauszuholen. Der Hund wird nicht erwähnt.

Hatten die alten Nordländer Kunde von einem offenen Polarmeer?

Von **Gisli Brynjulfsson.**

II.

Die bisher gegebene Mittheilung über der alten Grönländer und Isländer Kenntniß und Vorstellungen von der Beschaffenheit der grönländischen Ostküste weicht nur sehr wenig ab von den Darstellungen in dem sonst so verdienstvollen Werke „Grönlands geschichtliche Denkmäler", worin fast alles dahin Gehörige mit größtem Fleiße gesammelt, gesichtet und aufgenommen ist. Der Fehler in der ältern Darstellung, welche ursprünglich von Eggers herzurühren und von Graah mitgetheilt worden zu sein scheint, liegt vornehmlich darin, daß bei der Erwähnung von drei Gletschern, Hvidsärk, Blaasärk und des nördlichsten unbenannten, man von der Voraussetzung ausgegangen ist, man müsse bei Berechnung der Abstände und Lage derselben die Entfernung von Island messen und nach Segeltagen rechnen, während es allbekannt ist, daß die alte Schrift, welcher der Bericht entnommen wurde, die Abstände von dem südlichsten Bezirke in Grönland und nur nach den gewöhnlichen Rudertagen angiebt. Dies ist sicher nicht ohne Bedeutung, denn der fehlerhafte Ausgangspunkt führt nicht bloß dahin, daß der nördliche Gletscher auf Spitzbergen gesucht worden ist, sondern Hvidsärk ist auch zu „Cap Farewell" gemacht und das Hvarf der Alten, welches gewiß gerade dieses Vorgebirge ist, rückte weiter gegen Westen vor und wurde mit Hvarfgnppe verwechselt, welches unzweifelhaft westlich vor dem eigentlichen Hvarf lag und jetzt gerade im Vorgebirge Kangek (Cap Egede) auf der Insel Sermersok, welche keineswegs Hvarf selbst ist, gesucht werden muß.

Aber man wird dadurch auch verleitet, anzunehmen, daß im Alterthum die Eisverhältnisse an Grönlands Ostküste unendlich verschiedener gewesen seien, als die älteren und neueren Berichte im Ganzen genommen angegeben und wie sie in Wirklichkeit stattfinden, wenn man nämlich die alten Schriften richtig versteht und beurtheilt. Denn der ganze Unterschied scheint dann hauptsächlich darin zu bestehen, daß das sogenannte Großeis (Flächeneis) wahrscheinlich erst im vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert auf der Strecke von Hvidsärk nach Cap Farewell mächtiger geworden ist und auf diese Weise den alten Segelcours längs der Ostküste vom südlichsten Theile nach Norden unmöglich gemacht hat. Dies ist nun ganz gewiß eine nicht unwesentliche Veränderung mit Rücksicht auf Grönlands Umsegelung in der Gegenwart; aber sie hat doch mit Rücksicht auf das Ganze nicht so viel zu bedeuten, daß eine Darstellung derselben Anlaß geben könnte, zu glauben, Björn Jonsson's Auszug aus den alten Schriften sei nicht überall richtig aufgefaßt und stehe nicht im natürlichsten und rechten Zusammenhange, denn dadurch würde das Bild im Ganzen ab und zu etwas gestört werden. — So viel über die Ostküste Grönlands!

Indem ich nun zur Westküste übergehe, will ich vorweg bemerken, daß es durchaus nicht richtig ist, die Ruinen des alten Bischofhofes Gardar am Einarsfjord an irgend einer andern Stelle als in Igalikko zu suchen, denn dies ist nicht, wie jetzt fast allgemein angenommen wird, Eirik des Rothen alter Hof und der spätere Kreisrichtersitz Brattahlid, sondern gerade der alte Bischofssitz. Brattahlid war sicherlich der nächste Hof von demselben, lag aber doch auf der Nordseite des Felsgebirges am Eiriksfjord selbst und nicht am Einarsfjord (Igalikkofjord). Dieses Mißverständniß rührt einzig und allein her von einer Ungenauigkeit im Ausdruck in Ivar Baardsön's Beschreibung der Wohnstätten auf Grönland von ungefähr der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an. Die Erzählungen von Thorwod Kolbrunsskjald und Einar Sokkesön dagegen machen es vollständig klar, daß Gardar gerade auf der schmalen Landzunge zwischen dem Eiriks- und Einarsfjord lag; und erst wenn man annimmt, daß es dieselbe Stelle war, wo die Domkirche stand, wird es zugleich vollständig klar, warum man gerade in Igalikko die erste Kirchenruine auf Grönland finden mußte, eine Ruine ungefähr zweimal so groß, als irgend eine andere, denn das war just die Ruine der Domkirche.

So wie man von den südlichsten Wohnplätzen Grönlands östlich um das Land zu gehen pflegte, um gute Fischplätze zu suchen, so ging man ebenso aus dem größten Theile der Ostbezirke und aus allen Westkreisen in derselben Absicht längs der Westküste so hoch nach Norden hinauf, als man irgend kommen konnte, und dort oben fand und sammelte man das meiste Treibholz. Es war also die Baffinsbai, welche die alten Grönländer jedes Jahr mit ihren Fischerbooten hinauffuhren, dort zwei bekannte Plätze besuchten und sich als abgehärtete Seemänner den ganzen Sommer herumtummelten. Mithin dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß jene alten Wasserratten mit jenen Fahrwassern im höchsten Norden wohlbekannt waren.

Die Stellen, wohin man alljährlich segelte und ruderte, wurden mit dem gemeinschaftlichen Namen Nordrseta (d. h. Nordsitze) belegt, hießen aber einzeln Greipar und Kröksfjardarheidi (Krogsfjordshaide). Die ziemlich gewöhnlichen Fahrten dahin scheinen für männliche Großthaten gegolten zu haben; keineswegs aber hat man sie für so fürchterlich gehalten, als es bei neueren Nordpolfahrern öfters

geschah. Der Skalde Sveinn (wahrscheinlich ums Jahr 1100) hatte in einem Gedichte, welches den Namen Nordrsetudrápa führte und wovon heute noch Bruchstücke vorhanden sind, eine solche Nordfahrt der grönländischen Fischer und Holzsammler beschrieben. Er erzählt, wie Fornjots häßliche Söhne (See und Wind) begannen zu wellen und zu fegen, damals als die scharfen Stoßwinde von den Felsen, wo sie der Frost genährt und stark gemacht, herniederfuhren, um die sturmfrohen Wogen zu peitschen und zu zerreißen. Man kommt hierbei schnell auf den Gedanken an die Melvillebucht, und sicher ist es unter allen Umständen, daß die erwähnten Punkte nördlich von der Disco-Insel gesucht werden müssen, welche von den alten Grönländern Bjarney (Bäreninsel) genannt wurde, und deren Entfernung von dem Westdistricte zu 15 Rudertagen berechnet und angegeben wurde; denn es heißt ausdrücklich, daß die früher erwähnten Hafsbotnar östlich von Svalbard lagen, d. h. sie begannen Greipar gegenüber; Greipar war aber der südlichste von den beiden nördlichsten Fischerplätzen. Dies entspricht einer Lage, wie ungefähr bei Upernavik. Und daß die alten Grönländer auch so hoch oben im Norden gewesen sind, geht unwidersprechlich daraus hervor, daß auf der Insel Kingiktorsoak, ungefähr vier Meilen nordwestlich von Upernavik, ein alter Runenstein mit folgender Inschrift gefunden worden ist: „Erling Sigvatssön und Bjarne Thordssön und Endride Oddssön haben diese Warte aufgeführt Sonnabend vor dem Gangtage (den 25. April 1135) und diese Inschrift eingeritzt.“

In dieser Gegend muß also Greipar gelegen haben. Es kann mithin die Meinung der Herausgeber von „Grönlands geschichtlichen Denkmälern“, welche diesen Platz viel weiter nach Süden verlegt haben, nämlich südlich von der Disco-Insel, nicht für richtig anerkannt werden.

Es bleibt nur noch übrig, den nördlichsten Platz, Krogsfjordshaide, zu suchen. Diesen haben dieselben Gelehrten auf der westlichen Seite der Baffinsbai am Lancastersunde finden wollen. (Dieser Sund war nämlich damals durch Roß' und Parry's Expeditionen erst näher bekannt geworden.) Allein hierbei ist diesen Gelehrten nicht zu folgen, wenn es auch damals, wo der nördlichste Theil der Baffinsbai noch seltener besprochen wurde, ganz natürlich schien, hauptsächlich den Blick auf die kurz vorher gemachten Entdeckungen auf der Westseite zu richten. Denn wenn es auch entschieden ist, daß die alten Grönländer diese Küste, welche in den isländischen Schriften Furdustrandir (Wunderstrande*) genannt wurde, eben so gut kannten und eben so oft besuchten, als ihre eigenen Nordküsten, so erzählten sie doch, die Kälte wäre dort so außerordentlich stark, daß es unmöglich sei, dort zu wohnen, und erschien es ihnen daher viel natürlicher, sich bei ihren jährlichen Fahrten nach den nördlichsten Fischfangplätzen an der Ostseite zu halten, wenn sich dies eben so gut machen ließ. Und daß dies das Gefahrlosere war, darüber dürfte wohl kaum ein Zweifel obwalten, da das Mitteleis wohl damals wie heute das Segeln über die Baffinsbai viel mehr erschwerte, als die Fahrt längs Grönlands Küste nach Norden hinauf. Es muß daher Krogsfjordshaide im nördlichsten Theile der Baffinsbai, d. h. im Smithssunde selbst gesucht werden. Und es wird hoffentlich aus dem Folgenden noch das Weitere hervorgehen, daß es gerade an denselben Stellen gesucht werden müsse, welche in der jüngsten Zeit von den beiden Amerikanern Dr. Kane und Dr. Hayes wieder besucht wurden und wo Beide überwintert haben. Wenn der hier folgende Bericht, auf welchen die Aufmerksamkeit besonders hingelenkt werden möge, zuverlässig ist — und es ist nicht der geringste Grund vorhanden, etwas Anderes zu glauben —, so müssen die alten nordischen Grönländer in jenen Gegenden sogar viel weiter nach Norden vorgedrungen sein, als irgend einer unter den neueren Nordfahrern im Stande gewesen ist; ja sie haben sogar zeitweilig das so viel genannte offene Meer nördlich vom Smithssunde umsegelt, mag dies nun ein offenes Polarmeer gewesen sein oder nicht.

Auch dieser wichtige Bericht ist von dem oben genannten Björn Jonsson in seinen handschriftlichen Annalen Grönlands, und ist gedruckt zu finden in „Grönlands historischen Denkmälern“. Björn Jonsson hatte, wie er selbst sagt, denselben aus der oben erwähnten, wohlbekannten isländischen Handschrift „Hauksbogen“ genommen, welche sich in den Hauptsachen noch aufbewahrt findet in der Arnamagasammlung, welche zu seiner Zeit vollständiger als jetzt gewesen sein muß, da außer verschiedenem Andern, von dem man weiß, daß es in der Sammlung vorhanden gewesen, gerade dieses Stück auch fehlt. — Seinen Namen hat das Buch von dem gelehrten isländischen Richter Hauk Erlendssön, welcher 1334 als norwegischer Richter am Gulathing starb. Er hat das Buch zum Theil selbst geschrieben, zum Theil schreiben lassen, und enthielt und enthält dasselbe außer der ausführlichsten Recension des „Landnáma“ und mehreren isländischen Sagas durchweg nur Abschriften oder Bearbeitungen älterer Schriften, sowie verschiedene geographische und andere Aufzeichnungen, namentlich über die nordischen Länder und Grönland, für welche Lagman Hauk ein besonderes Interesse gehabt zu haben scheint. — Das hier behandelte Stück ist eigentlich nur ein Privatbrief, welchen der grönländische Priester Halldor (auf dem Bischofhofe Gardar) in einem der Jahre zwischen 1266 und 1271 an einen frühern grönländischen Collegen, welcher im erstgenannten Jahre auf der Reise von Grönland bei Hitarnes in Island Schiffbruch gelitten, aber jetzt bei dem norwegischen Könige Magnus Haakonssön als Hofcaplan angestellt war, geschrieben hatte. Der Richter (Lagman) Hauk, welcher gewiß viel und mehrere andere von dieser Art Berichten gekannt — jedenfalls mehr, als wir zur Zeit noch besitzen —, hat offenbar diesen Brief nur in seine Sammlung aufgenommen, weil er den Inhalt desselben für vollständig zuverlässig und wahrheitsgetreu hielt, ihm also eine große und besondere Bedeutung beilegte.

Dieser Brief lautet in der Uebersetzung ungefähr so:

„Diese Nachrichten schrieb der Priester Halldor von Grönland an den grönländischen Priester Arnald, welcher inzwischen Hofcaplan (Hirdpräst) des (norwegischen) Königs Magnus Haakonssön geworden, mit dem Schiffe, worauf 1271 der Bischof Olaf nach Grönland reiste. In dem Sommer, in welchem der Priester Arnald von Grönland abreiste und bei Island am Strande Hitarnes Schiffbruch litt (es war 1266), fanden er und seine Begleiter weit draußen im Meere einige Balken Treibholz, welche mit kleinen Aexten oder Schlägeln (Reifhammern, wahrscheinlich von Flintstein) bearbeitet waren, und darunter ein Stück Holz, in welchem Zahnkeile und Knochenkeile saßen. In demselben Sommer kamen auch Leute von Norderseta (d. h. von den Nordsitzen), welche weiter oben im Norden gewesen, als irgend Einer, und über welche Gegenden man bis-

*) Möge man sich nicht verwirren lassen, daß Thorfinn Karlsefne auch der Küste von Cap Cod im Weinlande denselben Namen gegeben! Die nördlichen Furdustrandir westlich von der Baffinsbai hatten wahrscheinlich ihren Namen von den vielen wunderbaren optischen Täuschungen, denen man in dem fürchterlich kalten Klima ausgesetzt war und welche John Roß „Crokerfelsen“ entdecken ließen, da wo später Parry nur offenes Wasser fand. Das Land südlich von Furdustrandir nannten die Isländer Helluland (Labrador u. s. w.). Dann kam Markland, dann Weinland und endlich Hvitramannaland. Das Meer zwischen Grönland und Weinland (vielleicht auch die Baffinsbai) nannten sie Ginnungagar.

her noch keinerlei Nachrichten erhalten hatte. Man fand nichts, was gezeigt hätte, daß sich außerhalb Krogsfjordshaide jemals Nordbewohner (Skrälingerne, d. h. Eskimos) aufgehalten hätten, weshalb man auch glaubt, daß dies der kürzeste Weg für sie gewesen sein müsse, dem sie folgen konnten, mochten sie auch herkommen, woher sie wollten *). Darauf (dies soll wahrscheinlich heißen im nächsten Sommer, nachdem die Nachricht von dem bearbeiteten Treibholze sich herab bis zu den südlichen Wohnplätzen verbreitet hatte, also im Jahre 1267) rüsteten die Priester ein Schiff aus, welches eine Nordfahrt unternehmen sollte, um genau zu untersuchen, wie es nördlich von den am weitesten abgelegenen Gegenden, welche noch Niemand besucht hatte, aussehe und mit deren Bewohnern stehe. Die Expedition segelte von Krogsfjordsheden nur so weit, bis ihnen die Küste aus dem Gesicht zu kommen begann. Darauf (dies soll wohl heißen: da sie wollten umkehren und südlich gegen das Land steuerten) kam der Südwind und stand ihnen entgegen; zugleich wurde es so dunkel, daß sie genöthigt waren, das Schiff vor dem Winde gehen zu lassen. Als sich aber das Unwetter zertheilt hatte und es wieder völlig hell geworden war, sahen sie viele Inseln und allerlei Fang als: Seehunde, Walfische (Walrosse?) und eine große Menge Eisbären. Sie kamen gerade in den Meerbusen hinein, so daß ihnen das ganze Land nach und nach außer Sicht kam, das will sagen die Südküste mit ihren Eisbergen; denn so weit sie sehen konnten, waren südlich von ihnen nur Gletscher zu sehen. An dieser Seebucht fanden sie einige alte Nachlässe von Eskimos, aber weit ins Land konnten sie sich nicht wagen wegen der vielen Eisbären. Hernach segelten sie drei Tage rückwärts und fanden dann an der Landestelle wieder Ueberbleibsel von Eskimos. Auch lernten sie hier südlich von den Schneegebirgen (Snäfell) einige Inseln kennen. Darauf zogen sie gegen Süden nach Krogsfjordshaide, eine lange Dagsroning, es war Jacobsmessetag (den 25. Juli). Dort oben fror es in den Nächten, obschon die Sonne Tag und Nacht schien und nicht höher war, wenn sie im Süden stand, als daß wenn sich ein Mann in einem sechsruderigen Boote quer überlegte und sich gegen den Schiffsrand ausstreckte, ihm der Schatten von dem Bord, welches am nächsten gegen die Sonne stand, ins Angesicht fiel; aber um Mitternacht stand sie nur so hoch, wie zu Hause in den Höfen, wenn sie in Nordwesten steht. — Darauf zogen sie wieder in die Heimath nach Garde (Gardar) zurück."

*) Hier fügt Björn Jonsson und zwar mit Recht bei: „Hieraus kann man sehen, wie genau die Grönländer in jener Zeit auf die Eskimos Achtung gaben und ihre Aufenthaltsorte zu erkunden suchten." Es begann nämlich zu jener Zeit die Einwanderung der Eskimos von Norden her nach Grönland allgemein und immer zahlreicher zu werden, während sie auch schon früher gerade nicht ganz unbekannt gewesen waren; und der Smiths-Sund war da unleugbar der natürlichste Uebergangspunkt für sie, „mochten sie herkommen, woher sie wollten." — Sind die Eskimos wirklich von Norden in Grönland und Amerika eingewandert, so muß in der Nähe vom Nordpol selbst entweder ein bewohntes Land sein oder gewesen sein, und die Fabel würde sich da insoweit wahr zeigen. Denken wir aber an den russischen Admiral Baron Wrangel, welcher die nordsibirische Sage von einer Auswanderung vom nördlichsten Asien über das gefrorene Meer in ein noch nördlicheres Land mittheilt, so bekommt die oben mitgetheilte Erzählung vom Gede-Hall Leben. Nur muß man nicht denken, daß diese Wanderung erst nach Dschingis-Khans Zeit stattgefunden habe; denn es ist unzweifelhaft, daß schon Eirik der Rothe Spuren von Eskimos in Grönland vorfand.

Wissenschaft und Einbildungskraft.

Unter den Physikern Englands nimmt Professor Tyndall eine hervorragende Stellung ein. Sein Werk über den Schall ist epochemachend gewesen; Männer ersten Ranges unter uns, wie Helmholtz und Wiedemann, haben einzelne von Tyndall's Arbeiten ins Deutsche übertragen *). Tyndall's Werke bezeichnen stets einen Fortschritt in der Wissenschaft; der bedeutende Mann versteht es aber, nicht bloß für Gelehrte zu schreiben, er stellt auch die gewonnenen Ergebnisse in so klarer und anschaulicher Weise dar, daß sie allgemein verständlich werden. Dafür spricht unter Andern seine Abhandlung: „On the Scientific Use of the Imagination" **), die er am 16. September 1870 der British Association in Liverpool vortrug und mit der wir uns hier beschäftigen wollen, ohne an den Wortlaut Tyndall's selbst anzuknüpfen.

Daß die Phantasie in der Wissenschaft eine Rolle spielt, ist sicher. Wenn wir von einer wichtigen Entdeckung reden, so sagen wir: Es war ein glücklicher Griff, ein kühner Wurf, ein schöner Gedanke, eine Eingabe des Genius. Schon hierin liegt ein Eingeständniß, daß die Phantasie unser Gehülfe bei wissenschaftlichen Entdeckungen ist, und jedenfalls hat ein geistiger Sprung bei der Arbeit auch sein Gutes; oft führt er weiter als noch so viel logische Schlüsse oder eine ganze Reihe von „deshalb" und „weil". Wissenschaftliche Experimente sind überhaupt meistens glänzende Aeußerungen der Einbildungskraft. „Ich bilde mir ein, daß unter den und den Umständen das und das der Fall sein wird. Ich weiß es nicht, aber ich will es versuchen." So sprechen viele Entdecker, und Tyndall selbst hat mehr als einmal durch solche kühne Versuche Erfolge erzielt. Er will z. B. wissen, ob reines Wasser völlig farblos sei. Das gewöhnliche Auge nimmt dieses unbedingt an und in kleinen Mengen ist es auch in der That der Fall; doch eine ganz kleine Portion helles Bier erscheint gleichfalls farblos. Tyndall aber bildet sich ein, selbst das reinste destillirte Wasser besitze eine Farbe und er beweist es uns; es kommt nur darauf an, eine möglichst dicke Schicht desselben herzustellen, und die Farbe tritt in Erscheinung.

„Hier," so sagt er, „sehen Sie eine funfzehn Fuß lange

*) Tyndall, John, „Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung." Autorisirte deutsche Ausgabe. Herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann nach der vierten Auflage des Originals. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen und einer Tafel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. — Tyndall, John, „Der Schall." Acht Vorlesungen gehalten in der Royal Institution von Großbritannien. Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann. Mit 169 in den Text eingedruckten Holzstichen. — Tyndall, John, „Faraday und seine Entdeckungen." Eine Gedenkschrift. Autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben durch H. Helmholtz. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

**) Eine Uebersetzung einer Sammlung von Essays und Professor Tyndall, „Fragments of Science", welche diese Abhandlung enthält, befindet sich unter der Presse. Friedrich Vieweg und Sohn.

Röhre, die horizontal festgelegt und an beiden Enden mit einer Glasscheibe verschlossen ist. An dem einen Ende der Röhre steht eine elektrische Lampe, deren Licht durch die Röhre von einem Ende zum andern hindurchscheint. Sie ist nur zur Hälfte mit ganz reinem, destillirtem Wasser gefüllt, dessen Oberfläche oder Spiegel die Röhre in zwei Theile scheidet. Ueber dem Wasser ist Luft. Nun fällt das Licht der Lampe in der untern Hälfte durch Wasser, in der obern durch Luft. Jetzt halte ich an das zweite, der Lampe entgegengesetzte Röhrenende ein Vergrößerungsglas; das Bild des Röhrendurchschnitts fällt auf diesen Schirm. Sie sehen, daß es aus zwei Halbkreisen besteht; einer entstanden durch das Licht, welches durch das Wasser, der zweite gebildet durch das Licht, welches durch die Luft ging. Neben einander können sie deutlich verglichen werden. Der Lufthalbkreis ist rein weiß, der Wasserhalbkreis zeigt eine feine blaugrüne Farbe." So ist der Beweis hergestellt, daß das destillirte Wasser in der That eine Farbe besitzt.

Ein anderes Beispiel: Irgend Jemand hat sich einmal eingebildet, daß der Schall durch Bewegungen irgend einer Art in der Luft entstehe und daß also die Luft für die Fortsetzung des Schalles nothwendig sei. Keine Luft, kein Schall; so vermuthete man. Konnte man aber einen luftleeren Raum finden, um durch den Gegenbeweis die Richtigkeit jener Meinung festzustellen? Da ward die Luftpumpe entdeckt. Ein berühmtes Experiment, welches die Wahrheit jener Ansicht darthat, wurde 1705 von Hawksbee vor der Royal Society gemacht. Er brachte eine Klingel solchergestalt in der Glasglocke einer Luftpumpe an, daß man sie läuten konnte, wenn die Glocke von Luft entleert war. Ehe die Luft ausgepumpt war, vernahm man deutlich den Ton der Klingel; nach Entfernung der Luft jedoch wurde der Laut so schwach, daß er kaum zu hören war. Tyndall führte dieses Experiment nun weiter aus. Nachdem er die Glasglocke so stark, als irgend möglich ist, ausgepumpt hat, läßt er Wasserstoffgas, welches 14 mal leichter als Luft ist, in dieselbe einströmen. Die Luft wird dadurch verdrängt. Der Ton der Klingel wird nicht merkbar durch die Gegenwart dieses verdünnten Gases vermehrt, selbst wenn die Glocke ganz damit erfüllt ist. Setzt man nun die Luftpumpe in Bewegung und entfernt das Gas, so wird die Atmosphäre um die Klingel herum noch mehr verdünnt. Auf diese Weise wird ein Vacuum erzielt, welches weit vollständiger als das von Hawksbee hergestellte ist. Das ist wichtig, denn bei diesem Experimente kommt es vorzugsweise auf die letzten Spuren von Luft an. Man sieht nun den Hammer auf die Klingel fallen, aber nicht der leiseste Ton ist hörbar; selbst das an die Glasglocke gelegte Ohr vernimmt nicht den geringsten Laut, so eifrig der Hammer auch arbeitet. Läßt man nun aber langsam Luft in die Glocke einströmen, so wird bei der kleinsten Menge derselben schon ein schwacher Ton hörbar, der zunimmt in dem Grade, als Luft eintritt, bis endlich die Laute der Klingel ihre gewöhnliche Stärke erreicht haben, wenn die Glocke wieder ganz mit Luft erfüllt ist.

Tyndall geht noch weiter. In großen Höhen in der Atmosphäre, wo die Luft dünner wird, ist der Schall ungemein abgestumpft. Tyndall stellt sich nun vor, wie in den allerhöchsten Regionen dieses auf das Sprechen wirken muß. „Die Stimme," so belehrt er uns, „wird gebildet durch das Herausstoßen der Luft aus den Lungen durch den Kehlkopf. Bei ihrem Hervortreten wird sie durch die Stimmritzenbänder in Schwingungen versetzt und so der Laut gebildet. Wenn ich aber meine Lungen mit Wasserstoffgas fülle und zu sprechen versuche, so ist der Laut in einer bemerkenswerthen Weise abgeschwächt. Die Folge davon ist eine höchst merkwürdige. Sie haben sich bereits einen Begriff von der Stärke und Qualität meiner Stimme gemacht. Ich entleere nun durch Ausathmen meine Lungen von Luft und fülle dieselben mit Wasserstoff aus diesem Gasometer. Ich versuche, kräftig zu sprechen, aber meine Stimme hat ganz wunderbar an Kraft verloren und die Qualität eigenthümlich sich geändert. Sie hören sie hohl, herbe, überirdisch; anders kann ich es nicht beschreiben."

Fälle wie dieser rechtfertigen den sonderbaren Ausspruch, daß die Wissenschaft eine zur Praxis reducirte Romantik sei. Man kann leicht begreifen, daß wissenschaftliche Vorstellungen etwas mehr als bloße Phantasie sind. Eine eingebildete Sache braucht noch nicht eine Erdichtung zu sein; das Ding, welches nicht existirt, ist noch keine Lüge. Seine Wahrheit oder Falschheit wird durch das Experiment dargethan, aus dem dann die Entdeckung der Thatsache hervorgeht. Aus Tyndall's Experiment, das Wasserstoffgas statt der gewöhnlichen Luft als Sprechmittel zu benutzen, geht der Satz hervor, daß die Intensität des Schalles von der Dichtigkeit der Luft abhängt, in welcher er erzeugt wird, und nicht von jener der Luft, in der man ihn hört.

Welche Wichtigkeit die Einbildungskraft als ein Hülfsmittel für die Wissenschaft besitzt, wird namentlich durch den Schaden oder das Zukurzkommen der Wissenschaft selbst dargethan, wo ein Entdecker nicht mit der nöthigen Phantasie ausgerüstet war und vor dem entscheidenden Schritte stehen blieb. Nur um eines Haares Breite dürfte mancher Mann der Wissenschaft bei oft wiederholten Experimenten weiter gegangen sein und er stand vor der glänzendsten Entdeckung, die ein Anderer, mit mehr Phantasie begabt, nach ihm machte. Beispiele hierfür liegen so zahlreich vor, daß man eine eigene Abhandlung darüber schreiben könnte. Seit Urzeiten ist es bekannt, daß die Wärme durch Bewegung entsteht, namentlich durch Reibungs- und Pressungsbewegung. Niemand vermag zu sagen, wann die Menschen zuerst ihre Hände erwärmten, indem sie dieselben aneinander rieben, oder welcher Wilde zuerst Feuer machte, indem er zwei Stückchen Holz aneinander rieb. Eine Gewehrkugel, die abgeschossen wird, erwärmt sich durch die Reibung der Luft; man hat davon gesprochen, Eier durch Reibung zu kochen, indem man sie in einer Schlinge in der Luft herumwirbelte, etwa am Schwungrade einer Maschine. Ein Stückchen kaltes Eisen läßt sich schnell erhitzen, wenn man es mit einem kalten Hammer auf einem kalten Ambos bearbeitet. Ein Hufeisen wird wärmer als der Fuß des Pferdes, wenn dieses schnell über ein kaltes Pflaster dahingalloppirt. Alle diese so entstandene Hitze glaubte man durch eine Anhäufung des calorischen Fluidums entstanden.

Graf Rumford war 1798 der erste, welcher die heute noch gültige Theorie von der Natur der Wärme aufstellte. Die Thatsache, welche ihn dazu führte — wie der fallende Apfel Newton zur Entdeckung der Schwerkraft — war der Proceß des Kanonenbohrens in München. Um seine Idee zu prüfen, ersann er einen Apparat zur Erzeugung der Wärme durch Reibung, und mit diesem vermochte er Wasser in $2^1/_2$ Stunden zum Kochen zu bringen. „Schwer würde es sein," schreibt Rumford, „das Erstaunen und die Ueberraschung zu schildern, die sich auf den Gesichtern der Zuschauer abmalte, als ich eine große Wassermenge ohne Feuer zum Kochen brachte." Dr. Tyndall, der 70 Jahre später experimentirt als Rumford, vermag nun schon mit seinem verbesserten Reibungsapparate eine Portion Wasser in $2^1/_2$ Minuten zum Kochen zu bringen.

Das beste Beispiel, um zu zeigen, wie nahe Mancher einer großen Entdeckung war, die er mit etwas mehr Einbildungskraft gemacht haben müßte, ist der elektrische Tele-

graph. Schon 1732 ward er vorausempfunden, wie der fliegende Teppich in Tausend und Eine Nacht eine Art Vorausempfindung unserer Schnellzüge ist. Pater Lebrun nämlich empfiehlt in seiner „Histoire critique des Pratiques superstitieuses qui ont séduit les Peuples et embarrassé les savants“ den Magnet als ein Mittel, um sich auf Entfernungen hin zu verständigen. „Ich habe zu verschiedenen Malen sagen hören, daß gewisse Personen mittelst zweier Magnetnadeln geheime Mittheilungen unter einander ausgewechselt haben. Zwei Freunde nahmen jeder einen Compaß, auf dessen Umkreis die Buchstaben des Alphabets eingravirt waren, und sie wähnten, daß wenn der eine Freund die Nadel auf einen der Buchstaben hinweisen ließ, die andere, obgleich mehrere Meilen entfernte Nadel sofort sich auf denselben Buchstaben hinwandte. Für die Thatsache vermag ich nicht einzustehen; ich weiß nur, daß verschiedene Leute dieses für möglich gehalten haben, andere aber als einen Irrthum zurückweisen.“

Dieser „Irrthum“ ist nun nichts Anderes als der elektrische Telegraph, aber ohne die Batterien und die Leitungsdrähte.

Aldini dagegen beschreibt 1804 in seinem „Essai théorique et experimentale sur le Galvanisme“ einen echten elektrischen Telegraphen, doch ohne es zu wissen. Er wollte untersuchen, ob ein galvanischer Schlag auch durch das Meer geleitet werden könne. Durch den Genfersee und die Themse war er schon von schweizer und englischen Gelehrten geführt worden. Aldini legte nun einen Draht von einer galvanischen Batterie am westlichen Hafendamme zu Calais nach dem damals noch bestehenden Fort rouge. Die Wirkungen der auf dem Damme aufgestellten Batterie wurden nicht allein von den Menschen im Fort gespürt, sondern auch an frisch geschlachteten Thieren erprobt, die in Folge der galvanischen Schläge zusammenzuckten. Bei diesem Experimente fehlten nur die beiden Zeigerplatten an beiden Enden des Drahtes, und der elektrische Telegraph war 1804 schon erfunden. Ein wenig mehr Einbildungskraft und eine der wichtigsten Erfindungen trat 40 Jahre früher in die Oeffentlichkeit.

Indessen Tyndall wendet in seiner Abhandlung sich mehr der Theorie als ihrer praktischen Anwendung zu. Eine correcte Theorie ist der Schlüssel zur Weisheit; geht man von ihr aus, so sind die Folgen sicher. Aber ohne Einbildungskraft ist keine Theorie möglich; eine wissenschaftliche Erziehung muß nach Tyndall uns sowohl das Unsichtbare wie Sichtbare in der Natur sehen lehren; sie muß uns lehren, mit dem geistigen Auge uns jene Operationen vorzustellen, welche das körperliche Auge ganz ausschließen; uns die Atome der Materie im ruhenden wie im bewegten Zustande erschauen lassen, sie, ohne sie aus den Augen zu verlieren, weiter in die Welt der Sinne verfolgen lehren und zeigen, wie sie dort sich zu natürlichen Phänomenen ausbilden.

Die Schwingungen, welche die ganze Natur durchzucken, müssen gleichsam auf der Netzhaut des geistigen Auges abgebildet werden. Vermittelst der Schwingungen im Aether sehen wir; durch Schwingungen der Luft hören wir; durch Schwingungen der Nerven schmecken, riechen und fühlen wir; durch Schwingungen des Herzens leben wir. Um seinen „wissenschaftlichen Gebrauch der Einbildungskraft“ recht zu illustriren, wählt Professor Tyndall als Beispiel die Undulationstheorie des Lichtes. Licht, das Synonym von Empfindungsvermögen und Mittheilung, ist das Ergebniß eines Mechanismus, der durchaus und absolut unbemerkbar für unsere Sinne ist. Es ist das Resultat der Schwingungen oder Wogen in einem feinen Aether, der den ganzen Raum durchdringt. Aber wir kennen den Aether nicht sinnlich, nur geistig. Es ist noch nie gelungen, ihn zu verdichten, so daß er fühlbar geworden wäre, oder ihn mit chemischen Reagentien nachzuweisen. Noch nie hat man sein Wesen an der Wange gefühlt oder den leichtesten Thau, den er etwa absetzen könnte, wahrgenommen. Der Aether selbst liegt fern jenseits aller unserer Kenntniß, und dennoch wissen wir, daß er vorhanden sein muß, weil wir sehen und die Phänomene des Lichtes und der Erscheinung beobachten, die in manchen Fällen, doch in anderer Form, nur eine Wiederholung der Phänomene des Schalles sind.

Es ist schwer, dieses aus einander zu setzen, ohne Tyndall's eigene Worte zu gebrauchen. Der Schall geht durch verschiedene Media mit verschiedener Geschwindigkeit. Im Wasser wird er mit einer Schnelligkeit von 4700 Fuß in einer Secunde fortgesetzt, während die Wellenbewegung im Wasser — die Wellen, die durch das Fallen eines schweren Tropfens in einem ruhigen Teiche erzeugt werden — nur im Verhältniß von einem Fuß auf eine Secunde sich fortsetzt. Schwerkraft und Beharrungsvermögen sind die Agentien, durch welche die Wellenbewegung erzeugt wird, während bei der Schallwelle die Elasticität des Wassers die fortbewegende Kraft ist.

Allein Wasser ist nicht nöthig, um den Schall fortzupflanzen; das gewöhnlichste Tragmittel desselben ist die Luft. Wenn die Luft die eigenthümliche Dichtigkeit und Elasticität besitzt, welche mit der Temperatur des gefrierenden Wassers correspondirt, so ist die Schnelligkeit des Schalles in ihr 1090 Fuß in der Secunde, fast genau $^1/_4$ der Schnelligkeit des Schalls im Wasser. Der Grund hierfür ist, daß, obgleich das größere Gewicht des Wassers die Schnelligkeit zu mindern strebt, doch die ungeheure Molecularelasticität des Flüssigen den Nachtheil des Gewichtes mehr als ausgleicht. So erhalten wir eine leidlich klare Vorstellung vom Schall. Durch verschiedene Kunstgriffe können wir die Schwingungen der Luft zwingen, sich selbst uns zu zeigen; wir kennen die Länge und die Häufigkeit der Schallwellen. Wir können einen Schall durch den andern vernichten. Wir kennen die physikalische Bedeutung von Musik und Lärm, von Harmonie und Disharmonie, kurz, was den Schall betrifft, so haben wir bestimmte Begriffe von dem physikalischen Vorgang, durch welchen specielle Gefühle in unseren Ohren hervorgebracht werden.

Nachdem wir uns in Gedanken die Schallwellen construirt haben, welche wir mit unserm körperlichen Auge nicht sehen können, dennoch aber fest an deren Dasein glauben, versuchen wir es, die Ursache und den Mechanismus des Lichts kennen zu lernen. Hier nun kommt uns vorzugsweise die Einbildungskraft zu Hülfe.

Wovon die Schnelligkeit des Schalls abhängt, haben wir aus einander gesetzt. Wenn wir nun die Dichtigkeit eines Mediums vermindern, aber dessen Elasticität aufrecht erhalten, so vermehren wir die Geschwindigkeit. Erhöhen wir die Elasticität und erhalten die Dichtigkeit, wie sie gewesen, so vermehren wir gleichfalls die Geschwindigkeit. Eine geringe Dichtigkeit und eine bedeutende Elasticität sind daher die beiden nothwendigen Bedingungen, um eine schnelle Fortbewegung zu erzielen.

Man weiß nun, daß das Licht sich mit der erstaunlichen Geschwindigkeit von 185,000 englischen oder 42,000 deutschen Meilen fortbewegt, so daß es, um von der Sonne zur Erde zu gelangen, nur $8^1/_4$ Minute und, um vom Monde zur Erde zu gelangen, nur wenig mehr als eine Secunde Zeit gebraucht. Wie kann eine so ungeheure Geschwindigkeit erreicht werden? Nur dadurch, daß man im Raume ein Medium von der nöthigen, ganz außerordentlichen Dünn-

heit und Elasticität annimmt. Das ist die zuerst von Huyghens aufgestellte Theorie.

Verschiedene Gelehrte haben nun ein so ungewöhnlich dünnes und elastisches Medium angenommen, es noch mit einigen anderen nothwendigen Eigenschaften ausgestattet, es mit bestimmten mechanischen Gesetzen versehen und auf diese Weise es aus der Welt der Einbildung in jene der Realität versetzt. So haben sie den Versuch gemacht, ob sich denn als Endergebniß nicht die Erscheinung des Lichtes, wie es sich dem gemeinen Wissen darstellt, offenbare. Wenn bei all den gehäuften wechselvollen Erscheinungen dieser Phänomene diese Grundvorstellung uns stets der Wahrheit nahe bringt, wenn in der äußern Natur kein Widerspruch gegen unsere Deductionen gefunden wird; wenn ferner uns die Aufmerksamkeit auf Phänomene gelenkt hat, von denen wir früher keinen Begriff hatten; wenn wir dadurch uns mit einer Gabe der Wahrschauung begabt finden, die durch das nachfolgende Experiment ihre Bestätigung fand, solch eine Vorstellung, die niemals täuschte, sondern zum festen Boden der Thatsache führte, so muß hier sicher etwas mehr als bloße Phantasie vorliegen. Es ist unmöglich, zu einem andern Schlusse zu gelangen, als daß Vernunft und Einbildungskraft im Verein in eine unsichtbare Welt uns geleitet haben, die jedoch nicht um einen Deut weniger real als die Welt unserer Sinne ist.

So hat die Einbildungskraft in diesem schlagenden Beispiele uns zur Erkenntniß einer der wichtigsten physikalischen Thatsachen verholfen. Die Theorie von Huyghens, schon im vorigen Jahrhundert von Euler vertheidigt, wurde dann von Young, Fraunhofer, Fresnel, Ampère, Neumann und Anderen weiter ausgebildet, und sie allein zeigt sich im Stande, über alle Erscheinungen, welche das Licht darbietet, vollständigen Aufschluß zu geben, und ist daher mit Recht jetzt die allgemein geltende, während Newton's Emanationstheorie verworfen ist. Er hatte angenommen, daß das Licht aus materiellen, wiewohl äußerst feinen Theilchen bestehe, welche von jedem selbstleuchtenden oder erleuchteten Körper ausgehen und in das Auge gelangen. Der sogenannte Lichtäther, dieses universelle Medium, ist nicht die Quelle, sondern nur der Träger der Undulation. Er empfängt und führt fort, aber er schafft nicht. Die Bewegung, welche er fortsetzt, geht in den meisten Fällen von leuchtenden Körpern aus. Die wissenschaftliche Vorstellung, welche hier entscheidend ist, verlangt als den Ursprung und die Ursache eine Reihenfolge von Aetherwogen, ein Theilchen einer vibrirenden Materie, genau so bestimmbar, obgleich unvergleichlich kleiner, als jenes, welches dem musikalischen Klange den Ursprung giebt. Solch ein Theilchen wird als Atom oder Molecül bezeichnet. Eine Vorstellung davon zu gewinnen, erscheint nicht schwer.

Durch Einwirkung auf unsere Netzhaut erzeugen die Aetherschwingungen die Farben, und zwar entsteht durch die verschiedenartige Dauer oder Schnelligkeit derselben die Verschiedenartigkeit der Farben. Der violetten Farbe entsprechen die schnellsten, der rothen die langsamsten Schwingungen. Nach Fresnel's Berechnung kommen auf eine Secunde beim violetten Lichte 764 Billionen, beim rothen 488 Billionen Schwingungen. Blau und Grün liegen dazwischen. Die Schwingungsverschiedenheit können wir etwa mit den Wogen des Oceans und den Wellen eines Teiches vergleichen. Das Steingeschiebe am Ufer, welches die einen bricht, wird auf die anderen keinen merkbaren Einfluß üben. Nun stelle man sich eine Menge feine Partikel gleich Sonnenstäubchen in der Atmosphäre suspendirt vor. Gleich dem Geröll am Ufer werden sie auf die schwächeren Lichtwellen Einfluß ausüben.

Der Himmel ist blau; hierdurch wird ein Mangel an größeren Lichtwellen angezeigt. Bei Betrachtung der Himmelsfarbe wird man zunächst zu der Frage veranlaßt: Ist nicht die Luft blau? Und in der That hat man die Himmelsbläue von der blauen Farbe der Luft ableiten wollen. Aber die Gegenantwort lautet: Wenn die Luft blau ist, wie kann das Licht bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang, welches durch ungeheure Entfernungen zu uns kommt, denn gelb, orange und selbst roth sein? Der Durchgang des weißen Sonnenlichtes durch ein blaues Medium kann unmöglich ein rothes Licht erzeugen. Die Hypothese einer blauen Luft ist daher unhaltbar. In der That übt das Agens, welches uns das Himmelslicht sendet, gleichviel welcher Art es auch sei, eine zweifache Wirkung aus. Das reflectirte Licht ist blau, das durchgehende orange oder roth. Aber man weiß, daß unendlich kleine Partikel, die in einem Medium suspendirt sind, diesem eine blaue Farbe ertheilen, wenn sie bei reflectirtem Licht gesehen werden. Man hat Gläser, welche bei durchfallendem Licht eine glänzend gelbe, bei reflectirtem eine schön blaue Farbe zeigen. Eine Spur Seife dem Wasser zugesetzt, giebt diesem eine bläuliche Farbe; eben so erscheint dieses, wenn man etwas frische Rinde der Roßkastanie hineinlegt, und Helmholtz hat die Thatsache festgestellt, daß ein blaues Auge ein trübes Medium ist.

Die winzige Kleinheit der Partikel sich vorzustellen, welche unsern Azurhimmel erzeugen, muß ganz der Einbildungskraft überlassen bleiben. Aus ihrer Durchdringlichkeit durch Sternenlicht und durch andere Betrachtungen schloß Sir John Herschel auf die Dichtigkeit und das Gewicht der Kometen. Wir wissen, daß ihre Schweife oft kolossale Räume, weit größer als unser Planet, einnehmen. Man presse nun die ganze Kometenmasse zusammen, vereinige sie zu einer Menge, wie groß wird das Volumen derselben sein, wenn der Komet nur einen Umfang gleich unserer Erde sammt ihrer Atmosphäre hatte? Nach Sir John Herschel würde die ganze Masse von einem Pferde gemächlich forttransportirt werden können.

Hiernach können wir leicht Tyndall's Bemerkung über die Quantität der Materie unseres Himmels verstehen. Man nehme an, eine Schale umgebe die Erde etwa in der Höhe des Montblanc; die dichtere Materie, welche in der Nähe unseres Planeten die Luft erfüllt, wird dadurch eingeschlossen. Außerhalb der Schale liegt das tiefblaue Firmament. Nun sammle man die Himmelsmaterie innerhalb der Schale. Wie groß wird sie sein, welches Gewicht hat sie? Nach Tyndall so viel, um in die Reisetasche einer Dame, in die Schnupftabacksdose eines Mannes gesteckt werden zu können. Danach mag also „der Himmel einstürzen“, ohne uns Schaden zu thun.

N. A.

Aus allen Erdtheilen.

Polonisirte Deutsche in Galizien.

Wir finden folgende Schilderung in einer polnischen Zeitschrift, die von Interesse ist, da sie uns die vollständige Polonisirung eines ehemals deutschen Städtchens vor Augen führt. „Die Bereisung des Kreises von Jaslo begann ich da, wo er mit dem von Sanok grenzt, indem ich die Umgebung von Krosno und Dukla besichtigte. Dieses Stückchen Land ist reizend und reich an malerischen Scenerien; die Kirchlein sind meistens von Lärchenholz erbaut, aber hinsichtlich ihrer alten Bauart bereits sehr umgestaltet. Wenige derselben haben sich so gut erhalten, daß sie durch ihr äußeres Gepräge die Zeit ihrer Gründung andeuten könnten. An Documenten giebt es auch nicht viel. Die Einfälle der Tataren, Schweden und Ungarn, die hier bis ins achtzehnte Jahrhundert mehrfach stattfanden, sind Ursache, daß auch die kirchlichen Denkmäler zerstört und die Archive zu Grunde gerichtet wurden. Fast alle Ortschaften um Krosno sind deutsche Ansiedlungen aus den Zeiten Kasimir's des Großen und Wladislaw Jagiello's. Beinahe jede Kirche giebt hiervon unzweifelhaftes Zeugniß. Die deutschen Ansiedler waren meistentheils Weber, und hiervon pflegt man daher auch den Namen Krosno, d. i. Webstuhl, abzuleiten. Noch bis jetzt heißen viele Familien: Bachmann, Bergel, Frickel, Gems, Glaser, Heusner 2c., und sagen bruslik (der Brustlatz) statt gorset, manta (der Mantel) statt plaszcz, szesterka (Schwester) statt siostra, Geistag (Pfingsten, Geisttag) statt ziolone swieta u. s. w. Trotzdem spricht das Volk gut polnisch. Manche wollen diese Bewohner noch aus älterer Zeit herstammen lassen und sehen in ihren blonden Haaren die flavi capilli Germanorum des Tacitus, in der Stirnbinde der Frauen und ihren kurzen Röcken (Katanka) aber eine deutsche Tracht und möchten Krosno von Grossau herleiten. Es ist aber die Sache hier sehr klar, denn fast immer ist es in den Urkunden angegeben, es wären, um das von den Tataren verwüstete Land wieder zu bevölkern, Colonisten dorthin berufen worden. Die meisten hat Kasimir der Große angesiedelt und er hat in Kleinpolen wohl an 300 solcher Dörfer gegründet.

Krosno, einst eine wohlhabende und glanzvolle Stadt, zählt jetzt wenig über 1000 Einwohner, und erinnert uns in seinen Ruinen an die vergangenen besseren Zeiten. Den Marktplatz (Ring, rynek) umgeben gewölbte, einfache Lauben. Es war bis zum siebenzehnten Jahrhundert die Residenz der Bischöfe von Przemysl und mit sechs Kirchen geschmückt; doch heute schleppen kaum drei ihr Leben dahin. Außer mehreren hübschen Bildern der altdeutschen Schule und dem höchst ansehnlichen Altar in der Capelle derer von Oswiecim, dessen Malereien man van Dyk zuschreibt (?), erinnern noch viele Marmordenkmäler an jene glanzvolle Zeit."

Die Cornell-Universität im Staate Neuyork.

—a— Die Universitäten in den Vereinigten Staaten sind bekanntlich wesentlich nach dem Muster derer in England eingerichtet und leiden auch an denselben Mängeln und Nachtheilen. Da und dort hat man allerdings Verbesserungen eingeführt, im Großen und Ganzen ist man jedoch bei dem einmal überkommenen Systeme geblieben.

Eine Ausnahme bildet die Staatsuniversität zu Ithaca, bei welcher man nicht ohne günstigen Erfolg den Versuch machte, das Wesen der deutschen Hochschulen zum Vorbilde zu nehmen, den Lehrzwang zu beseitigen und den Studirenden freie Bewegung zu gestatten. Daneben hat man allerdings dem praktischen Bedürfnisse des amerikanischen Lebens Rechnung getragen, und die Cornell-Universität weist deshalb einige Eigenthümlichkeiten auf, welche auf unseren deutschen Hochschulen kein Nebenstück haben.

Die Anstalt ist reichlich mit Mitteln ausgestattet. Anfangs scheint man einen Mißgriff gemacht zu haben, indem man für die Lage der Universitätsgebäude einen steilen, etwa 400 Fuß über der Stadt Ithaca liegenden Hügel wählte. Dieselbe ist allerdings in hohem Grade malerisch und die Aussicht von oben herab entzückend auf ein Thal, das etwa dreimal so breit ist wie jenes des Neckar bei Heidelberg. Man hat einen Blick auf den Cayuga-See und auf mehrere Wasserfälle, aber der Weg zum Hügel hinan ist sehr beschwerlich.

An Zweckmäßigkeit läßt der Bau des Häusercomplexes nichts zu wünschen übrig. Das Hauptgebäude hat 180 Fuß Vorderseite und 100 Fuß Tiefe, Wohnungen für eine Anzahl von Professoren und deren Familien, für eine Anzahl von Studenten und Beamten, sechs Hörsäle und eine Aula. Eine geräumige Halle ist mit funfzig Kupferstichen nach Kaulbach's Gemälden des Berliner Museums und mehreren Broncestatuen geschmückt. Dieses Gebäude ist durch eine Parkanlage getrennt von zwei großen dreistöckigen Häusern, in welchen sich Schlafzimmer, Hörsäle, verschiedene Cabinette befinden; ein 100 Fuß langer Anbau enthält das Laboratorium. Außerdem sind vorhanden einige Farmgebäude und ein 260 Fuß langes „Centralgebäude" mit einem 130 Fuß hohen Thurme. Dasselbe enthält die Bibliotheksräume und die verschiedenen Museen. Das Ganze macht einen sehr ansprechenden Eindruck.

Die Anzahl der Hörsäle beträgt 48 und bei der innern Ausstattung ist auf die Bequemlichkeit der Studirenden alle Rücksicht genommen worden, ein Gleiches gilt auch von den verschiedenen Laboratorien, welche mit wissenschaftlichen Instrumenten reichlich versehen sind. Für die Chemie allein sind nicht weniger als fünf Laboratorien hergerichtet worden; in dem größten derselben können 50 Schüler zumal arbeiten. Im Nordgebäude ist für die verschiedenen wissenschaftlichen Vereine der Universität eine große Halle vorbehalten worden; sie ist mit 30 großen historischen Bildern und neun lebensgroßen Broncestatuen geschmückt.

Die Sammlungen sind für eine noch so junge Anstalt schon sehr beträchtlich in einer Anzahl von größeren und kleineren Räumen untergebracht, und diese sind täglich von früh bis spät geöffnet. Die Universitätsbibliothek enthält bereits mehr als 30,000 Bände, und einen Hauptbestandtheil derselben bildet die Büchersammlung unseres berühmten Linguisten Franz Bopp aus Berlin, welche von der Cornell-Universität erworben wurde. Auch die alten Classiker sind reich vertreten, und die Zahl der wissenschaftlichen Blätter, welche regelmäßig gehalten werden, ist sehr beträchtlich. Auch die Bibliothek ist den ganzen Tag über geöffnet. Unter den naturwissenschaftlichen Sammlungen ist die conchyoliologische ungemein reichhaltig; sodann jene der amerikanischen Vögel, die mineralogische und geologische, welche die Sammlungen Silliman's und Jewett's enthält. Das Ackerbaumuseum enthält unter Anderm eine Sammlung von etwa dreihundert verschiedenen Pflügen, deren Modelle von der Hand einiger deutscher Künstler meisterhaft hergestellt worden sind.

Die Zahl der Studirenden hat während des jüngsten Cursus 571 betragen. Von diesen waren mehr als fünfhundert beflissen, neuere Sprachen zu erlernen: Deutsch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Portugiesisch und Schwedisch; etwa 100 trieben Griechisch und Lateinisch. Die Abtheilungen für Botanik, Thierarzneikunde und Agricultur wurden von etwa 300 Zuhörern besucht; ziemlich eben so viele hörten Collegia über angewandte Chemie, Ingenieurwissenschaften und verschiedene Zweige der Mechanik. Das, was wir als Polytechnische Schule bezeichnen, ist aufs Innigste mit der Universität verbunden; fast neun

Zehntel aller Studenten besuchten irgend ein mathematisches Collegium, und alle kirchlichen Secten, mit alleiniger Ausnahme der Mormonen, sind unter den Studenten vertreten. Theologie ist gottlob ausgeschlossen; die Andachten bestehen im Vorlesen des Vaterunser und irgend einer Bibelstelle.

Zwei Einrichtungen dieser Universität sind ihr eigenthümlich. Etwa der fünfte Theil der Studirenden ist mit irgend einer Handarbeit beschäftigt, entweder für die Anstalt selbst oder in gewerblichen Anstalten in Ithaca. Sodann wird die zur Universität gehörende Buchdruckerei völlig durch Studirende besorgt; sie sind Setzer und Drucker und etwa fünf Stunden an jedem Tage beschäftigt. So erwerben sie ihren Lebensunterhalt, und Manche sind auch Buchbinder. In dieser Druckerei erscheint, neben manchen Lehrbüchern, auch eine von den Studenten herausgegebene Zeitschrift, die „Cornell Era", wöchentlich einmal; sie hat ungefähr tausend Abnehmer. Manche Zöglinge sind als Arbeiter auf der mit der Universität verbundenen Landwirthschaft beschäftigt, und noch andere betreiben ein Handwerk in den Werkstätten der Schlosser, Tischler, Schmiede, Zimmerleute &c.

Die Zahl der Professoren beträgt 31, ist also für eine amerikanische Hochschule sehr beträchtlich. Man hat eine sehr zweckmäßige Einrichtung darin getroffen, daß auch „nicht residirende Professoren" Vorträge halten, und diese können auch von Damen besucht werden. Die Zahl solcher auswärtigen Professoren beträgt sieben; sie kommen auf vier bis sechs Wochen nach Ithaca. So hat z. B. Hartt, der, wie unsere Leser wissen, der Begleiter von Agassiz auf dessen Reise in Brasilien war und jüngst selbständig als Gelehrter Wanderungen in Südamerika unternahm, zwanzig Vorträge über Geologie gehalten, und Bayard Taylor eben so viele über deutsche Literatur von 1770 an. Dieselben waren von mehr als 500 Zuhörern besucht, von denen etwas mehr als 300 anderweite Collegia über deutsche Sprache und Wissenschaft bei verschiedenen Professoren hörten. Bayard Taylor ist nicht nur ein ausgezeichneter Reisender und Reiseschriftsteller, der ganz Europa von Lappland bis Sicilien und Morea kennt; er war auch in Japan und Californien und hat das Nilland bis Chartum hinauf erforscht, sondern zugleich Dichter in deutscher wie in englischer Sprache; er ist in Thüringen so heimisch wie auf seinem schönen Landgute am Delaware. Jüngst hat er Goethe's Faust meisterhaft übersetzt und alle seine Vorgänger weit hinter sich gelassen. Von seinen Vorträgen widmete er zwei der Erläuterung des großartigen Dichterwerkes; in den übrigen besprach er Lessing, Klopstock, Herder, Wieland, Schiller, Humboldt, und gab Analysen ihrer wichtigsten Werke. An der Cornell-Universität findet das Studium des Deutschen unter den amerikanischen Studenten viele eifrige Freunde, und es ist ein wesentliches Verdienst Bayard Taylor's, dort die Liebe zu unserer Muttersprache und unserer Literatur geweckt zu haben.

Die Goldwäschereien in Lappland.

Ein Bericht über dieselben enthält Folgendes:

Das im verflossenen Jahre in Finlands Lappmarken entdeckte Gold erregte das allgemeine Interesse des Publicums, nachdem dieser Gegenstand in verschiedenen Zeitungen vielfältig besprochen worden; hierdurch war die Sucht, Gold zu erbeuten, mannichfach erweckt, ein Jeder hoffte, Gold ohne Mühe, näher und mit weniger Gefahr zu erhalten, als dieses in Californien geschieht; Gerüchte aller Art kamen in Umlauf, dadurch steigerten sich die Erwartungen, und in Finland bereiteten sich Massen von Arbeitern zum Abzuge auf die Goldausbeute. Da erschien ein Reglement vom 8. April v. J., welches die Menge in etwas ernüchterte, denn aus demselben ging hervor, daß um Gold zu erbeuten auch Geld erforderlich sei und polizeiliche Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedingt wurden, um californischen Verhältnissen vorzubeugen. Die Folge war, daß sich geschlossene Gesellschaften bildeten, die sich statutenmäßig das Land gegen Entrichtung der gesetzlichen Abgabe zuweisen ließen. Zu gleicher Zeit ward von der finländischen Regierung eine namhafte Summe ausgesetzt zur Einrichtung einer Polizeiverwaltung, für diese die nöthigen Baulichkeiten aufgeführt, durch Wälder und Wüsteneien Fußwege gelichtet, die gefährlichen Stellen der Moräste gangbar gemacht, die nöthigen Lebensmittel wurden auf Renthieren hingeschafft, eine Beförderung der Briefpost mit Boten einmal wöchentlich zu Stande gebracht, und endlich mit Beginn des Frühjahrs, im Monat Juni, das Verwaltungspersonal mit vieler Mühe in die Einöde befördert. Zu derselben Zeit langten 20 Compagnien, meist aus Finländern verschiedener Stände bestehend, mit ihren Arbeitern zum regelmäßigen Betriebe der Goldwäscherei am Iwalo-Flusse, etwa 50 Werst von dessen Ausfluß in den Enari-See, an, während Compagnien der sibirischen Goldwäscher ihre Leute nur zur Untersuchung der verschiedenen Flüsse verwandten, da ihnen das bisher entdeckte Terrain nicht ausgedehnt genug schien, um sich auf diesem mit größerer Arbeiterzahl ausdehnen zu können. Mit der Reise und den Vorbereitungen verfloß der Monat Juni; in der zweiten Hälfte des Juli wurden von den in Arbeit begriffenen Compagnien der finnischen Regierung 20 Pfund Gold zugesandt, und mit dem Schlusse des August n. St., wo die Witterung das Arbeiten nicht mehr gestattete, war die ganze Ausbeute gegen 60 Pfund der feinsten Probe, wie auch ein wenig Platina. Das Resultat ist mithin ein günstiges zu nennen. Der Goldgehalt war auf den bisher entdeckten Stellen reichhaltig, doch das Terrain beschränkt; diejenigen, denen das Glück wohl will, machen ein vortheilhaftes Geschäft, doch sind auch Manche, die kaum ihre Unkosten decken.

Es stellt sich heraus, daß das Gold mehr oder weniger in den Flüssen Lappmarkens gefunden, im Jahre 1870 aber nur an den Ufern des Iwalojöggi, auf einer Ausdehnung von 26 Werst gewaschen worden ist; daß solches in den Felsenklüften daselbst reichlicher vorhanden, als an dem ebenen Uferboden, gewiß aber am ergiebigsten im Flußbette selbst gefunden werden wird, wozu großartigere Arbeiten (Abdämmungen) als die bisherigen erforderlich sind. Dem Urtheile der Fachmänner gemäß ist das Goldlager in dem Peldoniemigebirge, wo die beiden Flüsse Iwalo und Tana entspringen, enthalten. Letzterer bildet die Grenze zwischen Finnland und Norwegen und ist im vorigen Sommer auch von der norwegischen Regierung untersucht und Gold gefunden worden. Am Iwalo wird an den Stellen, wo Wasser aus dem Gebirge zugeleitet werden kann, die Wäscherei vermittelst Rinnen, anderweitig aber mit californischen Wiegen betrieben. Das Terrain ist dem des Sacramento-Flusses sehr ähnlich, von dem Sibiriens jedoch ganz verschieden, was gleichfalls ein Grund sein kann, weswegen die sibirischen Goldwäscher hier nicht die Arbeit in Angriff genommen haben mögen.

Die Höhlenmalereien der Buschmänner.

Georg W. Stow, wohnhaft zu Queenstown in der Capcolonie, berichtet in einem in der Zeitschrift „Nature" kürzlich abgedruckten Briefe: „In den letzten drei Jahren habe ich wiederholt Wanderungen nach den verschiedenen alten Buschmannshöhlen in dieser Gegend der Colonie und in Kaffraria unternommen. Da die Malereien in denselben sehr schnell ihrem Untergang entgegengehen, so versuchte ich Copien dieser interessanten Reliquien eines untergehenden Volkes aufzunehmen, und dabei entstand wieder in mir die Idee, Materialien zu einer Geschichte der Sitten und Gebräuche der Buschmänner zu sammeln, wie sie sich in ihren eigenen Gemälden darstellt. Ich bin so glücklich gewesen, mir eine Anzahl Copien von Jagdscenen, Tänzen, Gefechten u. s. w. zu verschaffen, welche die Art der Kriegführung, der Jagd, der Waffen u. s. w. darstellen. Es ist dieses eine Sammlung von großem Interesse. An einigen Punkten ist es geradezu staunenerregend, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit die wilden Künstler gelangt sind. Ich fand drei verschiedene Arten von Malereien, eine über der andern, und da die jüngste über funfzig Jahre alt sein

mußte, so war die unterste gewiß vergleichsweise sehr alt. Die Farben sind sehr dauerhaft und würden sicher Jahrhunderte überdauert haben, hätte man sie nicht muthwillig zerstört. Aber unglücklicherweise werden sie von den Kaffern beständig beschädigt, und wenn noch eine Generation vergangen ist, wird nichts mehr von ihnen übrig sein. Die Farben, welche man in den Höhlen benutzte, sind ockerhaltige Concretionen, die in einigen Sandsteinen der Karuschichten, z. B. am Rhenosterberg, Stormberg und anderswo, vorkommen. Diese Concretionen sind von gelber, brauner und rother Farbe. Die menschlichen Körper stellte man in den Höhlen chocolatenbraun dar."

Wie lange Zeit braucht ein Telegramm um die Erde?

Der „Engineer" stellt folgende Erwägung auf, die Thatsache werden kann, wenn der russisch-amerikanische Telegraph einmal vollendet sein wird. Ein Telegramm von Alaska nach Neuyork, welches Sitka z. B. um 6 Uhr 40 Minuten an einem Montag Morgen verläßt, wird am darauf folgenden Dienstag 1 Uhr 6 Minuten Mittags in Nikolajewsk an der Amurmündung anlangen. In Petersburg wird es aber um 6 Uhr 3 Minuten am Montag Abend sein; in London 4 Uhr 22 Minuten am Montag Nachmittag und endlich in Neuyork 11 Uhr 46 Minuten am Montag Vormittag. So kann eine Nachricht am Morgen des einen Tages abgesandt abgehen, sie wird empfangen und weiter geschickt am nächsten Tage, wieder empfangen und abgesandt am Nachmittag des Tages, an dem sie zuerst abging, und erreicht schließlich den Ort ihrer Bestimmung am Vormittage des ersten Tages. Zu der ganzen Operation wurde also eine Stunde Zeit verbraucht, wenn man für jede Uebertragung 20 Minuten rechnet.

* * *

— Professor Nordenskjold hat der Stadt Gothenburg in Schweden, deren Bewohner ihm die Mittel zu seiner jüngsten Reise nach dem nördlichen Eismeere lieferten, eine reichhaltige Sammlung von Geräthen für das städtische Museum geschenkt. Sie besteht in nicht weniger als 5423 verschiedenen Stücken. Darunter befinden sich 429 von Stein, 88 von Knochen, 5 von Holz, 21 sogenannte Stlinkernen, wovon Steinmesser abgeschlagen worden sind. Dazu kommen 6 Sammlungen von Splittern und Scherben, welche bei der Zubereitung der Steingeräthe abgeschlagen worden sind; diese Abfälle sind an verschiedenen Stellen gesammelt worden, auch in einem Kjökkenmödding. Unter den Steingeräthen befinden sich Messer von Bergkrystall und Feuerstein, Meißel, Drillbohrer, Spitzen zu Pfeilen, Harpunen, Löffel, Nadeln und Amulette.

— Wir erwähnten neulich (S. 192), wie traurig es mit dem Volksschulwesen in Ungarn bestellt sei und daß es dort Lehrer gebe, welche — nicht schreiben können. Jetzt liegen amtliche Nachweise des Cultusministeriums vor, aus welchen sich Folgendes ergiebt: Die Hälfte aller Kinder in Ungarn ist ohne all und jeden Unterricht; — 1217 Gemeinden besitzen gar keine Schule. Sehr viele Schulhäuser sind elende Spelunken, Ställe, in welchen die Gesundheit der Kinder zu Grunde geht; vielen mangeln alle Schulmittel. Etwas weniger große und hohe Politik und sehr viel Sorgfalt für die Erziehung der Jugend wäre doch den Magyaren dringend anzuempfehlen.

— Wiedererscheinen der großen Trappe in England. Schon hielt man die große Trappe (Otis Tarda) seit Langem in England ausgerottet und nahm an, daß dieser weit durch Mitteleuropa verbreitete, aber immerhin nicht häufige große Vogel dort nur eine archäologische Merkwürdigkeit sei. Da trat er auf einmal Ende Januars im nördlichen Devonshire bei Braunton in der Nähe von Barnstaple in größerer Menge wieder auf; aber so unbekannt war dieser stattliche Vogel in England geworden, daß das North Devon Journal folgende Notiz bringen konnte: „Wildes Geflügel. Während der Weihnachtswoche kam ein Trupp von acht wilden Truthähnen in unsere Gegend und ließ sich auf einem Felde bei Croyde nieder. Sie wurden von Mr. William Ruich gesehen; er verfolgte sie und erlegte einen, der neun Pfund wog und sehr angestaunt wurde. Die anderen entflohen in westlicher Richtung." Im Februar wurden dann noch Trappen in den Grafschaften Middlesex, Northumberland, Wilts und Somerset gesehen und theilweise erlegt. Die englischen Naturforscher zerbrachen sich nun den Kopf darüber, woher der Vogel plötzlich gekommen sei und bringen den harten Winter, ja selbst den Krieg damit in Verbindung. Wenn auch schon seit langer Zeit ausgerottet, ist die Trappe doch immer von Zeit zu Zeit wieder jenseit des Canals aufgetreten. So 1798 und 1864 in der Nähe von Plymouth, 1851 bei Clovelly in Devon.

— Einbürgerung der Euphorbia prostrata auf Madeira. Diese kleine einjährige, auf Jamaica und Trinidad einheimische Pflanze wurde vor etwa zehn Jahren durch Zufall in einen 400 Fuß über dem Meere gelegenen Garten in Madeira eingeführt, und verbreitete sich von hier, da Boden und Klima ihr zusagten, schnell abwärts nach der Stadt Funchal, während auf den anderen Bergen, die von jenem, auf welchem die Euphorbia zuerst wuchs, durch tiefe Schluchten getrennt waren, das Unkraut gar nicht zu bemerken war. Unten in Funchal angekommen begann die Euphorbia ihren Rücklauf aufwärts auch an den anderen Bergen, und zwar schritt sie im Jahre durchschnittlich zehn Fuß vorwärts. Die scharfen spitzen Samen des Krautes heften sich leicht an die Kleider der Vorübergehenden und werden so weiter verschleppt. Jetzt ist die Euphorbia prostrata überall auf Madeira bis zu 500 Fuß Meereshöhe zu finden.

— Ein Pandit (Schriftgelehrter), Som Nath Makhardschya, Professor des Sanskrit, hat zu Dakka, in Bengalisprache eine Schrift drucken lassen, in welcher er gegen einen grundverderblichen Brauch seiner Landsleute eifert, nämlich gegen die Verheirathung der Kinder. Er weist nach, daß eine solche in den heiligen Büchern durchaus nicht geboten sei und eine große Menge von Uebelständen im Gefolge habe. Er sagt unter Anderm: „Zwei Drittel der jungen Leute, welche mit etwa sechszehn Jahren sich zur Prüfung für die Aufnahme an der Universität melden, sind verheirathet. Manche Knaben erhalten schon mit sieben oder acht Jahren eine Frau." Wie solle nun der junge Studiosus mit Eifer sich der Wissenschaft widmen können, wenn er für den Lebensunterhalt einer Familie sorgen müsse? Es sei dringend nothwendig, Reformen eintreten zu lassen.

— In Neuorleans sind 1870 am gelben Fieber 587 Menschen gestorben; die Gesammtzahl der Sterbefälle belief sich auf 7391; von den Gestorbenen haben 12 ein Alter von über 100 Jahren erreicht.

— Zu Canton im Staate Massachusetts ist die zwanzigjährige Lehrerin Etta Barston von vier hoffnungsvollen Yankeeknaben zu Tode gesteinigt worden. Die Blätter bezeichnen als „Mörder" James Cogswell, Jeremiah und Daniel Keilker und John Coffee.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger. Nr. 1.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Wir machen die geehrten Abonnenten des Globus darauf aufmerksam, daß wenn ihnen unsere Zeitschrift in der letztvergangenen Zeit hin und wieder unregelmäßig zugegangen ist, der Grund lediglich in den noch immer andauernden Störungen des Eisenbahnbetriebes liegt, Verzögerungen in der Expedition haben niemals stattgefunden.

Nach Wiederherstellung des regelmäßigen Betriebes der Eisenbahnen wird die Zusendung mit der frühern Promptheit wieder erfolgen können.

Braunschweig, im April 1871. Friedrich Vieweg und Sohn.

Neue Mittheilungen über die Thierwelt Neuseelands.

Die Fauna einer Insel zu betrachten, bietet ein ganz besonderes Interesse dar. Will man nicht annehmen, daß die auf derselben vorkommenden Thier- (und auch Pflanzenarten) von allem Ursprung an dort heimisch waren, also als wirkliche Aboriginer auftreten, so kann man nur an eine Einwanderung glauben. Nur auf dem Wege des Gehens, des Fliegens oder Schwimmens können dann die Thiere von einem Verbreitungscentrum aus nach der Insel gelangt sein. Je älter, geologisch genommen, eine Insel ist, um so mehr Arten kann man auf ihr antreffen, da die Zeit vorhanden war, daß allmälig auf dem Wege der Einwanderung mehr und mehr Arten sich auf ihr ansammelten. Je ferner von einem Continente gelegen, desto schwieriger wird aber die Besiedelung einer Insel mit neuen Arten sein, während andererseits durch diese Entfernung die einmal auf der Insel vorhandenen alten Arten, geschützt vor einwandernden, sie bedrohenden Feinden, um so länger ausdauern können. Eine solche Insel zeigt dadurch einen, so zu sagen, antediluvianischen Charakter, sie gemahnt im Habitus ihrer Thier- und Pflanzenwelt an vergangene geologische Epochen, wie denn z. B. Oswald Heer auf Madeira sich mitten hinein in die Tertiärzeit versetzt glaubte. Auch Neuseeland, das nur vor sehr langer Zeit einmal mit Australien vereinigt gewesen sein kann, zeigt einen solchen vorweltlichen Charakter. Es erinnert an eine geologische Vergangenheit auch in seinem landschaftlichen Charakter. „Im Innern der neuseeländischen Wälder," schreibt F. v. Hochstetter, „ist es düster und todt, weder bunte Schmetterlinge noch Vögel erfreuen das Auge oder geben Abwechselung; alles Thierleben scheint erstorben, und so sehr man sich auch nach dem Walde gesehnt, so begrüßt man doch mit wahrem Wonnegefühl nach tagelanger Wanderung durch diese düsteren und öden Wälder wieder das Tageslicht der offenen Landschaft."

Neuseelands Pflanzenwelt ist eine durchaus eigen geartete. Ist sie auch der des australischen Continents verwandt, so fehlen doch gerade dessen Charaktererscheinungen, während einzelne Pflanzengeschlechter an südamerikanische Typen erinnern. Aber noch eigenartiger ist die Thierwelt. Der Mangel an großen Vierfüßlern wird durch die insulare Lage zum Theil erklärt; auffallend ist nur, daß die wenigen Arten

auch in einer sehr geringen Anzahl von Individuen auftreten, so daß bisher die Naturforscher noch nicht einmal alle jene Thiere einsammeln konnten, welche die Maoris in ihrer Sprache mit besonderen Namen bezeichnen. Erst 1861 hat der Frankfurter Haast ein Thier aus dem Ottergeschlecht auf der Südinsel nachgewiesen, welches die Eingeborenen Waitoreke nennen. Von einheimischen Säugethieren besitzt außerdem Neuseeland noch zwei Fledermausarten, ferner die einheimische Ratte oder Kiore, welche von der aus Europa eingeführten Wanderratte allmälig vernichtet wird, und einen Hund, den Kararehe, von dem es überdies zweifelhaft, ob er ursprünglich eingeboren ist. Robben und Delphine, als schwimmende Säugethiere, kommen bei der Besprechung der heimischen Fauna nicht in Betracht. Sie finden sich in genügender Anzahl an den Küsten.

Anders ist es mit den Vögeln Neuseelands bestellt, die nicht nur verhältnißmäßig artenreich vertreten sind, sondern auch höchst merkwürdige, in ihrer Erscheinung einzige Typen hier aufweisen. Es kann nicht unser Zweck sein, das nahezu erschöpfte Capitel von den ausgerotteten Moaarten hier wieder zu besprechen; schon Hochstetter hat dasselbe ziemlich abgeschlossen. Aber die übrige Vogelwelt Neuseelands bietet noch Interessantes genug.

Nach einer Zusammenstellung von Dr. Otto Finsch in Bremen (Journal für Ornithologie 1870, S. 241) giebt es auf Neuseeland 155 Arten Vögel, davon sind über ein Drittel der Insel eigenthümlich. Aber was die Ornithologie Neuseelands noch besonders anziehend macht, ist, daß der größere Theil dieser 50 Arten zu 17 oder 18 anderweitig völlig unbekannten Geschlechtern gehört. Solche eigenthümliche Geschlechter sind z. B. Heteralocha, Strigops, Apteryx, Anarhynchus.

Durchaus eigenthümlich in seiner Art ist der Huia-Vogel (Heteralocha Gouldi). Es giebt kein anderes Vogelgeschlecht, bei welchem der Unterschied in der Bildung des Schnabels beider Geschlechter so groß ist, wie bei diesem,

Der Huia-Vogel Neuseelands. (Männchen mit dem kurzen, Weibchen mit dem langen Schnabel.)
Nach den im Londoner zoologischen Garten befindlichen Exemplaren gezeichnet.

wenn auch bei einigen Kolibrigeschlechtern, wie Grypus und Androdon, etwas Aehnliches eintritt. Beim Huia-Vogel ist das Männchen nämlich mit einem kurzen, das Weibchen dagegen mit einem über doppelt so langen, gekrümmten Schnabel versehen. Ein genügender Grund für diese eigenthümliche Abweichung von dem gewöhnlichen Gesetze, nach dem die Schnäbel beider Geschlechter gleichgestaltet sind, hat noch nicht aufgefunden werden können, und die bisher angenommene Erklärungsweise, daß das Männchen mit dem kurzen, stärkern Schnabel die Baumrinde entferne, unter welcher Larven und Insecten verborgen sind, während das Weibchen letztere mit dem langen Schnabel dann herausziehe, scheint doch zu gesucht. Im Londoner zoologischen Garten beobachtete man wenigstens, wie das Männchen sich die Larven selbst aus verfaulten Holzstücken hervorzog und sie verzehrte. Nach dem dort befindlichen Exemplare ist unsere Abbildung gezeichnet.

Ueberhaupt hat man im Londoner zoologischen Garten, dem reichsten in seiner Art, gute Gelegenheit gehabt, die seltenen neuseeländischen Vögel zu beobachten. P. L. Sclater, der bekannte englische Naturforscher, hat von Zeit zu Zeit über die dort vorhandenen neuseeländischen Thiere Berichte erstattet, denen wir die nachfolgenden Mittheilungen verdanken.

Längere Zeit hindurch war ein Erdpapagei oder Kakapo, wie die Maori ihn nennen, aus dem Districte Hokatika eine der größten Zierden des zoologischen Gartens. Dieser Strigops habroptilus ist ein nächtliches Thier; er hat in seiner ganzen Erscheinung etwas eulenartiges, wozu namentlich das breite Gesicht beiträgt; auch fliegt er kaum, da er nur kurze rudimentäre Flügel hat und, was damit im Zusammenhange steht, das Brustbein keine Kielentwickelung zeigt. Uebrigens ist er, wie auch die Abbildung nach dem Londoner Exemplare zeigt, ein echter Papagei in den wichtigsten Theilen seiner Structur; seine Nahrung ist rein vegetabilischer Art. Die Farbe des Kakapo ist glänzend grün,

mit Schwarz gesprenkelt, wodurch er der Moosdecke der neuseeländischen Wälder, in denen er lebt, außerordentlich ähnlich wird. Das schützt ihn denn vor Verfolgungen, und in der That wird dieser Vogel nur äußerst selten aufgefunden.

Ueber den **Kiwi** oder Apteryx, den „Schnepfenstrauß“ Neuseelands, ist schon viel geschrieben worden, und wir würden hier nicht auf ihn zurückkommen, hätten wir nicht, nach Sclater, einiges Neue mitzutheilen. Im December 1857 kam der erste lebende Kiwi nach London; es ist dies ein noch lebendes Weibchen, welches mehrere Jahre hinter einander außergewöhnlich große Eier legte. Das erste Ei wurde im Juni 1859 gelegt, und seitdem producirte dieser Kiwi regelmäßig im Frühjahr zwei Eier, eins einen Monat später als das andere. Das zuerst gelegte Ei des Apteryx wog $14^1/_2$ Unzen, also beinahe ein Pfund; es war glatt, schmutzig weiß von Farbe und hatte bei $4^3/_4$ Zoll (engl.) Länge $2^9/_{10}$ Zoll Breite. Da nun das Gewicht des ganzen Vogels nur 60 Unzen beträgt, so geht hieraus hervor, daß das Ei fast ein Viertel, so viel wie der Kiwi selbst wiegt, ein Beispiel, welches im ganzen Thierreich ohne Parallele ist. In den Jahren 1864 und 1865 erwarb man zu diesem Weibchen zwei Männchen. Das Weibchen fuhr, nachdem die Männchen zu ihm gebracht waren, mit Eierlegen fort, und man glaubte schon, eine junge Kiwigeneration in London züchten zu können, um so mehr, als das Männchen, wie dies ja bei Straußenvögeln üblich ist, zu brüten begann. Dieses Geschäft besorgte es, indem es sich rittlings über das große Ei hinwegsetzte, so daß dessen Länge mit der Achse seines Körpers parallel lief. Aber kein einziges Junges hat bisher in London das Licht erblickt; die Eier erschienen nämlich sämmtlich, wenn man sie später untersuchte, nicht befruchtet. Das einzige übrig gebliebene Männchen hatte sechs Wochen lang mit rühmlichem Eifer das Brütgeschäft besorgt und starb schließlich vor Erschöpfung, so daß gegenwärtig das alte Weibchen, welches 1857 nach London gebracht wurde, der einzige lebende Repräsentant seiner Art in Europa ist. Es gehört zu der Species Apteryx Mantelli. Im Jahre 1869 kam dazu noch ein Apteryx Oweni, welcher vom vorigen leicht durch geringere Größe, gefleckte Federn und ein weicheres, flaumigeres Gefieder unterschieden werden kann, sonst aber mit dem vorigen übereinstimmt.

Der neuseeländische Kakapo oder Erdpapagei.
Nach dem im zoologischen Garten zu London befindlichen Exemplare gezeichnet.

Neben diesen neuseeländischen Vögeln zeichnet sich ein eigenthümlicher Strandläufer oder Watvogel, Anarhynchus frontalis, aus. Das Ende seines Schnabels ist nämlich stets nach rechts gekrümmt. Diese Verkrümmung findet nicht etwa erst im spätern Alter beim ausgewachsenen Vogel statt, sondern ist bereits bei dem eben ausgekrochenen Thiere und selbst schon im Ei beim Embryo zu beobachten. Beispiele von dieser Unsymmetrie sind bei höher organisirten Thieren außerordentlich selten.

Was die Reptilien Neuseelands angeht, so fehlen Schildkröten, Krokodile und Schlangen gänzlich. Die am Wanganui aufgefundenen Landschildkröten sind unzweifelhaft von irgend einem Seefahrer an jenem Platze ausgesetzt worden. Den Eingeborenen waren die Thiere völlig fremd. Hervorragend unter den Reptilien ist die riesenhafte Tuatera-Eidechse (Sphenodon punctatum), die durch besondere zoologische Merkmale von allen anderen Eidechsen sich wesentlich unterscheidet, und die der Zoolog Dr. Günther deshalb auch zum Repräsentanten einer besondern Ordnung erhoben hat. Außer dieser riesigen Eidechse sind noch ein halbes Dutzend kleinere, welche zu den Familien der Scincidae und Geccotidae gehören, auf Neuseeland heimisch. Einige zeigen australischen Charakter, die meisten aber sind Neuseeland eigenthümlich.

Es giebt auf Neuseeland nur einen einzigen Frosch (Leiopelma Hochstetteri), und dieser vertritt gleichzeitig die ganze Classe der Batrachier. Noch auf den Fidschi-Inseln leben mehrere Frösche, weiter nach Osten in Polynesien sind sie aber gänzlich unbekannt.

Ist auch das umgebende Meer Neuseelands reich an Fischen, so sind diese doch in den Süßwasserseen und den Flüssen um so seltener. Zwei Formen verdienen indessen eine besondere Erwähnung, da sie auf einen Landzusammenhang, wenn auch in sehr früher Zeit, zwischen Südamerika und Australien vermittelst Neuseeland hindeuten. Diese sind Protrotoctes, ein Geschlecht, das zu einer Gruppe gehört, welches die Salmoniden unserer nördlichen Halbinsel repräsentirt, und Galaxias, zu einer den Hechten verwandten Fa-

milie gehörig, die sowohl in den Flüssen Australiens als in denen des antarktischen Amerikas verbreitet ist. Sehr nahe mit Galaxias verwandt ist eine kürzlich von Dr. Günther unter dem Namen Neochanna apoda beschriebene Form, der die Bauchflossen fehlen und die im Schlamme lebt. Der Fisch kommt nur auf Neuseeland vor.

Die Eigenthümlichkeiten der neuseeländischen Fauna, so weit sie die Landwirbelthiere angeht, charakterisirt Sclater schließlich folgendermaßen:

1) Es fehlen auf Neuseeland alle Landsäugethiere, ausgenommen zwei Arten Fledermäuse. (Sclater erwähnt Haast's Waitoreke gar nicht und hält Ratte und Hund für eingewandert. Was die Ratte betrifft, so möchte Sclater sich doch im Unrecht befinden. Die Maori betrachten sie bekanntlich recht eigentlich als ihre Ratte und sagen, nach Hochstetter: „Wie des weißen Mannes Ratte die einheimische Ratte vertrieben hat, so vertreibt die europäische Fliege unsere eigene. Der eingewanderte Klee tödtet unser Farnkraut und so werden die Maori verschwinden vor dem weißen Manne selbst.")

2) Neuseeland zählt eine lange Reihe von Vogelarten, die an keinem zweiten Orte wieder vorkommen. Dahin sind Arten der Gattungen Heteralocha, Nestor, Strigops, Apteryx und Anarhynchus zu rechnen.

3) Charakteristisch ist ferner die Abwesenheit der Reptilien, ausgenommen zwei Geschlechter von Eidechsen und des Sphenodon punctatum.

4) Batrachier fehlen; ausgenommen eine einzige Froschart, die Neuseeland eigenthümlich ist.

5) Süßwasserfische sind selten. Man kennt nur wenige Geschlechter, die theils australischen, theils antarktischen amerikanischen Formen verwandt sind.

Die Tuatera-Eidechse Neuseelands.

6) Bis in unsere Zeit hinein war die neuseeländische Fauna noch durch die jetzt ausgerotteten riesenhaften Moas (Dinornithidae) ausgezeichnet, welche gleichsam den Kasuar und Emu Neuhollands und Neuguineas auf Neuseeland vertreten.

An der Thier- und Pflanzenwelt Neuseelands erfüllt sich ein eigenes Verhängniß. Der Kampf ums Dasein ist dort lebhaft entbrannt, und die Ruhe, welche Thiere, Menschen und Pflanzen dort genossen, sie ist gestört, seit der europäische Mensch mit dem, was ihm aus dem Thier- und Pflanzenreiche anhängt, seinen Fuß auf den bis dahin jungfräulichen, gleichsam vorweltlichen Boden setzte. Unerbittlich geht der Vertilgungskampf seinen Weg; vor der jugendlichen Ausbreitungskraft europäischer Gewächse verschwinden die heimischen Pflanzen. Wie in dem Reiche der Pflanzen wird auch im Gebiete der Thierwelt der Racenkrieg geführt; eine Art nach der andern schwindet und macht neuen Platz; schon die Maoris, von denen wir wissen, daß sie in vergleichsweise neuer Zeit erst in Neuseeland auftraten, haben der Fauna ihres Landes ein verändertes Gepräge gegeben. Vieles rotteten sie aus, Anderes wurde erst durch sie eingeführt; der Typus der neuseeländischen Pflanzenwelt blieb dagegen in seinen Grundzügen ungeschmälert und unvermischt erhalten. „Die großen und jähen Wechsel," sagt Peschel, „erfolgten erst mit dem Erscheinen einer besondern Spielart des Menschengeschlechtes, des Homo europaeus, wenn man so sagen darf. Wie seine Cultur- und Schmarotzerpflanzen die einheimischen Gewächse verdrängen, wie seinen Zucht- und Schmarotzerthieren die einheimische Thierwelt weicht, so sterben auch die Spielarten des Menschengeschlechts aus, welche abgelegene Inseln oder Weltinseln lange Zeit friedlich oder nur bedroht von ihresgleichen bewohnten."

Hatten die alten Nordländer Kunde von einem offenen Polarmeer?

Von **Gisli Brynjulfsson.**

III.

Wir haben dem vorstehend mitgetheilten merkwürdigen Berichte nur einige wenige Bemerkungen hinzuzufügen. Bei der Mittheilung des Textes selbst ist hervorgehoben worden, daß die fragliche Reise muß im Jahre 1267 unternommen worden sein, nachdem die Berichte über die günstigen Eis- und Witterungsverhältnisse im hohen Norden im Vorjahre in ganz Südgrönland bekannt geworden waren; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß man in einem Sommer zwei Reisen von dort aus so weit nach Norden hinauf unternommen haben sollte. Daß aber die Expedition hauptfächlich unternommen wurde, um bisher unbekannte Gegenden kennen zu lernen und Kenntniß von deren Bewohnern zu erlangen, ist klar, und die mitgetheilten Beobachtungen über Sonnenhöhe und dergleichen beweisen zur Genüge, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe die Führer zu Werke gegangen sind. Um jedoch die Lage von Krogsfjordshaide genau zu bestimmen, sind ihre Beobachtungen, welche sich nur auf das Augenmaß gründeten, nicht hinlänglich, und man muß sich daher in dieser Hinsicht vornehmlich an die Beschreibungen der Oertlichkeiten halten. Allein auch diese sind von solcher Beschaffenheit, daß es unmöglich ist, sie für irgend eine andere bis jetzt bekannte Stelle passend zu finden, als für die Gegend am Smithssunde, denn gerade dort paßt Alles auf erstaunenswerthe Weise. Denn die große „Landnase" oder Halbinsel, welche zwischen dem 78. und 79. Grade gegen West hinausläuft und die östliche Seite an dem schmalen Eingange des Sundes bildet, muß Krogsfjordshaide sein, und von hier segelten also die alten Grönländer gegen Norden den Sund hinauf, welcher damals während des Sommers eisfrei gewesen sein muß, bis sie das Land im Süden aus dem Gesicht verloren. Sie müssen also etwa 30 bis 40 Meilen gesegelt sein, bis sie aus dem Kennedycanal hinaus in das offene Meer kamen, welches die Amerikaner gesehen haben wollen *).

Als die segelnden Grönländer auf dem Meere umkehren wollten, kam Südwind mit dicker, nebeliger Luft ihnen entgegen und nöthigte sie, auf dem unbekannten Meere ihre Fahrt fortzusetzen, wahrscheinlich nicht gerade gegen Nord, sondern eher gegen Nordost, und hier entdeckten sie, als sich der Himmel wieder klärte, viele Inseln, welche mit allerlei Jagdthieren gefüllt waren; doch konnten sie diese Eilande nicht betreten wegen der vielen Eisbären auf denselben.

Diese Angabe ist außerordentlich schlagend, wenn man bedenkt, daß sowohl C. Petersen, welcher den Dr. Kane als Dolmetsch begleitete, sowie auch Dr. Hayes berichtet, daß die Eskimos erzählten, nördlich außerhalb des Sundes sei offenes Wasser, in welchem eine große Insel läge, welche sie Omimasuk, d. h. Moschusochseninsel, nannten, und oberhalb welcher Alles mit Walrossen erfüllt sei. Bei dieser Insel oder diesen Inseln, von welchen die europäischen Reisenden bis jetzt nur haben erzählen hören, müssen also die alten Grönländer gewesen sein. Wenn man nun mit Sicherheit die Richtung kennte, welche sie eingeschlagen haben, oder die Schnelligkeit des Segelns, so würde sich deren Lage annäherungsweise bestimmen lassen. Es heißt nämlich in dem mitgetheilten Berichte, daß sie während dreier Tage zurücksegelten, bis sie südlich von Snäfell zu einigen Inseln kamen. Aber das kann wohl nicht füglich etwas Anderes gewesen sein, als der große Eisberg (Jökul) zwischen dem 79. und 80. Grade, welchen Kane Humboldtgletscher genannt hat, denn gerade südlich vor demselben liegen mehrere Inseln, welchen Kane Namen gab. Die alten Nordländer können also leicht berechnet haben, daß sie dreitägiges Segeln nach Nord oder Nordost bedurften, um zu denselben zu gelangen. Wenn der Leser nun einen Blick auf die Karte vom Smithssunde wirft, so wird ihm ohne Weiteres klar werden, daß auch darin die alten Berichte mit der Wirklichkeit übereinstimmen, denn von diesen Inseln konnte man mit gutem Rechte sagen, sie lägen eine lange „Dagsrouing" von Krogsfjordshaide gegen Südwest, wenn diese (wie wir annehmen) der äußere Theil von der großen Halbinsel sind, auf welcher nun Rensselaer Hafen und Port Foulke liegen.

Schließlich darf vielleicht noch bemerkt werden, daß die Benennung Krókssjardarheidi eine andere, nämlich Króksfjördr voraussetzt; aber wie die Karte zeigt, paßt dieser Name gerade ausgezeichnet gut auf den buchtenreichen und winkeligen Smithssund nördlich vom Hvalsund, und wir dürfen daher auch wohl annehmen, daß Króksfjördr bei den alten Grönländern der wirkliche Name gewesen sei, während sie die öde Küstenstrecke ganz richtig als Haide bezeichnet haben.

Als eine weitere Uebereinstimmung zwischen den alten isländischen und den neueren Berichten kann auch noch angeführt werden, daß die Nordländer auf ihrem Zuge gegen Norden dicker, nebeliger Luft begegneten; denn Dr. Kane bezeichnet gerade dieses als einen der Gründe für seine Annahme, daß es nördlich vom Kennedycanale ein offenes Meer gebe.

Und wenn dann noch weiter angeführt worden ist als Beweis dafür, daß sich die Eskimos viel weiter gegen Norden, als Kane gekommen ist, aufgehalten haben, weil sein Begleiter Morton in der Morrisbucht zwischen dem 80. und 81. Grade ein Stück von einem alten Schlitten fand, so geht der isländische Bericht in derselben Richtung nur noch weiter, indem nach Inhalt desselben die Nordländer Spuren gefunden haben, welche ihnen zeigten, daß die Eskimos noch viel höher gegen Norden an der Küste des offenen Meeres selbst oder auf den vor derselben liegenden Inseln gewohnt haben. Folgt man dieser Spur, so liegt es nahe, anzunehmen, daß sich das Land nördlich vom Kennedycanale wirklich gegen Osten umbiegt *), sowie daß von einander getrennte Eskimo-

*) Morton sah eine weite Strecke offenen Wassers, welche er dann dreistweg für „das offene Polarmeer" ausgab. Der Beweis für diese Yankeebehauptung fehlt, es läßt sich also weiter nichts auf sie begründen. A.

*) Wenn es in dem alten Berichte heißt, „daß sie gerade ein in die Meerbucht segelten", so deutet dies zunächst darauf, daß sie müssen Land gesehen haben entweder nördlich oder westlich. Das Wahrscheinlichste bleibt da wohl, an Grinnelsland zu denken, welches sich gegen den Pol verlängert, während es im Süden von einem meist offenen Meere bespült wird. Oder soll man sich eine noch weitere Verlängerung denken, welche sich bis zu Asiens nördlichstem Vorgebirge Sjewero-wostotschnoi erstreckt?

stämme an der offenen Küste wohl ihren Lebensunterhalt finden konnten. Vielleicht standen auch von hieraus die Eskimos in Verbindung mit den nördlichsten bekannten Niederlassungen auf Grönlands Ostküste, wo Scoresby auch Spuren von Wohnstätten gefunden haben wollte; ja wo die letzte deutsche Expedition mit der „Germania" Moschusochsen gesehen hat, während man sonst nur wußte, daß sich die Moschusochsen auf der Westseite der Baffinsbai aufhalten.

Auf diese Weise dürfte es als ausgemacht angesehen werden, daß Grönland wirklich gegen Norden umflossen ist und wäre es auch nur durch einen schmalen Sund, von einem möglicherweise näher und weiter gegen Osten gelegenen Lande getrennt. Die Moschusochsen dürften wohl über den Smithsund und dann längs einer Seeküste gegen Osten gewandert sein, während die alten Grönländer vielleicht Recht bekämen, daß ihre unwirthlichen Norddistricte nicht oder doch nicht immer unbewohnt gewesen seien.

Wenn gegen die Glaubwürdigkeit des ganzen Berichts eingewendet würde, daß der Smithssund bisher noch nie eisfrei getroffen worden sei, so kann doch dagegen bemerkt werden, daß Capitän Osborn anführt, im Sommer 1867 habe ein Walfischfänger Wells, nachdem er mit dem Schraubendampfer „Arctic" glücklich durch den Smithssund geschlüpft sei, mehrere Tage hinter einander auf einem offenen Meere gekreuzt. Außerdem können sich ja auch seit dem dreizehnten Jahrhundert die Eisverhältnisse um Grönland sehr verändert haben; oder, was wohl eben so möglich sein dürfte, die Verhältnisse können noch dieselben sein; aber man kann nur eine gegründete Aussicht, endlich eine günstige Gelegenheit zu treffen, gewinnen, wenn man, wie die alten Grönländer gethan, Jahr nach Jahr dieselben Gegenden, selbst wenn es nur mit geringen Mitteln und unvollkommener Ausrüstung geschähe, besucht und untersucht. Diese Rolle dürfte hauptsächlich dem Volke selbst zufallen; wenn daher erst einmal die dänischen Colonien in Grönland dem Handel und der Einwanderung freigegeben werden, so wird sich bald wieder in diesem Lande ein fester Stock von tüchtigen Nordfahrern bilden, welche besser als die meisten Anderen im Stande sein werden, zur Lösung der Nordpolfrage das Ihre beizutragen.

Nur eine mißverstandene Menschenliebe, natürlich wie immer, mit altem Schlendrian und Einzelinteresse verbunden, kann noch behaupten, daß man eine gute That vollbringt, wenn man Grönland stets nur als eine Versorgungsanstalt für hinsiechende Eskimos, welche man da schützen und hegen will, betrachtet, während tüchtigere Racen davon ausgeschlossen sind, auch diesen Fleck der Erde wieder so nützlich zu machen, mindestens für ihren eigenen Gebrauch, wie es doch schon einmal in der Vorzeit geschehen ist.

Es liegt nicht in der Absicht des Verfassers, diese Sache hier weiter zu verfolgen. Alles, was vorstehend angeführt worden, kann gewissermaßen als der alten Grönländer Testament für die übrige Welt betrachtet werden, bevor auch sie einer eingeschränkten und unwissenden Handelspolitik in der hanseatischen Periode zum Opfer fielen. Es klingt wie eine Grabesstimme aus großer und guter Zeit, als die Nordländer noch die Meere beherrschten, und kann vielleicht auch etwas dazu beitragen, die Aufmerksamkeit wieder auf den Smithssund hinzulenken, als denjenigen Weg, auf welchem am ehesten Hoffnung sein dürfte, weiter gen Norden hinauf zu gelangen, als es bisher einem Schiffe geglückt ist. Denn das ist jetzt gewiß, daß die alten nordischen Grönländer vor ungefähr 600 Jahren sehr wohl mit jenen Wegen nach Norden bekannt gewesen sind. — Der alte isländische Bericht hierüber ist endlich nach vieljährigem Vergessen wieder hervorgezogen worden, und das Uebrige kann wohl den Geographen und Nordpolfahrern ex professo, wie z. B. Petermann, Osborn, Hayes und Anderen, überlassen werden.

Nachschrift. Je mehr ich über die Sache nachgedacht, desto deutlicher ist es mir geworden, daß die Beantwortung vieler wichtiger Fragen, besonders was die Eisverhältnisse in den nördlichen Meeren betrifft, mit größter Hoffnung auf einen glücklichen Ausfall auf Grönlands noch unbekannter Nordküste gesucht werden muß, aber, wie es im Vorhergehenden wahrscheinlich gemacht ist, daß man dieselbe zu Schiffe zu erreichen suchen muß, was unter Benutzung günstiger Gelegenheit wohl möglich sein dürfte.

Im Jahre 1817, so berichtet Graah, als das Meereis zwischen Grönland und Spitzbergen wie auf einen Ruck auf einer Strecke von mehreren tausend Quadratmeilen verschwunden war, während es sonst jedes weitere Vordringen gegen den Nordpol verhindert und oft ganz südlich bis gegen Island hin liegt, in diesem Jahre war es auch merkwürdig, daß die Davisstraße und Baffinsbai gleichzeitig viel mehr als gewöhnlich mit Eise gefüllt waren, so daß das Fahrwasser sogar eine Zeitlang gänzlich für die Schifffahrt gesperrt erschien. Hieraus schließe ich, daß eine Wasserverbindung zwischen den nördlichen Gegenden im Osten und Westen Grönlands stattfinden müsse, so daß die Strömung bisweilen die Eismassen von der Strecke im Norden hinum nach Spitzbergen treiben kann, anstatt, wie gewöhnlich, südlich um das Land bei Cap Farewell vorbei. Dasselbe scheint mir auch aus dem Umstande hervorzugehen, daß der gefleckte Seehund — wie bekannt diejenige Species, welche im Frühjahr ihre Jungen in großen Massen auf das Eis zwischen Grönland und Spitzbergen legt und deshalb alljährlich von den Robbenfängern eifrig aufgesucht wird — auf der Westküste am weitesten gegen Nord wie gegen Süd gefunden wird, während er dagegen auf der ganzen zwischenliegenden Strecke seltener ist. Dieses deutet an, daß seine jährliche Wanderung von der Frühjahrswohnstätte just auf dieselbe Weise vorgeht, wie die des Eises selbst, das will sagen, sowohl südlich wie nördlich um Grönland, welches mithin auf dieser, d. h. Nordseite vom Meere umflossen sein muß.

Ueber dieses Alles und vieles Andere würde man vielleicht in Klarheit gelangen, wenn es glückte, durch den Smithssund bis zum östlichen Theile von Grönlands Nordküste vorzudringen, selbst wenn es nur mit einer wenig kostenden Bootexpedition geschähe, wie die in den Jahren 1828 bis 1831 von W. A. Graah mit so ausgezeichneter Tüchtigkeit um des südlichen Grönlands Ostküste geführte. Der natürlichste Ausgangspunkt für eine solche Expedition würde da immer Upernavik in Nordgrönland sein, und mir scheint es, daß es keinem Volke näher gelegt sei, eine solche in einer Zeit, wo so viele Andere wetteifern, Entdeckungen im nördlichen Eismeere zu machen, zu unternehmen, als gerade dem, welches einzig und allein im Besitze dieses vorzüglichsten Ausgangspunktes für alle solche Unternehmen ist. Auch kann ich durchaus nicht glauben, daß der Theil des jährlichen Ueberschusses vom königlich grönländischen Monopolhandel sich auf irgend eine Weise besser anwenden ließe, als gerade hierfür. Und jetzt, wo die dänische Fischereigesellschaft mit ihrer Auflösung beschäftigt ist, dürfte es wahrlich an Leuten nicht fehlen, welche Lust hätten, eine solche Expedition zu unternehmen, zumal viele schon in den vorhergehenden Jahren an die Beschäftigung im Eismeere gewöhnt worden sind.

Fischmusik bei Greytown.

r. d. Greytown oder San Juan del Norte, ein heruntergekommener kleiner Ort an der Mündung des San-Juan-Flusses in das Caraibische Meer, wird regelmäßig von den englischen Postdampfern besucht. Der Hafen selbst aber ist so versandet, daß die Schiffe zwei englische Meilen von der Stadt vor Anker gehen und dort ausladen müssen. So oft dort auch Capitän Charles Dennehy vom eisernen Postdampfer „Shannon" vor Anker ging, hörte er ein eigenthümliches Geräusch, das ihm viel Kopfzerbrechen machte. Im verflossenen Sommer berichtete er darüber an die englische Wochenschrift „Nature" etwa Folgendes:

Mit einer wunderbaren Pünktlichkeit begann jedesmal um Mitternacht ein sonderbares metallisches, vibrirendes Geräusch, und zwar so stark, daß der größere Theil der Schiffsmannschaft, er mochte noch so müde sein, dadurch erweckt wurde. Dieser Laut hielt volle zwei Stunden mit geringer Unterbrechung an. Er wurde zuerst vor einigen Jahren auf den eisernen Schiffen „Wye", „Tyne", „Eider" und „Danube" bemerkt; niemals aber vernahm man ihn an Bord der gekupferten Holzdampfer „Trent", „Thames", „Tamar" und „Solent". Erzählte man den Offizieren der letzteren von der wunderbaren Wassermusik, so erklärten sie dieses einfach für einen Scherz. Auf den eisernen Schiffen dagegen, welche fünf bis sechs Tage vor Greytown liegen blieben, hatte man Gelegenheit, sich näher mit dem Geräusch bekannt zu machen. Die Negermatrosen waren, als sie es zum ersten Male hörten, nicht wenig erschreckt, und dachten gleich an Geister; die englischen Matrosen dagegen erklärten den Trompetenfisch für die Ursache des Tönens. Aber, schreibt Capitän Dennehy, wie sollte dieses Geräusch von einem Fische stammen, da es nur an einem bestimmten Orte und zu bestimmten Stunden der Nacht gehört wird? An Bord ist Alles so still zwischen 2 und 4 Uhr, wie zwischen 12 und 2 Uhr; aber der Ton wird nur von 12 bis 2, nicht aber von 2 bis 4 Uhr gehört. Das Schiff selbst ist unzweifelhaft ein Hauptinstrument bei dieser Production; es ist in der That in ein großes Clavier verwandelt.

Leicht ist es nicht, den Ton selbst zu beschreiben, denn Jeder, der ihn gehört hat, giebt eine andere Beschreibung von demselben. Er ist musikalisch, metallisch, mit einer gewissen Cadenz, und wird am besten über den Kohlenlöchern, dem Maschinenraum und rings um die Außenseite des Dampfers gehört. Fixirt kann das Geräusch an einem bestimmten Punkte nicht werden, denn stets scheint es sich von dem Beobachter zu entfernen. Der eine sagt, der Ton gleiche dem Blasen auf einer großen Schnecke, ein zweiter vergleicht ihn der Aeolsharfe, der dritte dem Nachklingen einer großen Glocke, dem Sausen des Windes durch Telegraphendrähte ꝛc. Ruhiges Wasser und heiteres Wetter befördern seine Entwickelung. Das Plätschern des Wassers an den Planken des Fahrzeuges, die ferne Brandung am Ufer können mit dem Tone nicht verwechselt werden. Was hat dieses wunderbare Geräusch, fragt schließlich Capitän Dennehy, nun für einen Grund? Warum wird es nur bei Greytown gehört; warum nicht in den Häfen von Aspinwall, Porto Bello oder Cartagena, wo doch die Verhältnisse ganz ähnliche sind?

Wie es bei solchen Anfragen in England stets zu gehen pflegt, erhielt Capitän Dennehy verschiedene Antworten. Wir berücksichtigen hier nur jene von C. Kingsley, welche am besten der Sache auf den Grund geht, und erinnern daran, daß der „Globus" (VIII, S. 21) einen Bericht über die Wassermusik bei Borneo nach niederländischen Quellen brachte. Kingsley gesteht zu, daß es auffallend sei, daß das Geräusch nur zu bestimmten Stunden und auf eisernen Schiffen gehört werde; über die Ursache desselben könnte jedoch keinerlei Zweifel bestehen. Er selbst hörte den Lärm auf der Insel Monos in den nördlichen Bocas von Trinidad, und zwar sowohl um Mitternacht als gegen Morgen. In beiden Fällen war die See ruhig, und weder Wind noch Brandung konnte ihn hervorgebracht haben; er vergleicht ihn mit den Dampfstößen der Locomotive, die man aus der Ferne hört. Die Eingeborenen erzählten ihm, daß dieser Lärm von einem Fische stamme. Der Fisch wurde Kingsley gebracht, und es stellte sich heraus, daß es die in den westindischen Gewässern häufige Fistularia tabacaria sei, die man deutsch als Flötenmaul bezeichnet. Das Geräusch wird in den Bocas, ebenso bei Point a Pitre (Guadeloupe) häufig gehört. Ein Engländer, Joseph, der eine Schrift über Trinidad veröffentlicht hat, lag dort mit einem hölzernen Schooner vor Anker. Er berichtet: Gerade unter dem Schiffe hörte ich einen tiefen und angenehmen Ton, gleich jenem von tausend Aeolsharfen; er hörte auf und wurde von verschiedenen einzelnen Tönen abgelöst, die wie chinesische Gongschläge unter Wasser klangen. Er stammt von drei Arten Trompetenfischen, „welche ihre Trompete an den Boden des Schiffes oder einen Felsen befestigen." Nach der Beschreibung, die Joseph von diesen Fischen giebt — er erwähnt den peitschenförmigen Schwanz —, kann nur die Fistularia gemeint sein. Der eigentliche Trompetenfisch (Centriscus scolopax) kommt in Westindien nicht vor. Zu den musikalischen Fischen zählen auch verschiedene Pogonias- und Labrus-

Flötenmaul.

Arten. (— Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß die Fischmusik auch an der Küste von Ecuador, also an der Westseite Südamerikas, namentlich bei Manta, mehrfach beobachtet worden ist. Die Anwohner des Gestades und die Fischer überhaupt seien an dieselbe dermaßen gewöhnt, daß sie nichts Auffallendes an derselben finden. A. —)

Aus der Literatur des Nihilismus.

Kritische Beleuchtung des Tschernyschefsky'schen Romans: „Was thun?" (Что дѣлать?)

Von **D. K. Schedo-Ferroti.**

IV.

6.

Der geehrte Leser, der mir bis hierher gefolgt, vergönnt mir wohl die Frage zu wiederholen, mit der ich die Einleitung geschlossen: ist das, was wir eben zusammen gelesen, ein gefährliches Buch, d. h. ein solches, das den Leser zur Annahme der darin empfohlenen Grundsätze bewegen und ihn reizen könnte, die darin geschilderte Lebensweise zu wählen? Mir scheint die Frage mit „Nein" beantwortet werden zu müssen. Unmoralisch ist das Buch jedenfalls, langweilig sehr oft, schmutzig bisweilen, unsinnig durchgehends, aber gefährlich nie.

Wenn man die Summe der darin aufgestellten Maximen zieht, so findet sich, daß sie die Herstellung der sogenannten „absoluten Freiheit" des Menschen befürworten, die leicht zu erzielen wäre, indem man sämmtliche Gesetze abschaffte und Jeden thun ließe, was er will, wodurch das Verbrechen und die Sünde vom Erdball verschwinden würden. Kein Gesetz, — folglich keine Uebertretung, kein Vergehen; kein Gebot, — folglich keine Nichterfüllung, keine Sünde!

Diese Idee einer absoluten Freiheit, sowie auch die andere, welche Herr Tschernyschefsky aufgestellt, ist durchaus nicht neu, sondern schon vielfach angeregt worden. Was den Vertheidigern dieser Idee besonders lockend erscheint, ist der Gedanke an das Recht, das Jeder haben würde, zu handeln „wie ihm beliebt"; sie vergessen aber, daß nie ein Recht bedingungslos dastehen kann und immer mit einer Verpflichtung verbunden ist, der Verpflichtung, die Rechte Anderer zu respectiren. Die absolute Freiheit würde diejenige sein, die der Einsiedler in seiner Hütte genießt. — Sobald auch nur zwei Menschen zusammen wohnen, müssen die Rechte des einen schon gewisse Grenzen für die freie Handlungsweise des andern ziehen; diese Grenzen werden aber nothwendiger Weise um so enger, als die Zahl der zu wahrenden Rechte und Interessen zunimmt, d. h. als die zum gesellschaftlichen Verbande gehörige Menge anwächst. Wo und in welchen Verhältnissen Menschen zusammen leben mögen, es muß nothwendig eine Uebereinkunft zwischen ihnen stattfinden über das, was Jeder thun darf, ohne dem Andern störend zu werden, und eine solche Uebereinkunft (auf welchem Wege sie auch zu Stande käme) nennt man das Gesetz; das Gesetz aber, gerade weil es die Freiheit Aller sichert, muß der Freiheit und dem willkürlichen Handeln des Einzelnen gewisse Grenzen ziehen. Es ist also diese Lehre von dem Handeln eines Jeden „wie er will" nichts anderes als ein „absoluter Unsinn", und mithin die Basis des ganzen darauf fußenden Ideenganges eine schiefe und unhaltbare.

Das erste, was dem „Reformator" als dem Fortschritt hinderlich erscheint und abgeschafft werden müßte, ist der Familienverband.

Diese Idee ist auch nicht neu; nur sucht Herr Tschernyschefsky sie dadurch zu rechtfertigen, daß er die Eltern, und besonders die Mütter, in seiner Erzählung mit den schwärzesten Farben malt. Wéra's Mutter ist eine gemeine, eigennützige, habgierige Natur. Die Mutter des Gardeoffiziers Storéschnikoff, obwohl gebildeter, steht jener in niederer Denkungsweise durchaus nicht nach. Lopuchoff's Mutter lebt noch, denn er unternimmt eine Reise zu seinen Eltern, im Plural, erwähnt aber seiner Mutter mit keinem Worte der Hochachtung oder Anhänglichkeit. Rachmétoff's Lebensgeschichte ist mit großer Ausführlichkeit erzählt, doch seiner Mutter nicht mit einem Worte erwähnt. Von Katherine's Mutter weiß man nur, daß sie die Tochter eines Kaufmanns war, und von Kirsanoff's Mutter weiß man gar nichts.

Also von den Müttern der sechs Hauptpersonen des „Lebensbildes" sind zwei ganz abscheuliche Wesen, und die vier anderen sind in dem Grade unbedeutend, daß sie in der Lebensgeschichte ihrer Kinder gar keine Stelle haben.

Welch dunkles Bild, und welchen tiefen entmuthigenden Einblick gewährt das in das Gemüths- und Seelenleben des Autors! Was müssen das für Jugenderinnerungen sein, aus denen nicht ein freundlicher Zug vom Bilde der Mutter nachgeblieben, wo nicht einmal das wehmüthige Gefühl herauftaucht, wie wohlthuend die selbstentbehrte Mutterpflege auf die jungen Wesen wirken muß, denen sie zu Theil wird!

In welchem Grade unpoetisch und gesellschaftlich zwecklos dem Autor die Mutterpflichten erscheinen, erhellt daraus, daß die beiden idealen Frauen, die er uns vorführt, in all ihrem Thun und Denken genau beschrieben sind, mit Ausnahme ihrer Regungen als Mütter.

Wéra hat einen Sohn, von dem nichts weiter gesagt ist, als daß er „Mitia" heißt, und daß sie ihn auf dem Schooße hält (S. 368). Katherine, wie auf Seite 463 mit genau fünf Worten angedeutet ist, „hat denn auch ein Kind", von dem man aber nicht einmal erfährt, ob es getauft ist und ob die Mutter es jemals auf den Schooß genommen hat.

Und das soll ein Lebensbild sein, eine Schilderung der Zustände, wie sie theilweise schon in Rußland bestehen und wie sie ad maximam Rutheniae gloriam sich mit der Zeit noch mehr entwickeln werden! Das soll ein gefährliches Buch sein, das durch die Wahrheit der aufgestellten Figuren und das Lockende der beschriebenen Persönlichkeiten den Leser

hinreißt und ihn anreizt, sich mit dergleichen Persönlichkeiten umgeben oder gar ihnen gleichen zu wollen! Stellen wir uns das Buch in ganz jugendlichen Händen vor, in den Händen eines Gymnasiasten und seiner ältern vor Jahresfrist verheiratheten Schwester, und in 99 Fällen unter 100 werden die jungen Leser den Band entrüstet bei Seite schieben. Wenn sie nicht beide ganz verderbte Naturen sind, so wird der Knabe ausrufen: so ist denn doch meine gute, aufopfernde Mutter nie gewesen, während die junge Frau ihr Erstgeborenes an den Busen drücken und sich sagen wird: Nein! eine solche Mutter könnte ich niemals werden!!

Wie oben in der Frage über die Nutzlosigkeit sämmtlicher Gesetze, so hat auch hier der Autor fehlgegriffen, weil er nicht lebende Menschen, sondern verschobene Phantasiebilder hinstellt. Dort nimmt er an, daß die Männer ohne Leidenschaft, hier, daß die Frauen ohne Mutterliebe sind. Beides ist im Widerspruch mit der innersten Natur des Menschen, und doch ist auf diese beiden Hypothesen das ganze Gebäude seiner „zukünftigen Zustände“ erbaut.

Was den Herrn Tschernyschefsky besonders beschäftigt zu haben scheint, sind die Unbilden und Leiden, die durch die Eifersucht in die Welt kommen. Der lange und eingehende Vortrag seines Haupthelden, des Studenten Rachmétoff, beweist, wie wichtig ihm diese Frage erscheint, und wenn er auf Abschaffung der Ehe und Einführung der freien, jeden Augenblick löslichen Liebesverhältnisse dringt, so geschieht dies in der Annahme, daß damit das „verkehrte und verfälschte“ (испоженное и фальшивое, S. 310) Gefühl, das man die Eifersucht nennt, gänzlich aus „der höher entwickelten Gesellschaft“ verschwinden würde.

Sollte dieser Satz und die daraus entstehende Perspective einer friedlich liebenden, für immer eifersuchtsfreien Menschheit einen jungen Leser, z. B. einen jungen Studenten im Alter des „barkenziehenden“ Rachmétoff, verführen können? Ich glaube kaum; denn wenn er auch nur einen Augenblick darüber nachdenken will, wird er sich sagen müssen, daß die Eifersucht nicht eine Folge der Ehe, wohl aber die des besondern Werthes ist, den man auf die Fortdauer der Gegenliebe legt, von der angenommen wird, daß sie der Beweggrund der Ehe war. Wo absolut keine Liebe vorhanden, giebt es auch keine Eifersucht; wo aber Liebe, und zwar einseitige Liebe existirt, da wird es immer das Gefühl des Schmerzes über versagte Gegenliebe geben, da wird immer, bald in wilder, bald in verzichtender Form, sich die Eifersucht zeigen.

Was die Ehe und die darauf bezüglichen Civilgesetze zu Wege gebracht haben, ist nichts weiter, als daß sie gewisse Fälle bedingen, in denen die Aeußerungen der Eifersucht sich auf dem Rechtsboden bewegen können. Dieses Recht, sich eifersüchtig zu zeigen, würde in Herrn Tschernyschefsky's Weltordnung wegfallen, durchaus aber nicht die Eifersucht selbst, die leider ein ebenso unveräußerliches Attribut des ganzen Menschengeschlechtes ist, wie ihr Vater der Egoismus und ihre Mutter die Eitelkeit, und so würden die Leiden und Unbilden, die die Eifersucht schafft, um Nichts geringer, wohl aber die Aeußerungen derselben um Vieles roher und wilder in ihren Formen werden. Statt wie die jetzt heimlich gewagten weiblichen Rechtsüberschreitungen hin und wieder einmal zu einem Proceß oder einem Pistolenduell zu führen, würden alsdann die öffentlichen Rechtsausübungen im Felde der weiblichen Wahlfreiheit die Geschädigten zum naturgemäßen Boxen gegen die Bevorzugten treiben, und zwar nicht ausnahmsweise, sondern täglich, wie wir das unter den Büffeln und Hirschen und anderen in Herden lebenden Thieren sehen. Daß die Menschheit dabei Nichts zu gewinnen hat, würde der junge Leser gewiß selber einsehen, und wohl schwerlich die Zeiten der „freien Liebe“ herbeiwünschen, zumal wenn er sich recht lebhaft vorstellte, wie ihm zu Muthe sein würde, wenn verehrte oder ihm nahestehende Personen, seine noch jugendliche Mutter oder seine Schwestern, von diesem Rechte der unverholenen freien Liebeswahl Gebrauch machen sollten.

Daß Herr Tschernyschefsky die seit lange anhängige „Arbeiterfrage“, die Schlichtung des Streites zwischen Capital und Arbeitskraft, nicht übergehen konnte, ist ganz selbstverständlich. Was er darüber sagt, ist auch wieder durchaus nicht neu und zeichnet sich von den anderwärtig ausgesprochenen Vorschlägen nur dadurch aus, daß sein Project um etwas ungereimter ist als die früher aufgestellten.

Um das Capital mit der Arbeitskraft zu versöhnen, hat man vorgeschlagen, beide, d. h. Capital und Arbeitskraft, in ein und denselben Händen zu vereinigen, also, mit anderen Worten, durch Association das zu schaffende Unternehmen aus den Geldmitteln (will sagen Ersparnissen) der Arbeiter selbst herzustellen, so daß diese zu Collectivbesitzern des Unternehmens werden und folglich nicht mehr gegen die Unterdrückung von Seiten des Capitals zu kämpfen haben, sondern einmüthig zur Vermehrung desselben als ihres eigenen Reichthums beitragen können. Vom theoretischen Standpunkte ist dagegen wenig einzuwenden; in der Praxis findet sich aber die gewaltige Schwierigkeit, daß die ärmeren Arbeiter nicht die Mittel besitzen, ein größeres Etablissement zu begründen, und die reicheren nicht darauf eingehen, ihr sauer erworbenes Geld in einem Collectivunternehmen zu riskiren, und es vorziehen, nach wie vor in solchen Fabriken, Hüttenwerken u. s. w. zu arbeiten, wo das Risico dem Unternehmer des Geschäftes, d. h. dem Capital, anheimfällt.

Diese praktische Seite des Projectes ist von den Vorkämpfern in der Arbeiterfrage meistens mit Stillschweigen übergangen worden, indem sie die Frage: wer soll und hauptsächlich wer kann den Verlust tragen, wenn das Collectivunternehmen mißlingt? unbeantwortet gelassen. Herr Tschernyschefsky macht sich die Sache viel leichter und löst die Frage durch eine unlogische Supposition. Sein Mustercapitalist, Wéra Pavlovna, übernimmt das Risico im Falle eines Mißlingens, denn sie richtet die Nähewerkstatt aus ihren eigenen Mitteln her, miethet ein Local, schafft Möbeln, Hausgeräth und wohl auch Arbeitsmaterial für Baar oder auf ihren Credit an, und als Alles fertig ist, invitirt sie ihre Arbeiterinnen, den Gewinn mit ihr zu gleichen Quoten zu theilen. Wenn das als ein Zug wohlthätiger Aufopferung hingestellt wäre, so könnte man ihn nur der Nachahmung empfehlen; so hat es aber der Autor durchaus nicht gemeint. In seinen Augen ist die Gründungsweise jener Nähewerkstatt kein Act der Wohlthätigkeit; es ist ein mercantiles Geschäft, das als Muster dasteht für die Art und Weise, wie dergleichen Geschäfte „in nicht zu ferner Zukunft“ gehandhabt sein werden; was ungefähr eben so logisch ist als der Vorschlag, ein Assecuranzgeschäft zu gründen, welches das Risico für Feuerschäden, Hagelschlag u. s. w. übernimmt, ohne daß die Assecurirten irgend etwas in die Casse der Gesellschaft zu zahlen hätten.

Wie unhaltbar und der innersten Natur des Menschen widersprechend die Reformvorschläge des Herrn Tschernyschefsky mir und wohl auch der Mehrzahl meiner Leser erscheinen mögen, so ist es doch ganz natürlich, daß sie ihm selber besonders empfehlungswerth vorkamen, so daß er sich gedrungen fühlte, zu einer unschuldigen und nicht ungeschickten Kriegslist zu greifen, um in die Intelligenzen seiner jungen Leser Bresche zu schießen. Das etwas sterile Feld der trocknen Principienaufstellung verlassend, tritt er in das Gebiet der praktischen Anwendung der Grundsätze, die er

predigt, um seinen Jüngern die verführerische Perspective zu zeigen von dem glücklichen Leben, das ihrer wartet, wenn sie seine Ansichten zu den ihrigen machen.

Hier ist nicht ohne Lob zu bemerken, daß bei Gelegenheit dieser Entwickelung der Consequenzen seiner Grundsätze Herr Tschernyschefsky zum ersten Male logisch wird. Mit großem Scharfsinn erkennt er, daß die gegenwärtig bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, die jetzt üblichen geselligen Vergnügungen, die bis Dato bekannten Familienfreuden unter der Wucht seiner großartigen Weltanschauungen zusammenstürzen und „einer andern Ordnung der Dinge“, anderen Freuden, anderen Genüssen Platz machen müssen. Diese „neue Ordnung der Dinge“, dieses neue Gemüths- und Seelenleben wird von ihm besonders eingehend beschrieben und dem Leser als lobendes Beispiel vorgeführt, um ihn durchfühlen zu lassen: Siehe was dir beschieden ist, wenn du mit mir für den Umsturz der Gesetze, die freie Liebe und die Ausrottung der großen Capitalien kämpfen willst.

So ist das Bild entstanden von der Lebensweise der beiden Heldinnen des Romanes nach ihrer glücklichen Verheirathung; ein Bild, das insofern ein Meisterstück ist, als der Leser sich jeden Augenblick sagen muß: nur so und nicht anders könnte sich das Leben gestalten unter dem „Regime“ der unbeschränkten gegenseitigen Wahlfreiheit.

Dieses ungenirte Ein- und Ausgehen, dieses lustige, wenn auch etwas rohe Treiben, diese Brüllconcerte, diese Schlittenfahrten mit obligatem Schneewerfen, das scheint alles nach dem Leben gezeichnet; und man muß dem Autor die Gerechtigkeit widerfahren lassen: er hat ein treffend ähnliches Bild geschaffen. Ob dies Bild ein lockendes und verführerisches ist und den Leser zum Ausrufe verleitet: ja, so möchte ich auch leben! — das ist eine andere Frage.

Denken wir uns das Buch wiederum in den Händen von ein Paar recht jugendlichen Lesern, z. B. eines Studenten und seiner Schwester, und fragen wir uns: welchen Eindruck jene Beschreibung „des höchsten der gegenwärtigen Generation erreichbaren Glückes“ auf sie machen wird?

Wenn der Studiosus nicht von Natur bornirt oder durch liederliche Gesellschaft völlig verflacht ist, so kann ihn der Gedanke, sein ganzes Leben in der Weise zuzubringen, wie die Tage und Abende im Hause der „Musterwirthschaft“ geschildert werden, unmöglich ansprechen. Ich sage „sein ganzes Leben“, denn das Glück in der Form, wie es der Autor beschreibt, soll ja nicht nur der Jugend, es soll dem reifern, ja sogar dem Greisenalter genügen. Gleich den jungen Leuten, die ins Haus kommen, sind die beiden Hausherren und selbst der siebenzigjährige Schwiegervater des Amerikaners als vollkommen zufriedene Menschen hingestellt, mithin der Satz etablirt: So leben und so sterben, ist das höchste Glück auf Erden. Hiernach eröffnen sich dem jungen Leser, dessen Eindrücke wir zu errathen versuchen, folgende Perspective:

So lange er noch Student ist, erwartet ihn das Vergnügen, seine Abende im Hause eines beliebten Professors, wie Kirsanoff war, mit dessen Gemahlin und anderen Studenten singend und theetrinkend zu verbringen. Später, wenn er selbst Professor, Fabrikdirector oder sonst etwas geworden und „eine Wittwe“ gefunden, die ihn „mit vollkommener Sachkenntniß“ liebt und die er — um der Vorurtheile der Welt halber — geheirathet hat, erwartet ihn das Vergnügen, sein Haus voller Studenten zu sehen, die ihre Abende mit seiner Gemahlin singend und theetrinkend verbringen. Noch später, wenn das Alter sein Haar gebleicht und das Schicksal ihn zum Wittwer gemacht, selbst wenn ihm Niemand nachgeblieben als eine verheirathete Tochter, erwartet ihn das Vergnügen, das Haus seines Schwiegersohnes voller Studenten zu sehen, die mit dessen Gemahlin ihre Abende singend und theetrinkend verbringen.

Ich müßte sehr irren, oder unser junger Leser würde in seiner Einbildungskraft denn doch ein anziehenderes Ideal finden als das von Herrn Tschernyschefsky aufgestellte, und sich sagen: Wenn das das Höchste ist, was „die neue Ordnung der Dinge“ an Lebensgenuß bietet, so ist es einfacher und sicherer, bei der „bestehenden Ordnung“ zu verbleiben!

Was die jugendliche Leserin betrifft, so scheint mir ihr Urtheil noch um Vieles leichter vorauszubestimmen. Es ist unmöglich, absolut unmöglich, daß ein unbeflecktes Mädchen oder eine junge, unbescholtene Frau bei der Beschreibung des Treibens in der „Musterwirthschaft“ nicht ein Gefühl des Widerwillens, ich möchte fast sagen des Ekels empfinden. Kann man sich etwas Unästhetischeres, Unweiblicheres denken, als diese beiden Frauen, die einander gegenübersitzen, jede mit einem Dutzend Studenten hinter ihrem Stuhle, und die mit überangestrengter Lunge einander anheulen? Kann man sich etwas Abstoßenderes, Naturwidrigeres vorstellen, als die hochgefeierte Wéra, die Mutter des armen kleinen Mitia, der die Erziehung ihres Kindes so wenig Reiz und Beschäftigung bietet, daß sie aus Langerweile, und um doch etwas zu thun zu haben, auf den Gedanken kommt, Medicin zu studiren und Latein zu lernen? Kann man sich etwas Hohleres, Geist- und Gemüthsloseres ausmalen, als dies wüste Treiben mit den Studenten, die man in den Winkel stellt, und dem „unbegrenzten Jubel“, wenn es gelang, den ernsten Hausherrn auch hineinzubringen?

Wo ist die Jungfrau, die hier das Ideal erkennt, das sie sich vom Lebensglücke gemacht hat, die überzeugt ausruft: ja, so möchte ich leben! Es muß doch herrlich sein, eine offene Studentenherberge zu halten, und um das zu erlangen, ist kein Opfer zu groß, weder das der uns angeborenen Schamhaftigkeit, noch das der uns nie verlassenden Mutterliebe!

Sollte sich wirklich Eine finden, die so denkt, so ist sie bereits verderbt und bedarf keines Antriebes, um es zu werden. Die Anderen wird Herr Tschernyschefsky schwerlich zu seinen Principien bekehren!

Für und wider die Steinzeit in Aegypten.

r. d. Die Frage nach einem prähistorischen Steinalter in Aegypten ist von hervorragendem Interesse, handelt es sich doch hier um eine Vorgeschichte gerade des ältesten Culturreichs, das wir kennen. Was man bisher in Aegypten fand an menschlichen Werken, gehörte Alles der geschichtlichen Zeit an, und von den ältesten Denkmälern konnte man ihren Ursprung nachweisen. Alle Anzeichen einer prähistorischen Periode schienen zu fehlen.

Da machte es um so mehr Aufsehen, als zwei Franzosen, E. Hamy und F. Lenormant, im Herbste des Jahres 1869 plötzlich den Nachweis von dem Vorhandensein eines Steinzeitalters in Aegypten antraten, von dem sie sich durch Entdeckung einer altägyptischen vorgeschichtlichen Fabrik von Steingeräthen überzeugt haben wollten. Quatrefages, Würtz und andere Franzosen, die gleichzeitig mit jenen beiden in Aegypten weilten, bestätigten ebenfalls das Vorkommen der Steingeräthe. In der Sitzung der Académie des sciences vom 22. November 1869 wurde der Bericht Hamy's und Lenormant's verlesen. Aus demselben geht hervor, daß das von ihnen aufgefundene „Atelier aus der neolitischen Periode“ auf der Hochebene gelegen ist, welche zwischen dem Thale Biban-el-Moluk und den Höhenzügen sich ausdehnt, auf denen die pharaonischen Baudenkmäler Deir-el-Bahari sich erheben, also am rechten Nilufer, unfern des Karawanenausgangspunktes Korosko. Dort sahen die Franzosen „eine unzählige Menge von durch Menschenhände zugerichteten Feuersteinen, welche auf dem Boden in einer Fläche von mehr als 100 Quadratmetern zerstreut liegen. Diese bearbeiteten Steine sind von der bekannten Gestalt, welche man Pfeil- und Lanzenspitzen, Beile, Messer, Bohrer, Nuclei — Steine, von denen die Werkzeuge abgeschlagen sind — nennt. Unzweifelhaft rühren sie von einer vorgeschichtlichen Fabrikation her.“

So weit die Franzosen. Natürlich verfehlte die Entdeckung nicht, großes Aufsehen zu machen, und vor Allem nahmen die Aegyptologen sich der Sache an, denen darum zu thun sein mußte, zu erfahren, ob ihre alten Aegypter im Nilthale noch ältere Vorgänger gehabt hätten, von denen die alten Schriftdenkmäler nichts zu berichten wußten. In Deutschland ist denn auch die Annahme Hamy's und Lenormant's auf entschiedenen Widerspruch gestoßen, zumal von Seiten Lepsius' und ganz kürzlich von Georg Ebers (Zeitschrift für ägyptische Sprache u. s. w. Januar und Februar 1871, S. 17). Der Letztere hat, noch ehe er Kunde von der Entdeckung der beiden Franzosen hatte, dem Vorkommen eines prähistorischen Zeitalters in Aegypten seine Aufmerksamkeit zugewandt, und ist an Ort und Stelle zu einem negativen Ergebniß gelangt.

Das „Atelier“ Hamy's und Lenormant's ist von Ebers nicht gesehen worden, doch fand er bei El Kub (rechtes Nilufer zwischen Esneh und Edfu) viele Silexstücke in jeder Form, ganz so wie die Franzosen sie abbilden. Dergleichen sah er an ganz wasserlosen Stellen der Arabia Peträa, wo Hunderte von Quadratmetern mit eben solchen Feuersteingeräthen bedeckt waren. Ebers schrieb damals im Wadi Hamara zwischen Wadi Werdan und Wadi Ghurundel (Sinaihalbinsel) in sein Tagebuch: „Es liegen hier Silexstücke und scharfe Feuersteinsplitter in so eigenthümlichen Formen und in solchen Mengen, daß man leicht an eine Fabrik denken und aus der Masse Schalen, Messer, ja auch Pfeilspitzen heraussuchen kann.“ Er dachte dabei aber nicht im geringsten an einen künstlichen Ursprung dieser Fragmente. Im Gegentheil, es erschien widersinnig, in der bezeichneten, jedem Menschenleben feindlichen Gegend an ausgedehnte Steingeräthefabriken zu denken. Die Arabia Peträa war niemals bevölkert genug, um das Vorhandensein solcher Riesenfabrik gerade dort zu erklären, und die Aegypter brauchten, wenn sie wirklich ein vorhistorisches Zeitalter im Nilthale besaßen, dasjenige nicht aus der Ferne zu holen, was ihnen zu beiden Seiten ihres Fruchtlandes die arabische und libysche Wüste so reichlich bot. Daß man übrigens, fährt Ebers fort, als die Bronze und das Eisen den Aegyptern längst bekannt waren, gut gearbeitete Steininstrumente am Nil gebrauchte, ist vollkommen richtig. Die alten Aegypter, welche frühzeitig die Beschneidung einführten, übten diese mit Steinmessern aus, und zwar hatten sie einen guten Grund dazu, da ein Bronzemesser in der That schwere, ein scharfer Stein leicht heilende Wunden schneidet. „Es ist kein anderes Steingeräth, als das von den Chirurgen gebrauchte dem bronzenen vorgezogene Instrument bei den Juden und Aegyptern nachweisbar.“ Auch unter den Hieroglyphenzeichen vermag Ebers kein Steingeräth nach Form und Farbe nachzuweisen. Wohl sind Messer, Schwerter, Sägen, Hämmer leicht kenntlich dargestellt, aber sie werden entweder roth (Kupfer), grün (Bronze) oder selten blau (Eisen) dargestellt. Die dargestellten Pfeil- und Lanzenspitzen sind so scharf und mit solchen Widerhaken versehen, daß kein Gedanke an ihre Verfertigung aus Stein aufkommen kann.

„Die Verwendung des scharfen Feuersteingeräths tritt hier nicht als primitiver Versuch des Urmenschen auf, Nägel und Zähne mit Objecten aus seiner Umgebungswelt beim Kampf um das Dasein zu unterstützen, sondern vielmehr als mühsam erworbene Errungenschaft des Culturmenschen, der durch Vergleichung und Erfahrung dahin gelangt ist, in dem Steine das beste Instrument für einen gewissen feinen Gebrauch zu erkennen. Der Mensch im Steinzeitalter behaut den Silex in den meisten Fällen, um zu verletzen, der Aegypter benutzt seine Schärfe, um Weh zu verhüten. Wie Thier und Mensch sind beide verschieden, denn während Mensch und Thier in gleicher Weise Wunden zu schlagen verstehen, so ward es ausschließlich dem Menschen gegeben, auch andere als die eigenen Wunden zu heilen. Was im Steinzeitalter die Menschen Noth und Hunger, das lehrt die Wissenschaft die Aegypter und Juden aus Stein zu bereiten.“

Ebers sucht nun aus einander zu setzen, daß die Aegypter „als ein verhältnißmäßig vorgeschrittenes mit der Schmelzung verschiedener Metalle vertrautes Volk zum Nil kamen.“ Es ist dies eine wichtige Frage, die bereits vielfach erörtert wurde. Namentlich hat sich Dr. Robert Hartmann mit derselben (Zeitschrift für Ethnologie 1869, S. 23) beschäftigt, aber er gelangt bekanntlich zu der ganz entgegengesetzten Annahme, nämlich daß die Völker Nordostafrikas, speciell die alten Aegypter, sowie ihre Cultur, eingeboren, nicht eingewandert sind.

Wie dem nun auch sein möge, die von dem Engländer Leonard Horner und dem Armenier Hekekyan Bey ausgeführten Bohrungen bei Heliopolis und Memphis ergeben nirgends Funde alter Steingeräthe, wohl aber noch 24 Fuß unter der Oberfläche des heutigen Alluviums ein Kupfermesser, bei 60 Fuß noch Scherben.

„Die jüngst in die Wissenschaft eingeführten Feuersteinfabriken,“ schließt Ebers, „sind zu groß, als daß man sie für bloße Ateliers für die Herstellung von chirurgischen Instrumenten und die dort vorhandenen Stücke für Abfallstücke halten könnte. Erst dann, glaube ich, darf den französischen Gelehrten zugestimmt werden, wenn sie auf den von ihnen für Ateliers gehaltenen Stellen einen einzigen Feuerstein gefunden haben, der unbedingt für ein Artefact gehalten werden muß. Daß die Primitivvölker es liebten und lieben, ihr Geräth fabrikmäßig zu bearbeiten, unterliegt keinem Zweifel; eben so gewiß ist es aber, daß sich fast überall, wo sich die Spuren von solchen Fabriken (zahlreiche Abfallstücke) fanden, auch ein oder das andere fertige Instrument gefunden hat. Solches vermisse ich bis jetzt unter den Lenormant-Hamy'schen Fundstücken.“

Die Benutzung und Zukunft des Suez-Canales.

A. Das großartige Werk ist vollendet; Schiffe von mehr als 1800 Tonnen, also Fahrzeuge mit beträchtlichem Tiefgange, können ungehindert aus dem Mittelländischen Meere in das Rothe Meer fahren und umgekehrt; der Canal wird seit Anfang des Jahres 1870 benutzt und leistet dem Verkehr nicht unerhebliche Dienste. Aber die mehr als dreiste Behauptung des Herrn von Lesseps, daß er demselben in jedem Jahre „Milliarden ersparen“ werde, hat sich, wie jeder Besonnene voraus wußte, eben so wenig erfüllt, wie eine andere desselben Mannes. Mit einer Zuversicht ohne Gleichen verkündete er, daß die Route um das Vorgebirge der Guten Hoffnung veröden werde, nachdem der Canal dem Betrieb übergeben worden sei.

Noch mehr. Um Actionäre anzulocken, behauptete man, der Canal werde, sobald er vollendet und für Fahrzeuge von 2500 Tonnen praktikabel sei, höchstens 150 Millionen Francs, und mit allen zum Betriebe nöthigen Vorkehrungen, Bauwerken &c. 200 Millionen kosten, mehr auf keinen Fall. Die Vollendung sollte 1861 stattfinden, praktikabel ist jedoch der Durchstich erst neun Jahre später geworden. Es wurde außerdem versichert, daß auch viele Segelschiffe von und nach Indien den Weg über Suez nehmen, daß sie diese Route jener um das Cap vorziehen würden; auch das war eine Täuschung. Ferner hieß es, die Dampfer würden ungemein viel Zeit ersparen; aber sie tragen dafür auch schwere Kosten und haben das gefährliche Rothe Meer zu passiren.

Auf dem Wege durch den Suezcanal kann von London aus kein Dampfer rascher nach Australien gelangen, als auf der Caproute. Ich lese soeben („Times Mail“ 18. April) in einem Berichte aus Sydney vom 24. Februar, daß der Dampfer „Queen of the Thames“ die Fahrt von der Themse bis zur Hauptstadt von Neusüdwales in 58 Tagen gemacht hat, Aufenthalt unterwegs mit eingerechnet. Die neue australisch-californisch-europäische Route, welche von Melbourne ab über die Fidschi-Inseln nach San Francisco geht und dann die große Bahn nach Newyork benutzt, wird nach der Nordsee nur 45 bis 48 Tage Zeit erfordern. Ein Dariencanal aber, der doch über kurz oder lang verwirklicht werden wird, muß der gefährlichste Concurrent des Suezcanals werden.

Dieser ist bekanntlich im Spätjahr 1869 mit großem Gepränge und komödiantischem Pomp eröffnet worden; es war dabei wesentlich auch auf Spiegelfechterei abgesehen, auf eine Verherrlichung des Pariser Imperialismus, welcher ja den Antrieb zu dem ganzen Unternehmen gegeben hatte und welchem bei der Ausführung desselben auch politische Hintergedanken nicht fremd waren. England hatte lange Zeit in kleinlicher Weise und mit jener Kurzsichtigkeit, welche wir an John Bull keineswegs selten finden, dem Canal manche Hindernisse in den Weg gelegt und hätte die Ausführung des Planes gern hintertrieben. Jetzt mußten seine Vertreter bei dem Schaugepränge während der Eröffnung zugegen sein, und es hat sich gefügt, daß gerade England vorzugsweise Vortheile für seinen Verkehr mit Indien aus dem neuen Seewege zieht. Für den Augenblick trat, in Folge der heillosen Zerrüttung aller französischen Verhältnisse, das politische Element völlig in den Hintergrund.

Nun ist, wie bekannt, der Canal längst in fahrbarem Zustande, der Handel benutzt ihn, aber finanziell ist der Bankerott da; nur mit Mühe werden die nothwendigsten Betriebskosten aufgebracht, trotzdem z. B. in der zweiten Hälfte des Februarmonates 1871 in England nicht weniger als 20 Dampfer in Ladung lagen, darunter einer von 2168 Tonnen, um im März den Canal zu Fahrten nach Bombay, Calcutta, Singapore und dem Persischen Golf zu benutzen. Sie hielten zusammen („Times“ vom 27. Februar) 28,219 Tonnen; im Durchschnitt entfallen auf den Dampfer 1420 Tonnen. Manche derselben haben die Fahrt schon mehrmals gemacht; es muß sich also Nutzen für sie dabei herausgestellt haben, die Conjuncturen müssen günstig gewesen sein. Auch werden gegenwärtig in England mehrere Schraubendampfer expreß für die Suezroute gebaut, und es verlauten auch Stimmen, welche annehmen, daß im Fortgange der Zeit der Verkehr zwischen England einerseits, Ostasien und Indien andererseits vorzugsweise den Canalweg einschlagen werde.

Bei dieser Annahme setzen sie allerdings voraus, daß der Canal offen und als Transitweg brauchbar bleibe. Bis jetzt hat er sich leidlich gut gehalten; die Uferböschungen sind nicht ins Wasser hineingerutscht, Wasser ist regelmäßig und in genügender Tiefe vorhanden, bis zu 26 Fuß, also vollkommen ausreichend. Durch Schrauben und Schaufelräder sind noch keine Beschädigungen verursacht worden, und die Einfahrt zum Port Saïd hat man, wenn auch mit Mühe und Kosten, offen erhalten; sie ist noch nicht verschlämmt. Die Technik kann stolz auf ihre Triumphe sein.

Der Abbé Bauer, jener geistliche Abenteurer, welcher im Gefolge von Napoleon's Gattin Eugenie der Eröffnung des Canals die religiöse Weihe geben sollte, äußerte gegen Herrn von Lesseps, daß vom Gelde der Actionäre so zu sagen ein recht stattliches Haus aufgeführt worden sei; dasselbe werde jedoch erst dann Miethzins abwerfen, wenn die einzelnen Räume desselben Bewohner gefunden hätten. Lesseps entgegnete, der Zudrang an Abmiethern werde groß sein; er meinte, ein Schiff werde im Canal das andere gleichsam drängen und der Ertrag der Abgaben könne nicht anders als glänzend ausfallen.

Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt; die Zahl der Fahrzeuge, welche den Canal benutzt haben, ist verhältnißmäßig gering und weit hinter dem Anschlage zurückgeblieben; von den Einnahmen, auf welche man rechnen zu können glaubte, gilt natürlich dasselbe. Ich habe noch nicht gelesen, daß irgend ein Segelschiff aus einem deutschen oder englischen Hafen den Canal benutzt habe; nur kleine levantinische Fahrzeuge, Küstenfahrer aus dem Mittelmeer und dem Rothen Meere kommen. Für Segelschiffe ist das Rothe Meer so gefährlich, daß Lloyds in London dafür nichts versichern. Die Canaleinnahmen fließen lediglich aus den Abgaben, welche die Dampfer zu tragen haben. Lesseps hat 1869, um den Engländern seinen Canal als finanzielles Unternehmen plausibel zu machen, einen Ueberschlag in Pfund Sterling gegeben. Demgemäß sollten sich stellen: Die jährlichen Einnahmen auf 1 Million (also 25,000,000 Francs!!), die Betriebskosten 200,000 Pf. St., die Ausbesserungen gleichfalls 200,000 Pf. St. Somit wurde ein Profit herausgerechnet von 600,000 Pf. St. oder 15,000,000 Francs, aus welchem man den Actionären eine Dividende von 5 Procent auf ein Capital von 12,000,000 Pf. St. oder 300,000,000 Francs zahlen könne.

Nun haben aber, den amtlichen Nachweisen der Compagnie zufolge, die Gesammteinnahmen für 1870 statt der 25,000,000, auf welche Lesseps fest rechnen zu können

sich vermaß, nur 6,387,204 Francs (sage 255,488 Pf. St.), also etwa ein Viertel abgeworfen, und dabei sind beträchtliche Summen für Verkäufe von Vorräthen und allerlei Material mit eingerechnet; Alles, was nicht ferner unmittelbar für den Canalgebrauch nöthig erschien, wurde unter den Hammer gebracht. Man hat die Betriebskosten auf das Minimum beschränkt, so daß die Ausgaben sich auf etwa 233,000 Pf. St. beschränkten; somit sind ungefähr 32,000 Pf. St. zur Verfügung geblieben, wenn überhaupt alle diese Ziffern zuverlässig sind. Auf jeden Fall erhalten die Actionäre, welchen hundert Mal wiederholt wurde, daß sie glänzende Dividenden erhalten müßten, nichts. Für sie ist es also ein schlechter Trost, wenn ihnen jetzt gesagt wird: „Der Welt ist es vollkommen gleichgültig, ob Ihr 20 oder 5 oder 0 Procent erhaltet; die Hauptsache ist, daß der Canal seine Betriebskosten zu decken im Stande ist. Sind nun wirklich mehr als 30,000 Pf. St. oder mehr als 750,000 Francs trotzdem übrig geblieben, so werden sich schon Leute finden, welche den Canal nicht verfallen lassen. Ihr habt freilich Alles verloren; aber Ihr müßt Euch damit trösten, daß Ihr ein gutes Werk gethan habt; Ihr seid in der That Wohlthäter des Handelsverkehrs!"

Die Actionäre also haben auf nichts zu hoffen; der Canal ist da, aber ihr Geld ist verloren. Haben nun die Besitzer von Prioritäten („Canalobligationen") bessere Aussichten?

Die Finanzverhältnisse des Canals sind von sehr verwickelter Art. Nicht weniger als vier Classen von Gläubigern haben Anspruch an den Canal und das zu demselben gehörende Eigenthum. Da sind zuerst die ursprünglichen Actionäre, welche zwischen 190 bis 200 Millionen Francs einzahlten. Dann kommt der Vicekönig von Aegypten, über dessen Forderungen und Ansprüche nach den vorliegenden Angaben nicht bis in alle Einzelnheiten ins Klare zu kommen ist. Er hat aber auf mindestens 100 Millionen Francs Anspruch; für diese Summe ist er in Mitleidenschaft gezogen worden für eine Wasserstraße, welche neben seinem Lande herläuft. Auf Zinsen und Dividenden hat er für jene Summe Verzicht geleistet, so lange nicht die ursprünglichen Actionäre mindestens 10 Procent von ihrem Einlagecapital erhalten. Lesseps hatte dem Khedive mit bekannter Virtuosität klar zu machen gesucht, daß diese 10 Procent eigentlich nur ein Minimum seien, und daß der Khedive für seine 100 Millionen mindestens eben so hohe Zinsen erwarten dürfe.

Zu diesen beiden Gläubigern kommt noch eine dritte Classe — Actionäre, welche für 37,500,000 Francs Prioritätsactien haben. Die Prioritäten haben aber nicht das Vorrecht vor den ursprünglichen Actionären, sondern nur vor den Actien, welche der Khedive besitzt; diese Obligationen sind also etwa so viel werth, wie das Papier, auf welches sie gedruckt worden sind.

Die vierte Classe besteht aus Inhabern von Obligationen, die zusammen 100 Millionen Francs (4 Millionen Pfund Sterling) betragen.

Nun liegen die Dinge so, daß den ursprünglichen Actionären lediglich das Nachsehen bleibt; sie bekommen eben nichts und haben auch keine Aussicht, jemals auch nur einen Heller zu bekommen. Den Inhabern der Obligationen ist ein Minimum von 5 Procent Zinsen garantirt worden; aber zu ihrer Befriedigung, welche etwa 200,000 Pf. St., sage 6,000,000 Francs, in Anspruch nehmen würde, sind nur etwa 32,000 Pf. St., sage 700,000 Francs, verfügbar. Hier ist also ein Deficit von weit über 5,000,000 Francs, und es läßt sich gar nicht absehen, wie dasselbe gedeckt werden könne.

Es muß noch einmal wiederholt werden, daß bei dieser ganzen Canalangelegenheit von vornherein Alles einen sehr verwickelten Charakter trägt und die Dinge überhaupt, auch juridisch und legal genommen, so unklar bleiben, daß z. B. gar nicht klar ist, worin überhaupt die Garantien bestehen, welche man den Obligationsinhabern geboten hat. Da sie nichts erhalten und auch schwerlich Aussicht haben, daß man die gegen sie übernommenen Verpflichtungen erfüllen könne, so werden sie klagbar werden gegen die Compagnie, welche nicht zahlen kann. An was wollen sie sich halten? Die Compagnie wird versuchen, neue Capitalien zu bekommen, aber da sie factisch bankerott ist, so wird sich Niemand finden, ihr Geld zu borgen, dessen Verlust doch von vornherein sicher ist. Der Khedive ist unablässig angezapft worden, und er wird nichts mehr geben; ohnehin befindet er sich selber in Finanzverlegenheit, und hat oder bekommt er Geld, so verwendet er es auf seine Soldaten und auf orientalischen Luxus. So lange die Franzosen für mächtig galten und Napoleon der Dritte das große Wort führte, machte er gute Miene aus politischen Gründen, obwohl das ganze Treiben der Pariser, welche in Kairo ihn unbarmherzig ausbeuteten, ihm innerlich zuwider war. Seitdem aber Frankreich gezeigt hat, wie es auch staatlich in so großem Verfall, und nachdem seine Macht völlig gebrochen worden ist, behandelt er die Franzosen, welche ihm politisch nichts mehr nützen können, mit Geringschätzung, und will mit der ganzen Canalangelegenheit gar nichts mehr zu schaffen haben, so lange sie in französischen Händen bleibt.

Alle Hoffnungen, welche das imperialistische Frankreich auf den Canal gesetzt hatte, sind zusammengebrochen; auch die politischen Berechnungen schlugen fehl. Die Engländer, welche bei Seite geblieben, reiben sich jetzt vergnügt die Hände; die Franzosen haben ihnen, mit französischem Gelde, eine bequeme Straße nach Indien und Ostasien hergestellt. Sie werden den Canal um ein Spottgeld zu erwerben suchen, und ich lese, daß schon im Februar ein Consortium englischer Capitalisten einige Bevollmächtigte nach Aegypten geschickt hat, um klaren Einblick in die verwickelten Verhältnisse zu gewinnen.

Das gewichtigste Wort haben die Inhaber der Obligationen zu sprechen und auf deren Interesse speculirt offenbar das Consortium englischer Capitalisten, welche die Rechte jener erwerben und dann eine neue Compagnie gründen wollen, welche, wenn auch nicht Rückzahlung des Capitals, doch wenigstens 5 Procent Zinsen verbürgt. Den Franzosen schlüpft offenbar das ganze Unternehmen aus den Händen. Ihre Compagnie besitzt allerdings dem Canal entlang viele Strecken wüster Ländereien, welche sie bei einer eventuellen Aufnahme neuer Capitalien verpfänden könnte; aber diese Ländereien erhalten nur dann einigen Werth, wenn der Canal überhaupt in commercieller Beziehung mehr leistet als bisher; an und für sich und wie die Verhältnisse gegenwärtig sind, haben sie theils gar keinen, theils nur geringen Werth.

Alles in Allem genommen, wird es wohl so kommen, daß der Canal in die Hände englischer Capitalisten übergeht; sie werden ihn sicherlich möglichst wohlfeil zu kaufen suchen und dann, den Franzosen gegenüber, sagen:

Sic vos non vobis fertis aratra boves!

Aus allen Erdtheilen.

Zustände in St. Domingo und Haiti.

Die schöne Insel Haiti (Hispaniola) zerfällt staatlich in zwei Abtheilungen. Den größern östlichen Theil bildet die dominicanische Republik, der ehemals spanische Antheil der Insel. Sie hat ununterbrochen Revolution gehabt; dann wurde sie einige Jahre lang wieder von den Spaniern besetzt und diese wurden vor einiger Zeit vertrieben. An die Spitze der „Republik" trat Santana; dieser wurde vor drei Jahren von Cabral vertrieben, Cabral wurde von Baëz vertrieben, und Cabral, gemeinschaftlich mit Luperon, will den Baëz fortjagen. Dieser biedere Mulatte will nun Land und Leute an den Bruder Jonathan verkaufen, und Präsident Grant hat im Februar eine Commission nach St. Domingo geschickt, welche zu Gunsten einer Annexion Bericht erstattet hat. Nordamerika will festen Fuß am Antillenmeer gewinnen, und der Mulatte, um eine Million einzustecken, will es billig machen. Die Commissäre fanden Alles in der Mulattenrepublik in Verwirrung und Verfall; die Bevölkerung besteht aus „verlottertem Gesindel". Einem Berichte der doch sonst für Alles, was dunkle Haut hat, schwärmenden „Newyork Tribune" (22. März) wollen wir Einiges entlehnen.

Der Correspondent bezeichnet den „Präsidenten" Baëz als einen politischen Reitknecht; er reitet auf seinem Volke herum und kleidet sich auch wie ein Jockey. Als wir seiner ansichtig wurden, meinten wir, es solle ein Pferderennen abgehalten werden. Auf seiner Fregatte wehte die dominicanische Flagge, die Offiziere standen in Staatsuniform auf Deck; sie prangten in schwalbenschwänzigem Frack, dicken Epauletten, weiten weißen Beinkleidern und dreieckigen Hüten. Der Präsident trug eine mit Goldstickereien überladene Jacke, helle Beinkleider und eine carmoisinrothe Jockeymütze mit einem Goldstreifen. Er hat keine Frau, aber etwa zwanzig Kinder. Es ist kein Gehalt für ihn ausgeworfen, aber er lebt in großem Luxus, während die Soldaten hungern; er hat weder Charakter noch Muth und hat absolute Dictatorgewalt; trotzdem kann er der kläglichen Insurrection Cabral's nicht Meister werden. Trotz alledem scheint er populär zu sein. Die Schulden des sogenannten Staates belaufen sich auf etwa 3,000,000 Dollars. Wenn wir diese dominicanische Republik ankaufen, so wird Baëz den größten Theil des Kaufschillings einstecken. Der „Staat" schuldet sämmtlichen Beamten viel Geld; gegenwärtig wird keiner von allen bezahlt, weil überhaupt gar kein Geld vorhanden ist. Die Soldaten treiben sich als Bettler auf den Straßen herum. Wenn wir etwa anderthalb Millionen zahlen und Baëz bekommt das Geld zum Vertheilen, dann wird es damit so kommen, daß vor allen Dingen Baëz für sich verrechnet, was er fordern zu dürfen glaubt, und dann werden die Beamten ihren rückständigen Sold erhalten. Die Familie des Präsidenten steht sich dabei sicherlich ganz gut, er hat die Seinigen gut versorgt (— wie der biedere Präsident Grant das ja auch gethan hat —). Zwei obere Beamte in der Hauptstadt sind Söhne von ihm; der Gouverneur der Stadt Sanct Domingo ist sein Bruder, ein anderer Bruder ist General, ein Halbbruder Gouverneur von Azua, ein Schwager Staatssecretär; es ist eine saubere Familienwirthschaft von Mulatten.

Die Commission besuchte auch Port au Prince, diese Hauptstadt der „Republik" Haiti. Die nachstehende Schilderung gewährt einen Einblick in die Negerwirthschaft, und sie ist gewiß glaubwürdig, da sie aus der Feder eines negerfreundlichen Abolitionisten kommt und von dem negerfreundlichsten Blatte Amerikas mitgetheilt wird.

„Von der Bai aus gesehen bietet Port au Prince einen reizenden Anblick dar. Die Stadt liegt auf einer sanft ansteigenden Ebene, welche von ziemlich hohen Hügeln begrenzt wird. Bei näherer Bekanntschaft findet man, daß sie der abscheulichste Platz ist, den wir gesehen haben. Die Häuser sind armselig, die Straßen überaus unsauber, die Werfte am Hafen verfallen und gefährlich. Die Bewohner sind, gleich jenen von Sanct Domingo, ungemein faul und obendrein noch höchst unverschämt. Das Klima ist unerträglich heiß; auf beiden Seiten liegen Moräste, aus welchen Stechmücken und gelbes Fieber kommen. Jedermann ist überzeugt, daß die Negerrepublik Haiti völlig mißlungen ist; sie hat in sich auch nicht ein einziges Element der Stätigkeit, des Gedeihens, der Kraft und des Fortschrittes. Man braucht nicht einmal aus der Stadt herauszugehen, um sich davon zu überzeugen. Das Volk ist grauenhaft unwissend; es fehlt ihm an jeder Energie und Intelligenz, es befindet sich, der Civilisation gegenüber, auf der allertiefsten Stufe, welche ganz nahe an völlige Barbarei grenzt. Das Volk begreift nicht, was eine Regierung oder was eine Republik ist; von öffentlicher Sicherheit ist keine Spur, von öffentlichem Vertrauen keine Rede. Republik und Volk haben gar keine Fortschritte gemacht, wohl aber Rückschritte. Ein Herr, der seit dreißig Jahren auf Haiti lebt, äußerte gegen Mitglieder der Commission, daß in dieser langen Zeit auch nicht das Allergeringste von Fortschritt zu verspüren gewesen sei. Und in der That, kann von irgend welchem Gedeihen die Rede sein, wenn eine Republik binnen fünf Jahren drei Revolutionen und drei revolutionäre Präsidenten hat, wenn sie in ihrer sogenannten Armee beinahe viertausend Generale, Generalmajore, Obersten ꝛc. zählt (— jeder Neger will Offizier sein —) und deren Geld so entwerthet ist, daß man genau eintausend haitische Papierdollars für ein Pfund Thee zu zahlen hat?" —

So steht es mit den „schwarzen Franzosen" auf Haiti.

Plan zu einer deutschen Masseneinwanderung in Oregon.

Wir finden darüber in einer der neuesten Nummern der deutschen „California Staatszeitung" Folgendes:

„Daß unser Californien unermeßliche Reichthümer besitzt, daran wagt heutzutage selbst der Kurzsichtigste nicht mehr zu zweifeln. Alle, die Californien kennen oder sich für dasselbe interessiren, wissen, wie reiche Schätze an edlen Metallen noch immer an unserer Küste verborgen liegen, wie unermeßlich reich unser Boden ist, so daß, begünstigt durch ein unvergleichliches Klima, die Producte aller Zonen prächtig gedeihen. Alles ist in reichem Maße vertreten. Das Mineral-, Pflanzen- und Thierreich scheint hier seine Schätze am liebsten zu entfalten, und nur an den Händen fehlt es, die, der Natur nachhelfend, Californien in das Eden verwandeln, als welches es manche Idealisten bereits geschildert.

In richtiger Erkenntniß dieser Thatsache sind schon von den verschiedensten Seiten Anstrengungen gemacht worden, eine Einwanderung nach hier ins Leben zu rufen, die, indem sie die riesenhaften Districte unserer Küste bevölkere, es zu gleicher Zeit ermögliche, die noch schlummernden Schätze der Muttererde zu entreißen, doch immer stieß man auf Schwierigkeiten, und gewöhnlich blieben die glänzend entworfenen Projecte unausgeführt.

Ein neues Project, welches eine Masseneinwanderung zum Zweck hat, ist soeben bekannt geworden. Ben Holladay, welcher, von einer Reise nach dem Osten zurückgekehrt, nach Oregon abreiste, hat ein großartiges Uebereinkommen getroffen, wonach 50,000 Deutsche von Bremen direct nach Oregon transportirt werden sollen. Zu diesem Zwecke soll sofort eine directe Dampferlinie von Bremen nach Aspinwall errichtet werden, und wird die North Pacific Transportation Company

zu gleicher Zeit eine regelmäßige directe Verbindung zwischen Panama, San Francisco und Portland herstellen.

Die Reise für die 50,000 Deutschen wird von Bremen bis Portland nur 70 Dollar per Kopf kosten; jedenfalls der niedrigste Preis, der je für die Passage von Europa nach der pacifischen Küste der Vereinigten Staaten gefordert wurde. Wie wir hören, beabsichtigt man, den neuen Ansiedlern Land an der California- und Oregon-Eisenbahn zu überlassen, und soll ihnen für die erste Zeit von der Company dieser Gesellschaft Beschäftigung gegeben werden.

Trotzdem dieses Unternehmen, welchem wir von ganzem Herzen Erfolg wünschen, direct **Oregon** betrifft, so glauben wir doch, daß der Vortheil, der aus der Bevölkerung jenes Staates für unsere ganze Küste entspringt, zu sehr mit unserm eigenen Hand in Hand geht, als daß wir dieses Project nicht mit Freuden begrüßen müßten. Hebt sich der Ackerbau Oregons, erschließen sich in diesen nördlichen Districten reiche Kornkammern, wer hat schließlich den bedeutendsten Vortheil, wenn nicht der Hauptmarkt unserer Küste — San Francisco? Müssen doch alle Producte ihren Weg über hier nehmen, und gern überlassen wir den directen Gewinn dieser Einwanderung unserm Nachbarstaat, da uns der indirecte nie genommen werden kann.

Wir als Deutsche begrüßen dieses Unternehmen mit besonderer Freude. Erstens weil wir glauben, daß wirklich den Einwanderern in jenen Districten Heimstätten geboten werden, die den Besitzern für spätere Zeiten einen Wohlstand sichern, hauptsächlich aber, weil wir, die wir unsere Landsleute kennen, wissen, daß eben nur durch deutsche Einwanderung das erreicht werden kann, was uns noth thut, ein thatkräftiger, intelligenter Menschenschlag, als Hauptbevölkerung unserer Landdistricte."

Die geologischen Verhältnisse der südafrikanischen Diamantfelder.

r. d. Im „Globus" Band XVIII, S. 48 und 371 ist ausführlich über die Diamantfunde am Vaalflusse berichtet worden. Jenen Schilderungen schließen wir jetzt an, was der Geolog Dr. John Shaw in der Septembernummer des „Cape Monthly Magazine" (1870) über die geologischen Verhältnisse der Diamantfelder sagt. „Die Gesteine im Thale des Vaal zeigen vorzugsweise Trapp-, metamorphischen oder Conglomeratcharakter. Ich fand keine reine Granitformation, dagegen ist der Syenit sehr verbreitet; er scheint die Basis des ganzen Gesteinsystems bei Klipdrift zu bilden, wo hauptsächlich die Diamanten gefunden werden. Eine eigenthümliche Felsart tritt in der Form isolirter Blöcke auf der Spitze der Kopjes, namentlich auf dem berühmten alten Kopje, auf. Diese halte ich für Schriftgranit, oder das, was Dana Granulit nennt, da sie nur aus Quarz und großen Feldspathkrystallen besteht. Ueber dem Syenit lagert stellenweise Trappconglomerat, an anderen Orten Amygdaloid und, beide durchsetzend, Basalt, der überall hexagonal abgesondert ist und an einzelnen Stellen isolirte Säulen zeigt. Einzelne Kopjes enthalten Ueberbleibsel geschichteter Gesteine, Thonschiefer, Sandstein, Kalk, augenscheinlich die letzten Spuren einer einst weitverbreiteten Sedimentformation, welche früher das ganze Land bedeckte, jetzt aber zerstört ist. Dies ist der Charakter des gegenwärtigen Gebirgssystems bei Klipdrift und mit wenigen Abwechselungen auch der der Gebirge in der Vaalregion überhaupt.

Auf den Höhen der Kopjes und in den Schluchten und Spalten der Basaltblöcke findet sich alluviales Geschiebe. In diesem findet man die Diamanten; einzelne lagen sogar, den tiefern Reichthum andeutend, auf der Oberfläche. Die Geschiebe von Sandstein, Quarzit, krystallinischem Sandstein, Granit, Thonschiefer, Achat, Turmalin, Eisenkiesgranat u. s. w., welche dieses Alluvium bilden, sind alle rund polirt und wassergeschliffen; sie lagern bei Klipdrift in einer fetten braunen Erde.

Es entsteht nun die Frage, ob dieses Alluvium, geologisch genommen, ältern oder neuern Datums ist, ob die Geschiebe früher ein Conglomerat bildeten oder die Kopjes in der jüngsten Zeit vom Flusse bespült wurden? Meine Meinung ist nun, daß die vom Wasser zusammengeschleppten Geschiebe schon vor den großen geologischen Veränderungen, welche die gegenwärtige Landschaft bildeten, unter dem Einflusse von fließendem Wasser gestanden haben. Die meisten Geschiebe stammen von dem Basalt der Kopjes. Die Achate, Turmaline u. s. w. stammen unzweifelhaft von irgend einem überlagernden Sandsteinconglomerat, welches weggespült wurde und bei Klipdrift nicht mehr existirt, und zweitens von einem Mandelsteintrapp, der überall vorherrscht. Ich habe in meinem Besitze ein einziges Stück rothen Sandsteins mit Granaten, doch ist es mir nicht möglich gewesen, nachzuweisen, von wo dieses herstammt.

Es geht zur Genüge aus dem Angeführten hervor, daß hier, in einer fernen geologischen Epoche, eine Reihenfolge metamorphischer und geschichteter Gesteine existirte, welche über dem gegenwärtigen Gebirgssystem der Gegend lagerte und durch fortdauernde Störungen sowie Wegspülung entfernt wurde, wobei es zum großen Theil den Alluvialboden von heute bildete. An einigen wenigen Stellen bestehen jetzt noch Ueberreste der Sedimentgesteine, so in den thonschieferigen krystallinischen Sandsteinen und Conglomeraten des Sitlacomiesthales, in den dünnen Lagern von Thonstein, Sandstein und Glimmersandsteinen einzelner nun auf Diamanten bearbeiteter Kopjes, und hauptsächlich in den Bruchstücken sedimentärer Gesteine, welche über die ganze Oberfläche des Vaalthales verbreitet sind.

Ich bin entschieden geneigt anzunehmen, daß die Diamanten nicht aus einer höher gelegenen Gegend herabgewaschen worden sind. In einem spätern Aufsatze glaube ich den Nachweis führen zu können, daß der Freistaat ein unabhängiges Diamantencentrum besitzt und daß dort niemals ein Fluß existirt hat, denn dort ist kein Anzeichen von Wasserthätigkeit und der Boden ist nicht alluvial. Diamanten sind in zwei Stunden Entfernung von Potschefstroom (Transvaalrepublik) entdeckt worden, dann den ganzen Vaal abwärts bis zu seiner Vereinigung mit dem Oranje-River und weiter zehn Stunden unterhalb Hopetown. Das ist ein Strich von mindestens 500 englischen Meilen. Ich glaube, daß die Diamanten aus einem Gestein stammen, welches jetzt verschwunden ist, das früher aber über die ganze Gegend verbreitet war.

Zum Schluß will ich noch einige Beobachtungen über die Lage des Geschiebebodens mittheilen, der nun auf Diamanten ausgewaschen wird. Die alten Diggers geben den Gipfeln der Kopjes den Vorzug; diesen Glauben haben sie sich nach den Erfahrungen am alten Kopje gebildet. Wie ist es nun zu erklären, daß der Boden alluvialer Natur und doch so hoch über den den Einwirkungen des Stromes gelegenen Stellen abgelagert ist? Denn zwei bis drei englische Meilen landeinwärts ist, so weit ich forschte, auf den Gipfeln stets dasselbe Depositum abgelagert. Aber es giebt gewisse Thatsachen, welche mich befähigen, die geologische Geschichte dieser Kopjes aufzuklären. Die Gipfel bestehen alle aus Basalt. Dieser ist durch die Mandelstein- und Conglomerattrappe durchgebrochen. In einer spätern Periode jedoch muß eine zweite Erhebung der vom Centrum radial verlaufenden Säulen und Blöcke stattgefunden haben, so daß diese keilförmig aus einander spaltende Schluchten zwischen sich bildeten. Diese nachfolgende Hebung fand augenscheinlich nicht gleichzeitig durch die ganze Gegend statt, sondern nach und nach, und so wurde das Bett des Stromes von Stelle zu Stelle verschoben. Das gegenwärtige Flußbett des Vaal kann keineswegs ein altes sein, und die ganze Oberfläche des Landes, insoweit als der Alluvialboden sich erstreckt, war zu verschiedenen vorhergehenden Zeiten unter auswaschendem und spülendem Einflusse des Stromes. Zugegeben nun, daß eine Reihenfolge von Gesteinen, wie sie beschrieben wurden, den Wassereinwirkungen des alten Vaal unterworfen war, der durch allmälig einander folgende Hebungen gezwungen war, fortwährend seinen Lauf zu ändern, so ist auch das Vorkommen alluvialer Geschiebe auf den Gipfeln der Kopjes nah und fern leicht erklärt.

In den tiefliegenden Höhlungen erblickt man kein Diamantgeschiebe, weil eine dicke Lage frisch darüber geschwemmten Sandes sie dem Auge verdeckt. Die Diggers geben sich jetzt noch nicht die Mühe, diesen Sand zu entfernen. Mit der Zeit wird dieses aber geschehen, und ich bin sicher, daß man dort mehr Diamanten als auf den Kopjes finden wird. Sollte der Tag kommen, daß man den Vaalfluß selbst durch Canäle ableiten würde, um im Flußbette zu suchen, so wird man auf ein ganz vorzüglich reiches Diamantgeschiebe treffen. Nach Allem, was ich sah, ist das gegenwärtige Diamantgraben in Südafrika nur ein geringer Versuch gegenüber dem, was es schließlich sein wird."

Von der Darien-Expedition sind neuere Nachrichten, vom 19. März, eingegangen. Sie lauten dahin, daß die Route der Flüsse Atrato und Tuyra vollkommen für die Benutzung der Canalstrecke geeignet sei. Von den 125 Miles, der Breite des Landes von einem Ocean zum andern, beständen 75 Miles aus schiffbaren Flußläufen. Um den Canal als solchen herzustellen, wird man auf einer Strecke von 50 Miles ausgraben müssen; davon entfallen auf die höchste Fläche, die Wasserscheide, 30 Miles. Bei den übrigen 20 Miles beträgt (— angeblich, denn genaue Messungen fehlen noch —) die bedeutendste Höhe nicht über 150 Fuß, und Capitän Selfridge hofft auf der Wasserscheide einen Punkt zu finden, der nicht höher als 75 bis 100 Fuß liege. Man sieht, daß es sich bis jetzt noch lediglich um Hoffnungen und Erwartungen handelt und daß die Annahme, den Canal für 130,000,000 Dollars herstellen zu können, noch keinerlei positive Unterlagen hat.

Die nordpacifische Eisenbahn, welche den Obern-See (Lake Superior) mit dem Puget-Sund am Großen Ocean verbinden wird, rückt sehr rasch vorwärts. Am 13. März war die Brücke über den Obern Mississippi bei Brainerd in Minnesota vollendet und dem Betriebe übergeben worden; die Bahn reichte also schon 113 Miles nach Westen hin, vom Obern See ab gerechnet. Bis zum Red River war die Strecke bereits völlig geebnet, und man erwartet mit Sicherheit dieselbe im September befahren zu können. Mehrere Tausend Arbeiter sind unablässig beschäftigt, die Bahn durch das westliche Minnesota bis zur Grenze von Dacotah weiter zu führen. Diese ganze Region westlich vom Lake Superior war noch vor zehn Jahren eine Wildniß; jetzt entsteht der Bahn entlang eine Ansiedelung neben der andern.

* * *

— „Darf ein Geistlicher Taback rauchen?" Ueber diese für die ewige Seligkeit oder ewige Verdammniß im Jenseits aufgeworfene Frage ist unter den Anhängern der Episcopalkirche in Nordamerika ein ernster und heftiger Streit entbrannt. Man sollte das kaum für möglich halten, wenn man nicht zur Genüge wüßte, mit welchen Albsprigkeiten manche Geistliche sich beschäftigen. Es ist allzeit eine Sünde, Taback zu rauchen. Wenn aber ein Geistlicher der anglikanischen Kirche in der Fastenzeit Taback raucht, dann begeht er eine doppelt schwere Sünde. Wende man doch nicht etwa ein, daß manche hervorragende und fromme Geistliche Raucher gewesen sind und daß von dem großen Naturkundigen Isaak Newton ein Gleiches gilt. Leider; es verschlägt aber nichts, ob man Cigarren oder Cigarretten raucht, und Taback aus Thon-, Porzellan- oder Meerschaumköpfen, oder aus einer persischen Wasserpfeife oder einem türkischen Tschibuck oder einer indischen Hukah. Die wichtigste Frage bleibt: „Ist es eine Sünde, während der Fastenzeit zu rauchen und giebt ein Geistlicher, der das thut, seinen Pfarrkindern nicht ein böses Beispiel?" — Darüber wird nun hin und her gestritten mit einer Ernsthaftigkeit, die wirklich in hohem Grade albern erscheint. Adam im Paradiese hat nicht geraucht, eben so wenig Abraham, Isaak, Jakob oder irgend ein anderer alter Jude; aus den Kirchenvätern läßt sich auch die Sünde oder Nichtsünde nicht beweisen, denn sie kannten den Taback nicht. Aber die Sünde ergiebt sich unbedingt durch eine logische Erwägung. Es ist Zweck der Fasten, das Fleisch und die fleischliche Lust abzutödten durch Hunger. Nun aber spürt man die Qual des Hungers viel weniger, wenn man Taback raucht, der ohnehin beruhigend wirkt, also schwächt er die moralische Bedeutung des Fastens und folglich (quod erat demonstrandum) begeht der Tabacksraucher eine Sünde. — Neben dem kindischen Gezänk, welches die anglikanischen Geistlichen, namentlich in Neuyork, über diesen „Seligkeitspunkt" führen, liegen sie einander auch mit theologischem Ingrimm in den Haaren über Ritualismus und Nichtritualismus, über dreimaliges Eintauchen beim Taufen, über Rubriken, Kniebeugungen, Mäntel und andere dergleichen Dinge. Die Katzebalgereien über solche „Seligkeitsthemata" dauern nun schon seit Jahren mit ungeminderter Heftigkeit!!

Ueberhaupt vertreibt man sich in der anglikanischen Kirche vielfach die Zeit mit höchst unnützen Dingen und ist höchst unduldsam und beschränkt. So lasen wir jüngst in Londoner Blättern Folgendes. Es ist eine wissenschaftliche Commission ernannt worden, um die offenbaren Mängel und Fehler in der amtlichen englischen Bibelübersetzung zu beseitigen. Zu derselben war auch ein tüchtiger Gelehrter, Vance Smith, ernannt worden. Die Commissäre genossen das Abendmahl und auch Vance Smith wollte theilnehmen; er gehört zu den Universalisten. Aber die orthodoxen Geistlichen schauderten zurück (were all at once horror struck) vor dem bloßen Gedanken, gemeinschaftlich mit einem Socinianer zu communiciren und gar noch einen solchen Ketzer als Mitübersetzer der Bibel zu haben. Bischof Wilberforce stellte den Antrag, den Ketzer von der Commission auszuschließen, und das ist denn auch geschehen. Uebrigens sind die Tage dieser anglikanischen, durchaus verknöcherten Staatskirche gezählt; sie ist durch ihre „orthodoxen" Geistlichen zu Grunde gerichtet worden, und verdient in jeder Beziehung das Schicksal, welches ihr bevorsteht.

— In Birma machen sich die buddhistischen Mönche viel nützlicher als z. B. die christlichen in Italien, Spanien, Frankreich, Südamerika 2c. Jeder von ihnen ist verpflichtet als Schulmeister zu wirken, und sie haben es allzeit für ihre wichtigste Obliegenheit gehalten dahin zu streben, daß alle Birmanenkinder ohne Ausnahme lesen und schreiben lernen. So ist es auch jetzt noch in dem Theile von Birma, welcher unabhängig blieb; in dem Theile dagegen, welchen die Engländer sich angeeignet haben (— das ehemalige Pegu, das Deltagebiet des Irawaddy —), ist von Seiten der Eroberer der Schulunterricht vernachlässigt worden. Man findet, daß das ein Schimpf für die „christlichen Civilisatoren aus dem Abendlande" sei, und der Obercommissär von Britisch Birma hat sich nun mit den buddhistischen Mönchen ins Einvernehmen gesetzt, damit sie wieder den Unterricht übernehmen. Sie haben sich gern dazu erboten und verlangen dafür nicht einmal eine Geldentschädigung; sie unterrichten um Buddhas willen, diese „blinden Heiden"!

Inhalt:

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Der Lavaausbruch des Tongariro auf Neuseeland 1870.

Neuseeland, durch und durch vulcanisch, besitzt doch gegenwärtig nur zwei thätige feuerspeiende Berge, den Tongariro und White Island. Aber nach Schluß der Tertiärzeit ist der größere Theil der Nordinsel wenigstens, wie wir aus dem von Hochstetter bearbeiteten geologischen Theil der „Novara"-Reise wissen (Wien 1864), der Schauplatz großer Niveauschwankungen und heftiger vulcanischer Ausbrüche gewesen. „Der Isthmus von Auckland," sagt Hochstetter, „verdankt seine eigenthümliche Physiognomie einer großen Anzahl erloschener Vulcankegel mit mehr oder weniger deutlich erhaltenen Kratern, mit Lavaströmen, welche weit ausgedehnte steinige Lavafelder am Fuße der Kegel bilden, oder mit Tuffkratern, welche ringförmig die aus Schlacken oder vulcanischen Auswürflingen aufgebauten Eruptionskegel umgeben, die regellos über den Isthmus oder die benachbarten Ufer des Waitemata- und Manukauhafens zerstreut sind. Die vulcanische Thätigkeit scheint sich fast bei jedem Ausbruche einen neuen Weg gebahnt zu haben und hat sich so zu sagen in lauter einzelnen kleinen Kegeln zersplittert, während sie, wenn sie immer denselben Canal eingehalten hätte, vielleicht einen großen Vulcankegel gebildet haben würde."

Während so der Isthmus von Auckland auf einem Gebiete von etwa acht Quadratmeilen nicht weniger als 63 kleine selbständige Krater zeigt, die Vulcanen von nur 300 bis 600 Fuß Höhe angehören, finden wir weiter in das Innere der Nordinsel vordringend Vulcane von imponirender Höhe. Vor Allem hat der Doppelvulcan Ruapahu und Tongariro durch imponirende Formen und durch die fortwährend aus dem letztern aufsteigenden Dampfwolken die Aufmerksamkeit der Fremden wie der Maoris angezogen. Die Eingeborenen erzählen, daß dort gewaltige schwefelhaltige und kochend heiße Quellen dem Boden entspringen. Nördlich von beiden Bergriesen liegen an den Ufern des Tauposees noch eine Anzahl kleinerer, als erloschen geltender Vulcane, welche die Eingeborenen als die Weiber und Kinder der beiden großen Vulcane betrachten.

Schon unser Landsmann Dr. Dieffenbach wollte den Vulcan Tongariro besteigen. Nachdem Bidwell im März 1839 das Wagniß heimlich ausgeführt hatte und dieses später den Maoris bekannt geworden war, wurde von dem berühmten Häuptling Te-Heu-Heu ein sehr strenges „Tabu" auf den Berg gelegt, das selbst heute noch nicht aufgehoben ist, so daß man lange nicht in Begleitung von Eingeborenen auf den Tongariro gelangen konnte. Doch ist der Vulcan 1851 von Dyson wieder erstiegen worden; er fand den Gipfel noch ziemlich eben so, wie Bidwell ihn im Jahre 1839 beschrieben hatte. Auf der Spitze des aus loser Asche und Bimssteintrümmern bestehenden Kegels gähnt nämlich ein furchtbarer Krater von wenigstens 400 Meter Durchmesser und einer ganz enormen Tiefe, denn es dauerte öfters 7 bis 10 Minuten, ehe man hörte, daß hinabgeworfene Steine irgendwo den Boden oder die Wand des Schlundes berührt hatten. Von vielen anderen hineingeworfenen Steinen hörte man gar nichts. Hochstetter dagegen nimmt an, daß Dyson's Schilderung übertrieben und der Krater nur 150 Meter weit sei. Gewaltige Dampfwolken wirbelten aus der Tiefe und ein unheimlich dumpfes, murmelndes Geräusch

drang von der unterirdischen Werkstätte herauf. Die überhängenden Felsen der innern Kraterwand waren von sublimirtem Schwefel mehr oder weniger gelb gefärbt, aber Dyson konnte nichts von frisch ausgeworfener Asche oder Lava bemerken, während Bidwell von einem neuen Lavastrome erzählt hatte, der an dem obern Krater herabgeflossen war. Jene Lava war schwarz, glänzend und von sehr dichter Beschaffenheit.

See auf dem Gipfel des eigentlichen Tongariro. (Neuseeland.)
Nach einer Skizze von Dr. Hector.

Der Ngauruhoe-Kegel des Tongariro. (Neuseeland.)
Nach einer Skizze von Dr. Hector.

Bestehen nun auch die Vulcane Neuseelands zum großen Theil aus Tuff- und Schlackenkegeln, so sind Lavakegel und Lavaströme doch dort durchaus keine Ausnahmeerscheinung. Ein Bild reichlicher Lavaergüsse besitzen wir z. B. im Maunga

Rei der Eingeborenen, dem Mount Wellington der Ansiedler. Der Tongariro dagegen hatte bei allen den Colonisten bekannt gewordenen Ausbrüchen nur einzig und allein Asche und Gas zu Tage gefördert; erstere verbreitete sich zuweilen über einen District von dreißig englischen Meilen im Radius.

Aber der Tongariro ist jetzt zum ersten Male von seinen alten Gewohnheiten abgewichen, er hat im April 1870 einen bedeutenden mit Lavaausströmungen verbundenen Ausbruch gehabt, über welchen Dr. Hector in der am 17. Juli 1870 zu Wellington abgehaltenen Sitzung der Philosophical Society of New-Zealand Mittheilung machte. Ihm verdanken wir den nachstehenden Bericht sowie die Skizzen zu den beiden hier reproducirten Holzschnitten.

Nach Dr. Hector ist der Tongariro 6000 Fuß (engl.) hoch. Er besteht aus einer Gruppe unregelmäßig gebrochener Kegel, unter ihnen befindet sich einer von sehr gleichmäßiger und schöner Form, der Ngauruhoe der Maoris. Ströme kochenden Wassers und Dampf ergießen sich fortwährend von der Nordseite des Gebirges. In einer Höhe von 3600 englischen Fuß, auf der Spitze des eigentlichen Tongariro, liegt ein See von 300 Yards Durchmesser, dessen Wasser eine rein grüne Farbe zeigt.

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß am 5. April 1870, als elektrische Störungen in ganz Europa so auffallend beobachtet wurden und das Nordlicht so oft und so häufig zu sehen war, das correspondirende Phänomen des Südlichts auf der ganzen südlichen Halbkugel, gleichfalls begleitet von bemerkenswerthen elektrischen Störungen, beobachtet wurde. An demselben Tage fand ein Erdbebenstoß im Vulcandistrict Neuseelands statt, und kurz darauf erfolgte der Ausbruch des Tongariro. Das Land ist um diese Jahreszeit sehr unzugänglich, doch konnte man vom nördlichen Ende des Taupo-Sees (380 Meter über dem Meere), wo jetzt eine Telegraphenstation errichtet ist, einen Ueberblick über die vulcanischen Erscheinungen gewinnen. Am 10. Juli konnten die großen schwarzen Rauchmassen, welche der Tongariro ausstieß, von den Bergen bei Napier wie von einzelnen Theilen der benachbarten Ebene gut beobachtet werden. (Napier liegt an der Hawkebai, 15 deutsche Meilen östlich vom Tongariro, der Taupo-See aber gerade nördlich von letzterm.) Schon vierzehn Tage vor dem Ausbruche wurden in Zwischenräumen von etwa fünf Minuten schwere Schläge in Napier gehört, die den Salven der Artillerie glichen. Diese Schläge waren von einem Zittern der Erde und dem Ausbruche von Flammen begleitet, denen endlich ein Lavastrom folgte, der in unregelmäßigen Wogen massig an den Abhängen des Vulcans herniederfloß. Am 18. April bemerkte man, daß plötzlich aus dem Tongariro eine kolossale schwarze Rauchsäule aufstieg, gerade so, als wenn ein Dampfer heizt; sie verschwand und machte einer weißen Dampfsäule Platz.

Radde's und Siewers' Streifzüge am Kaspischen Meere.

Diese beiden deutschen Naturforscher haben im Sommer 1870 Streifzüge am Kaspischen Meere unternommen, namentlich an der Ostseite desselben. Die Region im Osten dieses großen Binnenbeckens ist in unseren Tagen für Rußland von erhöheter Bedeutung geworden, und diese wird auch vollständig begriffen. Ein Blick auf eine beliebige Landkarte zeigt, daß von dort aus allein die Turkomanen zu bändigen sind und daß Karawanenwege nach Chiwa führen. Vambery hat in seinen centralasiatischen Reisen die Beschaffenheit des Landes und der dortigen Nomaden vortrefflich geschildert; nicht minder die Gefahren und Entbehrungen, denen er sich preisgegeben sah.

Wenn Rußland in jenen Regionen Erfolg haben will, so ist es ihm geboten, ganz systematisch zu verfahren, und es scheint auch, als ob es nach einer wohlbedachten Methode zu Werke gehe. Vor allen Dingen kam es darauf an, am östlichen Gestade einige feste Stationen zu gründen, und dann nach und nach im Binnenlande einige Punkte zu besiedeln. Wenn ich nicht irre, so war es im Spätherbst 1869, daß die Bucht von Kraßnowodsk im Kuwodaghthale (am südöstlichen Ufer des Sees) von russischen Truppen besetzt wurde. Sie gingen sofort ans Werk, um einen Handelsposten nebst den erforderlichen Befestigungen anzulegen. Aus Radde's Reisebericht ersehe ich, daß nun auch im Balchangebirge, an welchem die Karawanenstraße vorüberzieht, einige russische Niederlassungen vorhanden sind.

Jener Bericht ist dem Herausgeber des „Globus“ erst neulich durch gütige Vermittelung aus St. Petersburg zugekommen; derselbe befindet sich in der dort erscheinenden Deutschen Zeitung und enthält eine Uebersicht der Wanderungen. Dr. Radde weist zunächst auf die commercielle Wichtigkeit der centralasiatischen Gebiete hin und daß im Osten des Kaspischen Sees auch die Wissenschaft noch reiche Ausbeute zu gewärtigen habe, namentlich im Balchan, da dieses Gebirge als „continuirlicher Stock mit bis zu etwa 3000 Fuß hohem Rücken sich zwischen die Salzstein- und Sandwüsten im Norden und Süden legt, indem es in der Hauptrichtung dem 39. Grad Nord folgt.“

Das Eindringen ins Innere wurde jedoch durch ungünstige Verhältnisse erschwert, namentlich auch durch den damaligen Aufstand der Kirgisen. Radde wollte zunächst von Baku nach Kraßnowodsk fahren und von dort ins Balchangebirge gehen; das war aber der Turkomanen wegen nicht räthlich, und er untersuchte dann die Gegend um Lenkoran, namentlich den schmalen, süßwasserreichen Küstenstrich, der gegen Nordwest, dem Fuße des bewaldeten Gebirges folgend, breiter wird und in die trockene Mugansteppe übergeht.

„Südlich von Lenkoran lernten wir andere Gebiete kennen. Schach-agatsch, das Besitzthum vom ältesten Nachkommen des ehemaligen Chanes von Talysch, bildete hier das Centrum unserer Excursionen. Wir vergaßen hier sowohl in der Natur als auch in der menschlichen Umgebung Europa total. Unser freundlicher Wirth, Tagi-bek, that Alles, um unsern Aufenthalt eben so angenehm als auch ergiebig zu machen. Orientalische Säle mit bunten Glasfenstern, facettirte Spiegelglasdecken und Carniese, weiche Polster und Teppiche, eine Schaar dienstbarer Geister, kein einziges weibliches Gesicht, persische Musik und Improvisation, — das Alles läßt den Europäer, so lange er mitten darin ist, seine Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche vergessen. Hier haben wir uns mit den Wäldern der Ebene und Vorberge beschäftigt. Um kurz zu sein, sie sind kolossal, aber kernfaul und zerfressen. Quercus castaniaefolia steht in Bezug auf individuelle Entwickelung oben an, — 200

bis 250 Fuß hohe Bäume sind gar nicht selten. Pterocarpa caucasica, mit schlanken, oft seitwärts geneigten Hochstämmen, bedeckt große Strecken, besonders des ehemaligen Moorbodens. Höchst originell ist Parrotia persica. Meistens nur 30 bis 50 Fuß hoch, aber immer in den Stämmen auf das Innigste mit einander verwachsen, so daß förmliche Holzgeflechte mit irregulären Schlupflöchern zwischen den nicht selten 1 Fuß dicken um und in einander gewundenen Stämmen dastehen. Sandiger Boden ernährt in der Ebene kleine Haine von Gleditschia mit einzelnen eingesprengten Mimosa Julibrissin, deren zartes Laub der Sonne freiern Durchgang läßt und wo dann meistens beide Meropsarten lärmend umherschwärmen."

Am 16. Mai wurden die Gebirge hinter Lenkoran besucht, barometrische Nivellirungen vorgenommen und Pflanzen gesammelt.

Von Lenkoran fuhren die beiden Reisenden nach Baku zurück und von dort nach Kraßnowodsk, wo sie am 5. Juni eintrafen. Wir entlehnen dem Berichte das Folgende.

„Dem Naturforscher sind die Wüsten und namentlich ihre Ränder lieb. Es ist in ihnen Alles anders als auf der gewöhnlichen Muttererde. Wir waren hoffnungsreich. Unsere Phantasien bewegten sich in einem Meere origineller Eidechsen, Schlangen, Scorpionen, Phalangen, Taranteln und sonstigen sonderbaren Geschöpfen. Und wir wußten es, wenn die Hauptbedingung zu unseren Erfolgen, das heißt möglichst freie Bewegung auf weite Distanzen hin, in Erfüllung gehen würde, so durften jene Phantasiebilder durchaus sich realisiren. Vier Fuß lange Rieseneidechsen, ein Heer kleiner Collegen mit allerlei possirlichen Kopf- und Halsauswüchsen; andere mit veilchenblauer Kehle und wechselndem Farbenspiele auf dem Rücken; dazwischen auf heißem Sandboden die ekelhaften Solpugen mit langbehaarten Beinen und lehmgelbem Körper; wie sie so gerade und rasch hinlaufen, diese raubsüchtigen Bestien! Dann wieder die anziehenden Miniaturbilder unter den Steinen: eine zänkische Scorpionfamilie und die reichlichen Reste von Tentyrien und Pimelien, oder wundervolle Julodeskäfer. Auch Alhagi- und Anabasispflanzen. Und dazu noch viele andere Bilder, das Alles erwarteten wir und haben es auch gefunden, doch mußten wir uns auf den kleinen Raum von drei bis fünf Werste im Umfange beschränken.

Wir wurden im Lager auf das Freundlichste empfangen und in eine Filzjurte einquartiert. An demselben Tage begannen wir unsere Arbeiten. O, welche ungeheuern Gegensätze zur Natur von Lenkoran und Masanderan. Und wie scharf schneiden sowohl am Ost- wie auch am Westufer des südlichen Kaspi die Wüsten in die gesegneten Waldgebiete der Elburuskette ein! Im Verlaufe von einer Woche hatten wir die nächsten Umgegenden von Kraßnowodsk vollkommen ausgebeutet, es war schwer, noch etwas Neues zu finden. Unseren Bemühungen, weiter ins Land vorzudringen, konnte nicht Genüge geleistet werden. Die Turkmenen haben die üble Angewohnheit, Fremde zu rauben und weiterhin als Sklaven zu verkaufen. So lange wir im Lager uns befanden, hatte natürlich der Chef desselben die Verantwortung wie über Alles, so auch für uns übernommen. Man erwartete noch Kosackenverstärkung; der Aufbruch ins Balchanlager stand damals zwar in Aussicht, war aber keineswegs bereits festgesetzt worden. Wir mußten uns also dahin bescheiden, im Lager zu warten, und konnten nur bedauern, daß gerade jetzt so mißliche Verhältnisse hier statthatten, und das um so mehr, als 1826 Eichwald und später, z. B. 1865, Göbel sich bei den Turkmenen viel freier bewegt hatten, als wir es unter dem Schutze von 1500 Soldaten im Stande waren. Jedenfalls haben wir gethan, was irgend möglich war, und uns davon überzeugt, daß unter solchen Bedingungen die Untersuchung jener Länder, trotz aller Bereitwilligkeit seitens der Militärchefs, total unmöglich, weil jede einigermaßen freie Bewegung nicht zulässig ist. Wir wollen also getrost noch zwei Jahre warten, und erst dann, wenn im Balchan feste Ansiedelungen sind und vielleicht auch freundliche Beziehungen mit den Turkmenen sein werden, gehen wir wieder hin und bringen mit gutem Erfolge das zu Ende, was wir jetzt beim besten Willen nur kaum beginnen konnten. Das Hauptresultat der geognostischen Untersuchungen des Dr. Siewers besteht übrigens darin, daß die Kalkgebirge bei Kraßnowodsk, bis dahin von Eichwald und Koschkul als versteinerungslose betrachtet, dennoch Versteinerungen besitzen und von Siewers mit großer Wahrscheinlichkeit dem obern Jura oder der Kreide zugesprochen werden. Im kaukasischen Museum befinden sich die Belegstücke dafür."

Am 21. Juni fuhr Radde von Kraßnowodsk auf einem Dampfer nach Baku. Er schreibt über diese Fahrt:

„Wiederum erlebte ich Gegensätze, wie sie nur der Osten bietet. Natur- und Menschenleben bewegt sich hier in den Extremen. Die Filzjurte mit allem lebenden und todten Ungeziefer, die Spiritusfässer mit giftigen und giftlosen Schlangen, die heillose Hitze und das schlechte Wasser, ja, was noch mehr heißen will, der übliche Bataillonsschnaps und die unabänderliche Schafsuppe Mittags und Abends, und noch so vieles Andere, — das Alles lag nun wieder weit hinter mir. Es gab erquickendes Wolgawasser in Eis, eine herrliche Seeluft, ein bequemes Lager; es gab so edle Flüssigkeiten, aus dem Norden Rußlands die berühmten Liqueure, die Südküste der Krim, Orianda, Frankreich und Deutschland, Mosel und Rhein waren hier vertreten, und hier und da that sogar die berühmte Wittwe (Cliquot) an unserer Tafel brav Bescheid. Bei so schroffen Uebergängen und Differenzen im Leben vergißt man immer zuerst die letztvergangenen Tage.

Auf der Weiterreise wurde Aschurade und die Massanderansche Küste bei Astrabad besichtigt. Eine persische Gesandtschaft empfing den Großfürsten Thronfolger dort am Lande. Der hohe Minister derselben trug einen herrlichen mit Perlen und Edelsteinen vielfach besetzten Chalat, ein wahres Prachtstück für jedes ethnographische Museum. Hoher Wellengang vereitelte die Einfahrt in den Busen von Ensely. Die Insel Sari wurde angelaufen und eine kleine Landpartie nach Lenkoran gemacht. Von dort ging es zur Kuramündung und nach Bojii Promischel. Hier wurde der Fang der Störe, die Bereitung der Kaviarsorten, des Fischleims und der Wisiga, das ganze Etablissement in Augenschein genommen. Während dieser friedlichen Arbeiten, welche zur Zeit des guten Fanges alltäglich von einigen Hundert Menschen auf einem gedeckten Bollwerke über dem Wasser von Morgens bis Abends vollendet werden, passiren unter dem Bollwerke im Kurawasser gräßliche Räuberscenen. Hier drängen sich nämlich, auf die reichlichen Abfälle vom Fischfange wartend, Schaaren riesiger Wälse zusammen. Die graublauen oder schwärzlichen Rücken dieser Bestien tauchen nicht selten theilweise aus den lehmigen Fluthen der Kura auf. An langen, fingerdicken Leinen mit tüchtigen Eisenhaken, die den Köder tragen, kann man die Riesen jeden Augenblick leicht angeln. Doch müssen zwei bis drei starke Männer mit aller Kraft ziehen, wenn ein fadenlanger (6 Fuß) Wäls sich festgebissen hat. Wehe dem Sterblichen, der hier verunglückt, er ist hoffnungslos verloren. Ein Bild aus der Wirklichkeit genommen, welches sich an die phantasiereichen Schilderungen Dante's in der Hölle würdig schließt.

Am 28. Juni gegen Abend traf der Dampfer „Kon-

stantin" in Baku ein. Hier hat die Natur unerschöpfliches Feuermaterial in der rohen Naphtha deponirt. Die Bewohner profitirten diesmal von den Schätzen und hatten bis zu den ewigen Feuern auf Apscheron (Suruchane) 18 Werst alle Berge in ein wahrhaftiges Flammenmeer getaucht. So etwas Großartiges kann man sich kaum vorstellen. Die rohe Naphtha war auf Lehmkloben gegossen und so angezündet. Unzählige solcher Flammen bedeckten die Erddächer der Dörfer. — Am andern Morgen reisten wir als Couriere nach Tiflis ab."

Gräbt die Pampaseule ihre Höhlen selbst?

Gerade durch ihre Gegensätze wirkt die Natur fesselnd und überraschend auf den Beobachter. Wie kommt es, hat man schon oft gefragt, daß der prächtige Pfau auf Java und in Ostindien der Begleiter des Tigers ist, dessen Gegenwart er durch sein Geschrei verräth? Ein Grund für das regelmäßige Beisammensein dieser Thiere ist noch nicht aufgefunden worden, während andere, nicht minder verschieden geartete Thiere von Natur gleichsam auf einander angewiesen scheinen. Wenn der Staar unseren Schafherden folgt, so weiß man, daß dieses seinen Grund in dem Vorkommen gewisser Insecten im Vließ der Schafe hat, die der muntere Vogel dort aufsucht, genau so wie der Madenhacker (Buphaga erythrorhyncha) von der Südspitze Afrikas an bis nach Abyssinien der treueste Begleiter der Herden ist, so daß es scheint, als könnten Rinder, Kameele, Pferde kaum ohne ihn leben. Da wo diese wunde Stellen haben, in welche die Fliegen ihre Eier legen, aus denen die Maden entstehen, erscheint auch die Buphaga, klettert an dem Thiere herum und sucht ihm die Maden ab.

Auch das merkwürdige Zusammenvorkommen der Pampas-, Prairie- oder Kanincheneule (Pholeoptynx hypogaea) in Nord- wie Südamerika mit einem höhlengrabenden Nagethiere, hier mit dem sogenannten Prairiehunde (Cynomys Ludovicianus), dort mit der Viscacha (Lagostomys trichodactylus) ist noch nicht völlig aufgeklärt. Da, wo in unabsehbarer Menge in den nordamerikanischen Prairien die Erdhügel oder „Städte" der Prairiehunde sich erheben und diese munteren Nager ihre graciösen Spiele treiben, fehlt auch selten die Prairieeule, desgleichen eine Klapperschlange. Alle drei finden in derselben vom Prairiehunde gegrabenen Höhle Unterkunft und leben in der Regel friedfertig zusammen. Bonaparte bezweifelt dieses freiwillige Zusammenwohnen, welches indessen vollkommen erwiesen ist. Die südamerikanische Pampaseule, welche genau dasselbe Thier wie die nordamerikanische Prairieeule ist, lebt nicht nur in den Höhlen der Viscachas, sondern auch in den Gruben der Ameisenbären und Gürtelthiere. Sie macht es sich in den von fremden Thieren gegrabenen Wohnungen bequem, und daraus hat man schließen wollen, daß sie überhaupt nicht selbst Höhlen grabe. „Der ganze Bau der Füße," sagen die Gebrüder Müller, „Zehen und Nägel der Höhleneulen weist eben so wenig auf die Eigenschaft des Grabens, als die mit unserm Steinkauz ziemlich übereinstimmende Lebenscharakteristik dieser Vögel schon voraussetzen läßt, daß sie sich bereits verfertigter Höhlen entschieden bedienen werden, was ihre regelmäßige Anwesenheit bei den Colonien genannter Säugethiere (der Prairiehunde und Viscachas), nicht aber ein selbständiges Nisten an vereinzelten Orten auch zur Genüge beweisen möchte." —

Die höhlengrabende Pampas- oder Prairie-Eule.
Nach den Exemplaren im Londoner zoologischen Garten.

Darwin dagegen meldet das Selbstgraben von Höhlen bei der Pampaseule; Foullé und Molina geben dieses entschieden von der in Chile vorkommenden Art an, was Hill mit den Worten bezweifelte: „Das Zeugniß für diese Thatsache ist noch nicht genügend, denn es folgt noch nicht, daß ein Vogel, der in einem Loche unter der Erde gefunden wird, dasselbe auch wirklich gegraben hat." Nach Vieillot

soll dieselbe auf St. Domingo beobachtete Eule dagegen zwei Fuß tief graben. Es mag sein, daß das Selbstgraben der Höhle bei der Prairieeule noch nicht im Freien beobachtet wurde, die Sache ist aber trotzdem entschieden und zwar zu Gunsten des Selbstgrabens. Wie der Ornitholog Sclater berichtet, grub nämlich schon die erste 1868 nach London in den zoologischen Garten gebrachte Prairieeule, deren Porträt wir mittheilen, sich im Sande ihres Käfichs ein Loch, in welches sie sich flüchtete, wenn man sie bedrohte. „Sie versteht," schreibt Sclater, „sich ihre Höhle recht gut selbst zu graben." Damit ist die Sache über allen Zweifel entschieden.

Die Prairieeule gehört zur Gruppe der amerikanischen Tageulen (Surniae); sie ist von der Größe unseres Steinkauzes, besitzt eine vorherrschend röthlichgraue Oberseite, die überall schön weiß gefleckt ist, während die Unterseite bis über die Brust auf gelbrothem Grunde graubraun getüpfelt und der Bauch schmutzig gelbweiß erscheint. Das Gefieder ist weich und seidenartig, dicht und kleinfaserig. An einen nur kleinen Schleier (der Kranz um die Ohröffnung im Halbkreise) schließt sich ein unvollkommener nach hinten und unten entwickelter Augenkranz. Die vorn leicht befiederten Beine sind hoch und schlank, von hell graugrünlicher Farbe mit gelblicher Sohle der kurzen Zehen, an denen mäßig gekrümmte Nägel stehen. Ihre starken Flügel sind rundlich und groß, sechs Zoll lang, während ihr dreizölliges Schwänzchen kurz abgestutzt ist, wodurch das Thier hoch aufgeschürzt erscheint und ihm beim Gange neben seiner Leichtigkeit und seinen eigenthümlichen Kauzmanieren etwas Drolliges verliehen wird.

Die Prairieeule treibt sich am Tage außerhalb des Baues umher und ergreift Mäuse, Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, in der Nähe des Wassers auch Krabben, um sie zu verzehren. Sie sitzt gern auf den Hügeln der Prairiehunde oder, wie Audubon beobachtete, auf dem Wipfel der in den Prairien häufigen Wermuthsträucher, in Südamerika auf Termitenhaufen. Trotz ihrer scheinbaren Ruhe und Zutraulichkeit, mit der sie den Menschen herankommen läßt, weiß sie dessen gefährliche Nähe zu ermessen, denn sie fliegt plötzlich einige Schritte gleichsam in neckendem, tändelndem Spiele dahin und verschwindet zur rechten Zeit unter der Erde, nachdem sie ein gellendes Tschi-Tschi ausgestoßen. Ihr Gang ist leicht und gewandt, ihr Flug wellenförmig und zuckend, bisweilen von der Schnelligkeit eines Habichts, nach Azara aber selten höher als fünf bis sechs Fuß über der Erde hergehend. Ihr Betragen ist dem des Steinkauzes ähnlich, indem sie wie dieser im Sitzen häufig Bücklinge macht und mit dem Schwänzchen schnellt. In der Tiefe, am Ende der Höhle, bereitet sich die Prairieeule aus feinem Gras ihr Nest und legt vier blaßweiße Eier, welche an Größe denen der Taube gleichkommen; Azara berichtet, daß die südamerikanische Form in den Pampashöhlen ihre Eier ohne alle Nestbereitung auf den Boden lege. Die Naturgeschichte dieser interessanten Tageule kann jetzt als völlig aufgeklärt gelten.

Aus der Literatur des Nihilismus.

Kritische Beleuchtung des Tschernyschefsky'schen Romans: „Was thun?" (Что дѣлать?)

Von **D. K. Schedo-Ferroti.**

V.

7.

Die Schilderung des höchsten Glückes, das der „jetzt lebenden Generation" aus der Annahme der Principien des Herrn Tschernyschefsky erblühen könnte, ist, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, keine verführerische; nun handelt es sich hier aber doch nur um eine bloße Uebergangsperiode, um einen temporären Zustand, und von dem könnte allenfalls angenommen werden, daß die Mitwelt darein willigen könnte, ihn zu ertragen, wenn ihr der Beweis geführt wird, daß es dadurch der Nachwelt um so besser ergehen müsse.

Auf diesen Beweis kommt Alles an, und um ihn zu finden, hat der Autor den Muth und die Gewissenhaftigkeit gehabt, die gefährliche Klippe der praktischen Details, nicht, gleich seinen Vorgängern im Fache der Weltreformen, vorsichtig zu umschiffen, sondern gerade darauf loszusteuern, indem er uns sein „Schauen" offenbart, wie es ihm das Leben und Treiben der „kommenden Generationen" gezeigt, der Generationen, „bei denen seine Principien nicht von wenigen Auserlesenen, sondern von Allen, ohne Ausnahme, befolgt sein werden."

Das ist denn nun unbedingt ein prächtiges commodes Leben, voll materieller Genüsse und ohne den leisesten Nachklang all der kleinen moralischen Unbilden, wie sie jetzt durch Ehrgeiz, Egoismus und Eifersucht entstehen, ohne eine Spur der Seelenleiden, wie sie jetzt durch Gewissensbisse oder Muttersorgen hervorgerufen werden, ohne eine Ahnung der „Gène", wie sie jetzt durch die Gesetze über Mein und Dein und andere veraltete Schrapen der armen Menschheit auferlegt wird.

Kein Gesetz — folglich kein Verbrechen! — Kein Richter, keine Polizei, keine Autorität; aber auch keine Schwächen, keine Leidenschaften; und darum leben die Menschen so stillvergnügt und friedlich beisammen, daß im Vergleich mit ihnen die Lämmlein auf den Wiesen recht bösartige Wesen erscheinen, indem sie sich doch ab und zu mit den eben aufkeimenden Hörnchen stoßen, was aber unter den Menschen nach Herrn Tschernyschefsky's Weltordnung durchaus nicht vorkommen darf, weil es sonst nothwendig würde, Gesetze zu schreiben, mit den Gesetzen aber kämen die Richter wieder auf, und mit den Richtern eine Strafgewalt, und mit der Strafgewalt eine Administration, eine Finanzverwaltung, eine Polizei und wie all' die verjährten Einrichtungen heißen, die der Grund des Uebels sind, das auf Erden herrscht.

In der idealen „absoluten Freiheit", in der sie leben, handeln die Menschen des Herrn Tschernyschefsky immer

nur nach eigenem Gutdünken, es findet sich aber zuletzt, daß Jeder gerade so gethan, wie es dem Gesammtinteresse am heilsamsten ist, wofür denn auch Jeder seine Belohnung findet im wachsenden Wohlstande aller Uebrigen. Sie arbeiten „wenig“ und ihre Arbeit ist eine „sehr leichte“, da „fast Alles“ von Maschinen verrichtet wird, aber sie arbeiten doch, weil es ihnen Spaß macht und „ihre Nerven stärkt zu vollkommenerm Genusse“. Immer nur die Freude suchend, zieht „die ganze Bevölkerung“ aus dem Norden nach dem Süden, und aus dem Süden nach dem Norden, während die nachbleibenden Maschinen das Nöthige besorgen, damit ihre Gärten gepflegt werden, und Alles in Ordnung gehalten wird bis zum fröhlichen Einzuge der Zurückkehrenden.

Der allgemeine Fortschritt ist wirklich ein bedeutender, obgleich die Geographie und Geognosie etwas vernachlässigt scheinen; denn wenn sie „so mächtige“ Maschinen haben, daß sie die Erde „von den Ufern der Ostsee“ nach der Krim hinüberführen, so wird, bei Ankunft des Transportes, ihre Ueberraschung keine geringe sein, wenn sie bemerken, daß die Ufer (Dünen) der Baltica statt des erwarteten Lehmes nichts als Triebsand liefern. So triftig er mir scheint, ist der Einwand, den ich hier wage, doch vielleicht ungegründet, denn nach dem ganzen Zuschnitte des „Lebensbildes der Zukunft“ ist es nicht unmöglich, daß bis dahin der Triebsand seine Natur verändert haben und zu Lehm geworden sein wird, zumal überhaupt in der Natur merkliche Veränderungen vorgegangen sein müssen, da die Gesetze der Schwere, der Cohäsionskraft und des Luftdruckes von den gegenwärtig bestehenden sichtlich abweichen.

Wenn man die Giebelhöhe der „alle bekannten Bauten überragenden“ Wohngebäude der Zukunft auf nur 150 Fuß, und deren Länge auf eine Werst (beides wie der Louvre) annimmt, so würde das „Krystallfutteral“ über dem Gebäude mindestens 200 Fuß hoch und $1^1/_2$ Werst im Geviert sein müssen, was für die „auf Entfernung einer halben Werst abstehenden dünnen Säulen“ eine Höhe von circa 300 Fuß, und für den Flächenraum, den sie einnehmen, genau $6^1/_4$ Quadratwerst ergeben müßte. Da eine Werst 3500 Fuß oder 1750 Ellen mißt, so hat man, die Leinwand zu 2 Ellen breit, 1,536,250 Ellen nöthig, um 1 Quadratwerst zu bedecken, mithin hätten die 300 Fuß hohen „sehr dünnen“ Säulen eine Gesammtlast von 9,601,562 Ellen beständig genäßter Leinwand zu tragen, was jedenfalls sehr gewagt scheint, selbst wenn man erfährt, daß jene Säulen aus „geschmiedetem Alumin“ gemacht sind, was ernste Bedenken erregen müßte, wenn man nicht durch den Gedanken beruhigt wäre, daß durch den Fortschritt des Menschengeschlechtes bis zum „Abschaffen aller Gesetze“ wohl auch die Naturgesetze abgeschafft oder stark modificirt sein werden, so daß die Schwere verringert, die Cohäsionskraft vergrößert und die Wirkung des Windes auf große Leinwandflächen ganz aufgehoben sein könnte.

Hier sei mir gestattet, meine kritische Darlegung einen Augenblick zu unterbrechen, um einem Ausrufe Luft zu machen, der schon lange hervor will: Warum in aller Welt, wenn er nicht sonst ein schweres Verbrechen begangen, warum hat man den unschädlichen Autor dieser nützlichen Jugendschrift nach Sibirien verschickt? Doch wohl nicht gar um des vorliegenden Buches willen, und wegen der gefährlichen Principien, die er durch noch gefährlichere Lockungen der Jugend genehm zu machen sucht? Das wäre wahrlich recht hart, denn was auch die Absichten des Herrn Tschernyschefsky gewesen sein mögen: sein Buch hätte doch wohl nicht anders als nach dem Schaden, den es anrichten konnte, beurtheilt oder gar verurtheilt werden sollen; einen solchen Schaden aber, d. h. eine thatsächlich gegen die Jugend ausgeübte Verführung kann ich mir durchaus nicht vorstellen. Von irgend welchen Studenten gar nicht zu sprechen, würde wohl ein etwas nachdenkender Gymnasiast oder ein vorgeschrittener Kreisschüler nicht sofort das Sinnwidrige in den Beschreibungen der Lebensweise der zukünftigen Menschen herausfinden? Gewiß, wenn man ihm Zeit läßt, das Buch ruhig zu lesen und sich die Sache zu überlegen. Vielleicht nicht, wenn er den Band heimlich, in größter Eile oder wohl gar stückweise verschlingt, und aus den hin und wieder aufgeschnappten Sätzen sich ein Ganzes zusammenstellt, das denn nachgerade nicht viel besser ist als das Original, für das er aber in heiligem Eifer schwärmt, indem er sich rühmt, ein Jünger des „großen Exilirten“ zu sein. Hiernach scheint mir, daß nicht das Buch gefährlich war, wohl aber dessen Censurverbot!

Doch kehren wir zur Beleuchtung des Tschernyschefsky'schen Romanes zurück.

Ich habe das Buch „eine nützliche Jugendschrift“ genannt, und halte dafür, daß die Bezeichnung eine richtige ist. Um diese Behauptung zu rechtfertigen, will ich annehmen, daß von irgend einem literarischen Vereine ein Preis ausgestellt worden für eine Schrift, die in der reifern Jugend den Abscheu vor den sogenannten „plaisirs faciles“ erwecken soll, indem sie den Gegenstand in recht greller, abschreckender Weise schildert.

Ob Herr Tschernyschefsky sich mit Vorbedacht als Concurrent gemeldet hätte, will ich dahingestellt sein lassen, ich bin aber überzeugt, er hätte den Preis davongetragen durch seine „verführerisch sein sollende“ Beschreibung der allabendlichen Tanzvereine seiner Zukunftsmenschen*).

Und das soll ein gefährliches Buch sein!

Ein nützliches Buch ist es, ein hocherwünschtes Buch, ein preiszukrönendes Buch, das auf unsere, zu politisch-philosophischen Schwärmereien hinneigende Jugend die Wirkung eines Sturzbades machen muß, und das man deshalb nicht genug empfehlen kann. Wie man auch über den moralischen Werth unserer „Zukunfts-Literatur“ denken möge, Herr Tschernyschefsky nimmt in ihr einen besonders hervorragenden Platz ein. In jeder Zeile seines Buches sieht man, daß er nicht nach Effecten hascht durch Aufstellung frappanter Paradoxen. Es ist ihm Ernst mit seiner Lehre, und deshalb fühlt man sich bewogen, in seinem Buche mit Ernst und Nachdenken weiter zu lesen, so seltsam und schnurrig auch Manches darin klingt. Was er über die Mängel der bestehenden gesellschaftlichen Zustände sagt, ist Alles schon lange vor ihm gesagt worden und hat — schon lange vor ihm — auf viele Leser einen um so tiefern Eindruck gemacht, als man ihnen immer nur demonstrirte, was abgeschafft werden müßte, dabei aber sorgfältig vermied, ihnen zu erklären, was an die Stelle des Abgeschafften treten könnte. Hier ist Herr Tschernyschefsky seinen Collegen wahrhaft überlegen. Er ist nicht auf halbem Wege stehen geblieben; er hat den von ihm aufgefaßten Gedanken der gesellschaftlichen Wiedergeburt vollkommen und bona fide durchgedacht, und ist zu dem bemerkenswerthen Resultate gekommen, selbstüberzeugt und überzeugend sagen zu können: Wenn die und die Principien allgemein angenommen wären, so würden die kommenden Geschlechter in solch und solcher Weise prosperiren.

Die streng mathematische Form dieser Beweisführung hat etwas besonders Imponirendes. Der Geometer verfährt öfters eben so; er nimmt einen zweifelhaften Vordersatz als

*) Wir müssen hier, obwohl ungern, aus Rücksichten, welche der Herr Verfasser zu würdigen wissen wird, vierzehn Zeilen, die allerdings charakteristischen Inhalts sind, fortlassen, weil doch der eine oder andere Leser Anstoß daran nehmen könnte. Red.

gegeben an, führt ihn in einer Reihe logischer Folgerungen bis zu seiner letzten Consequenz durch und schließt aus der Unzulässigkeit dieser letzten Consequenz, daß der Vordersatz ein falscher war. Man nennt das eine demonstratio ad absurdum, und eine solche hat Herr Tschernyschefsky gegen seinen eigenen Vordersatz: die Lehre von der Abschaffung der Gesetze und den freien Liebeswahlen, geliefert. Seine letzte Consequenz: das lammfromme Zusammenleben der Menschen im Schlaraffenlande, ist handgreiflich absurd, und wirft den Vordersatz mit unwiderlegbarer Klarheit um, wodurch sein Buch zur treffendsten Widerlegung seiner und seiner Anhänger Grundideen wird.

Ich möchte nicht falsch verstanden oder gar von meinen „intimen Feinden“ als heimlicher Anhänger des Herrn Tschernyschefsky verschrien werden, kann aber doch nicht umhin, den Wunsch auszudrücken, unsere hohen Censur- und Scholarautoritäten beliebten das so verschrieene Buch nochmals mit aller Aufmerksamkeit zu lesen. Es ist eines der lehrreichsten, die ich kenne, und wenn ich im hohen Rathe unserer (— d. h. russischen —) Volkserziehung Sitz und Stimme hätte, würde ich darauf antragen, nicht nur, daß das Censurverbot sofort aufgehoben, sondern daß das Buch, mit anderen ähnlichen Producten gepaart, zum Gegenstande specieller Vorträge in unseren Gymnasien erhoben würde. Ob dieser Vorschlag haltbar, mögen die geneigten Leser entscheiden. Ist meine kritische Darlegung verständlich und überzeugend, warum sollte unsere Jugend nicht einen Professor verstehen, der zu ihr in demselben Sinne spräche; sobald sie ihn aber versteht, muß ihr das „gefährliche Gift der Tschernyschefsky'schen Irrlehren“ zum heilsamsten Gegengifte werden, das sie auf immer vom Schwindel der politisch-philosophischen Extase curirt.

Zur Kennzeichnung der Leute in Frankreich.

Von **Karl Andree.**

I.

Die Franzosen geben wieder einmal eine welthistorische Gastrolle, und diesmal haben sie ein Fiasco gemacht, zu welchem die Geschichte der Völker kein Nebenstück aufweist. Sie gedachten ein gewaltiges Drama vor der Welt aufzuführen, eine großartige Räubertragödie, welche alle fünf Erdtheile in Staunen versetzen sollte; die grande Nation, mit dem Imperator an der Spitze, vermaß sich', den Beweis zu führen, daß sie vor allen anderen waffenmächtig sei, und daß es nur ihr gebühre, in Europa das große Wort zu führen; sie wollte ihr „préstige“ für alle Zeiten feststellen. Keinem Franzosen kam es in den Sinn, daß dem Einen recht, was dem Andern billig sei; sie selber wollten allein gewaltig und stark dastehen und den Ton angeben, vor allen Dingen aber fanden sie es unerträglich, daß Deutschland nicht ferner zersplittert sein, sondern sich einheitlich gestalten und seinerseits zu der ihm gebührenden Geltung bringen wollte. Schon in dem bloßen Bestreben, diese Einheit anzubahnen, sahen die Pariser Politiker ein „Verbrechen gegen Frankreich“.

Der Krieg gegen uns war von langer Hand her beschlossen; das Rheinland sollte für Frankreich erobert werden, und man brach den Vorwand zur Eröffnung der Feindseligkeiten in höchst frivoler Weise vom Zaune. Mit Strömen Blutes sollte der Thron des Napoleoniden recht fest gekittet werden, und kein Zweifel, das Volk würde für längere Zeit nicht mehr an demselben gerüttelt haben, wenn der Raubkrieg den Hoffnungen der Franzosen entsprochen hätte. Aber der Imperator zog nicht mit Lorbeeren bedeckt in seine Hauptstadt ein, sondern in die Gefangenschaft nach Deutschland, mit Schimpf und Schande beladen; die „herrlichste und tapferste Armee der Welt, an deren Adler der Ruhm gebannt ist,“ wurde in nie zuvor erhörter Weise unablässig aufs Haupt geschlagen, vernichtet, gefangen, und die „modernen Hunnen und Avaren“ zogen in das „heilige Paris, in das Centrum des Weltalls“, triumphirend ein, — zum dritten Mal im Laufe dieses Jahrhunderts. Das war die Gloire, welche die Franzosen erwarben *).

Der erste Act des Dramas mit seinen soldatischen Spectakelscenen wurde auf das Allerkläglichste abgespielt. Nicht ein einziger Darsteller war seiner Rolle gewachsen; sie sind alle ohne Ausnahme armselig durchgefallen. Wenn man die vermessenen Reden und die prahlerischen Phrasen dieser „Sieger in so vielen Schlachten“ vernahm, dann erinnerte man sich unwillkürlich an den Hauptmann Pyrgopolynikes, der in dem Miles gloriosus des Plautus so windige Aufschneidereien zum Besten giebt. Die Führer der Armee zeigten sich ohne kriegerische Tüchtigkeit; auch die am meisten gepriesenen entsprachen nicht einmal bescheidenen Erwartungen, und die Soldateska, welche aus conscribirten und geworbenen Leuten, aus „Stiefkindern des Glücks“, bestand, war ohne jegliche Zucht. Sie wurde allemal, wo sie dem deutschen Kriegsheere gegenüberstand, niedergeworfen und hat in einem der blutigsten Kämpfe, welche je geführt worden sind, auch nicht einen einzigen Sieg aufzuweisen.

Sie wurden gedemüthigt, diese Franzosen; sie haben es nicht anders gewollt und nichts Besseres verdient. Keine einzige Stimme erhob sich unter ihnen, um zu sagen, daß der Krieg, welchen Frankreich heraufbeschworen, ein ungerechter sei. Dem ganzen Volke ist der gesunde Menschenverstand fremd geworden. Als die Deutschen sich erlaubten, auf dem „heiligen“ Boden Frankreichs die französischen Heere zu schlagen und zu vernichten, schrie man nach „Rache“ gegen die Räuber und nach „Revanche“. Man war frech inmitten des Schimpfes und der Ohnmacht *).

Neben dem kriegerischen Drama spielt ein Intriguenstück, in welchem die sogenannten Staatsmänner gleichfalls

---

*) Ou le père a passé, passera bientôt l'enfant, rief Alfred de Musset schon 1840, als es gleichfalls hieß: à Berlin! und unsere Wehrmänner gingen — nach Paris.

*) Die nachfolgenden Verse, welche ich im Londoner „Athenäum“ fand, kennzeichnen diese klägliche Renommisterei:

Aux armes!
Sous le nombre ils ont succombés,
Invaincus. Deuile, mais espérance!
Chacun, noir de poudre, est tombé
En répétant: Vive la France!

ihre gänzliche Unfähigkeit in einer wahrhaft jämmerlichen Weise bis auf den heutigen Tag zur Schau gestellt haben. Die Geschichte zeigt, daß in gewaltigen Krisen, bei denen ein Land und ein Volk von Grund aus aufgewühlt wird, kräftige Charaktere auftreten, Männer sich erheben, denen ein dämonisches Pathos innewohnt, ungewöhnliche Erscheinungen, welche fesseln und Furcht, Achtung, Bewunderung oder Abscheu einflößen. Die erste französische Revolution hatte ihren Mirabeau und Danton, Robespierre und Marat, — die heutigen Franzosen haben auch nicht einen Menschen aufzuweisen, der außerhalb der platten Gewöhnlichkeit stände. Erst erklärte das Gassenpublicum den Gefangenen von Sedan des Thrones für verlustig und beschimpfte ihn, nachdem er gefallen war, in pöbelhafter Weise. Von Seiten der Volksvertreter geschah dasselbe. Die Republik war 1870 wie 1848 ein improvisirtes Product der Straße. Man hörte wieder überall die sinnlose Floskel: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und verübte im Namen derselben die wildeste Barbarei, indem man die Deutschen vertrieb. Während jeder Franzos in jedem andern Franzosen einen Verräther sah, galt jeder Deutsche für einen preußischen Spion.

Das war die Brüderlichkeit. Die Gleichheit besteht darin, daß man ruft: à bas les riches! Nieder mit denen, welche Habe besitzen; die Freiheit wird von den Gewalthabern in der Praxis dadurch bethätigt, daß man Zeitungen unterdrückt, welche Anwandlungen von Menschenverstand verspüren; daß man Leute einkerkert, die andere Ansichten aussprechen als solche, die den Machthabern genehm sind; daß man Privateigenthum plündert, die Geistlichen einkerkert und die Kirchen beraubt. Man ermordete feig Generäle, verstümmelte ihre Leichen und erklärte hinterher amtlich: „das Pariser Volk ist bewundernswürdig, es ist großmüthig und hochherzig."

Schon im November verlangte Blanqui folgende Maßregeln, „welche allein die Republik retten können." Alle Kirchen müssen in Getreidemagazine oder in Locale für patriotische Clubs und revolutionäre Zwecke umgewandelt werden. In den Lazarethen darf kein Priester geduldet werden. Alle Priester sind festzunehmen, zu bewaffnen und ins Feuer zu schicken; dort stellt man sie vor die Patrioten an die gefährlichsten Stellen. Auf solche Weise können sie sich nützlich machen; sie mögen Märtyrer werden und in ihren Himmel

Ils seront vengés, nos soldats
L'heure nait des grandes batailles,
C'est à nous, c'est à nous, là bas
A leur faire des funerailles.
Debout, debout!
Du sang et non des l'armes,
France, de l'un à l'autre bout
Aux armes!

Daneben lief die leichtfertigste Frivolität her. Im Barrackenlager zu Dresden, wo man eine wahre Musterkarte französischer Soldaten beobachten konnte, von der afrikanischen Bestie bis zum stutzerhaften Moblot, ließ ich mir von einem der letzteren das Schnupftabackscouplet vorsingen. Die Mobilgarde hatte man, als die Chassepots zu Hunderttausenden in deutsche Hände gefallen waren, mit Gewehren bewaffnet, deren Schlösser Tabacksdosen glichen; sie waren aus alten Vorderladern hergestellt worden und heißen fusils à tabatière. Nun sangen die Moblots: —

J'ai du bon tabac
*Dans ma tabatière,
J'ai du bon tabac
La Prusse en aura.
J'en ai du bon et du rapé,
Bismarck, ce sera pour ton fichu nez.

Ich sagte meinem Moblot, das Alles sei eingetroffen, denn die Preußen hätten nicht nur die Regiemagazine geleert, sondern Hunderte von Eisenbahnwagen, die mit Taback für die französischen Soldaten beladen waren, erobert. — „C'est vrai, Monsieur; sie haben ihn allerdings billig genug bekommen."

kommen. An den glauben wir nicht; deshalb sollen sie vor uns sterben, den Familienvätern als Panzer dienen. Dann sind sie doch wenigstens ein Mal zu etwas gut gewesen. — Blanqui sagt weiter: Die Hauptsache sind die Barricaden. Jeder Bürger ist verpflichtet, nur bewaffnet auszugehen; Revolver, Dolch, Bayonnet, — Alles ist gut. Alle Lebensmittel müssen der Commune ausgeantwortet werden, damit Jeder seinen Antheil erhalte. Wer die Stellen kennt, an denen Gold oder Silber verborgen worden ist, hat dieselben sofort der Mairie anzuzeigen. An jeder Hausthür soll eine Tafel angebracht sein, auf welcher Namen, Alter und Stand aller Bewohner angegeben steht.

Als die Ruthe des Imperators zerbrochen war, nicht durch die Franzosen, sondern durch die deutschen Wehrmänner, taumelten jene flugs wieder in eine Dictatur hinein, welcher ein komödiantischer Aufputz nicht fehlte. Das Land hatte Vertreter gewählt, die in weit überwiegender Mehrzahl monarchische Gesinnungen hegen und von dem Gaukelspiel einer Republik nichts wissen mögen. Aber sie hantierten in Tours wie in Bordeaux und Versailles im Namen der Republik, und Monate lang zwang ein Phrasenheld und systematischer Lügner, der Advocat Gambetta, dem unglücklichen Volke seinen Willen auf. Nicht weniger als 57 Advocaten schickte er als Proconsuln in die Provinzen, und die Regierung des Augenblicks und der Verlegenheit bestand sowohl innerhalb der Hauptstadt wie in Bordeaux aus Advocaten.

Die Erfahrung lehrt, daß es für kein Land ein Segen ist, wenn die Advocaten in ungebührlicher Menge als Politiker das große Wort in Volksvertretung und Regierung führen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika liefern den Beweis, wie sehr eine Republik dadurch zu Schaden kommt. Keine andere Classe hat eine so große Neigung, die Politik als Beruf und als Nahrungsquelle, als Stufe zum Emporkommen auszubeuten, als jene der Advocaten. Durch sie vorzugsweise ist jener transatlantische Staatenbund durch und durch corrumpirt worden; als Handwerkspolitiker führen sie in den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten wie im Congresse das große Wort; sie liefern die meisten Lobby-Agenten, welche mit den Volksvertretern unterhandeln, um „Jobs" durchzusetzen, welche ihren Auftraggebern pecuniären Vortheil, dem Volke aber Schaden bringen.

Frankreich leidet schon längst schwer unter dem Treiben dieser politisirenden Advocaten. Als in den Zeiten Ludwig Philipp's die Mauguin, Odilon Barrot und viele Andere das große Wort führten, wie in diesen Tagen die Olivier, Gambetta, Cremieux, Favre 2c., schrieb Cormenin folgende Worte, die ich hersetzen will, weil sie wunderbar klappen und auf die gegenwärtigen Verhältnisse passen. Nicht bloß die Dichter, auch die Satiriker treffen zuweilen die Wahrheit im Voraus.

Also Timon-Cormenin schrieb (es wird um das Jahr 1838 bis 1840 gewesen sein; ich finde in meinen Excerpten das Jahr nicht angemerkt): „Frankreich ist ein Land, das wesentlich durch die Einbildungskraft beherrscht wird; diese schlägt überall vor und beherrscht die Geister."

„Die Franzosen springen mit leichtfertiger Vergeßlichkeit von einem Systeme zum andern."

„Die Nation ist étourdie, elle a besoin d'être occupée, d'être éblouie par le spectacle des grandes choses," zu deutsch: sie ist unbesonnen und leichtfertig, will immer etwas Neues um die Hand haben, Dinge treiben, die starken Eindruck machen und blenden."

„Und nun die Advocaten! Ohne Acten und viereckige Mütze bei Seite zu legen, feuern sie Kanonen ab, schicken Flotten in See, öffnen Depeschen, senden Couriere aus und setzen Generäle, Gesandte, Könige auf die Anklage-

bank. Der Advocat hält Reden, leitet diplomatische Unterhandlungen, führt Kriege; er regiert, er verwaltet, er macht und treibt Alles, — et rien ne se fait, und doch geschieht nichts.“ —

Neben dem Intriguenspiel in Versailles, wo man eine Herstellung der Monarchie ersehnt und betreibt, wird in Paris die „demokratische, sociale und allgemeine Republik“ verkündigt und vertheidigt. Es ist ein wildes, in hohem Grade widerwärtiges Treiben, bis jetzt noch ohne Guillotine, an deren Stelle theilweise der Meuchelmord getreten ist, mit Einkerkerungen und Plünderungen, mit einem Willkürregiment der schlimmsten Art. Es ist ein Chaos von Gewaltthat und Lügen, von Blut und Phrasen sinnloser Art, von Schwäche und Brutalität. Die betrunkenen Männer und ihre in Megären verwandelten Weiber proclamiren den „Schrecken“, sie erklären das „Erbrecht für abgeschafft“ und verkündigen die „Liquidirung des Eigenthums“. Darin besteht ihre Auffassung von der Republik; wer dieselbe nicht theilt, ist ein „Verräther“. „Die Monarchisten in Versailles müssen ausgerottet, sie sollen vernichtet werden!“ Von Versailles aus sagt man den Pariser Gewalthabern und ihren Anhängern buchstäblich: Ihr seid Rebellen und Raubgesindel, Briganten und Banditen, ein durch und durch demoralisirter Pöbel. Mit so zuchtlosen, völlig verwilderten Banden ist keine Republik möglich. Ihr watet in einem ungeheuern Moraste von Schmutz und Blut, aus welchem verpestende Dünste emporqualmen. Ihr seid blutbesudelte, rebellirende Possenreißer, nichts weiter als klägliche Carricaturen der Revolutionsmänner von 1793; Ihr spielt Jakobiner, aber das Schicksal, welches vor achtzig Jahren jene ereilte, wird sich auch an Euch erfüllen. Ihr seid ein durch Wein und Branntwein berauschtes Gesindel von Müßiggängern; Ihr zehrt, mit Euren 30 Sous Löhnung täglich, vom Marke des Volkes, das Euch verabscheut. Eure Republik ist gleichbedeutend mit Anarchie und Raub, mit Schandthaten und Zügellosigkeit aller Art. Ihr seid Feinde der menschlichen Gesellschaft! — So sprechen Franzosen über Franzosen.

Die Communisten entgegnen: Ihr seid Feinde des Vaterlandes, Verräther an der Freiheit, feige Meuchelmörder, blutgierige Monarchisten. Sind die Führer der Soldaten und der Gendarmen, durch welche Ihr Paris bombardiren und die treuen Söhne der Republik niedermetzeln laßt, nicht dieselben Menschen, welche die gefügigen Werkzeuge des vertriebenen Tyrannen waren? Wollt Ihr nicht Paris aushungern? Treibt Ihr es nicht ärger als die Prussiens? Diese waren Fremde und Feinde, Ihr aber wollt Franzosen sein; Ihr maßt Euch einen Namen an, dessen Ihr unwürdig seid! —

So fliegen die Recriminationen hinüber und herüber, während Tag und Nacht die Geschütze dröhnen und der offene Bürgerkrieg in seiner schrecklichsten Gestalt wüthet. Ganz Frankreich ist durch Parteien und Factionen zerrissen und zerrüttet; nicht einmal die furchtbaren Niederlagen und Demüthigungen, die Besetzung eines großen Theils der Provinzen durch die Deutschen, der allgemeine moralische und politische Bankerott, die Auflösung aller Bande der Ordnung haben diese Menschen zur Vernunft bringen können. Sie taumeln in Versailles wie in Paris hin und her in dem chaotischen Abgrunde, welchen sie sich selbst geschaffen haben; die Zukunft schwebt in der Luft; Niemand weiß, was werden kann oder kommen wird. Die „Republik“ ist schon deshalb nicht möglich, weil es an Menschen fehlt, welche geeignet wären, rechtschaffene Republikaner zu sein. In dem Lande des allgemeinen Stimmrechts hat die ungeheure Mehrheit der Wähler sich gegen dieselbe erklärt; aber die Pariser wollen das Ergebniß dieses allgemeinen Stimmrechts nicht anerkennen und erklären, daß sie sich dem Willen des unwissenden und von Pfaffen und Monarchisten beeinflußten Bauernvolkes („ces rustres“) nicht unterwerfen wollen. Das allgemeine Stimmrecht ist ungültig, wenn es gegen die Pariser Demagogen und Communisten ausfällt. Die Monarchie wird einmal schwere Tage haben, denn Alles ist in Auflösung, zerklüftet und die anarchische Zuchtlosigkeit in den Geistern ganz allgemein.

Im Sommer 1868 sagte mir ein hervorragender Gelehrter aus Paris, mit welchem ich am Rhein verkehrte, ein Wort, das zutrifft. Wir unterhielten uns über die französischen Zustände und er ging offen mit der Sprache heraus. Nachdem er die grauenhafte Corruption unter der Napoleonischen Wirthschaft geschildert, und beklagt hatte, daß das Volk gleichsam vierspännig in dieselbe hineingerannt sei, äußerte er wörtlich: „Wir haben alles Mögliche versucht und sind mit Allem gescheitert. Bei uns ist eigentlich nichts mehr möglich und nichts unmöglich. Am schlimmsten aber bleibt, daß wir, stets auf das Ungewisse und den Zufall angewiesen, den Glauben an uns selbst verlieren müssen.“

Während die Versailler Regierung Napoleonische Marschälle an die Spitze ihrer Soldaten stellt, weil alle anderen Generäle noch unfähiger sind als diese, spielen in Paris fremde Abenteurer eine einflußreiche Rolle. Kein Wunder, nachdem man schon während des Krieges nicht bloß afrikanische Bestien verwandt hatte, sondern auch Landsknechte der allgemeinen Revolution, die aus den Abruzzen, den Pyrenäen, von der Weichsel, vom Shannon, kurz aus aller Herren Länder herbeikamen. Der Alte von der Ziegeninsel befehligte eine Armee, doch in Bordeaux wurde er zum Danke verächtlich behandelt und zum fou und polisson degradirt. Er hat eine klägliche Rolle gespielt und der Mann wie der Name Garibaldi ist zum allgemeinen Gespött geworden.

Der alte Graf Schlabrendorf schrieb: „Der Pole tanzt, wo es angeht, und rauft, wo er kann.“ So fehlen auch jetzt bei dem wilden Hexensabbath polnische Abenteurer nicht, die Dombrowski und Okolowitz, welche als Generäle die Nationalgarden zum Kampfe führen, weil die französischen Oberoffiziere entweder unfähig oder „Verräther“ sind. Dazu kommt ein Halbamerikaner, Cluseret. Unter ihren Fahnen schaaren sich neben ehemaligen Insassen der Zuchthäuser Tausende von Handwerksrevolutionären der Internationale, welche die allgemeine Menschheitsrepublik nebst manchen anderen tollen Utopien verwirklichen möchte; sie liefert überall hin den Sauerteig der Unordnung und Anarchie.

Ueberblickt man die schauderhafte Auflösung, welcher die Leute und die Dinge in Frankreich anheimgefallen sind, dann empfindet man eine gewisse Beklemmung, doch kein Bedauern, kein Mitleid. Der Hochmuth mit einer geradezu wahnwitzigen Verblendung und Selbsterhebung kam vor dem Fall, und jetzt liegen sie in schmachvoller Agonie am Boden; sie winden sich in wilder Verzweiflung und Ohnmacht, aber der hohlen, ruhmredigen Phrase und der frechen Lüge haben sie auch jetzt noch nicht abgesagt. Sie drehen sich in einem verhexten Kreise herum, aus welchem sie keinen Ausgang finden können. So rasch und so tief ist noch kein Volk von seiner Höhe herabgesunken. Die fürchterliche Krisis, von der sie heimgesucht werden, hat, wie schon gesagt, auch nicht einen einzigen hervorragenden Charakter ans Licht gebracht; die geistige Armuth und Oede ist allgemein; die Fäulniß hat alle Classen durchfressen; sie sind gründlich abgewirthschaftet und innerlich verwildert; nicht einmal der äußere Schliff, welcher Unkundige über die innere

Haltlosigkeit so lange getäuscht hat, wird bewahrt. Und bei dem Allen täuschen sie sich noch immer über sich selbst und der ruhmredige Bombast will kein Ende nehmen! Und wenn da und dort ein „Schrei der Verzweiflung“ ausgestoßen wird, so ist er nicht das Erzeugniß von Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, sondern des verwundeten Hochmuthes.

„Wir sind nicht länger Franzosen! Unsere Soldaten sind schon daran gewöhnt, sich gefangen nehmen zu lassen; unsere Heere capituliren; unsere Generäle haben das Siegen vergessen und verlernt. Nein, wir sind keine Franzosen mehr. Bei Paris nimmt ein ganzes Regiment vor dem Feinde reißaus, ohne auch nur einen einzigen Schuß abgefeuert zu haben. Was thaten bei Orleans unsere Soldaten, welche für die besten in der Welt gehalten wurden? Sie liefen in wilder Flucht davon; nur die Mobilen und die Freiwilligen aus dem Westen gaben ein gutes Beispiel; das aber wurde nicht befolgt. Unsere Offiziere vernachlässigen das Studium der Kriegskunst, folglich verstehen sie auch nichts vom Kriege. Unser militärisches Prestige ist dahin! Wir sind herabgesunken zu einem Volke von Schwätzern, Sybariten und Redenhaltern; wir machen Demonstrationen in den Theatern und auf öffentlichen Plätzen, beschließen Abänderungen in der Regierungsform, machen uns gegenseitig schlecht, Einer würdigt den Andern herab; wir sind uneinig, obwohl uns der Feind den Säbel an die Kehle gesetzt hat. Wir sind heute eben so wenig Franzosen, wie die Griechen Hellenen waren zur Zeit des Macedoniers Philipp, oder die Römer noch Römer, als die Gothen über sie hereinbrachen. Die heutigen Macedonier werden mit uns umspringen, wie vormals Philipp und Alexander mit den Griechen, wie Alarich mit Rom, wie die Türken mit Konstantinopel. Wir werden nicht nur die Einheit Deutschlands vollenden und feststellen, sondern auch Europa unter den Einfluß der Deutschen bringen, ohne uns, uns zum Trotz und zu unserm Schaden!“ („La France“ vom 22. October 1870.)

Die Franzosen haben im Verlauf ihrer Geschichte mehrmals ihre Staatseinrichtungen völlig über den Haufen geworfen und ihre eigenen Fundamentalgesetze radical verneint. Sie sind dabei allemal von einem Extrem ins andere übergesprungen. Sie hatten das Feudalwesen glänzend ausgebildet, das Mönchswesen weitgreifend gestaltet, an den Kreuzzügen den lebhaftesten Antheil genommen. Aber es ist das Frankreich Ludwig Capet's gewesen, welches die härtesten Schläge gegen den Feudalismus führte und alle politische Macht des Adels brach; Ludwig der Vierzehnte und Cardinal Richelieu führten den absolutistischen Polizeistaat ein. In dem Lande des heiligen Ludwig war es König Franz der Erste, welcher mit dem türkischen Sultan ein Bündniß gegen christliche Staaten schloß. Frankreich hatte den heiligen Bernhard und warf doch zuerst das Mönchswesen nieder. Der monarchisch-absolutistische Polizeistaat wurde von der ersten Revolution hinweggefegt und durch eine „Republik“ ersetzt, welche Freiheit und Gleichheit verkündete, aber nichts Anderes war, als ein demokratischer Absolutismus. Diesem folgte der soldatische Absolutismus des ersten Napoleon, dann der Scheinconstitutionalismus unter den Königen der beiden bourbonischen Linien, die ephemere zweite Republik, das ephemere zweite Kaiserreich, und nun sehen wir die dritte Republik inmitten des Bürgerkrieges, zweigetheilt, in Versailles als Nationalversammlung und in Paris als Commune, welche den Staat verneint und an die Stelle desselben Tausende von Municipalitäten setzen möchte, die, souverain und selbständig, von einander unabhängig sein sollen.

Hier haben wir abermals einen jähen Sprung aus einem Extrem ins andere, der sich aus der ethnischen Eigenartigkeit der Franzosen erklärt. Einer mehr als byzantinischen Bureaukratenwirthschaft, die Alles bevormundet, und einer knebelnden Centralisation stellt man eine atomistische Zersplitterung entgegen, eine Verneinung des Staatsverbandes.

Seit der ersten Revolution hat keine der nach einander folgenden Regierungen die straffen Bande der Centralisirung gelockert, vielmehr ist jede derselben bestrebt gewesen, dieselben noch fester anzuziehen. Viele verständige Leute haben auf die grundverderblichen Wirkungen derselben hingewiesen, aber stets vergeblich. Es konnte nicht ausbleiben und blieb auch nicht aus, daß sich in einem solchen Staatskörper alles Blut im Kopfe concentrirte. War dort ein wunderlicher Gedanke, ein Schmerz, ein Delirium vorhanden, flugs mußte der ganze Leib an demselben theilnehmen. Die Glieder sind nichts, die Hauptstadt war Alles, und sie fühlte sich in ihrer Eitelkeit geschmeichelt, daß sie Alles war. Die französische Nation, das zeigt sich jetzt wieder, ist willenlos, und unfähig sich selber zu bestimmen. Das etwa 500,000 Köpfe zählende Beamtenthum drückte alles selbständige Leben nieder; von oben herab und die vielfach abgestufte Bureaukratie hindurch wurde Alles, bis in das Kleinste hinein, bevormundet und reglementirt; auch die Gemeinden hatten nicht den allergeringsten Spielraum zu freier Thätigkeit; sie durften sich nicht selbst bestimmen und nicht das allerbescheidenste Maß von Selbstverwaltung war ihnen vergönnt. Jedes Recht, ihre Interessen selbst nach ihrem eigenen Dafürhalten wahrzunehmen, blieb und bleibt ihnen versagt. Sie fügten sich; nun aber die schwere Krisis gekommen und das System der Centralisation, wie alles Andere in Frankreich, bankbrüchig geworden ist, braust eine wilde Sturmfluth herein und durchbricht alle Dämme. Es zeigt sich wieder einmal, wie elend und schwach in Tagen großer Gefahr eine an mechanisches Gehorchen von oben, an brutales Befehlen nach unten gewöhnte Bureaukratie ist; sie erscheint rathlos und platterdings unfähig, einen conservativen Mauerbrecher gegen die Demagogie zu bilden. Sobald diese in einem solchen Staate einmal obenauf kommt, kann sie sofort ungehindert in souverainer Weise schalten, und sie thut es in irrationaler Weise. Wie sollte sie auch anders können, da sie nicht gelernt hatte, sich in kleinerm Kreise selbst zu bestimmen, politisch mündig zu werden und da, wo die Nothwendigkeit es erfordert, sich, im Interesse der Freiheit des Ganzen, selber zu beschränken? In Frankreich aber geht die Bevormundung der Gemeinden bis ins Kleinlichste und bis zum Absurden, und der Mensch ist nur ein Object zum Administriren. Wenn eine Gemeinde aus ihrer eigenen Casse etwa ein Spritzenhaus bauen oder ausbessern will, dann hat ihr Gesuch um Erlaubniß unter endlosen Schreibereien mehr als zwanzig verschiedene Behörden zu durchlaufen, deren eine immer vorhanden ist, um die anderen zu controliren. Bei einem solchen Mechanismus wird sie in vollständiger Unmündigkeit und Abhängigkeit gehalten, und wenn es einmal darauf ankommt, weiß sie sich nicht zu helfen und nicht zu rathen. Ein Theil solcher administrirten Objecte verkümmert, der andere geht, sobald er dem Druck und Zwang enthoben ist, aus Rand und Band, schießt weit über das Ziel hinaus und verfällt in ein äußerstes Extrem.

Wir sehen das letztere an der Pariser Commune. Am 19. April 1871 hat sie in einer amtlichen Erklärung verkündigt, was sie wolle und erstrebe. Der Inhalt dieser Proclamation ist zum Theil ganz verständig; die Gemeinde soll der bisher auf ihr lastenden Bevormundung enthoben werden und sich selber bestimmen. Man verlangt, was z. B. in Belgien, Holland, Deutschland, England, in der Schweiz ꝛc. längst vorhanden ist, Communaleinrichtungen, bei welchen

die Gemeindebürger ihre eigenen Angelegenheiten besorgen, also die Finanzverhältnisse der Commune, die Umlage der Abgaben, die städtische Verwaltung überhaupt, die Gemeindepolizei; sie sollen ihre Gemeindevertreter wählen, für das Schulwesen sorgen, ihre Beamten controliren, und den Bürgern soll es unbenommen bleiben, ihre Gemeindeinteressen in der Presse und in berathenden Versammlungen zu erörtern.

Das sind Dinge, die sich überall von selber verstehen, die aber in Frankreich, wo jede Gemeinde eine willenlose Sklavin der Centralisation und der Bureaukratie ist, noch nicht vorhanden sind.

„Aber das Programm beschränkt sich nicht auf die Forderung, die Gemeindeverwaltung selbständig zu machen. Es verlangt absolute Souveränetät für jede Gemeinde und macht dadurch den Staat unmöglich. Es verliert sich in hochtönenden Redensarten folgender Art: Paris leidet für ganz Frankreich; es hat aber durch seine Kämpfe eine geistige, sittliche, administrative und wirthschaftliche Wiedergeburt (— die staatliche wird absichtlich außer Acht gelassen; es wird weiter unten gezeigt werden, weshalb —), es hat Ruhm und Wohlfahrt vorbereitet. Es verlangt die Anerkennung und Befestigung der Republik; jede einzelne Gemeinde in Frankreich soll absolut unabhängig sein; dadurch soll ihr die Unantastbarkeit ihrer Rechte und damit jedem Franzosen die volle Ausübung seiner Fähigkeiten und Anlagen als Mensch, Bürger und Producenten gewährleistet werden. Die Unabhängigkeit der Commune hat keine andere Begrenzung als ihre Rechte. Die Unabhängigkeit ist die gleiche für alle Gemeinden, welche sich dem Vertrag anschließen, vermittelst dessen die Einheit Frankreichs gesichert werden soll. Zur Vertheidigung und Aufrechthaltung der Ordnung ist ausschließlich die Nationalgarde vorhanden, welche ihre Vorsteher wählt. Die Centralverwaltung ist in Paris und besteht aus Bevollmächtigten der föderirten Gemeinden; Paris aber behält sich, zu Gunsten seiner Unabhängigkeit und indem es von der Freiheit seiner Bewegung Nutzen zieht, auch die Freiheit vor, mit administrativen und ökonomischen Reformen vorzugehen, welche das Volk verlangt, und Einrichtungen zu treffen, welche geeignet sind, die Erziehung zu entwickeln und zu fördern. Production, Austausch und Credit müssen die Gewalt und das Eigenthum universalisiren, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks, nach den Wünschen derer, welche dabei ein Interesse haben, und gemäß den Daten, welche die Erfahrung liefert."

Man sieht, der eine Theil des Programmes ist communalistisch, der andere communistisch. Um die eigentlichen Ziele zu verhüllen, wird dann noch Folgendes beigefügt:

„Paris will nicht die durch die Revolution geschaffene Einheit Frankreichs zerstören. Aber jene Einheit, welche uns bis jetzt auferlegt wurde durch das Kaiserreich, die Monarchie und die parlamentarische Regierung, ist nichts weiter als Centralisation; sie ist despotisch, unvernünftig, willkürlich und eine drückende Last. Die politische Einheit, welche Paris verlangt, ist eine freiwillige Vereinigung jeder localen Initiative, das freie und freiwillige Zusammenwirken aller individuellen Energien zu dem gemeinsamen Zwecke der Wohlfahrt, der Freiheit und Sicherheit Aller. Die vom Volke am 18. März begonnene Communalrevolution begründet eine neue, zugleich experimentale, positive und wissenschaftliche Aera in der Politik. Sie war das Ende der alten officiellen und clericalen Welt militärischer und bureaukratischer Obergewalt, betrügerischer Monopole und Privilegien, wodurch das Proletariat versklavt wurde und das Land in Schaden und Unglück gerieth." —

Fassen wir den Sinn des an inneren Widersprüchen reichen Programmes zusammen, so springt Folgendes heraus: Die Republik soll „consolidirt" werden, auch wenn neun Zehntel der Gemeinden sie nicht wollen. Wenn jede Gemeinde absolut unabhängig und souverän ist, so kann sie kraft dieser unbedingten Unabhängigkeit auch thun und treiben oder anordnen, was ihr beliebt; sie kann z. B. die Niederlassung jedes nicht in der Commune Geborenen verbieten; sie kann, falls sie von ihrem Geistlichen beeinflußt wird, die Ausübung eines andern Cultus als dessen der Gemeindereligion untersagen; sie kann den Durchreisenden Abgaben auferlegen, die durch ihr Gebiet führenden Straßen sperren; sie kann die Ausfuhr von Getreide rc. verwehren, und Niemand darf ihr, da sie unabhängig ist, etwas darein reden. Ob sie sich mit anderen Gemeinden föderiren will, das ist ihre Sache. Es können sich dreißig, hundert, fünfhundert, tausend oder mehr souveräner Gemeinden verbünden, im Gegensatz gegen beliebige andere Föderationen, clericale gegen communistische, bäuerliche gegen städtische. Jeder Antagonismus kann sich nach Belieben geltend machen. Wie unter solchen Umständen und Möglichkeiten die von der Pariser Commune betonte „Einheit Frankreichs" aufrecht erhalten werden könne, und obendrein bei einem innerlich so zerrütteten Volke, das begreife, wer kann.

Der Hintergedanke ist, daß nach wie vor Paris herrschend bleiben solle, als „Citadelle der gesellschaftlichen Revolution". Was das Programm der Commune nicht offen ausspricht, das sagt ein Blatt, „La Revolution politique et sociale" (vom 20. April), mit dürren Worten: „Man rede nichts mehr vom Vaterlande! Lang lebe die Menschheit! Vaterland, — das ist lediglich ein Name, ist ein Irrthum. Die Menschheit, — sie ist eine Thatsache, eine Wahrheit. Frankreich ist todt, lang lebe die Menschheit!"

Bemerkenswerth ist, daß die Commune das Eigenthum verallgemeinern will, je nachdem es ihr paßt. Wenn nun aber andere Gemeinden in Betreff ihres Besitzes nicht „universalisirt" werden wollen, wird man sie mit Gewalt zwingen, und werden sie dann, da sie Nationalgarden haben, sich nicht wehren? So ist der Krieg Aller gegen Alle im Keime vorhanden. Freilich, die Pariser Commune schließt ihr Programm mit der Floskel: „Wir, Bürger von Paris, haben eine Mission zu erfüllen, eine moderne Revolution durchzuführen, die größte und fruchtreichste aller Revolutionen, durch welche jemals die Geschichte verherrlicht worden ist. Es bleibt unsere Pflicht, zu fechten und zu siegen!"

Man sieht, daß diesen französischen Köpfen aller gesunde Menschenverstand abhanden gekommen ist, daß ihnen jede Logik fehlt. Dem mechanischen Drucke, welchen die Centralisation auf sie ausübte, wissen sie nichts Besseres entgegenzustellen als ein anderes Extrem: sie verneinen den Staat, den sie nicht reformiren wollen, sondern in achtunddreißigtausend Trümmer zerschlagen, welche sie Communen nennen. So setzen sie ein Experiment in Scene, das ohne vernünftige Unterlage ist und keine Aussicht auf praktisches Gelingen hat, schon deshalb nicht, weil es der menschlichen Natur widerspricht. Es ist rein verneinend und bäumt sich gegen alle geschichtliche Erfahrung auf. Es ist den Phantasien socialistischer und communistischer Schriftsteller entlehnt, aber ganz roh und ohne innern Zusammenhang. Viel Unheil richtet es sicherlich an; scheitern wird es nothwendig, aber in den unklaren Köpfen wird es noch lange nachspuken.

Bei dem wilden Treiben in Paris und in anderen großen Städten laufen zwei Strömungen neben einander her und auch vielfach in und durch einander, die communalistische und die communistische. Die Führer beider

Richtungen sind innerlich einander abgeneigt, überwachen sich gegenseitig mit Argwohn und haben einander mehrfach eingekerkert. Einig sind sie beide in Verneinung des Staates, denn auch die „Republik“ ist nur ein Aushängeschild. Die einen verstehen darunter das Conglomerat von unabhängigen Gemeinden, die anderen eine communistisch eingerichtete Gesellschaft. Jede „Regierung“ ist zu beseitigen, der Staat abgeschafft; das Individuum ist souverän. Das Individuum würde durch eine nationale Volksvertretung in seinen Rechten verletzt und gekränkt, an der freien Ausübung dieser Rechte verhindert; also kein Parlament! Aber diese Communalisten sind eben, weil sie die „Rechte des Individuums“ zu voller Geltung bringen wollen, nicht im Mindesten communistisch; sie verlangen an Stelle des Staates die freie Vereinigung freier Individuen. Man begreift, weshalb sie von keiner Nationalversammlung, die den Staat und ein Volk zur Grundlage hat, etwas wissen mögen. Sie wollen lediglich Municipal-, Communal-Vertretung, keine Regierung, nur beauftragte Bevollmächtigte, deren Mandat von der Gemeinde in jedem Augenblicke widerrufbar ist. Beamten- und Soldatenthum sind unter keiner Bedingung zu dulden. Der Patriarch dieser Partei ist der alte Erzdemagoge Felix Pyat, der früher schlechte Dramen schrieb; eines derselben, „Der Lumpensammler“, ging vor etwa zwanzig Jahren sogar über manche unserer deutschen Bühnen, und es war gar rührend, einen zerlotterten Tugendhelden, einen idealisirten Proletarier, mit dem lumpengefüllten Tragkorb über die Bühne schreiten zu sehen und seine auf Stelzen geschraubten Declamationen anzuhören. Aber den Communisten ist er nicht radical genug, und im April wurde in der Versammlung der Commune beantragt, ihn festzunehmen und als Feind des Communismus eingesperrt zu halten, — en attendant.

Es wurde schon gesagt, daß die Communisten auch die Republik verwerfen; sie müssen es schon deshalb, weil dieselbe eine Staatsform ist. Aber sie geben sich bis auf Weiteres für Anhänger derselben aus, weil sie innerhalb derselben den Staat leichter zersetzen und auflösen zu können vermeinen. Worauf sie abzielen, das ist die „Liquidirung des Eigenthums“ in der „Gesellschaft“. Deswegen nimmt sich in ihrem Munde das Wort Bürger seltsam aus; sie müßten eigentlich sagen Gesellschaftsmensch. Sobald der Staat beseitigt ist, wird Paris Commune; es wird die anderen großen Städte veranlassen, diesem Beispiele zu folgen; die einzelnen Gemeinden mögen sich unter einander verständigen, falls sie wollen und das angeht; Frankreich wird abgeschafft und die freie Liebe tritt an die Stelle der Ehe, welche schon deshalb grundverwerflich ist, weil sie die Freiheit des Individuums in unerträglicher Weise beschränkt. Die Familie ist eine schlechte Einrichtung. Vor allen Dingen ist jedoch, damit freie Bahn geschafft werde, die Volksvertretung zu vernichten: sie bildet das größte Hinderniß der Verwirklichung einer neuen Lebensepoche der Menschheit, in welcher es nur noch Menschen geben wird, keine Völker mehr. Und so erkläre ich es mir, weshalb die Communisten in der Pariser Commune den „Bürger Tolain“, welcher von der Stadt Paris in die Versailler Nationalversammlung geschickt wurde, zum „Sieur“ degradirten. Er hatte einer Aufforderung der Pariser Abtheilung, des revolutionären Bundes der Internationale, aus jener Versammlung auszutreten, keine Folge gegeben. Der „Föderalrath“ hat ihn dafür excommunicirt, denn die Communisten schleudern so gut den Bann wie Päpste und Erzbischöfe und Duldung darf man bei jenen so wenig suchen wie bei diesen. Das Aechtungsdecret, vom 18. April, ist kennzeichnend:

„Da der Sieur Tolain, welcher in die Nationalversammlung geschickt worden ist, um die arbeitende Classe zu vertreten, seine Sache in feiger und schandbarer Weise im Stiche gelassen hat, so wird er von dem Pariser Föderalrath der Internationale aus dem Verein ausgestoßen und dem Generalrath der Internationale zu London wird der Vorschlag gemacht, diese Ausstoßung gutzuheißen.“

Inzwischen wüthet der Bürgerkrieg fort, das schmutzige und blutige Drama mit seinen überaus kläglichen Darstellern nimmt seinen heillosen Verlauf. So tief sind die Franzosen herabgekommen, daß ein garibaldinischer Offizier in Turin drucken ließ: „Diese Franzosen flößen Widerwillen ein theils durch ihre Apathie und Entsittlichung, theils durch ihr Verpfafftsein. Frankreich ist, moralisch genommen, viel weiter zurück als selbst Italien.“

Aus allen Erdtheilen.

Eine Expedition der Nordamerikaner gegen Korea.

Die Yankees eröffneten 1853 unter Commodore Perry das Inselreich Japan. Gegenwärtig haben sie es auf die Halbinsel Korea abgesehen, und eine Expedition dorthin ausgerüstet, unter Befehl des Admirals Rodgers, der im März von Yokohama aus seine Fahrt angetreten hat.

Korea ist eine bis jetzt wenig bekannte Halbinsel, die von Japan durch die Meerenge von Korea, von China durch das Gelbe Meer getrennt, 400 Meilen lang, 150 Meilen breit und von Norden nach Süden von einer Gebirgskette durchschnitten ist. Das Klima ist kühl und feucht, ein großer Theil des Landes ist waldig, bedeutende Strecken sehr gut bebaut und fruchtbar, es gedeihen Reis, Hanf, Taback und die Vegetation ist im Ganzen sehr reich. Die Bevölkerung von ungefähr sechs Millionen gilt für friedlich und arbeitsam, obwohl sie an Fremdenhaß die Chinesen noch übertreffen soll. Korea zahlt einen Tribut an China, doch kann der König als unabhängig angesehen werden. Künste und Wissenschaften sind chinesischen Ursprungs, in Korea besteht auch dieselbe Schriftsprache, obwohl die Aussprache eine ganz verschiedene ist. Wie die Koreaner alle Fremden ausschließen, so verfolgen sie auch die christliche Religion und deren Bekenner. Die Nähe der drei chinesischen Häfen im Golf von Pechili, die japanischen Häfen an der Westküste, die fast in Sicht von Korea verkehrenden Dampfer der Pacific Mail Steamship Compagny von San Francisco, im Norden die russischen Besitzungen, welche vom Amur begrenzt sind, also die Vereinigung der Gebiete von China, Japan und Sibirien, in denen bereits bedeutender Handel blüht und wo so bedeutende Kohlenwerke bestehen, daß es bald nicht mehr nothwendig sein wird, diesen unentbehrlichen Artikel um das Cap der Guten Hoffnung zu transportiren, Alles das läßt es wünschenswerth, ja nothwendig erscheinen, daß Korea dem Handel und Verkehr erschlossen werde, damit unter so günstigen Verhältnissen eine arbeitsame Bevölkerung aufblühe. Die Hauptstadt von Korea, im Innern des Landes gelegen, heißt King-ki-tao, und im Jahre 1868 soll die dortige Regierung Anstrengungen gemacht haben, die buddhistische Religion auszurotten. Frankreich hatte in seinen Verbindungen

mit Korea kein Glück; England, so mächtig im Osten, hat kaum ein größeres Interesse an diesen Angelegenheiten als Amerika, und hat keinen Anlaß, Genugthuung zu verlangen für erlittene Unbill; das deutsche Kaiserreich, das so schnell zu einer gewaltigen Seemacht heranwächst, hat im Osten noch keine klar ausgesprochene Politik und folgt mehr oder weniger der Richtung Englands; die Vereinigten Staaten, wohl bekannt in jenen Gegenden, scheinen also am meisten berufen, den Schritt zu unternehmen, den die Expedition des Admirals Rodgers zum Zwecke hat. Das Staatsdepartement wird dann entscheiden, ob ein allgemeiner Staatsvertrag nothwendig ist, oder nur eine Vereinbarung zur Sicherung des Lebens und Eigenthums Schiffbrüchiger.

Also des „Pudels Kern", ein neues Feld für den Unternehmungsgeist, neue Absatzorte für die Industrie zu finden. Den Anlaß giebt ein Ereigniß, welches im Jahre 1866 stattfand. Im Monat August jenes Jahres strandete an den Küsten dieser Halbinsel der amerikanische Schoner „General Sherman", und dessen Bemannung, 24 Mann, wurde von den Eingeborenen erschlagen. Die Nachforschungen der im Jahre 1867 hingesendeten Corvette „Wachusett" waren ohne Resultat. Mr. Burlingame, zu jener Zeit Gesandter in Peking, sicherte zwar die freundliche Vermittelung Chinas, da die Regierung Koreas eine unabhängige sei und die Vereinigten Staaten dort keinen Vertreter hatten; die Angelegenheit wurde nach Burlingame's Resignation durch G. Wells, Williams und George F. Seward, Generalconsul in Schanghai, unter Vermittelung der chinesischen und japanesischen Behörden, verhandelt; doch führte das zu keinem günstigen Erfolge, und man hoffte nur auf eine günstige Intervention der japanesischen Gesandtschaft. Auch der im Jahre 1868 nach jenen Gewässern abgesendete Dampfer „Shenandoah" konnte nichts Sicheres über die Schiffbrüchigen erfahren. Uebrigens war in jener Zeit ein Conflict mit den Franzosen in Korea ausgebrochen und viele Missionäre wurden ermordet.

Ein eigenthümliches Ereigniß hat auf die Stimmung der Koreaner eingewirkt. Im April 1868 war unter der Führung eines Deutschen aus Hamburg, Hermann Oppert, eines französischen Priesters Farout und eines Amerikaners F. H. B. Jenkins, ein norddeutscher Dampfer von 648 Tonnen und ein kleineres Dampfboot von China nach Korea abgefahren. Außer der gewöhnlichen Schiffsmannschaft nahmen Theil an der Expedition 8 Europäer, 20 Bewohner von Manila und 100 Chinesen. Eine Abtheilung dieser Expedition landete ungefähr 40 Meilen im Innern des Landes, wohin sie den Fluß hinaufgefahren war, an einer Begräbnißstätte, wo sie Angesichts einer bedeutenden, doch friedlichen Volksmenge ein dort befindliches Königsgrab öffnete. Eine andere Abtheilung dieser Expedition, welche an einer andern Stelle tiefer ins Land drang, traf auf bewaffneten Widerstand und zwei Manilesen fanden dabei ihren Tod. Nach zwei Wochen war die „China" wieder in Schanghai zurück; Jenkins kam vor dem Consulate der Vereinigten Staaten in Untersuchung, wurde aber freigesprochen. Es wurde zwar behauptet, die Expedition habe den Zweck gehabt, sich der Leiche eines Königs zu bemächtigen, an welche der Aberglaube des Landes seine Unbesiegbarkeit knüpft, in der Wirklichkeit scheint aber der Zweck gewesen zu sein, sich bedeutender Schätze zu bemächtigen, welche man in den Königsgräbern vermuthete. Jedenfalls hat dieses Ereigniß bei dem Umstande, daß den Koreanern die Gräber so heilig sind wie den Chinesen, auf deren Stimmung sehr nachtheilig gewirkt. Ueber das Wrack des „General Sherman" und das Loos der Mannschaft sind die Nachrichten auch sehr unsicher. Ein Mitglied der Koreaner Gesandtschaft, welche den Tribut nach Peking brachte, behauptet, in Folge eines Streites mit den Eingeborenen sei die ganze Bemannung getödtet worden. Ein Pilot, der im März 1868 aus Korea zurückkam, sagte aus, ein Koreaner habe ihm erzählt, er hätte im März 1867 in der Hauptstadt des Districtes Plyan zwei Fremde und zwei Chinesen gesehen, der Rest der Fremden und Chinesen sei von den Eingeborenen ermordet worden. Die einzige officielle Erklärung von Korea besteht darin, daß die Regierung diesem ganzen Unglücke vollkommen fremd sei, und daß nach altherkömmlicher Sitte Schiffbrüchigen Hülfe gebracht und sie gut behandelt würden; es wurde auch angeführt, daß die koreaner Behörden schon in früherer Zeit sechs Schiffbrüchige des amerikanischen Schiffes „Surprise" freundlich aufgenommen hatten und frei ziehen ließen. Zwei amerikanische Kriegsschiffe, welche im Jahre 1869 in jenen Gewässern Nachforschungen hielten, konnten keine zufriedenstellende Nachricht erhalten; Prinz Kung, der chinesische Premier, an den man sich wendete, war der Ansicht, jede Nachfrage dürfte nur ausweichend beantwortet werden, und biete keine Hoffnung auf Erfolg, doch der amerikanische Consul Seward, welcher der Aussage des Lootsen Glauben beimißt, ist der Ansicht, daß nur eine durch bedeutende Machtentfaltung unterstützte Verhandlung günstigen Erfolg haben könne. In Folge dessen hatte man schon im Jahre 1870 in Washington die Expedition beschlossen, die jetzt Admiral Rodgers commandirt. Die politische oberste Leitung der ganzen Angelegenheit ist in die Hände des amerikanischen Gesandten in Peking, F. F. Low, gelegt, und der Admiral wird in einer Instruction des Staatssecretärs Fish angewiesen, nur in vollem Einverständniß mit dem Gesandten zu handeln und in dessen Hände die Entscheidung über Krieg und Frieden zu belassen. Seward, Generalconsul in Schanghai, begleitet die Expedition, es ist also zu erwarten, daß man sich nicht ohne reife Ueberlegung und ohne zwingende Nothwendigkeit zu feindlichen Schritten entschließen wird, und daß ohne Blutvergießen diese Expedition nicht weniger günstige Resultate bringen wird, als die berühmte Expedition des Commander Perry nach Japan.

Der Negerkönig von Onitscha im Nigerdelta.

Die Engländer haben bekanntlich an der Spitze des Nigerdeltas, da wo der Benue mündet, das Dorf Lokodscha gegründet. Dr. Baikie gab sich große Mühe, eine große Anzahl von Leuten aus den verschiedenen Völkern des innern Sudan dorthin zu ziehen und namentlich einen Handelsverkehr mit Haussa zu eröffnen. Aber die Hoffnungen, welche man rege gemacht, haben sich nicht erfüllt; der Fulbekönig Masaba von Bidda ist ein strenger Gebieter und drückt als Mohammedaner die Fetischdiener. Die christlichen Missionäre läßt er übrigens predigen was sie wollen, weil ihm daran liegt, mit den Engländern in gutem Einvernehmen zu bleiben, aus welchem er Nutzen zieht.

Alljährlich befährt ein Dampfer, der in Lagos ausgerüstet wird, den Hauptarm des Niger hinauf bis Lokodscha, und hält bei den verschiedenen Negerstädten an. In einigen derselben befinden sich Missionen, denen man guten Erfolg wünschen muß, weil sie dort, wo die weißen Prediger Einfluß gewinnen, manchem abscheulichen Unfuge steuern.

Im Sommer 1870 unternahm der bekannte schwarze Bischof Samuel Crowther seine dreizehnte Inspectionsreise, über welche er einen umfangreichen Bericht erstattet („Church Missionary Intelligencer", Januar bis April 1871). Sein Besuch galt auch der Mission in Onitscha, wo, irren wir nicht, einige deutsche Missionäre „arbeiten". Dort zeigt sich die echt afrikanische Barbarei ganz unverhüllt; 1868 hat auch eine Christenverfolgung stattgefunden, weil die Altconservativen, am Niger wie überall in der Welt, subversive Neuerungen nicht dulden wollen. Für den Augenblick haben sie jedoch klein beigegeben und Crowther konnte sogar dem schwarzen Potentaten etwas vorpredigen.

Seine Majestät ist im Laufe des Jahres für die getreuen Unterthanen nur ein einziges Mal sichtbar, zur Zeit des Erntefestes, wenn die Yams reif sind. Dann jubelt das Volk und ist fröhlich. Als Crowther unter einem Stallschuppen seine Predigt hielt, war das Auditorium schwach, weil die Leute vor dem sogenannten Palaste sangen und tanzten, trommelten und schossen; auch der König tanzte mit. Als die Europäer anlangten, um diesem wilden Schauspiele beizuwohnen, fielen Alle auf die Knie

und berührten mit der Stirn die Erde; das war die Begrüßung. Viele waren „höchst anständig" gekleidet, sie hatten nämlich einen bunten Baumwollenschurz um die Hüften geschlagen, manche hatten sogar einen solchen Schurz von Damast oder Sammt, und die Frauen waren obendrein mit Korallen und Glasperlen behängt.

Das Erntefest ist dem Könige deshalb so lieb, weil es ihm gestattet, den Zwang abzuwerfen, unter welchem er das ganze Jahr hindurch zu schmachten hat. Die Etikette am Hofe in Onitscha ist streng. Dem alten Herkommen gemäß darf der Herrscher von dem Tage an, da er König geworden, sich nur innerhalb eines fest bestimmten Raumes bewegen; wenn er jedoch denselben überschreitet, muß ein Menschenopfer gebracht werden. Ein solches gilt für unbedingt nöthig, weil durch jene Ueberschreitung die Geister seiner Vorfahren beleidigt werden, und sie können nur durch solch ein Opfer besänftigt werden.

Des Königs „Palast" besteht aus einer Anzahl armseliger, aus Schlamm gebaueter Hütten, die ohne alle Ordnung durch einander liegen; die von den Frauen bewohnten sind mit dichtem Gebüsch umgeben, damit das Volk die Insassen dieses Harems nicht sehen könne. Crowther bestimmt die Größe des Raumes, auf welchem der schwarze Potentat sich bewegen darf, auf 4950 Quadratyards; er ist dort, wie der Bischof sich ausdrückt, eingesperrt wie ein harmloses Thier in einem zoologischen Garten, kann jedoch im Uebrigen thun und treiben, was ihm gefällt. Sobald er einmal König geworden, weiß und erfährt er nichts mehr von Allem, was in seinem Lande vorgeht oder was sich in Onitscha ereignet; von Regierungssorgen wird er also nicht geplagt. „Wir sind nun seit dreizehn Jahren hier, aber der König hat nie unsere Häuser, unsere Kirchen, die am Stromufer erbauten Magazine oder einen Dampfer gesehen. Das Herkommen verbietet ihm, einen Blick auf den Fluß zu werfen; denn sein Auge könnte ja möglicherweise ein Boot oder einen Kahn erblicken, der Aehnlichkeit mit einem Sarge hätte, und dadurch an seinen Tod erinnert werden."

Unter solchen Umständen ist dieser Herrscher ganz und gar von dem Manne abhängig, welcher gerade Einfluß auf ihn hat, und der dann in des Königs Namen nach Belieben schaltet und waltet. Im Jahre 1868 war der Günstling ein Feind der Christen, 1870 dagegen ein anderer, der jenen verdrängt hatte, den Christen wohlgesinnt. Diese hatten es verstanden, einige Damen vom Hofe für sich zu gewinnen, darunter auch eine Tochter und eine Schwiegertochter Seiner Majestät; diese waren, nebst mehreren anderen, getauft worden und hatten nun denselben Gott wie die Europäer. Die Prinzessin hat auf ihren Herrn Vater großen Einfluß; seit dem 6. Juni 1870 kommt an jedem Sonntag ein Pastor in den „Palast" und predigt ihm etwas vor. Dann ist auch sein Bruder zugegen, „ein alter, bösartiger Mensch, der allemal die Predigt mit anhört. So ist der Sauerteig des Evangeliums in den Palast eingedrungen. Das hat Satan gesehen und nun zittert er."

Crowther bemühete sich, dem Könige zu Gemüthe zu führen, daß Menschenopfer widersinnig, abscheulich und ganz und gar verwerflich seien, und daß der Herrscher verpflichtet sei, solche Barbarei nicht länger zu dulden. Bei einigen später folgenden Unterredungen bewies er dann, wie grausam und widersinnig der Brauch sei, Zwillinge gleich nach der Geburt lebendig zu begraben. Diese Barbarei geht überall im Lande stromabwärts bis nach Bonny im Schwange, und es ist den Missionären bis jetzt noch nicht gelungen, derselben zu steuern. Pastor Taylor war manches Jahr unermüdlich, die Neger eines Bessern zu belehren, doch er sprach nur in den Wind, und Bischof Crowther erzählt, daß gerade zwei Wochen, nachdem er beim Könige so eindringlich gegen die Menschenopfer gesprochen, ein solches während seiner Anwesenheit in Onitscha stattgefunden habe. Am 21. October 1870 wurde ein achtjähriges Mädchen als jährliches Sühnopfer für das Volk hingemordet. Man schleppte es eine halbe Wegstunde weit vom Palaste bis zum Stromufer; die Zuschauer luden alle Sünden, welcher sie sich schuldig wußten, auf das Kind ab, und waren nun von denselben befreit, da das Kind sie zu tragen hatte!

Der Bischof erfuhr, daß man das Mädchen an seiner Wohnung vorüberschleppen werde, und war tief betrübt, daß er beim Könige tauben Ohren gepredigt habe. Er begab sich mit dem Missionär Romaine nach der neuen Kirche, welche er einige Tage vorher eingeweiht hatte, um Augenzeuge der Barbarei zu sein. Die Neger trugen indeß Bedenken und verschoben die Ceremonie, denn für eine solche gilt das Opfer, bis es dunkel war. Der Missionär Dandeson, der eine Laterne trug, begegnete ihnen. Jeder hatte einen Säbel in der Hand; sie hatten das Kind auf der Erde hingeschleppt und es lag bewegungslos da. Als sie es dann weiter, bis an den Niger, hinter sich her gezogen hatten, waren einige Schiffsoffiziere vom Dampfer „Victoria" Zeugen des Auftrittes; das Mädchen wurde ins Wasser geworfen und gab noch einige schwache Lebenszeichen von sich.

Bei einem Gespräche mit Häuptlingen ersten und zweiten Ranges äußerte Crowther sich scharf über die Barbarei, und sie gaben ihm wenigstens scheinbar recht; sie seien indeß nicht in der Lage, die Menschenopfer abzuschaffen und dürften dem Könige keine Gegenvorstellungen machen. Somit bleibt es beim Alten.

Menschenraub und Sklavenhandel in der Südsee.

Wir haben in unserer Zeitschrift mehrfach darauf hingewiesen, daß im Großen Ocean der Menschenraub systematisch betrieben wird und daß keine nachdrücklichen Schritte von Seiten der englischen Regierung geschehen sind, um diesem abscheulichen Unfuge zu steuern. Freilich handelt es sich nur um braune Leute; würden die Missethaten an schwarzen Wollköpfen begangen, dann würden die Negeranbeter in London längst in der weiten Welt Lärm erhoben haben. Es scheint, als ob man nach Peru seit Jahren keine Polynesier mehr verkauft; theils legte sich dort die fremde Diplomatie ins Mittel, theils erwiesen sich die Insulaner als unbrauchbar für die schwere Plantagenarbeit und starben bald hinweg. Aber in der australischen Colonie Queensland führt man unablässig Polynesier ein, welche an die Besitzer der Baumwollen- und Zuckerplantagen vertheilt werden. Es handelt sich dabei um nichts weniger als einen vollständigen Sklavenhandel, und das ganze Treiben ist so empörend, daß Abgeordnete der Gesellschaft zum Schutze der Eingeborenen und der Antisklavereigesellschaft im März dem zum Gouverneur von Queensland ernannten Lord Normanby eindringliche Vorstellungen machten. Sie schärften dem Lord die Pflicht ein, mit Nachdruck einzuschreiten, dem ganzen Menschenhandel ein Ende zu machen oder zum allermindesten doch den vorhandenen Gesetzen und Verordnungen Achtung zu verschaffen. Es wurde nachgewiesen, daß im Jahre 1870 nicht weniger als einhundert Schiffsladungen polynesischer Leute ihrer Heimath entrissen worden seien und zwar unter Umständen, welche das Ganze dem Sklavenhandel gleichstellen. Wenn auch nicht alle Schuld allein auf Queensland falle, so liege doch die Thatsache vor, daß Bevollmächtigte jener Colonie Polynesier eingekauft hätten wie jede andere beliebige Waare; es sei dabei zu vielen Kämpfen gekommen und manches Menschenleben verloren gegangen. Man könne doch allermindestens verlangen, daß die Insulaner nicht mit Gewalt aus ihrer Heimath hinweggeführt würden, und ferner, daß sie nicht, wie bisher geschehen, auf der Ueberfahrt mit Härte und Grausamkeit behandelt würden. Es wurden Briefe von Augenzeugen, namentlich eines Missionärs, vorgelegt, aus welchen sich ergiebt, daß man bei dem Menschenhandel mit Gewalt und Trug verfährt und daß mehrere Inseln dadurch völlig entvölkert worden sind. In den übrigen Colonien Australiens habe man Behörden zum Schutze der Eingeborenen, in Queensland aber nicht. — Der Marquis von Normanby benahm sich den eindringlichen Vorstellungen gegenüber sehr lau; natürlich versprach er, seinerseits zu thun, was in seinen Kräften stehe,

indeß könne gegenwärtig Queensland der polynesischen Arbeiter nicht entbehren. Er meine, daß unter geeigneten Vorkehrungen die Einwanderung sowohl den Polynesiern selbst, wie auch der Colonie zu materiellem Vortheile gereichen könne! Er, der Gouverneur, werde gegen Alles einschreiten, was mit Sklavenhandel Aehnlichkeit habe. So viel er wisse, sei nun angeordnet worden, „daß ein Agent der Regierung auf jedem Schiffe sich befinden solle, welches Polynesier nach Queensland oder von dort in ihre Heimath zurückbringe." — Wer aber controlirt auf See und auf den Inseln die Agenten, denen doch offenbar weniger an den armen Polynesiern als an der Meinung der Pflanzer in Queensland liegt, und von denen erst bewiesen werden müßte, daß sie gegen den Klang des Geldes unempfindlich seien? Die „Verschiffung" der Polynesier ist seit länger als zehn Jahren ein abscheulicher Unfug und wird es bleiben, gleichviel unter welcher Gestalt diese Ausbeutung der braunen Leute fortdauert. Sie trägt ihrerseits wesentlich dazu bei, die polynesische Race noch rascher ihrem gänzlichen Verschwinden entgegenzuführen.

Der Sklavenhandel am Nil.

Roderich Murchison veröffentlichte jüngst ein Schreiben Baker's aus Taufikyia (9° 26' N. am Bahr el Abied) vom 9. December 1870, in welchem Samuel Pascha den gläubigen Seelen mittheilt, daß er dem Sklavenhandel ein Ende gemacht habe. Wir unsererseits äußerten jüngst, daß der Menschenhandel im ägyptischen Sudan nicht aufgehört habe und nicht aufhören werde, weil er mit dem Mohammedanismus verwachsen sei.

Wir finden nun zur Bestätigung dieser Ansicht das Schreiben eines Engländers („Times-Mail", 28. März), welches wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. „Am 1. Februar dieses Jahres befand ich mich zu Wadi Halfa, am zweiten Nilkatarakt, und traf dort mit einer Karawane zusammen, die soeben vom Weißen Nil her angekommen war. Sie brachte Gummi und Sklaven, lauter junge Menschen, nämlich 40 Mädchen und Knaben. Die Sklavenhändler sagten mir, daß sie Baker und dessen Frau gesehen haben; dieselben befanden sich ganz wohl, als sie Chartum verließen. Für die Mädchen forderte man einen Preis von etwa 25, für die Knaben von 40 Pfund Sterling; beim Kauf würde ich sie aber wohl um 30 Procent billiger bekommen haben. Es schien mir, als ob sie ganz gut behandelt worden seien; ehe ich Wadi Halfa verließ, waren sie auf ein Boot gebracht worden, um nach Minieh und Syut gebracht zu werden, von wo sie dann in kleinen Abtheilungen, zu dreien und vieren, nach Kairo gelangen. — Man könnte den Sklavenhandel viel eher in der Nähe von Kairo lahmlegen und brauchte, wenn das geschähe, es nicht am Weißen Nil zu thun. Ich würdige vollkommen Baker's Bemühungen, meine aber, daß er sich getäuscht habe, als er wähnte, den Sklavenhandel am Weißen Nil abgeschafft zu haben. So lange die Regierung Seiner Hoheit des Khedive dem Sklavenhandel in Kairo selbst nicht steuert und nichts thut, um die Ausschiffung der Sklaven in Wadi Halfa zu verhindern, so lange wird auch der Handel fortdauern. In Kairo wird der Sklav allerdings nicht gehindert, seinen Herrn zu verlassen, er würde aber in einem solchen Falle kein Unterkommen finden, weil Niemand ihn nehmen möchte. Die Sklaven werden auch durchgängig so gut behandelt, daß sie keine Veranlassung haben, von ihren Herren fortzugehen. Nachdem sie einige Zeit in einer Privatfamilie gelebt haben, betrachtet man sie gleichsam als unter Vormundschaft stehende vertraute Diener. Ich hege die Ansicht, daß einem derartigen Handel nicht über Hals und Kopf gesteuert werden könne."

* * *

— „Nimm Deine Zelte mit, Israel!" Drei nordamerikanische Missionäre wollen „sich in die Höhle des Löwen wagen und dem Ungeheuer seinen Bart ausraufen". Damit verhält es sich so: Die Pastoren Mac Donald von Boston, Boole von Neuyork und Inskip von Baltimore haben zu Anfang des Aprilmonates ihre Lenden gegürtet, um eine Missionsreise über die Prairien und die Felsengebirge zu unternehmen. Ihr Zweck ist, von weit und breit her die vereinzelten Schafe zusammenzutreiben und großartige „Erweckungen" zu veranstalten. Zu diesem Behufe führen sie ein Riesenzelt mit sich, das nicht weniger als viertausend Menschen Schutz und Obdach gewährt. Nachdem die drei Reverends Californien „regenerirt" haben, wollen sie nach der Mormonenstadt am Großen Salzsee ziehen und dort ihr baumwollenes Monstretabernakel neben dem steinernen Tabernakel der Heiligen vom jüngsten Tag aufschlagen. Dort wird dann Brigham Young, der Prophet des Herrn, coramirt, um Rechenschaft abzulegen für sein satanisches Treiben. Jene drei Prediger sind Methodisten, und sie hoffen, viele solcher Methodisten, welche zu den ungläubigen Mormonen übergegangen sind, wieder zur „Rechtgläubigkeit" zurückführen zu können.

— „Es giebt Doctoren der Kirche und Doctoren in der Kirche. Der ersteren sind Viele; der letztere Titel gebührt nur Wenigen und diese Wenigen allein begrüßt und spricht an die Kirche in der Liturgie mit den Worten: O Doctor optime, Ecclesiae sanctae lumen; sie erlaubt, daß an den Festtagen derselben bei der Messe das Credo gesungen werde, wie an den Feiertagen der Apostel und Evangelisten." So sprach Papst Benedict der Vierzehnte. Seit Anbeginn der römischen Kirche sind in derselben überhaupt nur 17 Geistliche zu Doctoren in der Kirche gemacht worden, obwohl nicht weniger als 803 Bischöfe und 25 Generale geistlicher Orden um Verleihung dieses Titels nachgesucht haben. Jetzt sind die anderthalb Dutzend voll geworden. Der gegenwärtige Papst der römischen Kirche ist von römischgläubigen Leuten in England, Schottland und Irland angegangen worden, den 1787 verstorbenen Heiligen Alphons Liguori, welcher im Anfang unseres Jahrhunderts canonisirt wurde, zum Doctor in der Kirche zu machen, und das hat er nun auch gethan. Der Heilige war bei Lebzeiten Bischof von St. Agatha im Neapolitanischen und Stifter des geistlichen Ordens der Redemptoristen, welcher bekanntlich den Jesuiten nach Kräften in die Hände arbeitet. Daraus erklärt sich, daß er nun zum Doctor promovirt worden ist; der Heilige selber weiß freilich nichts davon.

— Das weibliche Geschlecht ist bekanntlich in Ostindien ohne allen Schulunterricht geblieben; erst während der letzten zehn Jahre sind hin und wieder Versuche zur Gründung von Mädchenschulen gemacht worden. Als aber Bekehrungsversuche von Seiten der Missionäre stattfanden, zogen die Hinducltern ihre Töchter zurück. Gegenwärtig hat nun eine Lady Napier eine Schule für Mädchen aus höheren Kasten zu Tandschaur (Tanjore) im südlichen Dekhan errichtet, welcher man besseres Gedeihen verspricht.

— Zu Taschkend in Turkestan geben die Russen eine Zeitschrift in der Sprache der Kirgisen heraus. Weit über eine Million dieser Nomaden Centralasiens sind russische Unterthanen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Cigarren-Preis-Courant von Joseph Krauß in Hamburg.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai — Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. — 1871.

Aus Siciliens Culturgeschichte *).

I.

Kaum bei einem zweiten Lande in Europa lassen sich die verschiedenen Völker- und Culturschichten so gut unterscheiden, wie auf der Insel Sicilien. Hier paßt ganz genau der Vergleich mit einer kleinen, aber geologisch reich entwickelten Gegend. Die verschiedensten Flötzformationen ruhen da über einander; die Versteinerungen, welche in ihren Schichten eingebettet sind, geben Zeugniß von dem einstigen Leben, welches hier geherrscht; eruptive Durchbrüche haben die Ruhe gestört, die Schichten verworfen und zerstört. Ueber dem Ganzen aber lagert die Ackerkrume von heute, bald fruchtbar, bald öde und unbebaut, je nach der Thätigkeit des Menschen.

So auch auf Sicilien. Auf die einheimischen Sikaner, iberischen Stammes, sind die vom italischen Festlande eingewanderten Sikuli gefolgt; Punier, Griechen, Römer, Ostgothen, Byzantiner, Sarazenen, Deutsche, Provençalen, Franzosen, Spanier haben über die Insel sich ergossen, dort Spuren ihrer Herrschaft hinterlassen und die Zusammensetzung des heutigen Mischvolks der Sicilianer bewirkt. Aber naturgemäß siedelten die Fremden mehr am Rande, wo die Städte sich entwickelten, als im Innern, wo die felsenreiche Hochebene der Bevölkerung stets eine dauernde Schutzwehr gegen die Eindringlinge gewährte, wo keine reichen Culturstätten die Raub- und Plünderungssucht der über das Meer einherziehenden Fremden reizte. Vor Allem war es aber die Lage der Insel, im Centrum der antiken Welt, durch Küsten und schöne Häfen aufgeschlossen nach allen Seiten, welche fremde Völker unwiderstehlich dorthin zog. Wie von hier aus die Normannen in kühnen Seefahrten sich erobernd über die Küsten des Mittelmeeres ausbreiteten, so haben Griechen und Sarazenen auf der Insel selbst festen Fuß gefaßt. Von orientalischer und abendländischer, von romanischer und germanischer Cultur gesättigt liegt Sicilien vor uns da, trotz der großen Vergangenheit aber heute ziemlich dürftig und öde. Es war das Unglück dieser von der Natur gesegneten

*) Wir haben in Deutschland eine fast überreiche Literatur, welche sich mit der Insel Sicilien beschäftigt. Auf Gregorovius (Siciliana) und Franz von Löher (Neapel und Sicilien) sind wieder zwei höchst beachtenswerthe Werke gefolgt. Ist es nun auch absolut unmöglich, ein so vielfach behandeltes Thema, wie gerade Sicilien, mit dem Reiz der Neuheit zu umgeben, so freut es uns doch, daß jenes ergiebige Feld noch immer weiter ausgebeutet wird. Feine und geschmackvolle Naturbilder, ästhetische Studien und mit tiefer Geschichtskenntniß verfaßte archäologische Abhandlungen liefert uns neuerdings das Prachtwerk von G. F. von Hoffweiler: „Sicilien, Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit.“ Das schön ausgestattete im verflossenen Jahre bei A. Dürr in Leipzig erschienene Buch ist mit 36 Originalzeichnungen von A. Metzener versehen, von denen wir einige mittheilen. — Für die eigentliche Culturgeschichte der Insel ist das Werk von Otto Hartwig: „Aus Sicilien, Cultur- und Geschichtsbilder“ (Kassel und Göttingen 1867) eine überreiche Fundgrube. Der Verfasser versteht es, gründlich und fesselnd zu schildern. Vor flüchtigen Reisenden hat er eins voraus: als Prediger der protestantischen Gemeinde in Messina hatte er Gelegenheit, Land und Leute genau kennen zu lernen. Diese beiden gediegenen Werke sind es, welche als Quelle unseres Artikels gedient haben.

Landschaft bei Segesta. Nach einer Zeichnung von Metzener.

Insel, meist in Abhängigkeit vom Festlande verwaltet und vom Eigennutz fremder Dynastien und Völker ausgesogen zu werden. Jedesmal, bemerkt Hartwig, bezeichnet die Zugehörigkeit Siciliens zu einem fremden Staate eine Epoche des Verfalls; jedesmal hebt sich die Cultur dagegen zu hoher Blüthe, wenn die Insel selbständig regiert wird.

Eigenthümlich ist ein von demselben Culturhistoriker aufgestellter Vergleich zwischen den beiden größten Inseln Europas, zwischen Sicilien und Großbritannien, der merkwürdige Parallelen ergiebt. Beide sind reich an Bodenfrüchten und Mineralien; so wichtig, wie die Steinkohle für England, ist der Schwefel für Sicilien; beide zu derselben Zeit von der großen germanischen Bewegung getroffen, denn im Jahre 445 landen die Vandalen in Sicilien, vier Jahre später betreten die Angelsachsen den britischen Boden. Zu derselben Zeit auch und unter denselben Auspicien stiften die Normannen auf beiden Inseln ihr Reich. Robert Guiscard erhält von Gregor dem Siebenten Sicilien als Lehen, und vom Segen Alexander's des Zweiten geschützt, war Wilhelm der Eroberer nach den Kreideklippen Englands hinübergefahren. Ja, zu derselben Zeit beginnt auf beiden Inseln, früher als auf einem Lande des Continents, ein Staatsregiment nach modernen Begriffen. In derselben Zeit, da die englischen Barone durch die Magna charta die Rechte des Volks begründeten (1215), giebt der erleuchtete Friedrich der Zweite der Insel eine Rechtsverfassung, in welcher der Gedanke einer Repräsentantenversammlung des Reichs, wenn auch nur von geringen Befugnissen, bereits aufgenommen ist (1231). Zu gleicher Zeit endlich und mit gleich schlechtem Erfolge sendet die römische Curie die Franzosen gegen die ihr widerspenstigen Herrscher beider Inseln: Philipp II. August gegen Johann von England, Karl von Anjou gegen die Staufen. Nun endlich trennen sich die parallel laufenden Schicksale der beiden Inseln: In England, wo das germanische Element überwiegt, entwickelt sich kräftige Theilnahme an der Staatsregierung in immer weiteren Kreisen des Volks und führt zu dessen Größe und Freiheit. In Sicilien, mit herrschender romanischer Bevölkerung, bleiben Bildung und Macht in den Händen der Kirche und des Adels, der durch die strengen Formen des Lehenswesens, wie es die Normannen gestiftet und die Staufen bewahrt hatten, zu einer die Krone überwuchernden und das Volk knechtenden Macht aufsteigt.

Wer heute durch das herrliche Eiland zieht und das Ehemals mit dem Jetzt zu vergleichen weiß, den kann nur Trauer überkommen ob des großen Verfalls, der allenthalben herrscht, den zu bannen erst jetzt wieder energische Schritte gethan werden. Ist es zu glauben, daß die Bodencultur in Sicilien seit den ältesten Zeiten zurückgegangen ist, daß, während man zu Cicero's Zeit acht- bis zehnfach erntete, man jetzt nur siebenfältigen Ertrag gewinnt? Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts hintertrieben die Barone den Straßenbau, um ihre Untergebenen nicht zu sehr aus ihrer Botmäßigkeit zu verlieren. Es gab im Innern Ortschaften genug, die kein Getreide ausführen konnten, weil die Maulthiere es aufgezehrt haben würden, ehe sie es bis an die Küste hätten tragen können. Fast eben so liegt die Cultur noch heute. Der Baron oder die Kirche übergiebt die weiten Latifundien an die Massari, große Pachtunternehmer, die an die Bauern der kleinen Städte wieder verpachten, und diese übernehmen gegen einen so hohen Zins, wie ihn nur das bedürfnißlose Leben des Volks ermöglicht, die Bestellung kleiner Theile. Der Pflug ist noch jetzt urthümlich, die Egge ungewöhnlich, die Karrenräder sind einfache Querschnitte der Baumstämme. Das Bild einer sicilianischen Bauernwohnung, d. h. einer Bauernwohnung in einer „Landstadt", wie Hartwig es schildert, fordert unwillkürlich zum Vergleiche mit deutschen Bauernhäusern auf. Ein kleiner viereckiger Raum dient Menschen und Vieh zum Aufenthalt; auf dem schwarzen Erdboden rutscht das fette schwarze Schwein, steht der Esel und sucht das Hühnervolk nach Nahrung. Ein Bett dient der ganzen Familie als Ruhestätte. Wie im Mittelalter in Deutschland, so legt sich hier noch Alles nackt ins Bett. Der sehr elementare Kochherd, wenige Kochgeräthschaften, vielleicht ein altes Weinfaß, ein paar wackelige Stühle und ein uralter Tisch bilden das einzige Mobiliar. Messer und Gabeln, Gläser und Flaschen sind Luxusgegenstände. Der Hausvater erfreut sich, wenn es hoch kommt, des Besitzes eines Taschenmessers. Die Finger ersetzen hier noch manches Instrument, die flache Hand den Löffel.

Wie ganz anderen Bildern begegnen wir da im Alterthum, wie hoch stand damals die Bodencultur! War doch schon der Reichthum Siciliens in griechischer Zeit berühmt. Die Sagen von der Demeter, von den Herden Apollon's, von den lästrygonischen Feldern beweisen es. Die bukolische Poesie entsprang und blühte hier. Gepflanzt wurden damals Weizen, die Rebe und der Oelbaum, gezüchtet Ziegen, Schafe und Rinder. Erst später brachten die Karthager die Granate hinzu. Und wie auf diesem Gebiete der Cultur, so sah es auf allen übrigen aus; immer fällt die Wagschale zu Gunsten der Vergangenheit, wohin wir auch den Fuß unter den Trümmerresten der Insel setzen mögen.

Ein solches Bild entschwundener Größe führen uns die Tempelruinen von Segesta vor Augen, die in einsamer, großartiger Berglandschaft unfern von Calatafimi im Westhorn der Insel gelegen sind. Kaum ist eine andere Stadt auf Sicilien, die direct oder indirect eine so große Bedeutung für die Geschicke der Insel, ja des fernen Abendlandes gehabt hätte, wie Segesta. Ihre Bedeutung und ihr Unglück entsprang, wie Hoffweiler treffend sagt, aus ihrer Zwitterstellung. Barbarischen Ursprungs, war sie im Laufe der Zeit durch vielfache Berührung mit den Griechen ihrer ganzen Bildung nach hellenisch geworden. Schon im Jahre 580 finden wir Egesta im Streit mit den Selinuntinern, ihren Grenznachbaren, der sich stets erneuerte, bis 416 die Egestäer, von den Selinuntinern hart bedrängt, die Athener nach Sicilien riefen. Sie waren es, die ein so verderbliches Spiel mit der eitlen Ruhmsucht des athenischen Volkes trieben, und so jenen Schlag verschuldeten, von dem Athen sich nie wieder erholte. Die Athener sandten Boten nach Egesta, welche den Reichthum dieser Stadt prüfen sollten, von dem sie fabelhafte Dinge vernommen. Und Fabelhaftes sahen sie auch hier, zunächst die reichen Weihegeschenke im Tempel der Venus auf dem Berge Eryx. Dann aber luden die Egestäer die Boten zu Tische und prunkten mit kostbarem Tafelgeschirr, welches großentheils aus phönizischen und griechischen Städten Siciliens zusammengeborgt war. Dieselben Becher erschienen bei jedem Gastmahle wieder, die Gesandten aber hielten sie jedesmal für das Eigenthum dessen, der sie gerade bewirthete, und gewannen so einen hohen Begriff von dem Reichthume der Stadt. Der Bericht, den sie darüber in Athen erstatteten, wirkte dort gewaltig, die Athener beschlossen den Krieg, der so verderblich in seinen Folgen werden sollte. Egestas Unabhängigkeit ging denn auch an die Karthager verloren; es folgen Belagerungen, Zerstörungen, bis die Stadt in den dauernden Besitz der Römer überging, unter denen der Name Segesta für Egesta aufkam. Letzterer war des übeln Anklanges halber (egestas, Dürftigkeit) ausgemerzt worden. Wann und durch wen die Stadt zerstört wurde, ist unbekannt; zur Zeit der normannischen Eroberung wird sie nicht mehr genannt. Jetzt sind der Tempel und das nicht weit davon auf der Höhe gelegene Theater die ein-

zigen Erinnerungszeichen an Macht und Blüthe, an treulose, selbstsüchtige Politik, wie an furchtbares Elend, die einst hier ihre Stätte hatten.

Im engen geschichtlichen Zusammenhange mit Segesta steht Selinunt, das einst an der Südküste unfern dem jetzigen Castelvetrano sich glänzend erhob. Von Bürgern des hybläischen Megara, einer attischen Colonie an der Ostküste Siciliens, wurde Selinus im siebenten Jahrhundert vor Christus gegründet. Rasch wuchs die neue Stadt an Macht und Ausdehnung und wetteiferte an Glanz mit den bedeutendsten griechischen Colonien der Insel. Mit Egesta wurde sie schon früh in Grenzstreitigkeiten verwickelt und eine erneuete Zwistigkeit der Art gab Anlaß zu der athenischen Expedition und ihrem traurigen Ausgange. Von den Selinuntinern bedrängt, warfen nun die Egestäer sich den Karthagern in die Arme, und 409 erschien Hannibal mit einem gewaltigen Heere vor Selinus. Neun Tage wurde gekämpft, jeder Zoll breit wurde vertheidigt, aber Selinus fiel, und sengend und plündernd durchstreiften die Karthager die Stadt. Alles wurde zerstört. Wenig mehr als zwei Jahrhundert hatte Selinunt gestanden, als es von Hannibal vernichtet wurde. Zwei Jahre später nahm Hermokrates, damals von Syrakus verbannt, Besitz von der verwüsteten Stätte, sammelte die dem Schwerte der Karthager entronnenen zerstreuten Bewohner und baute die Stadt wieder auf. Ohne ihre frühere Bedeutung wieder zu erreichen, stand sie nun, in Abhängigkeit von den Karthagern, ein weiteres Jahrhundert. Abermals ward die Stadt dann im ersten punischen Kriege zerstört, als die Karthager sie nicht glaubten halten zu können. Die Römer erbauten sie nicht wieder, aber unter der byzantinischen Herrschaft muß hier ein Städtchen entstanden sein, eines der ersten, das die Sarazenen erstürmten und

Die Tempelruinen von Selinunt. Nach einer Zeichnung von Metzener.

Rahl-el-Asnam oder Dorf der Idole nannten. Auch dieses verschwand vom Boden; als einer der letzten Punkte der arabischen Herrschaft wurde es von Graf Roger zerstört.

So war Selinus einst von einander ablösenden Griechen, Karthagern, Römern, Byzantinern, Sarazenen bewohnt. Was ist heute noch von ihm übrig? Nichts als die Tempelreste, die wir in der Abbildung mittheilen. Wir haben keine Nachricht darüber, wann die Säulen einstürzten, über das Wie ist wenigstens bei drei Tempeln kaum ein Zweifel möglich. Nicht Menschenhände waren es, welche die Säulen des Peristyls wie abgemähte Garben gleichmäßig neben einander legten, sondern ein Erdbeben hat sie durch einen gewaltigen Stoß von unten nach beiden Seiten hingeworfen, daß die Capitäle, in weitem Bogen geschleudert, tief in die Erde einsanken, und daran Trommel an Trommel sich anreihte bis zur letzten, die nicht weit von ihrem ursprünglichen Standorte liegen geblieben ist.

Pilieri dei Giganti, Gigantenpfeiler, nennt das Volk die Ruinen, wie die Felsblöcke der nordischen Gebirge von der Sage zu Bausteinen eines untergegangenen Riesengeschlechts gemacht worden. Denn nicht Gebilden menschlicher Kunst gleichen sie, wenn man sie von fern erblickt, sondern wie Zeugen vorweltlicher Naturrevolutionen sehen sie aus, und noch wenn man näher kommt, bleibt dieser Anschein, da die Verwitterung sich tief in die Oberfläche der alten Werkstücke hineingefressen hat. Einzig in der Welt sind diese Trümmerstätten, die Zeugnisse unbeschreiblichen Glanzes und furchtbarer Zerstörung, über denen nun die Stille des Todes lagert. Denn seit die fröhlichen Menschen verschwunden sind, hat die Malaria hier ihre Herrschaft aufgeschlagen, die kein Leben mehr gedeihen läßt. Dünne Weizenfelder bedecken die höher gelegenen Theile des Bodens, tiefer unten zeigt er nur den rothen Sand, den das Meer angespült hat. Und selbst das Meer, das einst von Segeln schimmerte, das Hunderte von Fahrzeugen belebten, Waaren holend und bringend, wie sie der fruchtbare Boden hervor-

brachte oder der Luxus einer reichen und verfeinerten Bevölkerung erheischte, es scheint einstimmen zu wollen in den Charakter der Todtenstille und Einsamkeit; denn nur selten zeigt hier sich heute ein Segel. Unter den Trümmern dieser Tempel fand 1831 der sicilianische Alterthumsforscher Cavallari fünf Metopen mit Darstellungen von Apollo und Daphne, Athene, Zeus und Here und Herkules im Amazonenkampfe, die sich jetzt sämmtlich im Museum zu Palermo befinden.

Für den deutschen Geographen haben die hier abgebildeten Tempelruinen ein ganz besonderes Interesse, denn hier wurde in die Brust des größten der deutschen Afrikareisenden die Sehnsucht nach dem fernen Lande der Schwarzen gepflanzt. Schon als Student war Heinrich Barth nach Sicilien gepilgert. „Dort," so schreibt er in seinen Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, „entwickelte sich meine Liebe zum Mittelmeer, über welches die als mächtiges Scheideglied in dasselbe hinausgestreckte apenninische Halbinsel mir von so vielen Punkten aus einen so mannichfaltigen Blick eröffnete. Aber am tiefsten prägte sich mir der Anblick ein, dessen ich von den selinuntischen Tempelruinen aus genoß; von dort aus erblickte ich in dem reinen südlichen Glanze der untergehenden Sonne das hohe Felseiland Pantellaria, ja ich gewahrte die schwachen Umrisse Libyens selbst am fernen Horizonte."

Transatlantische Dampfschifffahrt.

Die Zeit ist gekommen, in der wir an jedem Tage im Jahre Dampfer aus Amerika in einen europäischen Hafen einlaufen sehen und an welchem aus Europa ein solcher am Werft eines überseeischen Platzes seine Anker auswirft. Der Verkehr hat sich binnen zwanzig Jahren ins Kolossale gesteigert, und die Dampfschifffahrt geht nun längst rund um den Erdball. Nur ein einziger Damm, die Landenge Centralamerikas, hindert ein Schiff, direct um die Erde zu fahren, aber auch dieses Hinderniß wird im Fortgange der Zeit beseitigt werden.

An der Westküste Amerikas gehen regelmäßige Dampferlinien im Anschluß an die von der atlantischen Seite her durch die Magellansstraße nach Valparaiso in Chile fahrenden, gen Norden hin bis Britisch-Columbia, und gelegentlich bis Sitka (Neu-Archangel) im Territorium Alaska. Wenn die Route zwischen Panama einerseits, Neuseeland und Australien andererseits bis auf Weiteres aufgegeben worden ist, so tritt nun eine Linie von San Francisco, mit Berührung der Fidschi-Inseln, an deren Stelle und füllt die Lücke aus. Die Linie von San Francisco nach Japan und China schließt an die von Panama kommenden Dampfer und an die Züge der Pacificbahn an, und ihre Schiffe begegnen sich in Hongkong mit jenen der Peninsularcompagnie, welche aus dem Rothen Meere und dem Indischen Ocean kommen, während Fahrzeuge dieser Gesellschaft auch regelmäßig bis Melbourne und Australien laufen. Ein Reisender kann vom Nordcap in Norwegen bis nach jedem irgend wichtigen Hafen der Erde bei ununterbrochenem Anschluß mit Dampf fahren. Eine „Reise um die Welt" ist heute nur noch ein „Ausflug".

Die Häfen der Ostküste von Südamerika stehen durch nicht weniger als neun Dampferlinien unter sich und mit Europa in Verbindung. Auch Deutschland ist an denselben betheiligt; Hamburger Dampfer gehen bis Santos in der brasilianischen Provinz San Paulo und berühren auch, gleich den Fahrzeugen des Bremer Lloyd, centralamerikanische, westindische, neugranadinische und venezuelanische Hafenplätze: Colon-Aspinwall, Savanilla, La Guayra, Puerto Cabello, Havana.

Den großartigsten Aufschwung hat die Dampfschifffahrt allerdings im nordatlantischen Oceane genommen, zwischen Europa und den Vereinigten Staaten. Es ist bemerkenswerth, daß von den acht regelmäßigen Dampferlinien keine einzige den Nordamerikanern gehört. Wir lesen, daß jetzt auch die Holländer, welche bisher unthätig waren, eine Linie von Vließingen nach den Vereinigten Staaten eröffnen wollen.

Abgesehen von den Dampfern, welche, wie z. B. jene des Bremer Lloyd, auch nach anderen Häfen, z. B. Baltimore, fahren, besaßen die zwischen Europa und Neuyork vorhandenen Linien im Jahre 1870 nicht weniger als 107 Dampfer, zum großen Theil ganz ausgezeichnete Fahrzeuge, Meisterwerke der Schiffsbaukunst von 2000 bis 4000 Tonnen Tragfähigkeit. Alle machten gute Geschäfte. Wir wollen einzelne Angaben über die verschiedenen Linien mittheilen.

1) Cunard-Linie; sie ist die älteste und weiß ihren guten Ruf zu bewahren; 25 Dampfer, wovon mehrere 3500 Tonnen halten. Sie machten 125 Doppelreisen; ein Schiff, die „Scotia", von 4000 Tonnen, gebrauchte zur Fahrt von Queenstown bis Neuyork nur 8 Tage 3 Stunden 38 Minuten, und umgekehrt 8 Tage und 2 Stunden. Die Cunarddampfer beförderten etwa 450,000 Tonnen Güter und 43,681 Fahrgäste aus, 11,420 nach Europa, von welchen kein einziger starb oder verunglückte.

2) Anchor-Linie; Neuyork-Glasgow. Sie hatte 28 Dampfer in der Fahrt, von 1000 bis zu 3000 Tonnen; dieselben laufen Londonderry an. Die Linie hat Verzweigungen nach Skandinavien; diese Fahrten haben Anschluß dreimal im Monate, eben so jene nach Häfen des Mittelländischen Meeres. Die Anchor-Linie machte nach und von Amerika 102 (nach und vom Mittelmeere 103) Reisen, eine davon in 9 Tagen 6 Stunden; durchschnittliche Ladung 1500 Tonnen Güter; 31,473 Fahrgäste nach, 8189 aus Amerika. Die Gesellschaft hat jetzt (Frühjahr 1871) noch 6 große Dampfer, von mehr als 3000 Tonnen jeden, im Bau.

3) Transatlantische Compagnie. Havre-Neuyork. Nur 4 Schiffe, welche auch Brest anlaufen; kürzeste Fahrt von diesem Hafen nach Neuyork 8 Tage 22 Stunden. Fahrgäste 3380 aus, 3650 nach Frankreich. Vor Ausbruch des Krieges hatte sie in jeder Fahrt 750 bis 800 Tonnen Güter.

4) National-Linie. Neuyork-Liverpool; 10 Dampfer, wovon einer 4471 Tonnen, ein anderer 4039 Tonnen hat. Sie machten 64 Reisen nach, 63 von Amerika, brachten nach Neuyork 38,443 Fahrgäste, 117,492 Tonnen Güter; verschifften von dort 1271 Fahrgäste in der Cajüte, 3437 im Zwischendeck, nebst 251,653 Tonnen Güter, zumeist Baumwolle, Taback, Getreide, Mehl, Käse und Schweinefleisch.

Diese Linie läßt in jedem Jahre ihre Flotte um 2 neue Dampfer vermehren.

5) Williams- und Guyons-Linie. Neuyork-Liverpool. Sie hat 8 große Dampfer, bis 3700 Tonnen, in der Fahrt; 55 Reisen hin und eben so viele zurück; es kamen mit denselben nach Neuyork 1538 Fahrgäste in der Cajüte, 27,792 im Zwischendeck und 78,620 Tonnen Güter; es gingen von Neuyork 1240 Cajüten- und 4358 Zwischendeckpassagiere ab nebst 71,673 Tonnen Güter. Diese Linie bringt 1871 noch 2 neue Dampfer in Fahrt.

6) Inman-Linie. Liverpool-Neuyork. Sie hatte 13 Dampfer in der Fahrt, alle von 1750 bis 3000 Tonnen; 89 Reisen; brachte nach Amerika etwa 4000 Cajüten- und 45,000 Zwischendeckpassagiere, nach Europa respective 3400 und 6500, zusammen etwa 58,900 Köpfe. Güterbeförderung nach Europa etwa 80,000, nach Neuyork etwa 90,000 Tonnen. Demnächst soll der vierzehnte Dampfer in die Fahrt kommen.

7) Die Hamburger Linie. Hamburg-Neuyork. Dieselbe erlitt wegen des Krieges große Störungen. Unter regelmäßigen Verhältnissen läuft sie Havre, Plymouth und Cherbourg an; jetzt fahren die Dampfer direct. In der Fahrt waren 7 Dampfer, jeder von mehr als 3000 Tonnen; sie machten 1870, eben wegen jener Störung, nur 39 Reisen zwischen Hamburg und Neuyork; die directe Fahrt stellt sich durchschnittlich auf nur 12 Tage 9 Stunden; von Neuyork nach Plymouth 10 Tage 7½ Stunde. Der Dampfer „Silesia“ fuhr von Havre nach Neuyork in 9 Tagen 11 Stunden und umgekehrt in 9 Tagen 7 Stunden. Diese Hamburger Linie verdient alles Lob. Ihre Dampfer beförderten 1870 nach Neuyork 22,366 Fahrgäste und etwa 29,000 Tonnen Güter; von Neuyork nach Europa 5727 Passagiere und 40,000 Tonnen Güter. Sie hat auch 3 Schiffe in der Fahrt nach Havana und Neuorleans; nach Sanct Thomas, Aspinwall, Santa Martha, den venezuelanischen Häfen und Brasilien fahren gleichfalls 3 Dampfer. Alle diese Dampfer haben nur deutsche Capitäne, Mannschaft und Bedienung; dasselbe ist auch mit den Dampfern des Bremer Lloyd der Fall.

8) Die Linie des norddeutschen Lloyd. Bremen-Neuyork. Auch sie hat in Folge des Krieges viele Hindernisse erfahren. Bis zum Ausbruche desselben gingen in jeder Woche von Bremen nach Neuyork, Southampton anlaufend, zwei Dampfer ab; im Ganzen waren 12 Dampfer von durchschnittlich 3000 Tonnen und 700 Pferdekraft in der Fahrt nach Neuyork. Von Mitte Juli bis Anfang October waren diese überseeischen Reisen unterbrochen, und von da ab ging bis Ende des Jahres in jeder Woche ein Dampfer hin und einer zurück. Auf die 56 Reisen kommen zwischen Southampton und Neuyork 10 Tage 3 Stunden. Jene Dampfer brachten von Neuyork nach Bremen 8021 Passagiere, nach Neuyork 27,298. Die Güterladung betrug durchschnittlich 1300 Tonnen für jedes Schiff. Der Bremer Lloyd hat ferner 4 Dampfer in der Fahrt nach Baltimore, wohin monatlich 2 Fahrten unternommen werden; er hat eine Linie nach Havana und weiter nach Neuorleans, und jetzt, Mai 1871, auch 3 prachtvolle Dampfer in der Fahrt nach Colon, Neugranada und Venezuela, mit Anschlüssen nach Panama, allen Häfen der Westküste Amerikas, Japan und China. Diese Linie ist in jeder Beziehung ausgezeichnet, und auch bei ihr sind Capitäne, Mannschaft und Bedienung ausschließlich deutsch.

Im Jahre 1870 machten 107 europäische Dampfer zwischen Neuyork und den genannten europäischen Häfen 1071 Reisen, sie hatten 302,148 Fahrgäste an Bord und 1,691,538 Tonnen Fracht.

Geographische Verbreitung und Inhalt der Krugpflanzen.

Durch Seltsamkeit der Blumenform und Pracht der Farben stechen die Nepenthesarten die meisten anderen Pflanzen aus. Ihre im verschiedensten Farbenschmelz prangenden riesigen, becher- oder krugförmigen Blüthen sind bis zur Hälfte mit einem aromatischen Wasser gefüllt, das die Pflanze selbst absondert und das dem Wanderer, der die Berge in den tropischen Ländern besucht, wo die Nepenthespflanzen wachsen, einen Labetrunk bietet. Um die Erforschung dieser schönen Krugblumen hat sich vorzugsweise J. D. Hoker, der Director der weltberühmten botanischen Gärten von Kew bei London, verdient gemacht. Er hat soeben eine Monographie des Geschlechts Nepenthes abgeschlossen, die demnächst in Decandolle's Prodromus systematis vegetabilium publicirt werden soll. Vorläufig veröffentlicht Hooker darüber in der Zeitschrift „Nature“ einige Mittheilungen, die wir hier wiedergeben wollen.

„Das Genus Nepenthes erstreckt sich von Madagaskar im Westen bis nach Nordostaustralien, dem Louisiade-Archipel und Neucaledonien im Osten. Innerhalb dieses Raumes zählt es dreißig Arten, von welchen die meisten gut ausgesprochene Scheidungsmerkmale in der Krugblume zeigen, bei denen aber, zwei Arten ausgenommen, die Structur sowohl der Blüthe als der Frucht wunderbar übereinstimmt. Nepenthes hat zwei Centra seiner größten Entwickelung: die Malayische Halbinsel mit Einschluß von Sumatra und Borneo; in beiden Localitäten sind die Arten nicht nur zahlreicher, sondern auch riesiger als in allen anderen Ländern. Nicht weniger als 21 Species kommen in den beiden Centren vor, von denen 13 beiden gemeinsam sind; aber, was sehr zu bemerken, das dazwischen liegende Eiland Java enthält nur eine einzige Vertreterin dieses Geschlechts und zwar eine von den borneonischen und malayischen gänzlich verschiedene Art. Hierdurch wird die Thatsache des biologischen Zusammenhanges zwischen den beiden genannten Localitäten, worauf niederländische Naturforscher zuerst hinwiesen, dargethan. (Später hat bekanntlich Wallace diesen Zusammenhang zwischen Borneo und der Malayischen Halbinsel constatirt.) Nur eine Nepenthesart hat eine weite Verbreitung, Nepenthes phyllamphora, die sich von Sumatra aus über Borneo, Amboina, China u. s. w. erstreckt, aber auf Java fehlt.

„Von den malayischen Inseln uns westlich wendend, finden wir eine Art im östlichen Bengalen, die der javanischen mehr als irgend einer andern gleicht; eine zweite auf Ceylon, die alte Nepenthes destillatoria Linné's. Weiter nach Westen, den afrikanischen Inseln uns zuwendend, sehen wir, wie schon bei der ceyloneser Art, Abweichungen von dem Haupttypus, die sich nun schon auf die Structur des Samens und der Frucht erstrecken; denn während alle östlichen Arten lange Anhängsel am Samen zeigen, sind diese weit kürzer

bei der Art von Madagaskar und fehlen ganz bei der Seychellen-Species, die somit einen Fall analog dem Vorkommen ungeflügelter Insecten auf oceanischen Inseln repräsentirt. Endlich reicht die Art der Seychellen-Inseln von allen anderen in der Bauart des Ovariums und der Kapsel ab.

„Mit einem Worte, die Abweichung vom Typus des Geschlechts beginnt an der Westgrenze des hauptsächlichen Verbreitungscentrums, nämlich in Ceylon; und die beginnende Abweichung, diejenige, welche wir bei der Ceylon-Art antreffen, ist die leichteste, doch wird sie gleichsam nach Westen hin fortgepflanzt, indem sie zugleich die beiden afrikanischen Inselkrugpflanzen charakterisirt, die ihrerseits dann noch mehr vom Stammtypus abweichen. Das Maximum der Abweichung aber kommt auf der großen subtropischen Insel Madagaskar vor, wo die einheimische Art eine große Verbreitung hat. Auf dem kleinen oceanischen Archipel der Seychellen ist die einzige einheimische Art dagegen nur auf den Berggipfel einer einzigen Insel beschränkt. (Auch die dort allein vorkommende Doppelcocosnuß, Laodicea Seychellarum, wächst nur auf drei kleinen Eilanden der Gruppe.)

„Die einzige Thatsache, die mir bei der Art dieser Verbreitung auffiel, war, daß das Geschlecht Nepenthes, obgleich auf den Seychellen vorkommend, auf der Maskarenengruppe (Mauritius, Bourbon und Rodriguez) fehlt. Dieses ist nur ein Beispiel für den weiten Unterschied, welcher zwischen der Vegetation dieser Archipele vorhanden ist, und der theilweise damit zusammenhängt, daß die Maskarenengruppe vulcanisch ist, die Seychelleninseln aber granitischer und quarziger Natur sind. Im Zusammenhange und coordinirt mit dieser Erscheinung der Pflanzenverbreitung, mit der geographischen Lage und der geologischen Structur steht, daß die Flora der Seychellen mehr asiatisch und die Floren ihrer verschiedenen Eilande mehr einförmig sind, während die Floren der einzelnen Maskarenen wunderbar unter einander abweichen und die Vegetation der ganzen Gruppe ein mehr afrikanisches als indisches Gepräge trägt. Die Flora der Maskarenengruppe kann daher als ein sehr alter afrikanischer Vorposten betrachtet werden, oder aber als eine jüngere Anhäufung von Pflanzen, die zu verschiedenen Perioden aus Afrika kamen, nachträglich aber durch verschiedene Einwirkungen auf den einzelnen Inseln sehr verändert wurden; oder endlich ihre Eigenthümlichkeiten entstanden unter dem Einflusse beider Ursachen. Obgleich die Maskarenen und Seychellen schon seit Langem von Niederländern, Franzosen und Engländern colonisirt wurden, sind ihre Floren doch noch sehr unvollkommen bekannt; so viel aber ist von der Vegetation der Maskarenen schon bekannt, daß wir erkennen können, daß ihre Beziehungen zu jener der Seychellen und jener Madagaskars und die Beziehungen aller drei zu Indien und Afrika sehr verwickelt sind, und daß sie eines der schwierigsten Probleme der Pflanzengeographie bilden."

So weit Hooker. Ueber die Nepenthesarten auf Borneo, einem ihrer wichtigsten Fundorte, fügen wir nach dem Werke Spenser St. John's, Life in the far East, noch einige Erläuterungen hinzu. Die schönsten, schon von Low entdeckten Arten, sagt er, wachsen auf dem 13,698 englische Fuß hohen Kina-balu, am Nordende der großen Insel. Nepenthes Edwardsiana, Nepenthes villosa und Nepenthes Rajah aber sind die herrlichsten unter allen. Die letztere, benannt nach Radscha Sir James Brooke, ist auch die größte. Obgleich die Pflanze selbst nur 4 Fuß lang wird, trägt sie doch zahlreiche Blumenkrüge, die jeder 15 Zoll lang werden. Der ovale Rand eines solchen Kruges ist von einem gefältelten Saume von etwa 2 Zoll Breite umgeben, dessen fleischrothe Färbung von dem tiefvioletten Purpur des eigentlichen Kruges stark absticht. Ein breiter, blattartiger, grüner Anwuchs, der vom obern Theil des fleischfarbigen Randes sich abhebt, überschattet die Oeffnung des Kruges. Diese herrliche Pflanze wurde in einer Höhe von 5000 Fuß von Low am Kina-balu aufgefunden. Ihre größten Blumenkrüge hatten einen Umfang von zwei Fuß; sie glichen also kleinen Eimern. In einem derselben fand Low eine ertrunkene Ratte. Einige tausend Fuß höher am Kina-balu wächst Nepenthes Edwardsiana. Diese hübsche Pflanze, welche eine Länge von 20 Fuß erreicht, schmarotzt auf Bäumen, von denen man die cylinderförmigen, fein gerippten Krüge herabhängen sieht. Der nach der Basis zu angeschwollene Blumenkrug ist unten erbsengrün und geht nach oben in ein lebhaftes Roth über. Die Mündung ist fast kreisrund, die Länge des Cylinders beträgt bei ausgewachsenen Exemplaren fast zwei Fuß. In der gleichen Höhe kommt am Kina-balu Nepenthes villosa vor, die sich durch behaarte, pfirsichfarbene, mit Carmoisin gesprenkelte Krüge auszeichnet.

Krugblumen.

Der bedeutende Wasser- oder Flüssigkeitsinhalt in den mächtigen Blumenkrügen der Nepenthes-Arten hat von je die Aufmerksamkeit der Naturforscher angezogen. Er ist oft so groß, daß, wie Low fand, eine Ratte darin zu ertrinken vermag. Der Volksmund in den Ländern, wo die Nepenthes

wachsen, sagt natürlich, es seien Behälter, die für den Reisenden in wasserarmen Gegenden eingerichtet seien, damit er daraus seinen Durst löschen könne. Keinenfalls darf man annehmen, daß die Flüssigkeit in den Krügen etwa aus Regenwasser bestehe, welches von außen hineingelangte; im Gegentheil, sie wird durch natürliche Absonderung der Blüthe angesammelt. Die chemische Natur dieser Flüssigkeit ergründete vor einigen Jahren zuerst unser Landsmann Dr. Völcker, der in Liebig und Kopp's chemischem Jahresbericht seine Analyse mittheilte. „Die Flüssigkeit," sagt er, „war im Allgemeinen klar und farblos, selten gelblich und röthete Lackmuspapier (d. h. zeigte saure Reaction). Aus verschiedenen Pflanzen gesammelt erhielt ich 0,92, 0,91, 0,87, 0,58, 0,62 und 0,27 Procent Rückstand durch Eindampfen. Dieser Rückstand nun enthielt in 100 Theilen 38,61 Procent organische Materie, bestehend hauptsächlich aus Apfelsäure und ein wenig Citronensäure, ferner 50,02 Chlorkalium, 6,36 Natron, 2,59 Kalk und 2,59 Magnesia." Durch diese Analyse des deutschen Chemikers wird die Beschaffenheit der Flüssigkeit in den Nepenthes-Blumenkrügen vollkommen aufgeklärt; sie besteht danach aus 99 Procent Wasser und nur aus 1 Procent alkalischer Salze, neben denen Apfel- und Citronensäure vorkommen.

Auch bei anderen Blüthen hat man eine ähnliche Absonderung von Flüssigkeit im größern Maßstabe beobachtet, so bei verschiedenen Orchideen, namentlich Coryanthes-Arten.

Amerika hat gleichfalls seine Krugblumen, oder sagen wir besser Krugblätter, denn eigenthümliche, dort vorkommende Orchideen zeigen dicke Blätter mit zusammengewachsenen Rändern, die auf diese Art ein Füllhorn darstellen. Da ist zunächst die Hörnchenblume, die in den Sümpfen Nordamerikas wächst. Die Amerikaner nennen sie Sidesaddle-flower, d. h. Damensattelblume, der Botaniker bezeichnet sie als Sarracenia purpurea. Während das umgebende Sumpfwasser lau und ekelhaft ist, enthalten die Krüge der Sarracenia ein erquickendes Getränk. So ist auch das Krugblatt, wie die Nepenthes-Arten der indischen Meere, für Nordamerika eine wunderbare vegetabilische Quelle der Natur.

Nahe verwandt mit der Sarracenia ist das californische Krugblatt (Darlingtonia californica), über welches kürzlich („Linnean Society", 15. December 1870) W. Robinson einen eingehenden Bericht veröffentlichte. Die Darlingtonia wächst in der Sierra Nevada in einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meere, an sumpfigen Orten, zusammen mit Sphagnummoos. Die Krüge gleichen in der Entfernung großen Herbstbirnen und erheben sich von der Wurzel 10 bis 24 Zoll über den Boden, sind also ganz anständige Füllhörner. Das Interessanteste aber ist ihr merkwürdiger Inhalt. „Jeder Krug," berichtet Robinson, „hat an seinem Grunde eine 2 bis 5 Zoll hohe Lage von fest zusammengepackten Insectenresten, von den kleinsten Käfern an bis zum großen Nachtschmetterling hinauf. Was die Insecten in die Krüge hineinzieht, ist noch keineswegs aufgeklärt. Schneidet man mit einem scharfen Messer die rund um eine alte Darlingtonia herumstehenden braunen Krugblätter ziemlich tief unten ab, so gleichen die Stümpfe einer Anzahl offener Röhren, die dicht mit Insectenresten vollgestopft sind. Die Innenseite der Blattkrüge ist am obern Ende glatt, dann erscheinen vereinzelte Haare darin, endlich aber, immer weiter nach unten zu, wird die Kammer mit nadelartigen Haaren dicht bedeckt, die alle nach unten mit der Spitze stehen, so daß sie fast gegen die Oberfläche anliegen, von der sie ausgehen. Diese Haare sind sehr schlank, durchscheinend und etwa 1/4 Zoll lang, doch haben sie eine nadelartige Steife und sind völlig farblos. Die Fliegen, Schmetterlinge und Käferchen spazieren gemächlich in den Schlund hinein, keines aber kehrt zurück. Der Krug, welcher an der Oeffnung einige Zoll weiter ist, verengert sich allmälig und hat am Grunde einen Durchmesser von etwa einer Linie. Hier und ein klein wenig höher noch treten die Spitzen der Nadeln zusammen, und die unglückliche Fliege gelangt mit dem Kopfe endlich zwischen die starrenden Bayonette, welche sie zurückhalten, bis sie stirbt. Am Grunde findet man nur sehr kleine Thierchen, höher hinauf größere und größere, die alle von den Nadeln zurückgehalten wurden und nun dicht über einander gepackt liegen." Aber nicht bloß in ihrer Heimath lockt die Darlingtonia Insecten an, man hat das Nämliche schon bei in Europa gezüchteten Exemplaren bemerkt.

Zur Kennzeichnung der Leute in Frankreich.

Von **Karl Andree.**

II.

Kein anderes Volk hat so rasche, so plötzliche Umwandelungen, oder richtiger ausgedrückt Umstürze, erfahren, als die Franzosen. Sie werfen sich allemal und nach kurzen Zwischenräumen selber gleichsam über Bord. „Wo wäre bei ihnen das neue dauerhafte Gebäude, in welchem man sich behaglich und sicher fühlt? Vielfach mangelt die Verständigung; das Leben ist bis in seine innersten Beziehungen gestört; wer sich nicht selber täuschen will, muß sich sagen, daß er auf einem Vulcane stehe, dessen Wiederausbruch lediglich eine Frage der Zeit ist. Man fühlt sich nicht sicher auf solchem Boden, und die Autorität, nur auf Zwang und Soldaten gestützt, wird unablässig in Frage gestellt. Sie selber weiß, daß sie keinen festen Grund unter sich hat; wirkliche Zugeständnisse kann und will sie nicht machen, aber sie verbrämt ihr System mühsam verhüllter Willkür mit constitutionellem Katzengolde. So hält sie sich, stets argwöhnisch, durch verwerfliche Mittel so lange es eben gehen kann. Dann wird sie von einem Orcan hinweggefegt werden und hinterher kommt wieder eine wilde Sündfluth. Und was dann? Es ist ein verhexter Kreis, aus welchem bisher die Franzosen sich nicht herausfinden konnten."

Ich schrieb diese Worte im Jahre 1867 („Globus" XII, S. 44: „Die drei großen Völkergruppen in Europa; II. die romanischen Völker), und das damals Gesagte trifft auch heute wieder zu.

Die Franzosen haben seit den Tagen der ersten Revolution nicht Demokratie genug bekommen können, und sie

tragen die nothwendigen Folgen davon. Der Verlauf aller Geschichte der Völker zeigt, wie wahr es ist, was der alte Aristoteles gesagt hat: „Die äußerste Demokratie und die äußerste Oligarchie gehen leicht in den Despotismus eines Einzelnen über“ (Politik IV, 11); und an einer andern Stelle bemerkt er: „Was aber beiden den Untergang bringt, führt auch eben so wieder das Ende der Tyrannis herbei“ (V, 10).

Damit ist der Kreislauf der politischen Dinge im modernen Frankreich gekennzeichnet. Ich kann nicht unterlassen, noch einige andere Aussprüche des hellenischen Weisen anzuführen, weil sie so frappant richtig sind und ihre Anwendung auch in der Gegenwart finden.

Die Ochlokratie, die Massenherrschaft — Cheirokratie, oder auch Laokratie —, charakterisirt er folgendermaßen: „Was unter den Königen der Despot, das ist unter den Demokratien ein an keine Gesetze gebundenes Volk. Beide haben ähnliche Sitten; beide sind geneigt, diejenigen zu unterdrücken, welche gewisse Vorzüge besitzen. Die Beschlüsse der Versammlung (— commune —) und die Decrete des Despoten, der Demagog und der Schmeichler, sind vollkommen analoge Dinge. Denn herrscht das Volk unbedingt, so sind es wieder die Demagogen, welche das Volk beherrschen, und diese sind demnach die obersten Regenten.“

„Die unbeschränkte Demokratie ist etwas Ausgeartetes und verdient den Tadel, so sehr Demokratie zu sein, daß sie aufhört, eine wirkliche Verfassung und Ordnung des Staates zu sein. — Die Demokratie in ihrem Extrem ist eine Tyrannei, und deshalb ist sie auf die Tyrannei eines Einzelnen um so eifersüchtiger.“

„Das demokratische Recht sieht auf die numerische, nicht auf die proportionirte Gleichheit; es theilt die Vorrechte nach der Mehrheit, nicht nach dem Gewichte und der Würde der Personen aus, so daß dann der große Haufe herrscht, und was die Majorität beschließt, Gesetz ist.“ —

Im Folgenden ist schon das Programm der Pariser Communisten gegeben: „Wenn die bloße Mehrheit der Köpfe das gerecht machen kann, was sie beschließt, so ist es auch nicht Unrecht, wenn sich diese Mehrheit der Güter der Reichen bemächtigt, dieselben einzieht und verkauft.“ —

Jede Regierungsform hat so zu sagen ihre Naturgeschichte; aber uncontrolirte Regierungsformen, die kein Gegengewicht haben, wo also die Regierungsform nicht eine gemischte ist, arten allemal aus. Das wußte auch Cicero (Respublica I, 45): Si ex rege dominus, ex optimatibus factio, ex populo turba et confusio fit; also: Der König strebt nach Alleinherrschaft, der Aristokrat wird factiös, die Volksmasse richtet Verwirrung an. —

Deshalb ist es nothwendig, jedem dieser drei Factoren ein Gewicht anzuhängen, welches ihn in der angemessenen und richtigen Lage erhält.

Mit solchen Gegengewichten haben die Franzosen einige Versuche gemacht, die jedoch mißlangen. Sie konnten die Theilung der Gewalten, die constitutionelle Monarchie, nicht vertragen und haben dieselbe wieder über den Haufen geworfen. Sie haben ein Gleiches mit der Tyrannis der Napoleone und mit ihren Pseudorepubliken gethan; auch diese letzteren waren lediglich ein centralisirter Despotismus.

Kein anderes Volk, es wurde schon gesagt, hat sich in so jähen, unvermittelten Sprüngen gefallen; diese aber entsprechen dem ethnischen Naturell der Franzosen. Sie greifen alles Neue mit Leidenschaft auf, lassen es sofort aber wieder fallen, um es wiederum mit Neuem zu vertauschen. Dem Volk als solchem fehlt die ethische Kraft, die individuelle Selbständigkeit der Menschen; im Großen und Ganzen genommen sind sie seit nun bald einem Jahrhundert nicht aus dem Fieber herausgekommen. Auf Gluthhitze folgt Eiseskälte, Alles ist und bleibt provisorisch.

„Vor nun hundert Jahren küßten die Pariser einem Eilboten die Reiterstiefeln, als er die Nachricht brachte, daß Ludwig der Funfzehnte, der Vielgeliebte, dem Mordangriffe des Damiens nicht erlegen sei. Ein paar Jahrzehnte nachher sank das Haupt eines andern Ludwig, des Vielersehnten, unter dem Fallbeile. Es waren Menschen einer und derselben Generation, welche für die Ludwige, die Nationalversammlung, den Convent, den Consul und den Kaiser schwärmten, — für den idealistischen Lafayette, den feurigen Mirabeau, den stürmisch wilden, kolossal polternden Danton und den abstract kalten Robespierre, welchen Thomas Carlyle so bezeichnend eine seegrüne Formel nennt. Sie schwärmten auch für den genialen und berechnenden Napoleon mit dem großen Geist und der kleinen Seele, für diesen Imperator, der allein in einem zu Brei und Gallert zerquetschten Volk als ein willenskräftiger Mann von Charakter dastand. Und der war ein Italiener. Zuletzt haben sie auch ihn verflucht und fallen lassen. Dieser Corse hatte das Erbe der französischen Revolution angetreten, als die Gesellschaft, schon ein ganzes Jahrzehnt von einem Paroxismus nach dem andern durchschüttelt, endlich matt und müde war und sich um jeden Preis nach Ruhe sehnte, wie das zerrüttete Rom in den Tagen des Octavian. Gleich diesem Augustus wurde auch Bonaparte als Napoleon Alleinherrscher: cuncta, discordiis civilibus fessa, nomine principis sub imperium accepit. Zehn Jahre lang führte er Schwert und Scepter eines Imperators, und nachdem er den revolutionären Sinn der Nation in andere Canäle geleitet, und Europa von der Scylla und Charybdis bis zu den Hyperboräern siegreich durchzogen, erblich sein Stern an der Beresina und auf den Blachfeldern bei Leipzig und Waterloo. Er hatte Thoren alle jene gescholten, welche noch von den Capets träumten, und doch war es nach ihm ein Capet, ein Ludwig, der wieder in die Tuilerien einzog, unter dem hellen Jubel derselben fiebergeschüttelten Nation, welche die Adler und das dreifarbige Banner herabriß, um vom Dache des Palastes die lilienbesäete Fahne der Bourbons herabflattern zu lassen.“

„Und wieder nach funfzehn Jahren krähete von demselben Dache der gallische Hahn über derselben dreifarbigen Fahne der Revolution; der Nachkomme des heiligen Ludwig flüchtete über den Canal in die Verbannung, wie achtzehn Jahre später derselbe hochbetagte Orleans, Egalité's Sohn, welcher das weiße Symbol des alten Herrscherstammes in den Staub getreten hatte und nicht gen Rheims gepilgert war, um dort in der Kathedrale den Inhalt des heiligen Oelkruges auf seinen Scheitel träufeln zu lassen.“

„So schwach sind alle diese aufeinander folgenden Herrscher und ihre Systeme gewesen, daß nach dem Vorüberbrausen des ersten revolutionären Orcans, der Alles, wie man sagte, gleich gemacht hatte, auch die Regierungen wie im Nu verschwanden. So wenig konnten sie sich in Land und Volk fest bewurzeln, daß allemal nur einige Tage und kecke Handstreiche von Nöthen waren, um sie aus dem Dasein zu vertilgen. Keine Hand erhob sich für den Mann der Grenadierboyotte von St. Cloud, keine Hand für den Sieger in hundert Schlachten, nachdem er durch sich selbst gefallen war; wenige Schwerter von Bauern und Edelleuten, und auch diese nur in einem kleinen Landeswinkel, wurden für die älteren Bourbons aus der Scheide gezogen, gar keine für die Orleans und noch weniger für die zweite Republik, welche man in demselben Frankreich gründen wollte, dem es neben manchen anderen Dingen auch an Republikanern gebricht. So konnte eine neue Auf-

lage des achtzehnten Brumaire erscheinen, und seit dem 2. December 1851 lagen Land und Volk vor der corsischen Standarte im Staube und vor dem neuen Imperator."

„Und der amtliche und nicht amtliche Jubel und Enthusiasmus dringt dieser Nation aus allen Poren, ganz so wie schon so oft im Laufe der letztverflossenen Jahrzehnte. Wer könnte auch im französischen Tarantelwirbel oder in diesem Maelstrome mit Sicherheit behaupten, was geschehen oder nicht geschehen wird, was angefangen oder vollendet werden soll, ehe zwölf Monate ihren Kreislauf gemacht? Denn Frankreich ist ja das Land des Wechsels und im Wechsel allein beständig. In den Tragödien, welche die Franzosen vor der staunenden Welt aufführen, spielt der erste und der letzte Act allemal in Paris, dem Treibhause und classischen Boden der erschütternden Revolutionen, und allemal entsprach bis jetzt die Katastrophe den Worten des Dichters: daß auf schwindelnde Höhe der tiefe, donnernde Fall folgt."

„In Frankreich giebt es nur einen Gott: den Erfolg. Es ist nicht zu hart ausgedrückt, wenn man sagt, in Frankreich ist Alles lose, selbst der Grund und Boden ist fliegend, wie die fahrende Habe. Wer mag nun auf solche schwindelnde und fieberhafte politische und moralische Zustände, die nicht das geringste Merkmal von Dauer an sich tragen, sichere Combinationen bauen wollen? Das Fieber ist bei den Franzosen immer im Blute, und am Ende wirft es sich allemal nach außen, meist in einer ganz incommensurabeln Weise." —

Ich schrieb das Vorstehende vor länger als achtzehn Jahren nieder. In Bremen war ich mit Franzosen bekannt, welche seit 1848 sich als eifrige Republikaner hingestellt hatten; es überraschte mich indessen nicht, als ich an einem Decembertage 1852 sah, wie sie in einem Hotel ein Banket zu Ehren des Kaisers hielten und das Wohlergehen des Retters der Gesellschaft in Champagnerwein tranken. Sie waren eben Franzosen und rasch umgeschlagen von der abstracten Republik zum Cäsarismus mit dem Prätorianerthume. Ich empfand einen tiefen innern Widerwillen und erinnerte mich der Worte des Juvenal: Natio comoeda est; si dixeris aestuo, sudat.

Auch für den Decembermann erhob sich nicht eine einzige Hand. Sie haben lange Jahre sein Joch getragen und sich dabei aufgebläht; sie fielen einer völligen Verderbniß und Zersetzung anheim; aber zur Selbsterkenntniß sind sie noch heute nicht gekommen. Auch jetzt, inmitten ihrer tiefen Verkommenheit, lügen sie und prahlen sie unablässig, während sie im Bürgerkriege sich zerfleischen, und verhöhnen den Zwingherrn, welchem sie vor gerade einem Jahre zum dritten Male mit sieben Millionen Stimmen seine Herrschaft und sein System bestätigten. Ihr Rousseau hat gesagt wie sie sind: „Quand les citoyens, tombés dans la servitude, n'ont plus ni liberté, ni volonté, la crainte et la flatterie changent en acclamations les suffrages. On ne delibère plus, — on adore ou l'on maudit. Telle était la façon d'opiner sous les empereurs."

Die sittliche und politische Zersetzung tritt in abschreckender Weise bei den Franzosen zu Tage; sie äußert ihre Wirkung auch auf die geistigen Erzeugnisse, welche, abgesehen von rühmlichen Leistungen mancher eigentlichen Gelehrten, mehr und mehr verflachten und der Liederlichkeit anheimfielen. Selbst Napoleon der Dritte war darüber erschrocken; einst fragte er den Akademiker Sandeau: „Woher der Verfall und die Mittelmäßigkeit unserer Literatur?" Er hätte die Antwort sich selber leicht geben können. Jeder Despotismus corrumpirt, und bei der Leichtfertigkeit und dem auf das Aeußere gerichteten Trachten des französischen Naturells, bei der bodenlosen Corruption der Hauptstadt und der großen Städte in den Provinzen, welche den Parisern nachahmten, konnte das Gute und Schöne und Edle nicht gedeihen.

Es ist klar, daß die vier romanischen Völker, welche katholische Staaten bilden, nicht genug sittlichen Nerv haben, um auf einer gewissen Höhe zu bleiben. Spanien ist bis in seine Tiefen zerrüttet und literarisch zurückgeblieben, wie das nach allen Richtungen hin unbedeutende Portugal. Italien hat seine äußere Einheit festgestellt und in manchen Kreisen tritt dort ein ehrenwerthes Streben hervor; aber die Massen sind in allen drei Ländern abergläubisch, ungebildet und stehen unter dem Zwange der Hierarchie. Ein Gleiches ist mit der Volksmenge in Frankreich der Fall, die in einer geradezu Schrecken erregenden Unbildung und Verwahrlosung sich befindet. Das gilt von den Bauern im Allgemeinen; zu ihnen bildet das städtische Proletariat mit seinen communistischen Bestrebungen einen grellen Gegensatz *). Die Literatur ist mehr und mehr frivol geworden, schmachvoll raffinirt, zu nicht geringem Theil wie für die Bordelle berechnet, und Rechtschaffenheit in der Ehe wie im bürgerlichen Leben verhöhnend. Das gilt von einer großen Anzahl von Theaterstücken und Romanen, in denen unzüchtige Weibsbilder, die für Geld und Putz feil sind, die Hauptfiguren bilden. Die Kaiserzeit war das Paradies der Cocotten, und diese sind nicht etwa auf die niederen Classen beschränkt. Napoleonische Marschälle, die à Berlin wollten, nahmen einen Harem von vornehmen Frauenzimmern, Herzoginnen nicht ausgeschlossen, mit ins Feld, deren Toiletten dann von deutschen Kriegern erbeutet wurden.

Nicht allen Franzosen hat das Verständniß des Volkscharakters ihrer Landsleute gemangelt. Voltaire hat sie bekanntlich als: halb Tiger, halb Affen bezeichnet; Proudhon's Meinung über ihren Werth war nur gering, er erklärte sie gut für Kanonenfutter; de Tocqueville, einer der besten Männer, welche sie in diesem Jahrhundert gehabt haben, äußerte: Manche einzelne Franzosen haben als Individuen gesunden Menschenverstand, die Franzosen als Volk und als Bürger genommen haben ihn nicht. Cormenin's Ausspruch ist schon früher mitgetheilt worden. Das „Journal des Debats" klagte bitter: „Unsere Erbsünde ist die Lüge," aber es selber log Tag für Tag frisch weg und verwandelte Niederlagen in glänzende Siege! Lamartine erklärte, daß seine Hunde ihm lieber seien als die französischen Volksvertreter (plus je vois de répresentants du peuple, plus j'aime mes chiens).

---

*) In Paris ermordeten die Communisten zwei Generale meuchlings und schändeten in barbarischer Weise die Leichen. Unter den Bauern ist die Barbarei nicht geringer und eine Jacquerie, wie im Mittelalter, erscheint verständigern Franzosen als keineswegs unmöglich. Das Folgende berichtete das „Journal des Debats" vom 19. August 1870: „In der Ortschaft Haute Faye, Departement der Dordogne, erschien auf dem Markte Herr Monnéis, Sohn einer angesehenen Familie der Umgegend, in Begleitung seines Vetters. Eine Bande junger Bursche verhöhnte ihn und rief: sein Geld gestatte ihm, sich einen Stellvertreter zu kaufen, der für ihn die Haut zu Markte tragen müsse. In anständiger Weise entgegnete er, daß er sich seiner Dienstpflicht nicht entziehen werde; wer das thue, sei ein Elender, gerade wie Jene, welche da rufen: Es lebe Preußen hoch! Es scheint, als ob ein Theil der Bande nur die letzten Worte: Vive la Prusse! gehört habe; die Bursche fanden darin eine Herausforderung, ergriffen Herrn Monnéis und mißhandelten ihn. Mit Hülfe des Pfarrers und des Maire konnte er sich in ein Haus flüchten; aber seine Verfolger holten ihn heraus und schlugen ihn blutig. Dann schleiften sie ihn nach einer Grube und verbrannten ihn dort lebendig. Als sein Vater herbeikam, fand er nur noch Kohlen und Asche. Diese Thatsache steht fest; nach einer andern Angabe beging die Bande ihren Frevel, weil Monnéis sich geweigert habe, zu rufen: Es lebe der Kaiser!"

Im gewöhnlichen Lebensverkehr haben viele Franzosen äußern Schliff, gefällige Umgangsformen und ihre Sprache eignet sich trefflich für Phrasen und Complimente, die hübsch klingen und nichts bedeuten; sie sind wie blanke Scheidemünze im Verkehr. Georg Forster sagt: sie machen manchen ihrer Fehler durch Witz verzeihlich, — und Witz ist ihnen allerdings nicht abzusprechen. Lessing hat gemeint, „daß manche Laster bei ihnen zu Artigkeiten werden,“ — aber Laster bleiben sie trotzdem.

Der französische Maler Gérard sagte von seinen eigenen Landsleuten: „C'est un peuple immoral et où il n'y a pas de moralité. L'art est impossible chez nous; c'est à l'Allemagne que l'art est allé; voilà un peuple vierge.“

Chateaubriand, der doch selber eitel genug war, beklagte vielfach die „Auflösung“, welcher das französische Volk anheimgefallen sei. Darüber könne man sich mit dem Besitze des Esprit, der keine solide Eigenschaft sei, nicht trösten.

Sehr bemerkenswerth ist folgende Eintheilung der Männer, die namentlich in den Pariser Kreisen sehr rasch leben. Aus solch einem „Lebemanne“ wird dann mit 35 Jahren schon ein Marmotte (Murmelthier); mit 38 Jahren ist er Rococco; mit 44 Perruque; mit 45 Vieillard (Greis); mit 48 bis 50 Protecteur; mit 53 bis 54 Vieillard réspectable; mit 55 Carcasse (Geripp...) und mit 60 Fossile!

Heinrich Heine, den eine gewisse Frivolität wahlverwandt zu den Franzosen hinzog, in deren Land er auch gestorben ist, fühlte doch unendlich höhere Achtung vor seinen Deutschen. Für seine poetischen Gefühle hätte die französische Sprache ihm keine Ausdrücke gewährt, höchstens für seine Witze und Witzeleien. Wie schilderte er die Franzosen in den „Zuständen“ vor nun mehr als dreißig Jahren?

„Nicht bloß der Glaube an Personen ist hier (in Paris) vernichtet, sondern auch der Glaube an Alles, was existirt. In den meisten Fällen zweifelt man nicht einmal, denn der Zweifel setzt einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheisten; man hat für den lieben Gott nicht einmal so viel Achtung übrig, daß man sich die Mühe gäbe, ihn zu leugnen. Die alte Religion ist gründlich todt, sie ist bereits in Verwesung übergegangen; die Mehrheit will von diesem Leichnam nichts mehr wissen und hält das Schnupftuch vor die Nase, wenn vom Katholicismus die Rede ist. Die alte Moral ist ebenfalls todt, oder vielmehr sie ist nur noch ein Gespenst, das nicht einmal des Nachts erscheint. Wahrlich, wenn ich dieses Volk betrachte, wie es zuweilen hervorstürmt, und auf dem Tische, welchen man Altar nennt, die heiligen Puppen zerschlägt, und von dem Stuhle, den man Thron nennt, den rothen Sammt abreißt, und neues Brot und neue Speisen verlangt, und seine Lust daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut sprudeln zu sehen, — dann will es mich bedünken, dieses Volk glaube nicht einmal an den Tod. Bei solchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfnissen der Eitelkeit, eine größere Gewalt aber treibt sie wider ihren Willen zur Republik. Diese Menschen, deren Bedürfnissen nach Auszeichnung und Prunk nur die monarchische Regierungsform entspricht, sind dennoch durch die Unvereinbarkeit ihres Wesens mit den Bedürfnissen des Royalismus zur Republik (— das heißt hier zur zügellosen Ungebundenheit —) verdammt. Die Deutschen aber sind noch nicht in diesem Falle; bei ihnen ist der Glaube an Autoritäten noch nicht erloschen, und nichts Wesentliches drängt sie zur republikanischen Regierungsform.“ —

Die heutigen Franzosen sind genau so, wie Julius Cäsar die alten Gallier schildert. Hören wir den großen Feldherrn, der zugleich ein großer Schriftsteller war. „Sie (die Gallier) trachteten aus Leichtsinn und Wetterwendigkeit nach einer Aenderung in den Staatsverhältnissen.“ („Mobilitate et levitate animi novis imperiis studebant.“ De bello gallico II, 1.)

Den radicalen Gegensatz zwischen dem Volkscharakter der Gallier und Germanen hat der scharfblickende Römer vortrefflich begriffen; es ist, als ob das, was er sagt, im Jahre 1871 geschrieben worden wäre. Zunächst betont er: In Gallia non solum in omnibus civitatibus atque pagis partibusque, sed paene etiam in singulis domibus factiones sunt. VI, 11. Also: In Gallien findet man nicht allein in allen Staaten, in allen Gauen und deren Unterabtheilungen, sondern fast in jedem einzelnen Hause Factionen. Dagegen: Germani multum ab hac consuetudine differunt.

An einer andern Stelle, VI, 20, heißt es: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß das dumme, einfältige Volk sich häufig durch falsche Gerüchte aufregen, zu Tollheiten verführen und zu Beschlüssen von der schwersten Tragweite hinreißen läßt.“

Die Druiden hatten auf die Volksmassen denselben Einfluß, wie heute bei den Bauern die Landpfarrer. Sie legten die „Göttersprüche“ aus, wie der Pfarrer die Lehren seiner Kirche; sie führten ein großes Wort in öffentlichen und in Privatstreitigkeiten, und wer sich ihrem Spruche nicht unterwarf, den thaten sie in den Kirchenbann, er war geächtet. VI, 13.

Die Eitelkeit ist ein Hauptzug im Charakter der Franzosen; schon Diodorus Siculus (V, 31) hat denselben betont: „Sie (die Gallier) erlauben sich viele Uebertreibungen, um sich selber zu erheben und Andere herabzusetzen. Eine scharfe Urtheilskraft haben sie und zum Lernen fehlt es ihnen nicht an Begabung.“ Aus jener Eitelkeit erklärt sich auch die Unbeständigkeit und das Bestreben, anders zu scheinen, als man eben wirklich ist, das Großthun und Prahlen. So wird Alles leicht komödiantisch und dramatisch behandelt.

Die Franzosen legen viel größern Werth auf die äußere Form, als auf den innern Kern; sie bemühen sich, artig, höflich und zuvorkommend zu erscheinen und bestechen dadurch den oberflächlichen Beobachter, namentlich Weiber, die an glatten Redensarten Gefallen finden und conventionelle Worte für bare Münze nehmen. So sind sie die Leute des leichten, sogenannten „guten“ Gesellschaftstones; man macht sich Anderen „angenehm“, indem man sich zugleich selber hübsch bespiegelt. Der gute Ton ist den Franzosen als dramatisches Talent angeboren, und deshalb wird bei ihnen, deren ganzes Treiben so viel vom Schauspiel hat, auch die Komödie auf der Bühne trefflich gespielt. Darin wird kein anderes Volk sie jemals erreichen, und es ist thöricht, ihnen auch nur nachahmen zu wollen. In glatter Zierlichkeit sind sie Meister, und selbst wo auf der Bühne die Schlüpferigkeit an die rohe Zote streicht, wissen sie das mit einer gewissen élégance und mit einer Art von ésprit zu thun.

Es sind ihre eigenen Landsleute, welche jene Eitelkeit scharf getadelt haben, z. B. auch Montesquieu, Segur und insbesondere Dumesnil (in seinen Moeurs politiques, 1829); der Letztere bezeichnet dieselbe als ihre „Erbsünde“, als ihr capitales Laster, welches sie so anspruchsvoll und reizbar mache. Diese Eitelkeit wirkt auch verderblich im häuslichen Leben; Mann und Frau sind „tolerant“ und erlauben sich Alles, wenn nur der Schein gerettet wird. So erklärt sich, weshalb in der Zeit dieser Cäsarenherrschaft in Paris das Leben so durchaus verliederlicht wurde. Sehr viele Ehen sind nur noch ein äußeres Contractsverhältniß; schon Segur behauptete, daß „die wahre Liebe den Franzosen fremd ist“, und Saint Marc Girardin schrieb im

„Journal des Debats" (Notices politiques sur l'Allemagne): „Die Franzosen kennen das häusliche Familienleben gar nicht." Aber sie sind „galant".

La Bruyère, der ein feiner Beobachter ist und sich auf die Charaktere verstand, sagt: „Die Laster der Franzosen rühren daher, daß sie es nicht ertragen können, allein zu sein; die Einsamkeit ist ihnen zuwider."

Diese ungezügelte Eitelkeit treibt sie zu einer maßlosen Selbstüberschätzung und zu einer ruhmredigen Prahlerei, die wir eben jetzt wieder im Superlativ beobachten können. Sie treibt auch zur brutalen Unverschämtheit. So schrieb mir in diesen Tagen ein Freund aus Bremen: „Einzelne Offiziere wurden in Familien zugelassen und betrugen sich ganz anständig. Als einer derselben nach Frankreich zurückkehrte und Abschied nahm, dankte er für die freundliche Aufnahme; er werde dieselbe zu vergelten suchen. Denn wenn die Franzosen demnächst als Sieger nach Deutschland kämen, werde er dafür zu sorgen wissen, daß man la bonne ville de Brême gut und nachsichtig behandle."

So wird der gesunde Menschenverstand durch solche kindische Eitelkeit und Selbstüberhebung geradezu lahmgelegt. Diese Menschen haben, wie schon gesagt, Anlagen und Begabung, einen lebhaften Verstand, der schnell fassen und ordnen kann, auch an Geistesgegenwart fehlt es ihnen nicht im mindesten. Aber Verstand und Vernunft sind zweierlei, und die letztere ist bei ihnen in viel geringerm Maße vorhanden. Der so zu sagen höhere Geist zum Durchdringen der Dinge und zum Eingehen auf das innerste Wesen derselben, sagen wir die Begabung zum eigentlichen Philosophiren, der geht ihnen ab, und deswegen ist das, was sie, vielleicht Descartes ausgenommen, in der Philosophie geleistet haben, lediglich eine Verstandesphilosophie ohne speculative Durchdringung. Die letztere ist ihnen versagt, schon weil ihre arme Sprache ihnen dieselbe unzugänglich macht. Sie kann Vorstellungen und Begriffe ausdrücken, aber Ideen, in der Weise wie unsere deutsche Sprache, nicht.

Es fehlen auch die Akademiker nicht, welche sich und ihre Franzosen, immer wieder aus Eitelkeit, täuschen und belügen. Man vergleiche die Thatsachen und die Wirklichkeit mit folgender, echt pariserischen Declamation. Barthélémy de St. Hilaire, der für ein großes Licht galt, sprach in der Akademie über den Einfluß der Scholastik auf die französische Sprache:

„Weder im Alterthum noch in der neuern Welt giebt es eine reichere, logischere und klarere Sprache als die französische. Darin liegt die Ursache, weshalb Jedermann sie lernt und die Diplomatie sie gewählt hat. Frankreich ist in den Wissenschaften, der Dichtkunst, der Philosophie, vor Allem aber durch die Unübertrefflichkeit seiner politischen Einrichtungen (— risum teneatis! — sordet! —) die Lehrerin und das Muster für ganz Europa geworden. Dadurch herrscht es, auch ohne Waffen, über Europa." Solchen Widersinn glauben sie dann.

Der Akademiker radotirt weiter: „Europa hat nur einen einzigen Philosophen aufzuweisen und der ist Descartes. Cartesius hat für alle Zeiten der menschlichen Intelligenz, und zwar in französischer Sprache, ihre Bahnen vorgezeichnet. Deshalb ist diese Sprache le chef d'oeuvre et le dernier mot de l'ésprit humain!"

Was sagt aber Ernst Rénan, der doch ein ganz anderer Denker ist als jener ruhmredige St. Hilaire? Er schrieb 1853 eine Recension der französischen Bearbeitung von Creuzer's Symbolik: „Weder in der Kunst, noch in der Religion, noch in der Philosophie, Literatur und Politik tritt Frankreich erfinderisch auf." („Ni dans l'art, ni en réligion, ni en philosophie, ni en literature, ni en politique la France ne sait inventer.") Die Franzosen seien nur Eklektiker, welche allerdings verständen, die mühsamen Forschungen Anderer zu benutzen und darüber geistreich zu räsonniren. „Si la France est quelque chose, c'est par son eclecticisme."

Als die Pairskammer unter Ludwig Philipp über einen großen politischen Proceß (den „Aprilproceß") 1835 zu Gericht sitzen sollte, hielt sie vorher, am 4. Mai, eine Probesitzung oder vielmehr Probevorstellung, damit die Verhandlungen einen dramatischen Fortgang nähmen und die Rollen gut vertheilt seien!

Die Frau von Maintenon, welche dem Könige Louis „le Grand" manche Rolle einstudirt hat, schreibt in ihren Denkwürdigkeiten: „Ich sehne mich nach dem Abtreten von diesem Theater. Es ist schlimmer, wie jedes andere, und dauert vom Morgen bis zum Abend. Dabei geht alle Eigenthümlichkeit verloren und es tritt eine tödtliche Ermüdung des Geistes ein." — Bezeichnend ist, daß auch eine andere Königsgenossin, die bekannte „Contemporaine" (nämlich Frau du Cayla), den französischen Hof Ludwig's des Achtzehnten als „eine Komödie des Königthums" bezeichnet; der Monarch sei oft ganz ermüdet und erschöpft davon gewesen, „wie jeder andere Komödiant."

So spielen die Franzosen Komödie und lassen Komödie mit sich spielen!

Die Stellung der Franzosen gegenüber den Eingeborenen Algeriens.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

Der Rückschlag des tiefen Falles, welchem die Franzosen preisgegeben sind, läßt sich auch in Amerika, Asien und Afrika beobachten. Das so viel und laut gerühmte „Prestige" ist gründlich dahin. Es stand zu erwarten, daß die Niederlagen in allen Schlachten, der Verlust einer Festung nach der andern, die Gefangennahme von mehr als 400,000 französischen Soldaten, der Uebertritt von 80,000 Mann nach der Schweiz, die Besetzung von Paris durch die Deutschen, die Beseitigung des Kaiserthums und der Bürgerkrieg in Frankreich, — daß alle diese Vorgänge nicht ohne Rückwirkung auf Algerien bleiben würden, dessen eingeborene Bevölkerung sich bis auf den heutigen Tag nicht mit der Herrschaft der Ausländer befreundet hat.

In der That hat dieselbe sich gegen die Franzosen erhoben, und für diese ist die Lage der Dinge offenbar eine bedrohliche geworden. Gegenwärtig können wir dieselbe nicht

im Zusammenhang überblicken, da nur vereinzelte Nachrichten zu uns gelangen und die französische Regierung ein Interesse hat, den Schleier nicht zu lüften. Aber so viel wissen wir, daß im Laufe des Monats April 1871 der Aufstand immer größere Dimensionen angenommen hatte und daß die europäischen Ansiedler aus dem flachen Lande in Massen sich nach den Städten flüchteten. Ein Schweizerblatt, die „Helvetia“, bringt einen Brief aus Algier vom 10. April, dem zufolge die Lage folgende war.

„Es war recht eigentlich das Prestige der französischen Armee, welches die eingeborene Bevölkerung darnieder hielt. Da dies nun hinfällig geworden und Frankreich diese fortgesetzten schrecklichen Niederlagen erlitten hat, sagt sich der Araber: Der Franzose ist nichts mehr! Die Spahis und Turcos sind zurückgekommen und haben den Stämmen erzählt, daß die Franzosen den Krieg nicht mehr zu führen wissen.

Die Araber können die Naturalisation der eingeborenen Juden, die sie erbittert, nicht vergessen. Sie kennen besser den Namen Crémieux als viele Franzosen. Sie verwechseln sogar die Regierung oft mit dem „Juden Crémieux“.

Seit dem Pariser Aufstande sagen sie: Wer ist denn jetzt Frankreich? Die Franzosen sind „mabul“ (toll): Pariser Regierung — Versailler Regierung — Crémieux — kein „Grandkebir“ (Oberhaupt) mehr — in Frankreich nichts mehr.

Endlich sind sie sehr überrascht, zu sehen, daß Paris, die Hauptstadt, sich der Regierung der Republik nicht unterwerfen will, und sie ziehen daraus folgenden Schluß: Wenn Frankreich nichts mehr ist, wenn die Franzosen toll sind, wenn Paris selbst sich der Regierung nicht unterwirft, wenn auch Algier gegen seine Regierung Beschwerde erhebt, warum sollen wir unterworfen bleiben und die Abgaben weiter bezahlen?

Ein sehr intelligenter und unterrichteter Araber aus dem Süden — fährt der Briefschreiber fort — hat mir die Sache so dargestellt und schließlich bemerkt: „Man muß sich an die Stelle der Araber setzen und ihrer Anschauungsweise folgen, und man wird sehen, daß sie die Sache ganz logisch ansehen, wenn sie „Tollen“ nicht länger mehr unterworfen sein wollen.“

Dazu bemerkt ein Bericht in der „Kölnischen Zeitung“: „Die algierischen Blätter bringen die schlimmsten Berichte über die dortigen Zustände. Die Araber sind in vollem Aufstande, und trotz einer Reihe von Niederlagen, welche ihnen die Truppen beigebracht haben, nimmt die Insurrection die drohendsten Verhältnisse an. Der „Moniteur de l'Algérie“ vom 18. April meldet, daß der Scheik El Haddad die größten Anstrengungen mache, um das ganze Mittel-Kabylien zum Aufstande zu bringen; er hat seine Emissäre bis an die Grenzen von Tunis geschickt. Aus dem Fort Napoleon wird geschrieben, daß man einen Aufstand der Illoulas, der Beni-Itturar und der Beni-Ulliten zu befürchten hat. Von Tizi-Uzu wird gemeldet, daß am 15. eine Truppenabtheilung von 120 Mann einen Kampf zu bestehen hatte gegen die Leute von Tamda, der zur Ehre der Soldaten ausfiel. General Saussier, welcher die Truppen in der Medschana befehligt, hat um den 11. April verschiedene Gefechte mit den Uled-Schelif gehabt, die er bis nach Baguit in Kabylien verfolgte. Bei seinem Rückzuge hatte er einen Anfall der vereinigten aufständischen Kabylen abzuwehren. Der Bezirk von Biskra ist ebenfalls in hellem Aufstande. Zu Biskra hat die Civilbevölkerung beschlossen, die offene Stadt zu verbarricadiren und zur Vertheidigung der obern Stadt alle dortigen muselmännischen Hauseigenthümer aufzufordern. Am 14. oder 15. sollten Truppen von Batna ausrücken, um zu Biskra die Ordnung herzustellen.“

Wir theilen das Vorstehende mit, um zu zeigen, wie richtig die Verhältnisse von Seiten des Barons von Maltzan aufgefaßt worden sind.

Derselbe sandte uns im Spätjahr 1870 einen Aufsatz ein, in welchem er eine eventuelle „Revolution Algeriens“ eingehend erörterte. Wir haben damals, aus guten Gründen, den Abdruck desselben im „Globus“ auf eine gelegenere Zeit verschoben; diese ist jetzt gekommen. Herr von Maltzan ist bekanntlich einer der gründlichsten Kenner Nordafrikas, von Marokko bis Aegypten; diese Landschaften zwischen dem Mittelländischen Meere bis zur Sahara, von den Säulen des Herkules bis zum Rothen Meere sind so zu sagen seine eigentliche Domäne, und er hat über dieselbe eine Menge werthvoller und eingehender Nachrichten und Schilderungen veröffentlicht.

Im vorigen Sommer verbreitete sich die Kunde, daß zwei Deutsche, Doctor Wetzstein aus Berlin, früher preußischer Consul in Damaskus und einer der ausgezeichnetsten Orientalisten unserer Zeit, und Gerhard Rohlfs in Tunis, von Seiten des französischen Consuls, der in beiden Gelehrten Spione witterte, höchst unangemessen behandelt worden seien. Er habe dieselben mit Spionen umgeben, die allerdings sehr schwache tunesische Regierung gegen sie aufgehetzt und ihnen den Aufenthalt so unerträglich gemacht, daß sie unter Protest die Stadt Tunis verlassen hätten. —

Ueber den eigentlichen Hergang ist, so viel uns bekannt, noch keine genaue Kunde gegeben worden. Es scheint uns, daß der französische Consul meinte, oder sich stellte, als glaube er, daß die beiden deutschen Gelehrten beauftragt seien, die eingeborenen Stämme Algeriens gegen die Franzosen aufzuwiegeln. Sein Benehmen war in jeder Beziehung ungeeignet, weil übermüthig und unverschämt. Herr von Maltzan dringt deshalb darauf, daß unser deutsches Consulatwesen in der Levante dringend einer Umgestaltung bedürfe; eine solche ist seitdem in Aussicht genommen, und fortan werden auch in den Barbareskenländern die deutschen Interessen eine würdige Vertretung und nachdrücklichen Schutz von Reichswegen finden.

Wir lassen nun den Freiherrn von Maltzan reden theils über die Stellung der Eingeborenen den Franzosen gegenüber, und andererseits über die Verlegenheiten, welche den letzteren bereitet würden, falls ein mächtiger europäischer Staat, z. B. Deutschland, den Arabern und Kabylen Unterstützung angedeihen ließe.

* * *

Vierzig Jahre sind nun schon verflossen, seit die Franzosen Algier erobert haben, und trotzdem kann man sagen, daß sie noch immer Fremdlinge im Lande sind. Von einer durchgreifenden Colonisation, wie z. B. in den englischen Colonien, ist nicht die Rede. Die Frage, ob der Franzose überhaupt sich zum Colonisten eignet, die freilich von den Meisten verneint wird, brauchen wir hier gar nicht zu berücksichtigen. Mag er sich auch noch so sehr zum Colonisten eignen, jedenfalls hat ihn in Algier die Militärherrschaft, unter der diese sogenannte „Colonie“ von je her schmachtet, daran verhindert, es zu zeigen. Die kurze Epoche der Republik von 1848 schien ihm freilich Gelegenheit geben zu wollen, seine Fähigkeit zum Colonisiren zu beweisen, denn die Republik begünstigte vielfach die Civilverwaltung und suchte sie von dem Alp des Militärdespotismus zu befreien. Aber sie war von zu kurzer Dauer und das imperialistische Regiment, das ihr folgte, führte den alten Druck der Säbelherrschaft mit noch erhöhter Potenzirung wieder ein.

Die Folge davon ist, daß die Zahl der französischen Ci-

vilisten in Algerien eine ganz unverhältnißmäßig geringe blieb. Die Gesammtzahl aller französischen Einwohner beläuft sich auf etwa 112,000. Unter diesen sind höchstens 20,000 Colonisten. Außerdem giebt es in Algerien noch etwa 70,000 andere Europäer, meist Malteser und Spanier, und unter ihnen etwa 25,000 Colonisten, so daß das geringste Contingent von Ackerbauern auf die Franzosen kommt, und selbst dieses geringe Contingent schließt zum größten Theile Elsässer ein.

Die übrige französische Bevölkerung lebt in Städten und treibt meist kleinen Handel und Industrie. Ihre Hauptnährungsquelle bildet der Consum der sehr starken Garnisonen Algeriens, die sich fast immer auf 80,000 bis 100,000 Mann belaufen. Man sieht, daß selbst diese geringe französische Bevölkerung in Algerien so zu sagen noch nicht festen Fuß gefaßt hat. Nicht das Land ernährt sie unmittelbar, sondern die französische Regierung vermittelst der dem Lande abgepreßten Steuergelder, aus denen der Consum der Armee bestritten wird, und die so den Civilisten, welche diesen Consum liefern, indirect zu Gute kommen. Der Franzose in Algerien ist also vom wirthschaftlichen Standpunkte gewissermaßen eine künstliche Pflanze, die ohne fremde Fürsorge nicht gedeihen kann.

Noch unnatürlicher erscheint das Verhältniß des Franzosen zum Lande vom ethnologischen Standpunkte aus. Jener geringen Zahl von etwa 112,000 französischen Einwohnern steht die ungeheure Masse von drittehalb Millionen Eingeborener entgegen. Diesen Eingeborenen gegenüber ist die Stellung des Franzosen lediglich die des verhaßten Eroberers und Unterdrückers, des Andersgläubigen, des Verächters und Verkenners aller nationalen und religiösen Aspirationen des Volkes. Von einem Versuch zur Assimilation der beiden Völkerelemente ist natürlich nie die Rede gewesen und kann auch wohl kaum die Rede sein. Der Hauptgrund und der einzige Grund, den wir für die unausrottbare Antipathie der Araber und Kabylen gegen die Franzosen anführen wollen, und außer dem wir auch gar keinen anzuführen brauchen, da er allein alles Andere erschöpft, ist der, daß es dem Moslem unmöglich ist, Politik und Religion von einander zu trennen. Was man auch hiergegen gesagt, mit welchen Spitzfindigkeiten, Sophismen und Scheingründen man diese Thatsache bekämpft haben mag, die Erfahrung der Jahrhunderte spricht dafür, und auch kein einziges Beispiel in der Geschichte moslimischer Völker vermag uns eine solche Trennung, als jemals mit Glück durchgeführt, zu zeigen.

Sind aber Religion und Politik bei einem Volke untrennbar, so kann sich dasselbe auch niemals gutwillig einem Herrscher andern Glaubens unterwerfen. Es genügt dem Moslem nicht, daß dieser Herrscher seinen eigenen Glauben nur lax befolgt, daß er sogar zur größten Toleranz gegen Andersgläubige geneigt ist; das dünkt selbst dem aufgeklärtesten Mohammedaner ein rein negativer Vorzug. In den meisten Fällen aber versteht der Moslem eine solche Toleranz gar nicht, hält sie entweder für List oder für Schwäche, und viel lieber, weil begreiflicher, ist ihm zum Beispiel der fanatische Katholicismus des Spaniers, bei dem er doch weiß, woran er ist. Der Moslem verlangt von einem Herrscher, dem er sich gutwillig unterwerfen soll, nicht Duldung allein, sondern volles, ausgesprochenes Bekenntniß des Islams. Der Grundsatz ist tief im Islam begründet, daß ein guter Moslem einem Andersgläubigen gar nicht dienen kann und darf. Der Islam ist keine Religion, deren „Reich nicht von dieser Welt" ist. Die Herrschaft ist für ihn der einzige anerkannt normale Zustand. In der Knechtschaft hört der Islam gewissermaßen auf, Islam zu sein, denn ein Hauptgrundsatz desselben ist die Bekämpfung der Ungläubigen, und nun, statt sie zu bekämpfen, soll er ihnen gar gehorchen.

Ueberall, wo wir Moslems unter der Herrschaft christlicher Fürsten sehen, gehorchen sie nur knirschend, schmiegen sich nur mit Widerstreben unter das Joch des Eroberers, nirgends finden wir, daß sie sich mit dem erobernden Volke eins fühlen und sich demselben assimiliren. Der Aufstand in Ostindien gegen die englische Herrschaft, der Widerstand des Kaukasus gegen Rußland waren das Werk von Moslems. So wie diese Völker, jetzt unterdrückt, zwar dem verhaßten Joch unterliegen, aber gewiß jede Gelegenheit zu einem neuen Aufstande willkommen heißen, eben so kennen auch die Araber und Kabylen Algeriens keinen andern Wunsch, kein heißeres Verlangen, als sich gegen die Franzosenherrschaft zu erheben.

Die zahreichen Aufstände algierischer Volksstämme gegen Frankreich beweisen das Gesagte. Unter den vierzig Jahren, seit Frankreich Algerien besitzt, verging kaum ein einziges, das nicht durch eine Empörung einheimischer Stämme bezeichnet gewesen wäre.

Volle sechszehn Jahre, von 1830 bis 1846, hatte die „große Nation" dazu gebraucht, um überhaupt militärisch von dem größern Theile des Landes Besitz zu nehmen. Aber manche Gegenden leisteten noch viel längern Widerstand. Erst seit 1857, in welchem Jahre durch General Randon's Feldzug Großkabylien definitiv unterworfen wurde, stand Frankreich wirklich im Besitz des Landes, welchem es den Namen „Algerien" octroyirt hat. Das ganze Land wurde nun mit Casernen und Soldaten förmlich gespickt; man brauchte oft über 100,000 Mann, um Provinzen im Zaum zu halten, die früher die Deys von Algier mit dem zehnten Theil ohne Mühe regiert hatten. Trotzdem brachen noch fast alljährlich Empörungen aus, deren größte die vom Sommer 1864 war. Dieselbe, wie fast alle diejenigen, welche ihr nun jedes Jahr folgen sollten, und deren letzte in diesem Jahre (1870) dem General Wimpfen so viel zu schaffen machte und trotz allem Siegesgeschwätz doch nicht besiegt wurde, ging von dem mächtigen und großen Stamme der Ulad Sidi Scheich aus, der den ganzen Süden der Provinz Oran inne hat und auf den wir noch zurückkommen werden.

Der Wunsch der Empörung ist also bei den heutigen Algierern immer noch und eben so stark vorhanden, wie vor zwanzig Jahren.

In Hinblick auf die Empörungen in Frankreich können wir die Völker Algeriens in drei Kategorien theilen: in absolut friedliche, in momentan friedliche und in ungebändigt kriegerische.

Zu den ersteren gehören fast alle Städtebewohner, die des einst so schwer bewältigten Constantine mit einbegriffen, denn dort waren es nicht die Einheimischen, sondern die türkischen Milizen, welche die Franzosen 1836 zurückschlugen und ihnen 1837 noch so hartnäckigen Widerstand entgegensetzten. Die Städtebewohner, die sogenannten Mauren, sind, wenn auch nicht alle, so doch größtentheils, feige Vasallen Frankreichs geworden. Sie verabscheuen und hassen es zwar als gute Moslems, aber sie hegen doch eine gewisse, fast abergläubische Ehrfurcht vor dem mächtigen kriegerischen Apparat der „großen Nation". Sie sind von der „Unüberwindlichkeit" Frankreichs so überzeugt, wie von ihrer eigenen Existenz. Was für Risse ihre Ueberzeugung durch den letzten Krieg bekommen haben mag, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hat man ihnen die Wahrheit nur in sehr homöopathischen Dosen beigebracht, so daß ihr Glaube nicht wesentlich erschüttert wurde. Ich habe solche Stadtaraber getroffen, die von der Kriegsgeschichte Frankreichs eine eingehende,

wenn auch höchst einseitige Kenntniß besaßen. Sie kannten nämlich alle Siege Napoleon's aufs Genaueste, aber von seinen Niederlagen wußten sie nur, daß der harte Winter von 1812 die französische Armee vernichtet habe. Trotz Waterloo und Leipzig galt ihnen Frankreich für unbesiegt und unbesiegbar.

Auch viele Saharabewohner gehören zu diesen absolut friedlichen Bewohnern Algeriens, nämlich die städtische Bevölkerung in den nordöstlichen Oasen, wie Biskara, el Utaya, el Kantra, alle in der Provinz Constantine gelegen, die überhaupt vom kriegerischen Element am wenigsten darbietet.

Aus allen Erdtheilen.

Die Bevölkerung in den sechs Staaten Neuenglands 1870.

	Weiße	Farbige	Indianer	Eingeborene	Fremde	Total
1. Maine	624,824	1,597	29	577,644	48,807	626,451
2. New Hampshire	317,696	590	14	288,694	29,606	318,300
3. Vermont . . .	329,620	921	11	283,559	46,993	330,552
4. Massachusetts .	1,443,192	13,900	162	1,104,008	353.343	1,457,351
5. Connecticut . .	527,549	9,668	235	423,815	113,639	537,454
6. Rhode Island .	212,258	4,960	138	161,972	55,384	217,356
	3,455,139	31,636	589	2,839,692	647,772	3,487,464

Man sieht, wie gering heute die Zahl der alten Ursassen des Landes, der Indianer, ist; sie sind binnen drittehalb hundert Jahren so gut wie verschwunden. Neuengland ist negerphilanthropisch, weil bei ihm die Zahl der Schwarzen eine äußerst geringe ist und bei den Wahlen keinen Ausschlag geben kann; diese Philanthropie, wenn es eine ist, erscheint also wohlfeil genug. Die Zahl der Chinesen beträgt 94, der Japaner 4. Die sogenannte fremde Bevölkerung besteht überwiegend aus Irländern.

Nihilistische Aufrufe in Rußland.

Der Mangel an Unterricht und Erziehung rächt sich allemal; wir sehen es an der Stupidität des zum überwiegenden Theile völlig vernachlässigten Landvolkes in Frankreich; an der Verkommenheit und dem Brigantenwesen der unteren Classen in Italien; an der Unbildung der Massen in Spanien und Portugal. In allen diesen Ländern hat die römische Geistlichkeit so gut wie nichts für die Volksbildung gethan. Ein Gleiches gilt von der griechisch-orthodoxen Kirche, auch in Rußland. Im Czarenreiche herrscht in den Geistern eine höchst bedenkliche Zuchtlosigkeit, eine Folge des langen Druckes, welcher so schwer auf allen Schichten des Volkes lastete. Sobald derselbe einigermaßen entfernt war, ging sofort Alles aus Rand und Band, und die gebildeten und verständigen Leute in Rußland sehen nicht ohne Beklemmung auf das, was die Zukunft bringt. Es wird Alles verneint; was die Nihilisten an die Stelle des Vorhandenen setzen wollen, läuft auf wilde Phantasterei hinaus. Bei jenen, die Unterricht nicht genossen haben, reichen dabei Raffinement und Gefühlsrohheit einander die Hand; in der ungebildeten Classe und bei den extremen Fanatikern aus den gebildeten Ständen tritt völlige Barbarei zu Tage.

Sehr häufig berichten russische Zeitungen, daß die Brandstiftungen überhand nehmen, daß ganze Ortschaften eingeäschert werden. Kein Wunder, wenn unter den so lange vernachlässigten Massen der großrussischen Bauern und Kleinstädter wahre Brandbriefe von Hand zu Hand gehen. Einer oder der andere Bauer im Dorfe kann doch lesen, und wie wird die Wirkung sein, wenn irgend ein excentrischer Mensch das Landvolk vermittelst brandrother Aufrufe verwirrt? Wir theilen zur Kennzeichnung der Rothen in Rußland die nachfolgende Stelle aus einer Proclamation mit, welche jüngst in großer Menge in vielen Gouvernements vertheilt worden ist:

„Unsere Vorfahren kannten weder Adel noch Priester, weder Kaufleute noch Steuereinnehmer; sie waren frei und glücklich. Aber von jenseits des Meeres kamen fremde Fürsten und in ihrem Gefolge waren Adel, Beamte und Steuereinnehmer. Sie unterjochten unser Volk, nahmen uns unsere Felder weg und lebten von der Frucht unserer Arbeit. Nachdem sie das Land unterjocht hatten, baueten die Eroberer Städte, von denen aus sie uns noch jetzt unterdrücken. Ihnen verdanken wir die strengen Gesetze und die schweren Abgaben, die uns ins äußerste Elend stürzen, während sie sich von unserm Brote mästen und herrlich und in Freuden leben. Ihre Städte sind so stark befestigt, daß wir keinen andern Angriff auf sie unternehmen können, als daß wir ihnen den rothen Hahn aufs Dach setzen." — Es folgt dann eine haarsträubende Schilderung der Unbilden, die das russische Landvolk unter dem Czarendespotismus erleiden müsse und durch die es zum Vieh herabgewürdigt werde. „Es gab in unserer Geschichte einen Zeitpunkt, wo wir Hoffnung hegen durften, der Czar und seine ganze Familie stürben aus. Zum Unglück berief der Adel einen kleinen Fürsten aus Deutschland, welcher der Stammvater einer ganzen Reihe von Tyrannen geworden ist. Diese deutsche Fürstenfamilie hat sich so sehr vermehrt, daß die Popen alle ihre Glieder in der Kirche kaum herzählen können. Sie zehrt Alles auf, und noch mehr verschlingen ihre Höflinge. Wir sind Dummköpfe, die Deutschen regieren uns und suchen nur ihre Taschen zu füllen. Unser Czar und die Großfürsten sind unfähig zur Regierung; sie treiben sich lieber auf den Landstraßen herum und freuen sich über die Hurrahrufe, mit denen sie empfangen werden. Es bleibt nur das Eine zu unserer Rettung übrig, daß wir unsere Herren erwürgen wie Hunde, ohne Gnade und Barmherzigkeit. Sie müssen alle mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, ihre Städte müssen verbrannt und das Land durch Feuer gereinigt werden. Da unsere Tyrannen Geschütze und Cavallerie haben, die uns fehlen, so können wir sie nur durch Feuer siegreich bekämpfen. Haben wir die Mauern, hinter denen sie sich verbergen, in Asche verwandelt, so müssen sie eine schmähliche Beute des Hungers werden."

Aus Nordamerika.

Die Mehrheit der Volksvertreter im Staate Louisiana besteht aus Negern, zum Theil ehemaligen Sklaven, die ganz unwissend sind, aber als Gesetzgeber fungiren; das ist für sie ein ganz profitables Geschäft. Als im März die Schlußsitzung der Legislatur war, ging es lebhaft her in den heiligen Hallen. Ein Blatt in Neuorleans schreibt: „Es war ein Concert von Wölfen oder Katern. Der Sprecher rief einmal über das andere: der Lärm ist allzuarg, ich verstehe kein Wort; ich müßte vierzig Ohren am Kopfe haben, wenn ich alle Motionen hören sollte." Die schwarzen Volksvertreter schmauchten Cigarren und nahmen manchen starken Trunk. Allgemeines Geheul, Kreischen, Schreien und Katzenmiauen (howls, whoops,

screeches and cat calls); es war, als ob tausend Teufel losgelassen worden wären. Die einen schrien Ja, die anderen Nein, und als Episode spielte in dieser Orgie eine Keilerei mehrerer Neger, welche sich vor dem Sitze des Sprechers prügelten und mit den Köpfen wie Schafböcke oder Ziegen gegen einander rannten. Sie rissen einander die Wolle vom Skalp und warfen sich Tintenfässer ins Gesicht, das dadurch allerdings nicht schwärzer wurde. Bei solchen Orgien glaubte man sich nach Dahomey versetzt, aber den Negern machten sie viel Vergnügen; es wurde auch lustig gepfiffen, bis der schwarze Caplan des Hauses sein Gebet hersagte und auf die farbigen Leute und den Präsidenten den Segen Jehovahs herabflehte.

— Die Manieren mancher Repräsentanten in Washington sind nicht die feinsten, und die Worte, mit welchen man sich beehrt, werden nicht gerade auf die Goldwage gelegt. Im vorigen Winter geriethen zwei Hauptkämpen der radicalen Partei, Farnsworth aus Illinois und Benjamin Butler, „der berüchtigte Silbernelöffeldieb", hart an einander. Seitdem ist nun Farnsworth „scharf hinter Ben Butler's Skalp her". Er beschuldigt den Volksvertreter aus Massachusetts, dieser sei Vater eines unehelichen Kindes, und um sich desselben zu entledigen, habe er es so angestellt, daß sein Kind zu Asche verbrannt sei! Seit mehreren Monaten hat er eine Anzahl von Leuten im Solde, welche Nachforschungen über seines Gegners Leben und Treiben anstellen und dasselbe bis in Butler's Jugendjahre verfolgen. Er will Alles veröffentlichen und hat bereits erklärt, in seinen Händen befände sich eine solche Masse skandalöser Dinge, daß die Welt darüber erstaunen solle. — Ueber den Advocaten Stanton, der einst Lincoln's Kriegsminister war und über dessen rohe Hartherzigkeit viele Klagen erhoben wurden, äußerte jüngst der Senator Davis in öffentlicher Sitzung: „Nie war ein Mann in einem öffentlichen Amte, der so frevelhaft das Gesetz mit Füßen getreten hätte! Wäre ihm bei Lebzeiten die Gerechtigkeit geschehen, welche er verdient hat für seine Verbrechen, dann hätte man ihn hundertmal für die von ihm begangenen Mordthaten gehängt, oder mindestens zehntausendmal ins Zuchthaus gesperrt." — Ein Neuyorker Blatt bezeichnet die stellejagenden Abenteurer aus dem Norden, welche als „Heuschrecken" den Süden überflutheten und die Neger aufwiegeln, die sogenannten Carpetbaggers, als „aussätzige und dreimal verfluchte Halunken, als gottlose Schurken, welche auf Gnade bei den Menschen keinen Anspruch haben." Der Tag der Vergeltung (— der Galgen, welcher überhaupt eine große Rolle spielt —) werde nicht ausbleiben.

— Die Negerliebhaberei kostet dem steuerzahlenden Volke in den Vereinigten Staaten doch viel Geld. Die Ausgaben der Vereinigten Staaten waren gering, ehe mit Lincoln die radicale Partei ans Ruder kam. Dann aber wurden sie exorbitant, wie die folgenden Ziffern beweisen:

1860	63,025,789	Dollars	34	Cents.
1861	66,757,127	„	20	„
1862	474,744,781	„	22	„
1863	714,709,995	„	58	„
1864	855,234,087	„	86	„
1865	1,290,312,982	„	41	„
1866	520,809,416	„	99	„
1867	357,542,478	„	71	„
1868	337,340,284	„	86	„
1869	321,490,597	„	75	„
1870	262,113,269	„	31	„
	5,303,700,811	Dollars	23	Cents.

Die Schulden der Union betrugen am 1. April 1871: 2,434,076,643 Dollars.

Der Finanzminister Boutwell sagt in einem Bericht an den Congreß, daß von Seiten der Steuereinnehmer etwa sechs Millionen Dollars veruntreut und unterschlagen worden seien. Die Zahl dieser Betrüger übersteige dreihundert.

— In dem silberreichen Staate Nevada scheint es doch nicht geheuer zu sein. Ein in Virginia City erscheinendes Blatt, die „Enterprise", beklagt schmerzlich die „vielen empörenden Verbrechen, welche durch organisirte Banden von Brandstiftern und Kehlabschneidern verübt werden. Im Verlaufe der letztverflossenen zehn Jahre sind mehr als zweihundert Mordthaten allein in Storey County begangen worden, etwa zwanzig in jedem Jahre in diesem Districte, und in der ganzen Zeit ist nur ein einziger Mörder vor Gericht gestellt und gehangen worden. So dickfellig und gleichgültig ist das Publicum gegen das Verbrechen geworden und so sehr wird die Anwendung der Gesetze vernachlässigt." Unter solchen Umständen begreift man, daß sich Vigilanzausschüsse der rechtlichen Leute bilden und zum Lynchen ihre Zuflucht nehmen.

— Dem Mormonenpropheten Brigham Young wurde jüngst in öffentlichen Blättern Glück dazu gewünscht, daß er binnen fünf Jahren siebenundzwanzig Schwiegermütter durch den Tod verloren habe. „Das ist doch ein wahrer Segen vom Himmel, der sich nur dort einstellen kann, wo die Polygamie gilt."

— Ein Indianerhäuptling der Cheyennes, der noch nicht vierzig Jahre alt ist, hat, wie er sich rühmt, schon nahe an zweihundert Weißen die Schädelhaut abgezogen. Das ist nicht civilisirt; daß er aber so gut sei wie irgend ein weißer Mann, sucht er durch die Behauptung darzuthun, daß er bereits vierzehn Anfälle von Delirium tremens gehabt habe.

— Ein weiblicher Schriftsetzer in Fond du Lac, Namens Georgia Benedict, ist des Setzkastens und der Lettern müde geworden und hat sich zur Methodistenpredigerin ordiniren lassen. Sie gilt für ein großes Kirchenlicht, weil sie es trefflich versteht, „harte Sünder zu zerknirschen."

* * *

— Zwischen Auckland auf Neuseeland und Lewuka, dem Haupthafen der Fidschi-Inseln, fährt monatlich einmal ein Dampfer.

— Berichte vom December 1870 melden, daß auf Neu-Caledonien in der Südsee, welches bekanntlich den Franzosen gehört, Gold entdeckt worden sei.

— „Die westliche Sybille", eine Spiritualistin, welche von „Gott" in ihren Verzückungen die allerzuverlässigsten Offenbarungen erhält, findet in Nordamerika viel Beifall. Die Frau heißt Klebert, ist demnach wohl deutscher Abkunft. Die jüngste Offenbarung, welche „Gott" ihr gegeben hat, ist folgende: „Wir werden ein nasses Frühjahr und einen heißen, sehr trockenen Sommer bekommen. In diesem wird Europa wieder einen ungeheuer blutigen Krieg haben, Amerika seinerseits wird von einer grauenvollen Pestilenz heimgesucht werden. „Gott" hat jedoch der Frau Klebert ein sicheres Heilmittel „offenbart", das nur sie allein zubereiten kann. Wer sich desselben bedient, bleibt von der Pestilenz verschont, und — die Flasche von Klebert's Antipestilenztrank kostet nur die Kleinigkeit von 5 Dollars! Also säumt nicht, Euer Leben zu retten, und verschmähet nicht, was Gott zu Eurer Erhaltung gnädig offenbaret hat."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Aus Siciliens Culturgeschichte.

II.

Noch zu einer dritten, gleichfalls an der Südküste gelegenen Stätte altgriechischer Cultur führen wir den Leser. Im Süden von Girgenti, dem alten Agrigent, das von allen Städten außerhalb Griechenlands die schönsten Erinnerungsmale hellenischen Geistes aufweist, blickt das Auge über Trümmer und Geröll auf das öde, graue Land hin, das sich langsam zum Meere senkt; der Reisende wird auch hier, wie an so vielen anderen Punkten der Insel, melancholisch gestimmt, wenn er den eigenthümlichen Klang der Hirtenpfeife vernimmt und das zerlumpte, aschfarbene Gesindel sieht, das bettelnd sich dort umhertreibt. Nordwärts steigt die Landschaft allmälig auf; gewaltige Oliven, Mandelbäume mit ihrem saftigen Grün, die weitästige Feige, der dunkellaubige Johannisbrotbaum und die ernste, schlanke Cypresse stehen über sorgfältig angebaueten Feldern wie in einem lichten Walde bei einander; von der Höhe schaut herrlich die neue Stadt herüber. Mitten dazwischen aber, und die beiden an Anblick so verschiedenen Gebiete von einander scheidend, stehen die Ueberreste des Tempels, den man nach der Juno Lucina benannt hat. Menschenhände, Feuersgewalt und die langsam arbeitende Verwitterung sind auch hier in unheilvollem Bunde thätig gewesen, dennoch hat die Zerstörung nicht so schrecklich gewüthet, wie in Selinunt. Es ist weit mehr erhalten und deshalb viel leichter für die Phantasie, sich den Bau in seiner Gestalt zu reconstruiren; was aber erhalten blieb, das stellt sich zugleich, gehoben durch die einzige Lage, als eine der schönsten Ruinen dar, die man sich denken kann. Säulen, in verschiedenen Höhen abgebrochen, überschneiden den besonders an der Nordseite noch vielfach erhaltenen Architrav. Zwischen den Intercolumnien ragen die Trümmer der Cellawände und die herabgestürzten Werkstücke hervor; die Platten des Unterbaues und die Stufen der Treppe sind da und dort von ihrer Stelle gewichen und liegen oder stehen unregelmäßig umher; dazwischen wuchert allerorten das üppigste Grün.

Nur sechszehn Säulen stehen noch, aber die ganze Anlage ist leicht zu übersehen. Lange Zeit war die nördliche Seite fast unverletzt; erst im Jahre 1774 zerschmetterte ein heftiger Sturm das stark ausgewitterte Gebälke. Je dreizehn Säulen standen an den Seiten, je sechs an der Ost- und Westfront. Sie sind aus vier Trommeln zusammengesetzt, haben die gewöhnliche Zahl von zwanzig Cannelluren und die Höhe von nicht ganz fünfmal dem Durchmesser.

Aber dieser willkürlich nach der Juno benannte Tempel ist keineswegs das einzige Ueberbleibsel althellenischer Architektur bei Girgenti. Dicht dabei liegt der Concordia-Tempel, welchen im funfzehnten Jahrhundert das Mißgeschick traf, in eine christliche Kirche verwandelt zu werden, der aber dadurch freilich sich besser erhielt. Weiterhin reihen sich in den Felswänden Gräber an Gräber, die von den Alten hier in der Nähe der Heiligthümer angelegt wurden. Es folgt der Tempel des Herkules, ein Trümmerhaufen, aus dem noch eine Säule emporragt; ihm gegenüber der Tempel des olympischen Zeus, der Tempel des Castor und

Tempel der Juno Lucina bei Girgenti. Nach einer Zeichnung von Metzener.

Das Amphitheater zu Syrakus. Nach einer Zeichnung von Metzener.

Pollux, und so fort Alles Ruinen, die von entschwundener Pracht, von einstiger Größe und Herrlichkeit der alten griechischen Welt Siciliens Zeugniß ablegen.

So viel wir auch forschend den alten Culturschichten Siciliens nachspüren, die griechische bleibt die bedeutendste von allen. Nirgends aber wird der hellenische Einfluß, der einst sich über die Insel erstreckte, deutlicher vor Augen geführt, als in Syrakus. Vor Syrakus erlag Athen, hier wirkte Archimedes, der mit seinen Brennspiegeln die römischen Schiffe verbrannte, hier herrschte Dionys, der berüchtigte Tyrann, spielt die Geschichte vom Schwerte des Damokles. Aber während in Rom alle Strömungen des geistigen Lebens ihre Spuren zurückgelassen haben und man sich dort durch die sichtbaren Erinnerungen aus der Königszeit, der Kaiserzeit und der Zeit des Verfalls mit der ganzen Vergangenheit in ununterbrochener Verbindung weiß, fehlt in Syrakus die Brücke, welche uns bis zu jenen Zeiten hinüberführt, denen das historische Syrakus angehört. Syrakus, das Haupt der griechischen Städte auf Sicilien, dessen Schicksal mehr als einmal über das Schicksal der ganzen Insel entschied, die stolze Weltstadt, welche Athen an Umfang übertraf, deren Einwohner nach Hunderttausenden gezählt wurden, die von Tempeln und Palästen erglänzte, — Syrakus ist jetzt eine kleine Stadt von 20,000 Einwohnern ohne hervorragende Gebäude, ohne Kunstdenkmale späterer Zeiten, bis 1865 sogar ohne die letzte politische Bedeutung, die ihr als Provinzialhauptstadt geblieben war; denn damals erst wurde die Präfectur, welche nach Noto verlegt war, wieder dorthin übersiedelt. Dahin, wo die frühesten korinthischen Ansiedler den ersten Grund zu der Stadt legten, auf die kleine Insel Ortygia am Nordende der großen halbmondförmigen Bucht, hat sich das moderne Syrakus wieder zusammengezogen. Im Alterthume verband ein Damm die Insel mit dem Festlande, der die Bucht in zwei ungleiche Theile theilte, den großen

Termini auf Sicilien. Nach einer Zeichnung von Metzener.

und den kleinen Hafen. Später wurde der Damm wieder durchstochen und jetzt erscheint der Zugang von der Landseite als ein wichtiges Glied in den von Karl dem Fünften angelegten Befestigungen. Man muß drei Brücken und fünf Thorwege passiren, ehe man die Stadt erreicht. Die Einfahrt in den großen Hafen ist, wie dieser selbst, verschüttet, doch ist dicht bei der Stadt eine für die größten Linienschiffe fahrbare Straße, und drinnen immer noch Raum genug für eine bedeutende Anzahl von Schiffen geblieben. Der kleine Hafen steht fast völlig unbenutzt, nur ganz flache Boote können hineinfahren. Mit Malta unterhält man noch immer einen nicht ganz unbedeutenden Handelsverkehr. Von Osten nach Westen durchschneidet die stattliche Via Amalfitana die Stadt, die überhaupt ziemlich gut gebaut ist und besonders in der Hauptstraße mehrere Paläste zeigt. Doch das Alles ist nur ein Schatten von dem einstigen Glanze. Stat magni nominis umbra!

Zur Zeit der athenischen Belagerung gab es in Syrakus eine innere und äußere Stadt, Ortygia und Achradina; nur sie waren von festen Mauern umschlossen, aber es gab auch eine offene Vorstadt der letztern, Neapolis. Da, wo Neapolis an Achradina anstieß, am Felsenabhange, liegen heute auf verhältnißmäßig kleinem Raume die bedeutendsten Reste des alten Syrakus zusammen, darunter die Ruine, die von allen die jüngste ist und nicht mehr aus den Tagen des griechischen Glanzes stammt, dafür aber doch deutlich zeigt, wie Syrakus als römischer Prätorensitz eine große und reiche Stadt war, — es ist das Amphitheater. Einsam und still liegt es in eine Felsenecke hineingelagert, halb verborgen unter einem Granatenhain; von seiner Höhe herab gewährt es einen schönen Blick auf das Meer mit seinen Schiffen, die Halbinsel, welche den großen Hafen im Süden einschließt, und die neue Stadt, die zwischen den Bäumen hindurchschaut. Wahrscheinlich ist das Amphitheater erst zur Zeit des Augustus

erbaut worden; ausgegraben wurde es 1846 durch den verdienten Herzog von Serra di Falco. Die Stufen der Sitzreihen und das Mauerwerk sind, wie die Abbildung zeigt, theilweise stark verfallen, doch ist noch immer genug erhalten, um den Plan des Ganzen genügend erkennen zu lassen. Zum größern Theile ist es in den Felsen eingehauen; wo der ebene Boden dieses nicht zuließ, sind die fehlenden Theile durch aufgemauerte Wände ergänzt. Die Sitze erheben sich in der gewöhnlichen elliptischen Form über einander; die größere Achse beträgt 272 sicilianische Palaen, die kleine 154, und so gehört es immerhin zu den größten der aus dem Alterthume stammenden Gebäude dieser Art.

In Hoffweiler's Werke wird mit großer Liebe die alte Geschichte von Syrakus behandelt; auch führt er uns durch die Trümmerstätten der fünf Städte und zählt sorgfältig auf, was von dem alten Syrakus noch vorhanden. Aber es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur eine Analyse des mächtigen Stoffes geben. Wir fahren fort in der kurzen Skizzirung der verschiedenen Culturschichten, die in Sicilien noch kenntlich sind.

Verderblich ist die Jahrhunderte lange Herrschaft der Römer für die Insel geworden, welche denselben nur als Kornkammer galt und deren systematische Aussaugung ihre einzige Regierungsmaxime war. So treffen wir denn auf der von den Römern vernachlässigten Insel weit weniger Spuren des weltbeherrschenden Volkes, als der früheren Griechen. Eine echt altrömische Stätte ist Termini an der Nordküste, östlich von Palermo. Schon im Alterthume war die Stadt wegen der heißen Quellen, von denen sie ihren Namen ableitet, berühmt. Jetzt schließt ein modernes Gebäude im untern Theile der Stadt die Quellen ein, und nur ein kleines Stück römisches Mauerwerk ist aus früherer Zeit übrig. Wie Cicero berichtet, wurde die Stadt, Thermä Himerenses genannt, nach der Zerstörung von Himera durch die Karthager im Jahre 407 von früheren Bewohnern jener Stadt oder nach Anderen von den Karthagern gegründet, wahrscheinlich an der Stelle eines ältern phönizischen Stapelplatzes. Unter der Herrschaft der Römer, in deren Hand sie 252 kam, erfreute sie sich einer besondern Gunst. Viele von den Statuen, welche die Karthager nach der Einnahme des alten Himera nach Afrika geschleppt hatten, wurden durch Scipio Africanus ihr als der Stellvertreterin jener Stadt zurückgegeben. Von Ueberresten römischer Bauwerke zeigt man die Spuren eines kleinen Amphitheaters und einer Basilika.

Das heutige Termini mit seinen flachen Dächern und einzelnen zwischen den leuchtend hellen Gebäuden aufsteigenden schlanken Palmen zeigt ein fast orientalisches Aussehen. Auch von dem kleinen an Verkehr und Schiffen reichen Hafen aus bietet der Ort einen stattlichen Anblick, der den von Friedrich dem Zweiten Termini beigelegten Namen la Splendidissima, die Glanzvolle, zu rechtfertigen scheint. Doch entspricht dem das Innere nicht völlig. Zwar enthält der obere, auf dem Plateau des Hügels gelegene Theil einige ansehnliche Gebäude und Straßen, in dem untern dagegen, der sich den Abhang hinunter nach dem Meere hinzieht, sind die Häuser klein, die Straßen eng, steil und schmutzig. Uebrigens gehört Termini zu den lebhaftesten Landstädten Siciliens und zählt beinahe 26,000 Einwohner, die mit Thunfischen, Korn, Wein, Oel, Sumach und Reis einen ergiebigen Handel treiben. Der erste größere Ort, der mit Palermo durch eine Eisenbahn in Verbindung gesetzt ist, ist es die dritte Stadt der Insel, welche Gasbeleuchtung erhielt.

La Zisa, maurischer Palast bei Palermo. Nach einer Zeichnung von Metzener.

Hatte Sicilien unter der ausbeutenden Römerherrschaft schon ein hartes Schicksal zu ertragen, so verschlimmerte dieses sich noch mehr unter den Byzantinern in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die Insel wurde zum politischen Verbannungsorte und zur Zufluchtstätte der von den Barbaren bedrängten Völker. In jenen Zeiten gewann auch die Kirche ihren umfassenden Grundbesitz; auch ausländische, wie die Erzbisthümer von Ravenna und Mailand, erwarben große Ländereien. — Die Eroberung durch die Sarazenen im Beginne des neunten Jahrhunderts vermehrte zwar die Drangsale der Insel, denn zwischen den neuen Herrschern und der christlichen Bevölkerung, die sich besonders im Nordwesten ziemlich unabhängig erhielt, entspannen sich unaufhörlich Racenkämpfe, und Byzanz machte oft den Versuch, die Insel wiederzugewinnen. Unter dieser orientalischen Herrschaft hob Siciliens tief gesunkene Cultur sich höher, als sie jemals in den vielen Jahrhunderten römischer und christlicher Herrschaft gestanden hatte. Seiden- und Baumwollencultur wurden eingeführt, Zucker, Citronen, Pomeranzen, Apfelsinen wurden nun gepflanzt. Die Historiographen verzeichneten 900 kleine Orte auf der Insel, während es jetzt darin nur 352 giebt. Die Ruinen der prachtvollen Paläste, die Blüthe der Poesie, die Namen vieler Ortschaften und eine Menge von Wörtern in der Sprache, — Alles zeugt noch heute von dem Glanze und der Stärke dieser arabischen Epoche.

Wer von der Hauptstadt Palermo nach Süden schreitet, kann dort bald auf alte maurische Paläste treffen. Ein halbes Stündchen vor der Porta nuova liegt La Zisa. Woher der Name kommt, ist unsicher; einige erzählen von einer maurischen Prinzessa Azisa; andere denken an das arabische

Wort aziz, prächtig, und eine dritte Erklärungsweise leitet ihn von einer Inschrift im Innern her, deren letztes Wort alaziz lautet. Das viereckige Gebäude hat drei Stockwerke, ist von ansehnlicher Größe, namentlich bedeutender Höhe, und aus gelben, sorgfältig an einander gefügten Bruchsteinen errichtet. Ursprünglich belebten nur lange, flache, spitzbogige Blenden die Wände, während die Fenster alle nach dem innern Hofe gingen; später aber hat man da und dort unregelmäßige Fenster angebracht und auch durch Wappen und Balcone die Façade verunstaltet. Völlig erhalten ist die hohe, prächtige, offene Halle zu ebener Erde. Sie stößt nicht unmittelbar an die Straße, sondern ist durch einen längs der Front sich hinziehenden Corridor davon getrennt, der durch zwei weitgespannte, einander entsprechende Bogen nach der einen Seite mit der Straße, nach der andern mit der Halle in Verbindung gesetzt ist, so daß man nun doch von außen in diese hineinsehen kann. Beide Bogen ruhen auf gekuppelten Säulen von Granit, Cipollin und Porphyr mit korinthischen Capitälen von weißem Marmor, deren Platten reiches Laubwerk von byzantinischer Arbeit schmückt. Sämmtliche Gewölbe zeigen die „Honigscheibenverzierung", jene eigenthümlich maurischen, eng an einander gereihten, in dem Hohlraume der Gewölbekappen treppenförmig über einander aufsteigenden kleinen Nischen mit herabhängenden Spitzen, die man eben so gut oder noch besser mit Stalaktitenformen vergleichen könnte.

Von der mit einer Brustwehr umgebenen Platform des alten maurischen Palastes eröffnet sich eine wunderherrliche Aussicht auf die in Gärten halbversteckten schimmernden Häuser, die zackigen Berge und das ferne blaue Meer. Darauf spielt auch die italienische über dem Thorbogen eingefügte Inschrift an, welche in der Uebersetzung lautet:

Europa ist der ganzen Erde Zier,
Italien Europas Blüthenhain,
Was jenes beut, Sicilien schließt es ein —
Allein das schönste diese Aussicht hier.

Die Normannen pflegten die maurische Cultur weiter, aber sie steigerten sie nicht. Die kriegerischen Fürsten entwickelten vielmehr die politische Macht ihres Staates zunächst. Roger der Zweite, der größte Herrscher Siciliens, durfte hoffen, über ganz Italien eben so wie über die ganze Nordküste Afrikas zu gebieten; der Papst folgte seinen Rathschlägen; der oströmische Kaiser und deutsche Fürsten schlossen mit ihm den Bund zur Bekämpfung der Staufen. Unter seinen Nachfolgern erhielt sich wenigstens der Wohlstand des Volkes, aber der Adel gewann bereits die Uebermacht; die deutsche Eroberung zerstörte dann allen Reichthum. Heinrich der Sechste belud 150 Saumthiere mit den Schätzen der königlichen Schlösser, die er in seinen deutschen Burgen aufspeicherte. Ehe noch durch Friedrich's des Zweiten Institutionen Ruhe und Ordnung wiedergekehrt waren, erfolgte die Invasion und Vertreibung der Anjous. Der Adel war in diesen Unruhen allmächtig geworden. Die spanischen Vicekönige suchten jetzt nur die Einkünfte der Krone zu sichern, und dem Adel in Palermo, welches sie aus den Erträgen der ganzen Insel verschwenderisch verschönerten, durch Ehren zu schmeicheln und durch Aufwand und Genüsse ihn zu entkräftigen. Von 1759 an war die Insel mit dem Königreiche beider Sicilien vereinigt; wie unter der Mißregierung, die in Neapel ihren Sitz hatte, Alles herunterkam und faul wurde, haben wir im ersten Artikel angedeutet. Es bedurfte daher 1860 nur eines Garibaldi, um sie in die Arme des „einigen Italien" zu führen. Aber Zufriedenheit herrscht darum auf dem schönen Eilande noch immer nicht, und nur angestrengte, unabläßige Arbeit kann hier wieder Zustände herbeiführen, die jenen der alten Culturepoche sich wenigstens annähern.

Die Stellung der Franzosen gegenüber den Eingeborenen Algeriens.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Die zweite Kategorie bildet die große Mehrzahl der arabischen und kabylischen Stämme. Großkabylien, die kabylischen Stämme des Auresgebirges, endlich die 30 Stämme von Arabern, welche einst die große Verbrüderung unter Abd el Kader ausmachten, zum größten Theil in der Provinz Oran ansässig, sind zwar momentan friedfertig, aber sie sind es nur, weil sie müssen. Sie bedürfen nur eines Anstoßes von außen, d. h. von einem der unruhigen Grenzstämme, um die Fahne der Insurrection zu erheben. Die Kabylen des Aures könnten die Empörung bis nach Großkabylien weitertragen, dem, als einem Küstenlande, auf keiner andern Seite beizukommen ist, das also nur vom Auresgebirge aus revolutionirt werden kann. Der Aures selbst müßte den Anstoß von einem jener Wüstenstämme erhalten, die, nie ganz unterworfen, in der Empörung eigentlich ihren Normalzustand erblicken. Jedoch dürfte die Revolutionirung der Kabylen immer noch auf größere Hindernisse stoßen, als die der Araber des Westens. Die Stämme des oranischen Tell (— wie ganz Algerien in Tell und in Wüste oder Sahara zerfällt, so unterscheidet man auch in jeder Provinz zwischen dem nördlichen, hochgelegenen Lande, dem Tell, und dem südlichen, flachen, steppen- oder wüstenartigen, gewöhnlich Sahara genannt —) sind noch heute eben so sehr zum Aufruhr geneigt wie zu Abd el Kader's Zeit. Sie eignen sich zu einer Massenoperation gegen Frankreich auch viel besser als die Kabylen. Bei letzteren tritt in Folge ihrer nationalen republikanischen Verfassung, die freilich zur Zeit von Frankreich unterdrückt ist, die aber bei jeder Unabhängigkeitserklärung sogleich wieder zur Geltung kommen muß, leicht Uneinigkeit zwischen den Stämmen, ja selbst wahre Anarchie ein. Es ist bekannt, daß Abd el Kader umsonst versuchte, die Kabylen für die von ihm veranstaltete Verbrüderung der Stämme zu gewinnen. Nicht, ob als sie nicht Frankreich ebenso sehr haßten wie die Araber, aber die Uneinigkeit der Stämme, ebenso vieler kleinen Freistaaten, unter einander machte einen gemeinensamen Beschluß unmöglich. Außerdem wirkte noch der Stammeshaß zwischen Kabylen und Arabern verneinigend. Die Kabylen zogen es vor, ihren eigenen Zeitpunkt zu wählen, um gegen Frankreich aufzutreten,

verloren dadurch alle Chancen, welche ihnen das Zusammenwirken mit Abd el Kader hätte geben können, und gingen elend zu Grunde. Der unglückliche Ausgang der Revolution Bu Barhla's, des Abd el Kader der Kabylen, ist bekannt.

Ganz anders ist es mit den Bewohnern des Tell der Provinz Oran. Diese Provinz schließt überhaupt die kriegerischsten Elemente in sich. Es ist eine allgemeine ethnographische Erfahrung, die schon unser unvergeßlicher Heinrich Barth ausgesprochen hat, daß je mehr wir in Nordafrika von Osten nach Westen fortschreiten, desto kräftiger, männlicher, muthiger und kriegerischer finden wir die Stämme. Die Marokkaner sind den Algierern an kriegerischen Eigenschaften überlegen. In Algerien sind die Oraner kriegerischer als die Bewohner der Provinz Algier, und diese sind wieder denen der Provinz Constantine überlegen. Eine heterogene Oase bildet in diesem Völkersysteme das großkabylische Land, dessen Volk ein Bergvolk und, wie alle Bergvölker, tapfer ist und sowohl die Bewohner Algiers als Constantines weit an kriegerischen Eigenschaften überragt. Aber die Regel wird durch diese Ausnahme nicht umgestoßen. Schreiten wir noch weiter nach Westen fort, so finden wir in den Tunesern das allererbärmlichste, feigste Volk, welches in den Barbaresken existirt. Wie unsinnig wäre also der Revolutionirungsplan gewesen, welchen der französische Consul in Tunis den beiden Reisenden zuschrieb! Selbst ganz abgesehen von der Regierung des Bei, die freilich noch ein gut Theil feiger ist als selbst ihre feigsten Unterthanen, wäre es gerade der verkehrte Weg gewesen, von dem aus eine Revolutionirung Algeriens hätte bewerkstelligt werden können. Wer eine solche hervorrufen will, der muß sich an die kräftigen und männlichen Bevölkerungselemente wenden, und diese liegen nicht auf der Seite von Tunis, sondern auf der von Marokko. Auf die Provinz Oran hätte man vor Allem sein Augenmerk werfen müssen, und diese war nur von Marokko aus zugänglich.

Diese Provinz hat den Franzosen mehr zu schaffen gemacht als das ganze übrige Algerien zusammen. Hier war es, wo Abd el Kader seinen Sitz hatte und eine solche Machtentwickelung erreichte, daß er die Franzosen nicht nur in vier Schlachten schlug, sondern daß diese, selbst nachdem sie Verstärkungen aus Frankreich erhalten hatten und ihre Armee an 80,000 Mann stark war, lange nichts gegen ihn unternehmen konnten. Es ist bekannt, daß im Jahre 1838 Marschall Valée, der über eine Armee von 80,000 Mann verfügte, sich dem Emir gegenüber auf die Vertheidigungslinie beschränken mußte, auf welcher er sich nur mit Mühe behauptete. Erst 1841 verdankten die Franzosen der Klugheit Bugeaud's, daß sie wieder die Offensive ergreifen konnten.

Ganz dieselben Stämme bewohnen noch heut zu Tage jene Gegenden der Provinz Oran und den Westen der Provinz Algier, welche einst das Reich Abd el Kader's bildeten, nämlich die große Ebene des Schaliff, das Dahragebirge, den Dschebel Uarensenis, die Bezirke von Maskara, Inkedembt und Saida, jene drei Hauptfesten des Emirs. Daß sie noch immer ihren kriegerischen Muth und ihre antifranzösischen Gesinnungen bewahrt haben, daß sie bei der ersten besten Gelegenheit bereit sind, das verhaßte Joch abzuschütteln, beweisen die Ereignisse vom Sommer 1864. Sie bedurften nur eines Anstoßes von außen, um die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Dieser Anstoß wurde ihnen durch die Ulad Sidi Scheich gegeben, welche mit Glück gegen Frankreich kämpften. Kaum war die erste Nachricht von dem Erfolge dieses Wüstenstammes an den Scheliff gekommen, so stand auch schon die ganze weite Flußebene in den Flammen des Aufruhrs. Natürlich mußten die Stämme bald unterliegen, da sie nicht Zeit gehabt, disciplinirte Truppen, wie sie Abd el Kader zum Theil besessen, zu bilden, und Mangel an guter Bewaffnung und Munition litten. Gäbe man aber diesen Leuten Zündnadelgewehre und Patronen, schulte man sie, wenn auch nur oberflächlich, ein wenig ein, so würden sie Wunder leisten. An Tapferkeit fehlt es ihnen nicht. Sie haben es selbst in jenem Jahre 1864 bewiesen, indem sie der französischen Reiterei empfindliche Verluste beibrachten.

Die dritte Kategorie bilden diejenigen Stämme, welche eigentlich niemals in der That, sondern immer nur nominell und auf dem Papier, d. h. im französischen „Journal officiel", unterworfen wurden. Unter ihnen stehen die Stämme der oranischen Sahara und unter diesen die schon öfters genannte mächtige Stammesgruppe der Ulad Sidi Scheich oben an. Die oranische Sahara ist in viel eigentlicherm Sinne eine Wüste, als die algierische und constantinische. In letzterer liegen die Oasendörfer und Städte oft in so geringer Entfernung von einander, daß das Land überall den Truppen die besten Anhaltspunkte gewährt. Nicht so die oranische Sahara. Sie bietet oft auf manchen Tagesreisen kaum eine Oase dar, und selbst ihre wenigen Oasen tragen fast keine gemauerten Wohnsitze, sondern dienen den Stämmen meist nur zum Lagerplatz, den sie auf kurze Zeit in ihnen aufschlagen, um ihn bald wieder anderswo hin zu verlegen. Was für Schwierigkeit eine solche Beschaffenheit des Landes den Truppen bietet, beweisen die Feldzüge gegen die Ulad Sidi Scheich, welche Frankreich fast alljährlich unternehmen muß, auf denen es aber so gut wie gar nichts ausrichtet. Die Ulad Sidi Scheich besitzen die für die französischen Truppen höchst unangenehme Eigenschaft, „unerreichbar" zu sein. Sie haben nämlich nicht nur einen großen Theil der oranischen, sondern auch den Osten der marokkanischen Sahara inne, auf den sie bei Gelegenheit flüchten und wo sie Sicherheit finden können. Der Kaiser von Marokko wurde zwar schon oft darum angegangen, ihnen kein Asyl zu geben, und einige Male leistete er auch wirklich den Forderungen Frankreichs Folge. Aber damit war wenig geholfen. Statt nach Osten wandten sich die Ulad Sidi Scheich dann nach Süden, in die herrenlose, große, unermeßliche Wüste. Die Franzosen fanden sie mehr als je „unerreichbar". Bei dem sogenannten Feldzuge von 1868 bekamen die französischen Soldaten den Feind nicht ein einziges Mal, auch nur in der Ferne, zu Gesicht. Ein Gefecht fand gar nicht statt; das Einzige, was erreicht wurde, waren einige wenig ergiebige Razzias, welche die Gums, d. h. die unregelmäßigen arabischen Reiter im Dienste Frankreichs, welche gewöhnlich die Avantgarde bilden, an dem Nachtrab des Viehes der Ulad Sidi Scheich machten. Wenn eine von beiden Parteien bei diesen „Kriegen" überhaupt Vortheil gehabt hat, so waren es jedenfalls nicht die Franzosen, sondern die Ulad Sidi Scheich, denn beim ersten Theil ihrer Campagne hatten sie insofern ihren Zweck erreicht, als sie durch zahlreiche Razzias die Anhänger Frankreichs schwächten und die Verproviantirung sehr erschwerten. Mit dem geraubten Vieh flüchteten sie dann, und ihre Flucht gelang jedesmal. Nur den kleinsten Theil ihrer Beute vermochte der Feind ihnen wieder abzuringen. Aus dem Aufgeben ihrer temporären Wohnsitze machten sie sich gar nichts, denn sie wußten, daß die Franzosen sich doch in der Wüste nicht lange aufhalten konnten, und daß sie nach deren Abzug ungestört ihre früheren Weideplätze wieder einnehmen würden.

Fast alljährlich im Frühjahr macht einer oder der andere Unterstamm dieser großen Gruppe, die man unter dem Gesammtnamen der Ulad Sidi Scheich begreift, einen bewaffneten Einfall in das den Franzosen unmittelbar unterworfene Gebiet. Sind diese nicht gleich bei der Hand, ihn

anzugreifen, so ist das längere Verweilen des Wüstenstammes auf französischem Boden vom größten Nachtheil für ihre Macht. Dann treten jene nicht feindlich gegen die Araberstämme des Tell auf, wie sonst, wenn deren Gebiet von Franzosen besetzt ist und sie dadurch, daß sie ihrem Zwingherrn zum Werkzeug dienen, zu Feinden der Ula Sidi Scheich werden. Im Gegentheil, dann predigen sie ihnen den Aufruhr, und fast immer machen jene Stämme auch wirklich gemeinsame Sache mit ihnen. So groß ist ihr Franzosenhaß und ihre Sehnsucht, das Joch abzuschütteln, daß keine noch so schlimme Erfahrung sie eines Andern belehren kann. Bis jetzt wurde freilich der Aufenthalt des rebellischen Wüstenstammes (rebellisch im Sinne der Franzosen, denn nominell ist er ja unterworfen) auf dem Gebiete der Nordstämme immer sehr abgekürzt, indem die Feinde gleich zur Hand wären (mit einziger Ausnahme von 1864) und die Ulad Sidi Scheich vertrieben, da diese sich einem regelmäßige Infanterie und Artillerie ins Feld führenden Feinde nicht widersetzen könnten.

Nun denke man sich aber den Fall, daß eine europäische Macht den Ulad Sidi Scheich gute Waffen in die Hand gegeben, sie in der Tactik, wenn auch nur oberflächlich, orientirt hätte, so würden die gewöhnlichen Mittel der Franzosen, sie aus dem Norden zu vertreiben, nicht ausreichen: wenigstens würden sich die „Rebellen" eine Zeit lang dort halten können. Ist diese Zeit auch noch so gering, so wird doch der Umstand, daß sie überhaupt den Franzosen Widerstand leisten, eine unberechenbare Tragweite haben. Die Stämme des Scheliff, des Uarensenis, des Dahragebirges, die nur auf ein Signal warten, um sich zu empören, werden sich im Rücken der gegen die Ulad Sidi Scheich kämpfenden Franzosen erheben und ein Vernichtungskrieg gegen diese, die so zwischen zwei Feuer genommen sind, würde beginnen. Die Flamme des Aufruhrs würde sich über den kleinen Atlas, den Dschebel Amur, den Aures fortpflanzen, bis in die Oasen der Sahara südwärts, bis nach Großkabylien nordwärts dringen. Es käme darauf an, daß Mittel und Wege vorbereitet seien, um alle diese plötzlich Insurgirten schnell mit Waffen zu versehen. Wäre dies nur halbwegs möglich, so würde bald ein Heer im Felde stehen, das an Zahl die der französischen Truppen ums Doppelte übertrifft. Bedenkt man nun noch, daß zur Zeit eines Krieges in Europa Frankreich nur wenig Truppen entbehren kann, daß es kaum im Stande sein wird, deren viele nach Afrika zu schicken, so stände dem Befreiungskampfe des Landes beinahe mit Sicherheit ein glückliches Gelingen bevor.

In solchen Zeiten würden auch auf einmal die sonst ganz friedlichen Bewohner der Küste, der nördlichen Oasendörfer und der Städte mit in Rechnung gezogen werden können. Sowie diese von einem Waffenerfolg ihrer Landsleute hörten, würde ihr jetzt ganz passiver Muth zur Thatkraft erwachen. Einestheils würden sie die trefflichsten Kundschafterdienste leisten, andererseits könnten sie vom größten Einfluß auf die Uebergabe der befestigten Dörfer und Städte werden. Wenn im Innern einer solchen Stadt eine mächtige Partei mit dem Belagerer gemeinschaftliche Sache macht, so ist die Stadt schwer zu halten. Algier selbst, das zur See zwar gut, zu Lande aber nur oberflächlich befestigt ist, würde sich ergeben müssen.

Außer den Stämmen der oranischen finden wir auch im äußersten Süden der algierischen und constantinischen Sahara einige Stämme, welche wir gleichfalls zur dritten Kategorie rechnen können. Unter diesen führen wir vorzüglich die wilden Araberstämme aus der Gegend von Wargla oder Uraha an. Sie lagen früher beständig im Kriege mit Frankreich, und ihre Hauptstadt Wargla ist auch jetzt kaum nominell unterworfen. Man könnte sie sehr gut bearbeiten; Waffen müßten ihnen durch die Wüste zugeführt werden, ihr Aufstand, wenn auch nur von einigem anfänglichen Erfolg begleitet, würde gleich die Erhebung der Oasen Tuggurt, Uëd Rhir, des Landes der Beni Mesab zur Folge haben. Von Tuggurt würde sich der Aufruhr nordwärts nach den Oasen von Siban, von Beni Mesab nach El Aghuat und Ayn Madhy fortpflanzen. An der Nordgrenze dieses östlichen Theiles der Sahara würde freilich der Aufstand zum Stillstand kommen (denn die Oasen Biskra, El Kantra, El Utaya sind durchaus friedlich), wenn nicht gleichzeitig die Insurrection im Tell und zwar zunächst unter den Kabylen des Auresgebirges schon zur Reife gediehen und bis nach Großkabylien hin fortgepflanzt wäre. Alle diese Erhebungsversuche müßten jedoch, wenn anders sie erfolgreich sein sollen, gleichzeitig erfolgen und deshalb schon lange im Voraus vorbereitet sein.

Endlich könnte man noch von einem andern Element bei der Revolutionirung Algeriens Vortheil ziehen, einem Element, das ich nicht ohne Scheu und Furcht, mißverstanden zu werden, nenne. Dieses Element bilden die einheimischen Soldaten im Dienste Frankreichs. Manchem möchte es als eine perfide Maßregel erscheinen, sich der eigenen Truppen eines Staates zur Bekämpfung desselben zu bedienen, diese also zum Hochverrath aufzufordern, damit sie das, was Frankreich sie in vollem Vertrauen gelehrt hat, gegen dasselbe in Praxis setzen. Aber ganz abgesehen davon, daß den Franzosen dann nur geschähe, was sie selbst an Anderen verbrochen haben (indem sie z. B. nach der Schlacht bei Jena die von Preußen geschulten polnischen Soldaten gegen dasselbe benutzten, 1859 mit den Ungarn und Italienern im österreichischen Heere Aehnliches versuchten und unzählige Fälle mehr), abgesehen davon, daß ihnen dann nur mit gleichem Maße gemessen würde, mit dem sie die Deutschen gemessen haben, so würde doch eventuell ein Abspenstigmachen durch Aufforderung zum Hochverrath gar nicht nöthig sein. Die einheimischen Soldaten, die sogenannten Turcos, richtiger „algierische Plänkler", und die Spahis (unregelmäßige Reiter), hängen nicht im Allergeringsten an Frankreich. Nicht nur theilen sie ganz die Antipathie ihrer Landsleute gegen dasselbe, sondern sie haben auch noch doppelten Grund, es zu hassen. Sie empfinden lebhaft das Verletzende, das in ihrer tiefen Stellung in der französischen Armee liegt; sie vergessen es den französischen Soldaten nicht, daß diese sich ihrer Waffenbrüderschaft schämen, und noch weniger den algierischen Colonisten, daß diese sie bei jeder Gelegenheit mit Verachtung überhäufen. Umsonst hat General Bourbaki versucht, die Stellung der Turcos in der Armee zu heben, ganz umsonst hat die wilde Tapferkeit dieser Banden auf den Schlachtfeldern ihr Blut verspritzt; Alles, was dies ihnen eingetragen hat, waren einige banale Lobsprüche und Vivats von Seiten eines neugierigen Bummlerpublicums in Lyon und Paris. Aber die Turcos leben nicht in jenen Städten. Sie leben in Algerien, und die dortige europäische Bevölkerung, Militär wie Civil, sieht sie als den Auswurf der Menschheit an und überhäuft sie mit Verachtung. Wenn sie für Frankreich kämpften, wenn sie überhaupt Militärdienste nahmen, so geschah das eben, weil ihnen keine andere Kriegslaufbahn offen stand. Es giebt in jedem Lande Leute, welche das Kriegshandwerk leidenschaftlich lieben und mit Passion ergreifen. Finden sie kein Ziel, das ihren nationalen Aspirationen entspricht, nun denn, so wählen sie das Erste Beste, das sich ihnen bietet, wenn es nur ihre Kriegsleidenschaft befriedigt. Man zeige aber nun diesen Leuten auch nur die entfernteste Aussicht, ihre martialische Passion in Einklang mit ihrem Nationalgefühl und religiösen Fana-

tismus zu bringen, und haufenweise würden sie die Fahnen des Nationalfeindes und Glaubensunterdrückers verlassen, um denen der Freiheit und der Religion zu folgen; dann wird das Gefühl des Hasses gegen die Ungläubigen sich an der Erinnerung der erlittenen Hintansetzung und Verachtung schärfen und aufs Doppelte steigern. Dann Wehe den Franzosen! Sie werden es bereuen, so leidenschaftliche Elemente zum europäischen Kriege abgerichtet zu haben. Die Kunst, welche jene sie gelehrt, in der Hoffnung, diese Nasenabschneider und Augenausstecher würden sie nur Deutschen gegenüber ins Werk setzen, diese Kunst würden sie dann an der „großen Nation" probiren und gewiß nicht ohne Erfolg. Die Deserteure von den Turcos (und wahrscheinlich würde das ganze Corps bei der ersten besten Gelegenheit desertiren) dürften die beste Grundlage für eine einheimische Infanterie bilden, eine Truppengattung, woran die arabischen Stämme immer großen Mangel leiden, und die doch bei der modernen Kriegführung das Wichtigste ist. Diese Infanterie würde freilich zu Anfang der Insurrection noch nicht vorhanden sein. Dieselbe müßte ohne sie beginnen; denn auf bloße, selbst noch so geschickte Ueberredung hin wird kein Turcos desertiren. Die Turcos wollen Thaten, nicht Worte, aber die Thaten führen auch bei ihnen eine unüberwindliche Sprache. Der Aufstand müßte seine ersten Erfolge ohne sie erringen; diese dürften wohl zum größten Theil ein Werk der Ueberraschung, der plötzlichen Ueberrumpelung des Feindes sein, und dazu sind noch keine regelmäßigen Truppenkörper nöthig. Gelingt aber der Aufstand, dann werden auch die Turcos von seinen Flammen mit fortgerissen werden, in Masse zu den Insurgenten übertreten und diesen das, was sie im zweiten Theile des Befreiungskrieges vor Allem bedürfen, eine gut geschulte Infanterie liefern. Diese Infanterie wird, so lehrt es die Erfahrung in afrikanischen Kriegen, auch in diesem zweiten Theil des Kampfes erst nöthig werden, da beim Anfang der Insurrectionen die Franzosen meistens nur Cavalerie bereit haben und die Infanterie erst aus den Küstenstädten reclamirt werden muß.

Schließlich handelt es sich darum, wie solche Erfolge vorzubereiten wären? Die Antwort darauf ist höchst einfach. Man ahme nur das Verfahren der Engländer bei Gelegenheit der Kriege Abd el Kader's nach. Es liegt außer allem Zweifel, daß die Engländer von Marokko aus den Emir mit Waffen, Munition und Geld unterstützten. So lange diese Unterstützung dauerte, hielt sich Abd el Kader. Später als England dieselbe, aus diplomatischen Skrupeln, aufgab, fiel der Emir. Sonst wäre seine Sache vielleicht noch heute siegreich. Allerdings müßten die geographischen Stützpunkte bei der Ausführung der Subvention diesmal andere sein als die der Engländer. Letztere operirten vom Norden Marokkos aus, weil Abd el Kader's Reich im Norden oder Tell der Provinz Oran, die an Marokko grenzt, lag. Heut zu Tage müßte die Revolution vom Süden ausgehen, und zwar sowohl von dem der Provinz Oran als von dem allertiefsten Süden der Provinzen Constantine und Algier. Die Stützpunkte müßten für erstern im Tafilelt, einer südlichen Binnenprovinz Marokkos, die über Mogador und die Stadt Marokko am besten zu erreichen, für letztern in Wargla oder Uarha, welches mit dem Südwesten der Provinz Tripolis in Karawanenverkehr steht, gesucht werden. In diesen beiden Orten müßten Waffendepots errichtet werden. Um deren Anlegung zu vermitteln und zugleich die Stämme zu bearbeiten, dazu gehören kluge europäische Agenten, die auf der einen Seite in Mogador (denn in der Stadt Marokko gestattet der Kaiser einem Europäer nicht zu wohnen), auf der andern in Ghadames (das von Tripolis aus in 12 Karawantagen zu erreichen) anzustellen wären. Zu Unterhändlern würden sich die einheimischen Juden ganz vortrefflich eignen. In nähere Einzelheiten will ich mich hier nicht einlassen.

Zur Würdigung der bäuerlichen Verhältnisse in Rußland.

I.

— y. y. — Es ist hoffentlich den Lesern des „Globus" nicht unwillkommen, über die „agrarische Krisis" in Rußland eine zuverlässige Schilderung zu erhalten.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft ist unstreitig eines der großartigsten Ereignisse der Weltgeschichte. Doch um die ganze Tragweite dieses Ereignisses zu übersehen, muß man seine Nebenumstände ins Auge fassen, und auch die Schwierigkeiten erwägen, zu welchen diese Maßregel Veranlassung gab und noch giebt.

Zunächst muß dem auswärtigen Publicum gegenüber die der Emancipation der Bauern zu Grunde liegende Logik betont werden. Der Bauer war nicht Besitzgegenstand, nicht eine Sache seines Herrn: er gehörte zum Boden und konnte nur mit dem Boden, zu dem er angeschrieben war, verkauft werden. Trotzdem bildete er eine Art Vermögensobject — nicht als Individuum — wohl aber als der Inbegriff einer beliebig auszunutzenden Arbeitskraft. Bei der Emancipation ward über den Edelmann darum ein Verlust am Vermögen verhängt, weil ihm die Arbeitskraft seiner Bauern verloren ging; doch geschah das ohne Widerrede. Ferner ward angeordnet, der Edelmann müsse unabänderlich die freizulassenden Bauern mit Land aus seinem Besitz dotiren; dieses abzutretende Land müßte bestimmte Qualitäten haben und der Edelmann sich mit einer von der Regierung ebenfalls genau normirten Entschädigung dafür begnügen, und auch das geschah ohne Widerrede.

Diese Umstände würden im Auslande unzweifelhaft als eine große Härte erscheinen, die sich nur durch das höhere menschliche Interesse, das sichergestellt werden mußte, erklären ließe. In Rußland erschienen die betreffenden Maßregeln auch strenge genug, aber sie stießen trotzdem auf keinerlei Opposition. Das erklärt sich nicht etwa aus irgend einer Indolenz der materiell Benachtheiligten, sondern einzig aus der ursprünglichen Theorie des russischen Grundbesitzes.

Während im westlichen Europa der Grundbesitz meist aus erobertem Gute nach dem Principe der Heeresfolge sich entwickelte, entsprang er in Rußland rein aus der Gnade des Czaren. Der Czar ist ursprünglich der Herr und Besitzer des gesammten Bodens. Wer ihm diente, dem gab er statt des Gehaltes ein Stück Land. Dieses Princip der territorialen Salarirung für amtliche Dienste wird noch bei

der russischen Geistlichkeit beibehalten, denn man giebt dem Landgeistlichen fast ausschließlich ein Stück Land, welches er bebauen muß, um sich bezahlt zu machen. Selbst in den baltischen Provinzen überweist man noch heute für protestantische Kirchen ebenfalls eine Menge Pastorate, kleine Kirchengüter, die zum Unterhalte der Pfarrer dienen. In Kurland giebt es sogar mehrere Landeswahlposten, deren Inhaber auch auf Ausnutzung bestimmter Widmen angewiesen werden.

Im eigentlichen Rußland war diese Art Salarirung aber ganz allgemein. Der Regent gab seinem Beamten, seinem Würdenträger ein Stück Land „po mestu", d. h. für dessen Stelle, dessen Posten, so lange er denselben inne hätte. Daraus entstand die Gewohnheit, Landgüter in Rußland als „pomestje" zu benennen, und ein Gutsbesitzer heißt noch heutigen Tages auf russisch „pomestschik". Man erkennt daraus, wie tief die Idee der landesherrlichen Verleihung eines Landgutes in Form eines dienstlichen Gehalts in der Vorstellung des Publicums und im Geiste der Sprache Platz gegriffen hat. Unter gewissen Umständen mochte der Landesherr es für gut befinden, seinem Beamten oder Würdenträger das überwiesene Landstück auch nach der Versetzung in eine andere Dienstsphäre zu lassen, oder es auf ihn und seine Rechtsnachfolger als dauernden Erbbesitz zu übertragen. Für solchen Erbbesitz hat die russische Sprache wohl einen besondern Ausdruck (wottschina oder ottschina), welcher in älteren Zeiten dem „pomestje" entgegengesetzt ward. Dennoch blieb das Wort „pomestschik" für „Gutsbesitzer" immer der am meisten übliche Ausdruck, und der Begriff „pomestje" verlor den ursprünglichen Charakter, als der Czar nicht mehr durch temporäre Güterverleihung, sondern mit Geld die großen und kleinen Beamten besoldete. Dennoch erhielt sich die alte Präsumtion in gewissen Kunstausdrücken des officiellen Stiles. Der Gehalt, welchen der Beamte in Geld bezieht, heißt nämlich (mit französischem j) „jalovanie"; giebt der Kaiser Jemandem ein Gut zu erblichem Besitz, so braucht man davon gleichfalls den Ausdruck jalovat — womit man unbedingt an das alte Princip der Güterverleihung erinnert.

Da der russische Grundbesitz sich somit weder aus dem Rechte der Eroberung, noch aus irgend einer andern feudalen Motivirung herleitet, so waren die Bauern in Rußland bis zum Ende des 16. Jahrhunderts auch keine Hörige. Sie zogen frei auf den Gütern herum, welche die Regierung entweder sich selbst vorbehalten, oder an Einzelne oder Corporationen verliehen hatte. Bekanntlich machte diesem Verhältniß im Jahre 1592 ein Machtspruch des Czaren Feodor Iwanowitsch ein Ende. Die beständigen Wanderungen der Bauern, welche ohne Rücksicht auf den Betrieb der Landwirthschaft plötzlich auf und davon gingen, weil sie in einem andern Dienstverhältniß mehr Vortheile erwarteten, gefährdeten das ganze Agriculturwesen. Aus Zweckmäßigkeitsgründen band daher der Czar Feodor Iwanowitsch die Bauern an die Scholle, indem jeder von ihnen auf demselben Grunde und Boden, auf welchem er sich zur Zeit befand, auch bleiben und nicht hinfort mehr nach Belieben sich einen neuen Herrn aussuchen sollte.

So entstand die Glebä-Adscription in Rußland durch einen Act der souveränen Gewalt. Die Leibeigenschaft ward nach und nach ein Zustand, den die Bauern als einen natürlichen betrachteten: sie waren selbst als Leibeigene geboren, ebenso ihre Väter und Großväter. Weiterhin reichte selten die Erinnerung. Nichtsdestoweniger vergaß man nie das alte Dispositionsrecht der russischen Regierung über das Land. Man legte sich daher die Sache so zurecht: die Regierung habe die Bauern an bestimmte Landstücke gebunden; hernach habe sie zu verschiedenen Zeiten an Einzelne und an Corporationen eine geringere oder größere Anzahl von Bauern geschenkt — mit dem Lande, zu welchem sie gehörten. Wir gehören dem Edelmann, das Land aber gehört uns — das war die gewöhnliche Logik der russischen Bauern. Diese Logik fand eine gewisse Unterstützung in der eigenthümlichen Art des russischen Gemeindebesitzes. In den ersten Zeiten der Leibeigenschaft mögen die Beziehungen zwischen dem Edelmanne und dem Bauer mehr einem unauflöslichen Pachtverhältniß geglichen haben. Nach und nach verlor sich das klare Bewußtsein dessen, was der Edelmann seinem Bauer schuldig war. Dagegen traten die Pflichten und Leistungen der Bauern im Einzelnen und im Ganzen desto offenkundiger hervor. Es ward bequemer, daß der Edelmann sich für die Präſtanden seiner Bauerschaft nicht an den Einzelnen hielt, sondern an die Commune, daß die Bauergemeinde im Ganzen nicht nur die Leistungen und die Abgaben vertheilte und regulirte, sondern auch solidarisch für den Einzelnen haftete. Was erst bloß bequem war, bildete sich später zur Usance aus und nachher zu einem unverletzlichen Gesetz. Dieser anfangs administrative, später absolute Charakter der Gemeinde bestärkte die Bauerschaft noch mehr in dem Glauben, daß das Land, worüber die Gesammtheit verfügt, ihr und nicht dem Edelmann gehört. Denn die Gemeinde war es, welche von Zeit zu Zeit das Gemeindeland so vertheilte, daß jede Bauerfamilie ihr Stück bekam, welches sie nährte. Waren im Laufe der Zeit solche Aenderungen eingetreten, daß die überwiesenen Landesparcellen nicht mehr im ursprünglichen Verhältniß zu ihren Inhabern sich befanden, so war es wiederum die Gemeinde, welche das ganze Besitzverhältniß aufhob und neue Theilungen veranstaltete. Die Gemeinde war es, welche in der Ackerbau-Jahreszeit die Aufnahme der Agriculturarbeiten in so apodiktischer Weise anordnete, daß Niemand vorher daran gehen, und Niemand etwas Anderes zu bauen wagen durfte, als was die Gesammtheit beschlossen. Die Gemeinde endlich übernahm sämmtliche Steuern, welche ihre Glieder zu zahlen hatten, und sie repartirte sie in solcher Weise, daß der Betrag solidarisch aufgebracht werden mußte. Wo also das Land in Frage kam, trat überall die Gemeinde in den Vordergrund; demnach erklärte sich der Bauer die drei Tage in der Woche, in welcher er Frohndienste für den Edelmann zu leisten hatte, nicht aus dessen territorialem Besitz, sondern einzig aus dessen Verfügungsrecht über die Person, über die Freiheit des Leibeigenen.

Bei der Emancipation der Bauern am 19. Februar (3. März) 1861 hob man hinsichtlich der Person des Leibeigenen das Besitzrecht des Edelmanns auf; der Edelmann mußte der Bauerngemeinde im Ganzen Land abtreten, damit der Einzelne davon dotirt würde. Diese Dotirung fand nach Maßgabe der bisherigen Ackertheilungen statt, durch die Gemeinde und unter ihrer Aufsicht. Der Einzelne zahlte dem frühern Herrn eine von der Regierung festgesetzte Entschädigung, aber auch diese erhob von ihm die Gemeinde nach Maßgabe aller übrigen Präſtanden und mit der Clausel einer solidarischen Haft. Der Gemeindeverband ward also durch die Emancipationsacte in keiner Weise berührt, und die Commune behielt in Betreff ihrer Glieder nach wie vor dieselben weitgreifenden Rechte. Es gilt wie früher der Satz, die Commune müsse einem jeglichen Gliede Land geben, ohne es ihm je nehmen zu können, auch wenn der Einzelne seine Leistungen nicht erfüllt. Sie haftete der Regierung gleichzeitig für sämmtliche Steuern, für die Personalabgaben, wie auch für die aus dem Landbesitz sich ergebenden Leistungen. Im Fall unerfüllter Leistungen

darf die Commune den Schuldigen auspfänden; sie muß ihm freilich die Landesparcelle und seine Hütte lassen, aber sie darf ihm die Utensilien, das Vieh und Alles nehmen, was ihm die Ausnutzung des Besitzthums ermöglicht. Genügt das Abgepfändete nicht zur Bezahlung der Abgabeschulden, so darf die Commune das säumige Mitglied ausmiethen und zu ihren Gunsten arbeiten lassen. Will ein Glied der Gemeinde Arbeit in der Ferne suchen, ertheilt ihm die Commune einen Paß nur auf kürzeste Fristen, so daß der Einzelne hierin, wie auch bei etwaiger Erneuerung des Passes, ganz von ihrer Willkür abhängt. Aber auch die Landesparcelle wird nicht völliges Eigenthum des Gemeindegliedes. Hat selbiges Jahre lang fleißig gearbeitet, um die Landesparcelle zu cultiviren und seine Ertragsfähigkeit zu steigern, so kommt über kurz oder lang eine neue Theilungsperiode, wo die Commune aufs Neue den Besitz regulirt. Schließlich hat der fleißige Landbauer die Chance, den Steuerausfall für den Faulen und Unordentlichen mit zu bezahlen, da dasjenige, was derselbe schuldig bleibt, kraft der solidarischen Haft Aller, auf die Uebrigen repartirt wird.

Diese Thatsachen konnten nicht bei der Emancipation gleich mit abgeändert werden, und man mußte ihre Consequenzen wohl oder übel mit übernehmen. Die Emancipation war an sich ein so durchgreifender, in alle Besitzverhältnisse einschneidender Act, daß man Ursache hatte, die damalige Krise nicht noch zu vergrößern und zu erschweren. Die russische Regierung sah aber gleichwohl voraus, daß der nothgedrungenermaßen noch beizubehaltende Gemeindeverband während einer Uebergangsperiode gewissermaßen befestigt werden müsse. Es ist ganz klar, daß die alte Gemeindeangehörigkeit mit den periodischen Ländertheilungen die Liebe zu dem heimathlichen Boden schwächt; man weiß ja nicht, ob man lange dasselbe Grundstück behält, oder ob man nicht bald ein anderes zu übernehmen gezwungen wird — man schickt sich da mit ebenso leichtem Herzen an, eine Landesparcelle in der Ferne zu suchen, die gerade ebenso lieb, ebenso annehmbar sich darstellt, wie irgend ein anderes beliebiges, bisher fremdes Landstück in der Heimath. Auch bildet sich hierbei keine Vorliebe für den ländlichen Beruf heraus, und der Bauer ist leicht capabel, ihn ohne Weiteres für einen andern aufzugeben.

Es galt demnach die Emancipirten so lange wenigstens bei ihren Gemeinden festzuhalten, bis sie einigermaßen den Besitz der Freiheit in ihrem bisherigen Stande schätzen gelernt. Es ward in der Emancipationsacte daher angeordnet, der Freigelassene muß neun Jahre, bis zum 19. Februar (3. März) 1870, unbedingt im Besitz der ihm angewiesenen Parcelle ausharren; erst nach Ablauf dieser Uebergangsperiode, also erst nach dem 19. Februar (3. März) 1870, tritt das Recht der Freizügigkeit für ihn ein. Wollte Jemand während dieser Uebergangsperiode aus seinem Gemeindeverbande austreten, hätte er vier Bedingungen zu erfüllen, nämlich: 1) die Genehmigung seines frühern Herrn zu erwirken; 2) die Genehmigung der Gemeinde, welcher er bisher angehört, zu erlangen; 3) alle fällig gewesenen Steuern zu bezahlen und alle Leistungen zu erfüllen; 4) die Genehmigung der Gemeinde, in welche er einzutreten gesonnen sein sollte, schließlich auch noch zu erbitten.

Diese vier Bedingungen waren so beschaffen, daß ein Austritt aus dem Gemeindeverbande während der Uebergangsperiode ganz unmöglich wurde. Wer seine Steuern in der einen Gemeinde nicht bezahlen konnte, hätte wohl die Genehmigung zum Austritt aus derselben leicht erlangt, aber nicht die gleichzeitig nothwendige Aufnahme in eine andere. Wer dagegen seine Steuern rechtzeitig bezahlte, der erlangte während der Uebergangsperiode nicht die Erlaubniß zum Austritt und zur Uebersiedelung. Erst nach Ablauf der Uebergangsperiode hörten die beiden ersten Beschränkungen zur Freizügigkeit auf: man bedurfte hinfort zum Austritt aus dem Gemeindeverbande nach geliefertem Nachweise der Erfüllung aller Prästanden bloß der Aufnahme in einen andern Gemeindeverband.

Aus den Briefen einer deutschen Erzieherin in Nordbrasilien *).

I.

Aus Bahia.

Lehrerin in einem deutschen Institute zu sein, ist sicherlich keine kleine Aufgabe und hat seine großen Schattenseiten. Aber diese bilden geradezu paradiesische Zustände gegen das Leben einer Erzieherin in einer brasilianischen Pension.

Armes Geschöpf, das sich, vielleicht verführt durch den hohen Gehalt, über den Ocean locken ließ, Du wirst Deines Lebens nicht froh! Früh, wenn noch die Natur in schweigender Dämmerung ruht, fängt der Lärm an. Du möchtest gern noch etwas ruhen, die Hitze und der anstrengende Unterricht vom Tage vorher haben Dich müde gemacht, vergebens, es hilft Dir nicht! Das melodische Wirrwarr von drei Pianos zugleich dringt aus dem Musiksaal zu Dir hinauf, und da in diesem Zimmer, wie überhaupt in jedem Gemache im ganzen Hause, Luftlöcher angebracht sind, so geht Dir auch keiner von den entsetzlichen Mißtönen verloren.

Drei Schülerinnen üben nämlich zugleich. „Die Zeit muß benutzt werden," meint die verehrte Vorsteherin, und da sie 38 Schülerinnen hat und jede üben muß, so mag sie von ihrem Standpunkte aus nicht Unrecht haben. Ich freilich warf ihr ein, daß auf diese Weise das musikalische Gehör der Kinder todt gemartert würde, sie aber meinte, die Kinder gewöhnten sich bald daran, nicht rechts und links, sondern nur auf ihr eigenes Stück zu hören!

Mag dem so sein, wer aber nimmt auf Dich, Du arme gemarterte Zuhörerin, Rücksicht? Jeden Morgen weckt Dich

*) Die obigen Mittheilungen sind, wie wir glauben, nicht bloß für die vielen Lehrer und Lehrerinnen unter den Lesern des „Globus" von einigem Interesse. Die Schilderungen tragen das Gepräge unmittelbarer Auffassung, und wenn auch hin und wieder die Streiflichter etwas grell aufgesetzt sind, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die Darstellung im Allgemeinen richtig sein wird. Die Pädagogin war zuerst in der großen Hafenstadt Bahia, verließ jedoch dieselbe, um einige Zeit nachher in Penedo als Erzieherin zu wirken. Diese Stadt, unweit der Mündung des Rio San Francisco, ist seit 1867 den fremden Flaggen eröffnet worden. Aus den Schilderungen lassen wir fort, was für diejenigen, an welche die Briefe gerichtet waren, von Interesse sein kann, für andere Leser jedoch gleichgültig ist. Red.

dasselbe Concert. So geht es Tag für Tag, nur die Ferien sind ausgenommen.

Es ist eine Herkulesarbeit, diese farbigen, schwarzen, gelben, bronzenen, kurz in allen Schattirungen spielenden kleinen Teufel zu unterrichten. Es gehört mehr Geduld dazu, als Steine klopfen oder Holz hacken von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Ihr könnt Euch keinen Begriff von dieser geradezu thiermäßigen Dummheit machen. Ich habe mich oft gefragt, wenn ich mich stundenlang vergeblich geplagt hatte: Ist es möglich, daß diese kleinen Geschöpfe leibhaftige Menschen sind? Musik lieben sie mit Leidenschaft, aber — aber — das Lernen wird ihnen schwer, das Begreifen noch schwerer. Nachpauken, oder noch treffender gesagt, nachhauen lernen sie ein kleines Stück, aber, die Noten!

„Schwarze Punkte langweilig sind," sagte gestern eine kleine Mulattin zu mir, und so denken sie Alle, Alle! Wie wird der Unterricht den Erzieherinnen hier überhaupt erschwert! Wie greift er die Nerven an! Stellt Euch vor, daß in einem allerdings großen Zimmer die verschiedenartigsten Lectionen zu gleicher Zeit gehalten werden. Dort, in jener Ecke, unterrichtet eine junge Portugiesin die kleinsten Kinder im Elementarunterricht. Sie buchstabiren nach Herzenslust und überschreien sich gegenseitig. In der andern Ecke wird Englisch getrieben, es geht hierbei nicht weniger laut zu; hier malträtirt man die Kinder mit Geographie, und die Lehrerin mit ihrem entsetzlich scharfen Organe ruft unaufhörlich zur Aufmerksamkeit auf; es ist ein entsetzlicher Lärm, wie in einer Judenschule! Eins überschreit das Andere, und dazwischen klingt, wie Jahrmarktsmusik, Clavierspiel, denn, um noch etwas Abwechselung hineinzubringen, wird zugleich auch diese edle Kunst getrieben.

Wäre es möglich, daß urplötzlich einer meiner lieben Landsleute, vielleicht ein deutscher Lehrer, in die Thür träte und überschaute diesen Höllenspectakel, er würde erstaunt in die Hände schlagen und ausrufen: Bin ich in einer Schule oder in einem Tollhause?

Am Abend um acht Uhr erst giebt es Ruhe. Aber man ist wie todt gehetzt und hat für nichts weiter Sinn, als sich lang auszustrecken auf seine Pritsche, die Einem, trotz ihrer polizeiwidrigen Härte, verlockend entgegenwinkt, um auszuruhen von des Tages Last und Hitze und die aufgeregten Nerven auszittern zu lassen. —

Die Vorsteherin hat sich in den Kopf gesetzt, außer einer Portugiesin nur Deutsche in ihrem Institute zu beschäftigen. Aber sie hat wenig Segen davon. Meine Landsleute machen mir zum Theil wenig Ehre.

Welche Gestalten sind es aber auch, die als Gouvernanten, Wirthschafterinnen, Dienstboten Brasiliens Boden betreten! Bahia wird förmlich überschwemmt davon. Geschminkte, verkommene Wesen, im abenteuerlichsten Costüme, vielleicht heruntergekommene Schauspielerinnen oder noch etwas Schlimmeres, melden sich zu Erzieherinnen, nehmen indeß gern mit jeder andern Stellung fürlieb; es liegt ihnen nur daran, ein Unterkommen zu finden.

Welche Geschöpfe habe ich hier schon als Landsleute die Ehre zu begrüßen gehabt! Man sieht ihnen die Verwegenheit auf den ersten Blick an, man erräth sofort, daß es nicht die edelsten Motive sind, die sie über den Ocean führten.

Die Hitze ist fürchterlich, man weiß nicht zu athmen, und könnt Ihr Euch vorstellen, daß, trotz dieser versengenden Gluth, die Leute eine wahre Sucht haben zu tanzen? Alles tanzt, Vornehm und Gering. Wenn es Feierabend ist, dann macht die schwarze Gesellschaft große Toilette. Am Tage gehen sie, während der Arbeit, im tiefsten, unaussprechlichen Negligee, Abends erscheinen sie wie der Vogel Phönix, stolz geputzt, die Frauenzimmer auf die wunderlichste Weise herausstaffirt und die Männer im feinen Frack und den unvermeidlichen weißen Vatermördern. Irgend ein musikalisches Genie quält sich, auf einem musikalischen Instrumente die entsetzlichsten Töne hervorzubringen, nach denen Alles tanzt und hüpft, was nur Beine hat. Oh, diese abendlichen Musiken, wie oft haben sie mich zur Verzweiflung getrieben, wenn ich, um Luft zu schöpfen, oder mich an der entzückenden Aussicht zu weiden, aus dem Fenster schaute. Aus meinem Fenster habe ich nämlich die wundervollste Aussicht auf das Meer, das nie schöner erscheint, als wenn der Mond darauf ruht. Die ganze Stadt, welche sich an einem Berge hinaufzieht, der Hafen von Bahia, in welchem Hunderte von Schiffen liegen, Alles ist wie mit einem leichten Schleier umhüllt, und darüber hinaus erglänzt das weite Meer im silbernen Glanze. —

Worte vermögen nicht, diesen Anblick zu schildern, er gehört zu den großartigsten und schönsten, die ich kennen gelernt habe. Als ich zum ersten Mal an mein Fenster trat und hinabschaute auf die Stadt, den belebten Hafen, das weite Meer zu meinen Füßen, hätte ich vor Entzücken laut aufjubeln mögen, ich möchte es auch jetzt noch, wenn ich in stiller Mondnacht ans Fenster trete; allein wenn ich es thäte, so würde man mich hier mindestens für halb verrückt halten, denn für Naturschönheit haben die Menschen hier kein Auge und noch weniger ein Herz.

Ich finde das Leben in Bahia entsetzlich, ich hasse es und doch liebe ich Bahia seiner wundervollen Lage wegen.

*
* *

Aus Penedo.

Ich habe Bahia verlassen. Meine Gesundheit litt bei der furchtbaren Anstrengung. Ich würde mich zu Tode gehetzt haben. Zu dieser Treibjagd bedarf es einer bessern Lunge. Das Klima, so nahe der Küste, bekam mir gleichfalls nicht; ich löste meinen Vertrag und nahm eine Stelle in Penedo an.

Die Entfernung von Bahia hierher ist nicht groß, ungefähr so weit wie von Hamburg nach London, aber wir waren doch vier Tage unterwegs; es wird in verschiedenen kleinen Häfen angelegt. Wir machten die Fahrt in einem Dampfer, richtiger gesagt in einem Nußschälchen, das erbarmungslos Wind und Wellen, die sehr hoch gingen, preisgegeben war. Auf allen meinen Seereisen stand ich nicht solche Todesangst aus. Bei jeder neuen Welle, die herangebraust kam, sah ich unserm Untergange entgegen und schloß meine Rechnung mit dem Himmel ab. Dabei die Seekrankheit im höchsten Grade! Ich war wie verlassen und verloren. Zum Glück für mich machten wir einen ganzen Tag Rast in einem kleinen Hafen. Dort bewirthete uns ein Deutscher, ein Junggesell, den ich bereits in Bahia kennen gelernt hatte. Da saß ich nun unter fünf Herren am Frühstückstische. Unser liebenswürdiger Wirth hatte Alles, was Küche und Keller herzugeben vermochten — und das war durchaus nicht schlecht und nicht wenig —, auftragen lassen. Seine fette Mulattin ging schmunzelnd vom Einen zum Andern und freute sich, daß wir ihrer Kochkunst Ehre anthaten.

Das Leben am Bord eines brasilianischen Dampfers ist durchaus nicht comfortabel und läßt Vieles zu wünschen übrig. Ueberall Schmutz und Unordnung, so ganz verschieden von den deutschen Schiffen. Ich war auch herzlich froh, als unsere Reise ein Ende nahm und wir in Penedo anlangten.

Dieser Ort ist eine kleine Hafenstadt und hat von der Seite, wo ich ihn sah, eine ganz angenehme Lage. Der Blick über den San Francisco, es ist dies der zweitgrößte

Strom in Brasilien, ist sogar recht hübsch. Die kleinen Inseln, welche er hier bildet, geben ein anmuthiges Bild, und sein gelbes Wasser erweckt heimathliche Gefühle und Sehnsucht nach der lehmigen Elbe. Aber die Elbe ist nicht so tückisch wie der San Francisco. Sie bleibt immer harmlos und verbirgt keine Menschenfresser. Wer hier das Unglück hat, in den Fluß zu fallen, ist nicht allein der Gefahr des Ertrinkens ausgesetzt, er kann auch bei lebendigem Leibe an- und aufgefressen werden, und zwar von einem Fische, der nicht länger als $1\frac{1}{2}$ Fuß ist. Diese kleinen gefräßigen Ungeheuer fallen nämlich sofort in solcher Menge über einen Körper her, daß derselbe verloren ist, wenn nicht im Augenblicke Hülfe erscheint.

Ein kleiner Knabe von zehn Jahren badete neulich. Im Augenblick fallen sie über ihn her, und ehe noch auf sein entsetzliches Angstgeschrei die Rettung so schnell als möglich naht, haben sie dem armen Kinde bereits den Unterleib abgefressen. Einer Frau fraßen sie ein Stück aus dem Beine. Ich könnte noch manches Beispiel erzählen, sie sind hier durchaus keine Seltenheit, aber ich denke, Ihr habt genug von diesem zwar interessanten, aber höchst gefährlichen Fische. Seid froh, daß Ihr an der Elbe Strand nicht dergleichen Gefahren ausgesetzt seid, daß Ihr sorglos darin baden könnt, ohne daß Euch die Hechte beißen. —

Das Leben in Penedo ist interessanter als in Bahia. Durch die täglich einlaufenden Schiffe wird die Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebens angenehm unterbrochen. Die Stadt liegt ungefähr drei Stunden von der Mündung des San Francisco in den Ocean entfernt und hat Dampferverbindungen nach Bahia, Pernambuco und stromaufwärts bis zu den berühmten Wasserfällen von Paulo Affonso, die ein wahres Wunder an Großartigkeit und Schönheit sind.

So höre und sehe ich denn wieder mehr von der Welt und komme mir weniger ausgeschlossen von der Civilisation vor. Ueberhaupt fühle ich mich wohler und behaglicher in meiner jetzigen Stellung als in dem Pensionat. Ich habe zwei kleine Mädchen zu unterrichten, und diese Aufgabe erscheint mir wie ein Kinderspiel gegen das Fegefeuer in Bahia. Ich unterrichte drei Stunden des Morgens, und damit ist mein Tagewerk vollbracht. Nachmittags gehen die Kinder in eine portugiesische Schule.

„Immer hübsch langsam," heißt hier das Motto des Hausherrn, der behauptet, daß wir Europäer viel zu hastige Bewegungen für dieses Klima haben. Ich bemühe mich jetzt endlich, mir das brasilianische Phlegma anzugewöhnen, die furchtbare Hitze macht dasselbe schon zum Gebot.

Die Frau vom Hause ist das Muster einer Brasilianerin. Sie könnte mancher europäischen Hausfrau als Vorbild dienen, um wie viel mehr einer hiesigen, die wahrlich für nichts weiter Sinn haben, als zu faulenzen und sich zu putzen. Sie steht ihrem Manne treu zur Seite, arbeitet mit ihm im Comtoir und besorgt die Correspondenzen, ja, sie ersetzt ihm vollständig einen Commis. Dabei ist sie einfach und bescheiden, eine wahre Perle für ihren Mann.

Der Haushalt ist ganz englisch eingerichtet, Essen und Trinken spielt die Hauptrolle.

Sonderbare Sitten finde ich hier. Glaubt Ihr wohl, daß ich es wagen kann, mir irgend etwas selbst einzukaufen? Arglos ging ich aus, um mir einige Kleinigkeiten zu besorgen, ich wollte zugleich auch die Stadt etwas kennen lernen, aber ich bin übel angekommen. Alle Fenster öffneten sich und Gesichter in allen Schattirungen starrten mich mit lebhaftem Staunen an, gerade als ob ich ein tanzender Bär oder sonst ein interessantes Ungeheuer sei. Will ich also nicht wieder Ursache zu einem Spectakel geben, so muß ich mich schon zu der hier einmal herrschenden Sitte bequemen und meine sämmtlichen kleinen Bedürfnisse durch Männerhand besorgen lassen. Komisch genug wird es mir sein, wenn ich um jede Stecknadel den Herrn des Hauses ersuchen muß. Aber die Sitte verlangt es so, und dieser Beherrscherin fügt man sich.

Der Mann ist überhaupt hier die dirigirende Hand, die allen Verkehr nach außen besorgt. Die Frau überschreitet selten die Grenzen ihrer Häuslichkeit; sie macht und empfängt wenig Besuche, und doch weiß merkwürdigerweise, trotz dieser Abgeschiedenheit, die Eine sehr genau, was die Andere thut und treibt.

* * *

Ich habe manchmal über die langweiligen Sonntage in meiner Heimath geklagt, aber es scheint, als ob diese Langeweile eine allgemeine Weltplage ist. Ihr werdet freilich meinen, ich lebe in einer so interessanten Welt hier und es sei ein ganz apartes Vergnügen, in Penedo am Fenster zu sitzen und interessante Studien zu machen; da seid Ihr sehr im Irrthum. So etwas sieht sich weit angenehmer aus der Ferne an, liest sich recht nett, wenn man daheim im kühlen Zimmer sitzt. Ich bin am Fenster jetzt, aber es giebt wenig zu sehen. Erst hat es geregnet, vielmehr in Strömen vom Himmel gegossen, so daß kein Mensch auf der Straße zu sehen war; jetzt hat es zwar wieder aufgehört, aber die Aussicht hat sich trotzdem wenig geändert. Einige fromme Kirchengängerinnen in schwarzen Kleidern und eleganten Crêpde-chine-Shawls in allen Farben, die sie, nach spanischer Sitte, sich über den Kopf drapiren, wallfahrten zur Kirche; dort amüsiren sich ein paar nackte Mulattenknaben, indem sie die besten Capriolen machen, und gerade unter meinem Fenster könntet Ihr einige schwarze Kerle erblicken, die ihre faulen Glieder auf den Steinen ausstrecken und sich von der Sonne bescheinen lassen, das ist Alles! Das sind die Sonntagsfreuden in Penedo!

Aber selbst diese harmlose Sonntagsbeschaulichkeit wird mir gestört, denn von unten herauf dringt das Geschrei der Negerknaben, die der Herr des Hauses durchprügelt. Es ist dies seine tägliche Lieblingsbeschäftigung, die er keinen Nachmittag versäumen würde. „Die armen Jungen!" höre ich Euch sagen; aber beruhigt Euch. Diese schwarzen Tagediebe sind alle an Prügel gewöhnt, wie an das tägliche Brot, und arbeiten ohne dieses Surrogat nicht; ich würde kein Mitleid haben, wenn er die ganze faule Dienerschaft in gleicher Weise tractirte. Mich empört nur, daß er die Sache nicht mit einigen schnellen Hieben abmacht, sondern die armen Schelme systematisch in verschiedenen Absätzen prügelt. Das ist erbärmlich und grausam, und es kostet mich Mühe, ruhig dabei zu bleiben. Meine Vorstellungen würden auch nichts nützen.

Trotz Prügeln und Strenge taugt die ganze Dienerschaft keinen Pfifferling. Ich habe täglich Gelegenheit mich über ihre Nachlässigkeit zu ärgern, besonders über ihre Unreinlichkeit, die wirklich ihres Gleichen sucht. Erst heute Morgen hatte ich wieder ein Beispiel davon.

Wenn nämlich des Schmutzes und des Ungeziefers nach meinen deutschen Reinlichkeitsbegriffen mir zu viel wird in meinem Zimmer, dann nehme ich den Besen selbst zur Hand und mache reine Bahn. So auch heute. Dann versammelt sich das faule Volk vor meiner Stube und sieht grinsend zu, wie die Signora mit der weißen Blouse den Besen regiert. Ich gebe ihnen dabei die besten Ehrentitel, aber das rührt sie nicht, sie sind keine andere Sprache gewöhnt. Mein gutes Beispiel wirkt auch keineswegs nacheifernd auf sie, sie bleiben, was sie sind: dumm, faul und schmutzig.

Wir haben so viel Leute hier im Hause und doch ge-

schieht wenig. Zuerst sind da eine Negerin und zwei Mulattinnen, dann ein Neger und zwei Mulattenknaben. Zur Aufsicht über diese ganze Personage, so gewissermaßen als Wirthschafterin, ist noch eine alte fette Negerin da. Aber sie ist das fünfte Rad am Wagen und hat keine Gewalt über die Leute. Diese farbigen Häupter müßten von einer thatkräftigern Hand regiert werden.

Ich wollte, Ihr könntet die Alte einmal sehen, wenn sie zu Tisch kommt, ich glaube, der Bissen im Munde bliebe Euch stecken. Erstens hat sie einen kleinen Höcker, ist fett wie ein gut gemästetes Schwein (man verzeihe mir diesen unästhetischen Vergleich, aber ich finde keinen passendern) und hat einen beinahe rüsselartigen Mund. Was ihre obere Toilette anbelangt, so übertrifft sie an Mangel derselben noch unsere kühnsten Balldamen. Ihre Kleider sind, ganz nach Pariser Art, bis auf den Magen ausgeschnitten. Und in diesem Aufzuge erscheint sie jeden Tag bei Tische. Aber derselbe gehört hier zur Landessitte.

Wir fragten die Alte neulich, warum sie nicht wie wir hohe Blousen trüge. Da machte sie ein ganz verschämtes Gesicht und blickte zur Erde nieder. „Signora Spaß macht," sagte sie, „alte Judith nicht mehr junge Kleider trägt." Und gleichsam, als ob wir einen Angriff auf ihre Tugend mit unseren Worten beabsichtigt hätten, eilte sie schnell zur Thür hinaus. Das sind doch sonderbar naive Anschauungen hier zu Lande! Alte Leute dürfen ihre Reize zeigen und junge müssen dieselben verstecken! Ländlich, sittlich! Die Sittlichkeitsbegriffe sind verschieden in der Welt! —

Nachdem ich heute früh mein Zimmer gründlich gereinigt, ging ich zu meiner zweiten Sonntagsfreude über. Es gehört nämlich zu den unbedingten Nothwendigkeiten hier, daß man sehr oft eine Revision mit seinen Kleidungsstücken vornimmt, wenn man nicht will, daß dieselben in Grund und Boden vom Ungeziefer zerfressen werden sollen. Den größten Schaden richtet in dieser Beziehung ein großer Käfer, „Barotte" genannt, an. Derselbe ist zweimal größer als ein Maikäfer, aber ganz platt und verbreitet einen Geruch, daß man ihn schon von weitem wittern kann. Dieser gräßliche Zerstörer findet sich in jedem Hause schaarenweise, und in meinem Zimmer sind ebenfalls eine ganz hübsche Anzahl davon vorhanden und machen mir das Leben schwer. Nichts ist vor ihnen sicher, sie zerfressen Alles!

Ueberhaupt ist hier ein gesegnetes Ungezieferland! Abends, wenn wir bei Tische sitzen, und es ist Regen in der Luft, dann stellen sich Schaaren von diesen ungebetenen Gästen ein. Von allen Seiten summt und schwirrt es herbei und benimmt sich in der unverschämtesten und zudringlichsten Weise.

Da kommen zuerst dicke, schwarze Käfer tolpatschig uns in das Gesicht geflogen, daß man erschreckt zurückprallt; Grillen wie ein halber Finger lang, widerwärtige Geschöpfe, hüpfen leichtfüßig, fast kokett, in die heiße Suppe oder in das Weinglas; kleine Fliegen peinigen uns unaufhörlich auf die naseweiseste Art; Nachtschmetterlinge, die wunderbar verschiedenartigsten Sorten, tanzen um das Licht, um sich nach kurzer Freude die Flügel daran zu verbrennen; kurz, es ist ein Festmahl für Insecten, wir Menschen sind ganz überflüssig dabei. Aber auch Fledermäuse stellen sich zum Besuche ein und schwirren dicht über unsere Köpfe weg. Dann aber ist die Gemüthlichkeit vorbei, und wenn bis dahin die Eingeborenen mit großer Ruhe das übrige Gesindel ertragen haben, jetzt werden sie ungeduldig und jagen die Unverschämten hinaus.

Nachts springe ich oft fünf- bis sechsmal aus dem Bette, um irgend einem brummenden Käfer, einer hüpfenden Grille oder sonst einem Störenfried den Garaus zu machen, sobald ich aber eine Fledermaus im Zimmer schwirren höre, ist mein erstes, mir den Kopf zu bedecken und dann alle Thüren zu öffnen, damit der unheimliche Gast das Weite sucht.

Das sind so brasilianische Freuden. Ein Naturforscher würde die angenehmste Abwechselung dabei finden, während sie eine Alltagsseele zur Verzweiflung bringen können.

Die brasilianischen Freuden sind überhaupt höchst sonderbarer Art und können einen Europäer nicht genug in Staunen setzen. Sogar **Tod und Begräbniß** geben Anlaß zu Freudenfesten. Besonders wird der Tod eines Kindes recht angenehm gefeiert. Das Begräbniß desselben ist so origineller Art, daß ich eine Schilderung davon machen muß.

Auf einer Art Theebrett, das mit farbiger Seide bekleidet ist und das man mit buntem Papier und Flittern ausgeputzt hat, liegt das todte Kind. Sie haben den kleinen Leichnam wie einen Engel geschmückt, ihm die Backen angemalt und falsche Locken angehängt.

Vier Männer fassen an das Brett und schaukeln dasselbe fortwährend hin und her. Dicht dahinter folgen die Anverwandten mit vergnügten Gesichtern, man sieht ihnen ordentlich die Freude über den geputzten Engel an, und so schaukeln sie das Kind zu Grabe; kein Schmerz, keine Thräne geben ihm das Geleite.

Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: Sie machen hier förmlich Staat mit ihren Leichen. Neulich begruben sie ein Kind aufrechtstehend. Im größten Aufputze wurde es durch die ganze Stadt getragen, und am Hafen und an verschiedenen anderen Plätzen mit Raketen begrüßt. Es war ein Jubel, als ob etwa bei uns ein Thronfolger geboren wird. Eine Negerin, der das einzige Kind gestorben war, trug dasselbe, natürlich herrlich geschmückt, auf dem üblichen Theebrette liegend, auf dem Kopfe zu Grabe. Zuvor aber trug sie die kleine Leiche durch die ganze Stadt, damit auch ein Jeder seine Freude daran haben solle.

Es ist kein trauriges Ereigniß, wenn ein Kind stirbt. Sollte es ja einmal einer Mutter einfallen, Kummer zu empfinden oder gar Thränen zu vergießen, so erstaunen ihre Gevatterinnen auf das Höchste und erinnern sie daran, daß ja das liebe Kind zum Himmel eingegangen sei.

Neulich besuchte ich eine Dame, deren Kind sehr krank war. Sie war wohl ziemlich traurig, aber ihr Mann durchaus nicht. Er hatte einen Nachbar besucht und spielte mit demselben ganz gemüthlich Karte. Als sein Kind im Sterben lag, ging er auf Reisen und kehrte nicht eher zurück, als bis das Begräbniß vorüber war. Und von diesem Vater sagt man, daß er seine Kinder zärtlich liebe; diese Liebe äußert sich freilich auf eine sonderbare Weise, und unser deutsches Herz, das erst seine ganze, wahre Aufopferung im Augenblicke der Noth zeigt, das treu bis in den Tod bei dem geliebten Wesen aushält, begreift diese Art von Kundgebungen eines liebenden Vaters nicht, es möchte dieselbe Feigheit nennen.

Doch nun genug vom Tod und Begräbniß, lieber von Hochzeit, das ist ein heiteres Capitel, und eine Sitte, die hier herrscht, würde vielen meiner heirathslustigen Landsmänninnen ganz gut gefallen.

Verheirathet sich nämlich eine junge Schöne (manchmal auch Häßliche) hier, so hat sie für nichts weiter zu sorgen, als für ihre Leibwäsche, höchstens für etwas Bettwäsche, die ganze übrige Einrichtung schafft der Bräutigam an. Daß die Leibwäsche der Braut auf das Kostbarste hergestellt wird, versteht sich von selbst, und es gewährt einen wahrhaft verlockenden Anblick, solch eine Aussteuer zu sehen. Alles ist vom feinsten Leinen oder kostbarsten Battist gearbeitet und mit echten Spitzenkanten, welche die Negerinnen außerordent-

lich schön arbeiten, besetzt. Da man hier nicht den Ballast von Kleidern nöthig hat, sondern das Klima nur leichte Gewänder verlangt, so werden dieselben so duftig und fein als möglich gewählt.

Ich sah kürzlich die Aussteuer einer jungen, schönen und reichen Braut, die wirklich entzückend war. Die Unterröcke waren vom feinsten Leinen mit echten, handbreiten Einsätzen garnirt. Die Hemden von echtem Battist, der so fein war, daß wir die Taschentücher von keinem bessern Stoffe tragen, dieselben waren reich mit kostbaren Spitzen und Einsatz garnirt, sogar statt der Nähte liefen echte Kanten zu beiden Seiten hinunter, wahrhafte Feengewänder! Nur schade, daß dieselben nicht immer für schwebende Feen berechnet sind, daß sich auch plumpe, ungraciöse Gestalten hineinstecken, die gar nicht verlockend aussehen. Aber es kann einmal nicht Alles schön sein in der Welt, auch die Häßlichen haben ihre Berechtigung, sich zu putzen, und haben es auch nöthiger als die Schönen, die, sie mögen tragen, was sie wollen, immer schön sind.

Aus allen Erdtheilen.

Eine Clubsitzung der Pariser Communisten.

Ein Berichterstatter der „Times Mail" vom 25. April entwirft als Augen- und Ohrenzeuge folgende Schilderung: Bürger Millière, welcher Mitglied der Nationalversammlung gewesen, weiß aus eigener Erfahrung, wie die Leute dort es treiben und was sie erstreben. Sie haben planmäßig Paris beleidigend behandelt, planmäßig den Bürgerkrieg herbeigeführt, um Paris zu zermalmen, zu ecrasiren. Eine Beendigung des Bürgerkrieges würde ihm höchst unangenehm sein; „aber ich bin für Ausgleichungsvorschläge, weil ich überzeugt bin, daß die Versammlung auf dieselben nicht eingeht; dadurch weiß dann Jedermann, daß sie keine Versöhnung will."

Ein anderer Redner, der häufig von lautem Beifall unterbrochen wurde, bezeichnete die Mitglieder der sogenannten Regierung der Nationalvertheidigung als „Tiger. Sie füttern sich vom Fleisch und Blute des Volkes, sie fressen dessen Weiber und Kinder. Wir sollten sie, gleich Tigern, in einen Käfig sperren und todtschießen. Es kann gar keine Rede davon sein, solchen Menschen Verzeihung angedeihen zu lassen, denn sie haben Paris verrathen; sie sagten, die Lebensmittel seien all geworden, während sie viele tausend Centner Getreide für sich zurückhielten. Und jetzt erklären diese Versailler, daß sie nicht mit Briganten unterhandeln wollen!"

In einer Art von Scheune in der Vorstadt La Villette brannten einige Petroleumlampen; die Luft war dumpfig; auf den Bänken bemerkte man auch alte Frauen mit weißen Nachtmützen und dicken Wolltüchern; an den schmutzigen Wänden standen Blousenmänner; im Ganzen mochten etwa sechshundert Leute versammelt sein; ab und zu kam auch ein Soldat, warf den Tornister ab und steckte sich eine Pfeife Taback an; ein junger „Arbeiter" trat auf das Gerüst und begann seine Declamation.

„Nieder mit denen, welche Besitz haben; fort mit den Eigenthümern! Wir können dem Himmel danken, daß so Viele von ihnen ausgekniffen sind; sie liefen fort, diese Feiglinge, bevor der Zorn des Volkes sie ereilte. Nun müssen wir zum allgemeinen Besten ihr Eigenthum sequestriren, ihre Häuser verkaufen und das Geld unter den arbeitenden Classen vertheilen. Wir sind arm und haben Hunger. Sollen unsere Frauen sich auf den Gassen umhertreiben und unsere Brüder zum Rauben getrieben werden, damit unsere hungernden Kinder Brot bekommen? Nein! Wir wollen die Paläste in Besitz nehmen, welche hohnlachend auf unsere Leiden herabschaueten; wir wollen das, was ihre Inhaber besaßen, für uns nehmen, und falls es nöthig ist, wollen wir die Frauen und Kinder dieser Menschen als Geiseln festhalten."

Nach diesem Redner trat ein Sergeant auf und erging sich in Schmähungen über den (seitdem eingesperrten) General Cluseret, der Alles centralisiren wolle. Es taugt nichts, daß die Offiziere, welche Batterien befehligen, so Viel zu sagen haben; dadurch wird die Freiheit vernichtet, aber ich hoffe, die Freiheit wird bald universell werden; das gebührt sich in einer Republik. Jedes Bataillon muß seine eigenen Kanonen haben und frei handeln können, wie es ihm beliebt.

Ein junger Liniensoldat, der mit Ungeduld darauf wartet, das Wort zu nehmen, drängt den Sergeanten bei Seite und ruft: „Wenn meine Kameraden mich im Felde treffen, dann, ich weiß es, schießen sie mich todt; aber trotzdem will ich für die Commune fechten. Citoyens! Wir werden binnen Kurzem Versailles genommen haben; wir müssen uns darauf vorbereiten. Wir haben bejahrte Leute genug, die uns etwas befehlen. Jetzt müssen wir unsere Generäle unter den jungen Leuten wählen. Diese werden durch rasches Handeln das reichlich ersetzen, was ihnen an Erfahrung etwa fehlt. Junge und leichtfüßige Männer müssen fortan an die Spitze; sie müssen Chassepots zum Fechten haben; für alte Leute, die ins Hintertreffen kommen, sind Musketen gut genug." —

In Frankreich wird noch immer wiederholt, daß die „Nation" den Krieg gegen Deutschland nicht gewollt habe und demselben abgeneigt gewesen sei. Vor uns liegt eine Nummer der Wochenzeitung „Le Monde illustré" vom 23. Juli 1870. Sie ist über und über angefüllt mit Kriegsbildern, Portraits der Marschälle, Pariser Demonstrationen zu Gunsten des Krieges, Mitrailleusen, mit Abbildungen preußischer Soldaten ꝛc.; diese Bilder sind theilweise seit Wochen vorbereitet worden. Im Text spielen bombastische Gloireartikel eine große Rolle. Die Redaction kündigt ein großes illustrirtes Werk an und verspricht darin allen „wahrhaft patriotischen Herzen" einen großen Genuß, weil es sich darum handle, den Ruhm Frankreichs zu verherrlichen. Folgende Stelle wollen wir Französisch hersetzen: „La guerre contre la Prusse répond au sentiment de tous les bons Français; elle est éminnemment populaire. Nous entreprendrons de raconter cette lutte gigantesque dans toutes ses péripéties, dans tous ses détails. C'est un veritable monument national que nous voulons élèver à la gloire de cette noble armée française. Ecrivains et dessinateurs, déjà tous nos correspondants sont en route." Aber die französische Armee kam en route und von dem angekündigten Gloiremonument erschien — nichts!

Aus Nordamerika.

Die Präsidentenmacherei bildet eine der Schattenseiten in den Vereinigten Staaten und in den amerikanischen Republiken überhaupt. Es ist ein ununterbrochenes Schieben und Hinweggeschobenwerden. In Peru, Bolivia, Neugranada, Venezuela, Ecuador, Central-Amerika, Mexico, Haiti und in der dominicanischen Republik bewerkstelligt man die Sache vermittelst Revolution und Bürgerkrieg; das ist einmal hergebracht; in Nordamerika verfertigt man die Präsidenten vermittelst des Parteigetriebes. Seit dem Herbst 1870 werden in Betreff der neuen Candidaten schon „die Drähte gezogen und die Klötze ge-

rollt", die „Wire pullers und Logrollers" sind in Thätigkeit. Präsident Grant, der ein höchst unzulängliches und unfähiges Individuum ist (Männer seiner eigenen Partei, z. B. Karl Schurz, haben das im Senate mit dürren Worten ausgesprochen), hat den Präsidentenstuhl bis März 1873 inne; die nächste Wahl findet im November 1872 statt, also in etwa anderthalb Jahren, aber schon jetzt drängt eine „Combination" die andere. Der Präsident ist lediglich ein Geschöpf der einen oder andern Partei und gegenwärtig halten sich die beiden großen Parteien so ziemlich die Wage, seitdem das schwarze Voting cattle für die republikanische Partei an die Stimmkästen getrieben wird. Die Demokraten haben schon sechs Candidaten aufs Tapet gebracht: Gouverneur Hoffmann von Neuyork, G. Pendleton und Allen Thurman aus Ohio, J. Henderson aus Indiana, Eugen Casserly aus Californien und F. P. Blair aus Missouri. — Die „Republikaner", deren Partei jetzt innerlich vielfach zerrissen ist, haben mehr als ein Dutzend „Combinationen"; die einen wollen einen erzradicalen, die anderen einen gemäßigt radicalen, die dritten einen conservativen Republikaner. Auf der Liste stehen: Grant, der gern Präsident bleiben möchte, Schuyler Colfax aus Indiana, Reuben Fenton von Neuyork, Edmunds von Vermont, Sherman und Bingham von Ohio, Logan und Lyman Trumbull von Illinois, Blaine aus Maine, Sumner, Wilson, der berüchtigte Benjamin Butler, Banks und Dawes von Massachusetts. Es ist aber nicht etwa ausgemacht, daß überhaupt einer von allen diesen Handwerkspolitikern auch nur nominirt, das heißt zur entscheidenden Stunde von der Partei zur wirklichen Wahl vorgeschlagen wird; es kann sich treffen, daß sie allesammt in der zwölften Stunde über Bord geworfen werden, weil sich urplötzlich eine neue Combination empfiehlt. Es ist eine Lotterie.

— In Philadelphia, Pennsylvanien, kommt auf je 1500 Einwohner eine Kirche oder Capelle.

— In der Fabrikstadt Lowell in Massachusetts sind 8800 Frauen und Mädchen in den Baumwollenfabriken beschäftigt.

— Die Nachweise über den Ertrag des Ackerbaues im Staate Tennessee ergeben Folgendes: Mit Weizen waren 803,571 Acres bestellt; die Ernte betrug 6,750,000 Buschels, also nur 8½ B. auf den Acre; Hafer 3,500,000 B., 16⅐ B. auf den Acre; 158,000 Tonnen Heu; Mais 47,500,000 B. von 2,375,000 Acres, etwa 20 B. auf den Acre; Roggen 226,000 Buschels, wird fast nur von den Deutschen gebaut, etwa 10 Buschel auf den Acre; Tabak 35,000,000 Pfund, etwa 548 Pfund auf den Acre; Butter 10,017,787 Pfund; Wolle 1,405,236 und Baumwolle 296,464 Pfund; Kartoffeln etwa 1 Million Pfund; die Zahl der unter Anbau befindlichen Acres stellte sich auf 6,795,337, der brachliegenden auf 13,873,828.

— Die Fischerei an den Küsten von Neuengland und an jenen des britischen Nordamerikas bis nach Labrador hin ist von großem Belang. Seitdem die Vereinigten Staaten unabhängig sind, haben sie über die Fischereiberechtigung viele Irrungen und Streitigkeiten mit den verschiedenen Colonialregierungen und England gehabt. Gegenwärtig finden dieselben ihren Abschluß. Eine internationale Commission, welche in Washington die Zwistigkeiten zwischen beiden Staaten zum Austrage gebracht, hat sich über Folgendes geeinigt: Die amerikanischen Fischer dürfen fischen an den Küsten von Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Neufundland und Prinz-Eduards-Insel, in jeder beliebigen Entfernung von den Küsten, so daß mithin die bisherige Bestimmung, der gemäß sie 3 Miles von der Küste entfernt bleiben mußten, wegfällt. Sie können auch an allen Strecken der Küste, die nicht Privateigenthum sind, Fische salzen und trocknen, Netze trocknen und auch ans Land gehen, um sich mit Lebensmitteln ꝛc. zu versorgen. Jedoch ist das Fischen von Alsen und Lachsen ihnen nicht gestattet, ebensowenig das Fischen in Inlets oder Flüssen. Dagegen können die canadischen ꝛc. Fischer in gleicher Weise die Küsten der Vereinigten Staaten überall nördlich von 39° N. benutzen, nur dürfen sie keine Austern fangen. Daß es sich um einen sehr wichtigen Erwerbs- und Handelszweig handelt, ergiebt sich daraus, daß in jener Meeresgegend etwa 4000 Schiffe mit nahezu 46,000 Köpfen Bemannung mit der Fischerei beschäftigt sind.

— Die Ausgaben der Bundesregierung in Washington sind für das Finanzjahr vom 30. Juni 1871 bis dahin 1872 festgestellt worden auf 174,488,962 Dollars, d. h. ohne jene für Zinsen der Unionsschuld. Von jener Summe entfallen auf Pensionen 29,050,000 Dollars; Landheer 27,719,580, Flotte 19,832,317, Indianer 5,112,240, Festungswerke 1,627,500, öffentliche Werke 4,407,500, Postamt 26,032,898, für den Civildienst 19,508,409, Gesandtschaften und Consulate 1,466,134, Vermischtes 11,261,208 Dollars.

* * *

— Die Diamantenregion in Südafrika erweist sich doch als sehr reichhaltig. Im Januar 1871 ist wieder ein ungemein ergiebiges „Feld" entdeckt worden, im District Boshof, am Ufer des Vaalflusses. Binnen nur drei Tagen fand man dort Diamanten von 23½, 27¼, 12, 37½ und — 107½ Karat; der letztere hat die Bezeichnung: „Stern von Diamondia" erhalten, und er ist auf 25,000 Pfund Sterling abgeschätzt worden. — Im Bezirke von Hope Town sind zwei Steine von 52 und 115 Karat gefunden worden. Der Gouverneur der Capcolonie, H. Barkly, hat die Diamantfelder besucht und mit dem Präsidenten des Freistaates, Brand, vielfach verkehrt. Die Streitigkeiten in Betreff der Grenze sollen durch eine Commission geschlichtet, eventuell durch schiedsrichterlichen Spruch des Königs von Holland oder des nordamerikanischen Präsidenten, geregelt werden.

— Die chinesische Regierung will dem Gebahren der Missionäre, überall wo sie glaubt, daß diese letzteren über die ihnen durch die Verträge zugestandenen Rechte hinausgehen, einen Riegel vorschieben. Sie hat den fremden Gesandten durch ein Rundschreiben zu wissen gethan, daß die Proselytenmacherei endlich aufhören müsse; sie verlangte, daß die Mädchenschulen der Missionäre und Nonnen geschlossen werden. Jeder Missionär, welcher fortan sich anderwärts als in einer vertragsmäßig den Ausländern geöffneten Hafenstadt aufhält, wird als chinesischer Unterthan angesehen und nach chinesischen Gesetzen behandelt. Auch erklärt die kaiserliche Regierung, daß sie die Ausfälle der Missionäre gegen die Landesreligion und die Schmähungen der Lehre des Confucius fernerhin nicht mehr dulden wolle. Wenn man dagegen handle und künftighin Metzeleien vorkämen, so werde sie keine Geldentschädigungen zahlen, sondern nur die Mörder bestrafen.

— Die britische Bibelgesellschaft besteht nun seit 67 Jahren und sie hat sich jedenfalls um die Sprachkunde nicht geringe Verdienste erworben. Auf ihren Antrieb ist die Bibel, ganz oder theilweise, in nicht weniger als 250 Sprachen und Mundarten übersetzt worden; darunter sind 30 Sprachen, in welchen vorher noch nichts geschrieben, geschweige denn gedruckt worden war. Im Jahre 1870 hat die Gesellschaft 3,903,067 Drucke vertheilt oder verkauft; ihre Einnahmen betrugen 180,314 Pfund Sterling, die Ausgaben 189,059, die Schulden 107,281 Pfund Sterling.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Wilhelm Lejean's Wanderungen im nordwestlichen Indien *).

I.

Srinagar die Hauptstadt von Kaschmir. — Die Bauart der Sonnenstadt. — Nagapura. — Buddhistische Sage. — Wie entstand der Hydaspes? — Die Bergbewohner von Hazara. — Der Achond von Swat und die Wahhabis. — Krieg gegen die mohammedanischen Fanatiker.

Wir meldeten vor einigen Monaten den Tod dieses unternehmenden und sehr unterrichteten Reisenden, der von einem regen Eifer für die Wissenschaft durchdrungen war. Seinen Drang zum Forschen hat er sowohl im illyrischen Dreieck bethätigt, wie in Mesopotamien, in Abyssinien und auch in Indien, wo er 1866 seine Wanderungen unternahm. Es war seine Absicht, von Peschawar und von Kaschmir aus nach Centralasien vorzudringen und die dortigen eigenthümlichen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Daran wurde er durch die Ungunst der Umstände verhindert, doch war es ihm unverwehrt, sich in Kaschmir aufzuhalten, über dessen Verwaltung er ein scharfes Urtheil fällte. Jetzt liegen uns weitere Mittheilungen vor, welche wir, um die früheren Schilderungen zu vervollständigen, nicht übergehen mögen. Lejean schrieb dieselben wenige Monate vor seinem Tode nieder.

Srinagar, die Hauptstadt des Hochthals von Kaschmir, liegt an beiden Ufern des Hydaspes, und dehnt sich namentlich an der rechten Seite des Stromes anderthalb Wegstunden lang hin. Die Angaben über die Einwohnerzahl sind sehr verschieden; Moorcroft, der 1823 dort war, giebt 240,000 Seelen an, das ist aber ganz offenbar eine orientalische Uebertreibung. Des Herrn von Hügel Ziffer, die bis auf 40,000 herabgeht, ist viel zu gering; Cunningham kommt mit 80,000 der Wahrheit wohl am nächsten. Lejean seinerseits ist geneigt, die gegenwärtige Einwohnerzahl auf etwa 120,000 Seelen zu schätzen; sie muß jedoch in früheren Zeiten beträchtlicher gewesen sein; dafür sprechen die vielen Ruinen und unbebaueten Stätten. Das „glückliche Thal" hat schwer unter der Tyrannei gelitten, und der Herrscher, welchen die Engländer ihm aufgezwungen haben, ist der allerärgste Tyrann.

Die Stadt im Paradiese ist vor etwa siebenzehnhundert Jahren vom König Prawarasena erbaut worden; in der Geschichte Indiens hat sie stets eine bescheidene Stellung eingenommen. Erst unter Sultan Baber, dem gewaltigen Großmogul, ist sie gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts befestigt worden; die Fortificationen wurden im Jahre 1005 der Hedschra vollendet, und sie haben, wie eine Inschrift über dem Thore der Citadelle besagt, elf und eine halbe Million Rupien gekostet.

Man kann Srinagar als eine Stadt der Brücken bezeichnen. Dieselben sind sehr dauerhaft gebaut, aus über einander gelegten mächtigen Stämmen der herrlichen Deodarafichte; manche haben ein Alter von einigen Hundert Jahren, und alle Wogen des raschströmenden Hydaspes haben ihnen keinen Schaden zugefügt. Aber die gegenwärtige Regierung thut nichts, um sie in gutem Stande zu erhalten,

*) Vergleiche „Globus" XV, S. 1. 33. 65 ff.

und Lejean bemerkte, daß die oberen Lagen theilweise gelitten haben. Er spricht den Wunsch aus, daß die Engländer den Maharadscha fortjagen möchten; in diesem Falle würden die Brücken, welche so nothwendig sind, erhalten bleiben und ausgebessert werden.

Die Häuser sind nicht so einförmig gebaut, wie sonst in den oberindischen Städten der Fall ist; man sieht vielmehr luftige Gebäude mit mehreren Stockwerken und langem, weit vortretendem Söller. Auf denselben machen es sich die reichen Muselmänner bequem; sie trinken dort ihren Thee und halten ihren Kêf, sagen wir die Siesta. Unten murmelt die Fluth des Hydaspes, hohe Pappeln wachsen am Strome, und vom Staube und Geräusche der großen Stadt werden die Bewohner solcher Häuser nicht belästigt. Manche reiche Kaufleute wohnen auch in den Vorstädten in sehr hübschen Häusern. Auf den Europäer macht es aber einen keineswegs angenehmen Eindruck, daß die Dächer mit Rasen belegt sind, der oft nicht etwa grün, sondern gelblich ist und wie verbrannt aussieht; selbst der Palast des Herrschers ist mit Rasen gedeckt. — Monumente hat die Hauptstadt nicht; selbst die große Moschee, welche man füglich als eine kahle Bethalle bezeichnen kann, ist nicht alt. Der Islam hat sich überall in Indien, wo er gebieten kann, als ein unerbittlicher Bilderstürmer gezeigt. In früheren Zeiten hat die Sonnenstadt (Surya-nagara, Srinagar) eine beträchtliche Anzahl buddhistischer Capellen gehabt; jetzt sind dergleichen in der eigentlichen Stadt nicht mehr vorhanden. Lejean bemerkte während seiner Lustfahrten auf dem Wasser an einigen Gebäuden da und dort buddhistische Basreliefs, welche offenbar einst Tempeln angehört haben; sodann fand er im Garten des englischen Residenten Cooper auf einem Basaltsteine eine lange, sehr schöne Inschrift mit Buchstaben, die ihm bis dahin unbekannt gewesen waren, — wahrscheinlich waren sie Kaschi, d. h. Kaschmiri. Diese Schrift wird in Kaschmir selber nicht mehr gebraucht, hat sich aber in einer Colonie von Shawlwebern erhalten, welche sich dem Druck in ihrer Heimath entzogen und zu Ludianah, im britischen Gebiet, Aufnahme fanden.

In einer Beziehung erinnert Srinagar an Venedig; gleich diesem ist es eine „Wasserstadt", von vielen Canälen, oder vielmehr Flußverzweigungen durchzogen, nur mit dem Unterschiede, daß die Ufer mit grünen Bäumen und Gebüschen eingefaßt sind. Die Canäle sind das Werk der Fürsten aus dem Hause der Großmogule, welche am See prächtige Sommerwohnungen aufführten. Vermittelst einer Anzahl von Klappschleusen giebt der See Wasser an den Hydaspes ab, wenn derselbe niedrigen Stand hat, wenn aber der heilige Strom Hochwasser bekommt und über den Spiegel des Sees anwächst, schlägt er vermöge seines Druckes die Schleusen zu.

Vor etwa zweihundert Jahren hat Bernier eine Schilderung des damaligen Kaschmir entworfen. Er fand den Aufenthalt sehr angenehm und stieß sich nicht, wie späterhin Moorcroft gethan, an mancherlei Dinge, welche in allen großen Städten des Orientes einen europäischen Reisenden allerdings unangenehm genug berühren. Zu seiner Zeit waren noch, wie er besonders hervorhebt, viele „Götzentempel" vorhanden, aber in Ruinen; jetzt findet man, wie schon angedeutet wurde, nur noch vereinzelte Ueberreste derselben im Gemäuer einzelner Häuser.

„Die vielen Flüsse, welche von den Bergen herabströmen, beleben die ganze Landschaft, die sich mit ihren schönen und fruchtbaren Hügeln gar anmuthig ausnimmt. Man möchte sagen, das ganze Königreich sei ein grüner Garten, in welchem Dörfer und Flecken zwischen Baumgruppen zerstreut liegen. Kleine Wiesen wechseln mit Reisfeldern ab oder mit Weizenäckern; auch Gemüse, Hanf und Safran werden in Menge gebaut. Ueberall findet man Wassergräben, Canäle, Bäche; auch einige kleine Seen fehlen nicht. Es überrascht uns, daß wir alle unsere europäischen Feld- und Gartenpflanzen hier wiederfinden: Apfel- und Birnbäume, Zwetschen-, Aprikosen- und Nußbäume; auch die Weinrebe fehlt nicht. In den Gärten finde ich Melonen und Wassermelonen, Zuckerrüben, alle unsere Gemüsearten und dazu noch einige, welche bei uns nicht vorkommen. Man mag aus alle dem abnehmen, daß ich in Kaschmir ein wenig verliebt bin; hat doch dieses kleine Königreich an Lieblichkeit und Schönheit seines Gleichen nicht auf dieser Welt."

Bäuerin in Kaschmir.

Der Großmogul Schah Dschehangir sagte: „Ich würde lieber das ganze große Indien einbüßen, als mein liebes Kaschmir verlieren mögen."

Das Volk hat den arischen, wie man sich auch auszudrücken pflegt, den indo-europäischen Typus. Lejean bezeichnet dasselbe als eine quasi-europäische Race. In Kaschmir fehlen Merkmale, welche sonst so oft bei den Indern unangenehm berühren, nämlich die hageren Gliedmaßen, die vorstehenden Backenknochen und die sehr dunkele Hautfarbe. Die Kaschmirer haben eine hellere Haut, weil sie ihre Race reiner erhalten haben, als die Hindu im Unterlande; wenn Lejean meint, daß dabei auch klimatische Einflüsse mitgewirkt haben, so ist er völlig im Irrthum; das Klima hat mit der Hautfarbe lediglich gar nichts zu schaffen. Die Bäuerinnen, welche in der Sonne auf den Feldern arbeiten, sind allerdings oberflächlich gebräunt, wie das auch bei uns in Europa während der Sommermonate der Fall ist, und in Kaschmir ähnelt dann ihr Teint jenem der Frauen im Pendschab; aber jene der wohlhabenden Classen sind, wie der Reisende ausdrücklich bemerkt, nicht dunkler, als durchschnittlich die Italienerinnen.

Von Srinagar aus besuchte Lejean den buddhistischen Tempel von Noachera, dessen Ruinen von Bäumen und Gebüsch überwuchert sind. Man bezeichnet dieselben als Nagapura, Stadt der Nagas, das heißt der Drachen oder Schlangen, welche ja, dem Volksglauben gemäß, die Urbe-

wohner des „glücklichen Thales" gewesen sind. Schon früher („Globus" XVI, S. 41) ist eine buddhistische Legende mitgetheilt worden, in welcher dieselben eine wichtige Rolle spielen. Als Madhyantika, ein berühmter Apostel der Buddhisten, an den See von Kaschmir kam, fand sich, daß der See ein gefürchteter Geist in flüssiger Gestalt sei, König der Drachen, welche in seinen Gewässern sich tummelten. Der Apostel vertrieb den Geisterkönig sammt dessen Unterthanen und siedelte zuerst Mönche, dann aber auch andere Menschenkinder an, und ließ Tempel und Städte bauen. —

Als Madhyantika an die Stelle kam, wo nun die Stadt Baramula am Hydaspes steht, setzte er sich auf einen Felsen und versenkte sich tief in gottselige Betrachtung. Eine solche giebt, den Annahmen der Buddhisten zufolge, denen, welche sich ihr völlig hingeben, eine unwiderstehliche Kraft, und vermittelst derselben können sie gewaltige Veränderungen in der Natur bewirken; die „Wunder", welche von den Heiligen der römischen Kirche und deren Knochen verrichtet werden, wollen dagegen nicht viel bedeuten, und sie werden deshalb von den Buddhisten, welche ganz andere Wunder zu erzählen wissen, sehr über die Achsel angesehen.

Als Madhyantika auf jenem Felsen saß und in gottseliger Contemplative gleichsam verschwamm, wurden die Nagas sehr besorgt, denn sie merkten wohl, daß sie es mit einem Mächtigen zu thun hätten. Sie kamen schüchtern zu ihm heran und fragten, womit und wodurch sie ihm einen Gefallen erzeigen könnten?

Der Pilger sprach: „Gebt mir den Stein, auf welchem ich sitze."

Darauf entgegneten die Schlangengeister: „Du scherzest doch wohl, ein nackter Stein ist doch kein passendes Geschenk. Verlange doch lieber Ströme, Wälder, Landschaften." —

Aber Madhyantika bestand auf dem, was er gesagt, und blieb dabei, daß er lediglich den Stein haben wolle, der ihm nun auch gewährt wurde. Dann ging der heilige Apostel an eine Stelle, wo sieben Thäler ihren Vereinigungspunkt hatten, und setzte sich dort mit über einander geschlagenen Beinen, wie sich das für Buddha und dessen Schüler gebührt.

Was geschah nun?

Die ganze Erde erbebte, die Gebirge hoben und senkten sich und eine furchtbare Convulsion riß den ganzen Himalaya aus einander. Die Erde war nicht vermögsam, das Schwergewicht eines Heiligen zu tragen, der sich so tief in gottselige Betrachtungen versenkt hatte; sie sank unter ihm ein und es öffnete sich dadurch eine Erdspalte im Gebirge, die nicht weniger als achtzig Wegstunden lang war. In dieselbe stürzte das Wasser des großen Sees und vereinigte sich mit dem Indus.

So entstand ein neuer Fluß, der Hydaspes; der düstere See der Nagas, von welchem nur ein kleiner Theil blieb, strömte ab, und so entstand Kaschmir; das glückliche Thal. —

Von Noachara ging Lejean nach der Gesundheitsstation Marri, in welcher er schon früher einige Zeit verweilt hatte, und unternahm von dort aus einen Ausflug in die Hazaraberge, welche dicht bei Marri beginnen und sich von dort bis an den Indus erstrecken. Die Landschaft ist in hohem Grade interessant und kann als ein indisches Siebenbürgen bezeichnet werden. Sie war erst jüngst englisches Gebiet geworden, ist aber auch heute noch kein gesicherter Besitz. Die englischen Beamten, welche sich dort im Dienste befinden, haben die strenge Weisung, sich nicht von den großen Straßen zu entfernen, stets gut bewaffnet zu sein, eine angemessene Bedeckung mitzunehmen und alle Zwistigkeiten zwischen ihren Leuten und den Eingeborenen zu vermeiden.

Hazara ist keineswegs eine friedliche Gegend, sondern ein unruhiges Land, das von einer Anzahl verschiedener Stämme bewohnt wird; unter diesen sind die Afghanen am zahlreichsten*) und durchaus kriegerisch. Die Gelehrten im Lande leiten den Namen vom persischen Hazara, d. h. eintausend, ab, womit angedeutet werden soll, daß sehr viele verschiedene Völker im Lande seien. Lejean meint, daß wenigstens im südlichen Theile die Mehrzahl der Bewohner aus afghanisirten Hindus bestehe. Ein Stamm der Swat soll von den alten arischen Bewohnern des Swatthales abstammen und von einem afghanischen Stamme vertrieben worden sein, der dann den Namen Swat usurpirte.

Randschit Singh, der gewaltige Herrscher der Sikhs und des Pendschab, eroberte Hazara und ließ dort die Stadt Harripur bauen, das eigentlich die einzige Stadt im Lande ist. Sie liegt in einer heißen Gegend, deren Klima nachtheilig auf die Europäer einwirkt. Deshalb gründeten die Engländer, nachdem sie 1849 das Pendschab ihren Besitzungen einverleibt hatten, eine neue Stadt, welche sie nach dem im Krieg und in der Verwaltung gleich tüchtigen Obersten Abbot Abbotabad nannten.

Zur Zeit des Sultans Baber war die überwiegende Mehrzahl der Bewohner von Hazara türkischen Stammes, und schon im Lande seit den Tagen, in welchen die sogenannten Indo-Scythen in das Thal des Indus eindrangen. Jetzt ist das türkische Element so gut wie völlig verschwunden, und nur noch in einem einzigen Dorfe, Mangae, vorhanden. Man erzählt in Marri von einem alten Manne, welcher nur als Turk bezeichnet wurde und der für eine Art geheimnißvoller Person galt. Er kann eigentlich als der letzte seines Stammes betrachtet werden und hat noch erlebt, daß die Sieger, welchen seine Vorfahren erlagen, ihrerseits von den Europäern bezwungen wurden.

Die Engländer haben dem Gebirgskamm entlang eine gute Straße gebaut; zu beiden Seiten derselben liegen dichtbewaldete, tiefe Thäler; jene zur Linken ziehen sich bis an den Indus, jene zur Rechten bis an den Hydaspes.

In Abbotabad hatte der Reisende mit Capitän Ommany, dem Bezirksvorsteher, eine eingehende Unterhaltung über die Unruhen, welche im Jahre 1863 eine sehr bedenkliche Wendung genommen hatten; insbesondere wurde erörtert, wie gefährlich für die Engländer die Verbreitung der Wahhabis in Indien sei. In jedem Jahre wird in dem einen oder andern Bezirke, bis nach Bengalen hinein, eine Verschwörung dieser Mohammedaner entdeckt, und wieder im Frühjahr 1871 ist ein großer Proceß gegen einige Führer der Secte im Gange; sie sind des Hochverraths angeklagt worden.

Ueber die wichtige Stellung, welche die Wahhabis (Wechabiten) gegenwärtig in Arabien selbst einnehmen, haben wir durch das im höchsten Grade interessante Reisewerk Gifford Palgrawe's eingehende Kunde erhalten. Sie haben aus ihrem Kernlande, dem Nedschd, eine Menge von Sendlingen nach Indien geschickt, welche nicht nur eine religiöse Reform unter den dortigen Mohammedanern predigen, sondern auch den heiligen Krieg, die Vertreibung der Angresi aus dem

*) Hazara gehört zur „Division", d. h. dem Verwaltungsbezirke Peschawar. „Die Ackerbauer haben sich dazu verstanden, den Briten eine kleine Abgabe zu zahlen; allein es sind noch die Elemente einer unruhigen und müßigen Soldatenclasse vorhanden, die unter Leitung fanatischer Priester in dem unwegsamen Lande dem Sicherheitszustande immer bedrohlicher gegenüberstehen. Die Gandgarh-Gebirge sind von Räubern gereinigt, doch ist stets in den Vanghri- und Chagan-Pässen Gefahr zu besorgen, wo in den festen Burgen der Dond und Satti auf hohen, von schäumenden Fällen umgebenen Felsen es wenigen Priestern vermöge ihrer Anhänger möglich ist, sich gegen eine größere Anzahl von Truppen auf längere Zeit zu vertheidigen.". Hartwig Brauer, Geographie und Statistik von Asien. S. 603.

ganzen Lande. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie großen Anklang gefunden haben, und daß ihre Anhänger, welche in enger Verbindung mit einander stehen, überall sich gegen die christlichen Fremdlinge verschwören. Als Lejean in Patna war, hielt man Gericht über solche wahhabitische Verschwörer, und ein Theil der am meisten fanatisirten unterhielt von Sattana aus eine sehr thätige Propaganda. Diese Ortschaft liegt unweit der britischen Grenze; dieselbe war den Fanatikern von dem Gebieter des Landes, dem Achond von Swat, eingeräumt worden.

Der Mohammedanismus ist keineswegs im Absterben, und es steht als Thatsache fest, daß in der islamitischen Welt

Haus in einer Vorstadt von Srinagar.

nie zuvor so viele Propheten und Reformatoren aufgetreten sind, wie gerade in unseren Tagen. Ein Marabut, ein heiliger Mann im Thale Swat, das unweit von Peschawar liegt, hatte erfahren, daß Schamyl im Kaukasus und Abd el Kader in Nordafrika Ruhm erwarben im Kampfe gegen die Ungläubigen. Er beschloß, seinerseits den heiligen Krieg zu verkündigen. Das lange, stark bevölkerte Thal von Swat wird von mehreren Afghanenstämmen bewohnt, die von einander unabhängig sind und bei welchen der Achond (d. h. Lehrer) einen empfänglichen Boden für seine Bestrebungen fand. Von dem zur Zeit der Kreuzzüge so viel besprochenen Scheich el Dschebel, diesem Alten vom Berge, und dessen Assassinen hat er wohl nie etwas gehört; er hat aber eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem syrischen Gebirgshäuptling.

Bergbewohner im N.-W. im Kampfe gegen die Engländer.

Dorf Dana im Gebirgslande bei Peschawar.

Seine Afghanen sind im höchsten Grade fanatisch, er weiß ihre Einbildungskraft aufzuregen, und wenn er ihnen einen Mord befiehlt, so verüben sie einen solchen ohne jegliches Bedenken. Erscheint es doch als ein sehr verdienstliches Werk, Ungläubige auszurotten, welche Feinde der Gläubigen sind und als Verfolger derselben angesehen werden. Die englischen Offiziere in den Garnisonen an jener Grenze hatten und haben noch einen gefährlichen Stand gegenüber diesen Fanatikern, welche nach vollbrachtem Mord häufig entkommen, weil die einheimische Bevölkerung, welche eingeschüchtert ist, nichts gegen sie zu unternehmen wagt. Capitän Ommaney's Bruder war das Opfer eines solchen Afghanen geworden. Dieser hatte es darauf abgesehen, einen Beamten aus dem Wege zu schaffen, welcher furchtlos gegen die Missethäter einschritt, irrte sich jedoch in der Person.

Man wird fragen, weshalb die Engländer ein Nest solcher gefährlichen Banditen hart an ihrer Grenze dulden? Die Antwort lautet, daß das Swatthal schwer zugänglich ist, und ein Kampf mit den Bergvölkern allemal viel Menschen kostet. Im Jahre 1863 hatten es übrigens die um Sattana wohnenden Stämme so arg getrieben, daß ein Kriegszug von Peschawar aus gegen das Baneyrthal unternommen wurde; der Sultan derselben hatte Wahhabis bei sich aufgenommen und denselben allen möglichen Vorschub geleistet. Dem Achond kam diese Expedition sehr ungelegen. Er hatte seinen gläubigen Anhängern verkündet, daß die Spitzkugeln der Ungläubigen von ihrer Brust abprallen würden wie platte Melonenkerne; er selber wußte freilich sehr wohl das Gegentheil und hatte sich wohl gehütet, in offenen Krieg mit den Engländern zu gerathen. Auch jetzt hätte er gern einen solchen vermieden, aber die Swatis wollten von Frieden nichts mehr wissen, und so mußte denn der Achond den heiligen Krieg predigen. Die Swatis schlugen sich in den Tagen vom 16. und 17. December 1863 bei Ombeylah mit wilder Tapferkeit, verloren aber die Schlacht und wurden zurückgeworfen. Dann erstürmten die Engländer Sattana und legten das Banditennest in Asche; der Sultan von Baneyr bat um Frieden und gab Genugthuung. Die Wahhabiten, welche dort Aufnahme gefunden hatten, mußten auswandern und gingen nach Swat zum Achond, der ihnen, wohlverstanden gegen gute Bezahlung, eine Strecke Landes bewilligte. Als sie aber nach zwei Jahren ihre Abgaben nicht zahlen konnten, jagte der heilige Mann diese Märtyrer des Glaubens ohne Weiteres von Haus und Hof.

Lejean schreibt: „Geldgier ist bei diesen Bergbewohnern eine vorherrschende Leidenschaft. Die Religion ist gut, wenn sie dazu veranlaßt, ungläubige Engländer zu ermorden oder ungläubige Hindus in die Sklaverei abzuführen; aber für Geld, und wären es auch nur zehn Rupien, würden sie ihren Glauben verkaufen. Während der großen Meuterei von 1857 waren mohammedanische Sipahis aus Peschawar, wo sie in Garnison lagen, nach Swat geflüchtet, also zu ihren Glaubensbrüdern. Als die englische Regierung die Auslieferung derselben verlangte und für jeden Kopf eine bestimmte Summe bot, nahmen die biederen Bergbewohner keinen Anstand, zweihundertundachtzig ihrer Glaubensbrüder an die ungläubigen Angresi zu verkaufen; die Ausgelieferten wurden dann zu Peschawar allesammt erschossen!"

Aus den Briefen einer deutschen Erzieherin in Nordbrasilien.

II.

Unter der brennenden Sonne Brasiliens hat man viele Festtage. Die Hitze macht die Leute faul, das Arbeiten wird ihnen sauer, dafür beten sie desto mehr. Die äußere Frömmigkeit ist eine Blume, die hier prachtvoll gedeiht, voll und kräftig sich entwickelt, Knospe auf Knospe treibt und dabei doch ohne Duft bleibt. Es liegt nicht einmal Poesie in dieser Art von Frömmigkeit, nur blinder Aberglaube und Fastnachtsspiel.

Morgens, Mittags und Abends gehen die Leute in die Kirche und liegen betend auf den Knien. Wir haben allein sieben Kirchen in dem kleinen Penedo, und viele, viele Paters mit langen, schwarzen Röcken und bloßen Beinen. Sie müssen sehr fromm sein, diese Herrn Paters, weil sie die armen Menschenkinder so fleißig zum Beten anhalten. „Nur die fleißigen Kirchengänger genießen das Himmelreich," sagen sie, „alle Uebrigen gehen zur ewigen Verdammniß ein!"

In den Kirchen geht es oft in der wunderlichsten Weise zu. So gingen z. B. in Bahia die Damen nicht anders als in vollständiger Balltoilette, ausgeschnittenen Kleidern, das Haar mit Blumen geschmückt, zur Kirche. Sogar das Opernglas fehlte nicht, sie kokettiren damit auf die liebenswürdigste Art. Man denkt sich auch mehr in einem Opernhause zu sein, als in einer Kirche. Keine Spur von Andacht ringsum, kein schönes Auge strahlt von wahrer Frömmigkeit. Dazu spielt die Orgel die lustigsten Weisen aus Opern, ja, sogar Tänze! Und die klingen so fröhlich und einladend, daß neulich einige fromme Mitglieder der Gemeinde dieser Lockung nicht widerstehen konnten und in der Kirche frisch darauf los tanzten. Ich erzähle Euch kein Märchen, sondern die volle Wahrheit.

Es geht so harmlos und gemüthlich zu in der Kirche, als ob man ungefähr in einem Café chantant säße. Essen und Trinken sind keineswegs beeinträchtigt, es stört die Andacht nicht. Man stärkt sich nach Herzenslust und betet dann weiter.

So ist für jeden Genuß der Sinne gesorgt. Ißt, trinkt, tanzt und betet man nicht, so kann man sich herrlich amüsiren, indem man stille Betrachtungen über die ringsum an den Wänden hängenden Bilder anstellt.

Junge, schöne Mädchengestalten hängen dort überall abgemalt, die mit ihren Reizen kein Verstecken spielen. Unter diesen Bildern sind Inschriften angebracht, die ungefähr also lauten: „Jungen, hoffnungsvollen Frauen wird der gute Rath ertheilt, diese Bilder oft und tief zu betrachten, damit ihre Kinder gleich schön und anmuthig werden."

Die Kirche in Penedo ist ein ergötzlicher Aufenthalt, und ich bin überzeugt, viele Europäer, denen die Kirchenluft daheim unerträglich ist, würden gern die Messe in Penedo besuchen.

Vor einigen Tagen fand hier eine große Procession statt. Von Nah und Fern war Alles dazu herbeigeeilt. Schwarz, Weiß und Gelb, jede Farbe wollte dieser feierlichen Ceremonie beiwohnen.

Das war eine Komödie! In meinem Leben habe ich nichts Lächerlicheres gesehen. Das heimathliche Kasperletheater mit seinen Spuk- und Teufelsgeschichten ist einfach dagegen. Voran kam der Tod geschritten. Es war dies eine sehr hübsche und gar nicht abschreckende Persönlichkeit, die durchaus nicht an Klapperbein mit der Sense erinnerte. Er gab durch rigoroses Klappern mit einer Sperlingsklapper seine Annäherung kund, wahrscheinlich um Jung und Alt eine Mahnung zu geben, sich aus dem Staube vor ihm zu machen. Ihm folgte ein Engel im grünen Gewande und mit goldenen Flügeln, etwas dick und mit braunem Gesichte. Doch, warum sollte es nicht auch braune Engel geben? Hinter diesem farbigen Engel erschienen Adam und Eva in ihrer Toilette nach dem Sündenfalle. Dicht ihnen voraus wurde der Baum der Erkenntniß getragen mit allerlei lockenden Früchten; hinter ihnen folgte der kahle Baum als Sinnbild der Pönitenz und Strafe des Herrn.

Nun erscheint die Jungfrau, die Alles beseligende, gefolgt von ihrem Sohne, der in allen möglichsten Stellungen wechselt. Bald trägt er sein Kreuz, bald hängt er daran, bald liegt er auf der Bahre. Zu guterletzt und zum Schluß kommen noch eine Unzahl Heilige, männlichen und weiblichen Geschlechts. Dieselben wurden getragen und erschienen im schönsten Schmucke, die Frauen mit fliegenden Haaren.

Indeß schien es mir, als ob die ganze heilige Gesellschaft gerade nicht entzückt von ihrem heiligen Loose war. Sie machten sämmtlich höchst miserabele Gesichter, was man ihnen von Rechts wegen gar nicht verdenken konnte. Der Heiligenschein, der sie in Gestalt einer messingenen Glorie umgab, hämmerte unbarmherzig auf ihren Kopf und machte ihnen Kopfschmerzen. Sicherlich dankten sie Alle Gott, als sie am Abend sich ihrer Heiligkeit entledigen konnten, um wieder sündige Menschenkinder zu sein.

Auf mich hat dieser ganze Popanz einen unwiderstehlich lächerlichen Eindruck gemacht, und es kostete mich nicht geringe Mühe, ernsthaft dabei zu bleiben. Aber ein Blick auf die in tiefster Andacht lauschende Menge ringsum drückte jedes ketzerische Gefühl in mir nieder.

Während der ganzen Fastenzeit dauert dieser Firlefanz fort. Jeden Sonntag Abend wird eine Puppe, die Christus, das Kreuz tragend, vorstellen soll, unter Fackelbeleuchtung und mit mordmäßigem Geklapper durch die Straßen getragen. Alle frommen Seelen stellen dann Licht vor die Thüren oder Fenster und verbeugen sich, so lange sie die Puppe sehen.

Die Leute stehen hier noch auf einer durchaus kindlichen Stufe mit ihrem Glauben, und da nichts gethan wird, sie klüger und klarer zu machen, sondern da im Gegentheil ihre Phantasie fortwährend mit äußerm Flitter erfüllt wird, um dadurch den Geist zurückzuhalten, so werden sie wohl noch lange in dieser Kindheit verharren.

Von der Kirche zur Gesellschaft ist in Brasilien nur ein Schritt, denn meist dienen die Kirchenfestlichkeiten nur zur willkommenen Gelegenheit für solenne Gastmähler. Da wird denn gegessen und getrunken, getrunken und gegessen nach besten Kräften, und damit hat die Freude ein Ende. Unterhaltung an der Tafel giebt es nicht. Stumm sitzt Alles ringsum, in ernster Eßandacht, nur die Kinnbacken sind thätig, ja, sie sind unaufhörlich in Bewegung.

Hier verstehen die Leute noch zu essen. Der Deutsche wird es nie lernen. Er ist zu lebhaft dabei. Er ist im Stande, das Essen über eine interessante Unterhaltung zu vergessen, wie thöricht! Hier gilt der Grundsatz: „Man lebt, um zu essen,“ während der arme Deutsche immer nur ißt, um zu leben. Was schadet es, daß der Verstand bei dieser Lebensweise immer mehr zurückbleibt, gedeiht doch der Körper prächtig dabei, das ist doch die Hauptsache hier in Brasilien! Doch, ich wollte von einem Gastmahle erzählen, das ich vorgestern mitgemacht habe.

In einem kleinen Nachbarorte wurde ein Kirchenfest, die förmlich wie Pilze hier aus der Erde wachsen, gefeiert. Ein reicher Brasilianer, der in diesem Orte ein Landhaus besitzt, benutzte die fromme Gelegenheit und knüpfte eine große Abfütterung daran. Von nah und fern lud er die Gäste ein. Auch wir gehörten zu den Glücklichen.

Ganz früh am Morgen gingen wir an Bord eines Dampfers und fuhren den San Francisco hinauf. Es war eine anmuthige Fahrt, die Ufer dieses Flusses sind zum Theil entzückend. Man sagt, dieselben gleichen dem Rheinufer. Ich finde das auch, nur fehlt die Romantik des Rheins, die Burgen und Ruinen, der Zauber der Ritter- und Märchenwelt, vor Allem aber fehlt mir der Hauch der Loreley. Hier blickt nur dann und wann ein brasilianisches Haus zwischen dem Grün hindurch, aber dieser Anblick ist nichts weniger als malerisch, Unsauberkeit und Schmutz stehen als Motto über jeder Hausthür.

Wir waren eine große Gesellschaft auf dem Schiffe, an Paters fehlte es auch nicht, aber es war still, langweiligstill. Selbst das Musikcorps vermochte kein Leben in diese andächtige Ruhe zu bringen. Hätten wir diese Fahrt den Rhein so hinauf gemacht, wie ganz anders wäre sie gewesen! Deutsche Gesellschaft, deutscher Frohsinn, deutscher Wein! Hier kann einmal nichts lustig sein, die feierliche Grandezza ist Souveränin überall!

Am Abend landeten wir am Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel sich malerisch eine kleine Kirche gegen den dunkeln Himmel abhob. Das Mondlicht fiel voll gegen die Bogenfenster, daß es aussah, als ob sie innen erleuchtet sei. Das war mit einem Male ein romantischer Anblick! Er wurde gar bald verwischt, als wir das Landhaus unseres Gastgebers betraten.

Es hieß, derselbe habe sich zum Empfang für hundert Gäste eingerichtet, aber wie!

Man macht es sich bequem hier zu Lande, spart jeglichen Ueberfluß an Möbeln. Stühle und Tische, Tische und Stühle, was darüber, ist von Uebel, ausgenommen Hängematten; diese schwebende Bequemlichkeit findet sich reichlich überall vor. Wir sollten die Nacht hier zubringen; zu diesem Zwecke waren Strohmatten auf die Erde gebreitet. Betten fanden sich nicht vor. Ich bin zwar an harte Matratzen gewöhnt, aber diese Nachtruhe war mir doch noch härter als hart; ich zog es daher vor, wieder an Bord unseres Schiffes zu gehen, wir hatten auch außerdem mehr Ruhe dort.

Am andern Morgen fand sich die Gesellschaft im Landhause zusammen. Man frühstückte, legte sich in die Hängematten und faulenzte in den Tag hinein. Weiter konnte man im Grunde auch nichts thun. Die sengende Gluth machte jeden Ausflug ins Freie unmöglich. Verschiedene fromme Seelen freilich scheuten die Hitze nicht, sondern wallfahrteten wohlgemuth und im Schweiße ihres Angesichts den steinigen Berg zur Kirche hinan, um die Messe anzuhören. Ich rief ihnen ein „Glück auf den Weg“ heimlich zu und dehnte mich behaglich in meiner Matte.

Abends, als es endlich kühler wurde, deckte man eine endlos lange Tafel in dem Garten. Die Schwarzen waren noch nicht zu Ende damit, da drängten sich schon hinzu die geladenen und ungeladenen Gäste; letztere hatten sich in unverschämter Menge eingefunden. Mit dem besten Willen konnten wir keinen Platz erlangen. Aber wir waren hungrig und wollten essen. Nach manchem vergeblichen Versuch erlangten wir endlich etwas Puter- und Rinderbraten. Weiter gab es keine Fleischspeisen. Es war auch vollständig genug, wenn der Braten nur weich gewesen wäre, aber er war hart.

Wir gaben es auf, unsern Hunger zu stillen, und begnügten uns damit, zuzusehen, wie vortrefflich es den Uebrigen schmeckte, wie sie behaglich ein großes Fleischstück nach dem andern in den Mund steckten und mit ihren Zähnen zermalmten. Sie amüsirten sich auch sämmtlich wundervoll, und da sie gern ein Andenken an dieses vergnügte Fest haben wollten, so annectirten fast Alle im schönsten Einverständniß sämmtliche Messer und Gabeln. Der liebenswürdige Wirth hat nun auch ein Andenken an diesen Tag, noch mehr sein Geldbeutel, der eine empfindliche Lücke erfahren hat, das Gastmahl hat über 1000 Thaler gekostet.

Die wohlgenährten Paters ergötzten am meisten mit ihrem kolossalen Appetite. Hättet Ihr sie gesehen, diese sonderbaren Käuze, in ihren komischen Aufzügen! Der Eine trug z. B. einen großgeblümten Schlafrock, ganz patriarchalisch; ein Anderer lief wieder in einem kurzen, knappen Röckchen umher. Die verschiedenartigsten Toiletten wiesen sie auf; ich weiß nicht, ob dieselbe zu diesem Feste ihnen besonders vorgeschrieben war. Es passirt hier so viel Wunderliches, daß mich dergleichen kirchliche Vorschriften durchaus nicht in Erstaunen setzen würden.

Nun war sie zu Ende, diese „Kirchenfestfeier". Still wie wir gekommen, fuhren wir heim.

* * *

Seitdem ich die letzten Zeilen schrieb, sind Wochen verflossen. Ich war aufs Land gegangen. Der Arzt hatte mir gerathen, die Ferien zu benutzen und einige Zeit ganz still für mich in einer gesundern Gegend zu verleben.

So begab ich mich denn noch tiefer in das Innere des Landes und ließ mich in einer Art Dorf (die Häuser glichen den Ställen) nieder. Es war ein entsetzlicher Aufenthalt. Die vielgerühmte Luft war heiß und trocken über die Maßen, es hatte ja seit drei Jahren nicht geregnet. Der orkanähnliche Wind trieb Wolken von Staub und Sand in die Häuser, so daß jeder Gegenstand damit bedeckt war. Jeder Athemzug füllte die Lunge mit Sand, und dabei die Gluth! Es war zum Sterben.

Und nun unter diesen wirklich noch Halbwilden zu leben! Ihr könnt Euch keinen Begriff von der Unreinlichkeit dieser Gesellschaft machen! Es kostete mich Mühe, einen Bissen von ihren zubereiteten Speisen zu genießen.

Alle Woche einmal bereiten die Weiber eine Art Beefsteaks, so hart wie eine Tischkante, ohne Salz, ohne Butter. Dazu einen Brei von körnigem Mehle, ohne Butter, ohne Salz! Eine entsetzliche Delicatesse. Und damit füttern sie sich die ganze Woche, jeden Tag. Zuletzt konnte ich nichts mehr von diesen Raritäten genießen und nährte mich nur von Eiern. Auch die Ziegenmilch bekam mir nicht, sie war zu hitzig.

Alles hier zu Lande ist entweder zu heiß oder zu kalt für den Magen und das Blut. Ein Eingeborener ist daran gewöhnt, ein Europäer geht auf die Dauer meist dabei zu Grunde.

Mein Zimmer, ich benenne es mit diesem stolzen Namen, hättet Ihr sehen sollen! Ich schaute mich oft mit Verwunderung darin um und fragte, womit ich es wohl verdient habe, daß mich das Schicksal in diesen Pferdestall gebracht habe, und konnte meine Existenz hier kaum begreifen. Der Fußboden glich einer schlecht gepflasterten, überaus staubigen Landstraße, unter dem offenen Dache über mir kletterten große, schwarze Ratten an den Balken auf und nieder und führten des Nachts ein herrliches Concert über meinem Kopfe auf. Oft kamen sie ganz dicht an mein Lager, die zahmen Thierchen, und wenn ich mit dem Schuh nach ihnen warf, was wahrscheinlich eine unerhörte Maßregel für sie war, da die Eingeborenen sie gänzlich ungeschoren lassen, so schwiegen sie einen Augenblick still, aber bald setzten sie mit erneuten Kräften ihre Symphonie fort und musicirten, bis es Morgen wurde.

Die Seitenwände meines „Zimmers" gingen nur bis in die Mitte hinauf, so daß Verbindung mit allen übrigen Räumen im Hause war; es war eine Unmöglichkeit, einen traurigen Seufzer auszustoßen, ohne daß die ganze Hausbewohnerschaft davon in Kenntniß gesetzt wurde. Fenster befanden sich nicht in meinem Gemache, statt dessen zwei Thüren nach der Straße, die offen zu halten eine Unmöglichkeit war, da ich sonst im Staube versunken wäre.

Das war mein paradiesischer Aufenthalt, in dem ich meine zweifelhafte Sommerfrische mit Rattenconcert hielt.

Ich habe es satt! Das ganze Leben hier fängt an mir fürchterlich zu werden, ich sehne mich zurück nach meiner deutschen Heimath. Hättet Ihr nicht Winter dort, ich würde jetzt zurückkehren; so will ich das Frühjahr abwarten und dann auf den Wogen zu Euch.

Zur Würdigung der bäuerlichen Verhältnisse in Rußland.

II.

Während die Gemeindeverfassung naturgemäß das ländliche Heimathsgefühl der Bauern abschwächt, macht der Mangel an zureichendem Unterricht sie geneigt zu unklarer Auffassung gegebener Verhältnisse. Die sanguinische Unbildung machte aus dem bevorstehenden Termin, dem 19. Februar 1870, eine Art besonderer Emancipation, eine Epoche der „wahren Freiheit" oder der „vollen Freiheit" (so nannte man dieses) im Gegensatz zur bisherigen, die vom 19. Februar 1861 datirte und den Verzicht auf die angewiesene Landesparcelle nicht gestattete.

Vor Ungeduld mochte man den officiell angesetzten Termin nicht einmal abwarten. Es hatten sich Gerüchte verbreitet, es gebe in den südlicheren Provinzen feenhaft gesegnete Gegenden. Dazu hatten Einige von den warmen Quellen des Kaukasus Kunde, und nun verbreitete sich eine confuse Vorstellung von Gegenden, „wo warmes Wasser fließt" — eine sehr lockende Perspective für Kinder des nördlichen Klima. Andere hörten von Landschaften reden, die an dem Flusse Molotschnaja liegen, und weil Moloko = Milch, Moloschny = milchig heißt, so glaubten sie, an der Molotschnaja liege das Land, „wo Milch und Honig in Strömen fließen." Dazu kam, daß das Ministerium der Reichsdomänen mit Vorliebe die Bauern auf seine Ländereien hinüberzuziehen sucht, damit dort steigende Effectivbestände und zunehmende Einnahmen nachgewiesen werden können. Zu diesem Zweck vertheilt das Domänenministerium das Land gratis, wenn es nur Ansiedler bekommt. Diese Thatsache verwirrte alle Begriffe über den Werth des ländlichen Besitzes. Man ver-

stand nun gar nicht, weshalb man neun Jahre lang eine Landesparcelle behalten mußte, die Geld kostete; man verstand endlich gar nicht, weshalb man den früheren Herren Entschädigungsgelder zu zahlen hätte für Land, das man anderswo gratis bekäme. Eine Entschädigung für die drei Frohntage pr. Woche war den Bauern faßlicher, weil sie den Besitz des Edelmanns statt auf das Land fälschlicherweise bloß auf ihre Person bezogen. Das Land, meinten sie dagegen, gehöre dem Kaiser, und wenn der Kaiser solches ihnen „geschenkt“ habe, so hätten die Edelleute dafür gar keinen Anspruch auf irgend welche Entschädigung, besonders da der Kaiser durch den Domänenminister anderweitig auch „Land verschenke“, ohne daß etwas dafür zu zahlen wäre. Hat also der Bauer seinen Sinn auf die schönen Länder gerichtet, wo die Ströme aus Milch oder warmem Wasser bestehen sollen, so knüpft ihn kein moralisches Gefühl an das ihm überwiesene Landstück. Er kennt nicht den Werth des Landes, darum weiß er auch nicht, daß der Edelmann ihm Opfer gebracht, für welche derselbe (wenn auch in geringem Grade) doch einigermaßen entschädigt werden muß. Nach dem 19. Februar 1870 darf er freilich sich von seiner Landesparcelle und auch von sämmtlichen Zahlungen dafür lossagen, aber er will nicht so lange warten, weil er sich die Sachlage nicht klar vorstellt. Wichtiger scheint es ihm, daß er der Genehmigung der Gemeinde bedarf, um sich vor 1870 von seiner Landesparcelle loszusagen. Aber da weiß er Rath. Seine Gemeindegenossen sind ja nicht mehr civilisirt, als er, sie haben dieselben Begriffe vom unbeweglichen Eigenthum, wie er, und auch dieselben Wünsche und Bestrebungen. Leicht geht der Auswanderungstrieb da vom Einen auf den Andern über, und bald ist es die ganze ungetheilte Commune, welche zu den warmen Gewässern, den Milchströmen und den zu verschenkenden Ländern hin will. Wir treten gar nicht aus der Commune aus, sagen alsdann die Bauern, wir bleiben vielmehr in derselben Commune, zu welcher wir gehören, und dieselbe Commune ist es, welche auch in unserer neuen Heimath solidarisch für unsere Verbindlichkeiten haftet.

Je näher man dem Jahre 1870 kam, desto heftiger wurde die Aufregung. Was der Mensch wünscht, das hält er auch gern für wohlbegründet, besonders wenn ungenügende Bildung alle Selbstkritik unmöglich macht. Alle Ermahnung, welche Autoritäten ausgehen ließen, traf auf den ungünstigsten Boden, weil officiell alles dasjenige direct in Abrede gestellt werden mußte, woran der Bauer mit innerm Wohlgefallen glaubte. Das Aeußerste, was man den officiellen Autoritäten nachgab, war das Zugeständniß, vor Aufhebung der Leibeigenschaft sei es in der That so gewesen wie sie es darstellen, aber seit 1861 sei es anders geworden und 1870 wird es noch mehr anders, wenn die Zeit der „wirklichen und vollen Freiheit“ herankäme.

Mit diesen verwirrten Vorstellungen hatte nun von Amtswegen das Ministerium des Innern zu kämpfen. Es stand einer wichtigen Aufgabe gegenüber, und wenn das Ministerium es nur ein wenig an der außerordentlichsten Umsicht fehlen ließ, so waren vom 19. Februar 1870 desto beklagenswerthere Vorgänge zu erwarten, als selbst ein tiefgehendes Mißtrauen gegen die officielle Welt sich des Landvolkes allmälig bemächtigte, wodurch ein wirksames Belehren erschwert, ein überzeugendes Zurechtweisen oft nahezu unmöglich ward. Man darf anerkennen, daß nur durch die Umsicht und unermüdliche Thätigkeit des derzeitigen Ministers des Innern, Generaladjutanten Timascheff, die Krise einen so günstigen Ausgang nahm, wie es selbst die entschiedensten Optimisten nicht erwartet hatten.

Der glückliche Verlauf der agrarischen Krise von 1870 wäre nicht zu erzielen gewesen, hätte man nicht schon sehr früh in dieser Richtung geeignete Vorkehrungen ergriffen. In der That richtete Timascheff schon seit dem Frühjahr 1868, unmittelbar nach Uebernahme des Ministeriums des Innern, seine ganze Aufmerksamkeit auf Alles, was in der Bauerbevölkerung sich regte. Wieder hatte der Domänenminister eine Menge Land am Amur, am Kuban und am Schwarzen Meere an freiwillige Ansiedler gratis vergeben und damit die falsche Auffassung der Verhältnisse wesentlich gefördert. Solches ermöglicht sich in Rußland leider durch die verfassungsmäßige Separirung der Ministerien, so daß an die versammelten Minister eigentlich nur Dinge gelangen, die im Gesetz ausdrücklich vorausgesehen sind, oder auch solche, deren Ausführung die Machtsphäre eines einzelnen Ministers überschreitet und wo derselbe der Mitwirkung der anderen Minister nicht entbehren kann. Im Uebrigen ist es nicht unmöglich, daß ein Ministerium im besten Glauben innerhalb seines Ressorts Dinge treibt, welche die oft viel wichtigeren Aufgaben eines andern Ministeriums erschweren. Die Bauern fuhren daher zum großen Theil fort, vom Jahre 1870 das Aufhören aller Zahlungen für ihre Landesparcellen oder die massenhafte Ueberweisung von Kronländereien als Inbegriff der „vollständigen und vollen neuen Freiheit“ zu betrachten. Aus dem sehr rauhen Gouvernement Olonez und anderen nördlichen Gebieten begehrten die Bauern auszuwandern; dasselbe wollten sogar auf Kronländereien angesiedelte Bauern aus Pskoff oder Pleskau, weil ihnen allenthalben die Sage von den Gegenden mit den warmen Quellen im Kopfe herumging. In den baltischen Provinzen hörten die Bauern von einem Gouvernement Samara, wo der Domänenminister gleichfalls Land vergeben hatte; sie hörten auch von den warmen Flüssen und den Strömen von Milch in anderen Gegenden; da sie aber bibelfester als die übrigen Bauern des Reiches sind, verwechselten sie das Gehörte mit Reminiscenzen aus der heiligen Geschichte. Alle Augenblicke erschienen in St. Petersburg Deputationen von den baltischen Bauern, durch welche viele von ihnen um nichts Geringeres baten, als um die kostenfreie Uebersiedelung nach dem „biblischen Samaria“.

Diesem gegenüber hatten die Mirowyje Posredniki, Beamte, welche die aus der Dotirung der Bauern entstehenden Streitigkeiten schlichten und gütlich ausgleichen sollten, nicht mehr den alten Eifer. Der Minister erklärte formell, die Mirowyje Posredniki hätten sich überlebt und benutzten ihre Unabhängigkeit von der administrativen Gewalt, um sich ungestraft dem süßen Nichtsthun zu ergeben. Auch hatte die große und durchgreifende Reform der russischen Justiz der Polizei die Hände mehrfach gebunden: man konnte die Anstifter von Unordnungen, die Aufhetzer der auswanderungslustigen Bauern nicht mehr auf administrativem Wege bestrafen. Da bei den Bewegungen der Bauern der Mangel an Unterricht, aber nicht böser Wille die Rolle spielte, mußte der richterliche Spruch nach erfolgter Anhängigkeit der Sache in den überwiegend meisten Fällen befreiend ausfallen, und die Administration mochte sehen, wie sie zurecht käme.

Selbst die gebildeten Stände waren unklar über das Verhältniß des 19. Februar 1870 zum 19. Februar 1861, dem Datum der Emancipation. Das Ministerium des Innern erhielt oft ganz curiose Anfragen über das, was von Seiten der Regierung am 19. Februar 1870 geschehen würde. Dabei kamen die curiosen Anfragen nicht nur von Privaten und Gutsbesitzern, sondern auch sogar von Adelsmarschällen, welche doch die Tragweite aller Punkte des Ukases vom 19. Februar 1861 mehr zu übersehen im Stande sein sollten. Die meisten verlangten zum 19. Februar 1870

die Veröffentlichung eines feierlichen und formellen Manifestes, um etwaigen Unruhen vorzubeugen.

Zu einem neuen formellen Manifest war jedoch kein Grund. Im Ukase vom 19. Februar 1861 war das Erforderliche kundgethan worden. Offenbar hatte man die Absichten der Regierung mißverstanden oder irrthümlich und falsch interpretirt. Diesem Umstande mußte abgeholfen werden, sowie auch den daraus entspringenden Folgen. Vor Allem verfügte daher das Ministerium des Innern, man möge Acht haben, daß die Bauern sich behufs der Auswanderung nicht eigenmächtig aus ihren Bezirken entfernten; auf Ausführung entsprechender Absichten Betroffene möge man zu ihren Gemeinden zurückschicken; Pässe dürften während der kritischen Zeit nur ausnahmsweise und auf kurze Fristen ertheilt werden. Für den Kaukasus und das Kubangebiet (wohin sich viele freiwillige Ansiedler eigenmächtig begeben hatten) ward unter Genehmigung des Großfürsten-Statthalters Michael Nikolajewitsch verfügt, daß die dortigen Autoritäten, sobald Bauern sich übersiedeln wollten, sich nicht mit deren Gemeindeobrigkeiten, sondern mit den respectiven Gouverneuren ins Vernehmen setzen sollten. In den baltischen Provinzen wurden ausführliche Bekanntmachungen über die bei Uebersiedelungen geltenden Bedingungen erlassen und namentlich hervorgehoben, daß am Kaukasus das Land nicht mehr abgabenfrei verliehen würde.

Um seinen Maßregeln größere Garantien zu bieten, ließ der Minister einen neuen Plan über die Regeln ausarbeiten, unter welchen die Uebersiedelung von einem Gebiete nach dem andern zu gestatten sei. Es sollten hierbei die Vorzüge, welche aus Colonisationszwecken den Uebersiedlern nach dem Kaukasus geboten wurden, mit den Bedürfnissen des Augenblickes sich vertragen. Der Minister hatte im Princip nichts dagegen, daß Bauern, die von sonstigen Verpflichtungen frei waren, ihren Wohnort vertauschten; nur konnte es dem Wohle des Staates nicht entsprechen, wenn sie während der kritischen Periode dort, wo sie vielleicht in Massen durchzogen, auch bei solchen Landbewohnern den Wandertrieb rege machten, welche noch verpflichtet waren. Es ward angeordnet, daß demnach die Uebersiedler nur in kleinen Parthien ihrer neuen Heimath zureisten, und während die Zeit besonders kritisch war, sistirte man vorübergehend die Uebersiedelungen ganz. Die allgemeinen Regeln jedoch, welche der Minister hatte ausarbeiten lassen, um diese Umzüge fest zu ordnen, wurden (obwohl zeitig eingereicht) so lange beim Hauptcomite für Organisation der ländlichen Verhältnisse berathen, daß sie beim Eintreten der am meisten bedenklichen Periode nicht fertig waren. Dasselbe Hauptcomite widersetzte sich auch den Absichten des Ministers, als er auf Beseitigung der Mirowyje Posredniki hinarbeitete. Das Hauptcomite hielt sogar daran fest, daß die unpraktisch und unzeitgemäß gewordenen Mirowyje Posredniki nach wie vor bloß dem Senat verantwortlich blieben. Das Einzige, was das Hauptcomite dem Minister des Innern einräumte, war die Befugniß, für die Gouvernementsautoritäten in gewissen Fällen den Mirowyje Posredniki zu suspendiren — unter unmittelbar darauf folgendem Bericht an den Senat. Die Gouvernementsautoritäten waren sehr mäßig in der Handhabung ihrer neuen Befugniß: es wurden nur sechs Mirowyje Posredniki suspendirt — Einer von ihnen hatte eine bedenkliche Bewegung im Rjäsanischen angezettelt, doch kam sie bei seiner Suspension glücklich in Stillstand.

Ohnehin wurden alle vom Ministerium des Innern ressortirenden Befugnisse mit außerordentlicher Mäßigkeit gehandhabt. Die Gouvernementsautoritäten hatten nicht mehr das Recht, die Rädelsführer bei Bauerbewegungen, die Aufreizer zu Auswanderungen in die Verbannung zu schicken. Seit dem 10. Mai 1866 mußte in solchen Fällen der Minister selbst sich mit der dritten Abtheilung der eigenen Kanzlei des Kaisers in Vernehmen setzen, ehe man diese Art Aufwiegler auf administrativem Wege verbannen durfte. Das Ministerium griff nur in äußersten Nothfällen zu dieser Maßregel, wie solches auch die geringe Zahl der Verbannten beweist. Mit Ausnahme der baltischen und der westlichen Provinzen wurden innerhalb dreier Jahre bloß 54 Personen verbannt, nämlich: im Jahre 1868 15, im Jahre 1869 21, im Jahre 1870 (in der schlimmsten Zeit) 18. Man wählte mit Vorsicht: es gelang daher auch stets, solche Personen zu ergreifen, deren Maßregelung die angezettelte Auswanderungsbewegung sofort vereitelte.

Da aber dem Ministerium so sonderbare Anfragen über die Bedeutung des 19. Februar 1870, wie auch über den Sinn der dahin gehenden Paragraphen des Manifestes vom 19. Februar 1861 zugekommen waren, behielt der Generaladjutant Timascheff die Ungewißheit des Publicums scharf im Auge. Er achtete es als höchst nothwendig, die Localbehörden sämmtlich noch einmal auf die ganze Bedeutung der betreffenden Stellen des Manifestes von 1861 aufmerksam zu machen. Er verfuhr dabei mit meisterhafter Beziehung auf die örtlichen Begriffe. Er erließ nämlich an alle Gouvernementsverwaltungen confidentielle Schreiben; in diesen bezog sich das Ministerium auf alle bestrittenen Punkte des Manifestes von 1861 und fragte, was jene eventuell Alles in dieser Richtung zu thun gedächten? Es kamen kaum von zwei Gouvernements übereinstimmende Antworten — so sehr hatte das unsichere Urtheilen über die im Grunde klaren Punkte des Manifestes sich verbreitet. Auf Grund der erhaltenen Antworten konnte das Ministerium nun jeder Gouvernementsverwaltung die entsprechende Belehrung ertheilen, um allenthalben eine einheitliche, systematisch combinirte Verfahrungsweise zu veranlassen. Auch hatte der vom Minister gewählte Weg den Vorzug, den Anschein, als gebe die Regierung einen neuen Ukas, zu vermeiden und die Erläuterung des Emancipationsdecretes selbst den localen Vorurtheilen auf Grundlage der erhaltenen Antworten bis in die geringste Einzelheit anzupassen.

Die Erläuterungen unterzog der Minister in umsichtiger Vorsorge auch noch der Prüfung des oft erwähnten Hauptcomite, und dieses erklärte sich mit seiner Auffassung des Ukases vom 19. Februar 1861 vollkommen einverstanden. Am meisten kam es darauf an, die sanguinischen Entschlüsse, welche der 19. Februar 1870 hätte hervorrufen können, im Entstehen aufzuhalten. Wie leicht hätten viele Leute in der Hoffnung auf unentgeltliche, abgabenfreie Dotation die Gelegenheit ergriffen, sich von ihren Parcellen loszusagen! Wie leicht konnte man sich zu einem Verzicht auf die Parcelle entschließen, um sich ganz von allen ländlichen Beziehungen loszumachen, und in den Städten als unbemittelter Kleinbürger von der Hand in den Mund zu leben. Eifrigst veranlaßte das Ministerium an allen Orten vernünftige, ruhige Belehrungen der Bauern, um ihnen das ganze Risico, welchem sie sich beim Verzicht auf ihre Parcelle aussetzten, zu Gemüthe zu führen. Die Gouvernementschefs kündigten ihnen an, die Regierung werde freilich Landesparcellen im Kaukasus und an anderen Orten vergeben, aber nur für solche, welchen bisher keine Parcelle zu Theil geworden. Solche jedoch, welche Parcellen bekommen hätten und sich aus freien Stücken muthwillig davon lossagten, hätten keinen Anspruch auf eine neue Dotation; man möge daher zusehen, daß nicht die ganze Zukunft durch einen übereilten Entschluß aufs Spiel gesetzt würde. Aehnliche Ermahnungen wurden auch an solche erlassen, welche, durch die Vortheile verblendet, die sie mit einer Uebersiedelung nach den Städten ver-

bunden dachten, das Gewisse, das sie besaßen, wegzuwerfen bereit waren.

Diese umsichtigen Belehrungen zeigten die erfreulichste Wirkung, was den Tact beweist, mit welchem sie geleitet worden sein müssen. Von den funfzig und etlichen Gouvernements, welche Rußland zählt, wurden nur in zwölfen Wünsche zur Uebersiedelung nach Domanialgütern laut. Diese zwölf Gouvernements waren: Ufa, Rjäsan, Kürsk, Orenburg, Cherson, Simbirsk, Pensa, Nischny-Nowgorod, Wjätka, Taurien, Saratoff, Nowgorod. Nur in sechs Gouvernements zeigte sich der Wunsch, zur städtischen Bevölkerung, unter Verzicht auf die ländliche Parcelle, hinübergeführt zu werden. Von den 5292 Bauern, welche so zum kleinen Bürgerstande übergehen wollten, ließen sich aber die meisten von den damit verbundenen Nachtheilen überzeugen, und nur 944 hielten ihren Entschluß aufrecht, worauf demselben von den Behörden bereitwillig entsprochen wurde. Später gab es allerdings bis zum Ausgang des Jahres 1870 in 21 Gouvernements 29 Fälle von ganz localen Unordnungen. Aber auch hier zeigten sich die Maßregeln des Ministeriums so wirksam, daß in 13 Fällen davon alle Mißverständnisse auf dem Wege der Ermahnung beigelegt wurden. In den 16 übrigen Fällen mußte Militär requirirt werden, doch auch nur aus Vorsicht, denn ehe die Militärcommandos zum Einschreiten gelangten, hatte man die Rädelsführer ausgeliefert — und es ging Alles auf das Beste.

Somit hatte die agrarische Krise von 1870 einen ruhigen Ausgang. In Sachen der allgemeinen Wohlfahrt ist es gewiß das Beste, wenn eine bedenkliche Frage nicht mit einem eclatanten Effect endigt, sondern gütlich und friedlich verläuft. Man dankt es aber einzig und allein den umsichtigen Anordnungen des gegenwärtigen Ministers des Innern, daß unter den geschilderten Voraussetzungen, wo zuweilen selbst ein Mangel an wohlwollender Vorsorge allein schon eine Katastrophe veranlassen konnte, ein drohender tragischer Conflict sich zu den bescheidenen Umrissen eines ruhigen Idylls umgestaltete.

Erlebnisse schwedischer Ansiedler auf den Fidschi-Inseln.

I.

C. F. In dem ungeheuern Archipelagus, der sich im Osten und Nordosten des Festlandes von Australien ausbreitet, liegt, im Westen von den Neuen Hebriden, im Osten von den Freundschafts-Inseln umgeben, zwischen 15° 47′ bis 19° 47′ nördl. Br. und 176° 50′ bis 180° 8′ östl. L. (Greenwich), die aus mehr denn 200 größeren und kleineren Inseln bestehende Gruppe der Viti- oder Fidschi-Inseln, die von einer größern Bedeutung für den Verkehr sind und auch von deutschen Schiffen besucht werden. Dieselbe hat schon früher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und wir finden Berichte und Beschreibungen darüber in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1859, S. 191 bis 193, und 1861, S. 67 bis 71; letzterer begleitet von einer Karte (Nr. 4), nach welcher der Flächeninhalt der Inseln zu 377,87 Quadratmeilen berechnet ist.

Hier hat sich auf der kleinen Insel Nagara ein Schwede, Namens A. Egerström, niedergelassen (vergl. Petermann's Geogr. Mittheilungen 1864, S. 229 bis 230, wo Auszüge aus einem seiner Briefe vom December 1863 mitgetheilt sind) und dort mitten unter den Wilden während einer Reihe von Jahren ein beinahe ganz vereinsamtes Leben geführt. Späterhin, 1865, aber hat sich ihm ein anderer Schwede, C. J. Lindberg aus Östergötland, angeschlossen, und von diesem sind Briefe in der Heimath angelangt. In denselben schildert er die schwedische Ansiedelung auf Nagara und giebt außerdem lebhafte Schilderungen. Ich theile, dem „Aftonbladet“ folgend, daraus Einiges mit.

* * *

Ich befinde mich jetzt auf der kleinen wohlbekannten Insel Nagara, die seit vielen Jahren der Wohn- und Prüfungsort des Freundes Egerström gewesen ist! Daß ich mich an einen so entlegenen Ort begeben würde, konnte wohl Niemand ahnen, als ich 1864 aus Schweden abreiste.

Es gelang mir, zu Sydney in Neusüdwales auf der Missionar-Brigg „John Wesley“, die zu Anfang April nach Fidschi abgehen sollte, einen Platz zu erhalten. Mein Bruder und v. B. kehrten schon vor dieser Zeit zu ihrem alten Handwerke zurück und begaben sich wieder zur See; ich aber war gezwungen, noch drei Wochen länger in Sydney zu bleiben, denn die „Wesley“ fuhr erst am 21. April ab, weil ein Missionär, der mitgehen sollte, bis dahin ausblieb. Bald befand ich mich wieder auf einer langen Reise, nämlich 300 Meilen, und zwar auf einem schlechten Fahrzeuge. Die alte Arche, die 30 Fuß zu kurz war, hüpfte und rollte in ruhigem Wetter und im Sturm, so daß alle Passagiere, 20 an der Zahl, während der ganzen achtzehntägigen Reise an Seekrankheit litten; sogar das Schiffsvolk, so seegewohnt es auch war, mußte die Krankheit überstehen. Am Dienstag Morgen, 9. Mai, erblickten wir die Insel Ovalau, und bald darauf konnten wir auf derselben kleine weiße Punkte unterscheiden, von denen man mir sagte, sie wären Häuser in der Stadt Lewuka, unserm Bestimmungsorte.

Natürlich hatten sowohl während des Aufenthaltes in Sydney als auch während der Reise meine Gedanken sich am meisten mit Freund Egerström und seiner kleinen Insel beschäftigt, welche ich bald zu sehen hoffte. Einer meiner Mitpassagiere auf dem „Wesley“ hatte in Melbourne ein Buch gekauft mit dem Titel: „A Mission to Fidji 1860—1861, by Doctor Berthold Seemann“ (dem ausgezeichneten deutschen Naturforscher), welcher von der englischen Regierung wegen der beabsichtigten Besitznahme der Fidschi-Inseln hierher geschickt worden war, um dieselben zu durchreisen, die Zustände zu prüfen und darauf das Urtheil zu gründen, ob die Besitznahme durchgeführt werden sollte oder nicht. Dieses reichhaltige Werk über die Inseln war mir ungemein interessant, besonders da ich darin Verschiedenes über Egerström lesen konnte, der zweimal von dem Dr. Seemann und dem Consul Pritchard Besuch gehabt hatte. Dr. Seemann redet mit Bewunderung über den schwedischen Gentleman, der, ungleich den anderen Bewohnern der Inseln, zuerst auf die Verschönerung und die Bequemlichkeit seiner neuen Heimath und ihrer Umgebungen sein Augenmerk

richtete, und dazu beitrug, durch lange und schwierige Arbeiten, wie eine in den Berg selbst eingehauene Treppe, welche von der Höhe, auf welcher er wohnte, an das Meeresufer hinabführte, eine bedeutende Excavation des Berges, auf welchem sein Haus stand, sowie mehrere ähnliche zur Errichtung eines Badebassins, einer Quelle u. a. m. Auch berichtete das Buch, Egerström's Baumwolle wäre bei der Londoner Ausstellung bewundert worden.

Wir hatten, wie erwähnt, Ovalau vor Augen, und alle unter Deck befindlichen Passagiere eilten herauf, um die von der Morgensonne beleuchtete Insel zu beschauen. In der Entfernung gewährte dieselbe keinen einladenden Anblick: die ganze Insel schien aus kahlen, rauhen, über einander aufgethürmten Bergen zu bestehen, so daß ich, der ich mir dieses Land lachend und einladend wie ein Paradies vorgestellt hatte, in meiner Erwartung sehr getäuscht wurde, doch nur, um desto angenehmer überrascht zu werden; denn je näher die Brigg der Insel kam, um so mehr entfaltete sich die reiche Vegetation, und die in der Ferne dem Ansehen nach kahlen Berge zeigten eine Laubmatte, die nirgends, so weit das Auge reichte, eine Unterbrechung hatte.

Gleich nachdem die Brigg Anker geworfen hatte, begab ich mich ans Land, neugierig, mich in Lewuka und der Umgegend umzusehen. Lewuka, die Hauptstadt „der Weißen“ hier auf den Fidschi-Inseln, hat eine enge Lage zwischen dem Meere und den fast unmittelbar von dem Strande sich erhebenden Bergen, welche eine Erweiterung der Stadt in der Breite unmöglich machen. Es giebt hier noch über dreißig hölzerne Häuser, und die einzige Straße steht bei der Fluthzeit fast ganz unter Wasser. Am Ende der Straße fließt ein kleiner Bach, hinter welchem die dreieckigen, Heuschobern ähnlichen Häuser der Fidschianer sich erheben. Da man sehr selten Fremdlinge in Lewuka sieht, so wurden wir während unseres Marsches durch die Stadt von Fenstern und Thüren aus viel begafft. Hier und da wurde uns ein „Guten Morgen!“ und „Was Neues?“ zugerufen. Außerdem hatten wir dicht hinter uns einen Haufen müßiger Fidschianer, welche uns mit lächelnder Miene und Handschlag begrüßt hatten, uns eben so treulich begleiteten, wie Straßenjungen einen Drehorgelspieler.

Von einem gesprächigen amerikanischen Plantagenbesitzer erfuhren wir endlich, daß in der Fidschianerkirche eine große Anzahl Häuptlinge eine Zusammenkunft mit dem englischen Consul hätten. Folglich lenkten wir unsere Schritte dieser Kirche zu, vergnügt über die uns gebotene Gelegenheit, so bald die vornehmsten Persönlichkeiten der Inseln sehen zu können. Als wir in die Kirche traten, sahen wir ungefähr 40 auf der Erde sitzende Fidschianer, deren einzige Bekleidung in einem um den Leib gewickelten baumwollenen oder Fidschi-Zeuge bestand. Vor ihnen saßen an einem Tische der englische Consul und sein Secretär; letzterer diente auch als Dolmetscher zwischen dem Consul und dem sogenannten Fidschi-Könige, Thakumbau, welcher meistentheils das Wort führte und nur bisweilen von seinem Bruder Ratu Draningbaka und einigen Anderen der vornehmsten Häuptlinge unterbrochen wurde.

Obgleich ich in Queensland Gelegenheit gehabt hatte, Hunderte von den Eingeborenen Australiens zu sehen, so war mir dennoch der Anblick dieser Fidschianer etwas Neues und Interessantes. Ihre langen, lichtbraunen, kräftigen Gestalten deuteten Gelenkigkeit und Kraft, ihre größtentheils schönen Gesichtszüge Intelligenz an; was aber auf den Fremdling den größten Eindruck machte, waren ihre zierlichen, nach allen Seiten glorienartig den Kopf umgebenden Haare, welche wohl die Bewunderung und den Neid manches Europäers verdienen konnten. Nächst dem Thakumbau bewunderte ich am meisten seinen erwähnten Bruder Ratu Draningbaka, dessen Aehnlichkeit mit unserm Könige Karl XV. in der That merkwürdig war.

Nach Beendigung der Zusammenkunft begann ich mich zu erkundigen, wie ich wohl Gelegenheit finden könnte, hierher nach Nagara zu kommen, und hatte endlich das Glück, Egerström's nächsten Nachbar, den Capitän Case, zu treffen, der eben in Lewuka war. Egerström, dem meine Ankunft bekannt war, war so vorbedacht gewesen, Case zu bitten, mich von Lewuka nach Nagara mitzunehmen, falls ich angekommen wäre; sonst hätte ich einen Fidschianer annehmen müssen, mich in seinem Canot herzubringen, und da hätte mir die kurze Reise ungefähr 50 schwedische Reichsthaler an Werth in Gütern gekostet, denn unter einem solchen Preise wären die faulen und unverschämten Eingeborenen darauf nicht eingegangen. Schon am folgenden Tage beschloß Case abzusegeln, weshalb ich in aller Eile meine Sachen von der Brigg abholte und dieselben von zwei Fidschianern in Case's Boot tragen ließ. Diese forderten für ihre Mühe jeder ein Rasirmesser, und erhielten es auch, weil ich, trotz alles Marktens, sie nicht dazu bewegen konnte, die beiden Kämme anzunehmen, welche ich ihnen als Bezahlung anbot. Da die Fidschianer sich nicht auf Geld verstehen, so muß man nothwendig mit verschiedenen Handelsartikeln, die für sie Werth haben, versehen sein, um sie ihnen anstatt des Geldes als Bezahlung geben zu können.

Da meine beiden Mitpassagiere keine Beschäftigung hatten, trug Case ihnen an, mit ihm in seine Heimath Ovandrau, beinahe drei Meilen jenseit Nagara, zu kommen und sich dort so lange aufzuhalten, bis sie sich ein passendes Engagement verschaffen könnten. Folglich erhielt ich die Gesellschaft dieser beiden jungen Männer, die zuvor auf Neuseeland ansässig und dort einige Jahre mit unter den Freiwilligen gewesen waren, die das Land gegen die Eingeborenen vertheidigt hatten. Wir verließen Lewuka um die Mittagszeit, und das Boot wurde von einer leichten Brise langsam vorwärts getrieben; bald aber hörte diese auf, und daher beschloß Case, nachdem John, sein schwarzer Diener, versucht hatte, das Boot durch Rudern vorwärts zu treiben, an einem Orte Namens Korokoro anzulegen, dessen Besitzer, ein Deutscher, aber gerade nicht zu Hause war. Wir wurden also von einer fidschianischen Familie, die in der Abwesenheit des Besitzers das Haus bewachte, in Empfang genommen. Case erzählte uns manche unheimlichen und unterhaltenden Abenteuer, die er seit seiner Ankunft erlebt hatte. In der Nähe seiner und Egerström's Heimath hat der noch jetzt anhaltende Krieg zwischen den Berg- und Küstenbewohnern am heftigsten gewüthet: tägliche Schlachten und in Folge derselben Kannibalismus in der Nähe ihrer Wohnungen sind eben für sie nicht aufmunternd gewesen, besonders da sie oft von den ungeordneten und gesetzlosen fidschianischen Kriegerhorden am Leben bedroht worden sind und ihnen von denselben ihr Eigenthum zerstört oder geraubt worden ist.

Der fidschianische Hausvater trat herein mit einer auf seinen ausgestreckten Armen liegenden gewaltigen Bürde, welche er auf die Erde legte. Darauf begann er die Umhüllung des stark rauchenden Packetes, welche aus 3 bis 4 Ellen langen und halb so breiten Bananenblättern bestand, zu entfernen, und als das geschehen war, kam ein gebackenes Schwein zu Tage. In anderen ähnlichen Blättern lagen gebratene Yamswurzeln, auch Citronen, Apfelsinen, Bananen fehlten nicht, und wir hatten eine herrliche Mahlzeit. Luxusartikel, wie Teller, Messer und Gabel, waren hier ganz unbekannt; wir mußten Bananenblätter als Teller und die Finger als Messer und Gabel anwenden.

Das Braten eines jungen Schweines in der erwähnten

Art geschieht folgendermaßen: Ein rundes Loch wird mit Holz gefüllt, dieses angezündet und oben auf dasselbe eine Anzahl von Steinen gelegt, welche auf dem Boden des Loches liegen bleiben, wenn das Holz ausgebrannt ist. Auf diese Steine wird eine Menge Gras und Laub geworfen und darauf das sorgfältig in Bananenblätter eingehüllte geschlachtete Schwein gelegt. Nun wird wieder eine Schicht von Gras und Laub aufgeworfen und zuletzt so viel Erde aufgepackt, daß weder Rauch noch Hitze durchdringen können. Einige Stunden später oder nach noch längerer Zeit, je nach der größern oder geringern Hitze in der Grube, wird die Erde weggeschaufelt, Laub und Gras weggenommen und das Schwein, gut gebraten in seinem eigenen Brodem und frei selbst von den geringsten erdigen Partikeln, ist zum Verspeisen fertig und schmeckt doppelt so gut, als wenn es gekocht wäre.

Während wir speisten, hatten die Fidschianer uns zu Ehren das von ihnen sehr stark benutzte und beliebte Kava, ihr einziges berauschendes Getränk, zubereitet und luden uns ein, in einem benachbarten Hause eine Schale zu leeren. Ich hatte mehrmals von diesem bei den Südsee-Insulanern beliebten Rauschtrank gelesen, und war daher neugierig, denselben zu kosten; doch mir verging die Lust, als ich auf dem Wege nach dem Hause, wo er getrunken werden sollte, an die Art und Weise der Zubereitung desselben dachte. Die Kava wird nämlich von der Yangonawurzel (Piper methysticum) zubereitet, welche erst zu den feinsten Fragmenten gekaut, darauf in kaltem Wasser geknetet und filtrirt wird, dann ist das Getränk fertig. Als wir in das Haus kamen, sahen wir etwa ein Dutzend Fidschianer, Männer und Weiber, in einem Halbkreise, dessen Mittelpunkt die große Getränkschale war, auf der Matte des Fußbodens sitzen. Ein vor der Schale sitzender Fidschianer, der eben die Zubereitung des köstlichen Getränkes beendigt hatte, begann, nachdem auch wir Platz genommen hatten, als Mundschenk zu fungiren. Jetzt kann ich nicht anders als lachen, wenn ich an die Angst und Bangigkeit denke, die ich empfand, als ich zu der Gewißheit gelangt war, daß ich von der in der Bowle befindlichen, dem Anscheine nach so unappetitlichen Mischung trinken sollte, welche noch obendrein der vor derselben sitzende schwarze, nackte, häßliche, greinende Fidschianer schon in Mund und Händen gehabt hatte. Ich kroch unwillkürlich ein wenig zurück und hegte in meinem Innern den Gedanken, mich unbemerkt hinwegzuschleichen; da ich aber gleich einsah, daß dieses unmöglich war, so fragte ich Case, ob ich das Trinken wohl ausschlagen dürfte; doch auf seine Antwort, daß sich in diesem Falle die Fidschianer für beleidigt halten würden, beschloß ich, mich in mein Schicksal zu fügen. Die Kava wurde in einer großen Kokosnußschale servirt; diese wurde erst dem Case und darauf meinen Gefährten gereicht, welche alle den Inhalt der Schale leerten, ohne abzusetzen. Als die neu gefüllte mir gereicht wurde, setzte ich sie an den Mund, machte die Augen zu und versuchte, meine Gedanken auf alles Andere außer Kava zu richten, und so gelang es mir, die Schale zur Hälfte zu leeren. Jetzt bin ich gleichwohl schon so abgehärtet, daß ich, falls es sein muß, Kava ebenso gut trinken kann, als ob es Punsch wäre.

Nachdem auch die Fidschianer Kava getrunken hatten, welche nicht, wie die berauschenden Getränke in Europa, belebend, sondern im Gegentheil erschlaffend und einschläfernd ist, gingen wir hinaus in das Grüne, um einem Tanze der jungen Leute der benachbarten Häuser zuzusehen. Der tanzende Haufe bildete einen einzigen großen Kreis, in dessen Mitte sich eine männliche und eine weibliche Person befanden, deren Pflicht es war, auf einer Trommel und einem andern geräuschvollen Instrumente Musik zu machen, und die von Zeit zu Zeit von anderen abgelöst wurden. Uebrigens sangen alle einen monotonen Gesang, indem sie mit den Händen den Tact schlugen; und was den Tanz betrifft, so bestand derselbe in mehr oder weniger hohen Luftsprüngen und geschickten gymnastischen Bewegungen, die von keiner Bekleidung gehindert und sämmtlich mit Ordnung und Tact ausgeführt wurden. Als wir müde wurden, länger zuzusehen, begaben wir uns zur Ruhe, konnten aber vor der geräuschvollen Tanzmusik und dem Gesange, welche beide die ganze Nacht fortgesetzt wurden, kein Auge zuthun.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Ostindien.

Unter den indischen Fürsten sind mehrere, welche die neue Zeit begreifen und so zu sagen dem Fortschritt huldigen. Zu ihnen gehört der Maharadscha von Pattiala, Fürst eines der 25 „Schutzstaaten diesseits des Sutledsch". Der Vicekönig, Lord Mayo, hatte ihn im Februar nach Calcutta eingeladen, um ihn dort in feierlicher Sitzung zum Großcommandeur des Sterns vom India-Orden zu ernennen und ihm die Insignien desselben zu überreichen. Der Maharadscha ist erst etwa 18 Jahre alt, hat aber schon etwas Männliches. Das Capitel wurde mit großer Pracht und allen Ceremonien abgehalten. Der mit Gold und Juwelen gleichsam übersäete Maharadscha von Wisianagran und Sir Richard Temple geleiteten ihn bis zu dem Thronhimmel, unter welchem der Vicekönig saß; der erstere heftete dem Fürsten von Pattiala den Stern an, die Halskette wollte ihm der Vicekönig umhängen. Nun hatte aber der Fürst einen so ungewöhnlich großen Turban von seltener Pracht auf dem Kopfe, daß die Kette anfangs nicht hinüber ging; — das war ein „Moment der Verlegenheit", besonders da die vielen englischen Damen ihn scharf aufs Korn nahmen. Auch der Maharadscha von Dscheypur, der schon im vorigen Jahre zum Großcommandeur ernannt wurde und sich sehr anhänglich zeigt, war zugegen. Er ist aus dem edelsten Radschputenblute und einer der besten Radschputenfürsten. Er hat in seiner Hauptstadt Dscheypur (Jeypore schreiben die Engländer) eine wirkliche Kunstschule gegründet, die trefflich gedeiht; ein Gleiches ist der Fall mit dem Lyceum, auf welchem die jungen Edelleute seines Landes studiren. Er interessirt sich aufrichtig und lebhaft für jeden Fortschritt. — Der Radscha von Wisianagran ist ein ritterlicher Herrscher, der sich stolz ausnimmt. Mit dem Stern eines Großcommandeurs wurde noch ein anderer indischer Fürst begabt, ein Mann in sehr hohen Jahren, Golam Mohammed, Sohn des berühmten Tippu Sahib von Maïssur, der vor 72 Jahren, am Jahrestage dieses Ordensfestes, von den Engländern in der Schlacht von Malavelly aufs Haupt geschlagen wurde und dann seine Hauptstadt Seringapatam und sein Leben verlor. Man war damals unschlüssig, ob Haider Ali's, also auch Tippu Sahib's Familie den Thron behalten, oder ob man statt derselben, die eine mohammedanische Erobererfamilie war, die Regierung den früheren Hinduherrschern übertragen solle. Von der Hindufamilie waren

noch Sprößlinge vorhanden; als Nawab wurde ein fünfjähriger Knabe auf den Thron gesetzt, und Tippu Sahib's Kinder wurden anderweitig versorgt, zuerst in Vellore, dann in Calcutta. Der Sohn Tippu Sahib's, Haider Ali's Enkel, verhielt sich friedlich. Nun ist er ein hochbetagter Greis; seit vielen Jahren interessirt er sich für Waisenhäuser und Volksschulen, steht in allgemeiner Achtung und ist zufrieden.

Die europäischen Romane, vorab die oft sehr langweiligen englischen, werden auch unter den Hindus gelesen. Der Berichterstatter der „Times" in Calcutta war im Februar auf das Landgut eines reichen Bäbu eingeladen; auch der anglikanische Bischof hatte sich eingefunden; das berühmte Epos Valmiki's, Ramayana, sollte theilweise von einem Hindu vorgelesen werden. Der Bäbu besitzt eine ausgezeichnete Bibliothek, in der viele wissenschaftliche Werke, aber auch die neuesten Novellen vorhanden sind. Auf die Frage, welche Bücher am meisten gelesen werden, antwortete der Sohn des Bäbu: „Wissenschaftliche und theologische weniger als Romane und Novellen." Der Vorleser war ein Brahmine, ein überaus fetter und ungewöhnlich häßlicher Mann; er verdient durch seine Vorlesungen jährlich seine 10,000 Thaler. Dieser Brahmine las ganz vortrefflich, aber — der Bischof von Calcutta schlief ein! Es handelte sich ja nicht um theologisches Gezänk.

Ein Reformer unter den Hindus, der auch Europa besucht hat und zum Verdruß der Bigotten in London ein sehr aufgeklärter Mann und kritischer Kopf ist, Keschab Tschender Sen, hielt in Calcutta im Februar einen öffentlichen Vortrag über die Verbesserung der Lage unter den Hindufrauen. Die Anhänger des Brahmo Somadsch dürfen, der Vorurtheile des Volkes wegen, auch jetzt noch nicht gemeinschaftlich mit Frauen ihre Kirchen besuchen; diese „Brahmisten" sind bekanntlich Deisten. Zu welchen bedauerlichen Austritten die Vorurtheile der Hindus in Bezug auf die bisherige, durchaus unwürdige Stellung der Frauen führt, davon giebt der nachstehende Vorfall ein Zeugniß. Ein Richter an einem Untergericht in Bombay, Herr Moroba Canoba, Wittwer und etwa 60 Jahre alt, heirathete eine Frau von 25 Jahren, die von frühester Kindheit an Wittwe gewesen ist; der Knabe, mit welchem man sie verheirathet hatte, war schon in seinem achten Jahre gestorben. Die Kinder des Richters aus erster Ehe waren über die Maßen empört, daß ihr Vater eine Wittwe geheirathet hatte, und machten dem Ehepaare das Leben geradezu unerträglich. Um der Qual zu entrinnen, banden sie sich mit einem Strick aneinander und ersäuften sich!

In Ostindien verwendet die britische Regierung in jedem Jahr eine beträchtliche Summe Geldes für Arbeiten von öffentlichem Nutzen; für das Finanzjahr 1871 sind 2,365,000 Pfund Sterling angewiesen worden für den regelmäßigen Dienst. Im vorigen Jahre belief sich der Betrag auf 4 Millionen, wovon 1½ Million für die Provinzialverwendung. Von jenen 2,365,000 werden verwandt: 1,012,500 Pfund Sterling im Kriegsdepartement, z. B. Bau gesunder Casernen ꝛc., 150,700 für Civilbauten, 115,900 für Straßen und Verbindungswege, 454,900 für Ackerbau ꝛc. Für außerordentliche Ausgaben für öffentliche Werke beläuft sich der Voranschlag auf die erhebliche Ziffer von 3,626,000 Pfund Sterling, welche durch Anleihen beschafft werden sollen. Sie werden zumeist für die Anlage von Bewässerungscanälen verwandt, welche für Indien bekanntlich von so großer Wichtigkeit sind. Gegenwärtig sollen neue Canäle gegraben und die vorhandenen Linien ausgedehnt werden: im Pendschab, in den nordwestlichen Provinzen, in Audh, Berar und Radschputana.

Die Verfolgung der Christen in Korea.

Wir erwähnten vor einigen Wochen, daß die Nordamerikaner unter Commodore Rodgers einen Schiffszug gegen die Halbinsel Korea unternehmen, um die Eröffnung dieses Landes für den Handel zu erzwingen. Wir müssen abwarten, welche Resultate in dieser Hinsicht erzielt werden; jedenfalls wird die amerikanische Expedition dem König und den Mandarinen in Korea unwillkommen sein, und da es Christen sind, welche als ungebetene Gäste sich aufdringen, so werden die einheimischen Bekehrten wieder einen schweren Stand bekommen. In fast alle Irrungen und Kriege mit den ostasiatischen Völkern spielt mehr oder weniger der Umstand hinein, daß europäische und amerikanische Missionäre in die fremden Länder kommen, an dem Hergebrachten rütteln und sich der Landesreligion feindlich gegenüberstellen. In Korea sind im März 1866 neun katholische Missionäre, welche sich unter Mißachtung der königlichen Erlasse ins Land eingeschlichen und Proselyten gemacht hatten, für die Uebertretung der Reichsgesetze mit der Todesstrafe belegt worden. Das Blatt „Missions catholiques" wollte damals wissen, daß außerdem etwa dreitausend christliche Koreaner den Tod erlitten hätten. Jenes Blatt meldete, „was die Klugheit ihm gestattete zu veröffentlichen", und der Inhalt ist folgender:

Man schätzt die Zahl der „Märtyrer" auf mehr als 2000, von denen über 500 allein auf die Hauptstadt kommen; während in den Provinzen die Christen in Verhör genommen werden, erdrosselt man in der Hauptstadt alle diejenigen, welche als ehemalige Christen erkannt werden, ohne Procedur auf der Stelle im Gefängnisse. Alle Christen sind verjagt und viele der Getreuen kommen elend um, während die Heiden die Verfolgung benutzen, um ihnen Alles, was ihnen etwa noch blieb, wegzunehmen. — Ein neues Gesetz befiehlt allen Einwanderern, sich bei den Bezirksbeamten zu melden, sobald sie angekommen sind, um sich auszuweisen, ob sie Christen sind oder nicht. Der König von Korea hat gesagt: „Binnen sechs Jahren will ich diese Religion mit der Wurzel vertilgen." Drei Christen der Hauptstadt sind Apostaten geworden und haben viele ihrer früheren Mitchristen angezeigt.

In dem Missionsberichte wird der koreanische Herrscher auch sonst als blutgieriger, verhaßter Tyrann geschildert, der eine werthlose Münze schlagen ließ, welche Zwangscours erhielt, die er aber selbst wieder anzunehmen sich weigere; mehrere Leute, welche die Annahme dieser Münze verweigerten, seien hingerichtet worden; sein Bruder, der ihm Vorstellungen machte, mußte entfliehen und sich versteckt halten. Es werden Beispiele muthiger Bekennerschaft von Christenfamilien angeführt, die den Missionären, die noch in Korea blieben, eine Zufluchtsstätte bieten. Der Versuch der Franzosen, durch eine Schiffsdemonstration dem Tyrannen Schrecken einzujagen, lief bekanntlich schlecht aus; die Franzosen zogen von Kiao-ke mit blutigen Köpfen ab.

Die Verhältnisse liegen, wie man sieht, auf Korea ähnlich wie in Annam vor dem letzten Kriege, der zu der Losreißung der Südprovinzen führte, aus denen die Franzosen sich eine einträgliche (?) Besitzung mit der Hauptstadt Saigong geschaffen haben. Der König von Korea ist unumschränkter Gebieter und Herr des ganzen Grundes und Bodens im Reiche; zum Pekiner Hofe, dem er jährlich zweimal Geschenke zu schicken hat, steht er in einem ähnlichen Verbande, wie der Vicekönig von Aegypten zur Pforte. Zwischen China und Korea wird, um Grenzstreitigkeiten zu meiden, ein breiter Gürtel Landes gelassen, der nicht bebauet werden darf. Die Hauptstadt Han-tsching, auch Hang-jang oder chinesisch King-ki-tao genannt, ist stark bevölkert, mit Mauern nach chinesischer Art umgeben und liegt zwischen Bergen in der Mitte der Halbinsel.

Aberglauben in Neu-England.

In einem Berichte der zu Neuyork erscheinenden „Evening Post" aus dem „Hügellande" im Staate Neuhampshire lesen wir Folgendes:

„In diesen Wäldern sind die Ueberreste alten Aberglaubens kaum ausgestorben. Es giebt daselbst Leute, welche sich zu erinnern wissen, daß alte Weiber von ihren Familien gemieden wurden, weil sie im Geruche der Hexerei standen. Die Geschichten von Männern, welche steif und lahm aufwachsen, weil sie um Mitternacht von Hexen nach ihren Versammlungen auf den Hügeln gefahren worden, über höllische, aus Waldkräutern ge-

braute Getränke, welche die Trinkenden wahnsinnig machten; von hinter Wasserfällen verborgen liegenden Schätzen, bestehend in Gold, Edelsteinen und Amuletten, würden sogar gegenwärtig als bloße Märchen das Tageslicht nicht ertragen können. Unter den Bäumen an der Hügelseite sollen sich Gespenster umhertreiben; aus der Erde dringt Stöhnen und Wehklagen hervor; ein jammerndes, sich das Haar ausraufendes Weib kommt an den Waldrand und fleht den Reisenden um Hülfe an. Wenn er folgt, so führt sie ihn zu einem im Hohlwege des Waldes liegenden Gerippe und verschwindet. In den Wäldern halten sich die Zauberinnen auf, welche prophezeien können, wohin ein gestohlenes Pferd gekommen, und wo das Kind begraben werden muß, damit den Angehörigen nicht dasselbe Schicksal zu Theil wird. Holzhacker haben von den Gipfeln der Bäume Laternen mit farbigem Licht schwingen und auf den höchsten Bergspitzen, welche nie ein menschlicher Fuß betreten, Irrlichter lodern sehen.

Es sind noch manche Spuren des alten englischen Aberglaubens vorhanden. Wenn ein Mensch ein Glied verliert, so muß dasselbe so sorgfältig begraben werden, als ob es ein Leichnam wäre, damit das verlorene Glied am Auferstehungstage nicht fehle. Wenn ein Freund stirbt, so ist es unheilbringend, eine dem Todten gehörende Haarlocke zurückzubehalten. Das Haar darf nicht verbrannt werden, denn dies würde bedeuten, daß der Körper fürchterlichen Qualen unterworfen sei, sondern es muß sorgfältig begraben werden. Die Zauberinnen und Hexen, welche einst in den Wäldern herrschten, übten einen großen Einfluß auf die diesseits der White Mountains lebende Bevölkerung aus. Den Landstraßen entlang sind jene Sagen bei dem gebildeten Volke verwischt, aber man findet sie heutzutage in den großen Städten und in der Einsamkeit der Wälder. Um sie zu hören, muß man am Herde der Unwissenden Platz nehmen und der Weisheit alter und junger Weiber ein williges Ohr leihen, denn beide schenken jenen Märchen Glauben."

Livingstone. Ueber ihn ist endlich einmal eine sichere Nachricht eingegangen. Wir erfahren, daß er sich im October 1870 am Leben befand, aber, da Briefe von ihm nicht eingetroffen sind, wissen wir nicht, was ihm während der letzten paar Jahre begegnet und wo er umhergezogen ist. Er befindet sich seit nun fünf Jahren — Mai 1866 zog er vom Rufidschi nach dem Innern — auf der Wanderung. — Consul Kirk in Sansibar meldete an die Geographische Gesellschaft in London Folgendes:

Scherif Bascheik ben Ahmed, derselbe Araber, welcher von Sansibar abgeschickt wurde, um Dienerschaft und Vorräthe für Livingstone nach Udschidschi am Tanganyika-See zu bringen, war dort angekommen. In seinem vom 15. November 1870 datirten Briefe meldet er, daß am 10. November ein Bote ihn besucht habe, der aus Menama (oder Manyema) gekommen war mit Briefen von den sich dort aufhaltenden Arabern, und einem Briefe vom „Doctor" (— nämlich Livingstone; über den Inhalt dieses Briefes wird jedoch kein Wort gesagt —); diese Briefe trugen das Datum vom 15. October. Die Boten antworteten auf die an sie gerichteten Fragen, der Doctor befinde sich wohl, sei aber vorher leidend gewesen. Er halte sich in der Stadt Manakosa auf, bei Mohammed ben Gharib und warte auf die Karawanen. Er sei ohne Mittel und habe nur wenige Begleiter, bloß 8 Mann, so daß er nicht fort- und herunter (nämlich nach Udschidschi) kommen könne. Scherif meldet weiter, daß er nun 12 Mann mit allerlei Vorräthen, Schuhen, Quinin, Schießbedarf ꝛc. dem Doctor entgegengeschickt habe und daß er seinerseits in Udschidschi bleiben wolle, bis er weitere Verhaltungsbefehle vom Doctor erhalten habe. — Ein anderer Brief, welchen Said ben Madschid aus Udschidschi an einen Kaufmann in Sansibar geschrieben, besagte, daß im Lande Alles gut stehe; es seien Briefe von den arabischen Kaufleuten aus Menama eingetroffen, welche melden, daß der Christ bei ihnen sei und daß die Karawane von dort im April 1871 nach Udschidschi zurückkehren wolle.

Wir wissen also, daß Livingstone sich im Westen des Tanganyika-Sees aufhält und nach Udschidschi geht, also nicht nach Norden oder Westen, und daß wir über die dort vermuthete Region der Nilquellen noch nichts erfahren.

* * *

— „Woher stammt das Wort Cacique und was ist dessen eigentliche Bedeutung?"

Auf diese von Frankfurt aus an uns gerichtete Frage können wir die folgende Antwort geben.

Mit Kazike (Cacique) bezeichnet man bekanntlich im Allgemeinen den Häuptling eingeborener Stämme in Süd- und Centralamerika, auch in Westindien, als hier noch Indianer vorhanden waren. Der Name ist jedoch nicht einheimisch, sondern rührt von den Spaniern her; bei den verschiedenen Indianervölkern führten die Häuptlinge und Vorsteher natürlich sehr verschiedene Benennungen. Auf der Hochebene von Cundinamarca, im heutigen Neugranada, bei Bogota, hieß der Häuptling Zagui; auf der Landenge von Darien im weitern Sinne Sako und Quevi; bei den Caras, welche einst Quito eroberten, Scyri; bei den Inca-Peruanern Curaca; bei den Araukanern in Chile heißt er noch heute Ulmen. — W. Bollaert, ein sehr verständiger Forscher, übersetzte 1861 für die Hakluyt-Gesellschaft in London das alte spanische Werk Ursua's und Lope de Aguirre's Werk: „Das Suchen nach dem Dorado", welches 1560 verfaßt worden ist. Im Glossarium derselben fand er, daß das Wort Cacique ursprünglich aus Mazagan (dem alten marokkanischen Seeräuberneste) stammt, und daß die spanischen Conquistadoren das arabische Wort Scheich in Cacique corrumpirten und auf die amerikanischen Häuptlinge anwandten. Vergleiche: Ancient tombs in Chiriqui, in den Transactions of the Ethnological Society of London, 1863. Vol. II. p. 148.

— Die Great Northern Telegraph, China and Japan Extension Company hatte am 1. April den Telegraphendienst zwischen Hongkong und Schanghai eröffnet. Einige Tage später wurde das Kabel durch einen Schiffsanker beschädigt, aber sofort wieder hergestellt, und seit dem 16. April arbeitet die Linie regelmäßig. Zwischen Hongkong und Singapore ist noch eine Lücke. Die Kabel für die Strecke zwischen Schanghai und Japan sind im April von London abgeschickt worden; von Nagasaki wird ein Kabel nach Wladiwostock an der Küste des russischen Amerika gelegt; von dort ist gegenwärtig der Telegraph durch Sibirien bis nach der Grenze des europäischen Rußland in Betrieb.

— Die Canadian Dominian hat für das laufende Finanzjahr ihre Ausgaben auf 16,392,808 Dollars veranschlagt; ihre Einnahmen auf 16,810,000.

— Im russischen Gouvernement Kaluga, im Kreise Meschdschowsk, ist „wieder ein Skopzennest ausgenommen worden". Sie waren bis 1870 in Verkündigung ihrer Lehren und in der Ausübung ihrer bekannten Praxis unbehelligt geblieben; jetzt sind ihrer mehr als 100 aus verschiedenen Dörfern in Haft, namentlich in der Stadt Koselsk.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni · Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Wilhelm Lejean's Wanderungen im nordwestlichen Indien.

II.

Der Berg Mahaban am Indus, der Aornos der alten Hellenen. — Im Gasthause eines alten Sikhkriegers in der Gesundheitsstation zu Marri. — Rawalpindi. — In Lahore, der Hauptstadt des Pendschab. — Amritsir; der goldene Prachttempel; der heilige Teich der Unsterblichkeit. — Die Akalis und ihr eiserner Discus. — Shawlfabrikation. — Das Dorf Sanga. — Der Fürst von Tschamba. — Eine romantische Sage. — Ueberschwemmungen. — Charakter des Indusdelta.

Hinter Abbotabad thürmen sich hohe, schneebedeckte Berge auf; nach jener Richtung hin liegt das Thal der Hazara und die Bergbewohner sind unabhängige Afghanen, gegen welche auch der Maharadscha von Kaschmir nichts hat ausrichten können. Sie sind als Eroberer ins Land gekommen und haben die dardischen Völker indischer Abstammung weiter nach Norden hin verdrängt. (— Ueber diese in hohem Grade interessanten Völker Dardistans werden wir, nach Dr. Leitner's Schilderungen, nähere Mittheilungen im „Globus“ geben. —)

Lejean wanderte vom Bergland zurück nach Lahore, der Hauptstadt des Pendschab. Unterwegs begegneten ihm englische Soldaten, welche sich die Zeit mit Einfangen von Schmetterlingen vertrieben. Jeder hatte ein Netz und die Ausbeute war nicht gering. Es ist sehr löblich, daß manche Offiziere ihre Leute zum Sammeln naturwissenschaftlicher Gegenstände anhalten; dadurch sind die Sammlungen in manchen Museen der indischen Städte vielfach bereichert worden.

Manche Landschaften fand der Reisende „wunderbar schön“. Ein Berg stieg hinter dem andern empor, und riesige Massen fielen dann ab, um das Tiefthal zu bilden, durch welches der Indus strömt. Der Fluß hat bis dahin einen Lauf von etwa zweihundert deutschen Meilen gemacht, und seine Wasserfülle ist schon dort im Hochlande sehr beträchtlich. Unter den Berggipfeln tritt insbesondere der Mahaban hervor, welchen Lejean für den Aornos der Griechen hält, und dessen Arrian in der Beschreibung der indischen Feldzüge Alexander's des Großen erwähnt. Die alte Benennung wird wohl Anarana, d. h. der befestigte Ort, gewesen sein, und daraus haben die Hellenen Aornos gemacht, also „ohne Vögel“, „weil er so hoch sei, daß nicht einmal Vögel seinen Gipfel erreichen könnten.“ Aber der Mahaban ist niemals gemessen worden; Lejean meint, daß er nicht höher als 3000 Meter sei; von Seiten der Griechen liegt demnach eine Uebertreibung vor.

In Marri, der früher mehrfach von uns erwähnten Gesundheitsstation, wohnte der Reisende in einem Gasthofe, dessen Wirth ein alter Sikh war. Er trug einen weißen Bart, der seinem Gesichte einen etwas wilden Ausdruck gab. Er hieß Pihr Singh, d. h. Pihr der Löwe, aber „Löwe“ ist jeder Sikh und der Ausdruck will nicht mehr und nicht weniger besagen, als unser Herr bedeutet. Der Mann sah, wie unsere Illustration zeigt, für einen Gastwirth grimmig genug aus, war aber gefällig, hatte ganz angenehme Umgangsformen, war rechtschaffen und übertheuerte seine Gäste nicht im Mindesten; die europäischen „Hoteliers“ hatte er sich nicht zum Muster genommen.

Die Engländer schreiben sich in den Fremdenbüchern nicht bloß mit dem Namen ein, sondern fügen irgend eine Eigenschaft, eine Standesbezeichnung hinzu. Lejean that ein Gleiches und figurirte als wissenschaftlicher Reisender, scientific traveller. Als er abreisen wollte, verlangte er seine Rechnung. Der alte Sikh konnte nicht englisch schreiben und dictirte also die Nota einem gefälligen Nachbar in die Feder. Sie lautete: „Herr Scientific schuldet Herrn Pihr Singh, Gastwirth in Marri, so und so viel."

Herr „Scientific" wanderte von Marri auf einem theilweise schattigen, wohlgebahnten Wege abwärts bis nach Rawalpindi, wo er die große Peschawar-Lahore-Straße erreichte. Beim katholischen Capellan, Pater Agostino, fand er freundliche Aufnahme. Diese war ihm um so angenehmer, weil weiter abwärts eine fast zehn deutsche Meilen lange Strecke jener großen Heerstraße durch gewaltige Wasserfluthen arg beschädigt worden und für den Augenblick ungangbar war. Aber die Engländer gingen auch sofort nachdrücklich an die Wiederherstellung, und nach wenigen Tagen war Alles wieder zu passiren, bis auf eine Stelle von etwa einer halben Stunde. So gelangte der Reisende ohne weitere Beschwerde nach Lahore, der Hauptstadt des nordwestlichen Indiens.

Alter Sikh in Marri.

Schon Alexander Burnes hat eine ausführliche Beschreibung dieser Capitale des Pendschab gegeben. Die Altstadt hat sehr hohe Häuser und enge Straßen, die sehr schmutzig sind. Die Bazare sind nicht besonders reichhaltig, weil sich der Handelsverkehr des Landes in Amritsir concentrirt. Unter den öffentlichen Gebäuden ist namentlich die sogenannte königliche Moschee bemerkenswerth, welche der Großmogul Aureng seb aus rothem Sandstein aufführen ließ. Die vier mächtigen Minarete stehen noch, das Hauptgebäude aber wurde von den Sikhs, welche dem Mohammedanismus in hohem Grade abhold sind, in ein Pulvermagazin verwandelt. Noch zwei andere Moscheen erinnern daran, daß hier einst der Islam herrschend war. Daran gemahnt auch das Schah Dura, das Grabmal des Großmogul Schah Dschehangir, welches sich auf dem andern Ufer des Rawi erhebt. An jeder seiner vier Seiten steigt ein Minaret von 70 Fuß Höhe empor. Beim Bau hat man in symmetrischer Abwechselung rothen Sandstein und Marmor verwandt; das Grab selber ist vortrefflich ausgeführt und alle Inschriften und Ornamente sind Mosaik der herrlichsten Art; die Farben mancher Blumen, z. B. der Rosen, sind täuschend durch Steine wiedergegeben. Eine Inschrift von zwei schwarzen Steinen auf weißem Marmor besagt, daß hier Dschehangir, „der Eroberer der Welt", ruhe; auf der Oberfläche des Grabes liest man viele arabische und persische Wörter, welche allesammt Allah bezeichnen. Auch der Fußboden besteht aus Mosaik. Ehemals war das Monument von einer Kuppel überwölbt; diese ließ jedoch Bahadur Schah abtragen, damit das Grab seines Ahnen vom Thau und Regen des Himmels benetzt werde. Es ist wohl möglich, daß dieses prächtige Denkmal gelegentlich vom Rawi hinweggerissen wird, denn der Fluß hat bei Lahore einen sehr eigensinnigen, veränderlichen Lauf.

Bemerkenswerth ist auch der Garten Schah Dschehan's, der Schahlinar, wie man ihn nennt, d. h. das Asyl der Freude. Auch er gemahnt an die Prachtliebe der Großmogule. Auf einer Strecke von etwa einer halben Stunde Wegs bildet er drei einander überragende Terrassen; eine Wasserleitung speist zwischen 400 und 500 Springbrunnen, welche eine erquickende Kühle verbreiten. Der Marmorpavillon, in welchem der Großmogul zu ruhen pflegte, ist noch erhalten, während die übrigen Gebäude Beschädigung erlitten haben. — Im Museum zu Lahore befinden sich manche Alterthümer und Basreliefs aus dem Takt i Bahi bei Peschawar und noch manche, die an anderen Punkten der Provinz gesammelt worden sind. Lejean hat viele derselben, etwa vierzig, gezeichnet, zumeist Gegenstände, welche die „griechisch-buddhistische Kunst" kennzeichnen. Er versprach, über dieselbe eine besondere Abhandlung zu liefern; wir wissen nicht, ob eine solche sich in seinem Nachlasse vorgefunden hat. Die Gegenstände, welche er im Museum zu Lahore sah, schienen ihm in künstlerischer Beziehung hinter denen in Peschawar zurückzustehen, aber in archäologischer Hinsicht nehmen sie ein großes Interesse in Anspruch. Lejean hebt insbesondere eine Amazone hervor, welche das Schwert zieht und etwas ungemein Imponirendes hat; einen beturbanten Reiter und einen Krieger, der vor einem Palastthor Wacht hält. Die Tracht des letztern erinnert an die fränkischen Krieger aus den Zeiten der Kreuzzüge; er trägt einen Schnauzbart und einen Helm von eigenthümlicher Gestalt

Dost Mohammed, Herrscher von Afghanistan; † 1864.

Manche Terracotten zeigen Uebergang aus der griechisch-indischen Kunst in die eigentlich indische. Diese letztere ist repräsentirt von einer lächelnden Frau mit thierischem Gesichtsausdruck, schräggestellten Augen und einem sehr verwickelten Kopfputze.

Der Reisende kaufte in Lahore eine Anzahl indischer Miniaturgemälde; es sind Porträts von Männern, welche in unseren Tagen eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Von Lahore gelangt man auf der Eisenbahn in anderthalb Stunden nach Amritsir. Dort befindet sich das Allerheiligste der Sikhs, der Prachttempel Mahadewa's, „der seines Gleichen in der Welt nicht hat". Lejean war geradezu „verblüfft", als er diese Basilika sah. Was soll man, sagt er, mehr bewundern: die Wahl des Ortes, die ausgesuchte Kunst der Construction oder den bis zur Uebersättigung verschwendeten Reichthum? Der Tempel des Mahadewa mit seiner Kuppel und den Glockenthürmen von massivem Golde erhebt sich in der Mitte eines Wasserbeckens, des Amrita-Saras, d. h. des Teiches der Unsterblichkeit. Die Mauern sind von weißem Marmor, bedeckt mit einer Menge von Zeichnungen, Verschnörkelungen, Arabesken, kleinen Landschaften, — Alles aus Edelsteinen, welche in den Marmor eingelassen sind. Jedes Baumblatt ist ein Smaragd, eine blaue Blume oder ein Vogel besteht aus Lapis lazuli oder einem Saphir, eine Frucht aus Granaten und so weiter.

Schaam Singh, Staatsmann der Sikhs.

Tantia Topi, Hauptanführer während der großen Meuterei von 1857.

Scheng Bahadur, Herrscher von Nipal.

Ein schöner und breiter mit weißem Marmor gepflasterter Gang verbindet den Tempel mit dem festen Lande, zu beiden Seiten befindet sich eine Doppelreihe von Kandelaberpfeilern, gleichfalls von Marmor, und auf jedem befindet sich eine goldene Kuppel.

Dinanual, ein berühmter Rechtsgelehrter.

Akbar, der Afghanenkönig, Sohn Dost Mohammed's.

Nena Sahib.

Ueber das Innere dieses Tempels finden wir in anderen Berichten noch folgende Angaben. Das Wasserbecken der Unsterblichkeit ist vom vierten Guru, Ras Dam, angelegt worden. Dasselbe hält 150 Schritt im Geviert und hat klares Wasser, trotzdem so viele fromme Leute sich in demselben baden. Im Innern des Tempels sitzt der oberste Geistliche auf einem Masnad, d. h. Polsterthron, unter einem mit Gold gestickten Teppiche; vor ihm liegt ein prachtvoller Kaschmirteppich, auf welchen die Gläubigen ihre Geschenke niederlegen. Am Rande des Teiches steht ein kleines Gebäude, in welchem Ras Dam sich der Beschaulichkeit hingab. In einem dreistöckigen Hause vor der Brücke werden Jene eingeweiht, welche zum Glauben der Sikhs übertreten. In einem andern Hause hält ein geistlicher Einnehmer sich auf, welcher von denen, die in dem heiligen Wasser baden wollen, eine Abgabe erhebt, die als Opfergabe bezeichnet wird.

Bayadere von Srinagar.

Aus dem Ertrage derselben werden die mehr als 500 Akalis, d. h. Tempelwärter, besoldet; ihre Wohnungen befinden sich in der Nähe des Teiches.

Ein Europäer wird die Frage aufwerfen: Wie kommt es, daß solch ein Tempel mit der ungeheuern Menge von Gold und Edelsteinen, welche der Menge zur Schau ausgestellt sind, in einem Lande, wo es so große Schaaren bettelarmer Menschen giebt, und das so viele politische Erschütterungen erfahren hat, im Verlauf der Jahrhunderte unangetastet bleiben konnte? Die Antwort ist leicht gegeben. Der Orientale, insbesondere der Mensch in Indien, wird weniger durch eine sittliche Anschauung bestimmt, als so zu sagen durch den Aberglauben seines materiellen Religionsgefühls. Tempelberaubung und Schändung der Heiligthümer sind ungemein selten und kommen nur von Seiten der Priester vor; den Menschen aus dem Volk hält Scheu und Furcht vom Raube zurück; er will die Götter nicht kränken. Als Lejean in Amritsir war, 1866, zog man einen Priester ein, welcher nach und nach eine große Menge massiver Goldplatten durch vergoldete Eisenplatten ersetzt hatte; der Betrag seines Diebstahls wurde auf etwa einmalhunderttausend Rupien geschätzt.

Der Christ kann den Mahadewatempel besuchen, ohne irgend wie behelligt zu werden; die Hindu sind toleranter als die Mohammedaner. Die eben erwähnten Akalis bildeten vor der Eroberung der Engländer (1849) eine mächtige religiöse Körperschaft, ähnlich wie die Derwische in der Türkei; sie waren umherstreifende Bettelmönche. Als kennzeichnendes Merkmal tragen sie auch auf ihrem Turban eiserne Scheiben. Solch ein Discus hat wahrscheinlich eine mystische Beziehung zur Sonnenscheibe, und eine solche Scheibe kann in den Händen jener heiligen Leute eine gefährliche Waffe werden. Sie sind darauf eingeübt, dieselbe auf eine weite Entfernung hin nach einem gewissen Punkte zu schleudern, nachdem sie ihr eine sehr rasche rotirende Bewegung um den Zeigefinger gegeben haben. Der scharfe Rand kann auf zwanzig Schritt oder mehr recht wohl ein nacktes Bein oder einen Arm durchschneiden. Die Behörden kümmerten sich nicht um dergleichen; sie wollten sich dieses fromme Gesindel nicht auf den Hals hetzen; die Polizei der Engländer sieht ihnen aber etwas mehr auf die Finger.

Heiliger Baum am Teiche bei Sanga.

In den geographischen Handbüchern findet man die Angabe, daß Amritsir eine Bevölkerung von etwa neunzigtausend Seelen zähle; Lejean dagegen nimmt zwischen drei- bis viermalhunderttausend an. Man könne sich nur schwer eine Vorstellung von dem ungeheuern Menschengewimmel der indischen Städte machen, namentlich in denen, welche einen schwungreichen Gewerbsbetrieb haben. Für Amritsir, wo dieses der Fall ist, und dessen Umgegend würde, den gewaltigen Uebertreibungen der Eingeborenen zufolge, die Ziffer von 1,800,000 Seelen kaum ausreichen!

Die Shawlfabrikation, namentlich jene geringerer Sorten, beschäftigt eine große Menge von Arbeitern, und der Absatz ist beträchtlich. In der feinern und theuern Waare behauptet Kaschmir noch immer den Vorzug, obwohl auch Amritsir Prachtstücke liefert. Die Tyrannei des Maharadscha, welcher seine Unterthanen schwer drückt, kommt dem Pendschab zu gute; als er die Auswanderung noch nicht verboten hatte, wanderten etwa dreißigtausend Kaschmiris aus und ließen sich in Ludianah nieder, wo sie unter der mildern Herrschaft der Engländer Industrie betreiben. Gegenwärtig läßt der Tyrann Rambir Sing keinen mehr auswandern.

Da, wo heute Amritsir steht, war einst die alte Stadt Tscheka. Der bekannte chinesische Pilger Hiuen tsang erwähnt, daß in der Nähe derselben Sakala lag; es ist das Sangala, die letzte Eroberung des Macedoniers Alexander nach Osten hin. Lejean fand 6 Kilometer von Amritsir ein Dorf Namens Sanga, dessen Oertlichkeit vollkommen der von Arrian entworfenen Beschreibung entspricht; Alterthümer hat er dort nicht gefunden. Zu seinem Bedauern war er verhindert, einen Ausflug nach Tschamba zu machen, dieser ländlichen Hauptstadt eines Fürstenthums, dessen jugendlicher Herrscher ein Freund der Europäer und ein Liebhaber der Photographie ist, in deren Ausübung er sich sehr geschickt erweist. Sein Stammbaum reicht hoch hinauf, bis in die Zeit des Krieges zwischen den Kurawas und Pandawas, zweihundert Jahre vor dem trojanischen Kriege. Mit indischen Genealogien darf man es freilich nicht allzu genau nehmen; es geht ja mit manchen europäischen eben so. Auch

an romantischen Sagen fehlt es dabei nicht. In Tschamba lebte eine bildschöne und überaus tugendhafte Prinzessin. Die Bewohner hatten einen Bewässerungscanal gegraben und Alles war gut, bis ein böser Geist denselben behexte; es wollte kein Wasser mehr hineinfließen; blieb das auf die Dauer aus, dann trat sicherlich Hungersnoth ein und ein großes Menschensterben konnte nicht ausbleiben. Da machte ein weiser Mann, der nebenbei auch Zauberer war, ausfindig, daß Tschamba doch gerettet werden könne. Aber wie? Die schöne, tugendsame Prinzessin mußte eine gewisse Strecke laufend im Angesichte des versammelten Volkes und zwar ganz unbekleidet zurücklegen, und nachher sollte ihr dann der Kopf abgeschlagen werden. Es war aber nothwendig, daß sie dazu sich freiwillig, ohne allen Zwang herbeiließ. Nachdem sie, schamhaft wie sie war, eine Weile gezögert, erklärte sie, sich opfern zu wollen, um das drohende Unheil abzuwenden. Nun geschah ein Wunder. Als sie sich entkleidete und den Lauf antrat, erhoben sich zu beiden Seiten der Laufbahn plötzlich dichtbelaubte Bäume aus der Erde, und durch sie wurde die schöne Prinzessin für die Menge unsichtbar. Der Kopf wird ihr wohl auch nicht abgeschlagen worden sein. Tschamba hat gegenwärtig einen langen Bewässerungscanal, der zu beiden Seiten mit prächtigen Bäumen bestanden ist.

Die Sagen, denen gemäß angefangene Bauwerke behext werden und daß der Zauber nur gelöst werden kann, wenn eine Jungfrau oder ein junges Weib sich zum Opfer darbringt, sind im Orient häufig und kommen auch in Europa vor. So sieht das Volk an dem „Thurme mit den Köpfen“ in Cettinje (Montenegro) und an der Mauer der albanesischen Festung Rosapha in den Aussinterungen des Kalksteins die versteinerte Muttermilch einer jungen Frau, welche dort lebendig eingemauert worden sei. —

Als der Reisende von Lahore nach dem Lande am untern Indus (Sindh) hinabfuhr, erhielt er betrübende Kunde. Eine Ueberschwemmung hatte große Verwüstungen angerichtet; in einem einzigen Dorfe waren binnen wenigen Minuten nicht weniger als sechsundneunzig Menschen ertrunken; die Eisenbahn war beschädigt, mehr als ein Viaduct hinweggerissen worden. Ein Theil des Schienenwegs war allerdings brauchbar geblieben, und auf dieser Strecke erlebte Lejean einen Orcan, der mit entsetzlicher Heftigkeit wüthete und von gewaltigen Regengüssen begleitet war. Das Wasser stürzte wie ein Bergstrom in einen Durchstich und im Nu standen die Schienen eine Elle hoch unter Wasser. Aber die Locomotive fuhr trotzdem weiter. Als das Gewölk sich verzogen hatte, sah man, daß die ganze Gegend in einen See verwandelt war. Auf der Bahn konnte man nun nicht weiter fortkommen, aber die Reisenden wollten und mußten nach Karratschi befördert werden. In Kotri wurde ein kleiner Dampfer geheizt, dessen geringer Tiefgang eine Fahrt in den Canälen des Indusdeltas möglich machte. Dieselbe nahm volle fünf Tage in Anspruch. Anfangs erschien die Landschaft öde, platt, traurig, nach und nach machte sie einen ernsten und niederschlagenden Eindruck, aber man gewann ihr doch Interesse ab. Weit und breit nichts als Grau, hin und wieder mit Grün besprenkelt, — Wasserpflanzen und Tamarisken; im Uebrigen kein Baum, kein Felsen, kein Dorf, keine Hütte. Ist das Morast, Festland, See oder Fluß? Etwas von alle dem, und über diesem Wasser liegt tiefes Schweigen.

Der Indus fließt in seinem Delta in einer großen Menge von Verzweigungen träg dem Meere zu, in dessen Nähe die schwärzlichen Thonufer mit magerm Gesträuche bewachsen sind. Man ahnt nicht, daß das Canäle des „königlichen Stromes“ sind, welcher im Laufe eines Jahres 5,383,600,934,400 englische Kubikfuß Wasser in den Ocean ergießt und eine Masse von 8,536,255,949 Quadratfuß Schlamm ablagert. Mit demselben könnte man achtehalb Quadratmeilen vier Fuß hoch bedecken! Bei der Beschaffenheit des Stromes kann es nicht Wunder nehmen, daß auch in den historischen Zeiten das Delta viele Veränderungen in seiner Gestaltung erlitt. Alljährlich verschlämmt der Strom einige Canäle und bahnt sich neue.

In der Eintönigkeit dieser Wasserwüste fällt ein einzelner Hügel auf, der mit Schilf und Rohr eingefaßt ist. Auf demselben steht ein Santon, eine weißschimmernde mohammedanische Capelle zu Ehren des heiligen Schag Pir, welcher Schutzpatron des Indus und der Bootsleute ist, die auch nicht versäumen, Gebete an ihn zu richten. —

Der Reisende war nach einer solchen Fahrt hoch erfreut, als er im Hafen von Karratschi ans Land stieg; einige Tage später schiffte er sich dann nach Bombay ein, wo er auch mit den bekanntlich dort sehr zahlreichen Parsis näher verkehrte. Da im „Globus“ mehrfach über diese wichtige Handelsstadt ausführlich gesprochen worden ist, so gehen wir hier auf eine Schilderung nicht ein; eben so wenig auf die etwas flüchtigen Bemerkungen Lejean's über die Landschaften Centralasiens und jene im Nordwesten von Kaschmir. Diesen letzteren werden wir einen besondern Aufsatz widmen und in demselben namentlich die Ethnographie der dortigen Dardenvölker erörtern. Ueber Centralasien haben wir häufig Mittheilungen gebracht, werden aber demnächst auf Herat zurückkommen, das zu Afghanistan gehört und jetzt wieder einmal in den afghanisch-persischen Wirren eine hervorragende Rolle spielt.

Als Illustration geben wir noch ein Typenbild bei, welches sich auf Kaschmir bezieht und für welches wir in der vorigen Nummer keinen Raum hatten. Das Bild der Bayadere aus Srinagar trägt ganz das arische Gepräge; die mandelförmigen Augen geben dem Gesichte jenen eigenthümlichen Ausdruck, welchen wir nur bei Orientalinnen finden, die keine Beimischung vom Blute dunkelfarbiger Voreltern haben.

Erlebnisse schwedischer Ansiedler auf den Fidschi-Inseln.

II.

Am folgenden Morgen gedachten wir abzusegeln, wurden aber von Gegenwind abgehalten, so daß wir noch einen Tag auf Korokoro bleiben mußten. Der Fidschimann, welcher das Haus bewohnte und nach demselben sah, hatte fünf Frauen oder, richtiger gesagt, hatte sie gehabt; denn jeder bekehrte Fidschianer wird von den Missionären gezwungen, seinen Frauen zu entsagen, außer einer, mit welcher er getraut wird; die übrigen müssen seine „Dienerinnen" werden. Die Weiber, lebhaft und anmuthig, hatten ihre Kinder auf den Rücken gebunden und auf solche Weise freie Hände zur Verrichtung der häuslichen Geschäfte. Sowohl dem Manne als auch den Weibern fehlten einige Finger oder Zehen, was von dem Gebrauche der Fidschianer kam, daß ein solches Glied bei dem Tode eines nahen Anverwandten zum Zeichen der Betrübniß verstümmelt werden muß.

Früh am folgenden Morgen begaben wir uns auf den Ocean hinaus und kamen nach einer Fahrt von einer Stunde dicht an dem Orte vorbei, wo nach Case's Aussage Egerström vor Jahren den Schiffbruch gelitten hatte, welcher ihm mit genauer Noth das Leben und einen geringen und noch dazu beinahe zerstörten Theil seiner Habseligkeiten übrig ließ. Um die Mittagszeit fuhren wir dicht an Bau, der Hauptstadt Thakumbau's, des sogenannten Fidschi-Königs, vorbei und liefen gegen 2 Uhr in den Revafluß ein, wo die vielen Buchten, die der Fluß bildet, den Gebrauch der Segel nicht gestatten. Daher ergriffen der alte John und ich die Riemen und hatten steife vier Meilen zu rudern, ehe wir spät Abends unser Nachtquartier erreichten, welches wir bei einigen Engländern nahmen, die eben mit Zuckerkochen beschäftigt waren. Hier war neulich die Nachricht angekommen, daß in Bergen (weiter im Innern des Landes) ein dort ansässiger englischer Plantagenbesitzer von den Fidschianern erschlagen worden wäre. Diese Nachricht hatte großes Aufsehen erregt, und man sprach davon, daß Alle sich vereinigen wollten, um die Fidschianer zu bestrafen. Das Land längs dem Revaflusse ist in diesem Augenblicke das bevölkertste sowohl an „Weißen" als an Fidschianern, und zugleich der lebhafteste Handelsort hier in Fidschi; die meisten Baumwollen- und Kaffeepflanzungen sind ebenfalls an seinen Ufern vorhanden.

Am folgenden Morgen setzten wir in aller Frühe die Fahrt auf einem Zweige des schönen Flusses fort, der eine Meile von unserer letzten Rastftelle ins Meer mündete*). Als wir wieder auf den großen Ocean hinauskamen, erhielten wir eine frische Brise, welche uns bald nach Nagara, meiner künftigen Heimath, zu führen versprach. Daß ich erwartet und vor allen Dingen willkommen war, daran zweifelte ich nicht; ob ich aber im Stande sein würde, das einsame Leben auf einer kleinen Insel im Ocean auszuhalten, wovon ich bei meiner Abreise aus Schweden überzeugt zu sein glaubte, das mußte nun erst versucht werden. Schon eine Stunde vor der Ankunft erblickten wir Nagara, und obgleich Egerström's Wohnung nicht zu sehen war, so deutete doch der zwischen den Bäumen aufsteigende Rauch den Ort an, wo sie stand.

*) Hieraus scheint hervorzugehen, daß der Reva kein Fluß, sondern vielmehr ein schmaler Sund ist, welcher kleine Inseln von dem Hauptlande Viti trennt. So auch auf Petermann's Karte, wo im Süden der Hauptinsel der Name „Rewa Road" steht.

Als wir bei der Insel ankamen, wurde mit den Gewehren salutirt, und nachdem unser Gruß beantwortet worden war, eilte uns ein Mann auf dem Riff entgegen. Dieser Mann war Egerström. Er konnte mich nicht wieder erkennen und ich ihn ebenfalls nicht; denn mich hatten die sechs Jahre gewiß verändert, ihn aber meines Erachtens noch mehr. Ich fand den in meiner Erinnerung noch-lebenden jungen Mann mit graugesprenkeltem Barte und darnach im Uebrigen wieder; vielleicht aber war er doch in seinen Bewegungen und in seinem Auftreten hurtiger und jugendlicher, als da ich ihn zuletzt sah. Wir stiegen sämmtlich ans Land und gingen in das Haus, welches zu meinem Erstaunen ein europäisches hölzernes mit Verandas war. Seitdem ich Lewuka verließ, hatte ich mit Ausnahme einiger Missionsgebäude keine anderen Wohnungen „weißer Leute" gesehen, als sogenannte Fidschihäuser, nämlich solche, die von gleichem Stoffe und Aussehen sind, wie die von den Eingeborenen bewohnten. Das kleine Haus stand ungefähr 25 Ellen von dem Meeresufer entfernt, umschlossen von einer Palissadirung innerhalb einer lebendigen Hecke, welche etwa eine Tonne Land einfriedigte. Tausende von saftigen Zuckerrohrpflanzen standen an der Frontseite, und an der Hinterseite wuchsen Hunderte von Bananas und Granatapfelbäumen, sowie, was dem Auge am meisten zusagte, eine ausgewählte Sammlung von Blumenbüschen, welche in diesem tropischen Klima keiner künstlichen Pflege bedürfen, um ihre ganze Ueppigkeit zu entwickeln. Außerhalb der Einfriedigung erblickte man die schöne Baumwollenpflanzung, auf deren Bäumen sich Tausende von gelben Blumen zeigten. Schon vor meiner Ankunft hatte ich von Allen Egerström's Baumwollenstauden als die schönsten in Fidschi preisen hören, und dieses Lob war auch keineswegs übertrieben, wenn man sie mit denen anderer Plantagenbesitzer verglich.

Nachdem ich mich eingewohnt hatte, begann ich an der Arbeit in der Plantage Theil zu nehmen. Diese kann wegen des Mangels an Arbeitern, herbeigeführt durch den fortdauernden Krieg, nicht in dem Maße erweitert werden, wie man wohl wünschen möchte. Bald nach meiner Ankunft zerstörte ein starker südlicher Sturm die meisten Baumwollenstauden, so daß uns die diesjährige Ernte nicht mehr als 2000 Pfund gab. Doch haben wir außerdem von den Eingeborenen über 3000 Pfund gekauft, was einigermaßen die Zerstörung durch den Sturm ersetzt hat. Der Export von Nagara für das Jahr 1865 betrug 5000 Pfund Baumwolle, 2000 Pfund Tripang, ferner Salz (wir kochen solches aus Meerwasser und erhalten ungefähr 20 Oere für das Pfund), Schweine, Oel u. a. m.

Unsere Hauptnahrung besteht in Speck, Yams und Tarrawurzel, welche immer ein stehendes Gericht ist; außerdem haben wir Thee, Kaffee und die verschiedenen Arten von Früchten, an denen während des ganzen Jahres kein Mangel ist. Die Früchte, welche zur Nahrung dienen und hier auf der Insel wachsen, sind folgende: Kokos- und Ivinüsse, Brotfrucht, Ananas, Granatäpfel und außerdem drei andere verschiedene Arten von vortrefflichen Aepfeln, süße Citronen, Apfelsinen, eine Art wilder Feigen (an Größe, Gestalt und Geschmack den im Handel gehenden getrockneten Feigen ähnlich), Ingwer, Cayenne- und Chilipfeffer u. a. m., nebst Kaffee, Zucker und Taback. Außerdem giebt es auf der Insel wilde Schweine

und Ziegen, welche Egerström gleich nach seiner Ankunft ausgesetzt hat; verwilderte Katzen sind ebenfalls vorhanden, doch zu geringer Freude für unsere Hühner. Eine Anzahl zahmer Schweine haben wir ebenfalls; diese aber sind nicht eingesperrt, sondern laufen frei auf der Insel umher, nähren sich von wilden Yams, Krabben, Ivinüssen und Gras, und zeigen sich vor der Einfriedigung gewöhnlich Morgens und Abends, um die Kokosnüsse in Empfang zu nehmen, welche man ihnen zuwirft. Die Schweine sind für uns, wie für alle Anderen hier in Fidschi, von großer Wichtigkeit, indem hier noch nicht so viel Rindvieh, auch nicht so viele Schafe vorhanden sind, um Handelsgegenstände bilden zu können, daher man sich Schweine halten muß, um auf die leichteste und billigste Art Fleischspeise erhalten zu können.

Wenn unsere Schinken ein Ende zu nehmen drohen, beschließen wir, auf die Jagd zu gehen, was gewöhnlich früh Morgens geschieht, weil dann die Schweine in Bewegung sind. Eine Jagd in einem tropischen Walde ist nicht einerlei mit einer Jagd in einem nordischen Walde, und daher muß man auch darnach seine Vorbereitungen treffen. Wir pflegen bei solchen Gelegenheiten nur ein Hemde anzuziehen, das schon seine besten Tage gesehen hat, und einen ähnlichen Hut, sowie, wenn etwa das Hemde allzu viele Gucklöcher haben sollte, auch noch ein paar alte „Unnennbare", welche, gleich oberhalb der Knie abgeschnitten, die Bewegungen erleichtern. In solcher Ausrüstung lachen wir uns gewöhnlich gegenseitig aus, und wir könnten leicht für Straßenräuber gehalten werden, wenn uns ein vernünftiges Wesen sähe, was gleichwohl niemals der Fall ist. Wir begeben uns dann mit unseren Hunden in den entferntesten Theil der Insel, um nicht etwa auf unsere zahmen Schweine zu stoßen. Anfangs haben wir vielleicht einen Boden zu betreten, der uns wenige oder keine Hindernisse in den Weg legt; bald aber führen die Hunde uns hinab in einen Sumpf, wo wir eine schwierige und unangenehme Wanderung zu machen haben. Wenn die Hunde einem Thiere auf der Spur sind, so müssen wir unsern Marsch möglichst beeilen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Vorwärts geht es, bald durch dichtes, dorniges Gebüsch, bald durch schlammige Sümpfe, wo man bis an die Mitte des Körpers einsinkt, bald an steilen Höhen auf und ab, in welchem letztern Falle wir oftmals gezwungen sind zu rutschen, besonders wenn von einer Ziege die Rede ist, welche gewöhnlich die Jagd in die schwersten Abhänge leitet. Haben die Hunde ein Schwein erreicht, so müssen wir ihnen zu Hülfe eilen, falls es ein großer Keiler ist, denn dieser schlägt sich immer tapfer. Sobald wir ankommen, sehen wir das Schwein in vollem Kampfe mit den Hunden, welche dasselbe festzuhalten suchen, indem sie sich ihm an die Ohren hängen. Ich pflege in solchen Fällen vorzulaufen und das Schwein bei den Hinterfüßen zu packen, während Egerström ihm das Messer in die Brust stößt. Ist das Thier todt, so werden die Beine zusammengebunden und eine Stange hindurchgesteckt, um es nach Hause zu schaffen, was oft noch ein tüchtiges Stück Arbeit ist; denn bisweilen, wenn wir mitten in dornigem Gebüsch sind, sieht es gerade so aus, als ob wir unmöglich hinkommen würden. Sobald wir aber glücklich angelangt sind, pflegen wir, so wie wir gehen und stehen, in das Meer zu springen und die Jagdandenken, Schmutz und Blut, abzuwaschen. Die armen Hunde kommen nicht immer so wohlfeilen Kaufes davon; denn oft genug erhalten sie schwere Wunden von den gereizten Keilern. Das größte Zimmer in unserm Häuschen enthält die Trophäen unserer Jagden; auf dem Fußboden liegen die Häute der größten Keiler, auf Stühlen und Sophas Bock- und Ziegenfelle; Mützen und Kissen von derselben Art Fellen giebt es ebenfalls; wir könnten, wenn wir wollten, uns wie Robinson Crusoe Kleider davon machen. Doch macht das hiesige warme Klima die Kleider ziemlich entbehrlich: wir gehen auch so leicht als möglich gekleidet. Seit meiner Herkunft hat das Thermometer im Schatten nicht unter 74 und nicht über 90 Grad Fahrenheit (23 bis 32° Celsius) gezeigt. Wir würden gewiß größere Hitze haben, wenn nicht der stets wehende Seewind die Luft abkühlte.

Wir leben hier in einer Einsamkeit, welche selten von einem weißen Manne unterbrochen wird; doch haben wir in diesem Jahre von dem englischen Consul, einem noch in Diensten stehenden Cavalleriemajor, Namens Jones, einem Veteranen aus dem Krimkriege, Besuch gehabt. Er brachte einige der vornehmsten Männer der Inseln mit; sie wollten eine Durchwanderung der Insel Viti Levu versuchen, welche die Eingeborenen bis jetzt noch keinem weißen Manne gestattet hatten. Wie wir späterhin erfuhren, gelang ihr Vorhaben vollständig, was sie besonders dem den Weißen gewogenen Berghäuptling Korobuabua zu verdanken hatten. Einer der Begleiter des Consuls, ein Doctor Graiffé, ein geborener Schweizer, kam einige Monate später hierher und blieb vier Tage, um in aller Gemächlichkeit die Flora und Fauna der Insel zu studiren. Es darf Keinen Wunder nehmen, daß die vier schwarzen Begleiter des gelehrten Doctors ihn für einen Narren hielten, wenn er ihnen die kriechenden Wesen bezahlte, welche sie von ihrer Kindheit an für ganz werthlos halten. So oft sie zusahen, wie der Doctor mit einem Ausruf des Entzückens etwas von ihrem Fange in die Flaschen steckte, standen sie da und hielten die Hände vor den Mund, um ein halb ersticktes Lachen zu verbergen.

Trotz unserer Einsamkeit könnten wir zufrieden mit unserer Welt leben, wenn wir nur vor der Bosheit und den Neckereien der Eingeborenen in Ruhe sein könnten. Doch sind sie jetzt bedeutend besser als vor meiner Ankunft, denn der Krieg zwischen den Berg- und Küstenbewohnern wurde in diesem Jahre auf beiden Seiten lahm geführt, und es ist auch seit drei Monaten wegen des Friedens unterhandelt worden. Außerdem gewinnt das Christenthum immer mehr Raum, und obgleich eine lange Zeit erforderlich ist, ehe sich die Folgen davon bei einem so gesetzlosen und unbändigen Volke, wie den Fidschianern, zeigen können, so dürfen wir doch hoffen, daß in der Zukunft Leben und Besitz von ihnen mehr als bisher respectirt werden. Der Cannibalismus, an den man in Europa kaum glauben will, ist während des fünfjährigen Krieges, der hier gewüthet hat, im Großen ausgeübt worden. Hunderte von Menschen, gewöhnlich Kriegsgefangene, sind gefressen worden, und als Egerström neulich auf einer Reise an der Küste war, sah er Haufen von Menschengebeinen am Ufer vor den Dörfern der Fidschianer liegen. Vor dem Beginne des Krieges waren in dieser Gegend acht bedeutende Dörfer, von denen jetzt kein einziges mehr vorhanden ist; denn theils sind dieselben zerstört worden und die Bewohner mit ihnen, theils ist die Zahl der letzteren zusammengeschmolzen, die Ueberlebenden sind geflohen und haben sich mit den Leuten entfernterer Dörfer außerhalb des Kriegsgebietes vereinigt. Bei meiner Ankunft war von den erwähnten acht Dörfern nur ein einziges übrig, nämlich Nusilanga, eine halbe Meile von hier entfernt, an einem kleinen Flusse, der in einen von Viti Levu im Norden und Westen und von Nagara im Süden gebildeten Meerbusen mündet. Ich war erst wenige Tage hier gewesen, als einige Männer von Nusilanga, welche hier gearbeitet und von Egerström als Bezahlung eine Art erhalten hatten, auf dem Wege nach Hause einen von ihren Feinden, einen Bergbewohner, sahen, welcher um ihr Dorf schlich, in der Absicht, wie die Nusilangamänner hernach er-

zählten, sich seine ihm vor einigen Tagen entlaufene Frau wiederzuholen. Der arme betrogene Ehemann, der die Gelegenheit abwartete, seine treulose Gattin zu überraschen und wieder zu erhalten, wahrscheinlich um sie hernach auf Fidschiweise mit der Keule zu erschlagen, wurde selbst von den erwähnten Fidschimännern überrascht, und nach einem kurzen Kampfe durch einen Schlag mit Egerström's Axt, der ihm den Kopf spaltete, getödtet. Die Fidschianer kamen am folgenden Tage in einem Canot hierher mit dem Leichnam ihres Feindes, der als ein werthvolles Geschenk zu einem der benachbarten Dörfer gebracht werden sollte, um dort verzehrt zu werden. Sie konnten sich nicht genug bedanken für die scharfe Axt, die Egerström ihnen gegeben hatte. Bald darauf tödteten die Bewohner von Nusilanga einen ihrer eigenen Kameraden, der mit verrätherischen Plänen umging, und dieser wurde, wie gewöhnlich, aufgefressen.

Am Ende des Juli kamen einige Hundert Bergbewohner nach unserer Insel, alle mit geschwärzten Leibern, wie bei Kriegsexpeditionen der Gebrauch ist, bewaffnet mit Gewehren, Keulen, Spießen u. s. w. Ihr Häuptling, No Seru, schlug selbst sein Hauptquartier in dem Nusilangadorfe auf, während seine Männer in der Erwartung seiner Herkunft sich mit dem Durchstreifen der Insel die Zeit vertrieben, und außer unserer besten Racesau so viele wilde Schweine stahlen als sie habhaft werden konnten. Egerström ging hinaus, um mit ihnen zu reden, und versuchte sie mit guten Worten und mit Drohungen von hier hinwegzubringen; da aber dieses nicht gelang, sondern sie im Gegentheil ihn mit dem Tode bedrohten, so blieb uns nichts anderes übrig, als uns in Vertheidigungszustand zu setzen und eines Angriffes gewärtig zu sein, sobald es ihrem Häuptling belieben würde, sich einzufinden.

Dieser, der schon zuvor hier zum Besuch gewesen war und sich dabei so unverschämt aufgeführt hatte, daß Egerström genöthigt gewesen war, ihn mit der Drohung wegzutreiben, er würde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn er sich noch einmal sehen ließe, hielt es gleichwohl für gerathener, in Nusilanga zu bleiben, denn er wußte sehr wohl, daß eine solche Drohung nicht zu verachten war. Auch hatten wir uns vorgenommen, wenn wir angegriffen würden, zu allererst diesen Häuptling zu erschießen, welcher sowohl hier als auch anderswo schwere Verbrechen gegen die Weißen begangen hatte. Im vorigen Jahre griff er vier Engländer an, die eine Meile von hier wohnten, zündete ihr Haus an und stahl alle ihre Habseligkeiten, ihre Kleider einberechnet, so daß sie bei ihrer Ankunft auf Nagara ganz entblößt waren. Nachdem wir drei unruhige Tage in steter Erwartung eines Angriffes von den heulenden, teuflischen Menschen erlebt hatten, wurden wir endlich durch ihren Abzug von ihnen befreit.

Einen Monat später kam das englische Kriegsschiff „Esk“ an, hergeschickt von Commodore Wiseman, um die Klagen, welche die europäische Bevölkerung gegen die Eingeborenen zu erheben hatte, anzunehmen. Egerström, der in den letzten drei Jahren unaufhörlich angegriffen und dem viel werthvolles Gut geraubt worden war, gehörte natürlich zu der Zahl derjenigen, welche den meisten Grund zur Klage hatten. Er reiste selbst nach Lewuka und war auch auf dem Kriegsschiffe an Bord, leider aber hatte er als Beklagten einen allzu mächtigen Mann, nämlich Ratu Draningbaka gegen sich, als daß er hätte Gerechtigkeit finden können. Auch bei dem temporären Richter über Fidschi gab es Parteilichkeit, die so viel Unheil anrichtet; doch ist immer noch Hoffnung vorhanden, daß der erwähnte Ratu Draningbaka verurtheilt wird, den Verlust von etwa 500 Thalern, den er Egerström verursacht hat, zu ersetzen. König Thakumbau, der auf „Esk“ an Bord war und die Sache seines Bruders vertheidigte, machte zwar das Anerbieten, er wolle in Lewuka bleiben, bis Ratu Draningbaka, der eben auf einem Kriegszuge war, selbst ankommen könnte, und da hätte Egerström vielleicht sein Recht bekommen; weil aber „Esk“ bald absegeln wollte, und Niemand wußte, wie bald Ratu Draningbaka kommen würde, so wollte Egerström nicht darauf eingehen.

Als Egerström auf der Rückreise nach Bau kam, begegnete er der Flotte des Ratu Draningbaka, welche jetzt siegreich von der Kriegsexpedition nach der nordwestlichen Küste von Viti Levu zurückkehrte und viel Geräusch durch Trommeln und Gesang machte. Dazu hatte sie denn auch große Ursache, denn sie hatte etwa dreißig feindliche Dörfer eingenommen und zerstört. Die Kriegsleute, welche Christen waren, prahlten damit, daß sie das Leben der Weiber und Kinder verschont und in den eroberten Dörfern nur die Männer erschlagen hätten. Doch wußte die Malice, welche hier auf Fidschi eben so thätig ist als anderswo, späterhin zu erzählen, daß die Baanisten, so gute Christen sie auch sein mochten, ganz im Geheimen eine Menge der Leichname ihrer Feinde mitgenommen hätten, um sie auf der Rückkehr zu verschmausen. Egerström's Klage gegen No Seru wurde ernster genommen; dieser wurde verurtheilt, gefesselt und geprügelt zu werden, sowie er auch Schadenersatz geben sollte; als man aber das Urtheil ausführen wollte, sah man ein, daß es unmöglich sein würde, seiner in den undurchdringlichen Wäldern im Innern von Viti Levu habhaft zu werden. Da beschloß denn „Esk“, sich nach Serua, einem bedeutenden Dorfe fünf Meilen von hier, zu begeben, woselbst der Oberhäuptling No Seru's, der ihn auf seine Raubzüge ausgeschickt hatte, wohnte. Doch kam das Gericht vor der Ankunft des Kriegsschiffes und der beabsichtigten Zerstörung Seruas vor demselben an, so daß der Häuptling mit allen seinen Leuten das auf einer kleinen Insel belegene, stark befestigte Dorf verließ und auf das Festland floh. Gleichwohl gelang es dem Schiffscapitän, den Häuptling gefangen zu nehmen, und dieser hatte nun das Vergnügen, auf dem Schiffe zu bleiben, so lange dieses bei Fidschi war. Sein Dorf wurde verschont, dagegen aber er selbst zu sehr hohen Bußen (als 50 Schweinen, einer Menge Tripang und Balken rc.) an alle diejenigen, welche er selbst oder No Seru beleidigt hatte, verurtheilt. Egerström erhielt fünf von den erwähnten 50 Schweinen, was gleichwohl ein geringer Ersatz für dasjenige war, was er verloren hatte. Sechs andere Fidschianer wurden zu Prügeln verurtheilt, welche sie auch an Bord auf „Esk“ erhielten. Dieses Schiff umsegelte ganz Viti Levu, und zerstörte dabei durch Bombardement die Dörfer, deren Bewohner gegen die „Weißen“ Verbrechen begangen hatten.

Slavische Annectirungen.

Von **Richard Andree.**

I.

Es war ein schöner Maitag des Jahres 1859, als ich zum ersten Male in das Thal des Beraunflusses trat, das damals noch fernab von den Eisenbahnen lag und nur selten von Fremden besucht wurde. Je mehr man sich dem mittlern Laufe dieses schönen Waldstromes im Herzen Böhmens nähert, desto romantischer wird die Gegend. Ringsum säumt dichter Wald die Ufer ein, plätschernd strömt die Fluth über breitgezogene Wehre hin, welche dem Wasser Kraft verleihen, die zahlreichen Eisenwerke zu treiben; alte verwitterte Ruinen schauen herab auf den Strom. Dieser ist belebt von zahlreichen Flößen, welche den Holzreichthum der Gegend zur Moldau hinabführen. Immer weiter rücken die Dörfer aus einander, immer ärmer wird das Culturleben; aber die Naturschönheiten werden reicher. Zunächst fesselt unsern Blick das Eisenwerk Althütten, das, wie der Name schon besagt, aus alten Zeiten stammt; auch fand ich in einem alten tschechischen Urbarium des Berauner Kreises die Bemerkung, daß die „hut' stara za Berounem", die alte Hütte bei Beraun, im Jahre 1553 ihrem Besitzer einen Reingewinn von 1500 Gulden abgeworfen habe. Jetzt mag sie das Hundertfache ergeben.

Drinnen kocht das Eisen in den Puddelöfen, hoch schlägt die rothe Lohe aus den zahlreichen Essen, und leichtbekleidete, schwarzrußige Gesellen bringen das weißglühende Metall aus den Oefen unter die unaufhörlich schwirrenden Walzen, aus denen es zu Schienen oder Blech geformt hervortritt. Die Tschechen sind treffliche Eisenarbeiter. Leicht und geschickt wissen sie sich alle nöthigen Handgriffe anzueignen, und verspricht man ihnen bei dem schwierigen Werke noch Bier, dann sind sie auch ausdauernd. Von Alters her wußten sie die Eisenerze auf eine einfache Weise zu bearbeiten, und die tschechische Sprache besitzt für die verschiedenen Zustände des Metalles: Gußeisen (litina), Schmiedeeisen (železo) und Stahl (ocel) eigene Ausdrücke. Wir behelfen uns da mit Zusammensetzungen. Fragt man aber einmal nach den Bezeichnungen für die technischen Vervollkommnungen im neuern Hüttenbetrieb, dann hört man hier sofort nur deutsche Namen: die Gicht, die Formen, das Gestell, der Tümpel beim Hochofen, die Hämmer, das Poch- und Quetschwerk, das Gezähe, Alles wird, nur ein wenig verunstaltet, deutsch benannt.

Die Leute sind gefällig, mittheilsam, und nach gethaner Schicht im Hostinec (Wirthshaus) mögt Ihr sie ausfragen nach ihren socialen und nationalen Ansichten. Sie gehören zu den Vorgeschrittenen und schwören auf das Programm der Ultras. Das macht sie aber für die Romantik nicht unzugänglich, das Volkslied und die Sage finden bei ihnen eine gute Stätte. So erzählen sie denn auch, in ihren Eisenöfen habe — die Zeit läßt sich nicht mehr bestimmen — der böse Jäger Robert seinen Tod gefunden, Robert, „dem längst von böser Schadenlust die gift'ge Seele schwoll". Aber er hatte es verdient, denn wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Robert aber wollte — den frommen Knecht Fridolin umbringen, denn hier, nur hier ist der echte Schauplatz vom „Gang nach dem Eisenhammer". Die Gegend ist dazu auch wie geschaffen; ein halb Stündchen stromaufwärts erhebt sich stolz Schloß Nischburg; dort war der Grafensitz, und Althütten gegenüber liegt im Dorfe Stradonitz die Liboriuscapelle, wo Fridolin als Ministrant dem Priester diente.

Wie kommt diese Sage hierher? Läßt nun auch im Allgemeinen das Dasein gleicher Sagen und Märchen bei Deutschen und Tschechen nicht immer auf Entlehnung des einen Volks vom andern schließen, so ist dies doch im vorliegenden Falle in der That so gewesen; denn als vor etwa zwanzig Jahren die neue Liboriuscapelle an Stelle der alten, eingerissenen erbaut wurde, fand der einweihende Priester in seiner Predigt es für gut, Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer" hierher zu verlegen und unsern Dichter nach dem „tschechischen" Stoffe arbeiten zu lassen. Seitdem erst ist die Geschichte vom Fridolin im Beraunthale bekannt, und ein Wirthshaus bei den nahen Eisenhochöfen trägt das stolze Schild „Beim Fridolin".

Die Sache ist an und für sich harmlos, sie fällt aber in das Gebiet weniger harmloser und systematischer geistiger Annectirungen. Der Gegenstand ist zu charakteristisch, als daß ich nicht näher darauf eingehen sollte.

Wie wir im Privatleben gar oft solchen begegnen, die über die Grenze von Mein und Dein sich dreist hinwegsetzen, so auch im Völkerleben. Große, reiche Nationen pflegen sich über ihr geistiges Eigenthum leicht zu verständigen; man feilscht und mäkelt nicht um Pfennige. Der Streit, ob Karl der Große ein Deutscher oder ein Franzose gewesen, ist jetzt ein ziemlich müßiger; politisch genommen gehörte er beiden Völkern. Uns fällt es nicht ein, den in Mömpelgard geborenen Cuvier, oder Ney, Bassenstein, Kleber zu Deutschen machen zu wollen, so wenig wie die Franzosen Chamisso in ihren Literaturhimmel versetzen. Auch die Schotten, welche genug große Männer die Ihrigen nennen, reclamiren Friedrich's des Zweiten General Keith keineswegs für sich.

Anders schon gestaltet sich das Verhältniß zwischen Irländern und Engländern; hier steht ein armer, unterdrückter Mann gegenüber dem reichen und freien. Sehen wir ab von den Liedern Ossian's, die, gleichviel ob echt, ob unecht, einst die ganze gebildete Welt in Aufregung versetzten, was bleibt da noch übrig, was die keltischen Briten den germanischen an die Seite setzen könnten? Das Uebergewicht der Engländer mußte von irischen Patrioten ausgeglichen werden. Vor etwa zehn Jahren hat ein Irländer ein ziemlich langweiliges Buch geschrieben, um zu beweisen, daß Shakespeare aus Wales gebürtig war; das Hauptargument darin lautete echt irisch, daß nur ein Kelte solches Genie besitzen konnte. Odilon Barrot wurde in der Zeit seines Ruhmes von irischen Blättern O'Dillon Barott geschrieben; General Cavaignac hieß ursprünglich Cavanagh, und Papst Pius der Neunte aus der Familie Mastai Ferretti hatte einen Massey O'Ferraghty zum Großvater, während Garibaldi kein anderer als der leibliche Enkel jenes Garrett Baldwin ist, der zur Zeit der Unruhen von 1789 glücklich nach Italien entkam und seinem irischen Namen einen mehr südlichen Klang zu geben suchte.

Ein Sprüchwort sagt: Es geht den Menschen wie den Leuten. In einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Iren zu

den Engländern stehen, befinden sich auch die Slaven zu den Deutschen; hier wie da wiederholt sich dasselbe, und so finden wir denn auch bei den uns zunächst wohnenden Polen und Tschechen denselben Annectirungstrieb. Als mildernd für denselben wollen wir gern anerkennen, daß alle neuen Bewegungen anfangs leicht über die Schranken schlagen und daß der brausende Uebermuth der Jugend nicht immer genau die richtigen Grenzen einhält. Das Culturleben der slavischen Völker ist, trotz allem, was man dagegen vorgebracht hat, doch noch sehr jung, und da sind ja Ausschreitungen nicht zu streng zu beurtheilen. Das Streben, es dem Bessern, Höhern gleich zu thun, ist immer anerkennenswerth, nur dürfen die Mittel dazu keine verwerflichen sein; man muß aus dem Eigenen heraus schaffen und nicht zum geistigen Diebstahl greifen. Nirgends macht sich eine größere Annectirungssucht breit, als gerade unter den Slaven, vorzüglich aber unter den Tschechen, trotzdem wir von ihnen tagtäglich versichern hören: Wir wollen nichts von Euch Deutschen, Ihr habt uns nur Uebles gebracht; wir sind stark genug, auf eigenen Füßen stehen zu können.

Die Eingriffe der Tschechen in fremdes geistiges Eigenthum sind nicht erst von heute; dieses Bestreben ist schon ein altes, nicht nur wir Deutschen wurden geplündert, nein, man staune! — auch die alten griechischen Dichter wurden zu Slaven gestempelt. Weiland Kaiser Rudolph's des Zweiten Kanzler, Johann Jacob Curtius (geb. 1554), war ein gewaltiger Slave, und im patriotischen Uebereifer vindicirte er alles Große und Herrliche seiner Nationalität. Nach ihm war Anakreon nicht zu Teos in Jonien, sondern in der Umgegend von Leitomischl geboren; auch das berühmte Buch des Thomas a Kempis „von der Nachfolge Christi“ stammte nicht von diesem, sondern von einem Slaven her. Das Geschichtchen vom Jan Kuttenberger, welcher die Buchdruckerkunst erfand, das wir unten näher besprechen werden, war ihm gleichfalls schon bekannt. Curtius belegte alle seine Ansichten mit gelehrten Gründen, die ihn jedoch keineswegs vor dem Fluche der Lächerlichkeit bewahren konnten.

Sein Nachfolger war der Erfinder des Panslavismus. Der Slowake Jan Kollar, der für alles Slavische hochbegeisterte Mann, hatte weite Reisen unternommen; wo er hinkam und etwas Gutes sah, wußte er sofort den slavischen Ursprung desselben nachzuweisen. Berüchtigt geworden ist in dieser Beziehung seine: „Reisebeschreibung über eine Reise nach Oberitalien und von da über Tirol und Baiern, mit besonderer Berücksichtigung auf slavische Lebenselemente, beendet im Jahre 1841“ (Pesth 1843). Das Resultat der antiquarischen Untersuchungen (oder Phantasien) Kollar's findet sich S. 204 in folgenden Worten zusammengezogen: „Mit einem Worte, Geschichte und Geographie, Sprache und Sitten und tausend andere Veranlassungen und Umstände liefern den unumstößlichen Beweis, daß schon in der Urzeit, vor den Römern und Kelten, nicht nur in ganz Oberitalien, in der Lombardei und im Venetianischen, sondern auch in der Schweiz, in Tirol und einem Theile Baierns, in Rhätien und Noricum Wendoslaven wohnten, und daß der Baum des italienischen Lebens seine Wurzel in slavischem Boden hat.“

Nach Kollar sind unter anderen folgende geographische Namen slavischen Ursprungs: Bobio, Belluno, Brenta, Brescia, Como, Cremona (vergl. Kreml, Křemen = Feuerstein), Garda, Ancona (slavisch Jakin), Genua (slavisch Janova), Lecco, Legnano, Lugano (vergl. Luh, Sumpfwiese), Malghera, Mantova, Modena (Mutina, deutsch Muttersdorf, Ort in Böhmen), Padua, Ravenna, Rubano, Savoyen, Ticino, Treviso (slavisch Trebiš), Venetia, Vicenza 2c.

Wie mit den Italienern sprang Kollar auch mit den Deutschen um. Was groß, gut und schön ist in Deutschland, das wurde zur größern Ehre der Slaven von ihm feierlich und in seiner Weise wissenschaftlich in Besitz genommen. So ist der Hansabund ihm nach Wort und Sache urslavisch. Das Wort Hansa kommt nämlich von der slavischen Wurzel anžiti, wáziti, binden. Uza, auza oder mit dem Rhinesmus Anza, Hanza ist bei Kollar Einheit oder Bund von Handelsstädten; das h im Worte Hansa ist bloß Aspiration. Hierher gehört nach ihm auch das italienische Compagno, Compagnia, slavisch Kompan, von der Wurzel Kopa, mit dem Rhinesmus Kumpa, d. i. Gesellschaft; ferner Kamerad. Es gehört das germanische Lodisman, Lotse vom slavischen lod' (Schiff); das deutsche Wort Waare, vom slavischen towar (Waare); das deutsche Kram, Krämer von chrám hierher u. s. w. Daß der größte Theil dieser Wörter von den Slaven, welche hier auf dem Jaderischen (Adriatischen), dort auf dem Baltischen Meere Handel und Schifffahrt trieben, schon in uralter Zeit zu einigen benachbarten, vorzüglich italienischen und germanischen, von Krieg und Fang sich nährenden Völkern übergegangen ist, ist daraus zu ersehen, daß das Wort Hanza den Gothen schon im vierten Jahrhundert bekannt war, denn Ulfilas braucht es im Jahre 360 in der Uebersetzung des Evangeliums des Marcus, indem er sagt: Hanza mikila manageins, d. i. eine große Menge Volkes. Dieses Wort Hansa erborgten die Gothen von den Slaven, sowie auch andere gleichfalls von Ulfilas gebrauchte Ausdrücke, z. B. dulgs, slavisch dluh, Schuld; plats, slavisch plat', Bezahlung; sinopeis, slavisch župan, Herr; skosl, slavisch kuzlo, lange Kleidung.

Kollar ist der Typus der slavischen Annectirungssucht, die sich am besten in der folgenden Geschichte wiederspiegelt, welche Kollar im Jahre 1835 erlebte. Damals kam er nach Bamberg; vor dem Haupteingange der alten Domkirche liegen ein paar steinerne Figuren, welchen Kollar seine volle Aufmerksamkeit zuwandte. „Kaum erblickte ich die Denkmäler,“ erzählt er, „so hüpfte mir das Herz vor Freude, denn ich schloß schon aus der äußern Gestalt, daß dieses ein slavisches Werk sei.“ Er ging weiter und fand mit seiner kühnen Phantasie, daß die Gestalten zwei ungeheure steinerne Götzen in Löwengestalt vorstellten, daß sie nur ein Bild des slavischen Gottes Tschernebog sein könnten, ja, daß sie mit Runen bedeckt seien, welche den Namen der Götzen ausdrückten. Kollar brachte sogar den historischen Beweis bei. Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der pommerschen Slaven, hatte die drei Häupter des Götzen Triglaw an Papst Calixtus gesandt, und er war es auch, der diese Prachtexemplare des schwarzen Gottes nach Bamberg brachte. Wie alle Entdeckungen Kollar's von der slavischen Welt mit Freuden begrüßt wurden, so auch diese. Schafařik, bei dem wir sonst ein ruhiges Urtheil finden, schrieb im Jahre 1837 in der „Zeitschrift des böhmischen Museums“ eine zustimmende gelehrte Abhandlung zu Kollar's Behauptung, und erhob darin die Runen auf den Bamberger Götzen zu den einzig wahren Mustern slavischer Schrift.

Wie löste sich nun die wunderbare Entdeckung? Die Deutschen scheinen sich nicht viel darum gekümmert zu haben; ihnen waren die slavischen Runen jedenfalls zu unverständlich. Die Enthüllung blieb einem Slaven vorbehalten. Im August 1851 kam ein gelehrter Pole, Dr. W. Cybulski, nach Bamberg und untersuchte dort die Kollar'schen Götzen. „Schamröthe trat in meine Wangen, als ich diese Götzen, ein Gebilde der rohesten und gröbsten Art, fand.“ Das sind Cybulski's Worte. Seine Untersuchung kommt im Wesentlichen dann auf Folgendes hinaus: In der Lebensbeschrei-

bung des heiligen Otto ist von diesen Götzen nirgends die Rede; dieselben sind weiter nichts, als zwei rohe steinerne Löwen, die aus demselben Materiale wie die Domkirche bestehen, und mithin aus demselben Steinbruche wie diese stammen dürften. Um der Sache die Krone aufzusetzen, zeigte der polnische Gelehrte, daß die Kollar'sche Runenschrift gar nicht existire, daß sie lediglich ein Phantasiegebilde Kollar's sei, dessen hyperslavisches Auge zufällige Scharten und unregelmäßige Risse für Runen ansah!

Die Tschechen sind durch solche Erfahrungen keineswegs gewitzigt worden, sie fahren in der alten Art und Weise fort. Bekanntlich erwuchsen ihnen auf dem Gebiete der Künste keine großen Männer; sie haben keine Componisten, keine Maler, keine Bildhauer, die bahnbrechend aufgetreten wären und die daständen neben den Heroen anderer Völker. Um dem Mangel abzuhelfen und die fühlbare Lücke auszufüllen, begann man sinnreiche Raubzüge in die Koryphäenwelt der Nachbarvölker anzustellen. Zu bemerken bleibt hierbei, daß jedesmal, wenn eine solche Razzia gelungen, und Todte oder Lebendige glücklich annectirt waren, der Glaube an deren geistigen Besitz unter den Tschechen auf keinerlei Weise auszurotten war; mochte auch ein Einzelner den kühnen Fehdezug eröffnen, er wußte gewiß, daß ihm die Nation folgte, denn für diese gab es keine Erfahrungen, wie die mit den Bamberger Götzen. In der Burg Karlstein befinden sich zwei schöne Temperagemälde des Tommasino von Modena. Da man zur Vervollständigung einer „alttschechischen Malerschule" noch einiger Meister bedurfte, so wurde Thomas ohne Weiteres annectirt. Grund hierfür: Der Maler schrieb sich de Mutina (denn so lautet der alte lateinische Name für Modena), und da nun im Klattauer Kreise ein tschechisches Dorf Mutina liegt, so mußte der Künstler dort geboren sein. Quod erat demonstrandum. Nur allein der berühmte Slavist Abbé Dobrowsky belächelte diesen Wahn, und Seroux d'Agincourt bewies später die italienische Abkunft des Künstlers (Mikowetz, die Burg Karlstein, S. 20).

In der Musik ist man nicht anders verfahren, als in der Malerei. In Prag kann man vielfach ein Tableau sehen, auf welchem die berühmten Männer des tschechischen Volkes zusammengestellt sind. Da es an einem Manne fehlte, welcher darauf die Musik würdig vertreten hätte, so ward Gluck zum Tschechen gestempelt. Arme Oberpfalz! Du hast Dir einen Deiner größten Söhne rauben lassen müssen, nur weil er längere Zeit in Prag lebte. Als des Meisters „Armida" auf der tschechischen Bühne vor einiger Zeit aufgeführt wurde, da ward auch die „Streitfrage" wieder laut, und als die Nationalität Gluck's nicht bestritten werden konnte (er ist bekanntlich 1714 zu Weidenwang geboren), da entdeckte man, daß wenigstens sein Lehrer (Tschernohorsky) ein Tscheche gewesen. Auch Karl Maria von Weber, bekanntlich zu Eutin geboren, ward im Jahre 1861, „als dem Wesen seiner Musik nach", zum Tschechen gemacht, und warum? Weil er im Freischütz einige tschechische Volksweisen (darunter den „Jungfernkranz") benutzt hatte und Eutin (Utin) vor 600 Jahren noch slavisch war.

Es ist nicht möglich, alle die vielen Sünden anzuführen, die von Seiten der Tschechen in dieser Beziehung begangen wurden. Aber was soll man dazu sagen, wenn der Mann, dessen Geist das deutscheste Gepräge an sich trägt, wenn Lessing zum Slaven gemacht wird? „Denn" sein Name ist von Lesni, Waldmann, Förster, abzuleiten, und sein Geburtsort, Kamenz, ward ehedem von Wenden bewohnt. Ressel, der Erfinder der Schiffsschraube, von deutschen (sächsischen) Eltern in Chrudim in Böhmen geboren, muß jetzt zur Glorificirung des Tschechenthums mit beitragen helfen!

Wasserfluthen, Erdbeben und gelbes Fieber in Südamerika.

A. Die vor uns liegenden Berichte aus Südamerika, welche die Monate Februar und März umfassen, enthalten ein langes Verzeichniß entsetzlicher Calamitäten. Es ist in der That so, als ob die Natur aus den Fugen gegangen sei. Am Himmel merkwürdige Meteore, dergleichen man nie zuvor beobachtet hat; Stürme von ungefesselter Wuth in den Cordilleren auf Strecken von mehreren hundert Meilen; Regengüsse ohne Ende, Seuchen bei Menschen und Vieh, und dazu noch Erdbeben auf einer Anzahl verschiedener Punkte.

Peru, das vor wenigen Jahren so schwer heimgesucht wurde, war auch jetzt wieder Schauplatz beklagenswerther Ereignisse, deren Eintreten, dem Volksglauben zufolge, durch „Zeichen und Wunder am Himmel" im Voraus verkündigt wurde.

Ueber Tacna brauste im Februar (wir finden den Tag nicht angegeben) ein elektrischer Orcan dahin. Der schneebedeckte Gipfel des Tacora war Mittelpunkt dieses „Brandes am Himmel", welcher volle zwei Stunden anhielt und einen zugleich Schrecken erregenden und wunderbaren Anblick gewährte. Die Blitze hatten vielfach Gestalten, wie man nie zuvor gesehen, und die Donnerschläge waren von einer Heftigkeit und Gewalt ohne Gleichen. Am Abend vorher folgten mehrere Erdstöße rasch auf einander.

Am 12. Februar fiel bei Pichicani ein Meteor; es war rund wie eine Kugel, roth, und nahm im Fallen eine derartige Gestalt an, daß es nach unten zu spitz wurde. Als es zur Erde fiel, erfolgte eine Explosion, und dadurch entstand eine dichte Wolke; von mehreren Hütten wurden die Dächer fortgerissen, und auf einer Strecke von etwa 500 Ellen wurde ein Erdzaun umgeworfen. Unter und zwischen den Steinen, welche beim Niederschlagen dieses Aeroliths umhergeschleudert worden, fand man todte Fische verschiedener Art, die wahrscheinlich durch Wirbelwind aus dem benachbarten Flusse herausgerissen und dann auf dem Lande umhergeworfen worden sind. Auch in der Umgegend von Huaco chullo und Atucachi fielen Meteore, zum großen Schrecken des Volkes.

Ein großer Theil der pacifischen Küste Südamerikas ist bekanntlich ganz ohne Regenfall. Während in Buenaventura elf Monat im Jahre feuchter Niederschlag vorkommt, beginnt weiter südlich, gleich bei Tumbez an der peruanischen Grenze, das „ewig trockene Gestade". Die Küste ist sandig, öde, fast ohne Vegetation. Die in das Gestadeland eingerissenen Thäler bilden den Abzugsweg für die aus dem Hochgebirge herabströmenden Gewässer und sind von üppigster Fruchtbarkeit, so weit der Boden bewässert werden kann; wo das nicht möglich ist, bleibt das Land wüst. Jene regen-

losen Strecken haben jedoch die Garua, einen dichten Nebel, welcher oft wochenlang die Luft erfüllt und eine der physikalischen Eigenthümlichkeiten von Peru bildet. An jenen Küsten findet man auch an manchen Punkten Ablagerungen von Guano, die sich in einem Lande mit Regenfall nicht hätten anhäufen können. Die Menschen baueten ihre Häuser und Hütten mit Rücksicht auf die Erdbeben, nicht, wie wir in Europa, um Nässe abzuhalten, die ja nicht vorkam.

Nun ist plötzlich diese regenlose Region von entsetzlichen Wolkenergüssen heimgesucht worden. Seit fast einem Jahre richten dergleichen in weit von einander entlegenen Gegenden der Erde große Verwüstungen an. Ich will an die Ueberschwemmungen in Rom erinnern (Herbst 1870), an jene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Australien und auf der Landenge von Panama, wo die Eisenbahn schwer beschädigt und unter Wasser gesetzt wurde.

Dann ist Peru „von einer Sündfluth“ überschüttet worden — in seinen „regenlosen“ Gegenden! Im Februar und März sind Schnee und Eis im Hochgebirge so rasch geschmolzen, wie nie zuvor, zumeist in Folge des warmen Regens im Hochlande, der jetzt auch in die Küstenregion, in die Nebelgegend der Garua, herabgekommen ist und, was man nie zuvor beobachtet hat, auch auf dem Ocean, bis einige hundert Seemeilen weit vom Lande, zu nicht geringem Erstaunen der Seeleute, welche gewohnt sind, dort nur dichten Nebel zu finden. An der nordperuanischen Küste wurden insbesondere die Städte Payta, Pacasmayo, San Pedro und vor allen Dingen Lambayeque schwer betroffen, der vielen Dörfer und Weiler zu geschweigen. Alligatoren tummelten sich weit und breit im Binnenlande in den überschwemmten Gegenden im Wasser.

Lambayeque (6° 41′ 42″ südl. Br.) liegt oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses, an welchem San José den Seehafen bildet, und zählte etwa 10,000 Einwohner, welche nie zuvor Regen erlebt hatten. Jetzt lesen wir in einem Berichte des dortigen nordamerikanischen Consuls: „Lambayeque ist so gut wie völlig zerstört worden (Mitte März), nicht bloß durch die Ueberschwemmung, welche der Fluß verursacht hat, sondern durch Regengüsse, die volle vierzehn Tage ohne Unterbrechung anhielten. In den wenigen Häusern, welche nicht völlig zusammengefallen sind, ist es unsicher, weil die Mauern jede Stunde einstürzen können. Wir haben nach außen keine andere Verbindung, als vermittelst einiger kleinen Flöße, zweier kleinen Boote, welche aus San José gekommen sind, und noch zweier anderen, welche uns einige Amerikaner aus Terriñase geschickt haben. Die Leute campiren nun in Hütten auf den Sandhügeln und Huacas (— Gräbern aus den Zeiten der alten Peruaner —); die wenigen Fahrzeuge benutzen wir, um sie bis an die Pampas zu schaffen. Gerettet wurde lediglich gar nichts; Alle sind Bettler geworden, auch ich meinerseits büßte all und jede Habe ein. Heute holte ich meine Familie von einem Sandhügel ab; die nordamerikanischen Ingenieure und Zimmerleute (— es wird eben an der Eisenbahn gearbeitet —) bauen nun eine Brücke, damit ich mit Frau und Kindern und den wenigen geretteten Kleidern und Bettstücken nach San José mich retten kann. In der Straße, wo ich wohnte, sind nur drei Häuser stehen geblieben, aber auch diese völlig unbewohnbar geworden. Eine trockene Stelle und trockene Kleider kennen wir nicht mehr; wir hatten kaum so viel Nahrung, um uns leidlich zu sättigen; jetzt sind mehr als 7000 Menschen auf die Mildthätigkeit der Bewohner des Hügellandes angewiesen. Die Zucker- und Baumwollenpflanzungen haben entsetzlich gelitten; Vieh und Ernte sind fortgeschwemmt worden, und von pflanzen kann in diesem Jahre keine Rede sein, da wohl sechs Monate vergehen werden, bevor man den Boden wieder in Angriff nehmen kann.“

Die Eisenbahn zwischen Eten und Chiclayo ist arg beschädigt; denn auch im Süden von Peru waren die Ueberschwemmungen in allen Flußthälern und den in ihrer Mündungsgegend sich hindehnenden Ebenen allgemein. Die Stadt Supé liegt ganz in Trümmern; die Oroyabahn hat viel gelitten, die Brücke bei Talavera ist fortgerissen worden.

Wir finden weiter angegeben, daß bei Payta (5° 5′ 30″ südl. Br.), einem bedeutenden Handelshafen, eine ungeheure Fluthmasse über den Rand der 210 Fuß hohen Hügelebene bei der Stadt sich in diese ergoß und alle Straßen und Plätze mit Schlamm und Trümmern erfüllte; im Zollhaus und in den Gebäuden der pacifischen Dampfercompagnie stand das Wasser ellenhoch. Auch die Städte Tumbez (3° 30′ 40″ südl. Br.), Piura (5° 11′ südl. Br.), Leche und andere sind schwer betroffen worden. Der Schaden, welchen die Ueberschwemmungen angerichtet haben, beläuft sich in Peru auf Millionen.

Wir wollen in Betreff der Garua noch bemerken, daß bisher eine Auflösung dieses Nebels in Regen niemals beobachtet worden ist; er giebt nur einen feinen, durchdringenden Niederschlag. Bei Tumbez, das nun, wie eben gesagt, auch heimgesucht worden ist, hört die Zone des Aequatorialregens auf; dort befindet sich ihre südliche Grenze, welche sie nur höchst selten und ausnahmsweise um ein Weniges überschritten hat. Der Nebel befruchtet, so lange er seine Saison hat, die Lomas, d. h. die Hügelreihen; Blumen und Gräser sprießen auf und das Vieh findet dort zeitweilig Weide. Aber die Küstenfläche unterhalb dieser Lomas, welche als ein 550 Wegstunden langer Sandstreifen das peruanische Gestade einnimmt, ist eine Sand- und Kieswüstenei, in welcher die Flußthäler vereinzelte Oasen bilden.

Während die Küstengegend ihre Ueberschwemmung hatte, tobte das Innere der Erdrinde im Hochlande. Als in der Cordillere die Orcane wütheten, hatte Puno, das auf der Hochebene liegt, ein Erdbeben; in Arequipa, diesem classischen Boden für derartige Erschütterungen, verspürte man ein solches am 4. März; am 22. Februar wurde die Hochebene von Cundinamarca in Neugranada erschüttert; man verspürte dort in der Hauptstadt Bogota einige Stöße.

Auch in Chile hat es in der jüngsten Zeit nicht an Erdbeben gefehlt. Dazu kommt in dieser Republik die Rinderpest, welche das langhingestreckte Land in seiner ganzen Ausdehnung heimsucht. Chile bezieht alljährlich viel Hornvieh aus Argentinien; dasselbe wird über die Cordillerenpässe in einer Höhe von mehr als 12,000 Fuß nach der pacifischen Seite getrieben, und durch das argentinische Vieh ist die Seuche eingeschleppt worden. Auch die Menschen werden von ansteckenden Krankheiten heimgesucht. Die Blattern, welche gegenwärtig ihren Rundgang um den Erdball halten, sind auch im südlichen Chile zum Vorschein gekommen, in einem so durchaus gesunden Lande. In dem vor uns liegenden Berichte finden wir hervorgehoben, daß die Krankheit insbesondere in den deutschen Colonien jener Gegend sehr heftig aufgetreten sei, und daß namentlich in Osorno mehrere deutsche Familien von derselben hinweggerafft worden seien, während Leute spanischer Abkunft und Mischlinge ziemlich verschont bleiben.

An der Ostküste von Südamerika ist das gelbe Fieber aufgetreten. Wir lesen in den Berichten vom April, daß an der brasilianischen Küste Para und die Häfen der Provinz Ceara für verdächtig erklärt worden sind, während Pernambuco angesteckt ist und in Bahia die Krankheit seit dem 30. März um sich griff.

Keine andere Seuche ist so culturfeindlich. Die

Cholera richtet schwere Verheerungen an und bringt große Ungewißheit in das ganze Leben und Treiben der Länder, welche von ihr heimgesucht werden. Aber sie erscheint in längeren, ungewissen Zwischenräumen und scheint im Verlaufe der Zeit sich an Heftigkeit abgeschwächt zu haben. Sie wandert, allerdings in incommensurabler Weise. Das gelbe Fieber dagegen verläßt in heißen Gegenden niemals das Gebiet wieder, welches von ihm einmal, so zu sagen, erobert worden ist.

Die Civilisation ist in den tropischen Ländern Amerikas dadurch bedingt, daß eine möglichst große Anzahl weißer Menschen dort leben und ihren Antrieben folgen können, daß durch sie europäische Intelligenz und Thätigkeit sich einbürgern, indem unablässig frischer Zuwachs aus der alten Welt anlangt. Aber wie mag ein weißer Mensch sich wahrhaft heimisch und dauernd wohlfühlen in Gegenden, wo jene Seuche mit grauenhafter Regelmäßigkeit sich einstellt, und heute Keiner weiß, ob er nicht morgen auf der Todtenbahre liege?

Die gegenwärtigen Formen, unter welchen das gelbe Fieber auftritt, haben sich erst allmälig entwickelt; festgestellt erscheinen sie vielleicht schon seit 1647 (in Westindien), gewiß seit 1699 am Mexicanischen Meerbusen. Nun erscheint es auf allen Inseln und an allen Küsten, welche der große atlantische Wasserwirbel berührt, der aus dem Busen von Guinea kommt. Hauptherde waren bis 1849 die Ostküsten Amerikas, vom nördlichen Gestade des Mexicanischen Meerbusens bis zu den Mündungen des Amazonenstromes, und die westindischen Eilande. In diesem Gebiete sind alle Häfen ohne Ausnahme der Seuche unterworfen; dieselbe ist indeß auch über die Landenge von Panama und um das Cap Horn herum an die pacifischen Gestade vorgedrungen. Dieses Fieber hat seine eigentliche amerikanische Wiege, das nordatlantische Becken mit seinen eigenthümlichen Strömungsverhältnissen, längst verlassen; es ist den Menschen auf seinen oceanischen Fahrten und mit der größern Verbreitung des Verkehrs immer weiter gefolgt, es hat sich an den heißfeuchten Küsten förmlich eingenistet, während es im Norden über die Grenze von Georgien hinaus nur vereinzelt auftritt, und erlischt, sobald Frost eintritt. Sobald in Neuorleans der erste Reif fällt, ist es dort wie im Nu verschwunden.

Bis 1849 war die Ostküste Brasiliens südlich vom Aequator vom gelben Fieber verschont geblieben; die ganze lange Küste vom Amazonenstrome bis zum La Plata war frei; aber in jenem Jahre übersprang es plötzlich diese Grenze, drang landein bis nach Manaos (Barra do Rio Negro) und am Gestade gen Süden bis Montevideo. Dann blieb es dort, am linken Ufer des La Plata, stehen und sprang erst nach 1858 einmal über die Mündung des Stromes nach Buenos Ayres. (Karl Andree, Geographie des Welthandels I, S. 346 bis 354, wo eine Geschichte der Verbreitung und die verschiedene Wirkung des gelben Fiebers auf die verschiedenen Menschenracen.)

Im vorigen Jahre lasen wir in südamerikanischen Zeitungen dann und wann eine Notiz, daß zu Asuncion in Paraguay, also etwa 100 Meilen landeinwärts, das gelbe Fieber aufgetreten sei. Das Unterland war von demselben verschont; die La-Plata-Länder gehören zu den gesundesten auf der Erde. Das Klima der Stadt Buenos Ayres ist gleichfalls an sich gesund, obwohl nicht gerade angenehm. Malariafieber und Wechselfieber sind unbekannt, der heiße Nordwind ist unangenehm und wirkt reizbar auf das Nervensystem, das sich wieder beruhigt, sobald der Pampero, der Südwest, einsetzt.

Gegenwärtig, schon seit dem Januar 1871, wüthet gerade in dieser Stadt die Seuche mit einer Heftigkeit, die sich bis Ende des März (so weit reichen unsere Nachrichten, während wir dies schreiben; unser Exemplar der deutschen Zeitung am Rio de la Plata, „die freie Presse", ist seit einigen Monaten ausgeblieben) derart steigerte, daß täglich mehr als sechshundert Menschen derselben erlagen; auch die englische und die deutsche Colonie litten schwer; das platte Land war noch verschont geblieben. Aber die Stadt hatte sich entvölkert; von ihren 182,000 Einwohnern waren mehr als 100,000 in die Campagna geflüchtet, an 20,000 schon gestorben; man konnte die Todten nicht mehr begraben. Präsident Sarmiento und die Geistlichen sind tapfer am Platze geblieben, aber alle Geschäfte stockten, Jedermann war in Verzweiflung, die sehr begreiflich erscheint; kein Gericht hielt Sitzungen, die städtischen Behörden hatten ihre Thätigkeit eingestellt.

In der Thatsache, daß die Seuche bisher nicht ins platte Land drang, liegt wohl ein Fingerzeig. Alle von romanischen Völkern bewohnten Städte sind mehr oder weniger voll Schmutz; der Romane ist im Allgemeinen nicht sauber; man denke nur an „die Gräuel der Schweinerei" in so manchen Orten Italiens. Nun sind in Buenos Ayres viele Saladeros, Viehschlächtereien, wo Fleisch und Häute von jährlich vielen Hunderttausend Thieren zubereitet werden. Jeder Saladero ist eine Art von Centrum für Miasmen, sobald nicht Vorkehrungen getroffen werden, die Abgänge und Abfälle für die Gesundheit unschädlich zu machen. Das ist in Buenos Ayres, trotzdem Engländer und Deutsche dort so oft ihre warnende Stimme erhoben, versäumt worden; es gab keine Gesundheitspolizei, man bauete auf das gesunde Klima zu große Hoffnungen, gab sich sträflicher Nachläffigkeit hin und nun zeigen sich die Folgen in so entsetzlicher Weise!

Aus allen Erdtheilen.

Die Ohrenrobben der Pribylow-Inseln und ihr Eheleben.

r. d. Die Pribylow-Inseln liegen unter 170° westl. Länge v. Gr. und 57° nördl. Breite im Beringsmeer, westlich vom Territorium Alaska, etwa 60 deutsche Meilen von der Küste entfernt. Sie sind einer der wichtigsten Punkte für das Schlagen der Bärenrobben und liefern jährlich etwa 100,000 der sehr geschätzten Pelze dieser Thiere in den Handel. Was die Bärenrobbe oder den Pelzseehund betrifft, so erhalten wir erst jetzt einen genauen zoologischen Bericht über dieses merkwürdige, schon seit langer Zeit bekannte Thier, und zwar in einer vom Harvard College, Cambridge, Nordamerika, herausgegebenen Monographie des Professors J. A. Allen: „On the Eared Seals (Otaridae), with detailed descriptions of the North-Pacific species. Together with an account of the habits of the northern Fur Seal (Callorhinus ursinus) by Charles Bryant." (Cambridge 1870.) Wie die Leser gleich sehen werden, ist dies eine in mehr als einer Beziehung wichtige und interessante Schrift.

Die Ohrenrobben, eine Gruppe der Meersäugethiere, welche

eine gut unterschiedene Abtheilung der Flossenfüßer bilden, ausgezeichnet durch eine kleine äußere Ohrmuschel und andere Eigenthümlichkeiten, sind noch außerordentlich mangelhaft bekannt, obgleich in der letzten Zeit mehrere tüchtige Naturforscher sich mit ihnen beschäftigt haben. Doch hat man die große Verschiedenheit, welche beide Geschlechter zeigen, die Unterschiede im Alterszustande nicht gehörig beobachtet und nach einzelnen Schädeln und Fellen mehr Arten aufgestellt als wirklich vorhanden sind. Erst Allen bringt jetzt Aufklärung in die Verwirrung. Nach ihm giebt es nur acht Arten Ohrenrobben, von denen überdies zwei noch zweifelhaft sind. Vier Arten gehören zu den Haar-Seehunden oder Seelöwen, welche keinen Unterpelz haben, und vier Arten zu den Pelzrobben oder Seebären, die ein dichtes Unterkleid besitzen, welches die jetzt bei europäischen Damen so beliebten feinen Seehundspelzmäntel liefert.

Im nördlichen Stillen Ocean leben Steller's Seelöwe (Eumetopias Stelleri), Gillespie's Haarrobbe (Zalophus Gillespii) und die eigentliche Pelzrobbe (Callorhinus ursinus), auch Seebär genannt. Dieser letztere ist der Seehund der Pribylow-Inseln, über dessen höchst eigenthümliche mormonische Lebensweise der Anhang Capitän Bryant's ausführlich berichtet. Zunächst ist zu bemerken, daß, wie auch bei anderen Ohrenrobben, eine ganz außergewöhnliche Verschiedenheit in Bezug auf das Gewicht und die Größe der beiden Geschlechter besteht, denn das Weibchen wiegt etwa nur ein Viertel so viel wie ein ausgewachsenes Männchen. Die Bärenrobben erscheinen während der Sommermonate auf den Pribylow-Inseln, um zu brüten, und auf der (nördlichen) St.-Pauls-Insel, wo Bryant sie beobachtete, nehmen sie während dieser Jahreszeit einen Gürtel am Strande ein, der in seiner Breite zwischen fünf und vierzig Ruthen schwankt. Zwölf englische Meilen des Ufers sind mindestens von ihren „Brutplätzen" dicht bedeckt, so daß Bryant ihre Anzahl, nach einem Durchschnittsexempel, auf 1,152,000 Individuen auf der einen Insel berechnete. Jedes Männchen sucht sich einen besondern Platz aus, gewöhnlich denjenigen, welchen es schon im vorhergehenden Jahre ausgewählt hatte, und hält rund um diesen Platz herum etwa eine Quadratruthe Raum frei, der für seine zehn bis funfzehn Weibchen bestimmt ist. Am 15. Juni sind alle Männchen angelangt und haben Besitz von ihren Domänen genommen, doch nicht ohne heftige Kämpfe und Streitigkeiten mit den Nachbarn, die auf gute Plätze eifersüchtig sind. Die jungen Männchen werden in den Brutplätzen nicht geduldet, sondern von den Patriarchen entweder ins Meer zurückgetrieben oder gezwungen, sich mehr landeinwärts auf dem Felsen eine Station auszusuchen. Gegen Ende Juni kommen dann die Weibchen an; zuerst wenige, dann immer mehr, bis gegen Mitte Juli sie in solchen Schaaren da sind, daß sie buchstäblich übereinander liegen. Die alten Bullen, welche dem Strande zunächst wohnen, legen sogleich Beschlag auf die Weibchen und füllen ihre Harems zuerst. Doch die jungen Männchen, welche mehr landeinwärts verbannt sind, passen oft die Gelegenheit ab, wenn die alten Herren einmal fort sind, und stehlen ihnen die Weiber, indem sie dieselben sorgfältig im Maule nach den eigenen Domänen fortschleppen, gerade so wie eine Katze ihre Jungen im Maule fortschleppt. Sehr oft ereignen sich zwischen zwei Männchen Kämpfe um den Besitz eines Weibchens und letzteres wird, wenn beide es gleichzeitig ergreifen, arg zerfleischt. Ist der Harem gefüllt, dann bläht das Männchen sich stolz auf, hält Revüe über dieselben und jagt alle Eindringlinge aus seinem Zirkel fort. Schon zwei oder drei Tage nach dem Landen wirft das Weibchen sein einziges Junges und lebt nun mit dem Männchen zusammen. Mitte August sind alle Jungen geboren und die Weibchen schon wieder trächtig. Die alten Männchen sind unterdessen vier Monate lang nicht von der Stelle gekommen und haben sich auch während dieser Zeit ohne alles Futter beholfen. Ende October haben die Robben die Insel verlassen und ziehen südwärts.

Die Robbenschläger, die, wie Capitän Bryant, die Pribylow-Inseln besuchen, hüten sich wohl, die Brutplätze der Thiere zu stören, und die einzigen Robben, welche des Pelzes wegen von ihnen getödtet werden, sind die jüngeren Thiere, namentlich Männchen, die mehr im Innern auf den Felsen leben und die eigentlichen Brutplätze nicht betreten dürfen. Eine mit Knüppeln bewaffnete Schaar Matrosen umzingelt einen Theil der Herde und treibt ihn sechs oder sieben englische Meilen landeinwärts, zu dem Schlacht- und Abhäuteplatz. Dadurch werden die eigentlichen Brutplätze kaum belästigt und die Robben schleppen ihre Häute selbst nach den Einsalzhäusern, was sonst viel Arbeit veranlassen würde. Regelmäßig alle Jahre stellt die Bärenrobbe sich wieder auf den Pribylow-Inseln ein und gewährt eine reiche Pelzernte.

Eduard Mohr's gezähmte Strauße.

Eduard Mohr aus Bremen hat in der Zeit vom 20. März bis 5. December 1870 von den Goldfeldern am Tatin aus eine Reise nach den Victoriafällen des Sambesi in Innerafrika unternommen, dabei eine neue sehr praktische Route entdeckt und zum ersten Male die deutsche Flagge an jenem „Wunder" Afrikas wehen lassen, welches durch die Schilderungen von Livingstone, Chapman, Baines u. a. schon hinlänglich bekannt geworden ist. Auf der Reise war Mohr von seinen zahmen Straußen begleitet, über welche er Folgendes erzählt:

Nachts brachen Hyänen und Schakale durchs Lager und verscheuchten meine vier schönen zahmen Strauße, meine gefiederten treuen Begleiter, die ich mit so vieler Mühe herangezogen hatte und mit denen ich schon über 500 Seemeilen zusammen marschirt war. Erst nach 90 Tagen fand ich die Vögel wieder, von denen ich sofort erkannt wurde. Ich erhielt die Vögel, wie sie kaum dem Ei entschlüpft waren; sie waren täglich um mich herum und hatten keine Spur von Scheu vor den Menschen, eine Eigenschaft, die der wilde Strauß bekanntlich im allerhöchsten Maße besitzt. Mit dem einen der Vögel, einem großen einjährigen Hahn, bin ich später ganz bis nach Potchefstroom marschirt, und mußte ihn hier verschenken, weil er fremde Ochsengespanne und Pferde auf der Straße scheu machte, was zu vielen Unannehmlichkeiten Veranlassung gab. Der Zufall wollte, daß ich ihn auf der Reise nach Durban, gerade westlich unter dem Renan-Paß, wiederfinden sollte; sofort fand er meinen weiß angestrichenen Wagen heraus und ich fütterte ihn; der neue Besitzer hatte später die allergrößte Schwierigkeit, ihn fortzubringen. Mit diesem Strauß bin ich also, Alles in Allem gerechnet, wenigstens 1200 Seemeilen gewandert, und ich führe diese Einzelnheiten nur an, weil sie vielleicht einen Beitrag zu „Dr. Hartlaub's Geschichte des Straußes" liefern können, und auch deswegen, weil sie beweisen, daß dieser interessante Riesenvogel völlig zahm gemacht werden kann und daß er eine gewisse Anhänglichkeit an den Menschen, Ortssinn aber in ganz enormem Grade besitzt.

Das Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft.

Von diesem reichhaltigen Sammelwerk ist soeben der vierzigste Band erschienen, und auch dieser ist gleich seinen Vorgängern ungemein reichhaltig ausgefallen. Ney Elias schildert den neuen Lauf des Gelben Stromes (Hoangho), welcher sich bekanntlich eine Mündung in den Busen von Pe tschi li gebrochen hat. Swinhoe bringt seinen Reisebericht über den Yangtse kiang. Sodann folgt das Tagebuch Hayward's, über die Reise von Leh nach Yarkend und Kaschgar und die Erforschung der Quellen des Yarkendflusses. — Linton Palmer schildert seinen Besuch der Osterinsel im Stillen Ocean, welche in der neuern Zeit wieder die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, theils wegen der Steinbilder oder Säulen, von denen einige nach Europa gebracht worden sind, theils durch eine angebliche Steininschrift, „an welcher sich die Gelehrten ihre Zähne ausbeißen können, wenn sie an die Echtheit derselben glauben." Bartle Frere schildert das Rann, die sumpfige Niederung in der indischen Landschaft Katsch; Ino Markham eine Reise durch

die chinesische Provinz Schan tong; J. W. Taylor die Föhrden und Gletscher in Grönland. — In Australien wird man immer noch nicht müde, nach Spuren von Dr. Leichhardt zu forschen; eine solche Expedition hat J. Forrest unternommen. — Ueber Centralasien, welches schon im Hinblick auf die Ausdehnung des russischen Gebietes mit Recht allgemeine Beachtung findet, enthält der Band einige wichtige Beiträge: Baron P. R. Osten-Sacken schildert die Expedition, welche er 1867 in das Land jenseits des Naryn unternommen hat; Fedschenko beschreibt das Seraffschanflußgebiet, welchem Samarkand angehört, topographisch; von Sewertsof erhalten wir seine Reise im westlichen Theile des Himmelsgebirges (Thian schan). — Ueber den Irawaddy und dessen Quellen stellt Anderson Erörterungen an; Julius Haast bringt einen Bericht über die südlichen Alpen auf Neuseeland; Adams einen solchen über die centralen Seidenbaubezirke in Japan. — Ueber das Karawanenwesen im östlichen Afrika wußten wir bisher nur, was Burton und da und dort Livingstone mitgetheilt haben; nun bringt Wakefield eingehende Nachrichten über die Karawanenrouten in jener Gegend mit Karte. Chandleß giebt Beiträge zur Hydrographie Südamerikas, und Irminger dergleichen über die Temperatur des nordatlantischen Oceans. Wir werden auf einzelne dieser Arbeiten gelegentlich näher eingehen. —

Gespinnste und Gewebe in den Pfahlbauten. In der Februarversammlung 1870 des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen sprach Herr Dr. Max Weigert (in Berlin) über die Producte der Spinnerei und Weberei, welche in den Pfahlbauten aufgefunden wurden. Nach ihm steht es fest, daß bereits in den zur Steinzeit bewohnten Bauten Flachs in ausgedehntem Maße cultivirt und zu den verschiedensten Gespinnsten, Schnüren, Seilen ꝛc. verarbeitet worden sei. Es seien zahlreiche Stücke solcher Gespinnste, sowie Massen von Spinnwirteln aus Stein und Thon vorhanden. Reste von Geflechten, die zu Matten, Decken und Gewändern gedient haben, zeigten die weitere Verarbeitung dieser Gespinnste durch die Kunst des Flechtens, während zahlreich aufgefundene Webesteine, neben Ueberbleibseln von unzweifelhaft durch Weben hergestellten Stoffen, bewiesen, daß auch die Arbeit des Webens bereits bekannt gewesen sei. Diese wurde auf einem Webestuhle mit vertical stehender Kette ausgeführt, der durch sinnreiche Ergänzung jetzt als reconstruirt gelten kann. Die Untersuchungen über die Uranfänge sind geeignet, wichtige Aufschlüsse über die Culturentwickelung des Menschengeschlechtes im Allgemeinen zu geben, indem von den beiden im Alterthum angewandten Systemen des Webestuhls, dem mit horizontal ausgespannter Kette und dem mit senkrecht stehender Kette, in frühester Zeit das erstere Indien und Aegypten eigenthümlich gewesen, während das zweite bei den gräco-italischen Völkern in Gebrauch war — ein Beweis, daß die europäische Cultur von Afrika und Asien erst zu einer Zeit beeinflußt worden, da sie selbst schon ansehnlich vorgeschritten war.

* * *

— Im Anthropologischen Institute (so heißen die nun vereinigten Gesellschaften der Anthropologie und Ethnologie) hat Major Godwin Austen über die Steinmonumente bei den Stämmen im Hügellande der Khasis ausführliche Erörterungen angestellt; die Khasi wohnen südlich von Assam, westlich und östlich in den Bergen, welche sich von der scharfen Krümmung, die der Brahmaputra macht, etwa 150 Miles bis an den Kopilia, 92° 45′ O. von Greenwich, hinziehen. Das Volk ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß es auch gegenwärtig megalithische Denkmäler aufführt. Ueber das ganze Land zerstreut findet man aufrecht stehende Steinmassen, die theils am Wege errichtet worden sind, theils in den Dörfern, und theils auf Hügeln. Wenn man sie sieht, ist man wohl geneigt zu der Annahme, daß es sich hier um Grabdenkmäler handle; aber die Asche der Todten wird niemals unter den horizontalen Platten begraben, welche vor den aufrecht stehenden Steinen liegen; das Monument hat mit einem Begräbnisse gar nichts zu schaffen und wird lediglich zu dem Zwecke errichtet, um das Andenken an längst verstorbene Personen zu erhalten, welche als Geister über ihre Nachkommen, ihre Familien und Clans gewacht und denselben Glück gebracht haben. Die Steine kommen nie paarweise oder in geraden Zahlen vor, sondern allemal in ungeraden, so daß 3, 5 oder 7 gesetzt werden. Alle Angehörigen einer Gemeinde müssen beim Aufrichten der Steinplatten mitwirken und bekommen für ihre Arbeit lediglich Speise und Trank, aber keinen andern Lohn. Godwin Austen ist nicht Augenzeuge bei einem solchen Aufrichten gewesen, wohl aber hat er das Gerüst und die Vorkehrungen für dasselbe beim Clan der Nontariang gesehen. Die Steine waren in einem nahen Sandsteinhügel gebrochen und mit Hülfe von Keilen abgelöst worden.

— Die Antiquarische Gesellschaft in London hat am 18. Mai eine Ausstellung eröffnet, in welcher eine große Sammlung von Steingeräthen und anderen Gegenständen aus der paläolithischen Periode ausgelegt wurde.

— Eine Knochenhöhle, welche in den Kalksteinbrüchen bei Port Kennedy in Montgomery County im östlichen Pennsylvanien entdeckt worden ist, erregt dort große Aufmerksamkeit. Der Naturforscher Wheatly hat in derselben bis jetzt schon 30 bis 40 Zähne vom Megalonyx gefunden und Theile von 17 Individuen, welche zur Classe der Faulthiere gehörten. Professor Cope beschreibt 41 Arten von Wirbelthieren, und Dr. Horn 14 Arten von Insecten.

— Noch im Laufe dieses Jahres soll eine Dampferlinie zwischen Callao in Peru und China eröffnet werden, — wahrscheinlich zu dem Zwecke, chinesische Arbeiter zu holen.

— Wir leben in der „Zeit der Schiffscanäle". Gegenwärtig hat man in Vorschlag gebracht einen Durchstich, vermittelst dessen der schmale Landstreifen durchschnitten werden solle, welcher von der Südspitze des ostindischen Festlandes ausläuft und den perlenreichen Golf von Manaar von der Palksstraße trennt. Ein solcher Canal würde den Dampfern die Fahrt um die Insel Ceylon herum ersparen.

— Die englische Tractatengesellschaft hat 1870 nicht weniger als 330 neue Schriften drucken lassen, darunter 117 Tractätlein und 6 Zeitschriften. Ihre Depots haben 40,727,471 Stück vertheilt, und seit Gründung der Gesellschaft nicht weniger als 1,384,000,000. Sie arbeitet auch in Deutschland, Frankreich und Nordeuropa; dann auch in Italien, wo sie in Rom ihre Niederlage protestantischer Schriften dicht neben der Jesuitenkirche hat. Auch auf Spanien, Ungarn, Slavonien, Constantinopel, Indien und China erstreckt sie ihre Thätigkeit. Sie hatte im verflossenen Jahre ein Deficit von etwa 40,000 Thaler.

— In der australischen Colonie Victoria ist seit langer Zeit darüber hin und her gestritten worden, ob man den Volksvertretern Taggelder gewähren solle oder nicht. Die Frage ist im Februar dahin entschieden worden, daß man jedem Repräsentanten jährlich 1500 Dollars zahlt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Karl Vogt über die Eis- und Höhlenzeit.

I.

Betrachtet man ein Lehrbuch der Geologie, das jetzt erschienen ist, mit einem nur 15 bis 20 Jahre ältern, so springt sofort ein gewaltiger Unterschied in die Augen. Wie alle Zweige der Naturwissenschaften, ist auch die Geologie unendlich fortgeschritten, die Chemie, das Mikroskop, eine ganze Reihe anderer Disciplinen sind auf sie neu angewandt worden, und mit deren Hülfe hat sie ein völlig anderes Gesicht erhalten. Nur wenigen der zahlreichen Lehrbücher der Geologie, die wir besitzen, ist es jedoch vergönnt gewesen, in rascher Aufeinanderfolge der Auflagen auch stets das Neueste verarbeitet und systematisch eingefügt den Lesern bieten zu können. Zu diesen wenigen gehört nun das in dritter vermehrter und gänzlich umgearbeiteter Auflage erscheinende Werk von Karl Vogt *), dessen anderweitige Vorzüge bereits hinlänglich gewürdigt sind; denn in Bezug auf klare, allgemein verständliche Sprache, übersichtliche Anordnung und Benutzung des neuesten wissenschaftlichen Materials läßt so leicht kein Concurrenzwerk sich mit demselben vergleichen. Es ist eben für weitere Kreise bestimmt und erfüllt hier vollkommen seinen Zweck.

Von den neu ausgeführten Abschnitten dieser gänzlich umgearbeiteten Auflage möchten wir besonders Einen hervorheben, der gegenwärtig vom höchsten Interesse ist und hier (Bd. II, S. 28 bis 79) mit großer Ausführlichkeit behandelt wird, wie die recenten Bildungen unseres Erdkörpers überhaupt. Er betrifft die merkwürdige Eis- und Höhlenzeit, die in zusammenfassender Weise von Vogt mit großer Vorliebe dargestellt wird. Versuchen wir es hier kurz, ein Bild dieses dankenswerthen Abschnittes wiederzugeben.

Vogt geht von den Erscheinungen aus, welche die heutigen Gletscher noch hervorbringen, von den geschliffenen Felsflächen, Moränen und Steinwällen und constatirt an der Hand derselben dann ihr Vorkommen auf weit ausgedehnten Strecken des Festlandes, wo heute eine üppige Vegetation, ein mildes Klima herrschen. Und diese geographische Verbreitung der ehemaligen Eiszeit ist in der That, wie wir sehen werden, eine ganz bedeutende und wohl geeignet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Was zunächst die Alpen betrifft, wo die Naturforscher zuerst die Erscheinungen der Eiszeit studirten, so wird man, je weiter man der Ausmündung der Thäler nahe kommt, desto mehr von den ungeheuern dorthin transportirten Findlingsblöcken überrascht. Ueber den geschichteten Bildungen der Molasse und der älteren Anschwemmungen zeigen sich gewaltige Massen von eckigen Blöcken, zuweilen untermischt mit Ablagerungen von Letten mit geritzten Rollsteinen. Die Blöcke erreichen zuweilen ungeheure Dimensionen, sie steigen im Jura bis zu bedeutenden Höhen und liegen dort wieder auf geschliffenen Felsen. Hier und da bilden sie auch schanzenartige Wälle, wie z. B. der 100 Fuß hohe, bewaldete Blockwall, „das Hühnli", bei Bern. Die Vertheilung der

*) Karl Vogt's „Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde." Dritte vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen und angehängten Tafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1871.

Blöcke, je nach den Alpenthälern, aus denen sie stammen und aus denen sie durch ehemalige Gletscher fortgeführt wurden, ist, was die Schweiz betrifft, jetzt vollkommen bekannt. Besonders sind es die sechs Thalmündungen der Arve, der Rhone, der Aare, der Reuß, der Linth und des Rheines, aus welchen die Blöcke am Nordabhange der Alpen hervortreten. Die von Karl Vogt mitgetheilte Karte zeigt genau das Verbreitungsgebiet der Alpenfindlinge nebst ihrem Ursprungsgebiete an.

Die verticale Vertheilung der Blöcke ist Gegenstand vieler Untersuchungen, namentlich im französischen Theile des Schweizer Jura gewesen, und man hat gefunden, daß sie eine bestimmte Höhengrenze einnehmen, die einen Bogen bildet, dessen höchster Punkt der Mündung des Thales, aus welchem sie hervorkamen, gegenüberliegt. Im Allgemeinen liegen die Blöcke auf der den Alpen zugewandten Seite der Juragehänge und in den Längsthälern, welche sich in dieser Kette hinziehen. Die mineralogische Beschaffenheit der Blöcke wechselt je nach der verticalen Vertheilung derselben; es gilt hier als allgemeines Gesetz, daß eine Felsart um so höher am Jura ansteigt, je höher sie in den Alpen ansteht, oder, mit anderen Worten, daß die Höhenzone eines Gesteins am Jura im Verhältniß zu seinem Lagerorte in den Alpen steht.

Verbreitung der Alpenfindlinge in der Schweiz.

1 Arve-Gebiet; 2 Rhone-Gebiet; 3 Aar-Gebiet; 4 Reuß-Gebiet; 5 Linth-Gebiet; 6 Rhein-Gebiet; 7 Zerstreuungsgebiet des Sentis und der Kuhfirsten; 8 Schwemmgebiet der Rhone-Blöcke zwischen Burgdorf, Waugen und Langenthal; 9 Mischungsgebiet der Rhone- und Reuß-Blöcke um Aarburg; 10 Schwemmgebiet der Reuß-Blöcke im Nord-West einer Linie von Dagmersellen nach Baden im Aargau; 11 Mischungs-Schwemmgebiet von Reuß- und Rhein-Blöcken. Die Stammgebiete, aus welchen die Blöcke herkommen, und die Mischungs- und Schwemm-Gebiete, wo Blöcke durch Hochwasser und Eisflöße verschleppt wurden, sind weit laxer schraffirt, als die Verbreitungs-Gebiete, aber in derselben Richtung; Arve und Aar (1 u. 3) horizontal; Rhone und Rhein (2, 8 u. 6) vertical; Reuß (4 u. 10) schief von links nach rechts; Linth (5) schief von rechts nach links; die Mischungs-Schwemmgebiete (9 u. 11) sind gekreuzt. Be Besançon, D Doubsfl.; Rh Rheinfl.; Ba Basel; Sch Schaffhausen; Con Constanz; BS Boden-See; NS Neuenburger-See; N Neuchâtel; BS Bieler-See; B Bern; A Aarburg; Z Zürich; ThS Thuner See; Sa Sarnen; Lz Luzern; R Reußfl.; Aa Aarfl.; Ro Rhonefl.; G Genf; Ar Arve; Mbl Montblanc; GS Genfer-See; MR Monte Rosa; G St. Gotthard; Lo Locarno; Ch Chiavenna; Co Como; Sp Sempacher-See.

Die Wege der Blöcke sind durch punktirte Linien, die Blockwälle durch starke helle Linien angedeutet.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß nach den tertiären Ablagerungen von Oeningen, Schrotzburg u. s. w., deren versteinerte Pflanzenreste ein Klima andeuten, ähnlich wie es heute auf Madeira herrscht, eine lange Periode eintrat, während welcher das Klima der Alpengegend so weit sank, daß die Gletscher der Schweiz bis zu den Höhen des Jura vordrangen, die ganze ebene Schweiz demnach vollständig mit Eis bedeckt war. Während dieser Zeit wurden die Findlingsblöcke, von den Gletschern getragen, auf dem Jura im weiten Kreise gesetzt und zugleich als Grundmoräne Lehmschichten mit geritzten Rollsteinen gebildet. Aber der Rückzug, das Abschmelzen des zusammenhängenden Eisfeldes fand keineswegs regelmäßig statt, es rückte vor, zog sich zurück, und nach diesen Schwankungen sind denn auch manche Erscheinungen der Eiszeit localer Natur in der Schweiz zu erklären. Aber die weiteste Ausdehnung der Findlingsblöcke zeigt die höchste Entwickelung der Eiszeit an; die Umgrenzung der sechs großen Gletschergebiete der Karte zeigt den ersten Halt innerhalb der Rückzugsperiode.

Auf der Südseite der Alpen lassen sich ganz ähnliche Erscheinungen wie auf der Nordseite wahrnehmen. Nur ist die südliche Umgrenzung des ehemaligen Eisfeldes, welches dem Höhenpunkte der Periode entspricht, bis jetzt noch nicht fest-

gestellt, weil dieselbe allem Anschein nach in die Po-Ebene fiel.

So viel kurz von den Alpen, die Vogt am ausführlichsten behandelt, und wo die Erscheinungen der Eiszeit auch am besten studirt worden sind. Führen wir nun die übrigen Localitäten an, wo ihr Vorkommen sicher dargethan wurde.

In der Auvergne sind jetzt die deutlichsten Gletscherspuren, namentlich im Umkreise des Cantal beobachtet worden. Von diesem Centralvulcan gingen strahlenförmig Gletscher aus. In den Pyrenäen setzen sich die Erscheinungen der erratischen Gebilde aus denselben Elementen zusammen, wie in den Alpen; man fand, daß der alte Gletscher von Argeles allein sieben verschiedene Erdmoränen aufgeworfen hat. Auch die Sierra Nevada im südlichen Spanien zeigt alte Gletscherspuren. In vielen Thälern der Vogesen, jenem von Giromagny und St. Amarin finden sich Querwälle von Schuttanhäufungen, polirte Felsen, Rundhöcker, die alle der Eisthätigkeit ihr Dasein verdanken. Gegenüber zeigt der Schwarzwald ähnliche Erscheinungen, wenn auch nicht so deutlich. Zwischen beiden Gebirgen dehnt im Rheinthale sich die Lößformation aus, ein gelblich-grauer Thon, mit Glimmer und Kieselsand, in dem Schnecken und Muscheln vorkommen, die jetzt nur noch in kälteren gebirgigen Gegenden vorkommen, namentlich in der Hügelregion der Voralpen. Wir geben hier, nach Vogt, einige der für den Löß charakteristischen Muscheln und Schnecken wieder. Der Löß ist die neueste Formation des Rheinthales; er entspricht offenbar derselben Zeit, wo in der Schweiz die Findlingsblöcke zerstreut wurden, und die bedeutenden, zuweilen 100 Fuß mächtigen Lößmassen sind wahrscheinlich detritische Ablagerungen aus jener Zeit. Unter dem Löß liegen runde alpinische Gerölle mit Mammuth-, Nashorn-, Pferdeknochen und so weiter.

Auch der ganze Boden Großbritanniens, die Südhälfte Englands ausgenommen, war einst unter Gletschern oder von einem Meere bedeckt, welches, wie die Ostsee, den Charakter eines Eismeeres hatte. Die Beweise liegen vor; zum Beispiel in dem Boulder Clay oder Blocklehm, der in seinen riesigen Ablagerungen große aus Skandinavien herübergeflößte Blöcke enthielt, in den eigenthümlichen horizontalen Bergstreifungen oder Parallel roads im Glen-Roy (Roythale) am Ben Nevis, dem höchsten Berge Schottlands. In Skandinavien sind die Erscheinungen der Eiszeit jetzt bis in die kleinsten Einzelheiten bekannt. Ihr werden die eigenthümlichen, langlinigen, wollartigen Ansammlungen mit abgerundetem Rücken zugeschrieben, die man in Schweden als As (Plural Asar) bezeichnet.

Auf außereuropäische Erdtheile übergehend ist die weite Verbreitung der Eiszeit in Nordamerika festzustellen, wo sie eine ganz ähnliche Erscheinungsreihe wie in Europa hervorbrachte. Die Felsen sind unter ihrer Einwirkung gerundet, geschliffen und gestreift, von den höchsten Bergen bis zum Seestrande und unter den Meeresspiegel hinab. Was Brasilien betrifft, so ist darüber im „Globus“ (XIX, 138) kürzlich ausführlich gesprochen worden. Im Kaukasus, im Himalaya, in den Cordilleren, in Neuseeland hat man die Spuren einer frühern größern Ausdehnung der Gletscher nachgewiesen. Im Libanon, der keine Gletscher mehr besitzt, stehen die wenigen noch übrig gebliebenen Cedern auf alten Moränen. Die Küsten des südlichen Chile sind förmlich mit ungeheuren Blöcken übersäet, die von den Cordilleren herabgeflößt wurden.

Cyclas amnica. Aus dem Löß. In der Mitte die Schalen von Innen und Außen in natürlicher Größe — zur Seite vergrößert.

Helix plebeja. Aus dem Löß.

Bulimus lubricus. Löß.

Clausilia bidens. Löß.

Wir fügen noch hinzu, daß der Russe Säwerzow in Turkestan deutliche Spuren alter, sehr ausgedehnter Gletscher gefunden haben will. Aber sie fehlen im Baikal- und Altaigebirge gänzlich. Schon v. Helmersen vermißte dort jede Spur von erratischen Blöcken, Felsrundungen oder Felsschliffen, und B. v. Cotta erzählt in seinem soeben erschienenen Werke über den Altai (S. 65), „daß er trotz eifrigen Suchens weder in den Vorhügeln des Altai noch in den tiefen Thaleinschnitten des Gebirges die geringste Spur davon habe finden können, obwohl die Berge 7000 bis 11,000 Fuß über dem Meeresspiegel aufragen und im südöstlichen Gebirgstheile einige kleine Gletscher vorhanden sind.“

So viel über die Verbreitung der Eiszeit. Gehen wir nun zur Erklärung derselben über. Vogt gesteht zu, daß eine solche schwer sei. Hand in Hand gehen einerseits das allmälige, später sich wieder aufschwingende Sinken der Temperatur, und anderseits das allmälige Sinken des sich wieder hebenden nördlichen Festlandes, in Amerika bis zu 40°, in Europa bis zu 50° nördl. Breite. Höchst wahrscheinlich ist, daß der tiefste Stand der Temperatur und demnach die größte Ausdehnung der Continentalgletscher der tiefsten Senkung des Continentes und der weitesten Ausdehnung der Eismeere entsprachen.

Es sind mehrere astronomische Erklärungen versucht worden, von denen wir eine sehr interessant und plausibel erscheinende anführen wollen. Wir fügen aber gleich hinzu, daß sie nicht stichhaltig ist, da die von ihr angenommene Periodicität der Eiszeit sich thatsächlich nicht nachweisen läßt und alle bekannten geologischen Erscheinungen nur auf eine einzige Eiszeit hinweisen. Diese astronomische Erklärung rührt von Adhemar her, welcher die Temperaturschwankungen zu Hülfe nahm, welche durch die sogenannte Präcession der Aequinoctien bedingt werden. An und für sich sind diese Schwankungen gering, durch ihre Summirung aber erhalten sie eine gewisse Bedeutung für die mittlere Temperatur der nördlichen und südlichen Erdhälfte. Es entsteht eine Periode von 21,000 Jahren, innerhalb welcher die eine Erdhälfte etwas mehr Licht und Wärme als die andere erhält. Im Jahre 1248 trat der Zeitpunkt ein, wo die Tag- und Nachtgleiche des Winters mit der größten Sonnennähe der Erde zusammenfiel. Es empfing danach zu jener Zeit die nördliche Erdhälfte am meisten, die südliche am wenigsten Licht und Wärme. 10,500 Jahre vor 1248 waren die Verhältnisse gerade umgekehrt. Das Solstitium des Winters fiel mit der größten Sonnenwärme zusammen. Die nördliche Erdhälfte hatte demnach kältere und längere Winter als jetzt. Dieses Verhältniß würde im Jahre 11748 wieder hergestellt sein. Wir wären also seit etwas mehr als 600 Jahren in einer Periode zunehmender Erkältung, und

diese Erkältung würde nach einigen Autoren in der Art zunehmen, daß an dem Ende dieser Periode die Eisdecke mit den sie begleitenden Erscheinungen in ähnlicher Weise hergestellt sein würde, wie in der Anfangsperiode der neueren Bildungen.

Mit Recht weist Vogt auf die Einwirkung localer Ursachen hin, wo es sich um die Erklärung des Schwindens der Eiszeit handelt. Man weiß, daß das ausnahmsweise milde Klima Westeuropas dem Golfstrome zu verdanken ist; aber eben so sicher ist es, daß eine Zeit vorhanden war, in welcher er unsere Küsten nicht erreichte. Die Wegnahme des Golfstromes aber würde das Klima von Neapel etwa auf dasjenige von Boston herabdrücken, und dasjenige von Stockholm wenigstens um 4 Grade reduciren, also auf etwa 0 bringen. Man hat berechnet, daß bei übrigens ganz gleichen Verhältnissen eine Erniedrigung der mittlern Jahrestemperatur der Schweiz um 4 Grad die Gletscher der Alpen wenigstens bis in die ebene Schweiz herunterbringen, also in diejenigen Grenzen versetzen würde, die ihnen während des Rückzuges der Eisperiode nachgewiesen sind.

So wirkten noch verschiedene andere locale Ursachen; auch die Kälte allein veranlaßt leicht die Vergrößerung der Gletscher. Bei übrigens gleicher Jahrestemperatur wird ein feuchtes Inselklima mit kühlen Sommern und wenig kalten Wintern selbst auf niedrigen Bergkuppen die Existenz gewaltiger Gletscher bedingen, während ein trockenes Festlandklima mit sehr heißen Sommern und sehr kalten Wintern selbst auf hohen Gebirgen nur Schneeansammlungen, nicht aber wirkliche Gletscher erzeugt. In den Alpen Neuseelands unter 40 Grad Süd steigen Gletscher in eine außerordentliche Tiefe hinab.

„An dem einen Orte mag diese, an dem andern jene bedingende Ursache der größern Ausdehnung der Gletscher bestimmend und in größerm Maßstabe gewirkt haben. Von keiner können wir sagen, daß sie allein gewirkt und ausschließlich sich geäußert habe. Wenn aber auch angenommen werden mag, daß sowohl die kosmischen wie die localen Ursachen in ihrer Vereinigung noch nicht hinlänglich seien, die Gesammtheit der Erscheinungen zu erklären, so ist doch so viel sicher, daß dieselben jedenfalls nur durch Gletscher, Eismeere und Eisflöße bedingt sein können, und daß alle gegen diese unmittelbaren Ursachen vorgebrachten Einwürfe jetzt so vollständig widerlegt sind, daß sie keiner weitern Discussion bedürfen."

Slavische Annectirungen.

Von **Richard Andree.**

II.

Was bisher mitgetheilt wurde von Anakreon, Thomas a Kempis, den Bamberger Götzen, Thomas von Modena, Gluck, Karl Maria von Weber, Lessing, Ressel und Fridolin, es verschwindet gegenüber dem kühnen Griffe, welcher der Culturnation der Tschechen die Erfindung der Buchdruckerkunst vindiciren sollte. Was wäre uns armen Deutschen schließlich noch übrig geblieben! Die Polen hatten sich Kopernikus schon annectirt, die Holländer sahen in Lorenz Koster den eigentlichen Erfinder der Buchdruckerkunst, und nun kamen die Tschechen und nahmen uns Gutenberg in persona mit Haut und Haaren, wie der Teufel den Faust holte! Ein Lächeln bestrafte die Deutschen, welche im Jahre 1840 das vierhundertjährige Jubiläum der Buchdruckerkunst feierten; ehrten sie dadurch doch einen tschechischen Mann, dessen segenbringende Erfindung Professor Vocel in Prag in dem schwulstigen Gedichte „das Labyrinth des Ruhmes" auch poetisch verherrlichte. Dort flüchtet nach der verhängnißvollen Schlacht bei Lipan der Husitenjüngling „Jan" nach Mainz und erfindet dort die beweglichen Lettern. Vocel folgt nur der Tradition und den „historischen Beweisen". Was es aber mit diesen, einer seltsamen Verkettung von Truggebilden, Hypothesen und anmaßenden Behauptungen, auf sich habe, darüber wollen wir dem Leser einige Rechenschaft geben *).

Thomas Mitis, um das Jahr 1570 Lehrer an der Prager Universität, hatte den literarischen Nachlaß des Latinisten Bohuslav von Hassenstein zu ordnen. Mit Bezug auf ein Gedicht desselben, welches die deutschen Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst feierte, bemerkt er: „Ich habe aus dem Munde unseres Landsmannes, des Dichters und Chronisten Martin Kuthenus aus Kuttenberg, gar oft vernommen, daß die Erfinder des Buchdruckens oder doch wenigstens deren Gehülfen Böhmen gewesen seien, da die Böhmen, durch geweckten und erfindungsreichen Geist hervorragend, ehedem sehr zahlreich nach Mainz zu kommen pflegten, theils um der Studien willen, theils zur Erlangung geistlicher Weihen." Dies ist der vielverheißende Embryo, aus dem der slavische Gutenberg allmälig erwuchs. Obschon Kuthen's Einfall aller Begründung und Beglaubigung entbehrte, so fand er doch in Böhmen vielfachen Anklang; man schrieb ihm nach, die Gutenbergsgestalt streifte die nebelhafte Hülle ab und gewann nach und nach Fleisch und Blut. In den 1675 zu Prag in tschechischer Sprache gedruckten „Alten Denkwürdigkeiten Kuttenberg's" heißt es schon: „Die Tschechen sagen, Johannes Faust sei aus Kuttenberg gebürtig und sei durch irgend einen Zufall (vielleicht im Jahre 1421, als so viele Bergknappen aus Kuttenberg um des katholischen Glaubens willen vor den Husiten ins Reich flohen) nach Straßburg gekommen; hier habe er die gediegenste aller Künste erdacht, hierauf dieselbe in Mainz ans Licht gefördert und sich statt Johann Faust von nun an Johann Kuttenberger geschrieben und genannt, um seiner Heimath Ehre und Ruhm zu gewinnen."

Man sieht den Fortschritt, der Schneeball wächst allmälig zur Lawine, und als daher im Jahre 1740 in Prag das 300jährige Gutenberg-Jubiläum gefeiert wurde, konnte Pater Pretlyk in seiner tschechischen Festpredigt dreist behaupten, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst als Kuttenberger Stadtkind dem Lande Böhmen angehöre. Da aber die Deutschen diesen Wink so wenig beachteten, daß sie 100 Jahre später abermals eine Säcularfeier in Scene setzten, so entschloß sich der tschechische Gelehrte Vrt'atko, ihnen gründlich zu zeigen, welchem hartnäckigen Wahn sie huldigten, wenn sie

*) Nach den Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. IV, S. 66 f.

Gutenberg noch immer als einen der Ihrigen ansahen und verherrlichten. Gutenberg, so setzte Vrt'atko aus einander, hieß ursprünglich Johann Stiastny, was so viel als glücklich oder faustus bedeutet. Dieser Stiastny war aus Kuttenberg gebürtig, widmete sich in Prag den Wissenschaften und kam durch seine tiefen Einblicke in die Geheimnisse der Natur beim Volke unter dem Namen Dr. Faust in den Ruf eines Zauberers. In der Neustadt Prag steht jetzt noch das Faust'sche Haus. Als er nach dem Ausbruche der Hussitenkriege plötzlich aus Prag verschwand, erzählte sich das Volk, der Teufel hätte ihn zerrissen: er aber war gen Straßburg gezogen, dort reifte die große Erfindung im Stillen, bis Stiastny, welcher jetzt, eingedenk der Heimath, sich Joannes Kutenbergenus nannte, sie in Mainz den Blicken der staunenden Welt preisgab.

Welche Verwirrung! Der Mainzer Goldschmied Fust, der spätere Zauberer Dr. Faust, ein fingirter Stiastny und unser Gutenberg, Alles zusammengebraut und durch einander gewürfelt von dem tschechischen Gelehrten Vrt'atko und seiner Nation als Angebinde dargebracht zur 400jährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunst! Er sollte aber nicht der letzte sein, der für den tschechischen Gutenberg focht; das letzte Wort gehörte dem Pater Karl Winarizky, welcher im Jahre 1847 zu Brüssel eine Broschüre veröffentlichte, welche den Titel führt: Jean Guttenberg, né en 1412 à Kuttenberg, inventeur de l'imprimérie à Mayence en 1450. Hier tritt uns nun eine Wandertheorie entgegen, in welcher die Mainzer Gensfleisch nach Kuttenberg ziehen, und dort entsproß aus der Famlie ein gewisser Mladota, d. i. der Junge, — unser Gutenberg. In Kuttenberg erhielt er den ersten Anstoß zu seiner Erfindung, dort, in seiner Vaterstadt, sah er die Prägung der Münzlegenden, die Glockeninschriften, die ihn zur Erfindung der Buchdruckerkunst führen mußten. Der geistige Löwenantheil bleibt den Tschechen, und wie viel Einzelheiten Winarizky auch anführt (am 18. November 1445 wird ein Joannes de montibus Cutnis in Prag zum Baccalaureus graduirt, und dieser war natürlich Niemand anders als Gutenberg), seinen ganzen Dichtungen fehlt nichts als — die Erweislichkeit.

Eine Widerlegung aller dieser tschechischen Fabeln ist, gegenüber den klaren Zeugnissen, nicht nöthig. Die Tschechen glauben natürlich doch, was sie wollen. Fahren sie in der angegebenen Weise fort, dann wird die Zahl der großen Männer, die sie besitzen, die Menge der wichtigen Erfindungen, die sie gemacht haben, bald die aller anderen Nationen übertreffen. Die Buchdruckerkunst und die Schiffsschraube gehören ihnen schon. Sie wissen auch, daß ein Mährer Namens Diwisch, also ein Mann ihrer Nation, schon vor Franklin den Blitzableiter erfand, doch die undankbare Welt steht noch an, dies allgemein anzuerkennen. Bei Lelewel (Géogr. au moyen-âge IV, 106) mag man nachlesen, wie schon 1476, also vor Colon, der polnische Steuermann Johann Szkolny Amerika entdeckte. Auch diese slavische Großthat würdigt die Welt nicht nach Gebühr.

Die Gerechtigkeit erfordert es zu sagen, daß den Slaven auch einige große Männer abhanden gekommen sind, die ursprünglich ihrer Nationalität angehörten; so Wallenstein (Valdštyn) und der Feldmarschall Radetzky (Hradecky), die beide aus alttschechischen Geschlechtern stammen und im gewöhnlichen Laufe der Anschauung für Deutsche genommen werden. Ein anderer großer Mann aus dem böhmischen Adel, Bohuslav von Hassenstein († 1510), aus der Familie der Lobkowize, welcher dem Geiste seiner Zeit gemäß meist lateinisch schrieb und den man gern für einen großen Tschechen ausgiebt, erklärt ausdrücklich in einem Briefe an seinen Freund Adelmann in Eichstädt: „Ich gebe mich ohne Anstand für einen Deutschen aus, und ich bin stolz darauf, einer zu sein." Sein patriotisches Gefühl hat er am tiefsten in dem Gedichte „Deutschland an Italien" ausgesprochen, in dem es heißt:

> Beizuzählen mein Volk den Barbaren wagest, o Rom, Du?
> — — — — — — — — — — — — — —
> Setze Deutschland zurück, was deutscher Witz je erfunden,
> Was bewahret Dich dann vor dem barbarischen Joch?

Graf Kaspar von Sternberg, aus dem Geschlechte der Diwisch, endlich, der große Naturforscher, welcher eine sehr stark ausgesprochene Heimathsliebe für Böhmen besaß und viel für das Land that, der sich jedoch selbst in einen Gegensatz zu den „echten Tschechen" brachte, spricht sich in seinem Briefwechsel mit Goethe über die von ihm begründeten deutschen Naturforscherversammlungen dahin aus, daß diese gewissermaßen den Mangel einer Hauptstadt in Deutschland ersetzen müßten, und fügt hinzu: „Der Himmel gönne dem wissenschaftlichen Streben in unserm deutschen Vaterlande noch lange Friede und Ruhe *)." Er hat sich also auch unter die Deutschen gerechnet.

Auch einen bedeutenden Künstler haben die Tschechen durch Entnationalisirung verloren, den Kupferstecher Wenzel Hollar (geboren zu Prag 1607, gestorben 1677). Im Prager Landtage fanden im Jahre 1862 große Debatten wegen Ankaufs einer Sammlung der Kupferstiche dieses Meisters statt, wobei seine Nationalität keine geringe Rolle spielte. Als ich das britische Museum zu London besuchte, habe ich mir die dort ausgestellten Werke Hollar's deshalb genau angesehen. Sein von Meysens gestochenes Porträt zeigt eine entschieden slavische Physiognomie; die Unterschrift unter demselben führt uns biographische Notizen in französischer Sprache vor; die Stiche englischer Lustschlösser, Ansichten von Tanger in Afrika, Porträts nach van Dyk, Holbein, Thierstücke nach Barlow, Trachtenbilder englischer Frauenzimmer zeigen englische Inschriften; in dieser Sprache ist auch ein Autograph Hollar's aus dem Jahre 1652 abgefaßt, in dem er Sir William Dugdale meldet, daß er von Soldaten verhaftet und nach Hicks' Hall abgeführt worden sei. Deutsch endlich sind die Unterschriften der schönen von Hollar herrührenden Ansichten Prags; etwas Tschechisches konnte ich von ihm nicht auffinden; er scheint Böhmen ganz vergessen zu haben.

So ein verlorener Slave war auch Kaiser Justinian's ausgezeichneter Feldherr Belisar. Wie neuere slavische Geschichtsforscher nachweisen, war er einer der ihrigen, weil er im slavisirten Dardanien geboren wurde und sein Name weder griechisch noch römisch klingt und nur vom slavischen Velitscharj abgeleitet werden kann. Daß Kaiser Justinian übrigens ein Slave war, ist eine bekannte Thatsache.

So ist denn die Erfindung der Buchdruckerkunst und vieles Andere, auf welches wir Deutschen uns stets etwas zu Gute thaten, uns von den Tschechen in majorem gloriam ihrer Nationalität plötzlich unter der Hand wegescamotirt worden. Das genügte aber dem Heißhunger noch lange nicht. Auch die Reformation ist slavischen Ursprungs. Dem national gesinnten tschechischen Geistlichen, der in seiner Stellung Hus gegenüber sich noch immer nicht zurechtfinden kann und ihn lieber in zwei Wesen, ein nationales und ein reformatorisches, spalten möchte, um das erstere ans Herz zu drücken und das zweite zu verdammen, dann dem griechisch-orthodoxen Popen, — diesen beiden ist die Entdeckung vom slavischen Ursprunge der Reformation allerdings nicht ganz genehm, aber die anderen Alle, sie nehmen

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Graf Kaspar von Sternberg. S. 179.

sie dankbar an, im Vollgefühle, daß, gleichviel auf welchem religiösen Standpunkte man auch stehen möge, in der Reformation doch eine weltgeschichtliche That ersten Ranges vorliege, — eine solche aber konnte nothwendigerweise nur von den Slaven ausgehen. Was darüber gesagt werden kann, was durch viele populäre Schriften und Journale dann, namentlich unter den Tschechen, weiter verbreitet wurde, ist in Jordan's „Slavischen Jahrbüchern" 1844 S. 147 ff. zusammengefaßt worden. Schon im Jahre 680 — damit beginnt die slavische Reformation bereits! — erhob die Kirchenversammlung Klage wider die Slaven, daß sie beim Gottesdienste alle Bilder wegließen. Ueberhaupt war in den slavischen Gegenden an der untern Donau der Hauptsitz der von der Gesammtkirche abweichenden Secten; die Slaven arbeiteten zuerst für die Einführung der Volkssprache in die Kirche, sie erreichten dieses schon im neunten Jahrhundert, die Deutschen durch Luther erst im sechszehnten; somit besaßen sie schon sieben Jahrhunderte vor uns ein Hauptergebniß der Reformation. Im zwölften Jahrhundert stiftete Basilii — man merke wohl auf den Namen, denn hier begegnen wir dem Urvater aller Reformatoren! — unter den Bulgaren die reformatorische Secte der Bogomili oder Gottliebenden; er durchreiste „halb Europa" im Mönchsgewande und streute den Samen seiner reformatorischen Ideen aus. Von dieser reformatorischen Urzelle oder Monade gleichsam empfingen die Albigenser ihre ketzerischen Ansichten. „Daß die Anfänge der Reformation von den Bulgaren nach dem Westen, zunächst nach Italien und Frankreich gekommen seien, darauf deutet auch der Schimpfname Bugerone, französisch bougre, d. i. Bugar, wie sich die Bulgaren in ihrem Dialekte selbst nennen und von den ihnen westlich benachbarten Serben genannt werden. Benoit sagt (Histoire des Albigeois et des Vaudois) ausdrücklich: On les (die Albigenser) appelloit aussi Manichéens, Gazari (Chazaren) et Bulgares. Nach demselben Zeugen war die Secte der Bogomili schon längst vor Waldo — von welchem die Waldenser benannt wurden und dessen Name ein bei den Slavo-Bulgaren ganz gewöhnlicher Vorname, Wlad, ist — vorhanden, und hielt sich in den italienisch-französischen Thälern auf, um vor Nachstellungen sicher zu sein."

Aus dem reformatorischen bulgarischen Protoplasma sind nun schon die Albigenser und Waldenser geworden; auf Benoit's Zeugniß hin hätte man erstere aber vielleicht auf die Chazaren zurückführen können, was auch nicht übel gewesen wäre. Wie dem auch nun sein möge, jetzt wird die Sache leicht und Schlüsse folgen auf Schlüsse. Der reformatorische Samen ist durch den Slaven Basilii ausgestreut worden, bei Waldensern und Albigensern ist er aufgegangen und die Ketzer Peter Abouns, Savonarola, Peter Brussyani trugen unbewußt den slavischen Gedanken der Reformation in das funfzehnte Jahrhundert hinein. Das Slavische darin mochte freilich schon etwas romanisch verwässert sein, aber die Auffrischung war nahe. „Nachdem die Lehre der Bogomili," sagt unser Slave, „nun aus den Donauländern durch Italien, Frankreich bis nach England einen großen Halbkreis um Deutschland herum beschrieben hatte, das von derselben noch keine Ahnung zu haben schien, fügte es das Schicksal, daß in Folge der Verbindung des böhmischen Fürstenhauses mit dem englischen ein junger Tscheche, Hus von Husinec, nach England kam und dort mit Wikleff, einem der berühmtesten Lehrer, bekannt wurde." Die slavische Reformation ist nun fertig, denn daß Luther nur ein Nachbeter des Hus, ohne alle selbständige Schöpferkraft gewesen, das steht nach tschechischer Auffassung ja fest, darüber ist weiter nicht zu streiten. Höchstens hat Luther das vorhandene Feuer nur etwas anzufachen vermocht. Sehr hübsch bildlich dargestellt habe ich diese Idee in einem Graduale aus dem sechszehnten Jahrhundert gesehen, welches auf der Prager Bibliothek aufbewahrt wird. Es hat tschechischen Text und war für die utraquistischen Bürger der Prager Kleinseite hergestellt worden. Die schöne Randarabeske eines Blattes zeigt nun die Verbrennung des Hus. Oben schlägt Wikleff Feuer, unter ihm entflammt Hus eine Kerze, dann folgt Luther, der eine Fackel schwingt. Leider fehlt Basilii, die bulgarische Urzelle der Reformation, von welcher Jan Kantor, der das Graduale vollendete, unbegreiflicherweise keine Vorstellung gehabt zu haben scheint.

Der Beweis ist hergestellt, die Reformation ist slavischen Ursprungs. „Es ergiebt sich aber auch," schließt unser Slave, „wie einseitig und ungerecht Die handeln, welche die ganze Reformation nur Luther zuschreiben und sie nur als Werk der deutschen Nation betrachten. Die Verdienste der Slaven sind in dieser Hinsicht älter, beträchtlicher, theurer — Basil, Hus, Hieronymus gaben ihr Leben dafür hin — als die der Deutschen. Die Slaven pflügten und säeten, Luther und die Deutschen waren bloß die Schnitter. Was nun besonders den Lieblingsausdruck „die deutsche Reformation" betrifft, so können wir nicht umhin, in Erinnerung zu bringen, daß unter den wichtigsten der Reformatoren Trebon, Staupitz (Stupicky) Slaven waren, daß Luther selbst in einem früher von Slaven bewohnten Orte geboren war(!), daß er den meißnisch-deutschen Dialekt, gerade denjenigen, der sich unter dem Einflusse eines noch bis ans Ende des vierzehnten Jahrhunderts slavisch sprechenden Volksstammes entwickelt hatte und freilich in Folge dessen noch für den schönsten (!!) Dialekt der Deutschen gilt, zu seiner Uebersetzung der Bibel wählte, und daß dieser Dialekt eben durchdrang, weil er der glatteste war, daß mithin (!) die Reformation eine Gabe und Frucht der slavischen Nation, und der Boden, auf dem Luther's Füße einst einherschritten, einst den Wenden, Sorben, Plonen, Chuticen und anderen Slavenstämmen gehörte, die aber von den Deutschen verdrängt und ausgerottet wurden."

Though this be madness, yet there is method in't.

Uebrigens steht die Sache fest und wir erlauben uns nur eine bescheidene Frage: Was haben denn die Slaven mit ihrer Reformation angefangen? Schafařik hat uns eine Vertheilung der Slaven nach den Religionen gegeben. Da finden wir denn, daß 75,828,000 der griechischen und der römischen Kirche angehören und daß nur anderthalb Millionen (meistens Slowaken und Wenden) Protestanten sind; 800,000 genießen das Glück, Mohammedaner zu sein. Das Volk, von dem „ursprünglich die Reformation ausging", liefert unter allen europäischen Nationen einzig und allein Anhänger des Propheten.

So bleibt denn schließlich gar wenig für uns Deutsche übrig. Unsere armen „unterdrückten und beraubten" Nachbaren — sie haben den Löwenantheil für sich genommen. Es ist nur zu verwundern, daß wir überhaupt glaubten, etwas Hervorragendes auf geistigem Gebiete besessen zu haben. Wir sind geistige Bettler. Das beweist uns die russische Zeitung „Golos" (Nr. 41. 1871) in einem Artikel, der die Slaven als Gegenstück in den Himmel hebt. „Wir bewundern," heißt es dort, „den Genius der Semiten auf dem Gebiete religiöser Schöpfungen, den der Griechen auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste, den Genius der Römer auf dem Gebiete des Rechts und der Politik; wir bewundern den begeisterten Schwung des Spaniers und Italieners, das gesellschaftliche Talent und den Geschmack des Franzosen, die schöpferische Kraft und die Erfindungsgabe des Engländers. Was kann dagegen der Deutsche für sich beanspruchen? Was ist an ihm genial, was

ideal, was vollendet? Ist sein Glaube nicht abstract und sein Unglaube kühl? Seine Philosophie phantastisch und seine Poesie philosophisch? Seine sociale Existenz, sein Feudalismus, sein Junkerthum, sind sie nicht die Negation der Menschenrechte, die organisirte Gewaltthat? Können seine gute militärische Disciplin, seine gute Bewaffnung, seine Intendantur dem deutschen Volke den Beinamen eines göttergleichen (sic) eintragen? Können seine Mäßigkeit und Accuratesse, sein kaltes, herzloses, maschinenartiges Ausführen dessen, was ihm befohlen wird, selbst auf Kosten der geheiligten Gefühle der Großmuth und des Mitleids mit dem Unglück, können sie dieses Volk erhöhen und Liebe erregen? Können seine Arbeitsamkeit und Pünktlichkeit den Mangel an schöpferischer Kraft und Humanität ersetzen? Wir haben mit unseren eigenen Augen die Kehrseite des Germanismus gesehen, und wenn trotz alledem oder gar eben deshalb die Deutschen das nachahmungswürdige Ideal der Politik und Cultur bleiben, wo soll dann der Glaube an die Menschheit, an ihren Fortschritt, an den Einfluß der Bildung auf Charakter und Leben der Völker noch ferner ein Unterkommen und Schutz finden? Nein, möge die geschichtliche Vorsehung die Slaven vor dem Wege der Entwickelung bewahren, auf dem sie den Deutschen ähnlich werden könnten!“

Der Beto Faxiba, Sjogun Taico von Japan.

Jeder Fremde, der Japan besuchte, weiß viel von den Betos, den unermüdlichen Pferdejungen oder Stallknechten, zu erzählen. Diese kräftigen, gewandten Burschen haben einen ungemein anstrengenden Dienst, denn stundenlang laufen sie nicht allein neben den Pferden her, unbekümmert darum, ob diese bergauf, bergab, im Galopp oder Trabe gehen. Stets ist der Beto bereit, irgend eine kleine Dienstleistung zu verrichten; meist läuft der arme Bursche vor den Pferden her, da die Thiere, schlecht geschult, sich nur dann in das gewünschte Tempo versetzen, wenn der Beto sie zum Laufen anfeuert, d. h. wenn die Pferde die Gestalt des Beto vor sich her trotten sehen. Es genügt, das vorderste Thier in dieser Art aufzumuntern, denn alle übrigen fallen dann gleichsam wie auf Verabredung in den gleichen Schritt. Dabei sind die Betos heiter, stets guter Dinge und natürlich berühmt wegen ihrer guten Lungen.

Auf eines thun die Betos sich besonders etwas zu gute. Wie die deutschen Schneider auf den Derfflinger mit Stolz als einen der Ihrigen blicken, so rühmen sich die japanischen Betos, daß der mächtigste weltliche Kaiser oder Sjogun ihres Landes aus ihrem Stande hervorgegangen sei. Die Sache hat ihre Richtigkeit, und unser, einer japanischen Zeichnung nachgebildeter Holzschnitt zeigt den ehemaligen Beto Faxiba, aus dem später der berühmte Kaiser Taico wurde. Faxiba wurde im Jahre 1535 als der Sohn eines armen Landmannes geboren; er spaltete in seiner Kindheit Holz auf den Straßen und trat, als er heranwuchs, als Beto in die Dienste eines Großen. Ernst und schweigsam von Charakter, zog er sich von seinen Gefährten zurück. Am liebsten saß er einsam im Stalle bei seinen Pferden, versunken in Träumereien und beschäftigt mit hochfahrenden Plänen, die auch zur Wirklichkeit werden sollten. Faxiba's Herr befand sich mit dem Mikado in Fehde. Er rief alle seine Mannen zusammen und bewaffnete auch seine Betos, unter denen sich Faxiba bald durch Tapferkeit und Verständniß in Kriegsangelegenheiten auszeichnete. Nicht minder aber lag diesem der unglückliche Zustand seines Vaterlandes am Herzen, dem abzuhelfen sein eifrigster Wunsch war. Die Großen des Landes hatten sich nämlich wieder einmal gegen den Mikado aufgelehnt, und Bürgerkrieg überzog das Land. An der Spitze des kaiserlichen Heeres stand der Kronprinz Nobunga, welcher den Faxiba, der sich nun Fide-josi nannte, in Dienst nahm. Vor seinen kräftigen Schlägen zerstob der Aufruhr und die Großen des Landes wurden derb gezüchtigt. Unterdessen hatte Nobunga sich zum Sjogun emporgeschwungen, und als er frühzeitig starb, da lag für Fide-josi der Schritt nicht fern, mit Hülfe des Heeres, an dessen Spitze er stand, sich selbst zum Sjogun emporzuschwingen. Das geschah auch im Jahre 1586. Der Mikado, anfangs hierüber aufgebracht, mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Er verlieh Taico — so nannte Faxiba-Fidejosi sich jetzt — die oberste Regierungsgewalt in allen weltlichen Dingen, nur unter dem Vorbehalt, daß alle neuen Gesetze, die Taico erlassen würde, des Mikado Bestätigung haben mußten.

Der Beto Faxiba.

Mit Taico, dem 29. Sjogun Japans, beginnt ein völlig neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Landes. Dieser große Fürst befestigte die weltliche, von seinem Vorgänger Joritimo gegründete Macht der Sjogune aufs Neue, ja machte sich schließlich ganz unabhängig von dem Mikado. Als Feldherr wie als Regent, als Gesetzgeber und Verwalter war er eine hervorragende Erscheinung, ein Mann, dem es gelang, Ruhe und Ordnung herzustellen. Er starb im 63. Lebensjahre, nach zwölfjähriger Regierung. Sein Andenken lebt im Munde des Volkes noch heute, und jeder Japaner erkennt an, was er für das Vaterland geleistet hat, vorzüglich aber die Betos, die mit Stolz von ihrem Collegen Faxiba, dem Sjogun Taico, reden.

Erlebnisse schwedischer Ansiedler auf den Fidschi-Inseln.

III.

Inzwischen hatte die Gefangennehmung und lange Gefangenschaft des Serua-Häuptlings die Wuth der Fidschianer geweckt, und darüber durfte man sich nicht wundern, da er einer ihrer ersten Häuptlinge und zugleich der höchste Anführer auf Seiten der Küstenbewohner in dem Kriege war, der nun schon fünf Jahre lang gegen den Berghäuptling Koroduadua gedauert hatte. Um ihren Chef, den sie für verloren hielten, zu rächen, beschlossen die Küstenbewohner, Egerström's und Case's Häuser, als die äußersten Vorposten der europäischen Ansiedlungen, zu verbrennen. Um aber dieses Vorhaben ausführen zu können, da sie aus Furcht vor dem Kriegsschiffe keine offenbare Gewalt anzuwenden wagten, war es nothwendig, erst unsere treuen Hunde, die gebunden vor dem Hause standen, aus dem Wege zu räumen, denn die wachsamen Thiere zeigten stets durch heftiges Bellen die Annäherung eines Wilden an. Am Tage nach Egerström's Abreise nach dem Kriegsschiffe bei Lewuka kamen vier Fidschianer hierher, welche, um sich ohne Vorbedacht in der Nähe des Hauses aufhalten zu können, vorgaben, sie wären von Egerström hergeschickt worden, um eine Partie Balken abzuholen, die uns lange im Wege gelegen hatten. Ich erlaubte ihnen jedoch nicht, die Balken zu nehmen, da sie nichts Schriftliches mitbrachten; inzwischen erhielten sie die Erlaubniß, die Nacht über in dem Fidschihause zu bleiben, welches für freundschaftliche Fidschianer auf dem Hofe aufgeführt ist. Als ich früh am folgenden Morgen herauskam, um mich nach den Balken und den Eingeborenen umzusehen, waren zu meinem Erstaunen die letzteren nicht mehr da. Die Folgen ihres Aufenthaltes zeigten sich inzwischen einige Tage später, indem unser bester Hund starb. Der zweite aber war und ist noch jetzt am Leben, weil er wahrscheinlich nicht von dem ihm hingeworfenen vergifteten Stücke Fleisch oder Fisch gefressen hatte. Gleichzeitig wurde auch der vortreffliche Hund des Capitäns Case vergiftet, doch unterblieb der Mordbrandversuch, weil der Serua-Häuptling um dieselbe Zeit seine Freiheit wieder erhielt. Die Fidschianer erzählten späterhin die Absicht mit der Vergiftung der Hunde und machten überhaupt gar kein Geheimniß daraus, als sie ihren großen, fast zu Tode geängstigten Kriegerhäuptling wieder hatten, welcher während einiger Monate nach seiner Befreiung nur von den fürchterlichen Donnern redete, die auf dem Kriegsschiffe gewesen wären und deren Wirkung er auf der Umsegelung der Insel Viti Levu kennen gelernt hatte.

Außer dem heilsamen Schrecken, den das Kriegsschiff den Eingeborenen beigebracht hatte, war es auch die Ursache, daß wir von unseren lästigen Nachbarn, den Bewohnern von Nasilanga, befreit wurden, welche täglich, wenn sie nämlich nicht von ihren Feinden belagert wurden, was oft genug der Fall war, herüberkamen, um zu stehlen, was sie bekommen konnten, oder uns mit ihren Zudringlichkeiten und Possen zu ärgern. Da sie sich sehr wohl aller Unbilden entsannen, die sie Egerström zugefügt hatten, konnten sie nicht anders glauben, als daß seine vornehmsten Klagen auf dem Kriegsschiffe gegen sie gerichtet sein würden. Auch bildeten sie sich ein, Egerström hätte ihren Feind Koroduadua beredet, ihr Dorf von der Landseite anzugreifen, während sie gleichzeitig durch das Kriegsschiff den Angriff von der Seeseite befürchteten. Um der drohenden Gefahr zu entgehen, ihren Rückzug abgeschnitten zu sehen und in Folge dessen bis auf den letzten Mann geschlachtet zu werden, beschlossen sie in ihrem Schrecken, ihr Dorf selbst anzuzünden und zu zerstören. Dieses thaten sie denn auch unter dem Lärme von Trommeln und Musketensalven; darauf schifften sie sich auf ihren Canoten ein und flohen in ein befreundetes, einige Meilen weiter belegenes Dorf. Bald darauf besuchten wir die Ruinen des zerstörten Dorfes, die für mich besonders darum interessant waren, als ich daraus zum ersten Male die Art der Befestigung eines fidschianischen Dorfes kennen lernte. Ein stürmender Feind hat zuerst eine hohe Pallisadirung zu übersteigen, darauf befindet er sich vor einem tiefen und breiten Graben, angefüllt mit Wasser, und überall mit scharf gespitzten Pfählen von einem harten Holze und in der Mitte mit einer hohen Pallisadirung versehen. Anstatt den Uebergang über den gefährlichen Graben zu versuchen, kann ein Feind über die schmale Brücke dringen, welche über denselben führt; diese aber ist am Ende durch einen starken bedeckten Gang mit einem starken Thore vertheidigt, bei welchem die Vertheidiger ihre Hauptmacht haben. Ist es einem Feinde gelungen, dieses Hinderniß zu besiegen, so muß er noch eine Pallisadirung und hinter derselben einen Graben, ähnlich dem ersten, übersteigen, worauf er vor sich einen Erdwall hat, innerhalb dessen das Dorf liegt, wo nun die sämmtlichen Vertheidiger stehen, die sehr wohl wissen, daß nichts im Stande ist, sie vor dem Tode, sowie gebraten und verzehrt zu werden, zu erretten. Eine solche Befestigung ist für die Fidschianer, welche nicht die Werkzeuge und Hülfsmittel eines weißen Mannes haben, eine recht großartige Arbeit, besonders kosten die großen Gräben ihnen viele Mühe, indem sie dieselben ganz mit Stangen und Händen graben müssen.

Der heilsame Schrecken, den das Kriegsschiff auf die Eingeborenen ausübte, war gleichwohl von keiner langen Dauer. Kaum einen Monat nach dem Abgange desselben kamen einige Dutzend Fidschianer auf der Insel an und erhielten die Erlaubniß, auf der dortigen Grotte ihr Hauptquartier aufzuschlagen, während sie ihre auf dem Festlande belegenen Anpflanzungen von Unkraut reinigten. Doch wa-

ren sie nicht viele Tage hier gewesen, so zeigte sich, daß sie Böses im Sinne hatten. Außer anderen Diebereien stahlen sie eine unserer besten jungen Sauen, leugneten aber, wie gewöhnlich, den Diebstahl. Am folgenden Morgen kam ihr Hauptmann zu uns ins Haus und bat uns, ihm seine Axt zu schleifen. Egerström aber wollte ihm zuvörderst eine Quittung für den Ferkeldiebstahl geben, und begann daher, den nackten Rücken des Wilden mit einem dicken Tauende zu bearbeiten. Erschreckt warf der Fidschianer die Axt hin, eilte mit gewaltigen Sprüngen über den Hof und flog wie ein Pfeil über die Einfriedigung. Da auch ein Fidschianer nicht gern Schläge entgegennimmt, ohne an Rache zu denken, so beeilten wir uns, unsere Gewehre zu laden, um auf jeden möglichen Fall vorbereitet zu sein. Die Fidschianer hielten einen langen Kriegsrath und zeigten sich erst am Nachmittage wieder. Da kamen sie bewaffnet mit Gewehren, Keulen und Spießen, mit bemalten Gesichtern und Leibern und sahen aus, daß sie, wie man bei uns zu Hause zu sagen pflegt, Pferde in die wildeste Flucht jagen konnten. Nachdem sie sich in einem Halbkreise vor dem Hause aufgestellt hatten, begannen sie von Genugthuung für den Schimpf zu reden, den ihr Häuptling erlitten hatte, und seine Axt zurückzufordern, welche wir natürlich gar nicht zu behalten gedachten. Egerström dagegen hielt ihnen eine scharfe Rede über den Diebstahl des Ferkels und ihre gewaltthätigen Absichten, welche aus ihrer kriegerischen Ausrüstung deutlich zu ersehen waren. Zwei der jüngeren Krieger, bewaffnet mit Gewehr und Keule, schienen sehr ungeduldig zu sein und zu Gewaltthätigkeiten schreiten zu wollen; daher ergriff Egerström ein Gewehr mit aufgeschrobenem Bayonnet, ging auf sie los und forderte sie auf, sich zu vertheidigen. Nachdem sie einen fragenden Blick auf die Cameraden geworfen hatten, um zu sehen, ob diese geneigt wären, ihnen beizustehen, aber keinem aufmunternden Zeichen begegneten, ergriffen die beiden tapfern Helden eilig die Flucht, unter unserm lauten Gelächter, in welches ihre Gefährten einstimmten, und hielten sich darauf in ehrfurchtvoller Entfernung. Nach verschiedenen Parlamentirungen wurde endlich Frieden geschlossen, und die Bedingungen desselben waren, „Egerström solle die Axt des gepeitschten Mannes schleifen, dieser aber den Schleifstein drehen."

Nach Landesbrauch kann ein Fidschianer, der von einem andern ein Geschenk annimmt, nicht abschlagen, was der Geber als Gegengeschenk begehrt, selbst wenn es das Geschenk vielfach an Werth übertrifft. Nun wollen die Fidschianer, daß auch die „Weißen" diesem Gebrauche nachkommen sollen, weshalb diese klug handeln, wenn sie von einem Eingeborenen auch nicht das allergeringste Geschenk annehmen; denn dieser würde darauf sogleich das Werthvollste fordern, das seines Wissens der „Weiße" besitzt.

Doch nicht immer erhalten wir Besuche von Eingeborenen mit feindseliger Gesinnung. Fast täglich erscheinen sie mit ihren Waaren, die sie zu verkaufen wünschen, als Baumwolle, Tripang, Cocosöl, Yam, Tarro, Fische u. a. m., welches alles sie gegen Zeuge, Messer und andere Artikel umsetzen, die sie zu ihrem Nutzen verwenden können. Bisweilen sind die Räume ganz angefüllt von handelnden Fidschianern, welche alle schwatzen, lachen und schreien, wie unbändige Jungen. Haben sie ihrer Meinung nach gute Bezahlung für ihre Waaren erhalten, so ist alles vortrefflich; da nehmen Geschrei und Lärm gar kein Ende, und Egerström wird von ihnen umringt und ganz freundschaftlich geschüttelt, indem sie rufen, daß er ihr Vater sei. Der Fidschianer ist insofern unseren westgothischen Hausirern ähnlich, als er für seine Waaren einen hohen Preis begehrt, aber ebenso bereitwillig mit sich markten läßt. Ich will hier ein Beispiel davon anführen. Der Tauschhandel ist eine Weile betrieben worden und das Zimmer von Eingeborenen angefüllt, die sämmtlich bereits expedirt worden, aber noch geblieben sind, um zu sehen, was ihre einzeln nach einander von der Veranda hereinkommenden Landsleute für ihre Waaren erhalten werden. Plötzlich sehen wir einen Mann mit fröhlicher und bestimmter Miene und blitzenden Augen schnell hereintreten. Er hält in der Hand einen sehr kleinen Korb mit Wolle — vielleicht einige wenige Pfund —, aber seiner sanguinischen Miene kann man es ansehen, daß er von dem Werthe seiner Waare einen hohen Begriff hat. Er setzt sich auf den Fußboden nieder — die Weise der Fidschianer —, reicht den Korb hin und wartet kaum darauf, daß wir nach dem Preise fragen, ehe er schon die Antwort singt: „ai sele" (ein 10 Zoll langes Messer, das 4 Rthlr. kostet). Die Cameraden, welche den Werth seiner Wolle besser kennen, sehen einander mit schlauem Lächeln an und einer derselben fragt scherzend: „Warum forderst Du nicht eine Axt anstatt eines Messers?" Darauf fällt ein Anderer ein: „Du hättest ein Gewehr fordern sollen!" — „Warum nicht zehn Gewehre fordern? Du bekommst sie eben so leicht!" sagt ein Dritter. Bei diesem letzten Einfalle brechen alle Fidschianer in ein schallendes Gelächter aus, und der arme Gegenstand des Scherzes stimmt eben so laut, gutmüthig und zufrieden mit ein, indem er den Angelhaken, das Zündhütchen oder die Gewehrkugel entgegennimmt, die ihm als der Preis seiner Wolle dargeboten werden. —

Das Jahr 1866 trat unter ungünstigen Auspicien ein. Es herrschten Regen und Sturm vom 1. bis 7. Januar, an welchem sich ein Orcan erhob, wie man ihn in Fidschi seit vielen Jahren nicht erlebt hat. Dieser schreckliche Sturm hielt über einen Tag an und brach beinahe Alles nieder. Unsere ganze, seit dem vorigen Jahre bedeutend erweiterte Baumwollenpflanzung wurde beinahe gänzlich zerstört; eine Menge von Cocos-, Brotfrucht-, Banana- und anderen Obstbäumen wurden mit den Wurzeln ausgerissen; viele Granatapfelbäume, die auf dem Hofe standen, wurden an mehreren Stellen abgebrochen und die Stücken über das Dach des Wohnhauses geschleudert. Doch litten die europäischen Pflanzer am Revaflusse noch größern Schaden: der Fluß trat über seine Ufer und riß im Verein mit dem Sturme ihre Häuser nebst den Anpflanzungen hinweg, sie selbst aber retteten sich mit genauer Noth in Booten und Kähnen. Auch die Eingeborenen litten sehr: wenige von ihren Häusern standen noch nach dem Sturme und, was schlimmer war, ihre Obstbäume waren zerbrochen und ihre Wurzelpflanzungen vernichtet, so daß man hier in diesem Jahre Hungersnoth fürchtete. Wir reparirten die Baumwollenpflanzung durch Versetzung und Umpflanzung so gut wie möglich und hatten gute Hoffnung, wenigstens zwei Drittel von dem zu ernten, was wir gehofft hatten; doch „der Mensch denkt und Gott lenkt". Vom 11. bis 13. März wüthete wiederum ein Orcan, der noch stärker war als der vorige und überdies noch länger anhielt, so daß die wiederhergestellte Pflanzung unrettbar vernichtet wurde. Die Fruchtbäume, welche dem frühern Sturme widerstanden hatten, unterlagen diesem, ausgenommen die ausgewachsenen Cocos- und einige Brotfrucht- und Bananabäume. Auch in anderen Gegenden wurde die Verwüstung des Januar wiederholt. — In den drei ersten Monaten des Jahres haben wir uns unter Anderm mit der Auspflanzung von etwa 600 jährigen Kaffeepflanzen beschäftigt. Da die jungen Pflanzen die brennenden Strahlen der Sonne nicht ertragen können, so haben wir sie in dem nahen Walde ausgepflanzt, in welchem wir zu solchem Zwecke 18 Alleen, 300 Fuß lang, durch das Weghauen der im Wege stehenden Bäume gebildet haben. In der Mitte dieser

schattigen Alleen stehen nun die saftigen Kaffeepflanzen, umgeben von schönen Laubhölzern und überall untermischt mit Kavika-Apfel- und Feigenbäumen.

In den ersten Tagen des März erhielten wir einen Besuch von Koroduadua, welcher zu verkündigen wußte, daß er soeben den lange ersehnten Frieden abgeschlossen hätte. Der Häuptling beliebte sich selbst auf Thee — „warmes Wasser“, wie ihn die Fidschianer nennen — einzuladen, und darauf erzählte er, er hätte endlich an einem Orte nicht weit von hier Gold entdeckt. Er behauptete, er hätte bereits einiges von dem edlen Metalle gesammelt, und wollte davon bald etwas herbringen, damit Egerström es besehen könnte, da er bei der Bearbeitung der „Grube“ sich seines Rathes und seiner Hülfe zu bedienen wünschte. Bis jetzt aber hat Koroduadua noch nichts von sich und seinen Goldproben hören lassen, und es ist daher wahrscheinlich, daß seine ganze Erzählung nur ein „Humbug“ war.

Am 9. März feierten wir hier ein doppeltes Fest, nämlich Egerström's achtunddreißigsten Geburtstag und das Trinken des ersten Kaffees, der zubereitet war von der Frucht seiner ältern Pflanzung. Zur Erhöhung des Festes saßen auf der Veranda vor der offen stehenden Thür des Speisezimmers ein Dutzend nackte Eingeborene, welche mit einer Ladung von Baumaterialien zu einer der Kriegsbaracken Ratu Draningbaka's in Bau unterwegs waren, und auf der Vorbeifahrt einsprachen. Während wir unsern Kaffee tranken, den vortrefflichsten, den ich jemals gekostet habe, sahen uns die Fidschianer mit einem zweifelnden Lächeln an, als dächten sie, ob es wohl unser Ernst sein könnte, an dem Trinken von „warmem Wasser“ Genuß zu finden. Als sie aber den Schinken sahen, der nebst Zubehör nach dem Kaffee kam, äußerten sie zu einander: „Die Ausländer verstehen besser zu leben als wir!“

Nachdem nun zwischen den Berg- und Küstenbewohnern Frieden geschlossen ist, beeilen sich die Fidschianer, die Dörfer wieder aufzubauen, die vor dem Friedensbruche existirten. Koroduadua hat bereits, eine Meile von hier entfernt, ein Dorf erbaut, und Andere folgen seinem Beispiele.

Jetzt wird hier in Fidschi ein neuer Krieg, ein sogenannter Religionskrieg, gegen die im Innern von Viti Levu lebenden Heiden vorbereitet. Thakumbau, der Urheber dieses Krieges, hat alle seine eigenen Krieger und die seiner Bundesgenossen zum nächsten Maimonate nach Bau beordert, woselbst der große Kriegsrath seinen Anfang nehmen soll.

Egerström hat neulich für 500 Rthlr. ein größeres Boot, Namens „Kalokalo“ (der Stern), gekauft, mit welchem er längs der Küste kreuzen will, um aufzukaufen, was die Eingeborenen abzulassen haben. Von der ersten Reise, die wir vor Kurzem machten, führten wir 1000 Pfund Baumwolle, 500 Pfd. Tripang, sowie Oel, Schweine und Yara nach Hause.

Bisweilen haben wir es ruhig genug, bisweilen liegen wir mit den Eingeborenen in Streit, bald freuen wir uns unserer schönen Pflanzungen, bald haben wir die Betrübniß, zu sehen, wie die launenhafte Natur in wenigen Stunden vernichtet, was sie in Monaten und Jahren hervorgebracht hat. Freude und Betrübniß wechseln mit einander ab, man mag in dem kalten Norden oder in den warmen Tropenländern wohnen.

Forschungsreise durch die Wüste El Tih auf der Sinai-Halbinsel.

Von **C. F. Tyrwhitt Drake.**

I.

Allgemeine Configuration der Wüste Tih. — Eindringen durch den Nagb El Mirad. — Dschebel El Edschmeh. — Wady Rowag. — Natürliche polirte Flintsteine. — Sand unbekannt. — Nakhl. — Die Araberstämme der Tih. — Alte Steinmonumente. — Höhlenwohnungen. — Ruinen von El Audscheh und El Meschrifeh. — Entdeckung der Ruinen der christlichen Stadt S'baita. — S'adi. — Verseba. — Die Ruinen von El Abdeh in den Azazimehbergen. — Eingeschneit in Petra. — Höhlenwohnungen von El Barid.

r. d. Die Wüste Tih nimmt den innern und nördlichen Theil der Sinai-Halbinsel ein. Obgleich ein so viel besuchter Ort wie Suez in der Nähe liegt, und ringsum sehr betretene Karawanenstraßen führen, ist sie doch nur wenig durchforscht worden. Die Universität Cambridge versah daher einen englischen Gelehrten, Tyrwhitt Drake, mit den nöthigen Mitteln, um eine Reise durch diese Wüste zu unternehmen. Begleitet war er von E. H. Palmer, welcher auf Kosten des Palestine Exploration Fund reiste. Hauptzweck der Reise war die Erforschung der physikalischen Verhältnisse des Landes und der Traditionen und Märchen der Araber. Die Bereisung selbst hatte ihre Schwierigkeiten, da Wasser in der Wüste selten ist. Drake meint in seinen Vorbemerkungen, daß diese Gegenden einst wasserreicher, cultivirter und bevölkerter als heute waren, worauf viele Anzeichen hinweisen. Wir lassen jetzt den Bericht Drake's folgen, wie er vom Vicekanzler der Universität Cambridge veröffentlicht wurde.

Die Wüste Tih besteht aus einer Reihenfolge von Kalksteinplateaus, die von verschiedenen Wadies durchschnitten werden, unter welchen die bedeutendsten sind: Wady El Arisch, welches bei Nakhl mit dem Wady Rowag sich vereinigt; Wady Garaijeh, mit den in dieses einmündenden Wadies Majin, Jerur, Muweileh; Wady El Aïn, welches in den Wady El Abyadh mündet; Wady Rehaibeh und Wady Sebah, die in das Mittelmeer münden. Wady Ghamr und Wady Jerafeh, deren Namen von früheren Reisenden verwechselt wurden, fallen in den nördlichen Abhang des Arabah-Thales und streben so dem Todten Meere zu, ebenso wie die Wadies Murreh, Maderah uad Figreh, welche in den Ghor es Safi ausmünden.

Die südliche Grenze wird gebildet von Dschebel El Rahah und Dschebel El Tih im Südwesten, und Dschebel El Edschmeh im Süden und Südosten, die vereinigt eine von Suez nach Akabah laufende Kette bilden und sich in der Sinai-Halbinsel in derselben Form ausbreiten, wie diese in

das Rothe Meer vorspringt. Die Höhe des Gebirgszuges erreicht im Dschebel El Edschmeh, dem höchsten Punkte, 4200 englische Fuß über dem Meere, und von diesem aus fällt das Land nordwestlich ab.

Im Nordosten der Tih erhebt sich eine dritte Steppe (oder Vorgebirge), deren nördlicher Theil mit dem „Negeb“ oder Südlande der Schrift übereinkommt; ihr südlicher Theil führt den Namen Dschebel Magrah, den man zuweilen auch Gebirge der Azazimeh nennt, nach dem Araberstamme, der hier wohnt. Im Südosten dieser gebirgigen Region treffen wir das einzige Sandsteinlager, welches in der ganzen Landschaft vorkommt. Es gehört zu derselben Formation (neuer rother Sandstein), wie jene von Petra und die tieferen Schichten des Beckens des Todten Meeres.

Nachdem wir sorgfältig die beste Art und Weise erwogen hatten, um das Tihplateau zu erforschen, entschlossen wir uns, entlang der Basis des Dschebel El Tih vorzudringen, indem wir die Nagbs Emreikheh und Er Rakineh westlich liegen ließen, die Pässe auf dem gewöhnlich von Reisenden vom Sinai aus nach Norden zu eingeschlagenen Wege. Wir wollten den Dschebel El Edschmeh, wo er sich gangbar zeigen würde, kreuzen, und so durch einen bisher nicht betretenen District nach Nakhl vordringen, wo wir eine Niederlage von Lebensmitteln errichtet hatten und wo wir mit einem andern Araberstamme übereinkommen wollten, unser Gepäck weiter nördlich zu transportiren.

Dieser Plan wurde ausgeführt, und wir betraten die Tih durch den Nagb El Mirad am 12. Januar 1870. Vom Gipfel des Abhanges — denn Dschebel El Edschmeh hat keine Prätensionen, ein Gebirge genannt zu werden — hat man einen prächtigen Blick über die Sinai-Halbinsel. Die Kette selbst besteht aus Bergkalk, zerrissen und verwittert durch die Einwirkungen des Frostes und Wetters, die Berge sind alle mit einem feinen Detritus bedeckt, so daß sie nach Regen leicht Pflanzenwuchs hervorbringen; doch als wir hier waren, sahen wir nur wenige vertrocknete und verkrüppelte Sträucher, die hier, wie überall in der Wüste, gutes Feuerungsmaterial liefern.

Vom Dschebel El Edschmeh senken sich die steilen, hellen, wasserzerrissenen Berge allmälig ab und verlaufen in den großen Ebenen oder vielmehr niedrigen Plateaus, welche zum Mittelmeer hinreichen. Die Gleichartigkeit der Contouren und die Oede dieses Landes hat etwas Furchtbares. Die wenigen vorhandenen Sträucher sind grau oder braun und scheinbar verdorrt oder todt; kein Thier belebt diese Landschaft, höchstens ein Raubvogel oder Rabe schwebt fern am blauen Himmel, eine erschreckte Eidechse huscht vor unseren Füßen dahin, oder ein kleiner Heuschreckenschwarm wird von seinem magern Futter auf einem Retembusche aufgestört. Wasser ist an dem Wege absolut nicht zu finden; ein viertägiger Vorrath wurde von El Bijar mitgeführt, einem Brunnen, der stark mit Epsomsalz versetzt ist und wenige englische Meilen südlich vom Nagb El Mirad liegt.

Unter diesen Umständen konnten wir kaum hoffen, viele Spuren von Leben anzutreffen. Aber nach den zahlreichen Steinhaufen (cairns, Warden) und anderen urthümlichen Resten zu schließen muß dieser District einst sehr bevölkert gewesen sein. Ermüdet schlich ich Tag auf Tag mit der Flinte in der Hand dahin, doch selten wurde ich mit etwas Anderm als einem verirrten Käfer oder einer Eidechse, hier und da mit einem kleinen Wüstenvogel, bei äußerst seltenen Gelegenheiten mit einem Hasen oder einer Schlange belohnt.

Da wir auf früheren Expeditionen die Erfahrung gemacht hatten, daß es unmöglich ist, ein Land sorgfältig kennen zu lernen, wenn man dasselbe nur durchreitet, so hatten wir nur genug Kameele mitgenommen, um unser Gepäck zu tragen. Die Kameeltreiber dienten als Führer und, bis zu einem gewissen Grade, als Gehülfen, denn wir hatten keinerlei Diener mit uns. Dieses erschwerte allerdings unser schon mühsames Werk, aber es befähigte uns, in weit ergiebigerer Weise mit den verschiedenen Araberstämmen zu verkehren, als sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Von dem Nagb El Mirad führte unser Weg Wady Rowag abwärts, welches an der höchsten Stelle des Dschebel El Edschmeh entspringt, etwa 18 englische Meilen östlich vom Ausgangspunkte des Wady El Arisch, mit dem es fast parallel verläuft, bis es sich mit ihm kurz nordöstlich von Nakhl vereinigt. Das Land zwischen Wady El Arisch und Wady Rowag wird vom Wady Ghabijeh durchzogen, welches in das letztere fällt, etwa 25 englische Meilen von dem Nagb El Mirad. Nach dieser Vereinigung wird das Land offen und vergleichweise eben. Hier ist der Boden fast so fest wie eine macadamisirte Straße, er ist bedeckt mit einer Lage von kleinen, schwarzen, polirten Feuersteinen, die in der Sonne glänzen, als ob sie naß wären. Diese Politur muß dem Staube und Kiese zugeschrieben werden, die durch die fast unaufhörlichen, oft sehr heftigen Winde in Bewegung erhalten werden. Viele der ägyptischen Baudenkmäler geben Zeugniß von derselben zerstörenden Einwirkung. In dieser Wüste ist Sand fast unbekannt. Es giebt nur zwei oder drei sandige Strecken, und diese können in höchstens ein paar Stunden durchzogen werden. Der größte sandige District, den wir zu durchziehen hatten, war das Rumeilet Hamed, im Norden von Kalasah, dem alten Elusa, wo die vorherrschenden Nordwestwinde ausgedehnte Dünen gebildet haben. Dieser Sand jedoch scheint ausschließlich von der Küste hergeweht zu sein.

Bei unserer Ankunft in Nakhl fanden wir ein kleines Fort mit Brunnen und Cisternen. In diesem traurigen Orte, der von glänzend weißen Hügeln umschlossen ist, werden von der ägyptischen Regierung einige elende Soldaten zum Schutze der Pilgerkarawanen unterhalten; der Platz liegt auf halbem Wege zwischen Suez und Akabah. Hier waren wir genöthigt, die Tomarah-Araber zu entlassen. Nachdem wir in Besitz unserer Lebensmittel gelangt, die von Suez hierher gesandt waren, trafen wir ein Uebereinkommen mit den Tejahah, die nach langem Feilschen und Hin- und Herreden sich entschlossen, uns überall im Lande umherzuführen, wohin wir gehen wollten.

Unter den verschiedenen Stämmen, welche die Wüste Tih bewohnen, sind die Tejahah die zahlreichsten und mächtigsten. Sie bestehen aus zwei Abtheilungen, den Sagairat und den Benaijat, und sind gewiß, was ihr Name besagt, „Raubvögel“. Sie besitzen große Kameelherden, deren Zahl häufig durch den Ertrag der Razzias vermehrt wird, welche sie gegen ihre Erbfeinde, die Anazeh, ausführen, deren Gebiet um Palmyra herum und im Osten von Hauran liegt und etwa zwanzig Tagereisen von der Tih entfernt ist. Diese Raubzüge werden oft im großen Maßstabe ausgeführt; beim letzten Male zählten die Tejahah 1000 Flinten. Zuweilen bringt ihnen der Raub viele Hundert Kameele, doch manchmal werden die Eindringlinge von den Eigenthümern zur Flucht gezwungen. Blutvergießen wird bei diesen Freibeuterzügen eben so wie offener Krieg nach Möglichkeit vermieden, denn es artet in Blutfehde aus, die von einem Bedawi stets gefürchtet wird, da es die Verwandten eines Jeden, der entweder durch Mord oder Todtschlag — zwischen beiden machen die Araber keinen Unterschied — umkam, zwingt, den Tod zu rächen. Die Blutfehde oder Vendetta übt solcher Gestalt einen sehr heilsamen Einfluß aus, denn ohne sie würde der Werth eines Men-

schenlebens in diesen wilden Gegenden, die außerhalb jeder Gesetzeswirkung liegen, völlig mißachtet sein.

Die Terabin, der nächst wichtige Stamm, nehmen das Land im Osten der Tejahah ein; ihr Gebiet erstreckt sich vom Dschebel Bischer und Bir Abu Suweirah an der Sinaistraße etwa 40 Miles südöstlich von Suez bis nach Gaza im Norden.

Die Haiwatt leben in den Bergen westlich und nordwestlich von Akabah und sind nicht sehr zahlreich.

Die Azazimeh bewohnen die oben erwähnten, nach ihnen benannten Berge. Der Stamm ist nicht zahlreich und äußerst arm. Ihre einzige Nahrung besteht aus der Milch und dem Käse, welche sie von ihren Kameelen und Ziegen erhalten, sowie aus den Wurzeln, welche sie graben. In äußerst seltenen Gelegenheiten glückt es ihnen, ein wildes Thier zu schießen, das, gleichviel sei es ein Steinbock oder eine Hyäne, ihren wenig wählerischen Magen gleich willkommen ist. Sie sind gezwungen, in sehr kleinen Gemeinschaften zu leben, da, ausgenommen ein oder zwei brakige und ungenießbare Quellen, ihr ganzer Wasservorrath in dem Regenwasser besteht, das in Felsenhöhlungen der Schluchten und Wadybetten gesammelt wird, und auch diese sind nur selten. Dieses Wasser war gewöhnlich übelriechend und voller wenig einladender Thierchen; da jedoch kein anderes zu bekommen war, mußten wir es trinken. —

Von Nakhl wanderten wir in nordöstlicher Richtung nach dem Wady Garaijeh, von da zum Dschebel Araif, den wir bestiegen; obgleich er wenig über 2000 Fuß hoch, hat man doch eine bedeutende Aussicht. Wir setzten unsern Weg fort, indem wir Wady Mayin, Wady Lussan und Wady Jerur kreuzten und dann Aïn Muweileh, in der man die Quelle Hagar's erkennen will, erreichten. Hier finden sich zahlreiche Steinmonumente aus Urzeiten, am bemerkenswerthesten darunter sind die Steinpfeiler, welche in Reihen längs dem Abhange im Osten aufgestellt sind. Könnten sie nicht Ueberbleibsel des alten Baaldienstes der Amoriter sein, deren Name sich noch im Lande nördlich vom Wady Muweileh, im Dheigat El Amerin, der Schlucht der Amoriter, im Ras Amir und Scheikh El Amiri erhalten hat? An verschiedenen Stellen unseres Weges, besonders bei Uggabah, zwischen Nakhl und Wady Garajieh, beim Dschebel El Edschmel, Dschebel Araif im Wady Lussan fanden wir ungemein zahlreiche Cairns, Steinzirkel mit Gräbern und offene Räume, die nach der gebrannten Erde innerhalb derselben zu schließen, zu Opferzwecken gedient zu haben scheinen; auch Einfriedigungen, umgeben von rohen Steinmauern, und, im Wady El Bijar, kreisförmige Wohnungen, von denen noch einige vollständig erhalten sind. Im Wady Rowag ist fast jeder Berg mit einem Cairn auf seiner Spitze versehen. Drei sind auf der Spitze des Dschebel Araif, und wir bemerkten, daß sie häufig bis nördlich von Berseba und El Milh (Molada) vorkommen.

Bei Muweileh und in der Nähe einer benachbarten Quelle, Ain Guseimeh, sind verschiedene Höhlen. Am ersterwähnten Platze ist eine in den Abhang gehauen; man steigt zu ihr auf einer Treppe hinan, die aus einer kleinern, weiter unten gelegenen Höhle hinaufführt. Sie muß einmal der Aufenthalt eines christlichen Einsiedlers gewesen sein, worauf rothe, roh gemalte Kreuze und Spuren von Fresken hinweisen. An dieser Stelle fanden wir auch, einen Platz im Wady Lussan ausgenommen, die ersten Zeichen einer regelmäßigen Cultur aus früherer Zeit. Steine sind in Linien durch die Wadybetten gelegt, um die Bewässerung zu stauen und zu vertheilen, und um zu verhindern, daß der Boden von der plötzlichen Fluth weggewaschen werde.

Unser nächster Haltepunkt war El Birein, so genannt nach den zwei Brunnen im Wady. Hier sind Spuren von beträchtlichen Ruinen, ein Fiskijah oder Reservoir und ein Aquäduct, der letztere zerstört und das erstere in kaum besserm Zustande. Im Wady stehen einige alte Butmeh oder Terebinthenbäume, die uns auffielen als die ersten Bäume, zwei Sejals oder Akazien abgerechnet, welche wir seit unserer Abreise vom Sinai angetroffen hatten. Etwa sechs Miles nordwestlich von El Birein liegen die Ruinen von El Audscheh, welche Dr. Robinson mit Abdeh verwechselte, auf einer niedrigen in das Wady Hannein vorspringenden Zunge. Dieses Thal ist jedoch von den Arabern stets Wady Hafir genannt worden, da sie aus Aberglauben seinen wahren Namen nicht aussprechen. Etwa fünf oder sechs englische Quadratmeilen des Wady sind mit zerstörten Garten- und Feldmauern bedeckt; die Seiten der Wasserläufe sind mit großen Steinen eingefaßt, und auch Querdämme sind gezogen, obgleich der ganze Wady nun öde und vernachlässigt ist. Zehn englische Meilen östlich von El Audscheh entdeckten wir die Ruinen einer El Meschrifeh genannten Festung, die auf einer vorspringenden Landzunge erbaut und an zwei Seiten von steilen Abhängen geschützt ist, welche eine weite Ebene beherrschen, die vom Ausläufer des Wady El Abyadh gebildet werden, wo es vom Dschebel Magrah hervortritt. Der Südabhang des Berges ist mit Mauern und Thürmen aus massivem Mauerwerk befestigt und der Gipfel weist die Ruinen verschiedener Häuser auf und eine kleine Kirche. An der dritten Seite erstreckt sich eine dicke Mauer quer über den ebenen Kamm der Landzunge. Unterhalb der Thürme und in Verbindung mit denselben liegen zahlreiche in den Fels gehauene Kammern und Werkstücke, welche älter als die übrigen Baulichkeiten sind.

Auf der oben erwähnten Ebene, $3\frac{1}{2}$ englische Meilen südöstlich von El Meschrifeh, fanden wir die Ruinen einer bedeutenden S'baita genannten Stadt. Dieser Name scheint schon von früheren Reisenden gehört worden zu sein, welche die Lage mit Rehaibeh verwechselten; doch glaube ich, daß wir die ersten Europäer waren, welche die Ruinen besuchten. Hier, wie auch in manchen anderen Fällen, hatten wir mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus der Widerwilligkeit der Beduinen entsprangen, welche ihr Möglichstes thaten, uns von dem Eindringen abzuhalten. Doch gelang es mir, Skizzen und Photographien der interessantesten Punkte aufzunehmen. Die Stadt enthält drei Kirchen, welche gleich jenen zu El Audscheh, El Meschrifeh und S'adi dem fünften Jahrhundert angehören. Hier finden sich auch zwei Reservoirs und ein Thurm mit einem roh ornamentirten Thorwege. Mit Ausnahme von ein oder zwei Bruchstücken zu El Audscheh waren dieses die einzigen Beispiele von Sculptur, welche ich sah; auch war nirgends eine Inschrift zu entdecken.

Die Structur der Gebäude von S'baita ist erwähnenswerth. Die oberen Stockwerke der Häuser werden getragen von weiten, flachgespannten Bogen, zwei Fuß weit mit Zwischenräumen von drei Fuß zwischen ihnen, und auf diesen ruht die Flur der oberen Zimmer, die aus kleinen Steinplatten gebildet ist. Zahlreiche zerstörte Thürme und ummauerte Gärten erstrecken sich auf eine Ausdehnung von einigen Miles von der Stadt, so deren frühere Bedeutung bezeugend. Die Weingärten dehnen sich über große Strecken der Umgebung aus.

Von S'baita begaben wir uns nach Rehaibeh, wobei wir unterwegs die Ruinen von S'adi, $2\frac{1}{2}$ Miles ostsüdöstlich von Rehaibeh, untersuchten; frühere Reisende scheinen sie weder besucht noch etwas von ihnen gehört zu haben. In Rehaibeh sind die Ruinen weit ausgedehn-

ter als in S'adi, doch so verwirrt, daß es unmöglich ist, den Plan eines einzigen Gebäudes aufzunehmen. Es giebt da zahlreiche Brunnen, Cisternen und andere Culturüberreste in der Nachbarschaft. Von Rehaibeh wanderten wir nach Khalasah und Berseba. Die Ruinen des erstgenannten Platzes sind fast ganz verschwunden, da die Einwohner von Gaza es wohlfeiler finden, ihre Kameele nach den bereits behauenen Steinen zu schicken, als sie in der Nähe ihrer Stadt erst zu brechen. In Folge der Dürre fanden wir Berseba öde und verlassen, obgleich unsere Araber uns versicherten, daß in guten Jahren das Gras hier kniehoch werde und die zahlreichen Herden mit reichlicher Weide versehe. Unser unerwartetes Erscheinen in ganz abgelegenen Gegenden wurde gewöhnlich von den Eingeborenen in irgend einer Weise mit der ausnahmsweisen Dürre in Verbindung gebracht, und bei verschiedenen Gelegenheiten wurden wir entweder gebeten, Regen zu schaffen oder wegen dessen Mangel verflucht, da die Araber fest glauben, jeder Nasrani (Christ, Nazarener) hätte das Wetter in seiner Gewalt.

Von Berseba gingen wir nach Jerusalem und, nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, kehrten wir nach Hebron zurück, wo wir drei Dschehalin-Araber mit ihren Kameelen anwarben, um unser Gepäck nach Petra zu bringen. Einen neuen Weg einschlagend, passirten wir Tell Arad und El Milh und kamen in die unerforschten Berge der Azazimeh, wo wir die Ruinen von El Abdeh (Eboda) entdeckten, die von beträchtlicher Ausdehnung sind und neben jene von El Meschrifeh gestellt werden können; viele der Wohnungen sind, hier wie dort, halb gebaut und halb in den Fels gehauen. Von den jetzt vorhandenen Gebäuden stammt der größere Theil aus der christlichen Zeit. Die Eingeborenen sind vollständige Wilde; sie hielten uns zwei Stunden lang vom Besuche der Ruinen ab, indem sich eine Schaar von dreizehn Mann am Ende des Passes aufstellte, den Kriegsgesang heulte, Steine gegen uns warf, gelegentlich eine der alten Luntenflinten abfeuerte und bei Gott und dem Propheten schwor, daß keiner von uns hinaufgelangen sollte. Da der Paß sehr eng und steil war, so hielten wir es für das Beste, mit ihnen zu unterhandeln; für die Summe von acht Schilling gelangten wir auch zum Ziele. Sie führten uns nun zu den Ruinen, wo wir die nöthigen Messungen und photographischen Aufnahmen besorgten. Von Abdeh gingen wir durch die Azazimeh-Berge, eine so furchtbar verlassene Region, daß sie jeder Beschreibung spottet, trafen auf das Arabah-Thal an der Vereinigung des Wady Dscherafeh mit Wady Ghamz und gingen von hier nach Petra. Hier offenbarten die Lijathineh vollkommen ihren brutalen und insolenten Charakter. Ungläubige in jeder Beziehung, doch dem Namen nach Mohammedaner, stammen sie ab von dem Stamme der Khaiheri-Juden, die in Arabien in so schlechtem Rufe stehen. Um unsere ungemüthliche Lage voll zu machen, schneiten wir hier zwei Tage lang in unserm Zelte ein, das gerade groß genug war, daß wir beiden darin liegen konnten. Während eines Aufenthaltes von sechs Tagen jedoch wurde Petra von uns sorgfältig untersucht und genau mappirt. Wir wandten nun unsere Schritte nördlich und entdeckten zu El Barid, sieben Miles von Petra entfernt, eine Colonie von Höhlenwohnungen und Höhlentempeln, sowie einige rohe nabathäische Inschriften. Die Mauern und Decken der Höhlengemächer waren mit Fresken verziert, einige roh, andere gut ausgeführt. Wir reisten nun den Arabah abwärts zum Todten Meere und gingen, nachdem wir Lisan untersucht, nach Moab. Hier hielten wir uns drei Wochen lang auf und durchwanderten, nach Inschriften suchend, das Land, da Palmer speciell hierher gezogen war, um zu erforschen, ob noch ein zweiter moabitischer Stein vorhanden sei. Endlich kamen wir beide zu der Ansicht, daß oberhalb der Erde keiner mehr vorhanden sei. Von Moab gingen wir über den Jordan, nach Jericho und kehrten nach Jerusalem zurück.

Ein Menschenhaupt als Götterbild.

Ein Menschenhaupt wird als Idol verehrt bei den Jivaros-Indianern in der südamerikanischen Republik Ecuador. Im östlichen Theile des Landes, welcher in die ausgedehnten Ebenen nach dem Amazonenstrome hin verläuft, und von wo eine Menge beträchtlicher Flußläufe in das nördliche Ufer einmünden, schwärmen viele noch wilde Stämme von Eingeborenen umher, über welche wir im Allgemeinen nur erst mangelhafte Kunde besitzen. Unter diesen Indianern ist das Volk der Jivaros, dessen Gebiet zwischen den Flüssen Chinchipe und Pastassa liegt, eines der zahlreichsten. Dasselbe zerfällt in eine große Anzahl von Stämmen: Moronas, Pautes, Zamoras, Gualaquisas, Upanos, Pindos, Pastassas, Agapicos, Achuales, Colopassas &c., welche alle die klare, wohlklingende und leicht zu erlernende Jivaro-Sprache reden. Die peruanischen Inkas bemüheten sich vergeblich, diese Völkerschaften zu unterwerfen; den Spaniern gelang es, im Gebiete derselben einige Ortschaften anzulegen, die aber im Jahre 1599 allesammt an einem und demselben Tage von den Indianern zerstört wurden. Diese sind von da an vollkommen unabhängig geblieben. Sie sind muskelstarke, lebhafte Menschen, das kleine schwarze Auge ist sprechend, die Stirn kühn, die Nase gebogen, die Lippen sind dünn und die Zähne blendend weiß. Manche haben eine ziemlich lichte Hautfarbe und etwas Bart. Diese Individuen scheinen Nachkommen jener Jivaros zu sein, welche 1599 eine Anzahl weißer Spanierinnen raubten; die Männer wurden getödtet oder aus dem Lande vertrieben.

Gegenwärtig unterhalten einige Stämme gelegentlichen Verkehr mit den Ortschaften der Ecuadorianer, namentlich jene am Pastassa, der vor einigen Jahren, gleich dem Morona, zur Probe mit einem Dampfer befahren worden ist. Manche sind sogar über die Cordillere gezogen und haben sich dann und wann in den Städten des Hochlandes blicken lassen.

Was nun den als Schutzgott verehrten Menschenkopf anbelangt, so gelangte ein solcher 1860 in den Besitz des Don R. de Silva Ferro, der zu jener Zeit chilenischer Consul in Quito war und denselben zur Schau ausstellte. José Felix Barriero gab einen eingehenden Bericht, denn er war es, welcher denselben zuerst bekommen hatte. Er verwandte zwei volle Jahre auf die Beobachtung dieser Indianer.

Ein Jivaro vom Stamme der Tambos hatte sich taufen lassen und dann dazu verstanden, ein Exemplar des Götzenkopfes herbeizuschaffen. Länger als ein Jahr waren alle seine Bemühungen vergeblich, endlich aber kam er durch

Schlauheit zum Ziele. Er wußte einem wilden Jivaro zu überreden, daß es dem Kopfe sehr angenehm sein müsse, wenn er sich im Freien bewegen und eine Reise machen könne, denn in seiner bisherigen Gefangenschaft könne er für den Besitzer von keiner großen Wirksamkeit sein; er, der Getaufte, wolle dem Gotte die erforderliche Bewegung verschaffen. So kam der letztere in Barriero's Hände; der wilde Indianer erhielt viele Geschenke und hatte Glück, als er auf die Jagd ging. Das Reisen des Gottes war also wirksam gewesen!

Im Kriege schneiden die Sieger den Besiegten den Kopf ab und ziehen dann den Schädel und dessen Inhalt unter der Haut hervor. In diese bringen sie einen heißen Stein, so daß sie trocknet und stark zusammenschrumpft, sie behält aber die Gesichtsform. Sobald die Haut nun völlig hergerichtet wird, rührt man die Tunduli, d. h. die Kriegstrommel, und ruft so das Volk zu einem großen Triumphfeste zusammen, das gefeiert werden muß, bevor neun Tage seit dem letzten Gefechte vergangen sind. Ein längerer Aufschub wäre unstatthaft, weil dann die Geister der Gebliebenen, welche der Stamm im Kriege verloren hat, nicht zufrieden gestellt sind und der Kopf nicht zu einem Gott werden könnte.

Am zehnten Tage beginnt das Fest. Der Jivaro, welcher einen Kopfgötzen besitzt, hängt ihn, zusammen mit denen, welche er etwa schon von früher her besitzt, an eine lange Stange, und zwar so, daß er eine hervorragende Stelle, gleichsam den Ehrenplatz einnimmt. Alle Eingeladenen, insbesondere Frauen und Mädchen, haben sich möglichst an- und aufgeputzt; sämmtliche Anwesenden setzen sich je nach dem Range, welchen sie im Stamme einnehmen. Nach beendigtem Festmahle nimmt der Priester den Kopf herunter, hält denselben an einer Schnur und beginnt eine lange Rede. Zunächst preist er die Tapferkeit, welche der Inhaber bei Lebzeiten bewiesen und daß er sich auch beim Sterben unverzagt benommen habe. Seine Vorfahren wären gleichfalls tapfer gewesen und sein Kopf sei göttlicher Verehrung würdig. Nachdem der Priester einige lebhafte Gesticulationen gemacht hat, herrscht ein Weilchen völlige Stille; dann stößt er einen gellenden Schrei aus und alle Anwesenden springen auf. Es erfolgt allgemeines Geräusch.

Nun wird der Götzenkopf wieder an die Stange gebunden und alle setzen sich abermals nieder, nur der Sieger nicht; er stellt sich, die Lanze in der Hand haltend, neben den Kopf hin, den er mit allen möglichen Schelt- und Schmähworten überhäuft. Der Kopf giebt ihm, durch den Stellvertreter, in reichlichem Maße zurück und beide Theile werden in ihren Ausdrücken immer heftiger. Der Priester, denn er ist der Stellvertreter des Chancha, d. h. des Götterkopfes, setzt am Ende einen starken Drücker auf, indem er dem Sieger zuruft: „Du bist ein Feigling! Während meiner Lebzeit hast Du es nicht gewagt, mich zu schmähen; Du, Feigling, hast schon gezittert, wenn Du nur meinen Namen hörtest. Es wird einer meiner Brüder kommen, um mich zu retten.“ Das verdrießt nun den Sieger, und in seinem Aerger schlägt er mit seiner Lanze den Feind ins Gesicht, und damit derselbe nicht mehr schmähen und schimpfen könne, wird ihm der Mund zugenäht. So ist er zu ewigem Schweigen verurtheilt, wird aber von nun an ein Orakel, wenn ein durch narkotische Mittel in Aufregung versetzter Jivaro ihm Fragen stellt.

Sobald der Tanz beginnt, trägt der Sieger das an der Stange hängende Idol aus der Hütte in die freie Luft, und dabei folgt ihm seine Lieblingsfrau, welcher er damit die größte Auszeichnung verleiht, die überhaupt einer Jivara erwiesen werden kann. Sie hält ihn am Gürtel, die Uebrigen thun unter einander ein Gleiches und so wird eine Kette gebildet. Die Frauen tanzen für sich; jeder Mann spielt irgend ein Instrument und zur Musik wird ein Triumphgesang angestimmt. Das Tanzen und Singen und Lärmen, auch innerhalb der Hütte, dauert mit geringen Unterbrechungen zwei bis drei Tage und auch wohl länger.

Derjenige Krieger, welcher dem Erschlagenen die zweite Wunde beigebracht hat, muß ein ganzes Jahr lang fasten; nach Ablauf derselben veranstaltet er seinerseits ein ähnliches Fest, nur bleibt dabei der erste Theil der Ceremonie fort, und wenn drei oder mehr Krieger betheiligt gewesen sind, haben diese, jeder nach Jahresfrist, ihr Fest in derselben Weise.

Welche Pflichten hat nun der Kopfgötze zu erfüllen? Die Erdfrüchte gedeihen nur spärlich und die Hausthiere vermehren sich nicht rasch genug. In solchen Fällen halten die Frauen ein Bittefest, bei welchem sie allein, ohne die Männer, einander an den Händen haltend, um das Idol tanzen, welches der Capito, d. h. der Priester, trägt. Wenn nun der Götze kein Wunder wirkt, dann wird ihm das Haar abgeschoren und man wirft ihn, als ein unnützes Ding, in den Wald.

Die Jivaros machen übrigens nicht aus allen erschlagenen Feinden Kopfgötzen, sondern nur die Tapfersten werden einer so hohen Ehre gewürdigt. Diesen reißen sie das Herz aus und ziehen aus dem Schädel das Hirn, welches sie verzehren. Das ist allgemeiner Brauch bei den Tumbas, Mendes, Pastassa, Jurumbaini, Tutamagosa, Chiguavida, Achmiles, Guambinima, Guambisa, Huamboga und noch anderen Stämmen; ferner bei den Morona, nur mit dem Unterschiede, daß diese letzteren eigentliche Cannibalen, in vollem Sinne des Wortes, sind.

Als im Juni 1861 Professor Cassola aus Ecuador nach Europa zurückgekommen war, zeigte er in London Herrn W. Bollaert einen Kopfgötzen, welchen er mitgebracht hatte. Derselbe wurde auf der großen Ausstellung als „Kopf eines Inka“ ausgestellt!! Die Kopfhaut war auf etwa ein Viertel ihrer natürlichen Größe reducirt und die Gesichtszüge ließen sich leidlich gut erkennen; alles Knochenwerk war entfernt worden, nur Haut und Haar geblieben. Cassola's Kopfgötze hatte am Pastassaflusse in einer Art von kleinem Tempel gestanden und war aus demselben bei Nacht gestohlen worden. Er soll der Kopf eines Häuptlings gewesen sein und ein Krieger ihn in der Schlacht als Zauber getragen haben. (— Daß die wilden Indianer in Peru, die sogenannten Chunchos, sich mit dem Schädel eines erschlagenen Feindes verzieren, ist eine bekannte Thatsache. —) Oben auf der Kopfhaut befand sich eine Schnur, so daß man ihn umhängen konnte; eine andere war durch Löcher in der Lippe gezogen und hing abwärts. Die Ohren waren durchlöchert und die Nasenlöcher mit einem schwarzen Harze gefüllt.

Aus allen Erdtheilen.

Die Einwanderung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika seit 1820.

Die Amerikaner beschäftigen sich viel mit der Statistik der Einwanderung, sie gelangen aber zu sehr abweichenden Ziffern. Neuerdings hat nun der Vorsteher des Statistischen Bureaus in Washington, Ed. Young, einen Bericht über dieselbe erstattet. Er nimmt an, daß von 1820 bis 1870 die Einwanderung 7,553,805 Köpfe betragen habe. Davon kamen 3,851,850 aus Großbritannien, Irland und den britischen Besitzungen in Nordamerika. Aus Deutschland kamen 2,267,500 „sehr betriebsame, intelligente Menschen, von denen sich ein sehr beträchtlicher Theil der Landwirthschaft zuwendet und den Ackerbau, namentlich im Westen, zur Blüthe bringt; viele sind auch sehr geschickte Handwerker und Industrielle, welche in den Städten vortheilhafte Beschäftigung finden. Die Einwanderung der Skandinavier wächst an; sie haben bereits zahlreiche Ansiedelungen im Nordwesten und ihre Zahl beläuft sich auf 153,928 Köpfe; auch sind sie fleißig, sparsam und leben mäßig; Frankreich hat nur 245,812 Köpfe geliefert; davon sehr viele aus dem Elsaß. Die Einwanderung von Asiaten hat noch keine Besorgniß erregende Höhe erreicht; in keinem Jahre sind über 15,000 gekommen und ihre Gesammtzahl stellt sich auf 109,502 Köpfe. Von den Chinesen kommen nur 7 Procent auf das weibliche Geschlecht. Aus Paraguay ist gekommen 1; aus Nordafrika kamen 11, Island 11, Syrien 4, Aegypten 20, von den canarischen Inseln 4; Leute, welche auf dem Lande bei den Farmern arbeiten, sind am meisten willkommen. Etwa 46 Procent der Einwanderer, Frauen und Kinder abgerechnet, verstehen sich auf die Ausübung eines Gewerbes oder Handwerkes und sind in der alten Welt gut geschult und vorbereitet. Auch viele Landarbeiter und Dienstboten sind einigermaßen gebildet und durchgängig sehr tauglich. Etwa 10 Procent der Einwanderer besteht aus Kaufleuten und höheren Industriellen; sie bringen nicht nur Capital, sondern auch Geschäftserfahrung mit. Nicht unbeträchtlich ist die Zahl der Architekten, Ingenieure und — Erfinder, meist tüchtige, talentvolle Männer, welche ihrer neuen Heimath viele künstlerische, ästhetische, geistige und sittliche Elemente zuführen."

Für einen gewöhnlichen Tagarbeiter stellt sich die Summe des Arbeitslohnes, welches er in einem Jahre erwirbt, durchschnittlich auf 400 Dollars. Wenn die Familie aus vier Personen besteht, so beträgt die Auslage für Thee, Kaffee, Zucker und nothwendigen ausländischen Bedarf (— von welchem die Bundesregierung 60 Procent Eingangszoll erhebt!! —) auf 60 D.; für Mehl, Fleisch und Butter 150, Wohnungsmiethe 50, Kohlen und Licht 30, Gemüse 30, Milch, Eier und dergleichen 20, so daß 60 Dollars für Kleider, Haushalt und allerlei nothwendigen Bedarf übrig bleiben; man sieht, daß nicht viel zum Ersparen übrig bleibt. Im Durchschnitt nimmt man den Capitalwerth jedes Einwanderers auf 800 Dollars an; demnach haben die, welche im Jahre 1870 landeten, den Nationalreichthum um etwa 285,000,000 vermehrt, und während des halben Jahrhunderts um 6243,880,800 Dollars. An baarem Gelde bringt jeder Einwanderer durchschnittlich 68 Dollars mit.

Aus Australien und der Südsee.

Die kirchlichen Zänkereien wandern wie eine böse Seuche um den Erdball, und immer sind es Geistliche, welche Unfug treiben; die Laien sind gern friedlich, wenn sie nicht von sogenannten Seelenhirten aufgehetzt werden. In Melbourne hatte der Pastor Wollaston an der Trinitatiskirche auf einige Monate Urlaub genommen; sein Stellvertreter nahm inzwischen einen Organisten an. Darin sah Wollaston eine ketzerische Neuerung, schlug Lärm und brachte Zwist in die Gemeinde, welche sich seitdem in zwei feindselige Parteien getrennt hat. Allerdings ist eine Orgel mit Chorgesang etwas, wodurch die „ewige Seligkeit unrettbar verloren geht". Nun rede man noch von Cultur!

Die Fidschi-Inseln werden wohl bald ein Zubehör von Neusüdwales werden. In Sydney wird die Annexion dieser prächtigen Eilandgruppe offen betrieben; dieselbe hat eine gesteigerte Wichtigkeit dadurch erlangt, daß sie von der californisch-australischen Dampferlinie berührt wird und zur Hauptkohlenniederlage ausersehen ist. Neuerdings sind wieder Colonisten in größerer Anzahl dorthin abgegangen. Ein Geistlicher in Tasmanien hat sich die Mühe gegeben, für die wilden Fidschianer eine schriftliche Staatsverfassung zu entwerfen.

In Gippsland hat ein Berichterstatter für eine dortige Zeitung es angemessen gefunden, Buschklepper zu werden. Der Mann hatte so viel über die Strauchdiebe zu schreiben gehabt, daß ihn die Lust anwandelte, selbst ein solcher Romanticus zu werden. Gedacht, gethan. Er nahm eine schwarze Flormaske vor das Gesicht, steckte einige Revolver in den Gürtel, machte mit einem andern Cavalier vom Mondenschein Brüderschaft und Beide haben dann Goldgräber überfallen und ausgeplündert. Doch trieben sie ihr edles Handwerk nur kurze Zeit; die Diggers verstanden keinen Spaß und nun werden die Buschklepper vor die Geschworenen gestellt.

Das Clipperschiff „Thermopylä" hat die Fahrt zwischen London und Melbourne so rasch zurückgelegt, wie es nur dem besten Dampfer möglich ist, — in 60 Tagen, und dieses Segelschiff hat schon 1870 dieselbe Fahrt in eben so kurzer Zeit gemacht.

In Melbourne kam im März eine Ladung Perlmutterschalen aus Westaustralien im Werthe von etwa 14,000 Pfund Sterling an. Fast gleichzeitig brachte ein Schiff aus Numea auf Neu-Caledonien 90 Tonnen Perlmutter; jede derselben ist etwa 200 Pfund Sterling werth. Der Capitän des Fahrzeuges lief bei einer Insel in der Südsee auf den Strand, welche unbewohnt ist, die er aber nicht nennen will, weil er demnächst wieder eine Fahrt dorthin macht.

Australien bezog bisher viele Dampfmaschinen und alle Locomotiven aus England. Jetzt hat die große Maschinenbaufabrik in Ballarat im März ihre vier ersten Locomotiven abgeliefert; man wird den einheimischen Bedarf von nun an selber befriedigen.

Der „Geelong Expreß" vom 8. März meldet, daß an der Corco-Bay ein merkwürdiges Amphibium beobachtet worden sei. Die Leute, welche Schiffsbalast luden und dasselbe gesehen haben, sagen, es sei von der Nasenspitze bis zum Schwanzende etwa 1¼ Fuß lang; Kopf platt, Schwanz etwa so dick wie ein Zeigefinger; auf den ersten Blick nahm das Thier sich aus wie ein Frettchen; die Vorderfüße waren etwas kürzer als die Hinterfüße; es hatte Schwimmhäute; das Fell ein glänzender Pelz wie beim Biber; Nase wie beim Frettchen oder der Ratte. Wahrscheinlich geht das Thier Nachts ans Land, da es, als man es einfing, eben nach einem Nest in der Uferhöhe laufen wollte; dieses liegt ein wenig über der höchsten Fluthmarke. In dem Neste fand man einige Strümpfe, Seekraut und kleine Stäbe in der Art eines Biberbaues zusammen befestigt, und in demselben auch eine lederne Börse, welche wohl Jemand am Strande verloren hatte und welche das Thier dann fortschleppte. Leider warfen die Ballastlader das Thier fort, es sollen aber nun in jener Gegend nähere Nachforschungen angestellt werden.

Ueber neue Goldentdeckungen finden wir in den vor uns liegenden Blättern wieder so viele Angaben, daß wir dieselben übergehen. Mittheilen wollen wir aber die Diaman-

tenfunde bei Bendigo, über welche man demnächst wohl mehr hören wird.

In Melbourne sind einige Chinesen zur Strafe gezogen worden, weil sie in einer Lotterie gespielt hatten. Jeder mußte 40 Schilling Brüche und 5 Pfund Sterling Kosten zahlen. Unter den Bestraften war ein alter Mann, Namens Tock Gi, auch Wam Wong genannt. Er war 1852 einer der Hauptanführer der Taiping-Rebellen und galt bei diesen eine Zeit lang für den rechtmäßigen Kaiser des Blumenreiches der Mitte!

In Südaustralien ist wieder eine ungemein reichhaltige Kupfergrube eröffnet worden, die Doora; sie stößt an die großen Wallarogruben; auch die altberühmte Burra-burra-Mine ist wieder in Angriff genommen und mit lohnendem Erfolge.

* * *

— Die Propaganda der Mormonen hat sich vorgenommen, auch Melbourne in Australien zu beglücken; es scheint aber, als ob dort die Leute sehr verstockten Herzens seien; die Apostel der Heiligen vom jüngsten Tage machen schlechte Geschäfte. „Elder" Beauchamp war aus der Stadt am Großen Salzsee nach Neuseeland gefahren, hatte dort scharf gepredigt und war dann nach Melbourne gekommen, um Sünder zu bekehren, Seelen zu gewinnen, das Reich Gottes zu vermehren und den allein wahren Glauben einzuschärfen. Die Australier in der Hauptstadt Victorias waren einigermaßen erstaunt, einen Mann, der früher in ihrem Haymarkettheater erst Thürsteher und dann Schauspieler gewesen war, nun in einen „Heiligen" verwandelt zu sehen. Mit jener edlen Dreistigkeit, welche den Mimen nicht zu mangeln pflegt, trat er auf, um zu predigen. Zunächst stellte er, gewiß um sich noch interessanter zu machen, salbungsvolle Betrachtungen darüber an, daß man in Wellington auf Neuseeland, wo schlechte Menschen wohnen, gottlose Leute ohne den rechten Glauben, ihn verhöhnt und sogar mit Backsteinen geworfen habe. Solch ein Unfug müsse dem Herrn Jehovah Thränen entlockt haben. Nun aber sei er hier, im Hause des Bruders Kant, welcher eine segensreiche Wirksamkeit für das Himmelreich entfalte und dem Paradiese viele Seelen zuführe, die ohne ihn in die Hölle gefahren sein würden. Unter den Zuhörern waren viele weiblichen Geschlechts, welche Kant bekehrt hatte. Dieser behandelte mit großem Eifer eine brennende Frage, welche von den Ladies gestellt worden war und über welche sie von dem heiligen Mann einige Offenbarungen wünschten. Es handelte sich um nichts Geringeres als um die Vielmännerei. Wenn, so lautet die Logik der Ladies, ein Mann so viele Frauen sich ansiegeln kann wie ihm beliebt, und wenn er somit das Privilegium hat, viele weibliche Seelen am Rande seines weißen Gewandes mit sich in den Himmel zu Gott emporzuführen, — wenn, sagen sie, die Vielweiberei in der Ordnung ist, so muß auch die Vielmännerei in der Ordnung und göttlichen Gebotes sein. Aber sie kamen schön an beim Heiligen Kant. Er donnerte ihnen ins Gesicht: „Was Ihr da verlangt, ist eine abscheuliche Ketzerei, eine grauenvolle, empörende Ketzerei." Dabei wandte er sich insbesondere gegen seine fünf Töchter, welche gleichfalls Propaganda für das Dogma der Vielmännerei machen. Elder Beauchamp war der Ansicht Bruder Kant's und rief in großem Eifer: „Brüder, die Sectirer haben das Evangelium nicht; wer nicht glaubt, der ist verdammt, verdammt, verdammt! Man sieht, nicht bloß der römische Papst ist Inhaber des Anathema; die Mormonen verstehen sich auf die Sache so gut wie der heilige Papst; sie sind ja auch Heilige; das sagen sie selber und sie müssen es wissen. Unter den Zuhörern stellten Einige recht zudringliche Fragen über die Vielweiberei; der heilige Beauchamp entgegnete aber ebenso naiv wie offenherzig: „Ich würde mich darüber wohl äußern, wenn ich sicher wäre, nicht mit unfrischen Eiern und Backsteinen begrüßt zu werden, denn ich muß gestehen, ich liebe weder die einen noch die anderen; ich mag insbesondere Backsteine nicht leiden, die mir an den Kopf geworfen werden. Das werdet Ihr mir wohl glauben." Dann trennte sich die Versammlung, indem sie dem Manne, welcher aus einem Komödianten ein so guter Heiliger geworden sei, ein heiteres Lebehoch brachte.

— Die Zahl der Postmeisterinnen wird in Nordamerika immer beträchtlicher. Auch jene der Predigerinnen nimmt zu. Jüngst wurde eine Schriftsetzerin in Illinois zum Pastor einer Methodistengemeinde gewählt; jetzt lesen wir, daß zu Florenz im Staate Massachusetts Elizabeth Macy Powell, bisher Schullehrerin, von dem dortigen freien congregationalistischen Vereine zum Prediger ernannt worden ist. „Sie spendet das heilige Abendmahl mit vieler Grazie." — Zu Springfield, der politischen Hauptstadt von Illinois, haben die Damen, — welche, höchst überflüssiger Weise, regelmäßig die Gallerien der gesetzgebenden Versammlungen anfüllen, um hinterher zu politisiren, — sich öffentlich über ein ehrenwerthes Mitglied aus Chicago beklagt. „Besagtes Mitglied hat sich so sehr gegen den Anstand vergangen, daß dieser Volksvertreter sich von seinem Sitz erhob, nach der Gallerie hinauf starrte, die Ladies anguckte, eine Schnapsflasche emporhob, sich in grotesker Weise verneigte und dann einen gewaltigen Schluck in seine Kehle hinuntergoß." Ländlich, sittlich.

— Die jüngsten Berichte aus Südamerika melden, daß seit der Mitte des April die Seuche in Buenos Ayres nicht mehr so arg wüthe; sie war aber immer noch grauenhaft, da täglich im Durchschnitt 90 Opfer fielen. Manche Leute, welche sich ins Freie geflüchtet hatten, waren, wohl um sich mit nöthigen Bedürfnissen zu versorgen, in die Stadt zurückgekehrt, und sofort stiegen die Sterbefälle wieder bis zu 180 in einem Tage. Die Regierung hatte Zollhaus und Bank bis zum 15. Mai geschlossen; alle Geschäfte lagen still. Dem „Buenos Ayres Standard" vom 30. April zufolge waren bis dahin hinweggerafft worden etwa 11,000 Italiener, 8000 Argentiner, 3500 Spanier, 2200 französische Basken, 600 Engländer, 300 Deutsche, und 600, welche anderen Nationalitäten angehörten, im Ganzen binnen einhundert Tagen 26,200. Da die Stadt Buenos Ayres etwa 180,000 Einwohner zählte, so hat sie durch die Seuche je den siebenten Menschen verloren; da aber mehr als 100,000 aus der Stadt entflohen waren, so ist der Procentsatz von Sterbefällen unter den Zurückgebliebenen geradezu furchtbar und beispiellos. Buenos Ayres, die zweitgrößte Stadt Südamerikas, war in gedeihlichem Aufschwunge, und wir haben im „Globus" häufig Nachweisungen darüber gebracht. Es wird langer Zeit bedürfen, ehe sie sich von einer so verhängnißvollen Calamität wieder erholt.

— Der Maoristamm der Wairarapa, in der Provinz Wellington, Neuseeland, bekam im Januar 1871 eine Summe von 2000 Pfund Sterling für verkaufte Ländereien ausgezahlt. Die Freude war groß, der ganze Stamm berauschte sich und noch am Tage der Auszahlung selbst hatten sich drei Maoris zu Tode getrunken. Die englischen Branntweinhändler hielten eine glänzende Ernte. Den geistigen Getränken erliegen mehr „Wilde" als den Kugeln der Weißen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Karl Vogt über die Eis- und Höhlenzeit.

II.

Während der Eiszeit wurden an denjenigen Orten, wo Gletscher und Eismeere ihre unmittelbare oder mittelbare Wirkung nicht übten, bedeutende Lehm-, Sand- und Geröllschichten abgelagert, in denen wir die Knochen der Thiere der Eiszeit finden. Es sind dieses Arten, die heute theils untergegangen und ausgestorben oder, wie der Moschusochs, sich nach dem fernsten Norden unserer Erde zurückgezogen haben, wo er im arktischen Labyrinth in der dort noch andauernden Eisperiode ein zuträgliches Klima findet. Besser aber als aus den zerstreuten und vom Wasser umhergeworfenen Knochen der Lehm- und Sandablagerungen lernen wir diese aus den Knochen der Höhlen kennen. Aber auch hier, wo sie oft massenhaft im Knochenlehm eingebettet sind, trifft man selten auf ganze Skelette, sondern meist auf die unordentlich unter einander gemengten Reste verschiedener Thiere. Hyänen und Bären, welchen die Mehrzahl der in manchen Höhlen gefundenen Knochen angehört, lebten in denselben, schleppten die Beute, aus Wiederkäuern, Nagethieren u. s. w. bestehend, dort hinein und nährten ihre Jungen damit. Daß Hyänen und Bären wirklich die Höhlen zu ihrem Aufenthaltsorte benutzten, erkennt man aus ihren noch erhaltenen, oft massenhaft dort vorhandenen Excrementen (Koprolithen).

Der Bau mancher Höhlen spricht häufig gegen die Annahme einer Einschleppung durch höhlenbewohnende Thiere. In dem hier mitgetheilten senkrechten Durchschnitt der Gailenreuther Höhle in Franken zeigen sich mehrere auf einander folgende Kammern, die mit einander in Verbindung stehen. Es wird durch einen Blick auf die Abbildung klar, daß die Bären, deren Reste die Knochenhaufen im Hintergrunde der Höhle bilden, die senkrechten Wände, zu deren Ersteigung man jetzt lange Leitern braucht, nicht hinauf klettern konnten. Die Gerölle und Lehmablagerungen nun, die mit den Knochen vermischt sind, zeigen, daß diese fossilen Reste hier theilweise durch Wasserströme zusammengeschwemmt wurden. Von Interesse sind namentlich jene Höhlen, in denen verschiedene Perioden der Anfüllung der Grotte mit Knochen und die Anwesenheit des Menschen nachgewiesen werden kann. Das ist z. B. der Fall in der Hyänenhöhle des Lessethales. In der untersten Schicht (4) sind Hyänen-, Nashorn-, Pferde- und Mammuthknochen vertreten. Die Hyänen hatten wahrscheinlich alle diese Knochen zusammengeschleppt; ihre Knochen allein sind nicht benagt, die anderen zeigen Zahneindrücke. Hierauf war eine Ruheperiode eingetreten, während welcher der Tropfstein (3) sich absetzte. In der folgenden Schicht (2) finden sich namentlich von Menschen zerschlagene Knochen der Renthiere und Pferde; daß der Höhlenmensch sie zerschlug, beweisen die bearbeiteten Kieselinstrumente, welche er in dieser Schicht hinterließ. Endlich folgt eine neue Dammerdeschicht (1) mit Knochen von Füchsen, Dachsen, Enten und Hühnern der Neuzeit. Wie früher die Hyänen Pferde- und Nashornknochen in diese Höhle schleppten, so jetzt Füchse und Dachse, ihre modernen Bewohner, Enten und Hühner.

Das organische Leben hat also während der Eis- und Höhlenzeit keineswegs aufgehört. Spitzbergen und Grönland, die heute noch in der vollen Eiszeit stecken, beweisen

das am besten. Giebt es doch auf Spitzbergen noch gegen 100 Phanerogamen und fast 300 Kryptogamen. Auf dem Faulhorngipfel (2683 Meter) wachsen noch 132 Arten Phanerogamen, von welchen wir 40 in Lappland, 11 in Spitzbergen wiederfinden. Von 360 Arten der Schweizer Hochalpen finden sich fast die Hälfte, 158, in den Polarländern und 42 in der Züricher Ebene wieder. Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß zur Eiszeit die Pflanzen des Nordens und der Hochgebirge in die Ebenen herniederstiegen, daß *eine ziemlich gleichförmige Flora während der Eiszeit Europa bedeckte*, und daß bei dem Rückzuge des Eises die einem kältern Klima angehörigen Pflanzen dem Rückzuge folgten, nicht ohne Nachkömmlinge in den Ebenen zu hinterlassen.

Gailenreuther Höhle in Franken.

Hinsichtlich der *Thierwelt* ergeben sich ähnliche Schlüsse, wie schon beim Löß und dessen Muscheln hervorgehoben wurde. Von den Vögeln der Eiszeit sind manche erst in historischer Zeit ausgestorben, zumal solche, die wegen der Verkümmerung ihrer Flügel des Flugvermögens beraubt waren. Dahin gehören die bekannten Beispiele des Riesenalks (Alca impennis), der Dronte, der Moas und des erst kürzlich durch Frauenfeld diesen angereihten Rothhuhns (Aphanapteryx imperialis) von der Insel Mauritius.

Unter den Säugethieren jener Zeit erwähnen wir den in vielleicht verschiedenen Arten durch ganz Centraleuropa verbreiteten Riesenhirsch (Megaceros hibernicus), den Ur (Bos primigenius) mit glatter Stirn und großen Hörnern, der als Stammvater (—??!—) unserer Hausrinder gilt, während der Wisent (Bison europaeus) als Auerochs im Bialowitzer Walde in seinen letzten Sprößlingen noch fortlebt. Es gab mehrere Arten von Nashörnern. Eine sehr häufig und überall mit dem Mammuth vorkommende Art, das Knochennashorn (Rhinoceros tichorhinus), die zwei große Hörner hatte, von denen das eine auf der Nase, das andere kleinere zwischen den Augen saß, besitzt eine knöcherne Nasenscheidewand, die dem Horne noch einen festern Stützpunkt gewährt. Im Jahre 1781 fand Pallas im gefrorenen Schwemmboden am Ufer der Lena in 64° nördl. Breite eine Leiche dieser Art, welche freilich sehr verfault war, aber doch erkennen ließ, daß das Thier mit Haaren bedeckt war, und nicht, wie die jetzigen Nashörner, eine nackte Haut hatte. Die Behaarung, dann die Nadelholzreste im Magen, wiesen darauf hin, daß diese Thiere in einem kalten Klima lebten, und anders organisirt waren als ihre jetzt lebenden tropischen Verwandten.

Durchschnitt der Hyänenhöhle (Trou des Hyènes) nach Dupont. 5 Felsen. 4 Hyänenschicht. 3 Tropfsteinschicht. 2 Renthierschicht. 1 Dammerdeschicht.

An urweltlichen Elephanten ist kein Mangel. Auffallend erscheint hier der Größenunterschied, denn Zwerge wie Riesen dieses Geschlechts lebten zur Eiszeit. In den Höhlen Maltas entdeckte Busk eine nur drei Fuß hohe Art, von der er meint, sie hätte sich wohl zähmen und abrichten lassen können, um gleich dem Hunde als Gefährte des Menschen zu dienen. Es ist dies Elephas Falconeri. Die andere Grenze bildet das Mammuth (Elephas primigenius), das, wie gleichfalls im sibirischen Schwemmboden aufgefundene Cadaver beweisen, mit Wolle bedeckt war und eine lange Mähne besaß. Die Bildung seiner Stoßzähne zeigt die Abbildung

Skelett des Mammuth (Elephas primigenius).

Backenzahn von Elephas antiquus. Kaufläche.

Backenzahn von Elephas meridionalis. Kaufläche.

Schädel der Hyaena spelaea. Von der Seite.

Schädel von Rhinoceros tichorhinus. Aus dem sibirischen Sande.

Schädel des Ursus spelaeus. Von der Seite.

Derselbe von oben.

nach dem großen im Petersburger Museum befindlichen Skelett. Zwei andere, jetzt untergegangene Elephanten, Elephas antiquus und Elephas meridionalis, lebten schon in der jüngsten Tertiärzeit. Ihr Unterschied wird nach den osteologischen Charakteren bestimmt. Die in der Abbildung wiedergegebenen Zähne beider Arten zeigen deren Lamellen, welche den Zahnlamellen des heutigen afrikanischen Elephanten gleichen. Kein Land ist so reich als Sibirien an fossilen Elephantenknochen, wo der Boden gleichsam damit durchsäet ist, so daß das Elfenbein von dort als Handelsartikel in Betracht kommt.

Die hundeartigen Raubthiere sind durch Hyänen vertreten, welche gleich den Bären meist Höhlen bewohnten. Mit dem räuberischen Instincte der Höhlenhyäne (H. spelaea) Hand in Hand geht die Länge und Größe der auf der Abbildung hervortretenden mittlern Schädelleiste, zu deren beiden Seiten die mächtigen Kaumuskeln ansetzten. Der Höhlenlöwe (Felis spelaea) war etwas größer als der jetzige, und der Höhlenbär (Ursus spelaeus) war um ein Drittel größer als der größte jetzt lebende. Unter den Knochen der Höhlenbewohner stehen die seinigen an Zahl allen anderen voran. Manche Höhlen waren nur von Bären bewohnt. Der Schädel, den wir in zwei Abbildungen geben, zeichnet sich besonders durch den treppenförmigen Absatz der Stirn gegen die Nase aus. Bei unseren heutigen Bärenarten ist dieser Absatz nicht vorhanden.

Das sind die wichtigsten Repräsentanten der Thierwelt zur Eiszeit, die an den Meeresbuchten und großen Süßwasserseen des damaligen Landes, welches ein feuchtkaltes Inselklima besaß, in großen Wäldern, Torfmooren und auf wüsten Strecken in zahlreichen Herden umherschweiften. Es waren Thiere aus südlichem, ja einem tropischen Klima, welche hier neben Geschöpfen der kältern und Polarzone zusammenwohnten. Elephanten, Nashörner, Flußpferde, Löwen neben Moschusochsen, Renthieren, Lemmingen, die jetzt dem hohen Norden angehören, oder neben Steinböcken, Gemsen, Murmelthieren, die im Hochgebirge jetzt an der Grenze des ewigen Schnees wohnen. Da innerhalb der Eiszeit der ganze Norden und die Hochgebirge bis weit herab von Gletschern bedeckt waren, so waren also alle jetzt auf weite Entfernungen zerstreuten Arten in Mitteleuropa auf einen kleinen Raum zusammengedrängt und obendrein mit südlichen Typen gemischt. Aber auffallen kann uns dieses nicht, da wir wissen, daß Mammuth und Knochennashorn mit einem Wollpelz bedeckt waren, und daß andererseits auch heute noch südliche und nördliche Typen in einigen Gegenden sich mischen: am Amur trifft der Tiger mit dem Elen und dem Renthier zusammen.

Was die Gegenwart des Menschen sowohl während der Eiszeit als vor und nach derselben in Europa betrifft, so brauchen wir auf diese vollständig erwiesene Thatsache hier nicht näher einzugehen. Sie ist oft genug in diesen Blättern besprochen worden. Vogt führt sie in seiner Geologie auf die neuesten Forschungen gestützt genau aus, und so geht er denn herab bis auf die sogenannte neolithische Periode, die Küchenabfälle, die Dolmen und Hünengräber, die Pfahlbauten. Wir wünschten nur, daß der auf diesem Felde so verdiente Mann auch auf anderen Gebieten sich eines eben so klaren und verständigen Urtheils erfreute, was bekanntlich leider nicht der Fall ist.

Forschungsreise durch die Wüste El Tih auf der Sinai-Halbinsel.

Von **C. F. Tyrwhitt Drake.**

II.

Wüstenthiere und arabische Thiersagen.

Im Folgenden gebe ich die verschiedenen Beobachtungen, sowie Sagen, welche ich mit Bezug auf Vögel und Säugethiere in der Wüste Tih und benachbarten Gegenden machte. Bei bekannteren und wissenschaftlich schon genau beschriebenen Thieren beschränke ich mich nur auf Mittheilung der arabischen Erzählungen und Legenden, welche mit diesen Thieren verknüpft sind.

Bären (Ursus syriacus), arabisch Dabb, werden noch am Berge Hermon und am Anti-Libanon gefunden; sie müssen früher in Palästina existirt haben, doch sind sie durch die Zerstörung der Wälder nach Norden getrieben worden. Sie verursachen viel Schaden in den Weingärten in der Nähe des Hermon, machen sich aber selten an die Ziegenherden. Auch bei den Arabern herrscht der weitverbreitete Glauben, daß die Bären während des Winterschlafes sich durch Saugen an ihren Pfoten ernähren; auch berichten sie, daß, wenn das Weibchen sein Junges wirft, dieses völlig gestaltlos sei; die Bärin trägt es dann im Maule weg, damit es nicht von den Ameisen gefressen wird, und giebt ihm durch Lecken endlich seine wirkliche Gestalt. Bärenfett soll gut gegen Leprose sein.

Wildschwein, arabisch Halouf, oder in Palästina gewöhnlich Khangir genannt, was aber nur Schwein bedeutet. Diese Thiere sind da sehr häufig, wo sie Deckung in der Nähe des Wassers finden, so am Jordan und dem Ghor es Safi im Süden des Todten Meeres. Ich war sehr erstaunt, frische Wühlspuren derselben im Wady Rakhamah zu finden, welches zwischen El Milh und Abdeh liegt. Dieser Platz ist vom Wasser ganz entblößt, ausgenommen das, was etwa in Löchern sich sammelt, und bietet keinerlei Deckung. Die Azazimeh verzehren das Wildschwein, aber die Ghawarineh, die eine Hyäne essen, obgleich sie wissen, daß sie Leichen frißt, würden es nicht anrühren.

Trappe (Otis hubara), arabisch Hubara. Ich fand nur wenige dieser Vögel in der Tih. Die Araber berichten, daß die kleinere Trappe (Otis tetrax), die auch zuweilen hier vorkommt, das Junge jenes größern und erst nach zwei Jahren ausgewachsen ist. Auch behaupten sie, daß diese Vögel den Falken, der auf sie stößt, mit ihrem Koth bedecken und so ihn vertreiben.

Kameel, arabisch das Männchen Dschemel, das Weibchen Nagah. Ein Zuchtkameel Fahl, Collectiv ibil, vulgo

bil oder bair, Plural aaran. Hedschin wird gewöhnlich für das Dromedar gebraucht, doch bedient man sich eigentlich dieser Bezeichnung von einem Menschen, einem Pferde oder einem Kameel, welches einen arabischen Stammvater und eine fremde Mutter hat, was, bezüglich der Thiere, als die beste Kreuzung betrachtet wird. Daher bezeichnet man ein Dromedar oder wohlgezüchtetes Reitkameel auf diese Art. Das Kameel ist ein sehr eigensinniges Thier, übelgelaunt und vergißt nie eine Beleidigung. Ich habe nur ein einziges Mal bemerkt, daß ein Kameel leichte Zeichen der Zuneigung für seinen Herrn gab, obgleich sie stets gut behandelt werden. Alle ihre Aeußerungen von Gunst und Mißgunst, Vergnügen und Langeweile werden durch einen häßlichen Laut kundgethan, der zwischen Bellen und Brüllen steht. Sie stoßen ihn hervor, ob sie beladen oder unbeladen sind, wenn sie gefüttert oder über einen schwierigen Paß getrieben werden; sie sind eben mit allem, was geschieht, unzufrieden. Ohne sie jedoch würde es völlig unmöglich sein, die Wüsten zu kreuzen; denn kein anderes Thier kann die Strapazen und den Mangel an Wasser ertragen. Ich habe ein Kameel das Wasser verschmähen sehen, nachdem es drei Tage ohne solches gewesen war. Zur Nahrung suchen sie sich stets die am wenigsten einladenden dornigen Sträucher aus. Die Sejal-Akazie, welche zwei bis drei Zoll lange Dornen hat, ist eines ihrer Lieblingsfutter. Viele Araber leben fast ganz von der Milch und dem Käse ihrer Kameelherden.

Der Pelikan heißt Dschemel el ma, Wasserkameel, und das Chamäleon, Dschemel el jehud, Judenkameel.

Die Katze, arabisch Kutt, Sinnaur, Hirr. Nach einigen Lexikographen ist der erstere Name nicht rein arabisch. Die Katzen werden im Orient hoch geschätzt, und für schöne persische Exemplare zahlen die eingeborenen Damen oft hohe Preise. In Kairo wurde eine Geldsumme testamentarisch vermacht, um arme Katzen zu füttern, die täglich in dem Makemah (Gerichtshof) ihre Rationen erhalten. Obgleich die Araber am Sinai und in der Tih von wilden Katzen, gatt berri, sprachen, fand ich doch stets, daß dieses der Luchs (Felis caracal) war, der in einigen Theilen Arabiens inak el ardh oder Erdböckchen genannt wird; am Sinai wird er anazeh (von anz, Ziege) genannt. In Marokko ist er nur als owdal bekannt. Ich will hier bemerken, daß das Wort Fahd, welches Lane und Andere als „Luchs" übersetzen, ein Thier, welches niemals zur Jagd benutzt wird, in der That den Tschita oder Jagdleoparden Persiens und Indiens bezeichnet. Die Araber in der Tih und in Marokko, ebenso die Fellahin in Aegypten essen den Luchs und betrachten ihn als eine Delicatesse. Da aber einige von ihnen auch Hyänen, Schakals, Füchse, Geier und Raben verzehren, so können sie kaum als epicuräische Autoritäten citirt werden.

Viele Thiere führen im Arabischen eine große Menge von Namen; so werden allein dem Löwen über 560 beigelegt! Die folgende verbreitete Erzählung wird diese Thatsache mit Bezug auf die Katze erläutern. Ein Beduine jagte eines Tages, erbeutete eine Katze, wußte aber nicht, was für ein Thier er vor sich habe. Als er es nun mit sich schleppte, begegnete er einem Manne, der ihn fragte: „Was willst Du mit der Sinnaur anfangen?", während bald darauf ein Anderer ihm sagte: „Wozu hast Du die Kutt?" Ein Dritter nannte das Thier hirr, und Andere bezeichneten es nach und nach als dhajun, khaida und khaital. Da dachte der Beduine bei sich, das muß ja ein sehr werthvolles Thier sein, und trug es auf den Markt, wo er es für 100 Dirhems feil bot. Aber die Leute lachten über ihn und sprachen: „Weißt Du denn nicht, o Beduine, daß ein halber Dirhem schon zu theuer sein würde?" Er aber ward erzürnt darüber, daß sein Traum von einer großen Einnahme so plötzlich zerstört wurde, warf das Thier fort und rief aus: „Möge dein Haus zerstört werden, du Thier von vielen Namen, aber von geringem Werthe!"

Die Araber erzählen, daß die Katze folgendermaßen entstanden sei. Die Bewohner der Arche wurden arg von Mäusen geplagt. Noah in seiner Verzweiflung hieb den Löwen auf die Nase; dieser begann zu niesen, worauf die Katze erschien und die Mäuse vertilgte. Im Orient wie in Europa wird eine schwarze Katze als unheilverkündend angesehen, und viele ihrer Theile dienen zu magischen oder medicinischen Zwecken; ihre Klauen z. B. sollen gegen Alpdrücken helfen.

Der Klippschliefer (Hyrax syriacus), arabisch waber (wörtlich Pelz, von der Dicke des Felles dieser Thiere) ghanem beni Israel: Schaf der Kinder Israel. Einige Araber behaupten, daß dieses Thier gegessen werden dürfe, doch andere, wie die am Sinai, erklären es für unrein und nennen es Abu Salman oder auch Bruder des Menschen. Sie berichten, daß es ursprünglich ein Mensch gewesen, der wegen seiner Sünden verwandelt wurde, und glauben, daß derjenige, welcher davon isset, sein Haus niemals wieder erblicken werde. Es ist eine gewöhnliche Redensart unter den Hadschis und den Einwohnern Mekkas, zu sagen: „Gute Verdauung Euch, die Ihr Abu Salman gegessen habt."

Der Hund, arabisch Kelb (in Marokko jero, was eigentlich junger Hund oder Wolf bedeutet); es ist der gemeine Hund. Eine große rauhe Windhundart wird Seluki genannt nach der Stadt Seluk in Jemen. Die gewöhnliche Ableitung indessen ist von Selencia. Dieser Hund gleicht sehr dem schottischen Hirschhund, dessen gaelischer Name Slogie ist. In Syrien und östlich vom Jordan ist diese Art viel glatter, doch sind Ohren, Schwanz und Läufe behaart wie beim Vorstehhund (setter). Die Weibchen sollen tüchtiger bei der Jagd als die Männchen sein, und die schwarzen werden als die geduldigsten bezeichnet. Die Hunde in den orientalischen Städten leben in Communen und besitzen gewisse Districte, die gewöhnlich an einer Straßenecke endigen. Wehe einem fremden Hunde, der sich über seine eigene Grenze hinauswagt! Ich habe mich oft über diese Thiere, zur Zeit als ich in Kairo wohnte, amüsirt. Sobald ein fremder Hund erscheint, fallen alle rechtlichen Inhaber des Quartiers über ihn her; der Eindringling sucht sein Heil in der Flucht, sobald er aber seine eigene Grenze erreicht hat, wendet er sich um und zeigt den Verfolgern die Zähne; wenn diese nun nicht schnell den Rückzug antreten, so kommen seine Freunde zur Unterstützung und jagen sie fort. Man sagt, daß Hunde gegen Hyänen einen besondern Haß hegen, so sehr, daß wenn man einen Hund mit Hyänenfett einreibe, er toll würde; und — was aber nicht folgerichtig ist — daß ein Mensch, der eine getrocknete Hyänenzunge bei sich trage, von Hunden nicht angebellt werde. Das würde beim Eintritt in ein arabisches Lager von großem Vortheil sein, denn da wird der Fremdling sofort von einem Rudel kläffender Bestien umringt, die den Tag über mit einem offenen Auge schlafen und in der Nacht beständig wach sind und bellen, entweder um einen umherschleichenden Schakal oder eine Hyäne zu erschrecken, oder ein umherirrendes Schaf oder eine Ziege zurückzutreiben, die außerhalb des Zeltkreises spazieren gehen. Die Araber erzählen, daß ein Hund eine scheintodte Person wieder auferwecken kann, und sagen, daß die Griechen (Rum) niemals einen Menschen begraben, bevor sie ihn nicht den Hunden ausgesetzt haben. Es ist jedoch nur eine Race, von der man dieses versichert, jene, welche man el Kalti nennt; sie sind klein und haben sehr kurze Beine. Man nennt sie auch chinesische Hunde. Ueber den Ursprung dieser Sage weiß ich nichts zu berichten. Die folgende ist fast identisch

mit einer bekannten nordischen Legende: Ein König hatte einen Lieblingshund, den er eines Tages zu Hause ließ, als er sich auf die Jagd begab. Seinem Koch hatte er befohlen, ein Gericht Sauermilch oder Leben bei seiner Rückkehr bereit zu halten; der Koch befolgte diesen Befehl, doch ließ er die Milch unbedeckt und eine Schlange kam, trank davon und vergiftete die Milch. Bei der Rückkehr des Königs versuchte der Hund, ihn von der Berührung der Milch abzuhalten; in dem Augenblicke kam der Koch mit einem Stück Brot, welches der König nahm und in die Leben tauchen wollte, worauf der Hund ihm sogleich in die Hand biß. Der König wurde nun sehr ärgerlich und streckte seine Hand nach dem Napfe aus. Der Hund aber kam ihm zuvor, begann den Inhalt zu schlürfen und fiel gleich darauf todt nieder. Nun erst bemerkte der König den Scharfsinn und die Treue des Thieres, dessen Verlust er betrauerte und dem er ein prächtiges Denkmal setzen ließ.

Der Esel, arabisch Himar. Der Esel wird von dem Araber vielfach benutzt, denn er kommt in der Wüste fort, wo das Pferd nicht mehr existiren kann. Er trägt namentlich die Wasserschläuche, da die Beduinen oft mehrere Miles vom Wasser lagern und die Frauen alle zwei oder drei Tage einen Wasservorrath herbeischleppen müssen. Ein nach dem Euphrat zu wohnender Wüstenstamm soll nur Esel, keine Pferde oder Kameele besitzen. In Damaskus giebt es drei Eselvarietäten. Erstens die weiße, welche als die werthvollste betrachtet wird. Das Stück wird oft mit 30 oder 40 Pf. St. bezahlt, und in Aegypten hörte ich von 60 Pf. St., die für ein Thier dieser Art gezahlt wurden. Zweitens der gemeine Esel, der zum Reiten u. s. w. dient. Drittens ein großer Esel, 13 bis 14 Faust hoch, der zum Lasttragen in den Städten benutzt wird. Auf dem Lande dagegen ist er unbrauchbar, da er nicht, wie die anderen Spielarten, fest auf den Füßen ist. Der wilde Esel, arabisch Air, fera oder himar wahschi, wird östlich von Damaskus gefunden. Er soll ein hohes Alter erreichen.

Der Dugong oder Manati (Halicore Hemprichii), arabisch Otum, von Dr. Robinson tun genannt*). Dieses merkwürdige Säugethier kommt im Rothen Meere vor und wird von den Fischern harpunirt, wenn es an der Oberfläche des Wassers erscheint. Die Haut wird von den Sinaibeduinen zu Sandalen benutzt, wozu sie sich vortrefflich eignet. In einigen Gegenden Arabiens sollen daraus Khifaf oder Schuhe für die Kameele gemacht werden, um deren Füße gegen die Felsen zu schützen. Einige Commentatoren nehmen das hebräische tachash, welches Luther Dachsfelle übersetzt (2 Mose 25, 5), für den Otum; das arabische tukkas wird für Delphine im Allgemeinen gebraucht.

Der Fuchs, arabisch Taaleb, Abul Husein. Wie in Europa, so gilt der Fuchs auch im Orient als der Typus eines verschlagenen Thieres, und viele Histörchen laufen über ihn um. Die folgenden mögen als Beispiele dienen: Wenn ein Fuchs stark von Flöhen geplagt wird, zupft er sich einen Mundvoll Haare aus, hält den Büschel im Maule und steigt nun ins Wasser. Alle Flöhe kriechen nun, um dem Ersäufen zu entgehen, nach dem Büschel, den der Fuchs dann im Wasser fließen läßt, während er selbst, von seinen Plagegeistern befreit, sich zurückzieht. — Der berühmte arabische Schriftsteller und Gottesgelehrte Esch Schasiey erzählt, daß er und zwei Reisegenossen in Jemen einst zwei Hühner zur Mahlzeit vorbereiteten. Indessen, die Stunde des Gebetes kam, sie ließen die Hühner auf dem Tische und verrichteten ihre gottesdienstlichen Handlungen; unterdessen kam ein Fuchs und stahl eines der Hühner. Nachdem sie ihr Gebet beendigt, sahen sie den Fuchs mit dem Huhn im Maule sich fortschleichen, sie verfolgten ihn und er ließ es fallen. Näher gekommen fanden sie jedoch, daß der Fuchs nur ein Stück Palmblatt hatte fallen lassen, um ihre Aufmerksamkeit anzuziehen, während er unterdessen sie umgangen, auch das zweite Huhn gestohlen und sie ohne Mahlzeit gelassen hatte. — Man sagt, der Fuchs stelle sich scheintodt, blase seinen Körper auf und wenn irgend ein Thier aus Neugier, um ihn zu sehen, herbeigelockt werde, springe er auf und ergreife es. — Die Fabel vom Fuchs und Storch ist verändert in eine vom Fuchs und Raben. Der erstere ladet den letztern zu einem Mahle ein und stellt ihm Suppe in einer flachen hölzernen Schüssel vor; der Rabe erwiedert die Einladung und streut Weizen über einen Sillehbusch. Die Silleh ist eine der dornigsten Wüstenpflanzen. — Fuchsengalle soll ein Specificum gegen Epilepsie sein; sein Fett dient gegen die Gicht.

*) Im südlichen Rothen Meere heißt der Dugong Dschilid oder Tauileh. Heuglin, Abyssinien, S. 71. Anm. d. Uebers.

Gazelle (Gazella Dorcas), arabisch das Männchen ard, das Weibchen ghazaleh, auch, namentlich in Gedichten, dhabyeh. Diese Gazelle wird in den mehr ebenen Gegenden zwischen Sinai und Libanon gefunden. Ihre Weideplätze wechseln außerordentlich nach der Jahreszeit. Obgleich wir selbst nicht eine einzige im Centrum der Tih sahen, erzählten die Araber, daß sie, nach einer guten Regenzeit, doch in großer Zahl dorthin kämen. Die Araber berichten von drei Arten, nämlich: El Rim (Antilope addax), El Edam (Antilope leucoryx) und El Afar, welche Art ich nicht genügend bestimmen kann. Die Zunge der Antilope muß ein unschätzbares Zaubermittel sein, denn im getrockneten und gepulverten Zustande einer zänkischen Frau eingegeben, wird diese in Zukunft sich eines guten Benehmens befleißigen.

Ziege, arabisch maaz, Weibchen maazeh oder anz; ein Bock, wild oder zahm, wird auch tais genannt. In den gebirgigen Gegenden werden von den Arabern große Ziegenherden gehalten, namentlich der Milch und der Haare wegen, welche letztere zur Verfertigung von Zelten und Säcken gebraucht werden. Bei Festlichkeiten pflegen die Araber stets ein Böckchen, kein weibliches Thier, zu essen. Ausgewachsene Thiere werden selten getödtet. Es kommen verschiedene Ziegenspielarten vor, von jener mit aufrechtstehenden Ohren bis zu der syrischen mit 12 bis 14 Zoll langen Hängeohren. Die gewöhnliche Wüstenziege hat leicht hängende, nach der Spitze zu etwas gewundene Ohren.

Pferd. Der allgemeine arabische Name ist Kheil; ein Hengst hisan (in Marokko aud), eine Stute fars, ein Füllen mohrah. Atik ist ein arabisches Vollblut; der Teufel wird nie ein Zelt betreten, in dem ein Atik sich befindet. Hedschin, ein gekreuztes Pferd (vergleiche unter Kameel). Berdhun, ein Saumpferd von fremden Eltern. Kadisch, ein schlecht gezüchtetes Berdhun. Die Beduinen nehmen die sieben folgenden Zuchtarten von Pferden an. 1) Musalsal, mit schmalem Kamm, kurzen weißen Strümpfen (über dem Huf), rothäugig, kurzhaarig, voll im Leibe, langgezogen. 2) Haikali. 3) Scharthar. 4) Hareifisch, eine in Syrien sehr bekannte Race. 5) Tubal. 6) Dschidsch. 7) Kumeit. Diese sind braun, mit schwarzen Flecken und müssen ein feines Maul haben, kleinen Kopf und weißen Stern auf der Stirn. Die Lieblingsfarben der Pferde sind kastanienbraun, grau, schwarzbraun und schwarz. Der Prophet soll Folgendes gesagt haben: Die besten Pferde sind schwarz, mit weißer Stirn und weißer Oberlippe; diesen zunächst kommt ein schwarzes Pferd mit weißem Stern und drei weißen Strümpfen; dann ein Brauner mit diesen Abzeichen. Nach derselben Autorität ist schikal, d. h. der rechte Vorder-

und linke Hinterfuß, weiß, das Zeichen eines schlechten Pferdes. Der erste Mensch, welcher ein Pferd zähmte und ritt, soll Ismael gewesen sein. Das erste Pferd erschien, als Adam bei seinem ersten Erwachen niesete (vergl. die Geschichte von der Katze).

Hyäne (Hyaena striata), arabisch dhaba, auch, am Sinai, arkudha. Dieses Thier wird überall in der Wüste und in Palästina gefunden. Es ist ein feiges Vieh, lebt hauptsächlich von Aas und wird wenig von den Arabern gefürchtet. Wie ich früher erwähnte, essen die Ghawarineh es. Es soll alljährlich sein Geschlecht verändern. Dieselbe Fabel wird von den Hasen erzählt.

Schakal, arabisch Ibn Awi, oder in Syrien Waawi, in Marokko Dib und Taaleb Jusuf. Diese Thiere kommen nicht in der Wüste vor, doch sind sie in den cultivirten Gegenden Palästinas und Aegyptens häufig, wo gleich nach Sonnenuntergang ihr lästiges Geheul vernommen wird. Es sind furchtsame Thiere, die wenig Schaden verursachen, ausgenommen in den Weingärten, wo sie große Verwüstungen anrichten, da sie sehr lüstern auf Trauben sind.

Steinbock (Capra beden), arabisch Bedan, von bedn, ein Körper, wohl deshalb, weil sie das größte Wild am Sinai sind; correct arabisch ist waal. Dieses ist der nördlich von Damaskus gebräuchliche Name. Einige Reisende

Capra beden.

haben sie Taytal genannt, doch dieses Wort ist nicht arabisch*) und wird nur von den sinaitischen Beduinen gebraucht, wenn sie von den Europäern sprechen, „den armen Schluckern, die kein Arabisch verstehen". Ich bin völlig außer Stande, die Ableitung dieses Wortes zu geben. Unter sich nennen die Beduinen den Bock bedan, die Gais anz, die Zickel dhalit. Ein Böckchen im ersten Jahre heißt Fenaigili; später wird er nach der Länge der Hörner unterschieden, und im zweiten Jahre Abu Schibrain genannt, der Vater von zwei Spannen; im dritten thelathi, im vierten rubai, und im fünften khummasi. Sie fügen hinzu, daß die Hörner niemals fünf Spannen in der Länge übersteigen, und ich halte dieses für richtig, da das größte von mir gemessene Paar genau fünf Spannen oder 41 englische Zoll lang war. Die Bezeichnung garimi (roth) wird allgemein angewandt, so wie wir von Rothwild sprechen. Diese Thiere werden am Sinai und an beiden Ufern des Rothen Meeres gefunden*). Ich habe begründete Ursache, daß die bei Palmyra vorkommenden einer andern Art angehören.

*) Tatel oder Tetel nennen die Araber die in Taka, am blauen und weißen Nil vorkommende Antilope bubalis oder Bubalis mauritanica. Vergl. Baker, Nilzuflüsse, II, 227. Anm. d. Uebers.

*) Wie auffallend dieser große Steinbock am Sinai erscheint, erkennt man auch daraus, daß er eine der häufigsten Figuren in den Bildersculpturen des Wadi Mokatteb ist. Eine Abbildung derselben siehe „Globus" V, 356. Anm. d. Uebers.

Die Negerherrschaft in Südcarolina.

A. Ich habe es schon vor acht Jahren im „Globus" mehrmals hervorgehoben, daß das Treiben der sogenannten republikanischen Partei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika unausbleiblich einen Racenkampf hervorrufen werde und müsse. Er ist nun schon seit längerer Zeit entbrannt; er wird theils ganz offen und mit Gewaltthätigkeiten aller Art, theils, mehr oder weniger versteckt geführt.

Die Art und Weise, in welcher die herrschende radicale Partei die Emancipation der Neger ins Leben rief, war ein Verbrechen gegen die Schwarzen wie gegen die Weißen, war eine der schwersten Versündigungen gegen die Cultur. Wie hat sich die sogenannte öffentliche Meinung in Europa doch über diese Maßregel belügen und betrügen lassen und wie bornirt ist vielfach noch jetzt die Anschauung in Betreff eines so verhängnißvollen Mißgriffes! Freilich werden Vielen durch die Menge grauenhafter Thatsachen die Augen geöffnet, Manche aber lassen sich noch immer durch die hohle Phrase bestechen.

Ich spreche von planmäßiger Lüge; diese ist von Seiten der herrschenden Radicalen in ein System auch deshalb gebracht worden, um die schwächeren Geister und die Unkundigen in Europa zu bethören. Ich will sie an einem

Beispiel erläutern. Die Neger werden veranlaßt, in jedem Jahre den Präsidenten Lincoln, als ihren treuesten Hort, Befreier, Beschützer und Vater zu feiern und Lobreden von der Kanzel und in Massenversammlungen auf ihn zu halten. „Er war unser Bruder und wir sind seine Brüder.“

Was sagen aber die Thatsachen? Jener Lincoln hatte mehr als einmal amtlich erklärt, daß er nicht daran denke, eine „Bulle gegen den Kometen“ zu schleudern, d. h. die Sklaverei abzuschaffen. Er ließ sich aber durch die Radicalen, deren Werkzeug er war, dahin drängen, daß er die sofortige, unvermittelte und unbedingte Befreiung der Negersklaven verkündete, aber, wohlverstanden, nicht etwa als eine durch Humanität, sanfte, wenn auch unpraktische Gefühlsregungen, Menschenfreundlichkeit 2c. 2c. eingegebene und veranlaßte Maßregel, sondern aus „Nothwendigkeit, welche durch den Krieg bedingt werde“.

Von da an war dem Racenkriege und der Barbarei Thür und Thor geöffnet.

Wie dachte Präsident Lincoln, der „Vater, Bruder und Befreier“, über die Stellung, welche den Negern in den Vereinigten Staaten gebühre? Im Jahre 1862 hatte auf Lincoln's Antrieb der Senator Pomeroy von Kansas einen Plan entworfen, so viele Neger als irgend möglich nach Centralamerika zu schaffen, zunächst nach Chiriqui, im neugranadinischen Staate Istmo (Panama); dort sollten sie die Kohlengruben bearbeiten und Ländereien zur Ansiedlung erhalten. In einem Aufrufe an die freien Farbigen erklärte Pomeroy, daß sie dort zu einem großen, freien und wohlhabenden Volke heranwachsen würden; am 1. October 1862 wolle er selbst zunächst 100 Männer nebst Frauen und Kindern auf Kosten der Washingtoner Regierung dorthin befördern. Der Plan konnte jedoch nicht ausgeführt werden, weil die centralamerikanischen Regierungen gegen denselben scharfen Protest einlegten; sie wollten keine solche Einwanderung gestatten.

Während Pomeroy die Neger für sein Unternehmen zu gewinnen suchte, schickten dieselben eine Abordnung an den Präsidenten, der ihnen dringend rieth, nach Centralamerika überzusiedeln. Seine Anrede an die Schwarzen vom 14. August 1862 ist dann amtlich veröffentlicht worden, und ich will das Wichtigste aus derselben wörtlich mittheilen, um zu zeigen, wie verständig Lincoln in einer so brennenden Angelegenheit dachte, und wie er die Stellung der vier Millionen zumeist völlig rohen Neger in einer aus weißen Menschen gebildeten Republik auffaßte.

„Weshalb sollen die Leute Eurer Race nicht auswärts Ansiedelungen gründen? Ihr und wir sind von verschiedener Race. Zwischen uns beiden ist ein größerer Unterschied vorhanden als zwischen irgend welchen anderen Racen. Ich will nicht erörtern, ob das recht oder unrecht sei, aber der physische Unterschied ist ein großer Nachtheil für uns Beide. Darunter hat Euere Race schwer zu leiden, und die unsere leidet dadurch, daß Ihr unter uns lebt; mit einem Worte, wir leiden beiderseits. Wenn man das zugeben muß, so liegt darin eine Veranlassung, daß wir uns trennen. Ihr, die Ihr hier steht, seid, glaube ich, freie Leute. (Ja, Herr!) Meiner Meinung nach leidet Eure Race das größte Unrecht, welches Leuten zu Theil werden kann. Aber wenn Ihr auch aufhört, Sklaven zu sein, so seid Ihr doch weit davon entfernt, mit der weißen Race auf gleichen Fuß gestellt zu sein. Euch gehen manche Vortheile ab, deren die andere Race sich erfreut. Wenn der Mann frei ist, trachtet er nach Gleichheit mit den Besten, aber auf diesem weiten Continente ist kein einziger Mann Eurer Race der unsern gleich geschaffen. Gehet, wohin Ihr auch am besten behandelt werdet, und doch lastet der Bann auf Euch. Ich will hier nicht discutiren, sondern eine Thatsache hervorheben, mit der wir zu schaffen haben. Diese kann ich nicht ändern, wenn ich auch wollte; wir Alle, Ihr und ich, denken und fühlen gleichmäßig über dieselbe.“

Lincoln betont dann, daß die Sklaverei der Neger auch auf die Weißen üble Wirkungen habe. „Aber wenn Eure Race nicht unter uns wäre, dann hätten wir keinen Bürgerkrieg. Obwohl viele auf beiden Seiten Fechtende sich um Euch gar nicht kümmern (although many men engaged on either side do not care for you one way or the other), so wiederhole ich doch, daß ohne die Einrichtung der Sklaverei und das Vorhandensein der farbigen Leute der Krieg nicht da sein würde. Es ist am besten für uns, wenn wir uns trennen (it is better for us both, therefore, to be separated).“

Der Präsident führt dann den Schwarzen zu Gemüthe, daß es eine sehr selbstsüchtige Auffassung sei, wenn sie wähnten, in den Vereinigten Staaten besser leben zu können als in irgend einem andern Lande; es herrsche die größte Abneigung gegen das Verbleiben der freien Neger im Lande (there is an unwillingness on the part of our people, harsh as it may be, for you free coloured people to remain with us). Er sprach dann Einiges über Liberia; in Betreff der Auswanderung gebe er Centralamerika, welches sich ohnehin mit einem Dampfer in sieben Tagen erreichen lasse, den Vorzug. Wenn die Neger dort in den Kohlengruben arbeiten wollten, so könnten sie sich zu Wohlstand bringen, und dort hätte man kein Vorurtheil gegen ihre Race.

Man sieht, wie der „Vater, Bruder und Befreier“ über die Stellung der freien Neger unter weißen Leuten dachte. Es ist anthropologisches Verständniß darin; der radicale Congreß kehrte aber diesem den Rücken; die Neger wurden Knall und Fall für frei erklärt; man decretirte ihre sofortige unbedingte Gleichstellung und Gleichberechtigung, und seitdem haben die Zerwürfnisse, Unruhen, Fehden und Mordthaten nicht aufgehört; der Racenantagonismus ist in lichterlohe Flammen ausgebrochen.

Hier zeigt sich wieder, wie in den politisch durch und durch corrumpirten Vereinigten Staaten Alles in Bezug auf die Herrschaft der Partei, d. h. die Ausbeutung der Finanzen von Seiten der Stellenjäger, geschieht. Der Partei gehört die Beute; sie hält sich am Ruder, so lange sie das Uebergewicht der Stimmen hat. Die Radicalen, welche mit Lincoln 1861 „an die Krippe“ kamen, wollen an derselben bleiben. Lincoln war durch eine Minorität Präsident geworden, weil die demokratische Partei sich in drei Fractionen zersplittert hatte. Nach Beendigung des Bürgerkrieges wurden alle „Rebellen“ geächtet und politisch entrechtet; so wurden mehr als 400,000 proscribirte weiße Leute, denen man eine Militärherrschaft aufzwang, ihrer Stimmen beraubt; dagegen gewann die radicale Partei an etwa 700,000 Negern eben so viel Stimmvieh. Der Süden wurde durch ganze Schaaren von stellejagenden Abenteurern aus dem Norden, den „Carpetbaggers“, welche nichts hatten als ihren Reisesack, ihren Radicalismus und aufdringliche Unverschämtheit, heimgesucht. Dazu kamen dann noch ämterjagende Südländer, die „Scallawags“, die nicht minder gewissenlos sind. Beide haben, vom Gouverneur an, die Aemter inne, weil jeder respectable Südländer als „Rebell“ geächtet ist, und nach sechs Jahren ist noch immer keine Amnestie erlassen worden. Weshalb? Sobald die ehemaligen „Rebellen“ ihre bürgerlichen Rechte wieder erhalten, stimmen sie gegen ihre Bedrücker, die Radicalen, und dann hat es für diese mit der Ausbeutung der Aemter ein Ende. Präsident Grant geht auf alle Gewaltmaßregeln der Radicalen ein, weil er wiedergewählt sein möchte; aber er ist

längst selbst der Partei, welche ihn ausnutzt, verächtlich geworden. Es ist ein Verdienst des Senators Karl Schurz, der im Uebrigen manche Parteisünde abzubüßen hat, daß er in Missouri, mit Hülfe der Deutschen, die Entrechtung der „Rebellen" beseitigte, so weit das in der Befugniß des Einzelstaates lag, daß er, selbst der „republikanischen" Partei angehörend, jenen Grant in seiner völligen Nichtigkeit hinstellte und nachwies, wie unheilvoll er trotzdem, vermöge seiner Machtstellung, wirke.

Das, was hier gesagt worden ist, giebt einen Schlüssel zu der Anarchie in den Südstaaten. Am ärgsten stehen die Dinge in Südcarolina, wo durch Carpetbaggers, Scallawags und Neger geradezu schauderhafte Verhältnisse eingetreten sind. Das unter Grant's und seiner nächsten radicalen Rathgeber Obhut ins Leben gerufene System ist „gräßlich". „Auf dem Nacken der weißen Leute sitzen die Blutsauger und Satrapen einer Parteiregierung, Lumpe und Vagabunden aus allen Theilen des Landes; Vampyre, welche vom Blute der Südländer sich vollsaugen. Die erste Sorge der deutschen Regierung nach dem Friedensschlusse war, die Bevölkerung von Elsaß und Deutsch-Lothringen zu versöhnen, die Wunden, welche der Krieg geschlagen, zu heilen. Die amerikanische Regierung hingegen scheint eine satanische Lust daran zu haben, noch Jahre lang nach Beendigung des Bürgerkrieges die Opfer zu quälen."

Dieser Ausspruch, welchen vor mehreren Wochen das „Newyorker deutsche Journal" that, ist vollkommen richtig. Was weiter mitgetheilt werden soll über die Verhältnisse in Südcarolina, finde ich in der „Newyork Tribune". Diese ist bekanntlich das einflußreichste Blatt der radicalen Partei, war bis diesen Tag die eifrigste Vorkämpferin der Gleichstellung aller Racen, selbst wenn sie Botocuden oder Anthropophagen sind; „alle Menschen sind Brüder". Aber das Treiben ihrer Parteigenossen im Süden und das abscheuliche Verfahren Grant's ist ihr doch zu arg. Sie hat, um in Betreff der Thatsachen ins Klare zu kommen, einen Correspondenten zunächst nach Südcarolina geschickt, der ihr die Wahrheit berichten soll. Wir gewinnen nun einen Einblick in die dortigen Verhältnisse und sehen, wohin die „Musterrepublik" durch das Verfahren ihrer radicalen Beherrscher bereits gekommen ist. Das Folgende steht in der „Weekly Tribune" vom 10. Mai, in einer Correspondenz aus Columbus vom 27. April.

„Südcarolina kann als ein typischer Südstaat betrachtet werden; die südlichen Ideen waren dort am stärksten entwickelt, und der Uebergang zum „nördlichen System" in Bezug auf Regierung und Gesellschaft ist hier am radicalsten. Es bleibt zu verwundern, daß dieser Wechsel mit so geringen Gewaltthätigkeiten stattgefunden hat, — in der That ein Wunder, wenn man erwägt, daß niemals ein civilisirtes Gemeinwesen eine so rasche und plötzliche Umgestaltung in gewerblicher, gesellschaftlicher und staatlicher Beziehung erfahren hat. Wer gestern Sklav war, ist heute Herr und Gebieter, und die früher herrschende, stolze Classe ist zu politischer Sklaverei verdammt."

„Von 729,000 Bewohnern des Staates sind 425,000 Neger. Als Classe genommen sind sie unwissend, abergläubig, Halbbarbaren und ihre Intelligenz erhebt sich nur wenig über jene ihrer Stammgenossen in Afrika. Die große Masse ist überaus träg, und will nicht mehr arbeiten, als unbedingt zur Stillung des Hungers nöthig ist. Diese Halbbarbaren begehen nicht häufig schwere Verbrechen, aber sie verüben unzählige kleinere Diebstähle. Dem weißen Manne gegenüber nehmen sie noch jetzt scheinbar unterwürfige Mienen an, sind aber gegen ihn mißtrauisch, weil sie glauben, daß sie gehaßt werden."

„Und diesen Leuten hat man nicht bloß politische Rechte verliehen, sondern sie üben eine absolute Obergewalt aus! Sie sind die herrschende und regierende Classe in Südcarolina; aber auf der ganzen weiten Oberfläche unseres Planeten giebt es sicherlich keine Classe, die so total unfähig zum Regieren wäre!"

„Im ganzen Staate giebt es nicht ein Dutzend Neger von einigermaßen höherer Bildung, und überhaupt können nur sehr wenige lesen und schreiben. Aber es giebt auch arme Weiße, deren Dürftigkeit, Stupidität und Verkommenheit sehr arg ist. Sie wohnen in Hütten, die keine Fenster und manchmal auch keinen Fußboden haben, können auch nicht lesen oder schreiben und ihr Sinn dreht sich nur um Maisbrot, Schinken und Branntwein; sie hegen grimmigen Haß gegen die Neger, in welchen sie Nebenbuhler sehen; sie sind träg, lasterhaft, zänkisch, rachsüchtig und brutaler Grausamkeit fähig. (— Sie bilden eine verhältnißmäßig geringe Zahl. —) Die gebildeten und wohl erzogenen Weißen sind an Zahl nicht sehr beträchtlich, aber ihnen gehört das meiste Grundeigenthum. Ihnen erscheint die Herrschaft der Neger als etwas Unnatürliches und Verabscheuenswerthes. Anfangs glaubten sie, die „Reconstruction" sei nur eine Farce, und meinten, daß 1868, falls die demokratische Partei siegen würde, dieselbe keine weiteren Folgen haben werde. Sie waren aber nicht wenig erstaunt, als sie nun sahen, daß die Neger Gesetze machten, Steuern ausschrieben, Aemter bekleideten und als Geschworene saßen. Dann folgten Bitterkeit, Ingrimm, und Gewaltthaten und Morde waren die natürliche Folge" *).

Wir lassen den radicalen Berichterstatter der erzradicalen, negerfreundlichen „Tribune" weiter reden.

„Es würde schwer sein, sich gesellschaftliche Verhältnisse und Zustände vorzustellen, die so sehr und so ganz und gar untauglich sind für eine republikanische Regierungsform, als hier in diesem Staate. Die intelligenten und gebildeten Leute haben in den öffentlichen Angelegenheiten gar keine Stimme, sind ohne all und jeden Einfluß auf die Regierung und müssen sich der Herrschaft einer Classe fügen, die eben erst aus der Sklaverei gekommen ist, die sich in all und jeder Hinsicht unzulänglich (incompetent) zeigt, mit sich selber nichts anzufangen weiß und nicht fähig ist, auch nur die geringsten Bürgerpflichten auszuüben. Diese Verhältnisse sind so ungesund und so unnatürlich, daß sie auf die Dauer nicht bleiben können. Im Jahre 1868 hielten die leitenden weißen Bürger sich von Conventionen und Wahleinflüssen fern und die neue (Carpetbagger-) Regierung fand nur geringe Opposition. Bei der nächsten Staatswahl, im Jahre 1870, machten sie einen

*) Allerdings werden sie schamlos ausgeplündert. Vergleiche „Globus" XVII. S. 304, wo wir folgende Thatsachen mitgetheilt haben: „Die Legislatur des Staates Südcarolina, Mai 1870, zählte 63 Mitglieder; davon sind 50 Neger und 13 Weiße. (Die gebildeten Leute waren sämmtlich „Rebellen" und sind also entrechtet und geächtet.) Von diesen 63 Gesetzgebern können acht ordentlich lesen und schreiben, 22 überhaupt können lesen und schreiben; nicht weniger als 41 sind des einen wie des andern unkundig; sie unterzeichnen die Gesetze, welche sie geben, und die Documente mit einem ╳ his mark."

„Nur neunzehn von diesen 63 Gesetzgebern zahlen überhaupt irgend welche Steuer und der gesammte Steuerbetrag dieser neunzehn beziffert sich, den amtlichen Angaben zufolge, im Ganzen auf 144 Dollars 60 Cents.

Alle übrigen Gesetzgeber dieses Staates Südcarolina zusammengenommen zahlen nicht einen Cent Abgaben; aber sie haben 1870 für mehr als 4,000,000 Dollars den entrechteten Weißen an Steuern und Abgaben aufgebürdet."

Das System, welches die radicale Partei dort befolgte, verdient in der That gebrandmarkt zu werden; es ist geradezu beispiellos. Oder wo wäre ein Nebenstück zu solchen Monstrositäten nachzuweisen? Der schwarze Proletarier ist souverän.

Versuch zur Aussöhnung mit den Negern und bemüheten sich, eine Reformpartei ins Leben zu rufen, in welcher der Unterschied der Hautfarbe unberücksichtigt bleiben solle. Sie nahmen ein von ihnen selbst entworfenes Programm an, welches alle den Negern zugesprochenen Rechte anerkannte, erklärten, daß sie den Negern nicht hinderlich in den Weg treten wollten, und bewogen einige der letzteren, Vorschlagsernennungen (Nominationen) zu Aemtern anzunehmen. Diese Bemühungen waren fruchtlos. Die Neger (— aufgehetzt von den Carpetbaggers, welche sich ihr schwarzes „Stimmvieh“ nicht entgehen lassen wollten —) waren mißtrauisch gegen die Weißen und mochten die Regierung nicht in die Hand derselben kommen lassen. Sie stimmten Mann für Mann für die radicalen Candidaten; darüber ergrimmten die Weißen, um so mehr, da sie sich überzeugt hielten, daß in den oberen Counties, wo die Zahl der Weißen jener der Schwarzen die Wage hält, beim Auszählen der Stimmen die schamloseste Betrügerei und Fälschung stattgefunden hatte. Und zu dieser Annahme hatten sie nur allzu gute Gründe.“

„Im Winter vorher hatte die (Carpetbagger-Neger-) Legislatur ein neues Wahlgesetz gegeben, das, ohne alle Uebertreibung gesagt, schauderhaft und geradezu empörend ist. Es ist nicht möglich, eine Maßregel auszudenken, welche raffinirter ausgesonnen werden könnte lediglich zu dem Zwecke, Betrug im Interesse der herrschenden Partei auszuüben; eine andere Absicht hat wohl auch dabei nicht obgewaltet. Der Gouverneur (ein Carpetbagger aus dem Norden) ernennt drei Wahlcommissäre für jedes County, diese ernennen drei Aufseher oder Vorsteher (Managers) für jede Stimmbude (Poll), natürlich alle aus ihrer eigenen (radicalen) Partei. Unmittelbar nach dem Schlusse der Abstimmung wird das Votum nicht etwa ausgezählt, sondern einer der Managers nimmt den Stimmkasten nebst Inhalt mit in seine Wohnung, wo er denselben drei Tage lang bei sich behalten darf; er kann also ganz ungestört so viele falsche Stimmzettel hineinpraktisiren, wie ihm beliebt. Am vierten Tage werden dann die Stimmkästen nach dem Hauptorte des Countys zu den drei Wahlcommissären gebracht und bleiben bei diesen fünf Tage lang im Hause. Am sechsten Tage werden sie privatim, insgeheim, geöffnet, denn außer den drei Commissären und deren Schreiber ist Niemand dabei zugegen. Sie zählen nun die Stimmen aus und geben ihren Bericht an das Wahlbureau des Staates ab. Kein Wunder, daß die weißen Reformer über Fälschungen klagten.“

„Das Alles ist schlimm, sehr schlimm, noch ärger aber war die Errichtung einer Negermiliz in allen Counties des Staates. Der Gouverneur gab den Schwarzen Waffen und Schießbedarf, aber den Weißen versagte und untersagte er die Bildung von Milizcompagnien! Die schwarzen Compagnien dienen als mächtiger Hebel, um Wahlen für die Partei durchzusetzen; militärisch betrachtet sind sie untauglich und unnütz. Man begreift, daß es die entrechteten Weißen verdrießt, wenn sie es mit ansehen müssen, wie diese Neger mit den Waffen in der Hand in Parade an die Stimmbuden marschiren und ihre Zettel abgeben. Diese Bewaffnung der Neger war, wie sich voraussehen ließ, geradezu unheilvoll; sie trägt die Schuld für die vielen Unruhen und Mordthaten in den oberen Counties. Dabei litten die Neger schrecklich; sie wurden dutzendweis ausgepeitscht, gemartert und hingemordet; seit der letzten Wahl sollen mehr als einhundert auf solche Weise ums Leben gekommen sein. Die Weißen, deren Versöhnungsanträge zurückgewiesen worden waren, erklärten seit jenen Wahlfälschungen, daß sie sich nun auch mit Gewalt ihrer Haut wehren wollten. In allen Counties, in welchen die Neger an Zahl nicht stark überwiegen, bildeten sich Kukluxvereine, welche es besonders auf solche Weiße abgesehen haben, die von den Radicalen sich in Aemter haben bringen lassen. (— Der Correspondent der „Tribune“ meint die „nördlichen Heuschrecken und Haifische“ und die Scallawags, welche man nun, da sie so viel Unheil bringen, „ausräuchern“ will, weil man sich ihrer auf andere Weise nicht entledigen kann. —) Wenn sie ihre Aemter nicht niederlegen, dann wird ihnen angekündigt, daß man sie todtschlagen werde. Die Neger werden so lange gepeitscht, bis sie versprechen, künftig nicht mehr für die Radicalen zu stimmen.“

„Race und Partei fallen in Südcarolina zusammen; die eine Partei wird von Weißen, die andere von Schwarzen gebildet; mit diesen letztern gehen nur sehr wenige weiße Leute (Carpetbaggers). Kaum ein Dutzend eingeborene weiße Leute gehören der republikanischen (radicalen) Partei an, und diese auch nur, weil sie nach einem Amte gierten (greed for office). Die Personen, welche aus dem Norden hierher kamen, sind, mit Ausnahme von nur ein paar ehrenwerthen Ausnahmen, Abenteurer und Vagabunden, die keine Scrupel kennen.“

„In Folge der Betrügereien beim Stimmenauszählen kam dann eine Legislatur zusammen, die noch viel corrupter ist als ihre Vorgängerin. Hervorragende Männer der republikanischen Partei versichern mich, daß sie notorisch niederträchtig ist und gewissenlos vergeudet. Von den nun 124 Mitgliedern des Repräsentantenhauses sind 80, von den 31 Senatoren sind 11 Neger, von denen die meisten nicht lesen und schreiben können. Keiner weiß etwas von parlamentarischen Gebräuchen und Formen. Vielleicht hätten sie trotzdem nicht allzuviel Unheil angerichtet, wenn nicht manche weiße Mitglieder allerlei Intriguen angezettelt und die Neger in dieselben verwickelt hätten. Sie sagten den Schwarzen, welche Bedenken trugen, Gaunerei und Betrug zu befördern: „Es ist ja bei den Mitgliedern aller Legislaturen Brauch, nebenbei Geld zu machen.“ Dann begann im März die Erhebung der Steuern, welche durch jene Legislatur exorbitant in die Höhe geschraubt worden sind. Die Besitzenden sagen: „Wir werden beraubt und ausgeplündert, um die Extravaganz dieser Nigger-Legislatur zu unterstützen *).“

„Die Dinge liegen fast so arg, wie inmitten eines Bürgerkrieges. Zum Kukluxverein gehört als thätiges oder als sympathisirendes Mitglied fast jeder weiße Mensch im Staate. Ein allgemeiner Ausbruch wird jetzt nur zurückgehalten durch eine Furcht vor dem Einschreiten des Linienmilitärs. Aber das Todtschlagen von Carpetbaggers, welche nach erhaltener Aufforderung ihre Aemter nicht niederlegen und fortziehen, dauert fort, ebenso das Auspeitschen der Neger.“ —

Es liegt kein Grund vor, die Richtigkeit dieser Angaben zu bezweifeln; sie kommen, wie gesagt, aus einer radicalen Quelle und stehen in einem erzradicalen Blatte. Man sieht, wohin der Süden durch das System der radical-republikanischen Partei gedrängt worden ist; diese Partei ist herrschsüchtig, ämtergierig, corrupt und unversöhnlich, und in dem „edlen Helden Ulysses Grant“ hat sie ein Werkzeug, wie sie es haben will. Ueber einige charakteristische Merkmale des Racenkampfes und über den Kukluxverein, diesen Ueberall und Nirgends, sollen gelegentlich einige Mittheilungen folgen.

*) Wir haben in Nr. 10 des „Globus“, S. 192, gemeldet, daß diese schwarzen und Carpetbagger-Gesetzgeber sich als Taggelder für die diesjährige Legislatursitzung die Kleinigkeit von 260.000 Dollars zubilligten. Sie, die alle zusammen nicht 1000 Dollars Steuer zahlen, haben binnen zwei Monaten die zinstragende Schuld Südcarolinas um mehr als 2,000,000 Dollars erhöht!

Die deutsche Herrenhuter-Mission in Tibet.

Von **Emil Schlagintweit.**

Seit fast 20 Jahren bringen die „Annales de la propagation de la foi“ Berichte über das Vordringen französischer katholischer Missionäre in Tibet, über die großen Gefahren, denen sie dort ausgesetzt sind, und über die Erfolge ihrer Bemühungen. Ein eigener apostolischer Vicar wurde vom Papste ernannt, um die neue Bischofsprovinz inzwischen zu verwalten; Nachschübe von Missionären fanden statt; zuletzt aber wurde die Mission wieder aus ihrer schwer errungenen Position in Bonga, 28° 30′ nördl. Br., 96° 20′ östl. L. v. Gr., vertrieben. Die Bestrebungen der französischen Missionäre, die ungeachtet aller Schwierigkeiten immer wieder von Neuem ans Werk gingen, verdienen alle Anerkennung; es darf aber doch nicht verschwiegen werden, daß in ihren Berichten derselbe Mangel hervortritt an Genauigkeit in geographischen Verhältnissen und in geschichtlichen Daten, derselbe Hang zu religiösen Phantastereien, der den Werth der Berichte von Huc und Gabet über ihre noch immer nicht wiederholte Reise durch China nach Tibet in so hohem Grade abschwächt.

In derselben Zeit, welche diese französischen Berichte umfassen, vollzog sich still und bisher in weiteren Kreisen noch unbemerkt die Begründung einer deutschen Herrenhutermission in Britisch Tibet; mit deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit wurde durch wenige Brüder ungleich mehr geleistet, als von den katholischen französischen Missionären. Immer wurde sich nur auf das Erreichbare beschränkt, der Bau wurde von Grund aus aufgeführt; bei der Uebersetzung christlicher Lesebücher und Bibeltheile ins Tibetische wurde mit einer Gewissenhaftigkeit in dem Aufsuchen der richtigen Worte vorgegangen, wie sie den katholischen Missionären nicht nachgerühmt werden kann; Schulen wurden gegründet und dabei den Anschauungen und den Bedürfnissen der Bevölkerung wieder so vollkommen Rechnung getragen, daß die englisch-indische Regierung die Schulen der Herrenhuter mit Geld und mit ihrer Regierungsgewalt in jeder Weise unterstützt.

Ueber die Entstehung und die Geschichte dieser Mission theilte mir Missionär Herr H. A. Jäschke Folgendes mit*).

Die Herrenhuter Gemeinde hatte wiederholte Versuche gemacht, in Asien Missionsstationen zu errichten; die im vorigen Jahrhundert in Tranquebar, auf den Nicobaren und in Persien gegründeten Missionen zerfielen wieder, eben so die im neunzehnten Jahrhundert unter den Kalmücken aufgerichtete Station. Gützlaff, der 1848 Europa wieder besuchte, gab den Anstoß, diese Bestrebungen unter den Mongolen wieder aufzunehmen, unter denen damals keine der verschiedenen Missionsgesellschaften wirkte. Gützlaff hielt es selbst für ausführbar, durch China zu ihnen vorzudringen; die Direction der Herrenhuter überzeugte sich jedoch bald, daß dieser Weg nicht offen war; der Vorschlag, die Reise durch die Kirgisensteppe zu gestatten, erwies sich ebenfalls unausführbar, weil die russischen Behörden Anstand nahmen, den Durchgang zu erlauben. Da wies Rev. Dr. Prochnow von Kotgarh (Kotguru) im britischen Districte Simla (31° 19′ nördl Br., 77° 28′ östl. L. v. Gr., 7678 Fuß hoch), gelegentlich seines Besuches in Deutschland, auf die Möglichkeit hin, von Indien aus über Tibet nördlich nach der Mongolei vorzudringen, und erbot sich in liebenswürdigster Weise, die Missionäre bei sich aufzunehmen. Dieses Anerbieten wurde gern angenommen, da auf diesem Wege noch die meiste Aussicht zur Verwirklichung des Planes gegeben schien. Als Sendboten für dieses entfernte Missionsgebiet wurden die Herren Pagell und Heyde bestimmt. Sie nahmen zunächst praktischen Unterricht in der mongolischen Sprache bei dem Missionär Heinrich Zwick, der sich nach dreißigjähriger Missionsthätigkeit unter den Kalmücken der Wolgasteppe nach Königsfeld im Großherzogthum Baden zurückgezogen hatte. Diesen Uebungen folgte ein Lehrcurs in der Wundarznei in der Charité in Berlin, und im August 1853 konnten Pagell und Heyde nach Indien aufbrechen. Das Jahr 1854 wurde in Kotgarh zugebracht, den Sommer 1855 füllte eine Reise nach Ladak und durch die englischen Provinzen Lahol, Spiti und Kanaur aus; Zweck der Reise war, den Uebertritt in das chinesische Tibet gewährt zu erhalten, die chinesischen Behörden setzten jedoch diesem Vorhaben denselben hartnäckigen Widerstand entgegen, der meine Brüder in demselben Jahre nöthigte, sowohl bei Gartok, jenseits des Indus, als in Sikkim wieder umzukehren, da die chinesischen starken Grenzwachen den bestimmtesten Befehl hatten, sich ihrem Vordringen zu widersetzen. Die Missionäre sahen sich jetzt darauf angewiesen, möglichst nahe der chinesischen Grenze eine Localität auszumitteln, welche ihren Bestrebungen ein geeignetes Feld bot und ihnen zugleich erlaubte, nach Norden aufzubrechen, sobald die Gelegenheit hierzu günstig würde. Ladak, das seit 1834 zu einer Provinz von Kaschmir wurde, konnte nicht in Betracht kommen, weil der Radscha von Kaschmir damals Europäern den dauernden Wohnsitz in seinem Gebiete noch nicht gestattete; es mußte sich deswegen auf die englisch-tibetischen Provinzen beschränkt werden. Unter diesen wurde schließlich Lahol der Vorzug vor Spiti und Kanaur gegeben; in Kyelang, hart bei Kardong (32° 32′ nördl. Br., 77° 6′ östl. L. v. Gr., 10,242 engl. Fuß hoch)), dem Hauptorte von Lahol, wurde 1855 der nöthige Grund und Boden angekauft und ein Missionshaus erbaut; die englische Regierung unterstützte das junge, bisher noch nie versuchte Unternehmen in jeder Weise. Der Winter 1855 bis 1856 wurde in Kotgarh unter Leitung eines Lama zu Uebungen in dem Dialekte des westlichen Tibet benutzt, im Frühjahr 1856 konnte die Missionsstation bezogen werden.

Die Wahl des Platzes muß als eine sehr umsichtige bezeichnet werden. Kyelang, am Ufer des Bhayaflusses, liegt im dichtest bevölkerten Theile von Lahol, und was vor Allem hervorgehoben werden muß, an der wichtigsten und am meisten begangenen Handelsstraße nach Centraltibet und Turkistan. Diese Route beginnt bei Mandi und geht über Sultanpur und Kardong nach Dartsche, circa 23 englische Meilen nordöstlich davon. In Dartsche spaltet sie sich: die eine Route zieht westlich über Padum nach Unter-Ladak und die westlich davon liegenden Reiche von Balti, wo sich bei Skardo ein nur für Lastträger, nicht auch für Pferde, passirbarer Weg nach Yarkand bietet; die andere und wichtigste Straße, die jährlich an Frequenz zunimmt, und durch Anlegung von

*) Nichts kann die Ruhmredigkeit in den Briefen der französischen Missionäre deutlicher zeigen, als die schlichte Handlungsweise der deutschen Herrenhuter, die nicht als großen Erfolg verkünden, was erst geschehen soll, die aber in stillem Wirken den christlichen Ideen einen ungleich nachhaltigern Eingang verschafft haben, und die in wissenschaftlichem Forschen in jeder Richtung eifrig bemüht sind, unsere Kenntniß dieses merkwürdigen Landes zu vermehren.

Brücken, Einebnung und Sicherung der gefährlichsten Strecken in dem letzten Jahrzehnt bedeutend verbessert wurde, überschreitet hinter Dartsche den Bara-latscha-Paß (16,186 Fuß), eines der drei Thore, die Tibet nach dortiger Anschauung vom Süden abschließen, und nimmt die Richtung über Ruktschin (15,764 Fuß), Upschi (11,249 Fuß) nach Le (11,527 Fuß), der Hauptstadt von Ladak, und Stapelplatz für die Karawanen über den Karakorum nach Turkistan. In Ruktschin zweigt sich auch eine jedoch beschwerliche und wenig benutzte Straße nach Chassa im chinesischen Tibet ab; die Hauptroute dahin würde sich der Handel, wenn er einmal von den Plackereien der chinesischen Behörden befreit sein wird, östlich von Lahol durch Kanaur, Kamaon und Nepal wählen. In Kyelang befinden sich die deutschen Missionäre sohin im Knotenpunkte des jährlich an Ausdehnung gewinnenden Verkehrs mit West-China; sie mußten dadurch von Anfang an in eine viel größere Berührung mit den Eingeborenen kommen, als die Franzosen, die sich in Bonga ein kleines Querthal abseits des großen Verkehrs aussuchten, von wo aus sie hofften, einmal nach jahrelangem Wirken, gestützt auf die europäischen Tractate mit China und auf die Anhänglichkeit der bekehrten Thalbewohner, mit entschiedenen Forderungen nach den Hauptsitzen des Buddhismus aufbrechen zu können. Dieser Unterschied in der Lage bedingte auch eine ganz andere Missionsthätigkeit; in Bonga sollte vor Allem das Predigen des Wortes Gottes zur Annahme des Christenthums führen, Massenbekehrung wurde erwartet; die Deutschen in Kyelang waren dagegen weniger anspruchsvoll und beharrlicher in Lösung ihrer Aufgabe. Dem buddhistischen Gottesdienste ist die Predigt etwas Fremdes und Profanes; die Werke und die Früchte, die man aus Entsagungen und moralisch guten Handlungen erntet, bestimmen das Loos des Menschen jetzt und in den noch kommenden Geburten. Dieser Grundanschauung der Lehre entspricht auch der äußere Gottesdienst; das Lesen und Recitiren heiliger Schriften, das Umwandeln von Schreinen mit Reliquien oder Abbildern der Gottheiten &c. bildet das Verdienstvollste, und mit Opferdarbringungen den Hauptinhalt des Gottesdienstes. Die deutschen Missionäre suchten deshalb vor Allem christliche Werke ins Tibetische zu übertragen und unter das Volk zu bringen. Die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, sind ganz außerordentliche. Die Dialekte, in die sich das Tibetische wie jede Sprachgruppe spaltet, boten ungeachtet der großen Verschiedenheiten in der Volkssprache doch weniger Bedenken, weil die Schriftsprache durch das Ansehen, in welchem die seit dem siebenten Jahrhundert nach Christus gefertigten Uebersetzungen der heiligen Bücher aus dem Indischen oder Chinesischen und die Commentare hierzu stehen, den Gebildeten noch jetzt überall verständlich ist, auch in Ost-Tibet im Großen und Ganzen noch die Umgangssprache bildet und sohin ein sehr gutes Medium für allseitiges Verständniß bietet. Das Schwierige lag dagegen darin, im Tibetischen die Bedeutung des Ausdruckes äquivalenter Worte zu finden für die biblische und christliche Terminologie. So hielt es äußerst schwer, die Begriffe wiederzugeben von Gott, Wort des Lebens (1. Joh. 1, 1), Treue, Liebe, lieben, Kreuzigung u. s. w.; auch hat es sich unausführbar bewiesen, stets die griechischen Uebersetzungen der hebräischen Eigennamen einzuführen; es empfahl sich um so mehr, hierin mitunter auf die ursprüngliche hebräische Form zurückzugreifen, als sie sich besser an den tibetischen Lautcharakter anschließt. Christus wird als Messias aufgeführt; weil aber maschiach tibetisch nicht sich ausdrücken läßt, so wurde es umgestellt zu mashika. Die Missionäre sind hierin mit mustergiltiger Genauigkeit und Vorsicht zu Werk gegangen, und haben hierdurch den Fehler vermieden, der bei so vielen Bibelübersetzungen in orientalische Sprachen begangen wurde. Ein besonderes Verdienst in dieser Arbeit gebührt Herrn H. A. Jäschke, der im Frühjahre 1857 als drittes Missionsglied in Kyelang eintraf.

Das Jahr 1858 ging mit Uebersetzungsversuchen und Sprachübungen hin; Dr. Barth's Biblische Erzählungen aus dem Alten Testament wurden ins Tibetische übertragen. Im Winter 1858/1859 erstand Missionär Heyde in Simla eine lithographische Presse; Barth's Bibelerzählungen, Bücher für den ersten Elementarunterricht wurden lithographirt und gleichzeitig die Schule eröffnet. Die häuslichen Verhältnisse der Missionäre gestalteten sich in dieser Zeit ebenfalls besser durch ihre Verheirathung mit drei aus Deutschland ihnen nachgesandten Gefährtinnen, die Anfangs November Kyelang erreichten.

Die Bewohner von Lahol, auf die zunächst einzuwirken war, sind ihrer Abstammung nach nicht mehr Hindus, sondern Tibeter, wenn sie auch den Typus der mongolischen Race, der die Tibeter angehören, nicht immer so ausgeprägt zeigen, als er weiter nördlich auftritt; sie müssen als Einwanderer von Norden her betrachtet werden, die frühere Ansiedler verdrängten; diese Vorgänger können keine Hindus gewesen sein, denn im mittlern Theile haben sich noch zwei Dialekte erhalten, von denen das Tibarskad der ausgedehnteste ist, die nach Jäschke weder mit der indischen Sprachengruppe, noch mit dem Tibetischen Verwandtschaft zeigen. Ihre gegenwärtige Bildung und Empfänglichkeit für Neues ist durch die Buddhareligion und die hierdurch hervorgerufenen Einrichtungen bestimmt. Ihre Bestrebungen und ihre Wünsche concentriren sich auf eine glückliche Wiedergeburt, die so lange eintritt, bis die Summe der verdienstvollen Thaten so groß geworden ist, daß sie der Wiedergeburt überhoben werden und bis die Existenz, der sie in Formen von Ungeheuern und Thieren bis hinauf zu Wesen mit göttlichen Eigenschaften und Functionen unterworfen sein können, für immer erloschen ist. Der Priester, der Lama, ist der Meister, der es versteht, die schlechten Wege zu vermeiden, der die Mittel angiebt, begangene Fehler zu sühnen und Schaden bringende Dämonen fern zu halten. Die Lamas sind zahlreich und klösterlichen Vorschriften unterworfen; die Klöster sind mit Einkünften und Grundbesitz in Ueberfluß ausgestattet, von Oberen regiert und sind eine der wichtigsten Ursachen, welche die Entwickelung des Landes verzögern; es giebt auch Nonnenklöster, die ebenfalls in hohem Ansehen stehen. Die Lamas können zwar lesen und schreiben, sie sind aber darin doch völlig ungebildet, daß die Mehrzahl nicht versteht, was sie liest oder schreibt; das mechanische Lesen und Copiren heiliger Bücher gilt an sich schon als großes Verdienst, Laien lassen die heiligen Schriften gegen Bezahlung lesen, um sich des Gewinnes, der aus solcher Lectüre entspringt, theilhaftig zu machen. Gebetemurmeln muß jedes Tagewerk und jedes wichtige Ereigniß begleiten; eine wahre Andacht ist jedoch dabei nicht zu bemerken, das Beten geschieht gedankenlos und in den unteren Volksschichten mehr zur Abwehr böser Geister, als zur Sicherung des Beistandes der buddhistischen göttlichen Intelligenzen. Die ausgezeichneten moralischen Grundlagen ihrer Religion und die philosophisch richtige Durchführung vieler Grundprincipien sind zwar kaum Einigen unter den Lamas zum Bewußtsein gekommen; aber davon, daß die Buddhalehre vorzüglicher sei, als jede andere Religion, ist doch Jeder überzeugt.

Von den Hindus, mit denen die Laholis durch Handelsbeziehungen in stetem Verkehre stehen, wurden Speisevorschriften und Kastenvorurtheile angenommen, so sehr sie auch der buddhistischen Lehre fremd sind. Das Haus gilt für entweiht, welches ein Europäer betritt, und das Essen für unrein, wel-

ches von ihm berührt wird; die Laholis gehen darin sogar noch weiter als die Hindus, deren untere Classen solche Berührung nicht mehr fern halten. Die Hauptnahrung ist ein Brei aus geröstetem Mehl mit Wasser oder Milch oder vermischt mit einer Art Bier aus gegohrenem Gerstensafte; Thee in die Breimasse eingerührt, selten als Absud genommen; Fleisch wird zwar ohne Scheu gegessen, aber man will es doch nicht wissen lassen, daß man das Thier selbst getödtet hat. Brot in unserm Sinne ist unbekannt; dicke Mehlkuchen, mit Buttermilch als Gährungsmittel gebacken, sind gegen Ladak zu bekannt, das Festbackwerk ist in Schmalz oder Oel gebacken. Die Cerealien müssen zum Theil im Süden gekauft werden; Vieh, Salz und Verdienst aus dem Lasttragen gewähren die Mittel dazu. Die Reichen lieben es, den rauhen Winter, der Monate lang die Thäler mit 3 bis 4 Fuß hohem Schnee bedeckt, in den Himalayalandschaften zuzubringen.

Bei einer so großen Hinneigung zu Autoritätsglauben und bei einer so geringen Gewohnheit zu selbständigem, vorurtheilsfreiem Handeln darf es nicht überraschen, daß das Missionswerk selbst nach Jahren noch keine nennenswerthe Fortschritte gemacht hat. Unsere Missionäre räumen dies auch ohne Rückhalt ein. Die ersten Christen wurden der Drucker an der lithographischen Anstalt und sein ältester Sohn, sohin eine Familie, die ihre Existenz im Missionshause gegründet hatte und hier gesichert wußte; bis Mitte 1870 folgten nur wenige diesem Beispiele, alles Leute im Dienste der Missionäre, und sämmtlich nicht Laholer, sondern Ladaker, die sich auf dem Grundbesitze der Mission niederließen. Dagegen ist viel geschehen, um die christlichen Grundlehren unter das Volk zu bringen. Die sonntägige Predigt in dem dort gesprochenen vulgären Dialekte, worin es Missionär Pagell zu einer großen Fertigkeit gebracht hat, sowie die Gottesdienste an einigen Abenden der Woche wurden zwar anfangs auch von Leuten aus dem Dorfe, bei manchen Gelegenheiten sogar recht zahlreich besucht; doch hat dieser Kirchenbesuch später sehr abgenommen, und zahlreiche Beispiele ließen erkennen, daß auf die Milde der buddhistischen Religion nicht zu rechnen war, daß die Anhänger der fremden Priester sogar Bedrückungen ausgesetzt wurden, die einem ansässigen Laholer das Leben fast bis zur Unerträglichkeit verleiden und erschweren, ohne daß die Thäter zur Zeit von den englischen Gesetzen erreicht werden können.

Neben der mündlichen Verkündigung von Gottes Wort wurden Vertheilungen von biblischen Uebersetzungen und kurzen Tractaten versucht; die Missionäre benutzten hierzu Excursionen bald in die nächste Umgebung, bald in größere Entfernung, und hatten die Genugthuung, bei späterer Anwesenheit zu bemerken, daß die zurückgelassenen Bücher, die natürlich auch in Format und Papier den einheimischen Büchern angepaßt sind, eifrig gelesen waren und zum Nachdenken angeregt hatten. Den Lamas blieb dies jedoch nicht verborgen; ein Lama in einem Nachbardorfe, der durch vielfache Dienstleistungen mit den Missionären bekannt geworden war, auch die christlichen Schriften mit Aufmerksamkeit gelesen hatte und Zweifel aussprach, ob nicht doch diese mehr Wahrheit enthalten möchten als die ihrigen, starb unter so verdächtigen Umständen, daß kein Zweifel an der absichtlichen Herbeiführung desselben durch den Religionshaß der anderen Lamas verbleibt. Herr Jäschke knüpft hieran folgende Bemerkungen: „Das gemeine Volk ist an die geistige und leibliche Knechtung unter Lamas und weltlichen Gewalthabern so gewöhnt, und selbständiges Denken ihnen so fremd, daß ich es überhaupt nicht für wahrscheinlich halte, daß unter der jetzt lebenden Generation etwas Mehreres als einige wenige Einzelbekehrungen stattfinden möchten. Hat ja doch auch unter den Bekennern der brahmanischen Religion die Verbreitung des Christenthums lange Jahre hindurch verhältnißmäßig geringe Fortschritte gemacht, während unter den ganz uncivilisirten Kols in Tschota Nagpur und bei ähnlichen Resten der ursprünglichen Bevölkerung schon nach kurzer Wirksamkeit der Missionäre Tausende sich ihnen anschlossen und um die Taufe baten. Bemerken auch unsere Missionäre auf Reisen nicht selten deutliche Spuren, daß früher ausgetheilte Bücher keineswegs ohne Wirkung auf die Gemüther bleiben, so sind solche Reisen doch nur möglich in den beiden ganz britischen Provinzen Lahol und Spiti, dann unter den großentheils etwas intelligenteren Bewohnern des kaschmirischen Ladak, zu welchem auch Sangkar (Zangkar der Karten) und Purig gehört, während nach dem unter chinesischer Botmäßigkeit stehenden eigentlichen Tibet nur ganz kurze Ausflüge in die der Grenze zunächst liegenden Dörfer gemacht werden können.

„Sehr wichtig ist wohl aber auch die Wirkung auf die heranwachsende Generation durch Schulunterricht, die in neuester Zeit einen recht erfreulichen Aufschwung genommen hat, vorzüglich in Folge der eifrigen und energischen Thätigkeit des Herrn Forsyth, Obercommissär der Trans-Satledsch-Staaten und gegenwärtig englischen Residenten in Yarkand. Dieser (— jetzt gestorben —) bemühte sich, den durch die Satrapenwirthschaft unter der kaschmirer Regierung fast auf Null reducirten Handel zwischen Indien und Centralasien wieder zu heben, dabei aber auch jedes andere Hinderniß des Aufblühens des Wohlstandes der Bevölkerungen in den britischen Himalayaprovinzen, auf welches er bei seiner Verwaltung aufmerksam wurde, aus dem Wege zu räumen. So errichtete er eine Centralschule für die beiden britisch-tibetischen Provinzen Spiti und Lahol in Kyelang, versah sie mit allem Nöthigen und stellte sie unter Aufsicht der Missionäre, wobei er die Anordnung machte, daß aus jedem Districte der beiden Provinzen beständig zwei Knaben, im Ganzen gegen zwanzig, sich dort so lange aufhalten müssen, bis sie eine hinlängliche Kenntniß der hindustanischen Sprache erlangt haben. Ferner ist in jüngster Zeit auch die Einrichtung einer Anzahl von Außenschulen in verschiedenen Dörfern des Landes, ähnlich wie die in den Jahren 1863 und 1864 versuchten, nachmals aber wegen der Unwilligkeit der Kinder wie der Eltern wieder eingegangenen, möglich geworden, und zwar unter günstigeren Bedingungen, indem jetzt statt tibetischer Lamas einige von den inzwischen erwachsenen, früher in Kyelang unterrichteten Knaben als Lehrer angestellt werden konnten; auch hat sich durch alles dies die englische Obrigkeit endlich bewogen gefunden, die Einwendungen der tibetischen Bauern gegen jeden Schulbesuch ihrer Kinder zu einer andern Zeit als während der drei Wintermonate nichts mehr gelten zu lassen, sondern sie zu nöthigen, dieselben das ganze Jahr hindurch in diese Dorfschulen zu senden.

„Auch Herr Pagell, der seit 1865 in Pu (Pui bei Cunningham, 31°45′ nördl. Br., 78°40′ östl. L. v. Gr.) in Ober-Kanaor allein steht, ist unter der dortigen tibetischen Bevölkerung in allen diesen Zweigen geschäftig, nachdem er den anfangs äußerst starken Widerwillen der Bewohner gegen die Ansiedelung eines Europäers unter ihnen überwunden und ihr Zutrauen und freundliches Entgegenkommen erlangt hat.“

Durch die Frauen der Missionäre sind überall Strickschulen für die Mädchen eingerichtet. Die Bearbeitung eines größern Lesebuches ist eben jetzt in Angriff genommen, eine Arbeit, die deswegen so schwierig ist, weil es fast nichts Vorhandenes giebt, was man brauchen könnte, und weil der Ideenkreis der Tibeter so völlig verschieden ist von jenem

der Nachbarländer; die für Indier geschriebenen Bücher können doch immer einige Bekanntschaft mit europäischem Leben und Treiben voraussetzen, diese Kenntniß fehlt aber bei den Tibetern noch gänzlich oder ist erst im Entstehen begriffen.

Für unsere Kenntniß des Landes und seiner Religion und Sprache sind folgende Arbeiten von H. A. Jäschke wichtig, der nach zwölfjähriger Missionsarbeit 1869 nach Gnadau in Deutschland zurückgekehrt ist. Die Abhandlung „über das tibetanische Lautsystem“ erschien 1860 in den Monatsheften der Berliner Akademie; ebendort 1867 eine ausführliche Darstellung der Phonetik. Im Jahre 1865 wurde in Kyelang eine autographirte, äußerst praktische Grammatik, 1866 ein Wörterbuch), beide englisch geschrieben und das Lexicon nach der phonetischen Aussprache und in der Reihenfolge des europäischen Alphabets geordnet, herausgegeben, ein sehr schwieriges Unternehmen, das aber für die englischen Behörden wie für die tibetischen Studien außerordentlich wichtig ist. Im Jahr 1869 erschien eine Sprachprobe aus Milaraspa's Legendenbuche mit einer sehr lehrreichen Wortanalyse, 1870 Bemerkungen zu den tibetischen Namen in Huc und Gabet. Die wichtigste Arbeit ist unter der Presse; es ist dies ein ausführliches tibetisch-deutsches Wörterbuch, das nicht bloß den Wortschatz der früheren Lexica aufgenommen hat und berichtigt, sondern aus einer Reihe bisher noch gänzlich unbekannter Werke neues Material gewinnt und dabei die in Europa erschienenen Arbeiten ausbeutet. Das Buch ist mit reichen Citaten belegt und zeigt von außerordentlichem Fleiße und Sprachkenntniß; die mir vorliegenden Aushängebogen, 64 Seiten, reichen bis zum dritten Buchstaben des tibetischen Alphabets.

Wenige Missionen haben unsere Kenntniß der Zustände im Missionsgebiete und in seiner Umgebung in gleichem Maße gefördert, und für wenige ist eine so gute Zukunft zu erwarten, wie für die Mission der deutschen Herrenhuter in Tibet. Konnte auch der ursprüngliche Plan nicht ausgeführt werden, und wird die Mongolei von Indien aus auch in Jahrzehnten noch nicht zu erreichen sein, so haben unsere Landsleute doch als die Ersten eine feste christliche Mission in diesen Gegenden begründet und die Schulbildung durch ihre Lehrbücher möglich gemacht. Der ersten Niederlassung in Kyelang ist eine zweite in Pu gefolgt, die englischen Behörden gewähren ihre Unterstützung und ihren Schutz. An Stelle von Jäschke ist Herr Rechler (früher bei den Kafirs thätig) getreten, so daß der Mission ursprünglich zwei, jetzt drei in ihrem Berufe geübte Männer vorstehen; eine neue tibetische Literatur ist durch die Anstrengungen dieser vier Missionäre begonnen und wird täglich erweitert, der fernern Erforschung der schwierigen und noch so wenig ausgebeuteten tibetischen Uebersetzungen der großen Zahl von buddhistischen heiligen Schriften sind Hülfsmittel geboten, wie sie ohne die Anstrengungen Deutscher von Engländern ungeachtet ihres langjährigen Einflusses in tibetischen Gegenden noch nicht zu Stande kamen. Deutscher Geist und deutscher Fleiß haben wieder zu einem Erfolge geführt, auf den wir stolz sein dürfen, nicht wegen der Zahl der neuen Christen — diese ist sogar gering —, sondern wegen der Durchführung so mancher Arbeit in der Schule und im Missionshause, die ohne Zweifel den Grund gelegt hat zu einem Fortschritte in Gesittung und Kenntnissen, der schon in seinen Anfängen größer ist, als der Erfolg der anderen, mit so viel Selbstüberhebung angekündigten Unternehmungen der Italiener im vorigen Jahrhundert und der Franzosen in der zweiten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Die Befestigung Londons und englische Kriegsbeklemmungen.

Unter dem gewaltigen Eindrucke der deutschen Siege erinnern die Engländer sich plötzlich, daß vor Jahrhunderten einmal hanseatische Orlogschiffe die Themse hinauffuhren und London brandschatzten; auch die Einfälle der Dänen und Norweger in ihr Land steigen vor den erschreckten Gemüthern wieder auf, und dieselben Leute, die noch vor wenigen Jahren über eine deutsche Kriegsflotte spotteten, sehen dieselbe jetzt schon in der Zukunft London bombardiren — dem muß also vorgebeugt werden. Verschiedene Generäle haben sich daher, gestützt auf die bei der Pariser Belagerung gemachten Erfahrungen, mit dem Plane einer Befestigung Londons, der Stadt von drei Millionen Seelen, beschäftigt. Der eine schlug Außenforts, ein gewisser Eddy gar einen 58 englische Meilen langen Riesengraben vor. Der letztere Vorschlag hat am meisten Aufsehen in England gemacht, und ihn wollen wir daher auch hier besprechen.

„Seit der Anwendung des Dampfes in der Schifffahrt,“ so beginnt Eddy, „können wir nicht länger darauf rechnen, der Landung einer feindlichen Macht in unserm Lande zuvorzukommen.“ Eine nebelige Nacht genüge, um aus einer Panzerflotte eine ganze Armee an die englische Küste zu werfen, und wenn diese in das unbewaffnete London einrücke, dann sei es mit Old England so ziemlich vorbei. Eddy zieht in sein Vertheidigungssystem die Eisenbahndämme mit hinein, vor denen nur Gräben ausgeworfen zu werden brauchen, um gute Festungswerke abzugeben. Um einen 24 Fuß weiten und $7\frac{1}{2}$ Fuß tiefen Graben von 58 englischen Meilen Länge rings um London herzustellen, habe man nur nöthig, $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Erde auszugraben. Die Sache wäre, meint der praktische Engländer, nicht einmal sehr kostspielig, denn zu jenem Riesengraben brauche man nur 162 Acres Land, die, weil sie hauptsächlich in dem für Bauten ungeeigneten London-Thon lägen, nicht mehr als 162,000 Pfund Sterling im Ankauf kosten würden. Die Kew-Wasserwerke und die kleinen der Themse zuströmenden Flüßchen würden hinreichen, zur geeigneten Zeit den Graben unter Wasser zu setzen.

Mit den topographischen Details verschonen wir den Leser, nur bemerken wir, daß Eddy hinter seinem Graben riesige gepanzerte Eisenbahnzüge mit Kanonen und Mitrailleusen gespickt umherfahren läßt. Nur rasch müsse man vorgehen, denn an der Küste von Essex könnten leicht die wenig tiefgehenden deutschen oder russischen Schiffe sich vor Anker legen, während die tiefgehenden englischen Kriegsschiffe ihnen dorthin nicht folgen könnten. Deutschland, so argumentirt der Engländer, um seinen Befestigungsplan zu unterstützen, blutet jetzt aus hunderttausend Wunden und hat gegenwärtig nur den Wunsch nach Frieden. Aber die Zeit wird kommen, wenn die Gräber grün überwachsen sind, wenn die Wittwen und Waisen zu weinen aufhören: dann kann das Kriegsfieber wieder ausbrechen. Eine halbe Million Männer, welche Frankreich zerstampft und England bedroht haben,

werden nach frischen Eroberungen lechzen (!!). Es kann plötzlich für das einige Deutschland nöthig werden, Colonien zu erlangen, oder einen Haltepunkt in Centralasien, Persien oder Indien. Der ist ein schlechter Staatsmann, der nicht einen Vorwand zu finden weiß; man wird uns reizen, der Krieg ist das Resultat. Die Deutschen, in sechs siegreichen Monden zu Veteranen geworden, schauen geringschätzig auf unsere schlecht disciplinirten Volunteers herab, und sehnen sich danach, ihre Ueberlegenheit einem friedfertigen und handeltreibenden Lande zu zeigen, das auf seiner alten Glorie ruht. Sie werden direct auf London, den Mittelpunkt unseres Reichthums, vordringen. Unsere Flotte ist nicht länger mehr im Stande, den Canal zu verbarricadiren. Der Dampf hat viel gethan, um die Ungleichheit der Völker auszugleichen. Die Deutschen haben nun neun große Panzerschiffe, neun Holzfregatten, die alle weniger als 17 Fuß Tiefgang haben, vier Corvetten und zweiundzwanzig Kanonenboote. Deutschland strebt mit aller Kraft dahin, eine herrschende (?!) Seemacht zu werden, und es kann so gut Schiffe kaufen, wie wir sie bauen können. Die Russen, Preußens standfeste Verbündete, haben in der Ostsee neunzehn gepanzerte Monitors, jeder mit zwei gewaltigen Geschützen bewaffnet — und wir bauen immer noch Fahrzeuge, die vielleicht nicht seetüchtiger als der unglückliche „Captain" sind. Der Kriegshafen an der Jahde soll so gut wie fertig sein, und der projectirte Schiffscanal, der Kiel in der Ostsee mit Tönningen in der Nordsee verbinden soll, wird die vereinigten russischen und deutschen Flotten in eine Entfernung von uns bringen, die bis Yarmouth in 28 Stunden zurückgelegt werden kann. Zum Truppentransport haben die Deutschen ihre fünf amerikanischen Dampferlinien, abgesehen von all den englischen Kohlendampfern, die sie beim Ausbruche des Krieges in der Ostsee und den deutschen Häfen wegnehmen werden. Um einem so plötzlichen Schlage zu widerstehen, besitzen wir eine vertheidigungslose Hauptstadt, ein unbeschütztes Arsenal (Woolwich) und Eisenbahnen, die vollständig unvorbereitet sind, um plötzlich eine größere Truppenmenge nach der bedrohten Küste zu führen. Alle Eisenbahndirectoren scheinen sich verschworen zu haben, über diesen Gegenstand nicht ein Wort verlauten lassen zu wollen; aber es ist glaubwürdig, daß nicht eine einzige Linie bei einem Kriegsausbruche 10,000 Mann im Laufe eines Tages von London nach der Ostküste zu befördern vermag, ganz zu schweigen von Pferden und Artillerie.

Unsere Vertheidigungslosigkeit, räsonnirt der Engländer weiter, ist unsere Gefahr. Es nützt nichts, sich die Thatsache zu verheimlichen. Rußland hat den Krimkrieg zu rächen, Preußen seine frühere Inferiorität (!). Laßt uns bei Zeiten Rath schaffen. Mag es absurd sein, Erdwerke aufzuwerfen, um einem unsichtbaren Feinde zu widerstehen, so ist es doch besser, dies zu früh als zu spät thun. Wir besitzen noch den alten Muth, und unsere physische Kraft macht das Bayonnett unwiderstehlich in unseren Händen. Unsere Bergleute sind noch mit der alten Berserkerwuth ausgestattete Riesen. Die Söhne von Nelson's Matrosen werden hinter Panzerplatten so fürchterlich sein, wie hinter Holzwänden. Unsere Gentry besteht aus geborenen Cavalleristen und ist eben so tapfer wie ritterlich. Unsere Ingenieure überlassen Niemandem die Palme. Latente Moltkes schlummern wohl noch zu Sandhurst und Woolwich. Die Race der Napiers und Lyndochs, der Havelocks und Wellingtons ist noch nicht ausgestorben. In Bezug auf Muth und Reichthum streichen wir vor Niemandem die Segel. Unsere Flotten werden schnell in jedem Gewässer sein, ehe der dritte Kriegstrompetenstoß erklungen. Die unwürdige Panik, welche über unsere Reichen gekommen, die im Kriege nur eine Geschäftsstörung sehen, darf uns nicht mit fortreißen. Es ist jetzt zu spät für uns, in die Reihen der Eroberer noch einzutreten, aber wir müssen uns gegen jeden Ueberfall schützen u. s. w.

So weit der Engländer. Wir geben seinen Gedankengang und überlassen das Urtheil dem deutschen Leser, der leicht herausfinden wird, wie viel Uebertreibung und Schreckgespenste, wie viel Wahres hier gesagt ist. Das Ganze aber ist wieder ein Beitrag zur Erkenntniß der Machtstellung, welche Deutschland jetzt einnimmt.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Nord-Europa.

m. — Arktische Expeditionen. Von Christiania sind bereits zwei Fahrzeuge zum Weißfischfang nach Spitzbergen abgegangen. Auch die diesjährige schwedische Expedition ist bereits auf dem Wege nach dem Norden. Es sind dies zwei der schwedischen Flotte angehörende Fahrzeuge, das Kanonenboot „Ingegerd" und die Brigg „Gladan", welche der Akademie der Wissenschaften zu dem Zwecke von der Regierung zur Verfügung gestellt wurden. Professor Nordenskjöld wird dieselbe in diesem Jahre nicht begleiten. Die von der Akademie der Wissenschaften ausgesandten Gelehrten sind der Mineraloge und Geologe Nauckhoff und der Zoologe Lindahl. Zur Deckung ihrer Reisekosten hat der König eine Summe von 2500 Riksdalern bewilligt und befohlen, daß die von ihnen heimzuführenden Sammlungen dem naturhistorischen Museum in Stockholm überwiesen werden sollen.

— Der Hummerfang an der norwegischen Küste, der im Frühjahr sehr ergiebig zu sein pflegt, ist in diesem Jahre so spärlich, daß die Fischer es nicht der Mühe werth halten, ihre Reusen auszulegen. Sie sehen auch hierin eine Folge des langen, strengen Winters, indem sie behaupten, das Wasser sei dem Hummer zu kalt, er ziehe es vor, in der Tiefe zu bleiben. Der Export nach England hat noch gar nicht begonnen; in Strömstad wurde von norwegischen Aufkäufern das Stieg mit 13 bis 14 Riksdalern bezahlt.

— Von Drontheim wurde kürzlich eine Anzahl Renthiere nach Nordengland ausgeführt, wo sie auf dem Hochgebirge in Freiheit gesetzt werden sollen. Gelingt dieser auf Lord Sidney's Kosten gemachte Versuch der Acclimatisation, so beabsichtigt man noch einige Schiffsladungen dieser nützlichen Thiere für Nordengland und Schottland nachkommen zu lassen.

— Die Rentekammer in Uleåborg begann im Februar d. J. mit ihren Auszahlungen an die Goldgräber, die mit dem Betrag ihres Antheils wohl zufrieden scheinen. Der Gesammtertrag vom Sommer 1870 beträgt 190,434 Grammes, zum Werthe von 15,176 Speciesthalern. Der Verlust beim Schmelzen und Läutern belief sich auf 337 Gr. Der Gehalt des geläuterten Metalls ist 94 Proc. reines Gold und $5\frac{1}{2}$ Proc. Silber. Es war starke Nachfrage nach Arbeitern; doch ziehen die Gesellschaften die in Iwalo und Umgegend ansässigen Arbeiter den fremden vor; nicht allein um die Reisekosten zu sparen, sondern weil dieselben dort acclimatisirt und an die dortige Lebensweise gewöhnt sind.

— Marschübungen auf Schneeschuhen. Am 21. April unternahmen die Schüler der Gelehrtenschule in Luleå einen

Ausflug in die Umgegend auf Schneeschuhen. Nachdem sie etwa eine Meile zurückgelegt hatten, wurden unter der Führung eines Offiziers verschiedene militärische Evolutionen ausgeführt, und zwar von sämmtlichen Schülern mit einer Gewandtheit und Präcision, welche bewiesen, daß sie es gewohnt waren, sich auf Schneeschuhen zu bewegen. Daß aber so spät im Frühjahre die Wege für derartige Manöver noch günstig waren, wird selbst von Luleå aus als eine Merkwürdigkeit hervorgehoben.

Capitän Hall's arktische Expedition.

Dieselbe war in der Mitte des Maimonats nahezu fertig ausgerüstet; der Dampfer „Polaris", welchen die Regierung ihr zur Verfügung gestellt, hatte bereits seine Masten. Der Dampfkessel ist so eingerichtet, daß er mit Seehundsfett geheizt werden kann. Die Probe, welche man mit den aus Segeltuch verfertigten Booten angestellt hat, waren durchaus gelungen. Als man sie wieder aus dem Wasser nahm, waren sie binnen drei Minuten auseinander genommen und zusammengelegt, d. h. aufgewickelt.

Wir wollen bemerken, daß Dr. Bessels, welcher die deutsche Nordfahrt mitgemacht hat, sich bei dieser Expedition betheiligt und schon seit April in Nordamerika sich befindet. Hall ist bekanntlich mit dem Leben und der Sprache der Eskimos durchaus vertraut, und seine Eskimobegleiter, welche er mit nach den Vereinigten Staaten gebracht hatte, sprechen auch leidlich Englisch. Herrn Bessels liegt nun daran, zu erforschen, wie viel und was etwa von der Mythologie und dem Aberglauben der grönländischen Eskimos bei jenen auf der gegenüberliegenden Seite der Baffinsbai vorhanden ist, also im amerikanischen arktischen Labyrinthe. Er hat zu diesem Zwecke die fünf Artikel mit sich genommen, welche wir jüngst im „Globus" Nr. 1 bis 5 des laufenden Bandes mitgetheilt haben: „Die altgrönländische Religion und die religiösen Begriffe der heutigen Grönländer, von J. Mestorf." Die Forschungen werden von Interesse sein, und möglicherweise über den Zusammenhang der Anschauungen bei den verschiedenen Horden jener Circumpolarbewohner Licht verbreiten.

Immer mehr Kohlen und Gold!

Von den ersteren birgt bekanntlich Nordamerika ganz ungeheure Vorräthe in seinem Schooße. Die geognostischen Untersuchungen, welche in mehreren Staaten mit Eifer betrieben werden, weisen nach, daß die Kohlenlager vielfach ausgedehnter und ergiebiger sind, als bisher angenommen wurde. Die Berichte des Staatsgeognosten A. H. Worthen enthalten über das Kohlenbecken in Illinois Folgendes: Adam's County enthält 830 Mill. Tons Kohle; Brown County 400 Mill.; Schuyler 1750, Fulton 7000, Morgan 3000, Caß und Menard 4000; Iccsewell, M'Lean, Mason und Logan 30,000, Grundy 900, Will 66, Kankakee 40, Vermillion 4000, Edgar 6000, Champaign und Ford 10,000 Millionen, demnach mehr als 70,000 Millionen allein im Kohlenbecken von Illinois. — Wir lesen ferner, daß bei den im „Globus" mehrfach erwähnten neuentdeckten Silbergruben von Caracoles in Bolivia ein reichhaltiges Kohlenlager erschlossen worden ist. Ferner hat man Kohlen, an denen auch die Quadra-Vancouver-Insel vor der Küste von Britisch-Columbia eine große Menge besitzt, in Alaska, Oregon und Californien gefunden, sodann an mehreren Punkten an der Centralpacificbahn und bei Panama.

Am Ottawafluß in Canada liegt eine „ganz ungeheure Menge" von Graphit. Im Bezirke von Buckingham soll ein Lager reinen Graphits von 20 bis 30 Fuß Mächtigkeit haben. Man hat begonnen, dasselbe in Angriff zu nehmen.

Diamanten sind in Südafrika schon etwas „ordinäres" geworden. Nun kommt aber, abgesehen von den vielbesprochenen Tatin-Goldfeldern, noch ein Goldfeld hinzu, welches E. Button bei Leydenburg in der Transvaal-Republik entdeckt hat, unter 24° 45' südlicher Breite, gerade nördlich von dem Bezirke, welcher jüngst Neuschottland getauft worden ist, nördlicher als die Lagoabai. Leydenburg, im östlichen Theile der genannten Republik, liegt unter 25° 11' S., 30° 10' W., etwa 400 Miles von Port Durban in Natal entfernt, ist von hier aus aber ohne Beschwerlichkeiten zu erreichen. Von Leydenburg aus erreicht man das neue Goldfeld in vierthalb Tagen; die Strecke, welche Alluvialgold giebt, durchschneidet den Limpopostrom, aber auch der Quarz ist dort reich an dem edeln Metalle.

* * *

— Neufundland zählte zu Anfang dieses Jahres 146,536 Einwohner. Von diesen sind 37,250 mit dem Fang und der Zubereitung der Fische beschäftigt; 20,647 davon sind als taugliche Seeleute eingeschrieben und als Fischer thätig. Die Zahl der Ackerbauer ist sehr gering, 1784; Handwerker 2019. Die Zahl der Geistlichen ist für die geringe Volkszahl beträchtlich: 97 Köpfe. Advocaten sind im Ueberfluß vorhanden, 24; Aerzte 42 Stück; die Schule wird von 16,249 Kindern besucht, während 18,843 keinen Unterricht erhalten. Die ersteren gehören den 85,504 Protestanten an, die letzteren (zumeist irisch) den 61,061 Katholiken. In der Fischerei sind 986 Fahrzeuge beschäftigt. Das urbare Land beträgt, Wiesen mitgerechnet, 41,715 Acres. Der Robbenschlag ist im Frühjahr 1871 so ergiebig gewesen, wie seit Menschengedenken nicht; man schätzt den Ertrag auf etwa anderthalb Millionen Dollars.

— Die Unitarier zu Templeton in Massachusetts denken nicht so streng, wie die Methodisten zu Westboro; sie sind im Gegentheil der Ansicht, daß „Theetrinken und Abendessen zur religiösen Observanz gehöre". Deshalb stellen sie in ihren neuen Kirchen eine Küche auf, und jene zu Templeton haben nicht nur eine Küche, sondern an die Kirche eine Capelle gebauet, die eine Bibliothek, ein Lesezimmer und einen Sprechsaal für die Ladies enthält. So vereinigen sie das Nützliche und Angenehme mit der Frömmigkeit, und finden das sehr zweckmäßig.

— Alcorn, Gouverneur des Staates Mississippi, ein bekannter Negerfreund, hat eine „Mordstatistik" veröffentlicht. Aus derselben geht hervor, daß in den Jahren 1869 und 1870 nicht weniger als 170 weiße Leute, zum Theil ganze Familien, von Negern ermordet worden sind. — In Südcarolina ist vielen ehemaligen Rebellen, obwohl manche derselben über 1000 Dollars Steuer zahlen, das Stimmrecht noch immer vorenthalten; aber ihre ehemaligen Sklaven, welche weder lesen noch schreiben können, noch Steuer zahlen, haben Wahlrecht und sitzen als Mitglieder in der Staatslegislatur. — Thomas Carlyle schrieb jüngst an einen Amerikaner: „Ihr rennt kopfüber erschrecklich rasch in die Hölle; in Eurem Lande spielt der Abschaum der Menschheit die wichtigste politische Rolle, und nichts kann Euch aus des Teufels Krallen retten." Dazu bemerkt das „Newyork Daybook": Not a very cheerful idea, but it, alas! is too true.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger. Nr. 2.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Streifzüge in Florida.

I.

In Jacksonville. — Ein polyglotter Berner als Gastwirth. — Die Plage der Sandflöhe. — Der scalpirte Mann als Schlangenbändiger. — Ein französischer Vicomte als Krämer. — Urubugeier. — Kampf zwischen einem Fischadler und einem neufundländer Hunde. — Der Oriolvogel. — Eine Begräbnißstätte der Neger. — Magnolienwälder. — Das Spectruminsect. — Kropfeidechsen. — Das blutige Haus. — Spottvogel, der rothe Orpheus und der Katzenvogel.

Wir gaben vor einiger Zeit Mittheilungen aus den Tagebüchern eines „naturforschenden Jägersmannes", Poussielgue, welcher vier Monate darauf verwandte, die in vieler Beziehung interessante Halbinsel Florida zu erforschen. Er war in seiner eigenen Goelette von Savannah in Georgien zunächst nach dem Hafen Fernandina und von dort aus bis nach der Mündung des St. Johns oder San Juan gesegelt. Dieser ist der größte Fluß im Lande („Globus" XVI, Nr. 7 und 8). Wir wollen ihn jetzt auf seiner Fahrt nach Jacksonville und Sanct Augustin begleiten, und, Auszüge aus seinen Tagebüchern gebend, ihn selber reden lassen. Wir verließen ihn am Pablo Creek, wo er eine reiche Jagdbeute machte; von dort fuhr er nach Jacksonville.

Von der Damenspitze, einer Sandzunge, die sich weit in den Strom hineinschiebt, bis zum Trout Creek gewinnt der St. Johns eine so beträchtliche Breite, daß er einem See gleicht. Jacksonville liegt am linken Ufer am flachen Strande, hinter welchem stattliche Wälder sich weithin ins Innere ausdehnen. Der Ort wollte früher nicht recht vorwärts kommen; die inneren Theile sehen einigermaßen civilisirt aus; in der Vorstadt, falls dieser Ausdruck anwendbar ist, findet man nur Negerhütten, die aus Lehm bestehen und mit Palmblättern gedeckt sind. In der Umgegend arbeiten einige Sägemühlen, da und dort sieht man auch eine Zucker- oder Baumwollenplantage. Seit 1863 führt eine Eisenbahn nach Talahassee; erst seitdem gewinnt Jacksonville, das 1835 gegründet worden ist, einigen Aufschwung und führt Landesproducte aus.

Ich ließ meinen Hochbootsmann Constant an Bord und nahm meinen deutschen Begleiter, den Bayern Moritz Stand, nebst meinem Negerjungen Hiob mit aus Land ins „Hotel français". Der Wirth war ein Schweizer, die Bedienung bestand aus Deutschen; auf dem Aushängeschilde prangte eine Flasche grün und gelb, über einem Wilhelm Tell, welcher seinem Knaben den Apfel abschoß. Der Wirth hieß Jost, war aus Bern, hatte in der Schweizergarde König Karl des Zehnten als Unteroffizier gedient, dabei in Paris sein Schweizer-Deutsch und in Florida sein Bischen Französisch so ziemlich vergessen, sprach gebrochen Englisch, und so redete er, gleich seiner Frau Gemahlin, ein polyglottes Kauderwälsch, das aus Wörtern dieser drei Sprachen zusammengesetzt war. Aber sein Haus hielt er sauber. Alles wäre ganz gut gewesen, wenn ich nicht schon seit einigen Tagen einen kribbelnden und stechenden Schmerz in meinen großen Zehen verspürt hätte. Als ich näher zusah, bemerkte ich mehr als ein halbes Dutzend Pusteln, so groß wie eine Erbse. Da war kein Zweifel mehr, ich beherbergte eine Colonie von Sandflöhen (Pulex penetrans), welche die

Spanier als Chiques, die Engländer als Jiggers bezeichnen. Bisher war ich von dieser lästigen Plage verschont geblieben, nun aber mußte sofort etwas geschehen, um mich von derselben zu befreien. Herr Jost holte denn auch sofort einen Fußdoctor, das heißt ein junges Mulattenmädchen, welches die Operation vermittelst feiner, mit einem Haken versehener Nadeln sehr geschickt vollzog. Dieselbe verlangt sichern Blick und eine gewandte Hand, welche das kaum sichtbare Insect unter der Haut hervorzieht; man muß dabei höchst vorsichtig verfahren, um die Blase, in welcher sich die Eier befinden, nicht zu beschädigen, weil sonst eine gefährliche Entzündung nicht ausbleibt; die Blase muß unversehrt entfernt werden.

Die Mulattin sprach jedesmal, wenn sie eine solche zum Vorschein gebracht hatte, mit großer Seelenruhe ein Well und hielt sie an eine brennende Kerze, wo sie dann wie ein Korn Pulver zerblitzte. Nachher wusch sie die Wunde mit Oel aus, rieb dann Taback mit Asche ein, legte Feuerschwamm auf, verband die Füße und rieth mir, ein paar Tage ruhig daheim zu bleiben. Der Doctor im Unterrock, und das ist buchstäblich zu nehmen, denn von einer andern Bekleidung war keine Rede, verlangte sehr bescheiden nur sechs Cents für die Operation, und war überaus dankbar, als ich ihr 50 Cents, also einen halben Dollar, gab. Der Jigger ist ein abscheuliches Thier, das sich durch Kleider und Schuhwerk mit dem Kopfe ins Fleisch bohrt und unter der Haut Eier legt. Der Bauch der Weibchen hat eine Anschwellung, ist transparent und enthält eine unzählige Menge röthlicher, walzenförmiger Eier. In manchen Gegenden sind die abscheulichen Jiggers in solcher Menge vorhanden, daß kein Mensch dort wohnen kann. Manchmal verursachen sie Brand, Geschwülste am Unterleib und sogar kalten Brand. Die Jäger und Indianer reiben sich Füße und Beine mit einem Saft von Taback und giftigen Kräutern ein.

Menawa, der Scalpirte.

Der junge Bär, welchen ich vor einiger Zeit am Pablo Creek gefangen hatte, wurde allmälig etwas zahm; die große Sultaninhenne, welcher wir die Flügel gestutzt hatten, stolzirte auf dem Hofe umher und nahm sich stattlich aus, wenn die Sonne ihr blaues, mit Purpur gleichsam übergossenes Gefieder und ihre rothen Beine beschien. Aber eines schönen Morgens war sie verschwunden; eine der vielen verwilderten Katzen, die in Jacksonville sehr zahlreich waren, hatte sich ihrer erbarmt! Aber Herr Jost nahm Rache. Er fing zwei solcher Katzen und steckte sie lebendig in den Käfich meines großen weißköpfigen Adlers. „Vergeltung muß sein! Sie haben meinen Vogel aufgefressen und sollen nun ihrerseits von einem Vogel aufgefressen werden!“ Der Adler (ein Haliaetus leucocephalus) verhielt sich anfangs ganz ruhig und würdigte die Katzen kaum eines Blickes; diese kletterten dann an einem Stab hinauf und wollten aus dem Freßnapf einen Fisch holen. Aber nach wenigen Secunden hatten sie aufgehört zu leben, der Adler schlug jeder eine seiner mächtigen Klauen in den Kopf und ließ sie dann verächtlich zu Boden fallen; er hatte sie so zu sagen scalpirt.

Am andern Morgen meldete mir mein Negerjunge: „Der scalpirte Mann ist da und wünscht seine Aufwartung zu machen.“ Ein seltsames Menschenkind trat herein, grüßte mit einem Kopfnicken und blieb drei Schritt von mir stehen. Das kupferbraune Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, die Nase gebogen, der Mund groß; über dem einen, kleinen Auge hing eine buschige Braue; das andere Auge war mit einem großen schwarzen Taffetpflaster bedeckt. Auf dem Kopfe trug diese Gestalt ein rothes Baumwollentuch, das straffe Haar hing weit über die Ohren herab; der Kopf nahm sich eigenthümlich aus, es fehlte etwas an demselben.

Dieser Indianer war ein Mann bei Jahren. Er trug einen blauen Rock mit vergoldeten Knöpfen, weißes Halstuch, buntes Hemd, und über demselben verschiedene Medaillen, Glasknöpfe und eine dicke Uhrkette; unter dem Rocke sah der Griff eines dreieckigen Bowiemessers hervor. Der kupferbraune Gentleman trug ein rindsledernes Beinkleid, das er wohl mit Fett und Blut seiner Jagdopfer gegerbt hatte; von beiden sah ich reichliche Spuren. Strümpfe und Schuhe hatte der Gentleman verschmäht.

Als ich nach seinem Begehren fragte, blieb er ruhig stehen und wühlte in seinen weiten Hosensäcken herum, die ihm als Jagdtaschen dienten. Dann brachte er eine Handvoll Schlangen zum Vorschein, rothe, grüne, schwarze! Sie ringelten sich um seine Arme und Beine und um seinen Leib, und dabei zischten diese liebenswürdigen Thiere. Es war mir gar nicht wohl dabei und ich trat einige Schritte zurück. Er aber lächelte ruhig und sagte in gebrochenem Englisch: „Nette Schlangen für den, welcher sie gern hat. Die Schlangen kennen Menawa.“ — „Aber mich kennen sie nicht; also rasch fort damit!“

Ich rief Moritz Stand herbei, welcher dann unter Beihülfe des Indianers die lebendigen Schlangen in die Spiritusgefäße warf. Der Scalpirte betrachtete mit gierigem Blicke seine lieben Thiere, die sich nun im Feuerwasser hin und her wanden und dasselbe einschluckten bis sie zu Boden sanken. Er liebte das Feuerwasser noch mehr wie seine lieben Thiere.

In den Vereinigten Staaten giebt es etwa 60 Arten von Schlangen, und bei manchen ist man noch ungewiß, ob sie giftig seien oder nicht, Menawa aber faßte jede Schlange

an, die ihm vorkam. Man sagt, die Indianer kennen ein Kraut, vor welchem diese Kriechthiere sich fürchten, und daß sie keinen Menschen beißen, der sich damit die Haut eingerieben hat.

Der scalpirte Gentleman bat mich, ihn mit mir bis zum Okeechobe-See mitzunehmen; er sei ein landeskundiger Jäger, habe eine Meute vortrefflicher Hunde, die er mitnehmen wolle, und rede auch die Sprache der Seminolen, von denen zu jener Zeit noch einige Hundert im Lande waren. Sie hätten ihm seinen Scalp genommen; er kenne sie nur allzu gut. Jetzt nahm er das rothe Tuch vom Kopfe und zeigte mir seinen Schädel, der, ich kann wohl sagen viereckig durchgeschnitten und mit einer scharlachrothen, hin und wieder blau gefleckten Haut überzogen war. Diese gab nach, wenn man mit dem Finger darauf drückte; man fühlte genau, daß die Knochen des Hinterkopfes herausgenommen waren. Menawa gehörte zum Stamme der Muskogulgen, welche oftmals mit den Seminolen in Fehde lagen. Sie hatten ihm ein Auge ausgeschlagen und den Schädel mit einer Streitaxt zerschmettert; obendrein hatte sein Feind ihm auch noch die Schädelhaut abgezogen. Die Spanier, welche damals noch im Besitze von Florida und mit den Muskogulgen befreundet waren, hatten ihn nach St. Augustin gebracht, wo er von einem Wundarzt trepanirt wurde und so mit dem Leben davon kam. Seitdem war er unter den civilisirten Leuten geblieben und nun freier Bürger Amerikas, wohnte in Jacksonville, ging fleißig auf die Jagd und trieb Pferdehandel. Ich nahm ihn als Begleiter an, bereuete das aber schon am andern Tage, weil ein Pflanzer, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben hatte, ihn mir als einen Trunkenbold, Schwätzer und abgefeimten Patron schilderte. Derselbe Mann rieth mir, einen Mestizen, Paddy Karr, mitzunehmen, der das Seminolische geläufig rede, und während des Indianerkrieges der Regierung als Dolmetscher gedient habe.

Als ich durch die Straßen schlenderte, um noch einige kleine Einkäufe zu machen, kam ich an ein niedriges, mit Stroh bedecktes Haus, das sich recht schmutzig ausnahm. Ueber der Thür baumelte ein neues Aushängeschild, auf welchem in goldenen Buchstaben zu lesen stand: Maison de Commerce du Vicomte A. de B. et Compagnie. Diese sonderbare Reclame lockte mich an und ich ging hinein. Der Vicomte war unsichtbar; seinen Kaufladen fand ich kläglich genug ausgestattet; es war freilich allerlei, aber doch nur wenig in demselben vorhanden. Ich sah langschäftige, noch nicht geschwärzte Stiefel, allerlei Bekleidungsstücke, ein Faß Theer, Seife, Parfümerien, einige Pflüge, Strohhüte, Accordeons, falsche Bijouterie, Glasperlen, Sacktücher mit schreienden Farben, gelb und knallroth, und Haarbürsten, die einer Pferdestriegel glichen, denn sie waren für die Wollköpfe der Neger bestimmt. Ich irre kaum, wenn ich annehme, daß der Herr Vicomte auch das nützliche Gewerbe eines Barbiers ausübte; daß er auf Negerbällen Violine spiele, wurde mir mehrfach bekräftigt. Den Verkauf besorgte eine kleine, überaus beleibte Mulattin, neben ihr bemerkte ich im Magazine zwei Knaben und fünf Mädchen, kleine Vicomtchen und Vicomteßchen, und sie bildeten die et Compagnie, welche auf dem Aushängeschilde angekündigt worden war.

Das Negerquartier in Jacksonville besteht aus armseligen, schlecht gebaueten Holzhütten, ist ungemein schmutzig, nimmt sich aber sehr malerisch aus. Auf den Strohdächern sitzen oft in ganzen Reihen Urubugeier, welche als Caviller der Stadt dienen, allen Unrath fressen und um irgend ein todtes Thier mit Schweinen und Hunden, um etwas Brot aber auch mit Hühnern, Katzen und Kindern kämpfen. Ich war Zeuge, wie ein Hahn einem Negerknaben ein Stück Maiskuchen aus der Hand schnappte, wie er denselben einem Hunde überlassen mußte, welchem ein Urubu ihn entriß, dem ein Schwein ihn abjagte; zuletzt bemächtigte sich ein großer Junge der Beute, und verzehrte sie wirklich. Da war in der That freier Austausch.

Der Mestize Karr, ein Mann von etwa 35 Jahren, hatte ein ganz hübsches Gesicht, aber einen so auffallend falschen Blick, daß ich lieber dem scalpirten Gentleman ins Gesicht sah als ihm. Auf den Wangen, durch deren Haut eine leichte Röthe hindurchschimmerte, hatte er mehrere kleine, bläuliche Tättowirungen angebracht, namentlich ein mit kleinen Kreisen umgebenes Herz. Seines Zeichens war er ein Hausirer, welcher die weißen Ansiedler und die Indianer mit allerlei Waaren versorgte. Ich gab ihm gern die Erlaubniß, unterwegs nebenbei Handel zu treiben.

Als ich Abends am Fenster stand, hatte ich Gelegenheit, mich von dem Muth und der Kampflust meines Adlers zu überzeugen. Er konnte wegen der Wunden nicht in die Höhe fliegen und deshalb ließ ich die Thür seines Käfichs offen. Auf dem Hofe hatte auch der große neufundländer Hund des Herrn Jost seine Behausung. Nun kam Moritz Staud und brachte Fische für den Adler; diesmal warf er sie nicht in den Käfich, sondern legte sie dicht vor die Thüröffnung. Der Hund, als echter Neufundländer, hatte Appetit auf Fische, lief herbei und schleppte einen auf sein Lager. Sofort kam der Adler heraus, lief, mit den Fittigen schlagend, über den Hof und drang in das Hundehaus. Nach kaum einer Minute kam der Neufundländer, vor Schmerz heulend, zum Vorschein, den Schwanz zwischen den Beinen, mit blutender Nase und Schnauze und verkroch sich. Der Adler dagegen, welchen ich, als ich ihn schoß, am Fuße verwundet hatte, humpelte hervor, trug den Fisch in seinen Käfich, schuppte ihn ab und verzehrte sein Mahl mit äußerster Seelenruhe.

Etwa eine deutsche Meile von Jacksonville lag die Sägemühle eines Herrn West, welchem ich einen Besuch versprochen hatte. Der Gastwirth besorgte mir ein Pferd, ich hing mein Gewehr um, nahm mein Album mit, stülpte einen mächtig breiten Panamahut auf und ritt, sauber in Weiß gekleidet, langsam und wohlgemuth ins Freie. Nach einiger Zeit sprach ich in einer Hütte vor, wo ich in Asche geröstete Bataten und eine duftige Moschusmelone verzehrte. Als ich wieder zu Pferde steigen wollte, bemerkte ich auf dem Zaune ein Paar Oriole (Oriolus tricolor); das Männchen trägt ein prachtvolles Gefieder: Purpur und Gold. Diesen Vogel hatte ich noch nicht in meiner Sammlung; also ließ ich das Pferd am Hause stehen und verfolgte den Vogel. Dieser ließ mich immer so ziemlich bis auf Schußweite herankommen, sobald ich aber anlegte, flog er weiter hinter Sträucher oder auf einen Baum; auf näher als etwa einhundert Schritt ließ er mich nicht herankommen. Ich wurde hitzig, achtete nicht mehr auf Dornen und Pfützen, und verfolgte den Vogel immer weiter ins Dickicht. Jetzt saß er auf einer virginischen Ceder, die in einer mit Pfählen umgebenen Einzäunung stand. Ich drängte mich hinein und stand schußbereit, den Blick nach oben auf den Baum gerichtet. Plötzlich fühle ich an Hals und Nacken einen warmen Hauch, eine Art von Moschusgeruch dringt mir in die Nase, und gleichzeitig legt sich mir etwas Schweres auf die eine Schulter. Ich drehe mich erschrocken um, und siehe, da stand dicht neben mir ein Bär, offenbar mit der Absicht, mich an seine zottige Brust zu drücken. Ich gestehe willig zu, daß ich an allen Gliedern zitterte. Der Bär wäre leicht mit mir fertig geworden, denn mein Gewehr, das mir bei einer Umarmung doch nichts hätte nützen können, war mir

aus der Hand gefallen. Aber Meister Braun war ein gezähmter Bär und hatte mir eigentlich nur eine Liebkosung in seiner Art erweisen wollen; er gehörte einem Landstreicher, der ihn auf Kämpfe mit Hunden abgerichtet hatte und mit ihm von einer Ortschaft zur andern zog. Der Bär schleppte eine lange Kette am Halse und hatte seine Lagerstelle neben der Bretterbude seines Herrn, welche ich, da meine ganze Aufmerksamkeit auf den Vogel gerichtet war, beim Eintreten in die Umzäunung nicht bemerkt hatte. Inzwischen war mein Oriol davon geflogen und Rock und Beinkleider waren beschmutzt und zerrissen; ich erschien bei Herrn West in einem Anzuge, der keineswegs ballmäßig war.

Die Schneidemühle lag in einem Walde, der einen prächtigen Bestand von immergrünen Eichen, Hickory- und Mahagonybäumen hatte. Ich sah sie schon aus weiter Ferne, nahm aber einen Umweg durch einen grünbewachsenen Grund, durch welchen ein Bach sich schlängelte, und dort folgte ich den Spuren eines Pfades. Unterwegs bemerkte ich auf einer

Negerhütte bei Jacksonville.

Anhöhe einen Platz, der auf allen vier Seiten mit einer Hecke von riesigen Cactus eingefriedigt war; diese Stachelpflanze bildet einen undurchdringlichen Zaun, doch war an der einen Seite eine Oeffnung und durch diese trat ich ein. Nun sah ich, daß ich mich auf einem Friedhofe befand, wo die Neger ihre Todten begraben. Hin und wieder bezeichnete eine mit Gras bewachsene, leichte Erhöhung des Bodens, daß man dort einen schwarzen Mann eingebettet habe; da und dort stand ein Kreuz, entweder noch aufrecht oder vom Winde schon in eine schiefe Lage gebracht. Auf und neben den Gräbern lagen allerlei wunderliche Gegenstände umher: Kochtöpfe, Kalebassen, in welchen Ameisenschwärme die Ueberreste der Reiskörner verzehrten, die man dem Todten zur Reise in eine andere Welt mitgegeben hatte; sodann rohe Götzenbilder und eben so roh geschnitzte Puppen, welche katholische Heilige vorstellen sollten; diese waren roth angestrichen. An Baumzweigen hingen Haarbüschel, ausgestopfte Vögel, abgebrauchtes Schuhwerk, Thierfelle und dergleichen mehr.

Sodann fiel mir ein Kreuz auf, das man aus zusammengenagelten Sardinenbüchsen hergestellt hatte; neben das Grab eines Kindes hatte die Mutter einen Topf gestellt, in welchem Milch gewesen war. Diese hatte die Schlangen angelockt, deren einige sich es in demselben ganz bequem gemacht hatten. Die Neger sind dem Namen nach Christen, haben aber bekanntlich eine Menge von wunderlichem Aberglauben beibehalten und sind in dieser Beziehung echte Afrikaner geblieben. (— Unsere Abbildung zeigt ein Gerüst, auf welchem oben eine eingewickelte Leiche ruhet. So viel ich weiß, ist der Brauch, die Leichen der Luft anzuvertrauen, bei den Negern dort nicht nachzuweisen, wohl aber ist er bei vielen Indianerstämmen zu finden. A. —) In der Nähe trieb ein Negerknabe einige Kühe; er zeigte mir den Weg, und nach etwa einer halben Stunde war ich in der Sägemühle, wo ich gastlich bewirthet wurde.

In der letzten Septemberwoche segelte ich von Jacksonville zunächst nach Picolata. Paddy Karr und Menawa

Begräbnißstätte in Florida.

nahmen ihr Quartier auf dem Hinterdeck und speisten mit uns. Gegen die Neger haben sie, wie alle Indianer, eine große Verachtung und blicken vornehm auf dieselben herab. Der Mulatte und die beiden Schwarzen mußten abgesondert speisen und sich vorn im Schiffe aufhalten.

Von Jacksonville bis nach der Ortschaft Mandarin hat der St. Johns eine morastige Uferlandschaft, die bei Hochfluth unter Wasser steht; doch wächst das Rohr bis zu einer gewaltigen Höhe; der Strom gleicht einem See. Allmälig steigt dann das Gelände etwas an, im Flusse liegen Inseln und die Strömung wird bemerkbar.

Mandarin bestand zu jener Zeit aus — drei Häusern, darunter ein Postamt; es liegt auf einer hohen Sandzunge, die weit in den Strom hinausragt. Die Inseln im St. Johns boten in dieser Jahreszeit einen wahrhaft prächtigen Anblick dar. Die Magnolien, welche dort in großer Menge wachsen, standen eben in ihrer zweiten Jahresblüthe, und der Duft ihrer tausend und aber tausend weißen Blumen

durchzog die Luft. Die Magnolia grandiflora ist bekanntlich nach Europa verpflanzt worden, erinnert aber bei uns auch nicht entfernt an die majestätische Schönheit, welche sie in ihrer amerikanischen Heimath zeigt. Ich sah auf diesen Inseln im St. Johns Magnolienbäume von mehr als 150 Fuß Höhe. Ihr lachendes Grün, die zarte Weiße ihrer Blumen und der süße Duft derselben erfreuen das Auge und den Geruchssinn. Tritt man aber unter eine solche Magnoliengruppe, dann macht sich ein anderer Eindruck geltend; die Blätter, welche auf ihrer Oberfläche lebhaft grün erscheinen, sind auf der untern Seite grau-weißlich; dem mächtigen Stamme mangeln Seitenäste; er bildet eine gewaltige graue Säule, welche sich ausnimmt, als wäre sie von Granit; die Moose und dickblätterigen Pflanzen mit aufgetriebenen Stielen sind eben so einförmig grau an diesen Standorten, zu welchen Sonne und Luft schwachen Zugang haben. Alles ist so monoton, unbeweglich und die Formen sind so starr, daß man sich in einen Wald von Zink versetzt glaubt.

Auf einer dieser dickblätterigen Pflanzen fand ich ein merkwürdiges Insect, ein Spectrum (Blutsauger, Spectrum rubro-nigrum, Poussielgue), das noch nicht bekannt war. Es saß auf einem der größten Blätter, Kopf und Brustschild gehoben; es kreuzte die Vorderfüße bald über die Brust, bald reckte es sie nach allen Richtungen aus. Es kam mir vor, als ob es bete oder vielmehr eine Leichenpredigt halte. Ein ähnliches Insect in Südeuropa, die Manta religiosa, hat deshalb den Spitznamen kleiner Priester erhalten; im Mittelalter schrieb man demselben Zauberkräfte zu. Die Indianer ihrerseits glauben nicht an die Zauberkraft jenes Spectrums, sie behaupten jedoch Folgendes. Wenn ein Wanderer sich verirrt hat, dann muß er das Spectrum befragen, nach welcher Richtung er seinen Weg zu nehmen habe; das Thier deutet ihm dann dieselbe an, indem es ein Bein vorstreckt. Es thut dieses, um Beute zu erhaschen; sobald eine solche, z. B. ein kleiner Käfer, in die Nähe kommt, packt es ihn mit den Beinen, welche scharfe Haken haben, saugt ihn aus, wirft den Balg fort und nimmt wieder eine trügerische Ruhe an. Ich habe das genau beobachtet. Das Spectrum wird bis zu 15 Centimeter lang, hat keine Spur von Flügeln; Kopf und Dickbein sind roth, das Uebrige dunkelschwarz.

Auf den Magnolieninseln wimmelt es von Eidechsen;

Das Spectrum.

Attacus luna.

manche dreheten den Schwanz und kläfften wie junge Hunde, liefen an den Bäumen hinauf und versteckten sich im Gezweig, wo sie mit den Saugeballen ihrer Zehen sich festhängen. Die carolinische Anolis, Anolis carolinensis, wird von den Spaniern als Papavento, von den Creolen auf den Antillen als Kropfeidechse bezeichnet; sie ist grün, hat rothe Kehle und ist an den Seiten schwarz gemarmelt. Unter dem Halse hat sie einen förmlichen Kropf, der unaufgeblasen wie eine schlaffe Wampe herabhängt. Die Anolis leben von Insecten und namentlich vom Spectrum; sie ihrerseits sind eine Lieblingsspeise der Weihen, welche auf den höchsten Bäumen horsten.

Als ich in meinem Kahne in einen kleinen Seitenarm des St. Johns hineinruderte, bemerkte ich auf einer etwas erhöheten Landzunge ein Ansiedlerhaus, dessen Dach eingefallen war; die Balken waren vom Feuer geschwärzt. „Da ist das blutige Haus," sagte Paddy Karr. Ich stieg aus. Der Hammock (Bodenhöcker, der sich über die Fläche erhebt und gegen Ueberschwemmung gesichert ist) zeigte Spuren ehemaligen Ackerbaues; ich sah Kohl und Salat zwischen Unkraut, Hofraum und Ställe waren noch in gutem Zustande, aber keine Thüren mehr vorhanden. Der Fußboden des großen Wohnzimmers war mit einer schwarzen Kruste überzogen. Vor mehreren Jahren, als die Fehden zwischen Indianern und Ansiedlern sich bis zur äußersten Erbitterung gesteigert hatten, überfielen die Wilden diese Ansiedelung, welche einem Herrn Montgomery gehörte, steckten das Haus in Brand und ermordeten seinen Vater und drei Töchter. Nachdem sie ihnen den Scalp genommen, zogen sie ab; Montgomery selber entrann dem Tode nur, weil er nach Jacksonville gereist war; seinen Gärtner, einen Neger, hatten sie erschossen; Alles wurde ausgeplündert. Solche Episoden sind während des langjährigen Krieges mit den Seminolen in Menge vorgekommen. Nun sind diese Indianer längst aus Florida fortgeschafft und auf der rechten Seite des Mississippi im sogenannten Indian Territory angesiedelt worden.

Am folgenden Morgen bat mich Moritz Stand, in seine Cajüte zu kommen, welche er als sein naturwissenschaftliches Laboratorium bezeichnete. Mit großem Fleiß hatte er alle unsere Reptilien, Käfer ꝛc. in Spiritusflaschen gethan, Etiketten darauf geschrieben und überhaupt Alles wohl geordnet. Nun fand er, daß der Spiritus in den Gläsern sich täglich verminderte; das Klima konnte daran nicht schuld sein. Gestern Abend überraschte Moritz den Scalpirten, als der-

selbe vermittelst eines dünnen Rohrhalmes den Spiritus herauszog und sich eine Güte that mit diesem Alkohol, in welchem Schlangen, Eidechsen, Kröten und dergleichen aufbewahrt wurden. Menawa war stets berauscht, wenn es irgend anging, und den lieben, langen Tag lag er auf Deck, um sich zu sonnen und nichts zu thun. Die Indianer sind rachsüchtig; ich gab ihm keinen Verweis, ließ aber eine Kette mit Verschluß vor die Cajüte legen.

Als ich in meinem kleinen Nachen eine Fahrt auf dem Black Creek machte, sah ich fern aus dem Walde einen weißen Rauch emporwirbeln, und ging mit meinem Hunde Diggy ans Land. Eine Strecke am Ufer war, wie hier in der Regel, morastig; dann gelangte ich an einen Wald hochstämmiger Tulpenbäume. Diese ersticken nicht, gleich den Magnolien und Fichten, das Unterholz und überhaupt das Wachsthum niedriger Pflanzen, sondern ihre breiten Blätter mildern das Licht und dienen dem, was unten wächst, als Schutz. Vom Blumensafte nähren sich mancherlei Insecten und Schmetterlinge; an den Zweigen hängen Aristolochien und Bignonien und bilden oft von einem Baume zum andern luftige Brücken. An den Wurzeln ziehen sich Schlangenblumen hin und die Azaleen entfalten ihre üppige Blüthenpracht. Im Gezweig der Tulpenbäume und auf den Fächerpalmen ist ein lustiges Treiben der Vögel, die nicht müde werden, ihr Concert aufzuführen.

Europäische Naturforscher, wie **Buffon** und **Linné**, welche Alles in ihren Studirzimmern classificirten, haben die Behauptung aufgestellt, daß die **prächtig befiederten Vögel der Tropenländer** keinen anmuthigen und lieblichen Gesang hätten, vielmehr eine rauhe oder kreischende Stimme, welche ihnen die melodischen Töne unserer Singvögel unmöglich mache. Dieses Vorurtheil, das geradezu eine Verleumdung einschließt, wird von Männern der Wissenschaft auch heute noch wiederholt. Aber wer möchte z. B. in Brasilien von einigen dort eingeführten Sperlingen oder Elstern einen Schluß auf alle unsere Singvögel machen! Das tropische Amerika zählt mindestens 30 Arten Feinschnäbler, die wir neben unsere Grasmücken stellen können und die einen lieblichen oder auch anmuthigen Gesang haben; von den Nordamerikanern werden sie als **Warblers** be-

Katzenvogel.

Spottvogel.

zeichnet. Dahin gehört der berühmte **Spottvogel**, dessen Gesang aus zehn man möchte sagen Silben oder Figuren besteht; mit diesen ahmt er das Geräusch nach, welches er hört, und insbesondere auch die menschliche Stimme. Sodann verschnörkelt er einen gegebenen Ton mit allen möglichen Variationen, kurz, er ist ein unerschöpflicher Componist, ein Komödiant unter den Vögeln; aber die Anmuth in der Melodie und den melancholischen Reiz unserer Nachtigal hat er doch lange nicht. — Der **rothe Orpheus** wird mit unserer Amsel verglichen, aber sein Ton ist voller und melodischer; ein Componist wie der Spottvogel ist er nicht. Beide Vögel sind größer wie unsere Nachtigal und haben einen schlanken, anmuthigen Wuchs.

Die Tulpenbaumwälder sind Lieblingsaufenthalt der **Katzenvögel**. Allemal, wenn ich an einem Gebüsche vorüberging, wurde ich von ihrem wunderlichen Geschrei begrüßt; es war als ob junge Katzen erbärmlich miaueten. Diese Vögel leben gesellig, es scheint, als ob sie gern Menschen in ihrer Nähe haben, und gewöhnlich folgten sie mir, immer miauend. Der Katzenvogel ist eine Art Drossel (Turdus felivox), braun, mit schwarzem Käppchen, am Bürzel röthlich-orangegelb. Er macht jedes Geräusch nach, singt nicht, seine Stimme ähnelt dem hohlen Tone eines Bauchredners. Er ahmt das Bellen des Hundes und Fuchses nach, das Gerassel der Klapperschlange, das Quaken des Frosches, das Niesen des Menschen, das Gekreisch oder Knarren der Wagenräder. Gewiß würde man ihn im Zimmer lieber haben, als irgend welchen Papagei, er ist aber leider in der Gefangenschaft sehr schwer auf längere Zeit zu erhalten.

Jenseits des Tulpenbaumwaldes lag eine sumpfige Niederung, in welcher ich ein ganzes Feld von mir noch unbekannten, eigenthümlichen Farrnkräutern fand. Aus einem niedrigen Stiel kamen grüne Blättchen und unzählige schwarze Fäserchen, die seidenweich waren, wie das feinste Haar. Ich schritt in dieses Waldhaar hinein, das mir bis zur halben Kniehöhe reichte und einen sanften Rosengeruch ausduftete. Auf den Zweigen eines Liquidambar fand ich einen prächtigen Nachtfalter, Attacus luna; sein Leib ist fleischfarbig, die blau eingefaßten Flügel sind zart grün, mit Karmin und Orange getupft. Jagdbares Wild bemerkte ich in dieser Gegend nicht.

Zwei archäologische Funde auf der cimbrischen Halbinsel.

1. Ein Moormensch in Holstein.

m.— Am 2. Juni wurde bei dem zu dem adeligen Gute Bothkamp gehörenden Dorfe Rensswühren zwischen Bornhöved und Neumünster in einem Torfmoore ein eben so interessanter als wichtiger Fund gemacht, über den wir heute die Hauptsache in Kürze berichten, ausführlichere Mittheilung uns vorbehaltend.

Derselbe besteht in einem wohlerhaltenen männlichen Leichnam, bekleidet mit einem wollenen Gewande von köperartigem Gewebe, einem mit ledernen Schnüren zusammengenähten Fellmantel und einer ledernen Sandale am rechten Fuße. Der Körper ist so wohl erhalten, daß die Finder sich genüßigt hielten, dem Gerichte Anzeige davon zu machen, worauf zwei Gerichtsärzte sich nach dem Orte begaben und Leichenschau hielten. Die Herren scheinen indessen nicht gewußt zu haben, was von dem Gesellen zu halten sei, weshalb sie Proben von ihm selbst und von seinen Gewändern nicht etwa an die medicinische Facultät der Landesuniversität, sondern nach Berlin zur Begutachtung schickten!

Gleich nach der Entfernung dieser Herren trafen zwei andere zu demselben Zwecke in dem Dorfe ein, der Conservator der schleswig-holsteinischen Alterthümer, Herr Professor Handelmann, und der Prosector an der Universität Kiel, Herr Dr. Pansch, welche von dem Gutsherrn darum ersucht waren, das gefundene Individuum zu besichtigen. Diese sachkundigen Gelehrten erkannten alsbald, daß dasselbe keinen „ungarischen Mausefallenhändler“, sondern einen Landesbewohner aus ältester Zeit repräsentire. Der Gutsherr gestattete ihnen, den Körper mit nach Kiel zu nehmen, wo jetzt unter der Obhut der Professoren der Trockenproceß nach Wunsch vor sich geht. Sobald derselbe vollendet ist, wird der Körper mit den Ueberresten seiner Kleider in dem Museum für vaterländische Alterthümer in Kiel ausgestellt werden. Die Ueberreste der Kleider, sagen wir — denn leider ist mit unverantwortlicher Nachlässigkeit gestattet worden, daß die zuströmenden Neugierigen die Kleider zerrissen, um einen Fetzen davon mit nach Hause zu tragen. Ueber das Alter dieser merkwürdigen Leiche läßt sich noch nichts sagen. Leider war der Schädel so aufgeweicht, daß die Form nicht festzustellen ist. Die Zähne zeigen den horizontalen Abschliff, welcher die Schädel der dänischen Steingräber charakterisirt. Vielleicht führt die chemische Analyse der Knochen zu näheren Schlüssen; auch der ursprüngliche Bau der von den Säuren und Gerbstoffen des Torfes durchtränkten Haut und Muskeln wird, wie wir hören, mit Hülfe des Mikroskops noch zu erkennen sein. Köperartige Wollstoffe findet man schon in den ältesten Gräbern der Bronzezeit. Auch der 1817 in Ostfriesland gefundene Moormensch war mit einem Gewande von köperartigem Gewebe, einem zweiten von einfachem Leinwandgewebe bekleidet. Da indessen dieselben Gewebe auch in späterer Zeit, ja selbst während der sogenannten jüngern Eisenperiode vorkommen, so gewähren sie für eine Altersabschätzung des alten Holsteiners weniger Anhalt, als die osteologische Untersuchung, deren Ergebniß noch abzuwarten ist.

2. Ein alter Todtenbaum mit Skelet in Jütland.

Auf der Feldmark des Dorfes Höjballegaard, $1^1/_2$ Meilen von Aarhus (Jütland), erhebt sich aus einer Gruppe kleinerer Grabhügel der 350 Fuß im Umkreis messende, 35 Fuß hohe Borrishöj oder Bormus Eshöj, welcher eine weite Aussicht über das umliegende fruchtbare Land gewährt. An der Nordostseite dieses Hügels wurden vor circa 15 Jahren in einer Steinkammer zwei Bronzeschwerter gefunden, welche man dem Könige Friedrich dem Siebenten für seine Privatsammlung überreichte. Nach der Zeit sind mehrere andere Bronzeobjecte zum Vorschein gekommen. Als der Besitzer vor einiger Zeit den Hügel abermals angrub, um den Sand zu benutzen, zeigte es sich, daß der Kern desselben aus einer schwarzen Erde bestand, die dermaßen von animalischen Stoffen durchsetzt ist, daß sie sehr wohl zum Düngen des Ackers dienen könnte.

Bei diesen Grabungen stießen nun die Leute einige Ellen südlich von der vorerwähnten Steinkiste auf einen jener hölzernen Särge der ältesten Bronzezeit, deren mehrere in Jütland gefunden worden sind. Sie bestehen aus einem gespaltenen, ausgehöhlten Eichenstamme, in dem die Leiche nebst Beigaben der Erde übergeben ist. In dem hier besprochenen Sarge oder Todtenbaume lag ein wohl erhaltenes Skelet, bekleidet mit nachbenannten wollenen Gewändern: einer Jacke, einem Mantel, einem außerordentlich schön gewebten, gestreiften dreifarbigen Gürtel mit anhängenden Franzen, einem kunstvoll geknüpften Haarnetz, einem andern Netze (Fragment) und einem Stück von einer Thierhaut, wahrscheinlich einer Ochsenhaut, in welche der Todte eingehüllt worden. Die Kleider und besonders der Gürtel sind so vortrefflich erhalten, daß es kaum glaublich ist, daß sie Jahrtausende in der Erde gelegen haben. An ferneren Beigaben fand man einen schönen Dolch mit Horngriff, einen großen und zwei kleinere sogenannte Tutuli, zwei Armbänder, einen Kopfschmuck und eine Fibula. Diese Gegenstände sind sämmtlich von Bronze, verziert mit Schlangenornamenten, Strichen und Punkten; endlich lagen noch in dem Sarge ein Krug und ein Gefäß von Thon. Der Kopf der Leiche lag nach Südwesten, das lange, reiche Haar scheint blond gewesen zu sein, obgleich es wie auch die Kleider von der schwarzen fetten Erde geschwärzt war. Das Skelet wurde leider bei der Aufnahme beschädigt, es sind sogar einige Glieder verloren gegangen; doch ist der größere Theil gerettet und mit dem Sarge und den Beigaben an das antiquarische Museum zu Aarhus abgeliefert worden *).

*) In der Nähe von Hagestadsborg in Schonen sind kürzlich wieder römische Silbermünzen gefunden und von dem Gymnasialdirector Dr. Benzelius in Ystad bestimmt und für die Wissenschaft gerettet worden. Es sind 550 Denare von Nero bis Septimius Severus, die wahrscheinlich im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dort vergraben worden sind.

Forschungsreise durch die Wüste El Tih auf der Sinai-Halbinsel.

Von **C. F. Tyrwhitt Drake.**

III.

Wüstenthiere und arabische Thiersagen.

Ratte, arabisch Jerbuah, auch dirs und dars, zuweilen Za rumaib (der Herr der kleinen Lanze). Es giebt verschiedene Arten von Dscherboas und Wüstenratten; einige von ihnen werden nur an den Felsen gefunden, andere graben im Sande und Kies. Unter den Arabern herrschen verschiedene Ansichten darüber, ob es erlaubt sei, die Dscherboa zu essen oder nicht; einige verspeisen sie, andere aber halten sie als „Kriechthier“ für unrein. Die Araber sagen, daß sie niemals trinken, in Gemeinden leben und einen Scheich erneunen, den sie aber unbarmherzig tödten, falls dessen Regiment ihnen nicht zusagt. Ein arabisches Sprüchwort sagt von einem hinterlistigen Menschen: Er verfährt wie eine Dscherboa. Dieses wird mit Bezug auf die Höhlen der Dscherboa gesagt, welche von außen fest erscheinen, die aber unterminirt sind und nachgeben, wenn man darauf tritt.

Leopard (Felis leopardus), arabisch Nimr, zuweilen am Sinai auch Giblan genannt, weil Giblan der Name des Häuptlings der Nimr oder Leopardenfamilie der Adwan-Araber in Moab ist; die Jungen heißen Weschek. In den mehr abgelegenen und unzugängigen Bergen des Sinai sind diese Thiere keineswegs selten, und bei einem frühern Besuche dieses Landes wurde mir erzählt, daß elf Kameele von ihnen im vorhergehenden Jahre zwischen Senned und dem Wady Nasb getödtet worden waren. Wie der Klippschliefer soll der Leopard früher ein Mensch gewesen sein, der in seine gegenwärtige Gestalt verwandelt wurde, weil er seine Abwaschungen vor dem Gebete mit Milch vornahm und so die guten Gaben Gottes ihrem eigentlichen Zwecke entfremdete. Leoparden sind ziemlich häufig an den Ufern des Todten Meeres. Ihre Spuren wurden hier von de Saulcy fälschlich für Löwenspuren angesehen, welches Thier jedoch in Palästina und der Tih ausgerottet ist. Die Beduinen versichern, daß die jungen Leoparden mit einer Schlange um den Hals geboren werden, und daß, wenn ein Leopard krank sei, er sich durch Mäusefressen heile. Ihr Fett wird arzneilich benutzt und ihr Haar wird als Zaubermittel verbrannt, um Scorpione und Tausendfüße zu vertreiben.

Eidechsen. Die größeren Eidechsen, namentlich Uromastix spinipes, heißen im Arabischen dhabb und die kleineren Nardhun. Die Beduinen sagen, daß die ersteren 70 und mehr Eier legen, welche Taubeneiern gleichen, und daß die Jungen anfangs blind seien. Sie sollen sehr langlebig sein und man erzählte mir gar von 700 Jahren als der Grenze ihres Lebens. Von einigen Stämmen werden sie gegessen, doch im Allgemeinen betrachtet man sie als unrein. Die Syrier verfluchen sie, da sie die Gebetübungen der Rechtgläubigen verspotten sollen. Sicherlich ist die Art, wie sie ihre Körper auf- und niederheben, kein schlechtes Zerrbild der mohammedanischen Gebetgesten. Die getrockneten Körper einiger Stinke oder Sandeidechsen (arabisch Sakankur) werden im Orient viel als Aphrodisiaca verlangt. Die besonders beliebte Art kommt im Nedsched vor, von wo die Hadschkarawanen große Quantitäten mitbringen.

Eule, arabisch bumeh. Dieser Vogel wird an einigen Orten mit großer Verehrung betrachtet, da, einer Tradition zufolge, die Seelen der Verstorbenen in der Gestalt einer Eule auf den Gräbern erscheinen. Mir wurde gesagt, daß sie von Vogelstellern zuweilen als Lockvögel benutzt würden.

Taube, arabisch hamam, Wildtaube Jomam. In Aegypten giebt es sehr viele Tauben, welche in besonderen für sie erbauten Thürmen nisten. Sie werden namentlich des Düngers wegen gehalten, welcher vortrefflich wirkt und massenhaft ausgeführt wird. Die meisten Moscheen sind von Tauben bevölkert, und nicht selten wird von frommen Mohammedanern eine Summe vermacht, um Korn für sie zu kaufen. In Jerusalem sind sie besonders häufig. „Sicherer als die Tauben des Harems“ ist ein arabisches Sprüchwort, auch gebraucht man den Ausdruck „traurig wie eine Taube“ in der orientalischen Poesie so gut wie in der abendländischen.

Wachtel, im Arabischen gewöhnlich Summana oder Selwa. Ich begegnete nur einem einzigen Exemplare in der Tih, und dieses nannten die Eingeborenen Firreh. Eine Tradition sagt, daß das erste Fleisch, welches faul und stinkend wurde, das von den Kindern Israel aufgestapelte Fleisch der wunderbaren Wachteln war (2 Mose 16, 20), welches gegen den Willen des Allmächtigen geschehen war.

Raben. Es kommen drei Arten dieser Vögel zerstreut über die Wüste vor, nämlich Corvus corax, Corvus umbrinus und Corvus affinis; alle drei werden von den Arabern Ghorab genannt. Sie werden gewöhnlich in der Nähe der Kameelherden gefunden, auch sieht man sie oft auf dem Rücken dieser Thiere nach Zecken suchen. Ihre Hauptnahrung besteht in Reptilien und Insekten, doch zieht jedes todte oder sterbende Thier sie an. Einst sah ich zwei Raben ein vor Erschöpfung niedergesunkenes Pferd angreifen. Ein arabisches Sprüchwort sagt: „Nehmt einen Raben zum Führer und er wird euch zu einem todten Hunde leiten.“ — Eine arabische Tradition, die, gleich so mancher andern, dem alten Testament entnommen ist, schreibt die erste Idee zum Begräbniß dem Raben zu. Während Adam auf einer Pilgerreise nach Mekka begriffen war, errichteten Kain und Abel ein jeder einen Opferaltar. Kain, ein Landwirth, opferte den Abfall aus seinem Garten; Abel dagegen wählte den schönsten jungen Bock aus seiner Herde und legte ihn auf den Altar. Sein Opfer wurde gnädig angesehen und der Bock in den Himmel genommen, wo er blieb bis er statt des Ismael benutzt wurde, als dessen Vater Abraham ihn auf dem Berge Moriah opfern wollte. Kain aber, welcher sah, daß sein Opfer verschmäht wurde, wurde plötzlich so von Eifersucht gegen seinen Bruder ergriffen, daß er ihn erschlug. Bestürzt über die That, wußte er nicht, was er mit dem Körper anfangen sollte; er schleppte ihn daher Jahre lang mit sich herum. Endlich sah er zwei Raben, die tödtlich mit einander stritten; nachdem der eine den andern getödtet, grub er ein Loch in die Erde und begrub jenen. Kain begriff diesen Wink und führte nun das erste Begräbniß aus, wie er den ersten Todtschlag gethan. Adam kehrte heim, trauerte

über seinen Sohn und verfluchte den Boden, der dessen Blut getrunken, weshalb nach dem Glauben der Mohammedaner die Erde nie wieder das Blut eines Ermordeten auffangen wird; im Gegentheil, es bleibt auf dem Boden als belastendes Zeugniß für des Mörders Schuld.

Wüstenhuhn (Petrocles setarius). Diese Art ist sehr häufig in der Wüste; doch kommen noch drei andere Arten vor, nämlich Petrocles exastus, P. senegalensis, welches Tristram am Todten Meere fand, und P. arenarius. Alle zusammen heißen Kata, oder im Beduinendialekte gata. (In Marokko Koudri.) Die zuerst und zuletzt erwähnte Art werden von einigen Beduinen respective Koudrijeh und Sunifeh genannt. Diese Vögel müssen Morgens und Abends trinken; sie leisten damit auch dem Reisenden einen großen Dienst, indem sie ihm die Nähe des Wassers anzeigen. Während ich mich in Damaskus aufhielt, wurde mir versichert, daß diese Hühner in so großer Menge im Gebiete der Anazeh-Beduinen vorkommen, daß während der Brützeit zwei Mann, die mit einem Kameelhaarsack ausziehen, ihn in der kürzesten Zeit mit Eiern füllen. Das Kata soll stets drei Eier legen, nicht mehr und nicht minder. Die rein geschabten Knochen sollen als ein Mittel gegen Kahlköpfigkeit gut sein, und der Kopf gilt als ein Zauber, um schlafenden Leuten Geheimnisse abzulocken. Da es so sicher Wasser anzeigt, haben die Araber das Sprüchwort: „Wahrheitsliebender als das Gata."

Schaf. Der eigentliche arabische Name ist Dhán; Ghanem ist eine allgemeine Bezeichnung für Schaf- und Ziegenherden. In der Tih giebt es wenig Schafe, doch in Moab und Palästina sind sie sehr zahlreich; dies ist gewöhnlich die fettschwänzige Abart (Ovis laticaudata). Eine feinwollige Zucht kommt in einigen Districten vor. Stets habe ich bemerkt, daß im Orient die Schafmilch besser als jene von Kühen oder Ziegen ist.

Schlangen, arabisch hai jeh, taaban offi (ὄφις), dudeh (wörtlich Wurm), rakschah (gesprenkeltes Thier). Da ich im Winter die Tih passirte, so waren nur wenig Schlangen aufzufinden. Die Stellung der Hornschlange (Cerastes Hasselquisti), welche ich fing, war bemerkenswerth. Sobald sie mich erblickte, begann sie zu zischen und, indem sie sich wie zu einem Knoten zusammenwand, brachte sie durch Reibung ihrer Schuppen einen eigenthümlichen raspelnden Ton hervor. Diese Schlange wird von den Arabern als die gefährlichste unter allen betrachtet; sie fürchten sich daher sehr vor ihr. Sie behaupten auch, daß eine Schlange, welche einen Knochen verschlungen hat, den sie nicht verdauen kann, sich so lange kräftig um einen Baum winde, bis der Knochen in ihr völlig zerbrochen ist.

Schildkröte (Testudo graeca); arabisch Salahfát. (In Marokko afkah.) Die Wasserschildkröte (Emys caspica) wird lejah genannt. Die erstere wird zuweilen in der Tih gefunden; sie ist gemein in Palästina. Die letztere kommt häufig in den Teichen und Strömen dieses Landes vor. Eine andere Art Landschildkröte (Testudo marginata) wird von Tristram erwähnt, der sie am Berge Karmel fand. Man weiß, daß die Wasserschildkröte Fleisch frißt, und die Araber sagen, daß die Landschildkröte auch Schlangen fresse; doch glaube ich, daß dieses völlig unrichtig ist. Schildkröten haben einen sehr starken Geruch, und ich habe in Marokko Spürhunde vor ihnen stehen sehen, als hätten sie Wild vor sich.

Geier. Der ägyptische (Neophron percnopterus), arabisch rakhamah, hebräisch racham oder onak, in Marokko sew. Dies ist der einzige überhaupt in der Wüste häufig gesehene Geier. Der gelbe Geier (Gyps vulvus) und der Lämmergeier (Gypaetus barbatus) gehen selten über die Grenzen cultivirter Gegenden hinaus. Der ägyptische Geier wird häufig in der Nähe arabischer Lager gefunden, wo er das Amt des Schinders mit den Hunden theilt. Trotzdem betrachten manche Stämme in Nordafrika wie im Orient sein Fleisch als einen Leckerbissen.

Wolf (Canis lupus), arabisch dib. Diese Thiere kommen in den Gebirgen des Sinai und Palästinas vor, doch selten in der Tih. Sie leben nicht, wie die europäischen Wölfe, in Rudeln, sondern jagen zu zweien und dreien. Die Beduinen behaupten, daß sie mit einem offenen Auge schlafen, und haben ein dem unsrigen ähnliches Sprüchwort: „hungrig wie ein Wolf." Der Hunger wird zuweilen Da ed dib, Wolfskrankheit, genannt. Verschiedene Theile des Thieres dienen als Zaubermittel; so soll ein Wolfskopf im Taubenschlag oder der Schwanz im Viehstall andere wilde Thiere von diesen abhalten.

Im Anschlusse an die mit wirklichen Thieren verknüpften Sagen besitzen die Beduinen noch eine Masse Erzählungen, die sich auf Fabelwesen beziehen, auf die Ginn, die Efrit und Ghoul. Diese liegen schwerlich in meinem Bereich und sind von Lane (Arabian nights, Vol. I.) schon genügend beschrieben. Aber ich will noch die Nis-nás erwähnen, welche einem der Länge nach durchgeschnittenen Menschen gleichen und die einen Arm, ein Bein und einen halben Kopf besitzen. Man sagt, sie würden in Jemen gefunden, wo das Volk sie jage und verzehre, ungeachtet daß sie arabisch sprächen. Die Hud-hud, so genannt nach ihrem Geheul, ist ein mysteriöses, am Sinai häufiges Geschöpf. Die Beduinen behaupten es nie gesehen zu haben. Obgleich ich sein klagendes Geschrei oft in der Nähe meines Zeltes hörte und mit der Flinte in der Hand sogleich hinausstürzte, konnte ich doch nie nur einen Schein davon entdecken. In einem Augenblicke kam der Schrei aus der Luft dicht über meinem Kopfe, im nächsten Momente schallte er fern wieder vom Bergabhange, dann entfernte er sich noch mehr und war plötzlich wieder nahe. Daraus schloß ich, daß das Geräusch von einem Vogel, wahrscheinlich von einer Eule, stamme. Aber die Araber wollen nicht an eine so materialistische Lösung des Räthsels glauben.

Die Botanik der Tih, namentlich in einer dürren Zeit, wie wir sie vor uns hatten, ist eine sehr beschränkte. Das Klima ist so trocken, daß ich nicht einmal Moose und Flechten entdeckte, ausgenommen bei Nakhl, wo ich eine Art Renthierflechte fand. Sie wächst nur an der nördlichen Seite der Hügel.

Die Stelle Hiob 30, 4: „Die da Malven ausrauften um die Büsche" *) scheint fälschlich auf die Seemalve (Atriplex halimus) angewandt worden zu sein. In Nordafrika und im Lande östlich von Bir Erba kommt eine kleine Malve vor, die gegessen wird. Diese wächst unfehlbar da, wo ein arabisches Dorf gestanden hat, oder in der Nachbarschaft einer alten Stadt. Sie hat eine fleischfarbene kleine Blüthe und übersteigt selten sieben oder acht Zoll Höhe.

In den Höhlen bei Ain Muweileh krystallisirt viel Salz an der Oberfläche der Kalksteine aus. Obgleich unangenehm im Geschmack, wird es doch von den Arabern gegessen.

In Petra kratzen die Eingeborenen das Innere der Höhlen aus. Die Bruchstücke des Sandsteins werden zermalmt und ausgekocht, und ein Salpeter, rein genug, um Schießpulver daraus zu machen, wird so gewonnen. Den Schwefel findet man am Lisan und an den Ufern des Todten Meeres.

Der obige Bericht enthält natürlich nur eine Skizze unserer Arbeit. Er wird aber, glaube ich, einen Begriff von

*) Luther übersetzt „Nesseln". Anm. d. Uebers.

dem Lande geben, das wir zu erforschen hatten, und von den Schwierigkeiten, denen wir begegneten.

Zum Schlusse muß ich hier meinen besten Dank der Universität Cambridge abstatten, welche mich in der Durchforschung dieser bisher so wenig bekannten und so wichtigen Gegend unterstützte. Es ist Palmer's und meine Absicht, sobald als möglich gemeinschaftlich einen ausführlichen und systematischen Bericht unserer Forschungen zu veröffentlichen.

Die bildlichen Darstellungen auf den Goldbracteaten.

Erklärt von Professor **Worsaae.** Mitgetheilt von **J. Mestorf.**

Wir wußten zwar längst aus den isländischen Aufzeichnungen, daß die alten Nordländer es liebten, ihre Wohnungen mit geschnitzten und gemalten Bildern aus ihrer Götter- und Heldensage zu schmücken, doch ist erst seit wenigen Jahren bekannt geworden, daß sich von diesen Bildern einige bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Von nordischen Forschern wurde nämlich die überraschende Entdeckung gemacht, daß in manchen bildlichen Figuren an Runensteinen, Kirchenthüren, Möbeln, Geräthen, Waffen und Schmucksachen bekannte Gestalten der germanischen Heldensage uns entgegentreten, und zwar sind es vornehmlich die vielbesungenen Helden aus dem Geschlechte der Wölsungen, die beliebten Stoff zu solchen Bildwerken lieferten. In Norwegen finden wir z. B. an geschnitzten Kirchenthüren und Kirchenstühlen (sogenannten Brautstühlen) die Sage von Sigurd Fafnetödter, König Gunnar's Brautfahrt zu Brynhilde und König Gunnar in der Schlangenhöhle bildlich dargestellt. In Schweden entdeckte Professor Karl Säve in den eingeritzten Bildern zweier prächtigen Runensteine gleichfalls eine Darstellung des Liedes von Sigurd Fafnetödter, und auf dasselbe Lied habe ich die Figuren auf dem Steine zu Fahrenstedt in Angeln (Schleswig) zurückgeführt*). Von diesen Bildern reichen die jüngsten norwegischen Sculpturen mindestens ins vierzehnte Jahrhundert zurück, die schwedischen bis 1000 bis 1050.

Nun aber hat Herr Etatsrath Worsaae neuerdings gezeigt, daß schon um 400 bis 500 Jahre früher an goldenem Schmuck (Bracteaten) derartige Bilder vorkommen (vergl. Forestillingerne paa Guldbracteaterne af J. J. A. Worsaae. Kjöbenhavn 1870 mit 10 lithographirten Tafeln). Es gehörte Muth dazu, die grotesken, fratzenhaften Gestalten der Bracteatenbilder auf die stattlichen Helden zu beziehen, deren Körperschönheit und Ebenmaß der Glieder Sage und Sang nicht genug zu rühmen wissen, und Herr Worsaae hat in der That mehrere Jahre mit seiner Entdeckung zurückgehalten. War er auch, nachdem er die norwegischen Holzsculpturen im Original studirt, von der Zulässigkeit seiner Deutung der Bracteatenfiguren mehr und mehr überzeugt worden, so waren doch damit nicht alle Bedenken gehoben, indem ihm einestheils der Sprung vom dreizehnten und zwölften ins achte und siebente Jahrhundert zu gewagt erschien, anderntheils die allgemeine Kenntniß der Eddalieder außerhalb Norwegen und Island in so früher Zeit weder durch literarische noch andere Denkmäler erwiesen war. Als indessen mit den von Professor Säve entdeckten und beschriebenen Sigurdbildern in Schweden ein locales und chronologisches Mittelglied gefunden war, zögerte auch Worsaae nicht länger, die Resultate seiner Studien der Goldbracteaten vorzulegen, indem er geltend machte, daß ein Sagenstoff, den der Künstler zum Vorwurf eines Bildes machen durfte, in der gewissen Voraussetzung, daß es von jedem Beschauer ohne weitere Erläuterungen verstanden werde, keine Novität im Lande sein konnte, sondern ein Blatt sein mußte von einem Baume, dessen Aeste über den ganzen Norden zweigten, der seit Jahrhunderten im Herzen des Volkes wurzelte und auch nach Jahrhunderten noch immer frisches Grün und neue Blüthen trieb.

Seitdem die Hypothese, daß die heutige Bevölkerung der skandinavischen Halbinsel von Norden her ins Land gekommen, hinfällig geworden, dürfen wir ohne Furcht, in neue Irrthümer zu fallen, annehmen, daß die Einwanderung vom Süden nach Norden sich bewegte, und daß mit dem Volke auch der angeerbte Sagen- und Mythenschatz von Süden nach Norden zog. Es läßt sich demnach mit Sicherheit annehmen, daß die Kenntniß der in der Edda bewahrten Sagen in den altdänischen Landen älter ist, als in den nördlichen Nachbarländern. Weist doch die Edda selbst auf deutsche Quellen zurück! Und wenngleich die Lieder und Erzählungen, bevor sie (d. h. ein Theil derselben) auf Island gesammelt und niedergeschrieben wurden, manche Umdichtung und Neugestaltung erfahren hatten, so waren doch die Grundzüge dieselben geblieben.

Obwohl sonach die von Worsaae versuchte Deutung der Bracteatenbilder eine durchaus berechtigte ist, läßt sich doch nicht leugnen, daß dieselbe dem unbefangenen Auge anfangs äußerst kühn, bisweilen sogar erkünstelt scheint; allein eine von seinem Gesichtspunkte und nach seiner Anleitung unternommene Prüfung der vorhandenen Abbildungen von Goldbracteaten*) überzeugt völlig von der Richtigkeit seiner Erklärungen, und man dürfte mir darin beistimmen, daß der Einblick in das künstlerische Schaffen jener fernen Zeit, der uns hier eröffnet wird, für Kunsthistoriker und Sagenforscher von eminenter Bedeutung ist, und daß wir Herrn Professor Worsaae für diesen Hinweis zu Dank verpflichtet sind.

Bevor wir die bildlichen Figuren näher besprechen, sei ein Wort über das Alter, die örtliche Verbreitung und sachliche Bedeutung der Bracteaten eingeschaltet. Die ältesten, meistens von Gold, fallen in die Solidusperiode

*) Siegfriedbilder, beschrieben und erklärt von Karl Säve, aus dem Schwedischen übersetzt und mit Nachträgen versehen von J. Mestorf. Hamburg 1870. Bei Otto Meißner. Die Nachträge behandeln die norwegischen Sculpturen und den Schleswiger Stein, und weisen auf ähnliche süddeutsche Bildwerke hin. — Die Abbildung des Schleswiger Steines ist nach einer im Jahre 1836 entworfenen Zeichnung wiedergegeben. Erst im vorigen Jahre hatte ich Gelegenheit, das Denkmal selbst in Augenschein zu nehmen, und fand nicht nur die Figuren correcter und besser erhalten als die Zeichnung vermuthen läßt, sondern in dem vierten Felde — was von dem Zeichner unbegreiflicherweise übersehen ist — auch noch einen Baum (Eiche). Im zweiten Felde läßt sich kein Reiter entdecken, wohl aber ein Pferd mit einer Bürde auf dem Rücken. Für die Erklärung des Monumentes ist diese Berichtigung und Bereicherung der Figuren von Wichtigkeit.

*) Vergl. Atlas f. nord. Oldkyndigh., Stephens: Old northern runic monuments, Worsaae a. a. O. Montelius: Från jernåldern.

(Hildebrand) oder das mittlere Eisenalter (Engelhardt) 450 bis 700 n. Chr. Sie sind von dünnem Goldblech, nur auf einer Seite geprägt und von 1 bis 2 Zoll im Durchmesser. Die 3 bis 4 Zoll messenden sind als Seltenheiten zu betrachten, und auch bei diesen mißt das eigentliche Bild nicht über $1^1/_2$ Zoll. Man hat Bracteaten in verschiedenen Ländern Europas gefunden und ihnen deshalb sowohl als aus sprachlichen Gründen (mit Bezug auf die Runenumschriften) ihren nordischen Ursprung abgesprochen. Die Bracteatenrunen gehören der ältern Runenschrift an, die auch an anderen Schmucksachen, Waffen 2c. und an einigen Runensteinen vorkommt. Professor Rygh hat sie wiederholt in norwegischen Gräbern des ältern Eisenalters an der innern Fläche der Grabsteine gefunden. Professor Stephens erklärt alle außerhalb Skandinaviens gefundenen Bracteaten für „Wanderer"; Worsaae dagegen räumt ein, daß Norddeutschland möglicherweise Theil an ihnen habe; doch lehrt er uns, daß in skandinavischer Erde neunmal so viele gefunden worden sind, als in allen anderen Ländern Europas zusammengenommen, in Dänemark allein 170 Stück. Von den altdänischen Landen breiten sie sich, wiewohl dünner gesäet, nach Norden und Süden aus. Ursprünglich Nachbildungen römischer Kaisermünzen, haben sie gleichwohl, wie sich schon aus der großen Gewichtdifferenz schließen läßt, nie als Münzen cursirt, sondern dienten zu Fest- und Ehrengaben und wurden, wie auch die Oese zum Durchziehen eines Bandes oder einer Kette anzeigt, einzeln oder an einander gereiht um den Hals getragen.

Der Typus der älteren Exemplare erinnert an die Vorbilder. Als nach dem Verfalle des weströmischen Reiches der römische Einfluß auch auf den Geschmack und die Kunstbestrebungen der germanischen Völker aufhörte und diese begannen, ihre Vorbilder aus heimischem Stoff zu wählen, da sahen wir, wie sich in der Kunstgeschichte ähnliche Beispiele nachweisen lassen, daß dieselben Zeichner, welche im linearen Ornamentstil viel Geschmack und Geschick bekundet hatten, in der Nachbildung organischer Geschöpfe sich so unbeholfen zeigten, daß ihre Leistungen uns an die ersten künstlerischen Versuche auf der Schiefertafel von Kindeshand erinnern.

Dieser Standpunkt des Künstlers darf bei der Auffassung der Bracteatenfiguren eben so wenig außer Acht gelassen werden, wie die räumliche Beschränkung der Bildfläche. Stand dem Künstler eine Steinplatte von 16 Fuß Länge (Schweden) oder ein 6 Fuß hohes Portal (Norwegen) zur Verfügung, da konnte er, den Meißel in der Hand, das ganze Lied von Sigurd Fafnetödter, vom ersten bis zum letzten Verse singen. Er konnte darstellen, wie Regin der Schmied dem jungen Helden das Schwert schmiedet, wie Sigurd dasselbe prüft und nicht stark genug befindet, wie er, nachdem der Schmied ein besseres Schwert geliefert, mit diesem den Drachen ersticht; — wie er unter einem Baume sitzend auf Regin's Geheiß das Herz Fafne's über dem Feuer brät, sich den Finger verbrennt und denselben in den Mund steckt und darauf die Stimmen der Vögel versteht, die über ihm in den Zweigen sitzen; — wie er ihren Rath befolgend Regin ersticht, und endlich das mit dem Schatze beladene Roß, auf dem er davonreitet zu weiteren Abenteuern. Auf einer Bildfläche von $^3/_4$ bis $1^1/_2$ Zoll aber war nur Raum für die Hauptperson, der zu bessern Verständniß einige charakteristische Nebendinge, wie Drache, Roß, Vogel, Schmiedewerkzeuge u. s. w., beigefügt wurden. Hierauf beruft sich auch Worsaae, dem wir in der nachfolgenden kurzen Besprechung der verschiedenen Typen folgen.

Fig. 1.

Er erinnert daran, daß vor ihm schon Thomsen einen Versuch gemacht habe, eine häufig vorkommende Bracteatenfigur: menschlicher Kopf oberhalb eines Pferdes und daneben ein oder zwei Vögel, — auf Odin mit seinem Roß Sleipnir und den beiden Raben zu beziehen. Worsaae giebt zu, daß einzelne Bracteaten auf Göttergestalten hinweisen, die vielen Varianten des von Thomsen auf Odin bezogenen Typus aber, der häufig in einen Kampf mit Ungeheuern übergeht, machen ihm eine Erklärung durch Sigurd's Drachenkampf viel wahrscheinlicher.

Eine Neuordnung der schönen Kopenhagener Bracteatensammlung und ein gründliches Studium aller ihm zu Gebote stehenden Abgüsse und Abbildungen von Goldblechmünzen überzeugten Professor Worsaae bald, daß dieselben nach den verschiedenen Typen gesondert werden müssen, und ferner, daß die an den verschiedensten Fundorten wiederkehrenden gleichartigen Figuren keine willkürlichen Schöpfungen des Stempelschneiders seien, sondern jedem einzelnen Typus trotz der vielen Variationen ein bestimmtes Motiv zu Grunde liegen müsse; — und endlich, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl einzelne Momente der norwegischen und schwedischen Sigurdbilder zur Anschauung bringe. Um dies seinen Lesern zu verdeutlichen, giebt er Abbildungen von 64 Bracteaten, und verweist als Ausgangspunkt auf einen Typus, von dem nebenstehende Figur 1 eine Probe giebt. Wir sehen auf demselben einen behelmten Mann in sitzender oder kniender Stellung (Sigurd), welcher seinen (gebrannten) Finger in den Mund steckt, ein Pferd (Grane) und einen Vogel (der ihm die Warnung ins Ohr flüstert). Die Variationen dieses Typus, auf welchen Vogel und Roß oft viel deutlicher sind, zeigen bisweilen außer den genannten Figuren noch einen Drachen, bisweilen nur einen behelmten und mit Armringen geschmückten Mann, der einen Finger in den Mund steckt (z. B. auf zwei Exemplaren des Dannenberger Fundes [Hannover] und zwei in Fühnen gefundenen).

Fig. 2.

Zu dieser Gruppe gehört auch ein im Amte Hadersleben (Schleswig) gefundener Bracteat, Figur 2, der außer dem behelmten Manne, Pferd und Vogel, einen Hirsch und zwei um einander gewundene Schlangen im Gepräge führt. Worsaae schwankt, ob er hier einen Anklang an die (auch von Jordan, Sigfridsage, benutzte) Ueberlieferung denken soll, nach welcher das Knäblein Siegfried oder Sigurd von einer Hindin genährt wird, oder an die Sage von Sigurd's Schwiegersohn Ragnar Lodbrock, welcher Thora Borgarhjort (Burghindin) von einem Lindwurm erlöst. Die gewöhnlichen Nebenfiguren, Vogel und Pferd (?), und die Bewegung der linken Hand nach dem Munde scheinen uns für die erstgenannte Deutung zu sprechen.

Ein zweiter Typus (Fig. 3) zeigt einen geharnischten Ritter im Kampfe mit einem (oder zwei?) Dra-

chen. — Eine dritte Gruppe hat nur ein (belastetes?) Pferd, in welchem Worsaae das Roß Grane mit dem Schatze erkennen möchte, indem er darauf aufmerksam macht, daß auch auf Runensteinen nicht selten ein mit Schlangen umgebenes Pferd vorkommt. — Eine vierte Gruppe zeigt einen behelmten Mann zu Roß, der allerdings in keiner Beziehung zur Sage stände, wäre nicht dieselbe Figur bisweilen von einem oder zwei Vögeln begleitet, und auf einem in Mecklenburg gefundenen Exemplar, Figur 4, von Schmiedewerkzeugen, die auf Regin den Schmied hinweisen würden.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Es darf nicht unbeachtet bleiben, daß sich dieser vierten Gruppe noch eine andere anschließt, welche sich nur dadurch von ihr unterscheidet, daß das Reitthier statt der Ohren Hörner hat, die aber bisweilen so seltsam angesetzt sind, daß man sie eher für einen Schmuck des Pferdes halten möchte, weshalb diese Gruppe, so lange die Untersuchung nicht zu einem andern Resultat geführt, als eine Varietät des Sigurdtypus betrachtet werden darf.

Norwegische und isländische Holzsculpturen bezeugen übrigens, daß nicht dem Sigurd allein die Ehre ward im Bilde dargestellt zu werden. Eine höchst interessante isländische Kirchenthür behandelt ein Abenteuer Dietrich's von Bern, und die oben erwähnten norwegischen Schnitzwerke veranschaulichen Gunnar's und Sigurd's Ritt durch die Waberlohe zu Brynhilde und König Gunnar im Wurmgarten. Dies berechtigt uns auch, auf den allerdings viel älteren Bracteaten, welche nicht auf Sigurd hinweisen, Anklänge anderer Sagen zu finden, selbst da, wo keine anderweitig erhaltenen ausführlicheren Bilder eine solche Deutung unterstützen und bestätigen. Auf einem Exemplare des Dannenberger Bracteatenfundes (Fig. 5), dem zwei norwegische zu vergleichen sind, möchte Professor Worsaae den Gunnar im Wurmgarten erkennen. Für die Harfe, die er der Sage nach „mit den Zweigen der Füße schlug", und die man auf den norwegischen Sculpturen deutlich erkennt, scheint hier der Raum gemangelt zu haben.

Ein in Uppland gefundener Doppelbracteat zeigt auf der einen Seite ein weibliches Brustbild mit seltsamer Kopfbedeckung und einen Schwanenkopf an dem befiederten Halse, auf der andern zwei Männer, von welchen der eine ein Pferd am Halfter führt, welches der andere reitet und mit einem Stecken vorwärts treibt; ein anderer am Trollhätta gefundener Doppelbracteat zeigt eine Frauengestalt mit langem Haar, nur mit einem kurzen Röckchen bekleidet, die in der rechten Hand einen unbekannten Gegenstand hält, die linke in das Maul eines Pferdes legt, und auf der Rückseite schlangenartiges Gewürm. Worsaae denkt bei diesen gewiß nicht absichtlos dargestellten Figuren an die nordische oder nur im Norden bewahrte Sage von Sigurd's Tochter Swanhilde, die, ein Opfer böswilliger Verleumdung, von ihrem Gemahl, König Jörmunrek, verurtheilt ward, von den Rossen zerstampft zu werden. Geblendet von dem Glanze ihrer Augen — ein Erbtheil ihres Vaters — wagten die edlen Thiere nicht, sie zu treten, erst als ihr ein Sack über den Kopf geworfen und ihr hehres Antlitz verhüllt war, gehorchten sie, und da ließ Swanhilde ihr junges Leben. Als der Königin Gudrun diese Kunde gebracht ward, härmte sie sich um ihr Lieblingskind, und sie sandte ihre Söhne aus, den Tod der Schwester an Jörmunrek zu rächen.

Eine andere Gruppe führt nach Worsaae's Deutung auf einen ältern Theil der Sage zurück, nach welchem Odin eine Walküre mit einem Apfel zu König Rerir sendet. Eine andere erinnert daran, wie Odin in Wölsung's Halle ein Schwert in den „Kinderstamm" stieß und es dem zu eigen verhieß, der es herauszöge, was von allen anwesenden Männern nur Sigmund, der junge Wölsung, vermochte. Eine andere erinnert an ein späteres Abenteuer Sigmund's, als er mit seinem Sohne Sinfiötle in die Gewalt seines Schwagers gefallen ist und von diesem verurtheilt wird, in einem Steingrabe lebendig begraben zu werden. Ehe der Hügel geschlossen wird, wirft seine Schwester eine Garbe Stroh mit einem Stück Speck hinein. In dem Stroh aber finden die beiden Helden Sigmund's Schwert, mit dem sie einen gewaltigen Steinblock durchsägen und sich befreien u. s. w.

Der Verfasser legt uns, wie wir sehen, gleichsam ein goldenes Bilderbuch zur ganzen Wölsungasage vor; allein er fühlt, daß er hier auf schlüpferigen Wegen wandelt, da für diese subjective Auffassung keine Belege in jüngeren Bildwerken vorliegen, auf die er sich, wie bei den Sigurdbildern, berufen könnte. Er verlangt auch keinen Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Deutung, sondern begnügt sich, die Blicke auf diese merkwürdigen Bilder hingelenkt zu haben. Denkt man sich indessen hinein in den Kunststil jener Zeit und wird die Sage in uns lebendig, so ist nicht wohl einzusehen, warum nicht der eine Abschnitt so gut wie der andere zu bildlichen Darstellungen inspiriren konnte, und sonach würde die Bestätigung der von Worsaae gewagten Deutung auf den Ergebnissen weiterer Untersuchungen beruhen, die gewiß nicht ausbleiben werden. Zu einer solchen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Strenge vollzogenen Untersuchung bedarf es jedoch nicht nur einer Bereicherung des Materials, sondern vor Allem einer kritischen Bearbeitung des vorhandenen, welche, wie auch Worsaae verlangt, den verschiedenen Typus der Figuren, Fundort und Alter der einzelnen Exemplare scharf ins Auge faßt.

Glaubte Worsaae von Thomsen's Erklärung eines oft vorkommenden Bracteatentypus durch Odin mit den Raben absehen zu müssen, so behauptet er damit nicht, daß die Götter von den bildlichen Darstellungen der Alten ausgeschlossen waren. Die Sagas erzählen (aus späterer Zeit freilich), daß Baldur, Heimdal, Loke und besonders Thor häufig im Bilde verkörpert wurden, und auf gotländischen Runensteinen sind unzweifelhafte Reminiscenzen aus dem Walhallacultus entdeckt worden. Worsaae ist auch geneigt, auf einem in mehreren Exemplaren vorhandenen Goldbracteaten Gott Frey mit seinem Sonneneber zu erkennen, auf einem andern vielleicht Odin mit Mime's Haupt; hauptsächlich aber ist es ein häufig wiederkehrender Typus, der nach seiner Ueberzeugung auf Thor hinweist. Es ward bereits erwähnt, daß der behelmte Krieger bisweilen ein gehörntes Thier reitet, welches freilich oft wie ein Pferd aussieht und wie dieses Sattelgurt, vielleicht auch Sattel trägt. Worsaae sondert diese Bilder in zwei Classen, je nachdem das Thier außer den Hörnern auch einen Bart hat oder nicht, und diese Unterscheidung scheint um so wichtiger, da

der Typus mit dem Barte am häufigsten auf solchen Exemplaren vorkommt, die sich durch ihre Größe und Schönheit vor anderen auszeichnen, was allerdings die Vermuthung nahe legt, daß hier das Bildniß eines höhern Wesens zu suchen ist und zwar dasjenige einer Gottheit, welcher der Bock geheiligt und deren Cultus weit verbreitet war, d. i. Thor.

Der Thorcultus ist im Norden älter als der ausgebildete Walhallacultus. Erst in einer spätern Zeit, als Odin, dem hehren Walvater und allweisen Himmelskönig, die höchste Ehre erwiesen wurde, sank Thor zum Riesenbekämpfer und Gott der Bauern und Leibeigenen herab, wiewohl ihm, als adoptirte höchste Gottheit einer ältern Landesbevölkerung, alle schuldige Ehrfurcht gezollt ward und im Volke sein Ansehen auch ungeschmälert blieb. Ließen die Götter es sich gefallen, die Dauer ihrer Herrschaft nach der Art weltlicher Regenten begrenzt zu sehen, so möchte ich Thor als Obergott der Gauten zur Zeit des ältern Eisenalters, Odin als Obergott der Suionen zur Zeit des jüngern Eisenalters hinstellen. Danach wäre es denn auch erklärlich, daß die größten und prächtigsten Bracteaten nicht auf Odin, sondern auf Thor hinweisen, dessen Majestät in den dänischen Landen derzeit noch ungeschwächt war; der ausgebildete Odincultus scheint sich nämlich von den Mälarprovinzen aus über den skandinavischen Norden verbreitet zu haben.

Nach der eddischen Götterlehre reitet aber Thor nicht auf einem Bock, sondern er fährt mit zwei Böcken, und darum darf es nicht übersehen werden, daß auf den Bracteaten, welche Worsaae auf Thor bezieht, nicht, wie bei den anderen Reiterfiguren, die Hand des Reiters auf dem Halse des Thieres liegt. Zu beachten ist auch, daß auf einem der prachtvollsten und größten aller bisher gefundenen Exemplare zwischen den reichen Ornamenten ein Kreis von Menschenköpfen, ein zweiter Kreis von Böcken erkannt wird; bei einem andern sind keilförmig gruppirte Menschenköpfe, und einmal kommt ein einzelner Menschenkopf unterhalb der Oese vor. Worsaae hält diese Figuren keineswegs für zufällig, sondern gedenkt dabei der Menschen- und Thieropfer, welche dem Gotte zu bestimmten Zeiten dargebracht wurden.

Wir haben bisher nur der bildlichen Figuren auf den Bracteaten gedacht und zwei wichtige Nebendinge: die Runenumschriften und die stets wiederkehrenden mystischen Zeichen, ganz unberücksichtigt gelassen. Eine Besprechung der letztgenannten, des Hakenkreuzes und Triskelos, würde hier zu weit führen. Die Entzifferung der Umschriften, welche von verschiedenen Runologen versucht worden ist, giebt über die bildlichen Figuren keinen Aufschluß. Sie bestehen theils in der mehr oder minder vollständigen Runenreihe, theils in kurzen Runensprüchen. Wie wenig zuverlässig die Deutung derselben bis jetzt ist, zeigt ein Vergleich der ganz verschiedenen Lesarten Dietrich's und Stephen's. Erfreulich ist es, daß auch der sprachgelehrte Runologe Professor Bugge in Christiania in dem laufenden Jahrgange der dänischen „Aarböger“ eine Abhandlung über die Inschriften der Goldbracteaten veröffentlichen wird, wenngleich, nach Worsaae's Andeutung, auch diese nicht viel Anhalt zum Verständniß der bildlichen Figuren in Aussicht stellt.

Aus allen Erdtheilen.

Wilde Kinder weißer Leute in Australien.

In der Industrieschule zu Ballarat in Victoria befinden sich zwei junge Mädchen, welche eine interessante psychologische Erscheinung bilden. In der dort erscheinenden Zeitung „Age“ giebt ein Arzt, welcher genaue Beobachtungen angestellt hat, einen ausführlichen Bericht, aus welchem wir das Wesentliche mittheilen wollen.

Im Jahr 1867 wohnte bei Eldorado, im Ackerbaubezirke von Tarawingi, der Farmer James Gordon; er stammt, wie auch seine Frau, aus Nordirland und ist Presbyterianer. Beide waren körperlich und geistig in vollkommen normalem Zustande; ein Gleiches ist der Fall mit dreien ihrer Kinder, zwei Knaben und einem Mädchen. Ganz anders verhält es sich mit ihren beiden anderen ältesten Kindern: Mary Jane und Anne. Sie sind genau so behandelt worden wie ihre übrigen Geschwister, aber ihre Aeltern haben aus dem Munde dieser beiden Kinder niemals articulirte, verständliche Laute gehört. Beide sprachen mit einander in einem Gedibber, durch welches sie sich unter sich verständlich machten, aber bis zu eigentlichen Wörtern brachten sie es nicht. Sie waren wild und unbändig und wären ohne die strenge Aufsicht ihres Vaters gern fort und in den Busch gelaufen. Im Jahr 1867 stellte sich bei dem Vater Geistesstörung ein und man schaffte ihn nach Beechworth in die Irrenanstalt. Von da an wurden die Mädchen noch unbändiger, liefen häufig vom Hause fort, blieben längere Zeit im Busch und stillten ihren Hunger mit dem, was sie eben fanden. Ihr ganzes Benehmen gemahnte an das wilder Thiere und sie wurden mehr und mehr menschenscheu. Sobald sich Jemand ihnen näherte, liefen sie fort. Mit anderen Kindern vermieden sie jeden Verkehr, sie selber jedoch waren einander anhänglich und unzertrennlich. Was die eine bekam, theilte sie mit der andern.

Das ging so fort bis zum Juli 1870. Die Mutter wußte nichts mehr mit ihnen anzufangen und bat bei der Polizei um Aufnahme in eine sogenannte Industrieschule. Am 15. Juli wurden sie von Herrn A. C. Wells, Parlamentsmitglied, vor die Behörde in Eldorado gebracht als verwarloste Kinder; die Mutter machte dann folgende Aussagen: Das älteste ist nun 11, das andere 9 Jahr alt; beide sind völlig wild; sie haben keine verständliche Sprache; sie laufen, wenn es irgend angeht, in den Busch. Dort hat vor vierzehn Tagen der Constabel Shoebridge sie eingefangen. — Dieser berichtet seinerseits: Als ich nach ihnen suchte, erfuhr ich, daß sie in einer Schäferhütte gewesen seien und in Abwesenheit des Schäfers Brot und Hammelfleisch weggenommen hätten. Als ich sie fand, waren sie wirklich wild; sie hatten sich schon einige Tage und Nächte im Busch umhergetrieben und befanden sich in einer jämmerlichen Lage. Sie benahmen sich wie wilde Eingeborene, aber eigentlich viel schlimmer; sie wollten immer wieder fortlaufen. Sie kletterten an den Bäumen hinauf wie wilde Katzen, oder krochen in Löcher, wie das Opossum thut; kurzum, sie kamen mir wie Thiere vor. Das Einfangen kostete Mühe und gelang erst, nachdem zwei kräftige Burschen sie verfolgt und niedergerannt hatten, als wären sie auf der Kängeruhjagd. Ich fand ihr Haar ganz wirr und verfilzt, ihre Haut höchst unrein und ihre zerrissene Kleidung war wie Lumpen.

Am 19. Juli brachte man die „wilden“ weißen Mädchen nach Ballarat, mußte aber unterwegs wohl aufpassen, denn sie versuchten mehrmals zu entfliehen, und das älteste wollte auch dann noch fortlaufen, als es sich bereits in der Anstalt befand.

Als beide in den großen Saal gebracht wurden, blickten sie forschend umher, offenbar um aussindig zu machen, ob und wo sie entrinnen könnten. Dann sprang das jüngste auf und verkroch sich hinter einem Stuhle, während das ältere sich auf den Herd setzte und einen Augenblick trotzig umherblickte. Alle Versuche, beide zum Sprechen oder zum Aufblicken zu bewegen, schlugen fehl; sie liefen allemal fort, sobald Jemand ihnen näher trat. Sie rührten keine Nahrung an, so lange Jemand im Saale war; sobald sie sich allein befanden, nahmen sie die Speise und krochen unter einen Tisch, um sie dort gierig zu verzehren; das Fleisch zerrissen sie mit Zähnen und Händen.

Das dauerte so eine ganze Reihe von Wochen fort. Die Mädchen hatten keinen Begriff von Sauberkeit und es hielt schwer, sie an einige Reinlichkeit zu gewöhnen. Alles, was sie sahen, erregte ihre Neugier oder flößte ihnen Furcht ein. Allmälig gewöhnten sie sich doch an ihre Umgebung und die freundliche Behandlung wirkte auf sie, aber sie machten auch nicht den geringsten Versuch, articulirt zu sprechen. Wenn sie allein waren, hörte man, daß sie in ihrem Gedibber sich mit einander unterhielten; sie schwiegen jedoch allemal, wenn Jemand eintrat, und nichts war vermögend, sie zur Aeußerung auch nur eines Tons oder einer Sylbe zu bewegen. Die Mutter sagte aus, daß das ihr, trotz aller Bemühungen, eben so wenig gelungen sei.

Der Arzt der Anstalt, Dr. Bruce, untersuchte ihre Zungenbildung, die er völlig normal fand; er konnte nicht aussindig machen, weshalb die Mädchen nicht ebenso sprachen wie andere Kinder. Als man sie nach einiger Zeit in die Schule zu anderen Kindern gebracht hatte, nahmen die Dinge allmälig eine Wendung zum Bessern; vor den Schulkindern hatten sie keine Furcht, aber vor Fremden liefen sie immer noch fort, verkrochen sich und kamen nicht eher zum Vorschein, als bis der Unbekannte fortgegangen war. Nach und nach verschwand die Furcht, aber die Neugier blieb; nach Verlauf von reichlich anderthalb Monaten waren sie schon so zahm geworden, daß sie mit den anderen Kindern spielten und ihnen auch bei dem oder jenem halfen. Das Vermögen der Nachahmung zeigte sich bei ihnen stark entwickelt, aber von Originalität, ursprünglichen Antrieben war so gut wie nichts zu bemerken. Sie versuchten zu thun, was sie Andere thun sahen, und das gelang ihnen durchgängig sofort. Als sie dann immer zahmer wurden, zeigte sich, daß sie freundliche Zuneigung zu jenen gewannen, welche sie gütig behandelten; sie wurden der Aufseherin, Frau Wilson, und der Lehrerin, Johnstone, sehr anhänglich, — aber von Sprechen immer noch keine Spur! Das Wilde verschwand und aus Entrinnen dachten sie offenbar nun nicht mehr; man ließ sie innerhalb der Anstalt frei umhergehen. Am meisten schienen die Vögel im Käfig und verschiedene Möbeln sie zu interessiren; an denen konnten sie sich gar nicht satt sehen. Unarten begingen sie nicht; mit der Hausglocke zu läuten war ihr größtes Vergnügen; auch horchten sie theilnehmend, wenn auf dem Fortepiano gespielt wurde. Jetzt brachte man ihnen auch das Abc bei; Anne konnte alle Buchstaben hersagen bis auf das S; mit dem können sie beide nicht fertig werden, auch kein Wort nachsprechen, in welchem ein S vorkommt. Im Sprechen macht die jüngere Schwester mehr Fortschritte als die ältere, welche hingegen gern Buchstaben schreibt.

Mary Jane, die älteste, ist ein hübsches, wohlgestaltetes Kind, kräftig gebauet und von guter Haltung, 4 Fuß 7 Zoll hoch; die jüngere ist 4 Zoll kleiner, aber fleischiger. Bei beiden ist das Gesicht regelmäßig, hat intelligente und einnehmende Züge; die Stirn ist wohlgebildet, Nase und Mund sind proportionirt; Hautfarbe ins Gelbliche spielend, aber die Röthe schimmert durch; Augen hellbraun. Die Mädchen sind gegen Unbekannte noch immer scheu. Zu ihrer Lehrerin sagen sie gern: „Ich thue lieben dich." Mittheilsam sind sie noch nicht; die Stimme ist etwas scharf, aber die Articulirung genau und deutlich. — (Dieser Bericht ist vom October 1870.)

Amerikanische Expedition für Tiefsee-Forschungen.

Bei der großen Wichtigkeit, welche Tiefsee-Forschungen in wissenschaftlicher wie praktischer Beziehung haben, hat die Regierung der Vereinigten Staaten beschlossen, unter der Leitung des Directors der Küstenaufnahme eine Dredging-Expedition auszurüsten, welche so ziemlich die Meere um den ganzen amerikanischen Continent herum in großen Zügen erforschen soll. Ein eigener Dampfer ist zu diesem Zwecke gebaut und zur Verfügung des Grafen Pourtalès gestellt worden, der auf dem in Rede stehenden Gebiete sich bereits rühmlich auszeichnete; mit ihm zugleich wird auch Professor Agassiz thätig sein. Ende August soll die Expedition in See gehen.

Folgendes ist der für die Expedition aufgestellte Plan. Der Dampfer verläßt Neuyork, kreuzt dann den Golfstrom bis zu den Bermudas und wendet sich, wenn nöthig, noch weiter östlich. Der Curs geht dann auf die Insel Trinidad, um hier namentlich die Tiefsee-Fauna der umgebenden Gewässer und deren Verschiedenheit oder Identität mit der Tiefsee-Fauna bei Florida festzustellen. Die nächste Station wird San Paulo, Brasilien, sein, um die östlich davon gelegene größte Tiefe des Atlantischen Oceans zu untersuchen, die hier mindestens 5000 Faden beträgt. Von San Paulo wendet sich der Dampfer, mit dem brasilianischen Küstenstrom gehend, weiter nach Süden und macht Stationen in Buenos Ayres und der Magellansstraße. In einem Zickzackcurse segelt er auf die Falklandinseln, deren Umgebung ein reiches Feld für Lothungen darbietet. In der Magellansstraße soll mindestens ein Monat in der Sommerzeit jener Region verbracht werden. Dann kommen die chilenische Küste, Juan Fernandez und Callao an die Reihe; der Curs geht hierauf nach den Galapagos, ferner nach der mexicanischen Küste zu, wahrscheinlich auf Mazatlan. Die Revillagigedo-Inseln machen den Schluß; von dort geht der Dampfer nach San Francisco, um von seiner Arbeit auszuruhen.

Die ganze Expedition wird voraussichtlich zehn Monate in Anspruch nehmen. Wird sie so ausgeführt, wie projectirt, so steht sie in ihrer Art fast einzig da. Die Gelehrten an Bord, die Ausdehnung des Unternehmens, das nicht nur Tiefsee- und Temperaturmessungen betrifft, sondern auch die Fauna, die chemische Zusammensetzung des Wassers u. s. w. in das Bereich seiner Thätigkeit ziehen soll, werden neues Licht auf die physikalischen Verhältnisse des Oceans werfen.

Douglas Forsyth †.

Das „Athenäum" vom 20. Mai meldet kurz: „Wir hören, daß Capitän Forsyth plötzlich gestorben ist. Er war eben damit beschäftigt, ein neues Werk über Centralindien in die Presse zu geben." Diese dürftige Notiz der genannten Zeitschrift giebt weder Ort noch Datum an; auch ist Central-„Indien" offenbar falsch; es soll gewiß Central-Asien gemeint sein.

Forsyth war im Juli 1870 als diplomatischer Agent des indischen Vicekönigs, Lord Mayo, nach Ostturkestan geschickt worden, um in Kaschgar mit dem Ataligh Ghasi zu verhandeln, um freundschaftliche politische und commercielle Verbindungen mit demselben anzuknüpfen und außerdem auch Kundschaft über die Fortschritte der Russen an der Nordgrenze von Ostturkestan einzuziehen. Wir haben darüber seiner Zeit Nachrichten gegeben („Globus" XVII, 268. XVIII, 303). Forsyth richtete in politischer Hinsicht nichts aus, weil der Ataligh Ghasi nicht in Kaschgar und auch nicht in Yarkend war, sondern sich auf einem Kriegszuge im Nordosten des Landes befand. Die Russen haben erklärt, daß sie ihre Grenze gegen Ostturkestan nicht über das Thianschangebirge hinausrücken und im Westen, gegen Afghanistan hin, nicht über den Oxus hinausgehen wollen. Forsyth sollte nun dem Herrscher Ostturkestans eine Grenzlinie vorschlagen, über welche derselbe sich mit Rußland zu verständigen habe. Der Ataligh hatte im Anfange des Jahres 1870 einen Gesandten nach Indien zum Vicekönig geschickt und erklären lassen, daß er einen möglichst lebhaften Handelsverkehr zwischen beiden

Ländern wünsche; aber Forsyth konnte es nicht zum Abschluß eines Handelsvertrages bringen. — Wir wollen hier bemerken, daß in amtlichen Documenten der indischen Regierung das ehemals dem Kaiser von China unterworfene Ostturkestan immer Kaschgaria genannt wird. Die unabhängigen Stämme westlich von China werden als Dsungaren aufgeführt.

Die Kohlenproduction Oesterreichs. Die Kohlenproduction Oesterreichs, welche zwar von Jahr zu Jahr steigt, genügt für den gesteigerten Bedarf der Industrie und des Haushaltes bei weitem nicht. So ist es auch begreiflich, daß die Einfuhr Oesterreichs von Jahr zu Jahr zunimmt. Was die Production im Jahre 1869 betrifft (für dieses Jahr liegen erst die Nachweisungen vor), so betrug selbe in den im Reichsrathe vertretenen Ländern an Steinkohlen 62,064,188 Wiener Centner (im Jahre 1868 59,081,298 Wiener Centner), somit um 2,982,890 Wiener Centner mehr; an Braunkohlen 55,939,050 Wiener Centner (im Jahre 1868 50,399,248 Wiener Centner), somit um 5,539,802 Wiener Centner mehr. Die Mehrproduction an Kohlen beziffert sich somit auf 8,522,692 Wiener Centner, die zwar nicht unbedeutend genannt werden muß im Verhältniß zur Steigerung des Verbrauchs, aber doch noch viel zu gering erscheint. Von der Steinkohlenproduction entfällt eine Menge von 35,4 Millionen Centner auf Böhmen, auf Schlesien 14,7 Millionen Centner, auf Mähren 7,7 Millionen Centner; von der Braunkohlenerzeugung auf Böhmen 30,3 Millionen Centner, auf Steiermark 15 Millionen Centner, auf Oberösterreich 3,2 Millionen Centner u. s. w.

* * *

— Die Puritaner, welche sich in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in Massachusetts ansiedelten, diese Pilgerväter und ihre Hexen und Quäker ermordenden Nachkommen, waren bekanntlich schauderhaft verhärtete und grausame Fanatiker. Sie werden deshalb und mit vollem Rechte sehr streng beurtheilt. Nun erinnert aber E. Neill, amerikanischer Consul in Dublin, in einem jüngst erschienenen Werk über „die Colonisation Nordamerikas durch die Engländer im siebenzehnten Jahrhundert" daran, daß die frommen Bekenner der Hochkirche, die Anglikaner, nicht um ein Haar weniger barbarisch gewesen sind. Hier die Beweise aus Urkunden: Dem ersten Gesetzbuche für Virginien zufolge wurde Todesstrafe verhängt über Jeden, wer eine (sogenannte) Blasphemie äußerte über die heilige Dreieinigkeit oder den König, oder wer zum dritten Mal überführt worden war, daß er einen Fluch ausgesprochen. Wer es an „gebührendem Respect" vor einem Geistlichen fehlen ließ, wurde öffentlich ausgepeitscht und mußte an drei Sonntagen hintereinander in der Kirche öffentlich um Verzeihung bitten. Wer zum ersten Male Sonntags die Predigt nicht mit anhörte und die Katechismusstunden schwänzte, bekam eine Woche lang keine Lebensmittel geliefert; im Wiederholungsfalle wurde er ausgepeitscht, und beging er das gewaltige Verbrechen zum dritten Male, dann erlitt er Todesstrafe. Wenn ein Auswanderer aus Europa angekommen war und sich weigerte, von einem Geistlichen sich über sein Glaubensbekenntniß examiniren zu lassen, dann wurde er, im Namen der christlichen Religion der Liebe, tagtäglich einmal ausgepeitscht, und das wurde fortgesetzt, bis er beichtete, was und wie es der Geistliche verlangte. Eine Waschfrau, die ein Stück Leinen nicht wieder ablieferte, wurde ausgepeitscht. Dem Bäcker, welcher nichtvollwichtiges Brot verkaufte, schnitt man die Ohren ab. Neill bemerkt: Man glaubte dem lieben Gott einen Dienst zu thun, wenn man den Leuten Dogmen aufzwang, durch welche man ja auch tugendhafte Bürger machen zu können hoffte. Und das „Athenäum", in welchem wir das Vorstehende finden, sagt ganz richtig: „Gewöhnlich wird behauptet, die Opfer der Verfolgung, welche England verließen, hätten in den Colonien Gewissensfreiheit gesucht; aber ganz im Gegentheil: sie wollten gar keine religiöse Freiheit, sondern religiöse Tyrannei." In dieser Beziehung haben die verschiedenen „Kirchen" einander nichts vorzuwerfen.

— Die Lynchjustiz hat der falschen Philanthropie gegenüber, die so häufig den ärgsten Verbrechern eine Pseudohumanitätsprämie giebt, während sie auf die Sicherheit der rechtschaffenen Leute keine Rücksicht nimmt, ihre gute Berechtigung. Am 12. Mai 1871 wurde von einem „Mob" zu Helena in Nebraska James Jamison, ein Raubmörder seines Handwerks, kurz und bündig aus dem Gefängnisse geholt und aufgehängt. Er hatte eingestandenermaßen schon drei Mordthaten mit kaltem Blute verübt, war aber frei von Strafe geblieben, aus dem Gefängniß ausgebrochen rc. Den vierten Mord beging er an einem deutschen Waldarbeiter, Heinrich Locke, im vorigen October. Der Proceß trödelte sich lange hin; es gewann allen Anschein, daß der biedere Raubmörder auch diesmal wieder das Freie gewinnen würde, und damit waren die rechtschaffenen Leute gar nicht einverstanden. Jamison bekannte unter dem Baume, daß er allerdings vier Mordthaten begangen habe, jedoch im Augenblicke zum Sterben noch nicht „gehörig vorbereitet" sei. Man schlug ihm aber doch den Strick um. Dieser riß, und während ein anderer herbeigeholt wurde, rauchte Jamison ruhig eine Pfeife Taback, die er dann auch zwischen den Zähnen behielt. Er war aus Neuyork, erst dreißig Jahre alt, und es hätte gewiß noch viel aus ihm werden können, wenn man ihn philanthropisch mit dem Aufhängen verschont und ein so nützliches Individuum der menschlichen Gesellschaft erhalten hätte!

— Die methodistische Gemeinde zu Westboro in Massachusetts sucht einen Geistlichen, welcher, einem öffentlichen Ausschreiben zufolge die nachstehenden Eigenschaften hat. „Er muß hübsch und anständig aussehen; — er darf keinen Ring am Finger tragen; — er darf sich keinen Schnauzbart wachsen lassen; — seine Bewegungen dürfen nicht linkisch sein; — seine Lehre muß gesund sein, er hat sich aber dabei in Acht zu nehmen, daß er sie nicht allzufrei predigt." — Es giebt eben unter den Christen auch sehr viele wunderliche, und zu diesen gehören auch die Methodisten zu Portland in Maine. Ihre Conferenz hat beschlossen, daß kein Geistlicher „sich des indianischen Krautes bedienen" solle; daß er dasselbe (den Taback) weder kauen, noch schnupfen, noch rauchen dürfe, weil jenes Kraut unrein sei. Was das indianische Kraut mit Religion und Evangelium zu schaffen hat, das wissen die Methodisten in Portland. Mehrere Cigarrenmacher haben sich nun anderen „Denominationen" zugewandt.

— Eine sehr praktische und nachahmenswerthe Einrichtung haben die Vorsteher eines Friedhofes in Philadelphia getroffen. Sie ließen eine bewegliche Capelle bauen, um die Leute, welche einem Verstorbenen das Geleit geben, vor Regen und Sonnenbrand zu schützen. Es ist mehrfach vorgekommen, daß Leidtragende am Grabe vom Sonnenstiche befallen wurden. Diese wandernde Capelle, welche auf Rädern fortbewegt wird, kann etwa 75 Personen ein Obdach geben. „Wenn ein Mensch in Folge einer Verkältung gestorben ist, so ist kein Grund vorhanden, daß ein Dutzend Derer, welche ihm die letzte Ehre erweisen, sich auch verkälten sollen."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Streifzüge in Florida.

II.

Ein Ansiedler aus Hannover im Urwalde. — Ein Nachtlager auf dem Speicher. — Rattenconcert und die gute Schlange Katty. — Das Klimafieber. — St. Augustin; die alte spanische Stadt und ihr Typus. — Auf dem Marktplatze. — Señora Gonzales. — Ein Jagdrennen im Walde. — Der Guineawurm. — Schwammfischerei und Perlenaustern.

Wer hätte in jenen Waldeinöden Floridas einen Ansiedler aus Deutschland vermuthet? Als ich unter den Tulpenbäumen hinschlenderte, machte meine Hündin sich mit einem Stachelschweine zu schaffen, das sich sofort in eine Kugel zusammenballte und seinem Verfolger einige Stacheln in der Schnauze ließ; diese lösen sich bei Berührung eines fremden Körpers leicht ab. Während ich den winselnden Hund von denselben befreite, lief das Stachelschwein (Erethison dorsatus) nach seiner Höhle, wohin nun der Hund kläffend folgte. Das Gebell schallte weit hin, und jetzt erschien ein Mann, der im Walde beschäftigt war. Mit einigen Axthieben erweiterte er sofort das Loch an den Baumwurzeln, zog das Stachelschwein hervor und schlug es todt. Dieses Bärenstachelschwein, sagte er, schmeckt vortrefflich; der braune Pelz ist werthvoll und die Stacheln lassen sich als Nadeln verwenden.

Dieser Mann war aus Hannover und erst seit zwei Jahren in Florida; er hatte am Black Creek eine Waldstrecke gelichtet und sich dort eine Hütte gebaut. Ich folgte gern seiner freundlichen Einladung und that wohl daran, denn es begann schon zu dunkeln. Aus dem dichten Gewölk goß der Regen in Strömen herab; wir hatten fast urplötzlich einen tropischen Orcan mit Donner und Blitz, gegen welchen uns indeß der kleine Schuppen, neben welchem der Ansiedler die Bäume fällte, leidlichen Schutz gewährte; als das Unwetter vorüber war, fand er selber in der Dunkelheit nur mit Mühe den Weg nach seinem Hause, in welchem ein Licht schimmerte. Wir wurden vom Gebell eines mächtigen Bullenbeißers begrüßt.

Diese Wohnung war äußerst einfach. Für einen Ansiedler im Walde sind die ersten Jahre allemal sehr mühsam und beschwerlich; nachher gestalten sich die Dinge immer besser. Die Familie des wackern Hannoveraners bestand aus der Frau, einer erwachsenen Tochter und drei Knaben. Zum Abendessen bereitete uns die freundliche Wirthin Schweinsrippchen und Fisch, und wir nahmen einen herzhaften Trunk. Ich war von den Anstrengungen des Tages ermüdet und sehnte mich nach Schlaf. Mein Ansiedler wies mir auf dem Speicher eine Ruhestätte an, gab mir als Kopfkissen einen Strohsack und nahm alle meine Kleider, auch das Hemd, mit fort, um sie zu trocknen. So hüllte ich mich in eine wollene Decke, welche er um mich schlug; meine Hündin legte sich in meine Nähe ins Maisstroh.

Behaglich war dieses Nachtlager allerdings nicht. Zunächst verspürte ich ein sehr unliebsames Prickeln am ganzen Körper, das nicht länger auszuhalten war. Ich warf die Decke fort und legte mich so wie ich war neben meinen Hund ins Stroh. Aber auch das prickelte; trockenes Maisstroh ist hart, von Schlaf war keine Rede; denn die Ratten fingen an sich in hohem Grade unverschämt zu benehmen, sie liefen

umher, machten Sprünge, schrien, bissen einander; es war ein Höllensabbath. Plötzlich wurde Alles still, dann hörte ich einen lauten Schrei, und nun entfloh in aller Eile die ganze Rattengesellschaft, — die Hauskatze hatte sich eingestellt, eine Ratte erschnappt und verzehrte nun ihre Beute in aller Ruhe.

Als sie sich entfernt hatten, versank ich endlich in einen Schlummer, der freilich nur kurz war. Ich verspürte Alpdrücken, es war, als ob irgend ein Monstrum mir centnerschwer auf der Brust läge und mit Armen und Schwanz mich umschlänge, um mich zu erwürgen. Ich erwachte tief aufstöhnend, der kalte Schweiß stand mir vor der Stirn, ich sprang empor und schrie in Verzweiflung hell auf. Ja, es war ein kalter Körper, der mich nun losließ, an Brust und an den Schenkeln sich hinabwand und im Stroh verkroch. Meine Hündin heulte. Im Speicher war eine Schlange! Sofort stieg ich auf die Leiter hinab und rief nach unten hin, der Ansiedler möge rasch kommen und Licht mitbringen. Der gute Mann erschien auch bald mit einer Laterne und meinem wollenen Hemde sammt Beinkleidern. Als ich ihm rasch mein Abenteuer erzählte, lachte er; ich solle mich nur beruhigen, die Sache sei gar nicht gefährlich; er habe vergessen, mir zu sagen, daß auf dem Speicher auch Katty logire, eine sehr gutmüthige Schlange, ein äußerst nützliches Hausthier, das eine große Menge Ratten vertilge. Nachdem er mich gebeten, meine Hündin festzuhalten, pfiff er leise auf den Fingern, und sofort kroch eine etwa sechs Fuß lange schwarze Schlange hervor, ganz unbefangen und zutraulich. Auf einen zweiten Pfiff wand sich Katty ihm um Leib und Beine und rieb den Kopf ganz vergnüglich an der Haut ihres Gebieters.

Dergleichen hatte ich freilich noch nicht gesehen! Die übrigen Stunden der Nacht schlief ich unten im Hause auf einer Bank vor dem Herd, und nahm, sobald es hell geworden war, ein Bad in dem Bache, in dessen Nähe die Hütte stand. Derselbe war ungemein klar und durchsichtig, und in aller Muße konnte ich mir die reizenden Goldfische betrachten, welche sich in großer Menge umhertummelten. Dieser Labrus fulgens hat einen blauen Kopf, der Bauch funkelt wie Feuer; das Thierchen ist nur ein paar Zoll lang, goldbräunlich mit ultramarinblauen Streifen; es hat sehr scharfe Stacheln und Zähne ist auch ein gieriger Fleischfresser und namentlich auf Krebse sehr erpicht, mit welchen es in unablässiger Fehde lebt.

Haus eines Ansiedlers aus Hannover.

Nun war ich durch das Bad erfrischt und konnte mir bei Sonnenschein die Plantage näher betrachten. Der Hannoveraner hatte Bataten und Ignamen gepflanzt, welche in dem fruchtbaren Boden auf das Ueppigste gediehen; dasselbe war der Fall mit Gurken und Melonen, welche ihre Ranken an den Bäumen hoch hinauf trieben. Bataten und Ignamen ersticken das Unkraut, welches seinerseits unsere Kartoffeln nicht aufkommen läßt, wenn es nicht täglich weggehackt oder ausgegätet wird, und dazu hat ein Neusiedler nicht Zeit. Er brennt das Strauchwerk ab, pflanzt wenigstens zwei Jahre nach einander Bataten und im dritten Jahre säet er Mais oder ein anderes Getreide. Die Batate hat allerdings einen süßlichen Geschmack, der anfangs widersteht, aber man gewöhnt sich bald daran; das grüne Kraut ist ein nahrhaftes Kuhfutter. Der deutsche Ansiedler war fleißig gewesen und hatte schon etwas vor sich gebracht. Sein Maisfeld versprach demnächst eine gesegnete Ernte, sein Taback stand gut; zwei Kühe, eine Zuchtsau und eine Anzahl Ferkel nährten sich im Freien, Weib und Kinder halfen rechtschaffen bei der Arbeit.

Leider entgeht in Florida der Ansiedler dem Fieber nicht, insbesondere im Frühjahr und im Herbst. Jetzt waren Frau und Tochter daran erkrankt, man sah das auf den ersten Blick an den hohlen Augen und den eingefallenen Wangen. Chinin war nicht zu haben, als Ersatz dafür sollte eine Abkochung von Sassafrasrinde dienen, welche übrigens lediglich schweißtreibend ist und gegen eingewurzeltes Fieber nichts vermag. Mein freundlicher Wirth gab mir das Geleit bis zu meiner Goëlette, und es machte mir Freude, ihm einige Flaschen Chininwein einhändigen zu können; hoffentlich haben sie ihre gute Wirkung nicht verfehlt. —

Ich segelte nun nach Picolata, das am östlichen Ufer des St. Johns liegt; der Ort hatte bereits einen Ziegelmacher, Schmied und Zimmermann, und ist seit jener Zeit leidlich emporgekommen. Zwischen hier und Tocoi liegen Plantagen von Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr, und

in den niedrigen Strichen Reisfelder. Damals führte noch keine ordentliche Straße nach der wichtigsten Stadt Ostfloridas, St. Augustin. Der Weg dorthin war ausgefahren und ein Schlagloch lag beim andern; die Strecke beträgt nur zwölf englische Meilen. Zu beiden Seiten wachsen Eichen, Platanen und hohe Kohlpalmen (Oreodoxa palmata); unter den ziemlich licht stehenden hohen Bäumen findet man ein dichtes Gewirr von kleineren Palmen (Rhapis und Corypha obliqua) mit schneidenden Blättern und dornigen Stielen, und Lianen und Glycinen in verschlungenem Durcheinander. In diese Dschengel, diesen Gestrüppwald, kann man nur vermittelst der Axt oder des Feuers einen Weg bahnen.

Die Straße de la Merced in St. Augustin.

Sanct Augustin ist schon im sechszehnten Jahrhundert (1565) von den Spaniern gegründet worden, und noch heute trägt ein Theil der Stadt das spanische Gepräge aus jener Zeit. Ein Blick auf unsere Illustration, welche einen Theil der Straße de la Merced veranschaulicht, macht das sofort klar. Die Bauart dieser Häuser ist keineswegs unzweckmäßig, sie sind sehr massiv aufgeführt und gewähren in diesem heißen Klima eine erfrischende Kühle; im Hofraume springt zwischen Rasenplätzen eine Fontäne; an Mauern und Pfeilern ranken sich Kletterpflanzen empor: Vanille, Lianen und Passifloren, und das Ganze gewährt einen malerischen Anblick. Die Straßen der Altstadt sind eng, manche kaum über sechs und zehn Ellen breit; sie waren früher theils

schlecht gepflastert, theils gar nicht. Am Sonntag hat ein fremder Beobachter in St. Augustin ein ganz interessantes Schauspiel. Die Leute haben sich angeputzt und gehen in die Messe. Man sieht verschiedene Menschentypen und die schärfsten Gegensätze der Civilisation. Da ist der Neger, nur mit einer Art Hosenschurz bekleidet, der nicht über den Nabel und nicht unter das Knie hinabgeht, der weiße Waldmann, der Indianer mit Mokassins und einem Kittel von Hirsch- oder Wolfsfell, der amerikanische Pflanzer in weißer Leinwandjacke, der Yankee im unvermeidlichen schwarzen Frack und dem geschmacklosen Cylinderhut. Da sind Negerinnen, die sich das Wollhaar mit einem Baumwollentuche, dessen Farben recht knallen müssen, umwunden haben; sie sind mit allerlei Flitter behängt, tragen einen Shawl, aber weder Strümpfe noch Schuhe und oftmals einen sehr kurzen Rock. Die Mulattinnen und Mestizinnen haben eine Nagua, das heißt ein Stück geblümten Kattunzeuges um die Hüften geschlungen und tragen ein Kamisol mit offenen Armlöchern. Blonde Misses stolziren in der neuesten europäischen Mode einher, braune Señoras haben noch die altspanische Mantilla und dazu den gelb und weiß gestreiften Reboso. Vagabundirende kleine Neger und Mestizen spielen im Sande; ihre Kleidung besteht lediglich aus einem Strohhute und so zu sagen einer brennenden Cigarre. Die Papageyen schreien in den Palmen; im Hafen raucht das Dampfschiff, indianische Einbäume bringen Früchte und Gemüse an Bord.

Indianer, welche demselben Stamm angehören, bezeichnen sich als Vettern. Mein Paddy Carr führte mich in eine Tienda, d. h. Krämerbude, in welcher eine seiner Cousinen alle möglichen Gegenstände feil hielt: Glas- und Eisenwaaren, Kandis, trockene Confituren, Stearinkerzen, Taback, Droguen 2c. Señora Gonzales stammte von einem spanischen Vater und einer Creekmutter; den Verkauf besorgte eine Negerin. Die Senora, der ich meine Aufwartung machte, wiegte sich im Garten unter Palmbäumen an einer Hängematte und empfing mich mit aller möglichen Anmuth. Als sie funfzehn Jahre alt war, soll sie eines der schönsten Mädchen in St. Augustin gewesen sein, und das glaube ich gern. Jetzt war sie zwanzig und wurde einigermaßen wohlbeleibt; darob war sie untröstlich. Auf ihre Frage: wie mir Stadt und Señoras gefielen, gab ich eine durchaus zufrieden stellende Antwort. Sie ließ sich in ihre Hängematte zurückfallen, unterdrückte ein Gähnen und warf nachlässig die Worte hin: Señor, muchas culebras aqui! Das heißt: „Hier giebt es viele Schlangen.“ Dagegen war allerdings nichts einzuwenden.

Ein Jagdrennen im Urwalde.

Auf dem Marktplatze standen mehrere mit Ochsen bespannte Karren; sie hatten Früchte und Gemüse gebracht, die auf weißen Laken ausgebreitet lagen oder in Körben aufgehäuft standen. Schwarze Fischer trugen ihre Beute an langen Stangen; die Fleischer standen mit dem Messer bereit, um Lämmer, Ferkel, Enten und Hühner abzuschlachten; das Alles muß lebend zu Markte gebracht werden, weil in jenem Klima das Fleisch nach wenigen Stunden schon angeht. An Küchen unter freiem Himmel verzehrten die Leute gekochte Bohnen, Eier, Reis und geröstete Bananen. Alles war geradezu fabelhaft billig und die Auswahl groß. Der

Markt in St. Augustin bot einen geradezu leckern Anblick dar, und es war ein Vergnügen, das Auge über alle diese tropischen Früchte streifen zu lassen. Da sah ich neben einander Datteln, Oliven, Ananas, Goyaven, Piment, Zuckerrohr, Granatäpfel, Feigen, Pfirsiche Advocatenbirnen (Jacotes) und Bananen.

St. Augustin liegt unter dem 29. Breitengrade auf einer Insel am Eingange einer geräumigen und sichern Bucht, etwa zwei Miles vom Meere. Der Hafen wäre einer der besten am ganzen Gestade ohne die Barre bei der Einfahrt; diese hat bei Fluth nur 10 Fuß Wasser, ist jedoch in der neuern Zeit durch Baggerungen vertieft worden. Der flache Strand erhebt sich nur wenig über das Meer; das Klima ist mild, die Hitze wird durch die Morgens und Abends regelmäßig eintretenden Winde gemildert, und die Aerzte aus dem Norden schicken gern Brust- und Lungenkranke zum Winteraufenthalte dorthin.

Gesunde „Luft- und Badegäste“ aus dem Norden finden allerlei Zeitvertreib und Belustigungen, welche ihnen neu sind und die in Florida für „Vergnügungen“ gelten. Zu denselben gehört, was man als Jagdrennen zu bezeichnen beliebt. Auf der Plantage San Geronimo, wo ich freundliche Aufnahme und das liebenswürdigste, zuvorkommende Benehmen fand, habe ich ein solches „Vergnügen“ genossen und denke noch heute nach langen, lieben Jahren daran. Der Pflanzer hatte eine Anzahl von Nachbaren und Freunden eingeladen. Bevor die Steeple Chase begann, wurde herzhaft gefrühstückt und tapfer getrunken; dabei wurde auf

Schwammfischerei bei St. Augustin, Florida.

die verschiedenen Pferde gewettet. Dann blies ein Neger in rother Livree zum Aufsitzen, die Meute stand bereit und fort ging es über Block und Stock; man suchte von vornherein alle Hindernisse auf, um die Rosse rechtschaffen anzumuntern. Am Rande des Waldes, der meilenweit von keiner Lichtung durchbrochen war, blies der roth gekleidete Neger abermals auf seiner Seemuschel; die Hunde stürmten wie rasend in das Dickicht, sie witterten Wölfe. Ich ritt einen Hengst, der mit der Rennjagd im Walde vertraut war. Er flog so zu sagen in das Dickicht hinein, daß mir Hören und Sehen verging, über Strauch und Stein und durch Schluchten; ohne Zögern setzte er in Teiche und Tümpel hinein, kletterte Anhöhen hinauf wie eine Ziege, brach durch das Gestrüppe von Schlinggewächsen, — kurzum, kein abgerichtetes Pferd im Circus hätte seine Sache besser machen können. Der Hengst war in seiner Art bewundernswürdig, mir aber war bei seinen Kraftstücken gar nicht wohl zu Muthe. Die Kleider gab ich gern preis, sie waren schon in der ersten Viertelstunde von Dornen zerfetzt und die Lappen hingen um mich herum, aber Antlitz und Augen mochte ich doch nicht preisgeben, meine Gliedmaßen hatte ich auch lieb; ich mußte mich wohl vorsehen, daß ich nicht mit dem Halse in einer Liane hängen blieb, und so blieb mir nichts übrig, als mich möglichst niederzuducken. Und das währte so Stunden lang fort! Der Leser wird fragen, weshalb ich mein Pferd nicht anhielt, mich weiter nicht mehr um die sogenannte Jagd bekümmerte und nach der Plantage zurückkehrte. Ganz wohl; aber wie hätte ich mich in dem Walde zurecht- und aus demselben herausfinden sollen? Der Hengst kannte den Weg sehr wohl, der aber wollte, rennwüthig wie er einmal war,

immer vorwärts, und mir blieb nichts übrig, als ihn gewähren zu lassen. Als er dann des Laufens überdrüssig war, kehrte er von selbst um.

Diese sogenannten Jagden sind eigentlich nur ein Rennen mit Hindernissen, und um das Wild kümmern sich die Amerikaner nicht viel. Wenn die Hunde zum Beispiel einen Wolf auswittern, laufen sie waldein und die Reiter folgen ihnen. Sobald die Pferde genug haben, machen sie Kehrt, um die Hunde bekümmert man sich weiter nicht. Falls das Rudel Wölfe in der Mehrzahl ist, macht es seinerseits Jagd auf die Hunde, macht sie müde und drängt sie an einen Punkt, wo schon andere Wölfe im Hinterhalte liegen. Dann trifft es sich wohl, daß die ganze Meute zerrissen und aufgefressen wird. Die Jäger machen sich daraus nicht viel und kaufen eine andere. —

Auf der Plantage San Geronimo bemerkte ich, daß ein Neger seinen Arm in der Binde trug; an demselben war eine Winde in sehr zweckmäßiger Art befestigt. Ich meinte anfangs, der Schwarze habe den Arm gebrochen, bemerkte aber bald, daß er einen Guineawurm unter der Haut hatte. Der Mann war etwa vierzig Jahre alt, vor etwas länger als einem Jahre von der Dahomeyküste in Afrika nach Cuba gebracht worden und von dort nach Florida herübergekommen. Er meinte, daß er das Uebel aus seiner Heimath mitgebracht habe. Reichlich ein Jahr lang hatte er nichts von demselben verspürt, es war verborgen geblieben; dann war auf dem Vorderarme eine Geschwulst entstanden, die nach und nach größer wurde. Nun kam auf der angeschwollenen Stelle ein schwarzer Punkt zum Vorschein; das war der Kopf des Wurmes. Jetzt verfertigte sich der Dahomeyneger die in seinem Lande gebräuchliche Maschine, löste mit einer feinen Nadel die den Kopf umgebende Haut los, zog denselben sorgfältig hervor und wickelte nach und nach mit äußerster Vorsicht den Wurmfaden um die Spindel oder Winde; dabei mußte er jedoch mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen und schon froh sein, wenn er täglich etwa eines Zolles Länge abwickeln konnte. Der Wurmfaden wird manchmal bis 10 oder 12 Fuß lang. Die Operation ist sehr gefährlich; der Faden ist dünn wie Zwirn, zerbrechlich wie Glas und mit mikroskopischen Thieren angefüllt. Sobald er abbricht, verbreiten sich diese in der Wunde; es entsteht eine gefährliche, äußerst schmerzhafte Entzündung, die manchmal Brand und Tod im Gefolge hat. Der Wurmfaden ist weiß, roth geringelt mit schwarzen Punkten; in das eigentliche Fleisch dringt er nicht ein. —

Herauswinden des Guineawurmes.

In den ersten Tagen des October beschloß ich, von St. Augustin aus an Bord eines Vivero zu gehen, das heißt eines Fischerfahrzeuges, das aus Havana gekommen war. Der Schiffspatron war ein Mann von den canarischen Inseln, der Steuermann ein Nordamerikaner. Der Vivero war als Goëlette aufgetakelt, hatte 60 Tonnen Tragfähigkeit und war für seinen Zweck vortrefflich hergerichtet. In der Mitte war ein Fischbehälter angebracht, das etwa den vierten Theil des Ganzen einnahm; man hatte denselben durch zwei dichte Wände vom Hinter- und Vordertheil hermetisch abgeschlossen, die Wände mit Zink beschlagen und den Boden vermittelst einer Anzahl von Löchern offen gehalten, so daß immerfort frisches Seewasser eindringen konnte. Dadurch wird es möglich, die im offenen Meere gefangenen Fische lebendig zu erhalten und sie nach den Hafenplätzen zu bringen, wo überall mit Schleusen versehene Weiher vorhanden sind, in welchen man sie für die Käufer aufbewahrt.

Der Vivero wollte mich am 5. October bei der Insel Anastasia an Bord nehmen; ich fuhr am 3. in einem Fischerkahne dorthin, um mir die Schwammfischerei anzusehen. Diese findet bei niedriger Ebbe statt. Frauen und Kinder gehen mit großen Säcken zwischen den Strandfelsen umher, um einzusammeln, was sie dort finden, die Männer fahren in Nachen hinaus und spähen mit ihrem scharfen Auge nach Schwämmen in der Tiefe, bis zu 3 oder 4 Faden, also 18 bis 24 Fuß. Sobald sie dergleichen gewahren, lösen sie die Beute geschickt vermittelst eines Dreizacks ab, an welchem zwei Haken befestigt sind. Gelingt das Losmachen auf solche Art nicht, dann nimmt der Taucher sofort ein Messer zwischen die Zähne und trennt den Schwamm vom Gestein ab.

Die Meerschwämme sind eine seltsame Art von Geschöpfen. Von den Tagen des Aristoteles an bis auf unsere Tage herab war man im Zweifel, ob sie dem Pflanzen- oder dem Thierreiche beizuzählen seien; jetzt weiß man, daß sie Thiere sind und die unterste Stufe des Thierreichs bilden. Von einigen Naturforschern werden sie zu den Zoophyten, Pflanzenthieren, gerechnet, von anderen zu den Protozoën, Urthierchen. Es sind vielgestaltige, aber formlose Organismen, welche aus lose vereinigten, contractilen Zellen bestehen, die mit einer gallertartigen, halbflüssigen Substanz (einer Sarkode) angefüllt sind; innen sind sie mit einem netzartig verwebten Fasergerüste versehen, oft auch noch mit hohlen Kiesel- oder Kalknadeln. Nach Johann Müller's und Lieberkühn's Untersuchungen haben sie keine besonderen Organe, vielmehr ist das Bewegungs-, Empfindungs-, Fortpflanzungs- und Assimilationsvermögen über die ganze Masse verbreitet. Diese ist auf einer Unterlage im Wasser festgewachsen.

Die Fischer auf der Anastasia-Insel wußten, daß die Schwämme „Leben haben"; sie sprechen von ihnen wie von anderen Thieren; sie sagen, der Schwamm könne sich klein machen und sich auf seine halbe Größe zusammenziehen, um der Hand, welche nach ihm taste, zu entschlüpfen. Um sich vor dem Auge des Fischers zu verbergen, gebe er einen gelblichen Saft von sich, mit welchem er das Wasser trübe.

Gewiß ist, daß man die Schwämme sehr verschiedenartig gestaltet findet, rund, kegelförmig, wie Schlüssel, Pilze, Sterne, Waschbecken und manchmal von sehr beträchtlicher Größe.

Bei der Insel Anastasia bringen die Schwammfischer manchmal Perlenaustern mit zu Tage. Ich kaufte ein Dutzend Stück für einen halben Dollar. Man darf sie nicht ohne Weiteres öffnen, weil dann die Perlmutterschale an Schmelz verliert, sondern muß sie in Wasser abkochen. Die Austern an der Küste von Florida sind größer als unsere europäischen, grün, mit weißen Streifen. Meine Perlenaustern wurden eine Stunde lang in demselben Wasser mit den Schwämmen gekocht; die letzteren enthielten einen fettigen Stoff, welcher das Wasser trübte. In meinen Austern war allerdings eine Perle, aber kaum so groß wie ein Stecknadelknopf.

Politische und commercielle Zustände der Samoa-Inseln.

Nach **Th. Aube.**

Im Jahre 1869 machte der Franzose Th. Aube in der amerikanischen Goelette „Flying Cloud" einen Ausflug nach verschiedenen polynesischen Inseln in der Absicht, besonders die politischen und commerciellen Verhältnisse, wie sie gegenwärtig auf denselben bestehen, und die Einflüsse, welche durch das Eindringen der Europäer in der Südsee hervorgebracht werden, zu studiren. Sein Bericht über diese Reise, welchen er in der „Revue des deux Mondes" vom 1. October 1870 mittheilt (— diese Nummer ist uns aus Paris erst im Mai 1871 zugekommen —), enthält viel Neues und giebt uns namentlich einen guten Einblick in das politische Intriguenspiel zwischen Engländern und Franzosen, welches auf den noch unabhängigen Inselgruppen herrscht.

Am 20. Juli 1869 langte die „Flying Cloud" an den Samoa-Inseln an. Tutuita, Upolu und Sevai zeigten sich den entzückten Blicken, denn Aube kann nicht Worte genug finden, um die Schönheit dieser Eilande zu preisen, die er unbedingt über Tahiti stellt. Auf Upolu erhebt sich eine Bergkette von Osten nach Westen, welche das Rückgrat der Insel darstellt, mit sanften und regelmäßigen Abhängen, und entwickelt sich eine Reihe von Hochebenen, die bis zu einer durchschnittlichen Höhe von 800 Metern stufenförmig über einander gelagert sind. Von den malerischen Gestaden, vor denen das Gürtelriff sich hinzieht, bis zu den Gipfeln breitet sich überall eine reiche Pflanzendecke aus, die aus ungemein mannichfaltigen Arten zusammengesetzt ist. Unten zeigt sich das matte Grün des Pandanus, das Metallgrün der Mangroven, nach oben, an den Bergabhängen, machen sich die schwarzen Schattenmassen der riesigen Buraobäume bemerkbar. Gleich Silberfäden rieseln die Bäche zwischen dem Grün der Wälder herab nach der Lagune.

Innerhalb des Upolu umgebenden Korallenriffs warf die „Flying Cloud" Anker. Vor ihr dehnte sich ein mit Cocospalmen bedecktes Gestade aus und erschienen die hohen Masten und mächtigen Rümpfe zahlreicher Schiffe, auf denen die deutsche Flagge wehte; ein Anblick, der den Franzosen Aube sofort mit einer Art Eifersucht erfüllte. Der Hafen von Apia, an der Nordseite Upolus, ist erreicht und ein Lootse kommt an Bord.

Die Ufer der Bucht, an welche sich die durch das Gürtelriff schon gebrochenen Wellen noch sanft anschmiegen, ziehen sich im weiten Halbkreise von mehr als drei Seemeilen Ausdehnung hin, eingefaßt von europäischen Häusern, über welchen hier und da die Flaggenmasten der Consulate und die Thürme der christlichen Kirchen emporsteigen. Zur Linken ergießt sich ein gelblicher Fluß an den Bergen hinab in die Lagune; er begrenzt die Stadt Apia im Osten und trennt sie von dem Eingeborenendorfe Matagofié (die Schöne). Consulatsgebäude, katholische Kirchen, protestantische Bethäuser, gut angelegte Kaie erinnern an Europa; zahlreiche langgestreckte Piroguen, in denen athletische Krieger mit Keulen und Speeren bewaffnet saßen und mit Gesang ihre Ruder in die Fluthen tauchten, gemahnen an die alten „Schifferinseln" der Entdecker. Aber so mächtig dieses Mischbild auch auf den Franzosen wirken mochte, nichts zog sein Auge mehr an, als „die prächtigen Klipper von 1800 Tonnen, die alle derselben Nation gehörten. An ihren Masten flatterte die hier kaum noch gekannte Flagge des norddeutschen Bundes", und auch am Lande deckte diese Flagge die zahlreichen Wohn- und Packhäuser, Schiffswerften rc. des ganzen westlichen Theiles der Stadt, wenn wir so sagen dürfen, des deutschen. Hier residirt der reiche junge Kaufmann Weber, deutscher Consul und Vertreter des Hauses Godefroy in Hamburg, „das einst souverän war", bemerkt der Franzose mit der gewöhnlichen Unkenntniß seiner Landsleute. Der Handel mit Cocosöl ist von diesem Hause im großartigen Maßstabe organisirt worden; alle Jahre segeln sechs schöne Klipper von Hamburg nach Oceanien; ein Theil, mit Tauschwaaren beladen, geht direct dorthin; sie führen Leinenwaaren, Baumwollstoffe, Wollwaaren, Waffen, Pulver, Geräthschaften an Bord. Ein anderer Theil bringt erst Auswanderer nach Australien. Dann fahren sie nach Apia und nehmen Cocosöl an Bord oder an der Sonne getrocknete Cocosnüsse in voller Ladung mit. Von allen benachbarten Eilanden, von Rotuma im Westen bis zu den Tokelau- oder Union-Inseln im Norden, werden die Ladungen durch kleinere Fahrzeuge nach Apia hinzugeführt, damit die großen deutschen Klipper sofort volle Ladung finden, wenn sie anlangen. Der Gewinn bei dem Geschäfte ist sehr groß. „Uebrigens hat dieses deutsche Haus heute schon jede Concurrenz erdrückt. Es beutet den Markt ganz allein aus, und kaum versuchen es noch einige Kaufleute aus Sydney, nicht mit ihm zu kämpfen, sondern nur noch eine Nachlese nach der reichen Ernte zu halten."

Zu dem commerciellen Uebergewicht, so meint 1869 schon der Franzose, wird nun, in Folge der energischen Thätigkeit des Consuls Weber, sich noch das politische Uebergewicht Deutschlands im Archipel hinzugesellen. Es wird die erste Rolle dort spielen. Jusqu'à quel point la Prusse songe-t-elle à fonder une colonie aux Samoa, à prendre possession de l'archipel? fragt der geängstigte Herr Aube. Etwas Genaues meint er darüber nicht sagen zu können, mais tel est l'objectif du nouveau consul. Jedenfalls versieht der Consul die deutschen Interessen auf den Samoa-Inseln in tüchtiger Weise, so daß der englische Consul Williams in ihm seinen gefährlichsten Nebenbuhler sieht. Wil-

liams, geboren auf Rorotonga, ist der Sohn eines protestantischen Missionärs und genau mit den Verhältnissen Polynesiens vertraut; er ist unter den Polynesiern aufgewachsen, kennt ihre Sprache und hat dadurch mächtigen Einfluß, den er im Sinne Englands und des Protestantismus verwendet. Monsignore Enos, der Vorstand der katholischen Mission zu Apia, wirkt dagegen im französischen Interesse; einen eigenen Consul hat Frankreich nicht bestellt; wohl aber Amerika, doch ist dessen Vertreter, nach Aube, eine Null.

Der Samoa-Archipel besteht aus den drei größeren Inseln Tutuita, Upolu und Sevai, zu welchen noch einige kleinere Eilande gehören, wie Manono zwischen Sevai und Upolu, das eine gewisse politische Rolle spielt, und Manua im Osten. Etwas übertrieben gab Lapérouse die Zahl der Eingeborenen auf 80,000 an; Dumont d'Urville schätzte sie 1838 auf nur 36,000 Seelen; jetzt haben die Zählungen der Missionäre 33,000 Einwohner ergeben, wodurch für die letzten dreißig Jahre, ungeachtet der großen Veränderungen, welche auf den Inseln vor sich gingen, eine nur geringe Abnahme der Bevölkerung constatirt wird *).

Heute ist die ganze Bevölkerung dem Christenthum gewonnen. Die protestantischen Missionäre, Wesleyaner und Independenten, haben zusammen etwa 27,000 Proselyten gemacht; der Rest der Bevölkerung, 5000 Seelen, ist katholisch. Die Insel Upolu, „die schönste Polynesiens", ist der Größe nach nur die zweite des Archipels; aber sie ragt hervor durch Reichthum und Bevölkerungszahl; auch spielen ihre Häuptlinge die hervorragendste politische Rolle, wie aus Aube's Bericht hervorgeht.

Die sociale und politische Organisation der Samoa-Inseln festzustellen, ist selbst für die dort angesessenen und mit den Verhältnissen vertrauten Europäer nicht leicht; doch kommt man der Wahrheit am nächsten, wenn man sagt, daß auf den Inseln die Form der Föderativrepublik herrsche. Die Dörfer oder Districte wählen ihre Häuptlinge aus privilegirten Familien; mehrere dieser Districte bilden zusammen eine Provinz mit einer Provinzialhauptstadt, in welcher der Häuptling oder Tui residirt. Upolu zerfällt in drei Provinzen: Atua, im Osten, mit dem Hauptorte Lufi-Lufi; der Häuptling nennt sich nach der Provinz. Er heißt also hier Tui-Atua und wird aus der Familie Mala-Afu gewählt. In der Mitte liegt die Provinz Tuamasaga; ihre Hauptstadt ist Satuisamau, der Häuptling wird aus der Familie Maliétoa genommen. Außerdem liegt die halbeuropäische Stadt Apia in dieser Provinz. Ausnahmsweise wird der Häuptling hier nicht Tui-Tuamasaga genannt, sondern er behält seinen Familiennamen, also Maliétoa. Die westliche Provinz heißt Ana, Hauptstadt ist Leulumoéga; der erwählte Häuptling führt den Titel Tui-Ana-Sevai. Die kleine Insel Manono hat sich unabhängig von diesen Provinzen erhalten; spielt aber wegen ihrer starken Bevölkerung und der großen Anzahl Kriegspirogueu, welche sie zu stellen vermag, eine wichtige politische Rolle.

Jeder District besteht für sich und giebt sich in der Volksversammlung seine eigenen Gesetze. Bedroht alle eine gemeinsame Gefahr, ein Krieg, dann kann es sich ereignen, daß aus den drei Provinzialhäuptlingen ein gemeinsamer Häuptling erwählt wird, und dieser ist dann für Zeitlebens Chef der ganzen Insel. Nach seinem Tode zerfällt diese Gemeinschaft wieder und jede Provinz wählt sich ihren selbständigen Häuptling. Die Beziehungen zwischen den verschiedenen Provinzen und Inseln sind sehr rege. Bei dem geringsten Ereigniß finden Gesandtschaften herüber und hinüber statt, denen sich oft die Bevölkerung ganzer Dörfer anschließt, zum Schrecken der Missionäre, die in den bei dieser Gelegenheit stattfindenden lang ausgedehnten Festlichkeiten einen Rückfall ihrer Neophiten ins Heidenthum sehen.

Bei dieser Art von politischer Organisation der Samoa-Inseln muß der geringste Versuch eines ehrgeizigen Häuptlings, sich zum Gesammtchef aufzuwerfen, auf allgemeinen Widerstand stoßen und zum Bürgerkrieg führen. Das ist denn auch in der That 1869 der Fall gewesen, wie wir aus Aube's Bericht ersehen. Wir bemerken bei Wiedergabe seiner Erzählung, daß sie jedenfalls die specifisch französische Anschauung giebt, wie sie von den katholischen französischen Missionären ihm eingeflößt wurde. Sein Bericht ist reich an Anklagen gegen den englischen Consul Williams, die immerhin begründet sein mögen. Doch müssen sie mit Vorsicht aufgenommen werden, denn wie in anderen Gegenden, herrscht auch in Polynesien eine fortdauernde Rivalität zwischen Engländern und Franzosen, zwischen protestantischen und katholischen Glaubensboten.

Auf den Samoa-Inseln geht die Erbfolge nicht vom Vater auf den Sohn, sondern auf den ältesten Bruder über. Der Häuptling der Provinz Tuamasaga, Maliétoa, starb, und nach samoanischem Rechte trat nun sein älterer Bruder, gleichfalls Maliétoa genannt, an seine Stelle. Dieses paßte aber dem englischen Consul Williams nicht; er ernannte einen Neffen Maliétoa's, Laupapa mit Namen, der von ihm adoptirt worden war, zum Nachfolger und unterstützte ihn mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Laupapa war nur ein Werkzeug in der Hand Williams', der, wenn es gelang, Laupapa zum wirklichen Häuptling zu erheben, der eigentliche Herrscher der Provinz gewesen wäre. Eine Provinzialversammlung, die zu Malinnu abgehalten wurde, verwarf dieses Vorgehen als ungesetzlich; Laupapa verweigerte jedoch den Gehorsam und baute sich neben der europäischen Stadt Apia sein eigenes Dorf Matagofié, um so der eigentlichen Provinzialhauptstadt, Satuisamau, ein Paroli zu biegen. Auch verwarf er die „alten" Nationalfarben und schaffte sich ein Banner mit drei Sternen an.

Maliétoa und seine Getreuen entwarfen nun in einer am 8. Januar 1869 abgehaltenen Versammlung eine Klageschrift an das englische Marineministerium, in welcher sie um die Abberufung des Consuls Williams petitionirten, der sich ungerechterweise in ihre inneren Angelegenheiten gemischt habe. Ob dieses Schreiben an seine Adresse gelangte, ist nicht bekannt, doch erschienen bald darauf, während beide Parteien sich zum Bürgerkriege vorbereiteten, die englische Fregatte „Challenger" und der französische Dampfaviso „Coetlogon" auf der Rhede von Apia. Man versuchte, die beiden Capitäne für die Anerkennung des Laupapa zu gewinnen, doch schlugen sie dieses Ansuchen ab und dampften wieder fort. Laupapa, der sich also nicht unterstützt sah, willigte nun in Verhandlungen ein, und die große samoanische Union (Samoa na tazi), die allgemeine Häuptlingsversammlung, ließ ihn im Besitze des neu erbauten Dorfes Matagofié, während sie für alle übrigen Theile der Insel ein gemeinsames Gesetz, nach dem Muster des in der alten Hauptstadt Satuisamau geltenden, schuf und für die ganze Insel eine einzige Regierung, mit Maliétoa an der Spitze,

---

*) Die Samoa-Inseln umfassen $54\frac{1}{2}$ Quadratmeilen. Davon entfallen auf Sevai 34, auf Upolu 17, auf Tutuita $2\frac{1}{2}$, auf Manua 1 Quadratmeile. Nach der Zählung der Missionäre von 1853 (Samoan Reporter) hatte

Upolu . . .	15,587	Einwohner
Sevai . . .	12,444	„
Manono . .	1,015	„
Apolima . .	191	„
Manua-Gruppe	1,275	„
Summa .	33,901	Einwohner.

Tutuita ist hierbei zur Manua-Gruppe gezogen. Behm's Jahrbuch I, 79.

durchführte. Von Seiten Laupapa's waren die Unterhandlungen jedoch nur geführt worden, um Zeit zu seinen Kriegsrüstungen zu gewinnen. Nachdem diese vollendet waren, warf er die Maske ab und begann die Feindseligkeiten.

Der Verlauf derselben wird in einem Schreiben Maliétoa's an den englischen Marineminister geschildert, welches Aube in vollständiger Uebersetzung mittheilt. Maliétoa beschwert sich namentlich darüber, daß man dem Laupapa gestattet habe, in Apia inmitten der Häuser der Weißen sich ein Fort zu erbauen, trotzdem der katholische Bischof in einem Schreiben an Williams hiergegen protestirt habe. Daraus geht schon hervor, daß Engländer und Franzosen in dieser Sache verschiedene Interessen verfolgten. Die Leute Maliétoa's erstürmten nun das Fort, und bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Häuser, die angeblich Williams gehörten, von den Samoanern geplündert. Auf seine Reclamation hin stellten sie alle bereits ins Innere geschleppten Waaren zurück und unterwarfen sich dem „Ifoga“, einer demüthigenden Abbitte. Williams, nicht zufrieden hiermit, behauptete, die englische Flagge, die ein Samoaner von einem Nebenhäuschen herabgerissen hatte, sei beschimpft worden. Er müsse andere Genugthuung haben, das Ifoga genüge allein nicht. Er verlangte nicht mehr und nicht minder, als die Abtretung der Inseln Upolu und Sevai!

Als Aube in Apia war, waren noch überall die Spuren des Kampfes zu sehen. Die katholische Kirche, das englische Consulat u. s. w. waren von den Kugeln arg beschädigt. Drei Kriegsschiffe, ein französisches, „Mégère“, ein amerikanisches, „Kearsage“, ein englisches, „Blanche“, waren angelangt, um die Sache zu untersuchen und ihre Landesangehörigen zu schützen. Der „Kearsage“ dampfte schon nach 48 Stunden wieder ab, da sein Commandant sich nicht in die inneren Angelegenheiten Samoas mischen wollte. Der Capitän der „Mégère“ nahm Rücksprache mit den französischen Missionären, welche erklärten, um des Friedens willen von allen Klagen absehen zu wollen. Maliétoa kam an Bord der „Mégère“ und wurde dort mit Kanonenschüssen begrüßt. Auf welcher Seite die Franzosen standen, wurde dadurch klar. Der Capitän des englischen Kriegsschiffes „Blanche“ scheint auch das Unrecht der Samoaner nicht sehr groß befunden zu haben. Diese erklärten sich bereit, für die angerichteten Verwüstungen Entschädigung zu leisten und zahlten auch an jeden Consul die Summe von 3000 Piastern. Ursache aller dieser Streitigkeiten ist aber ganz entschieden die Rivalität zwischen Franzosen und Engländern einer-, und Katholiken und Protestanten andererseits.

Auch die Tage der Unabhängigkeit der Samoa-Inseln werden gezählt sein; auch sie gehen, wie die anderen, ihrem Geschicke entgegen. Was jetzt dort geschieht, ist nur ein Vorspiel. Kaum aber werden die Engländer, welche die Annectirung der größeren und fruchtbareren Fidschi-Inseln ablehnten, die kleinen Samoa-Inseln für sich nehmen. Am meisten fürchtet Aube, daß Deutschland hier seine Macht zeigen werde. Consul Weber ist der einzige, welcher schöne Farmen angelegt hat, aus denen er reichen Gewinn zieht, während seine englischen und amerikanischen Collegen nicht Aehnliches thaten.

Kaum giebt es noch einmal einen Boden, meint der Franzose, der so reich und fruchtbar wie jener Upolus wäre. Yams, süße Kartoffeln, Taro, Ananas wachsen fast wild. Gestade und Felsenriffe sind mit Cocospalmen besetzt. Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr, Gewürznelken, Vanille sind mit Erfolg eingeführt worden. Die Baumwollencultur hatte sich in Folge des amerikanischen Bürgerkrieges auf Upolu so gehoben, daß die Ausfuhr über Sydney sich auf mehr als 2000 Tonnen hob. Aube scheint eine amerikanische Besiedelung und Besitzergreifung herbeizuwünschen, für uns Deutsche aber enthält sein Bericht jedenfalls wichtige Fingerzeige.

Geologische Entwickelung der italienischen Halbinsel.

Bei der Bildung eines Knochens im thierischen Körper wird dessen spätere Form zunächst durch einen Knorpel vorgezeichnet; dann erst beginnt die Knochenbildung an einer oder an verschiedenen Stellen. Ob nun dieses Verknöchern an einem oder an mehreren Punkten vor sich gehe, so wird doch schließlich nur ein Knochen gebildet; vereinigen sich die verschiedenen Centren nicht vollständig, so werden eben so viele einzelne Knochen als Centren gebildet.

Bei der Entstehung des Festlandes läßt sich etwas sehr Aehnliches beobachten. Die gegenwärtige Form vieler Länder ist im Allgemeinen schon vor langer Zeit gleichsam voraus skizzirt gewesen; sie ist abhängig von dem Wachsthum um einen einzigen oder um verschiedene Mittelpunkte herum. Eines der einfachsten, aber belehrendsten Beispiele dieser Art bietet die geologische Geschichte Italiens, worauf Clifton Ward (Geological Magazine, Januar 1871) aufmerksam macht.

Idealer Durchschnitt der italienischen Halbinsel in der Breite von Rom.
a. Juraformation. b. Kreide. c. Eocen. d. Miocen und Pliocen.

Ein Querschnitt durch die Halbinsel in der Breite von Rom stellt sich, ideal genommen, etwa wie in dem beigegebenen Holzschnitte dar. Die Juraformation, die älteste

des Landes, bildet den Kern der Apenninenkette; an ihren Abhängen sind Kreide und Eocen abgelagert; einzelne kleinere Lager der letzteren beiden Formationen liegen am oder auf dem Gipfel. Miocen und Pliocen dagegen bilden die horizontal abgelagerten Schichten des Tieflandes am Fuße des Gebirges bis zum Meere hin.

Die Centralmasse der Juraschichten erstreckt sich wie ein Rückgrat entlang der Mittellinie der Halbinsel, von einem Punkte östlich von Neapel zu einem andern, etwas südlich von Florenz. Nördlich und südlich von diesen beiden Punkten ist die Juraformation von wenig mächtigen Kreideschichten, dann von Eocenschichten überlagert, welche letztere die Kette der Apenninen bis östlich von Genua fortsetzen.

Die geologische Geschichte Italiens, insoweit als aus den vorhandenen Gesteinen geschlossen werden kann, scheint nicht weiter als bis zur Juraperiode zurückzureichen; sie ist also ziemlich jung. Die erste entschiedene Landproduction, von der wir Kenntniß besitzen, fand nicht vor dem Schlusse der mittlern Eocenformation statt. Zu jener Zeit wurde jene mächtige Ablagerung, welche sich lange Zeit hatte anhäufen können, langsam entlang einer Linie gehoben, welche jetzt die Apenninen in Süditalien und einen großen Theil der Alpen im Norden bildet. Die Erhebung, verbunden mit einer Verdrückung der Schichten, war allmälig, so daß unterdessen eine ganz ungeheure Wegspülung der Eocen- und Kreidegebilde stattfinden konnte, welche beiden, kleine Stellen ausgenommen, auf einem beträchtlichen Raume des emporgehobenen Landes gänzlich weggewaschen wurden, so daß die Juraformation an der Oberfläche bloßgestellt wurde. Durch diese Wegspülung wurde dem langsam emporsteigenden Lande ein großer Theil seiner Höhe geraubt; würde dagegen die Erhebung schnell vor sich gegangen sein, so würden die Apenninen gewiß doppelt so hoch wie gegenwärtig erscheinen.

Ideale Form der italienischen Halbinsel am Schlusse der Eocenperiode.

Die Geographie Italiens am Schlusse der Eocen- und zu Beginn der Miocenperiode muß sich etwa so wie in der beigegebenen Zeichnung dargestellt haben. Die punktirte Linie zeigt den heutigen Umriß der italienischen Halbinsel; die schraffirten Theile stellen das damals vorhandene Land dar.

In dem dieses damalige Land umgebenden Meere wurden zunächst die Schichten der Miocen-, dann der Pliocenzeit abgelagert. Doch die Gewalt, welche vorher sich durch ein langsames Emporheben des Meeresbodens ankündigte, scheint nach dieser Richtung des Emporhebens keiner Aeußerungen mehr fähig gewesen zu sein, denn jetzt brach sie durch die feste Kruste an verschiedenen Stellen hindurch und gab verschiedenen Vulcanen ihre Entstehung. Die vicentinischen und euganeischen Berge bei Padua bestehen aus vulcanischen Gesteinen, die zwischen den Schichten der Pliocenformation durchbrachen. Durch mehrere Eruptionen jener Periode im Meere wurden große Massen von Fischen plötzlich getödtet, die wir jetzt noch in einer kalkigen Asche aufbewahrt finden.

Gegen Schluß der Pliocenzeit begann die vulcanische Thätigkeit sich entlang der Westseite zu zeigen, nördlich und südlich von Rom und Neapel, und zu derselben Periode fand eine weitere Hebung statt, welche die neugebildeten Pliocenschichten hoch und trocken legte und so dem alten Lande ein Gerippe von neuem und verhältnißmäßig ebenem Boden gab, der sich schon außerordentlich der gegenwärtigen Form der Halbinsel nähert. Viele Einzelheiten von dem Umriß wurden jedoch erst durch Wegspülungen und kleinere Niveauschwankungen während der postpliocenen und neuen Zeit hervorgebracht.

Nach der vollständigen Erhebung des Landes fanden dann jene vulcanischen Eruptionen statt, durch welche die vielen vulcanischen Berge gebildet wurden, die jetzt so angenehm die Einförmigkeit der Ebenen unterbrechen.

Zu welcher Zeit der Vesuv entstand*), ob zuerst als submariner Vulcan oder erst als die postpliocene Hebung stattfand; ob seine ersten Eruptionen gleichzeitig mit jenen der phlegräischen Felder waren; ob die neapolitanische vulcanische Gruppe gleichzeitig mit jener um Rom in Thätigkeit trat, das ist schwer zu entscheiden. Doch ist ziemlich sicher, daß ihre Entstehung um die Zeit des Endes der Pliocenperiode vor sich ging; ihre Eruptionsproducte überlagern unmittelbar die Schichten der Pliocenzeit.

Das ist eine kurze Skizze der geologischen Geschichte Italiens. Die Hauptpunkte derselben lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1) Die geologische Geschichte datirt nur bis in die Jurazeiten zurück. Es ist keine Spur von Land bis zur späten Secundär- oder frühen Tertiärzeit nachzuweisen.

2) Die Bildung Italiens ist in einer sehr einfachen Weise vor sich gegangen, nämlich durch das Emporheben von drei einander folgenden Meeresformationen in einer langen Gebirgskette und durch die Anlagerung der marinen Schichten der Miocen- und Pliocenzeit an diese Gebirge, sowie durch nachfolgende mäßige Erhebung dieser letzteren Schichten.

3) Mit Rücksicht auf die von unten wirkende Thätigkeit unterscheiden wir in der geologischen Bildung Italiens drei verschiedene Perioden: Eine Zeit der Ruhe oder langsamer Depression, während welcher sich ruhig Meeresablagerungen bilden konnten. Zweitens eine Periode mit kräftigen Aeußerungen innerer Gewalten, die sich durch die Emporhebung

*) Vom Aetna wissen wir, daß er aus der Pliocenzeit stammt; seine ersten Eruptionen waren submarine.

des Landes und Bildung hoher Gebirge kundthaten. Drittens eine noch jetzt fortdauernde Periode, in der dieselben Gewalten sich durch die Bildung von Vulcanen manifestirten.

Das Studium der alten physikalischen Geographie, das bisher so sehr vernachlässigt wurde, gewinnt von Tage zu Tage mehr an Wichtigkeit und Interesse, da nur an seiner Hand wir im Stande sein werden, die Aufeinanderfolge und Vertheilung des organischen Lebens auf unserer Erde aufhellen zu können.

A. E. Nordenskiöld: Ueber seine Wanderung auf dem Inlandeise in Grönland 1870 *).

F. Unter allen Mineralien, aus denen die Erdrinde zusammengesetzt ist, kommt keines in so großen zusammenhängenden, weder von mechanischen noch von chemischen Mischungen verunreinigten Massen vor, wie das **Eis**. Als eine von der Natur fertiggebildete, feste, chemische Verbindung gehört nämlich dieser Stoff unbedingt dem Gebiete der Mineralogie an, wenn er sich auch insofern von denjenigen Stoffen unterscheidet, welche man gewöhnlich unter diesem Zweige der Wissenschaft anführt, daß das Dasein desselben als fester Stoff oder Mineral von unbedeutenden Veränderungen in dem Wärmegrade abhängig ist.

Die große Rolle, welche dieser Stoff in der Haushaltung der Natur spielt, heftet ein Interesse an die kleinsten Eigenschaften desselben, auf welches wohl kaum ein anderes Mineral Anspruch machen kann. Eine nur unbedeutende Veränderung in dem Schmelzpunkte des Eises, in seinem specifischen Gewicht oder in seinem Verhältnisse zu salzhaltigem Wasser würde z. B. ganz gewiß bedeutende Verrückungen in dem Klima bedingen; die Eigenschaft des Wassers, in seinen sogenannten Capillarröhren erst bei einer Temperatur von 15 bis 20 Graden Celsius unter dem gewöhnlichen Gefrierpunkte in Eis überzugehen, ist eine Bedingung zu der Fähigkeit der Gewächse, die strenge Winterkälte der nördlichen Länder zu ertragen; die krystallinische Gestalt der mikroskopischen Eisnadel und weniger gewöhnliche Eigenschaft, bei Temperaturveränderungen polarelektrisch zu werden, bedingt die schönen Farbenphänomene des Winterhimmels. Die Eigenschaft des Eises, so hart und spröde es immerhin ist, unter einem starken Drucke sich wie eine Flüssigkeit zu verhalten, seine sogenannte Plasticität, ist eine Bedingung zu der Entstehung von Gletschern und dadurch auch zu der Bildung eines bedeutenden Theiles der auf Glacialgrus ruhenden fruchtbarsten Ebenen in Europa gewesen. Eben diese Macht des Eises hat auch den Tausenden von Landseen, denen der Wanderer in dem skandinavischen Norden, in Schottland, in der Schweiz, in dem nördlichen Theile von Nordamerika, kurz in allen denjenigen Ländern begegnet, welche in früheren Tagen von hohen Eismassen bedeckt gewesen sind, und merkwürdig genug nur in diesen, in den härtesten Felsen das Bett ausgehöhlt.

Die Beispiele würden sich vervielfältigen lassen; aus dem bereits Angeführten aber dürfte schon erhellen, daß jeder neue Beitrag zur Kenntniß des Auftretens dieses Stoffes auf dem Erdboden, seiner Mineralgeschichte, für die Wissenschaft von Werth ist, und auf Anlaß dessen dürfte mir gestattet sein, mit einigen Worten Rechenschaft abzulegen über **die neue Erfahrung**, welche auf diesem Felde gewonnen worden ist durch die schwedische Expedition nach Grönland im letzten Sommer, welche, so viel man weiß, zum ersten Mal seit der Entdeckung Grönlands vor etwa 1000 Jahren im Stande war, **eine bedeutendere Strecke in das Innere dieses** mit Eis bedeckten Landes vorzudringen *).

---

*) Ein **Vortrag**, gehalten an dem Stiftungstage der Akademie der Wissenschaften in Stockholm, 6. Mai 1871. — Der Stiftungstag der Akademie, 31. März (1741), war diesmal wegen der Krankheit und des Todes der Königin Louise bis zum 6. Mai aufgeschoben worden. Den neueren Statuten vom Jahre 1821 gemäß müssen bei dieser Gelegenheit nach der Rede des Präses und dem Jahresberichte des Secretärs über die Thätigkeit der Akademie in dem letztverflossenen Jahre die fünf Intendanten der Akademie über den Fortschritt der Naturwissenschaften (Physik, Astronomie, Mineralogie nebst Geologie und Geognosie, Botanik und Zoologie) einen Bericht abstatten. Der Vortrag enthält den Bericht über den Fortschritt der Mineralogie, Geologie und Geognosie in dem vorigen Jahre, in welchem außer dem über das Eis Grönlands auch noch andere Gegenstände berührt werden, die ebenfalls mit übersetzt sind. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß die bei solchen Gelegenheiten gehaltenen Vorträge allgemeiner bekannt würden als jetzt der Fall ist.

*) Ueber diese Expedition nach Grönland heißt es in dem bei derselben Gelegenheit vorgelesenen Jahresberichte des Secretärs der Akademie: „Sie wurde ausgeführt unter der Leitung des Professors **Nordenskiöld**, und als thätige Mitglieder nahmen daran Theil der Docent S. Berggren und die Doctoren der Philosophie T. Nordström und P. Oeberg. Der ursprüngliche und eigentliche Zweck der Expedition, zu welcher ein Privatmann die Mittel hergab, war der, bei den dänischen Colonien an der Westküste von Grönland verschiedene vorbereitende Anordnungen zu treffen zu einer größern Polarexpedition, welche im nächsten Jahre, 1872, von Schweden nach dem Eismeere abgehen soll. Dadurch aber, daß mehrere Männer der Wissenschaft sich der Expedition anschlossen, und daß dieselbe eine ziemlich vollständige wissenschaftliche Ausrüstung erhielt, zu welcher die Akademie aus ihrem Instrumentenvorrathe Beiträge hergab, wurde die Expedition in den Stand gesetzt, wissenschaftliche Forschungen nach verschiedenen Richtungen hin anzustellen, und an den Stellen, welche sie besuchte, Einsammlungen von Naturgegenständen zu machen. Das zuvorkommende Wohlwollen, welches der Expedition von den dänischen Behörden und besonders von den Directoren und Beamten bei dem grönländischen Handel bewiesen wurde, erleichterte und förderte wesentlich die Pläne unserer Reisenden. Die Expedition, welche am 15. Mai von Grönland abging und in der Mitte des November zurückkehrte, hat während ihres Aufenthaltes in Grönland ausgedehnte Bootfahrten längs der Westküste dieses Landes gemacht und ist durch eine 5 (schwedische) Meilen lange Wanderung auf dem Inlandeise tiefer in das Innere des Landes eingedrungen, als der Annahme nach zuvor irgend Jemand — eine Annahme, welche von der bekannten Thatsache, daß die Grönländer selbst wegen eines alten eingewurzelten Vorurtheils eine große Furcht vor Fahrten auf dem Inlandeise hegen und dadurch abgehalten worden sind, sich mit der innern Beschaffenheit ihres Landes näher bekannt zu machen, noch bedeutend unterstützt wird. Die Sammlungen, welche die Expedition mitgebracht hat, besitzen einen bedeutenden Werth, und unter denselben zeichnet sich besonders die reiche Ernte von Pflanzenüberresten

Grönland bildet, wie bekannt, einen zwischen Europa und dem eigentlichen Amerika belegenen Continent, dessen Südspitze ungefähr unter dem Breitengrade von Stockholm liegt, während der nördliche Theil desselben sich vielleicht 100 schwedische Meilen höher gegen Norden hinauf erstreckt als die skandinavische Halbinsel. Trotz des schönen, aber uneigentlichen Namens, den das Land von seinem ersten Entdecker, dem norwegisch-isländischen Freibeuter Erik Röde (dem Rothen), erhielt mit der offen erklärten Absicht, Ansiedler dorthin zu locken, begegnet man überall, wo man in das Land einzudringen sucht, in unbedeutender Entfernung von der Küste einem hohen Eiswalle, der Grenze des Inlandeises, welches der Annahme nach das ganze Innere von Grönland bedeckt. Gewiß wenigstens bleibt, daß man überall, wo man bis jetzt vorgedrungen, auf den Rand desselben gestoßen ist, und daß man überall von den oft sehr hohen Berggipfeln an der Küste denselben allmälig mit einer gleichmäßigen Ansteigung sich nach Innen erheben sieht, um mit seiner gefrorenen Decke, spurlos wie die Woge des Meeres, Berge und Thäler zu ebnen.

Dieses Inlandeis wird niemals von dem Grönländer besucht, sofern nicht etwa der Jagdeifer ihn ausnahmsweise verführt, auch auf diesem gefährlichen von bodenlosen Abgründen durchkreuzten Gebiete die fliehende Beute zu verfolgen. Weit geht er auf keinen Fall, weil die Bewohner, vielleicht in Folge der Unglücksfälle bei solchen Jagden, vor diesem Theile ihres Landes ein abergläubiges Vorurtheil hegen, welches auch zu einem gewissen Theile auf solche Europäer übergegangen ist, welche eine längere Zeit ansässig in dem Lande gewesen sind. Deshalb sind bisher nur zwei ernstliche Versuche gemacht worden, in das Innere des Landes einzudringen: der erste von einem dänischen Kaufmanne Lars Dalager, welcher im Jahre 1751 auf diesem Wege nach der vom Meere aus unzugänglichen Ostküste von Grönland vorzudringen suchte, und der zweite von dem bekannten englischen Alpensteiger Whymper, welcher im Jahre 1867 diesen Theil von Grönland besuchte. Beide mußten gleichwohl bald umkehren; Dalager in Folge des Mangels an Feuerung und weil die scharfe Eisrinde seine und seiner Begleiter Fußbekleidung völlig zerfetzt hatte, nachdem er in zwei Tagen beinahe zwei Meilen in das Eisfeld eingedrungen war; Whymper gleich zu Anfang seiner Fahrt wegen der unwegsamen Beschaffenheit des Eises, welche die Anwendung der Hundegespanne nicht gestattete, mit denen er in das Innere einzudringen beabsichtigte.

Wenn in den Eismassen, die das Innere von Grönland bedecken, keine Bewegung stattfände, so ist es klar, daß die Oberfläche derselben eben und ununterbrochen werden würde gleich der Oberfläche einer Sandwüste, und es würde daher keine Schwierigkeit vorhanden sein, hier vorzudringen. Das ist jedoch nicht der Fall: das Inlandeis bewegt sich, so anscheinend fest es ist, ziemlich nach den Gesetzen, welche die Bewegung bei den Flüssigkeiten reguliren, ohne Unterbrechung, aber langsam und an verschiedenen Stellen mit einer verschiedenen Schnelligkeit nach dem Meere hin, wo es an der Westküste von Grönland in mehreren großen Eisströmen endet, welche in tiefe, von hohen Bergen umgebene Meerbusen oder sogenannte Eisfjorde münden.

Eine wirkliche Flüssigkeit ist gleichwohl das Eis nicht, und diese Bewegung bewirkt daher große Spalten und Klüfte, deren bodenlose Abgründe dem Wanderer den Weg versperren. Diese Spalten müssen natürlich vorzugsweise dort vorkommen, wo die Bewegung des Eises am stärksten ist, d. h. in der Gegend der großen Eisströme, wogegen man in einer größern Entfernung von denselben ein spaltenfreieres Terrain erwarten darf. Auf Anlaß dessen wählte die schwedische Expedition zu ihrem Versuche, auf dem Inlandeise vorzudringen, zum Ausgangspunkt eine Stelle, die so weit wie möglich von den Fjorden entfernt ist, in welche größere Massen von Eisbergen aus dem Inlandeise auslaufen, nämlich den im Osten von Egedesminde an der nordwestlichen Küste von Grönland tief in das Land einschneidenden Auleitsivik-Fjord. Hier besteht das schmale Küstenland in Berghügeln, gebildet aus Gneis und anderen krystallinischen Bergarten, zwischen denen sich oft sehr ausgedehnte, von einer spärlichen Vegetation kaum bedeckte Thonebenen ausbreiten. Die Berghügel sind, wie in Schweden, abgerundet und an mehreren Stellen gereifelt, die Seiten derselben mit gewaltigen erratischen Steinblöcken bestreut. Alles beweist, daß die Eismasse sich in früheren Zeiten auch über dieses jetzt eisfreie Terrain ausgebreitet hat, daß also die Grenze des Inlandeises zurückgewichen ist, und durch eine einfache Berechnung, deren nähere Begründung mir hier die Zeit nicht gestattet, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit darthun, daß dieses Zurückschreiten des Eises wenigstens 30,000 bis 40,000 Jahre stattgefunden hat — eine Zeitperiode, welche, so lang sie auch zu sein scheint, doch ganz in den allerletzten geologischen Zeitraum fällt. Noch heute braucht man übrigens nicht weit von dem innersten Theile des Fjordes gegen das Innere des Landes vorzudringen, bis man auf einen hier jähen, dort abgerundeten Eisrand stößt, welcher der Kante zunächst nur einige hundert Fuß hoch ist, nach innen zu aber anfangs schnell, weiterhin langsam ansteigt, bis er sich allmälig in dem unermeßlichen Eisfelde des Inlandes verliert. An anderen Stellen stürzt das Inlandeis mit einem schroffen Absatze in einen der unzähligen kleinen Landseen, welche das Küstenland erfüllen, oder in Buchten des Fjordes selbst. Große Eisstücke stürzen hier mit starkem Getöse von dem Rande des Inlandeises herab und veranlassen gefährliche Deinungen; dies geschieht zu gewissen Zeiten in solchen Massen, daß der ganze zuvor eisfreie Fjord in einem oder wenigen Tagen von Eisblöcken gesperrt wird.

Die Geologen sind im Allgemeinen im Irrthum, wenn sie die schweizerischen Gletscher für ein vollständiges Bild in kleinem Maßstabe von dem Inlandeise Grönlands oder von dem Inlandeise halten, welches einmal das ganze nördliche Europa bedeckt hat. Der eigentliche Gletscher (der Skridjökel) verhält sich zu dem Inlandeise wie ein schnellfließender Fluß oder Bach zu einem weit ausgedehnten ruhigen Landsee. Während der Gletscher in einer beständigen vorwärts schreitenden Bewegung ist, steht das gefrorene Wasser des Inlandeises, gleich dem Wasser in einem Landsee, vergleichweise still, mit Ausnahme solcher Stellen, wo es durch die Eisströme in das Meer ausmündet. Ist ein solcher Eisstrom hinlänglich breit und geht er über ein ebenes Terrain, wo der Boden des Meeres allmälig in das Land übergeht, so bildet er einen lothrecht abgeschnittenen, an der Oberfläche ziemlich ebenen Gletscher, von welchem zwar von Zeit zu Zeit große Eisblöcke herabfallen, der aber doch keinen wirklichen Eisbergen das Dasein giebt. Diese bilden sich dort, wo die Tiefe des vorliegenden Meeres groß, der Strandabsatz hoch, der Eisstrom eng und zwischen hohen Bergen eingeklemmt ist. Hier ist der kurze Skridjökel (d. i. Schreitgletscher), welcher die mehrere Tausend Fuß über dem Meere belegene Oberfläche des Inlandeises mit dem Fjord verbindet, ähnlich einem riesenhaften Wasserfalle, gebildet von kolossalen, unregelmäßig durch einander geworfenen Eis-

von 20 Localen und von 5 verschiedenen geologischen Horizonten, sowie ein in mehreren Rücksichten seltener Fund von Meteoreisenstücken aus. Uebrigens hat die Expedition werthvolle zoologische, botanische, mineralogische und ethnographische Sammlungen mitgebracht.

bergen, welche erst, nachdem sie oftmals umgewälzt, zerstückelt und wieder zusammengeleimt oder geeist worden sind, das Wasser erreichen, um darauf von den Meeresströmen in weit südlichere Gegenden geführt zu werden.

Beinahe überall brausen am Fuße des Eiswalles Gletscherströme hervor, theils durch Höhlen zwischen dem Eise und dem unterliegenden Felsen, theils aus tiefen von dem Wasser in der Eismasse ausgeschnittenen Klüften und Rissen. Eine solche damals eben ausgetrocknete Kluft wurde zum Aufklettern benutzt. Der Küste zunächst war das Eis geschwärzt, aber kaum mit Erde bedeckt, sowie hier und da bestreut mit kantigen kleineren Steinen, welche gleichwohl nicht in einer solchen Menge auftreten, daß sie eigentliche Moränen bilden; im Gegentheil: diese für kleinere Gletscher so charakteristische Bildung fehlt wenigstens in dem von uns besuchten Theile des Inlandeises beinahe gänzlich, ein für die Beurtheilung der Glacialbildungen in unserm Lande nicht unwichtiger Umstand.

Einige hundert Ellen weiter nach innen wurde das Eis rein und völlig frei von Steinen, gleichzeitig aber auch dermaßen uneben, daß es aussah, als wäre die ganze Masse gebildet von unregelmäßig durch einander geworfenen Pyramiden und Kämmen von Eis, welche hier und dort kleinere tief liegende Wassersammlungen einschließen und bisweilen von tiefen und breiten Gletscherspalten durchschnitten sind. Die Schwierigkeit, in diesem Chaos von steilen Eisbergen vorwärts zu kommen, war dermaßen groß, daß ein ganzer Tagesmarsch zu einem Bruchtheile einer schwedischen Meile verwendet werden mußte. Weiterhin wurde gleichwohl die Eisfläche etwas ebener, aber doch fortwährend gebildet von dicht zusammengekitteten, 4 bis 6 Fuß hohen Eisbülten, welche dem schwerbelasteten Fußwanderer sehr beschwerlich waren, wenn auch nicht in so hohem Grade, wie das frühere Terrain. Statt dessen war der Weg hier beinahe bei jedem zehnten oder zwanzigsten Schritte durchschnitten von bodenlosen Klüften, welche gewöhnlich entweder durch Ueberspringen oder durch eine vorsichtige Benutzung der von den Winterstürmen über die Abgründe geschlagenen Eisbrücken passirt werden mußten. Auch diese Kluftenregion hörte gleichwohl weiterhin bei einer absoluten Höhe von 1000 Fuß auf, um dann und wann, wenn auch in geringerer Ausdehnung, auf höher belegenen Stellen der wellenförmigen Oberfläche des Gletschers wiederzukehren.

Immerwährend stieg nämlich das Eis langsam nach innen an, doch mit Unterbrechungen von seichten, ausgedehnten, muldenförmigen Vertiefungen, so zu sagen den Sumpfregionen des Gletschers. Der Boden derselben war gewöhnlich eingenommen von kleineren Seen oder Teichen ohne sichtbaren Abfluß, obgleich sie eine Menge zum Theil sehr reißender und wasserreicher Gletscherbäche aufnehmen, welche sich längs der Seiten der Vertiefung herabschlängeln und oft genug dem Vorwärtskommen ein zwar weniger gefährliches, statt dessen aber mehr zeitraubendes Hinderniß entgegensetzten als die Klüfte. Großartig, wenn auch öde und einförmig, war das Gemälde, das sich hier aufrollte. Ueberall, so weit das Auge reichte, nur eine ununterbrochene, von einem stets wolkenlosen und daher einförmigen, blauen Himmel bedeckte Eisebene, an der Oberfläche etwas uneben und dadurch einem plötzlich erstarrten, vom Sturme erregten Meere ähnlich, dessen in Eis verwandelte schäumende Wellenspitzen jetzt unbeweglich in dem Sonnenscheine glitzern.

Die Eingeborenen berichten, daß bisweilen bedeutende Renthierherden über das Inlandeis bis an die Westküste vordringen — vielleicht von einem eisfreien Binnenlande. Wir dagegen sahen keine Spur von diesen Thieren, auch keine solche von der übrigens so reichen Vogelwelt Grönlands, zwei Raben ausgenommen, welche noch ein paar Meilen von der Küste über unseren Häuptern schwebten. Ueberall dagegen gab sich das Dasein von zahlreichen Wasserströmen in dem Innern des Eises zu erkennen durch ein dumpfes Brausen, das zuweilen von einem stärkern Knall, ähnlich einem Kanonenschusse, unterbrochen wurde, welcher augenscheinlich von der Entstehung einer neuen Kluft in der unterliegenden Eismasse herrührte.

Die äußerste Oberfläche des Eises war gleich einem Schwamm durchbohrt von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß tiefen, runden, verticalen, dicht an einander gehäuften, mit Wasser gefüllten Röhren, deren Boden bedeckt war von graubraunem Grus, unter welchem der eine Theilnehmer an der Eiswanderung, der Docent Berggren aus Lund, verschiedene, auch anderswo auf dem Eise zerstreut vorkommende mikroskopische, den Geschlechtern Protococcus und Scytonema angehörige Algen, sowie auch ein noch nicht mit Sicherheit bestimmtes Geschlecht aus der Gruppe der Conjugaten entdeckte. Es existirt also wirklich selbst in dieser Eiswüste ein Pflanzenleben, und so unbedeutend diese mikroskopischen Organismen auch sein mögen, so spielen sie doch augenscheinlich eine wichtige Rolle, indem ihre dunkle Farbe kräftiger als das weiße Eis oder der Schnee die Wärmestrahlen der Sonne absorbirt und dadurch zum Schmelzen des Eises thätig beiträgt. Die mächtige Eismasse, vor deren Kraft in der Länge der Zeit der härteste Felsen weichen muß, wird also wiederum verzehrt und zerstört von einer weichen, dem bloßen Auge nicht sichtbaren Pflanzenform.

In welchem ungeheuern Maßstabe die Eisschmelzung hier in den Sommermonaten geschieht, beweisen unter Anderm die zahlreichen Flüsse, welche überall, wo das unterliegende Eis nicht allzu sehr zerklüftet ist, die Oberfläche desselben durchkreuzen. Gewöhnlich fallen diese Flüsse in die kleinen Seen aus, welche den Boden der zuvor erwähnten muldenförmigen Vertiefungen einnehmen und wahrscheinlich einen unterirdischen Abfluß haben; oft aber sieht man dieselben auch plötzlich in dem Innern des Eises verschwinden. Ein von dem Eise aufsteigender starker Nebel, ein gewaltiges Brausen zeigt in solchem Falle schon von weitem eine ungewöhnlichere Erscheinung an. Die zuvor auf der Oberfläche des Gletschers hinlaufende Wassermasse hat sich hier ein verticales Loch gebohrt, ganz bestimmt bis hinab auf den in einer Tiefe von über 1000 Fuß belegenen Felsen, um vielleicht noch ferner in diesem einen Riesentopf auszuschleifen, ein Zeichen der Thätigkeit des Gletscherflusses, das länger dauern wird, als die Eisfelsen von einer wunderbar reinen azurblauen Farbe, welche jetzt die Kanten des Abgrundes begrenzen, in welchem der Gletscherfluß verschwindet. An einem Orte sah man dicht neben einem solchen unterirdischen Wasserfalle einen intermittirenden Springbrunnen, einen Eis-Geysir, seinen Wasserstrahl mehre Klafter hoch in die Luft werfen.

Im Ganzen gelang es der schwedischen Expedition während eines sechstägigen Aufenthaltes auf dem Eise, fünf schwedische Meilen weit in das Innere einzudringen, und bei dem mehr als 2000 Fuß über dem Meere belegenen Wendepunkte gestattete ein ziemlich hoher Eishügel eine unendlich weite Aussicht nach allen Richtungen hin. So hatte man den Beweis, daß diese Eiswüste mit langsamer Ansteigung sich nach innen ausbreitet, so weit das Auge reichen kann, vermuthlich bis an die hohen Alpenregionen, welche die letzte deutsche Expedition an der Ostküste von Grönland entdeckt hat. Gleichwohl sind Gründe vorhanden, z. B. das Vorkommen der oben erwähnten Renthierherden, welche auch dafür sprechen, daß das Inlandeis nur einen hohen auf eine

mit der Küste parallel laufenden Gebirgskette gestützten Wall um ein eisfreies und vielleicht in Vergleich mit dem Küstenlande fruchtbares Binnenland bilden. Eine Frage von außerordentlich großer geographischer und geologischer Wichtigkeit wartet also hier noch auf ihre Lösung, und die schwedische Expedition kann es sich vielleicht zu einigem Verdienste rechnen, hierzu beigetragen zu haben durch die Hebung des Vorurtheils, welches in Betreff der Möglichkeit des Vordringens auf dem Eisfelde des grönländischen Binnenlandes ein ganzes Jahrtausend geherrscht hat.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Beschaffenheit des grönländischen Inlandeises für uns (Schweden) ein besonderes Interesse dadurch hat, daß wir hier ein Bild von dem Aussehen unseres eigenen Landes in einer geologischen Periode, die unserer Zeit sehr nahe liegt, vor Augen haben. Die abgeschliffene und gereifelte Oberfläche unserer Berge, die kolossalen erratischen Steine, welche auf unseren Ebenen zerstreut liegen, die von einem arktischen Klima zeugenden Thierüberreste in unseren Muschelbergen und Thonlagern beweisen, daß in früheren Zeiten, vielleicht mit Ausnahme einiger schmalen von den ersten Bewohnern des Landes sparsam bevölkerten Küstenstriche, unser ganzes Land oder richtiger der Theil desselben, welcher damals über dem Wasser lag, eine ununterbrochene Eiswüste gewesen ist.

Daß sich hernach das Land um mehrere hundert Fuß gehoben hat, kann als etwas Abgemachtes angesehen werden. Weniger entschieden ist es dagegen, ob eine solche säculare Hebung des skandinavischen Walles, welche schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Gegenstand der in der Geschichte der Wissenschaft berühmten Streitigkeiten zwischen Celsius, Browallius u. a. m. bildete, wirklich stattfindet, ob die beinahe immer von den Zuständen an den Küsten der Ostsee entlehnten Beweise, welche man hierfür anzuführen pflegt, in der That nur darauf beruhen, daß die Ostsee gewissermaßen betrachtet werden muß als ein Landsee, dessen Wasserstand, als abhängig von dem Verhalten zwischen Zu- und Abfluß, man nicht ohne Weiteres als einen Indicator des Wasserstandes im Ocean betrachten kann. Schon vor 20 Jahren richteten die Herren Chambers, Lovén und Erdman die Aufmerksamkeit der königlichen Akademie der Wissenschaften auf die Nothwendigkeit, zur Beantwortung dieser Frage eine genaue Nivellirung zwischen der Ostsee und dem Meere an der Westküste vorzunehmen. Diese Arbeit ist gleichwohl erst in den beiden letzten Sommern durch das geologische Bureau ausgeführt worden, indem Herr Algernon Börtzell in diesen Jahren mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit und mit zu dem Zwecke besonders construirten Apparaten von der Ostsee bei Sundsvall durch Medelpad und Jemtland über die norwegische Grenze bis an die Nordsee bei Levanger im Trondhjemfjord eine Nivellirung ausgeführt hat. Dabei hat sich ergeben, daß die Oberfläche der Ostsee bei Sundsvall am 20. August 1869 um 2,44 Fuß höher lag, als die Oberfläche des Trondhjemfjordes zwischen Ebbe und Fluth an demselben Tage im Jahre 1870.

Die folgenden bei dem Nivellement bewerkstelligten Höhenbestimmungen dürften überdies noch von allgemeinerm Interesse sein:

Höhe des Storsjö (großen Sees) 983 schwedische Fuß *) (291,85 Meter), des Kall-Sees 1281 Fuß (380,33 Meter), des höchsten Gipfels der Areskuta 4958 Fuß (1472,27 Meter), Grenze der Nadelhölzer an der nördlichen Seite des Berges 2040 Fuß (605,65 Meter), Reichsgrenze im Westen des Sees Anjen 1757 Fuß (521,65 Meter).

*) 3,368126 schwedische Fuß = 1 Meter.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Nordamerika.

Die farbige Bevölkerung in den Vereinigten Staaten wird für 1870 vom Zählungsamt in Washington auf 4,857,000 Seelen angegeben, eine Zunahme von etwa 35 Proc. gegen 1860.

Unter den neuen Staaten hat sich Minnesota rasch gehoben. Dieser Staat, welcher nordwestlich von Wisconsin liegt und das Quellgebiet des Mississippi umfaßt, sagt schon seines Klimas wegen den Einwanderern aus Nordeuropa zu. Die Zählung für 1870 hat 439,332 Seelen ergeben; davon waren in Minnesota selbst geboren 126,117, in anderen Staaten und Territorien 152,518, und 160,697 in anderen Ländern. Von der erstern Kategorie waren mindestens eben so viele Kinder von europäischen Einwanderern wie von eingeborenen Amerikanern. Es ist von Interesse zu sehen, wie sich jene 439,332 zusammensetzen. Aus dem Staate Neuyork sind gekommen 39,507, aus Wisconsin 24,048, aus Ohio 12,651, Pennsylvanien 11,966, Illinois 10,979, Maine 9939, Indiana 7438, Vermont 6815, Massachusetts 5731. Mit Ausnahme der hier durchschossen gedruckten Staaten enthalten die übrigen eine starke deutsche Bevölkerung und viele Einwanderer von dort sind deutscher Abstammung. Von den „Ausländern", d. h. über See Eingewanderten, sind 41,364 Deutsche. Die Skandinavier haben begreiflicherweise Vorliebe für ein fruchtbares Land, in welchem sie lange Winter wie in der alten Heimath finden; ihre Gesammtzahl stellt sich auf 56,927 Köpfe, wovon 35,940 Norweger und 20,987 Schweden. Aus England kamen nur 6614, aus Irland 21,746, aus dem britischen Nordamerika 16,698. Es ist für den Staat offenbar ein Segen, daß das germanische Element so entschieden vorwiegt. Man sieht, wie Minnesota seine Bevölkerung ganz und gar aus den nördlichen, nordwestlichen und mittleren Staaten der Union, sodann aus Nord- und Nordwest-Europa erhalten hat.

Ganz anders sind die Verhältnisse im Süden; ich nehme als Beispiel die Bevölkerung von Florida. Die amtliche Zählung für 1870 ergiebt eine Gesammtmenge von 187,746 Köpfen. Davon sind 109,552 Eingeborene des Staates, 73,227 aus anderen Staaten und nur 4967 Ausländer. Von den in Amerika Geborenen sind 91,395 Weiße und 91,384 Farbige, so daß die Zahl beider einander gleich ist. Sie kamen aus Georgia, Südcarolina, Alabama, Nordcarolina, Virginien, also aus südlichen Staaten; aus Neuyork sind 1015 Weiße (zumeist politische Abenteurer, Carpetbaggers) und nur 35 Farbige, aus Neujersey 985 Weiße und 7 Farbige; andere Nordstaaten haben nur ein sehr geringes Contingent gestellt. Von den Ausländern sind: 1155 Cubaner, von den Bahama-Inseln 1011; Deutsche 597, Irländer (darunter Soldaten der Union) 737, Engländer 899, Schotten 114, Franzosen 123 Köpfe. Man sieht, wie die Bestandtheile der Einwanderung durch die klimatischen Verhältnisse bestimmt werden.

Ueber die Zustände im Süden, das Treiben des Präsidenten Grant und seiner radicalen Partei im Congresse haben wir jüngst eingehende Mittheilungen gemacht. Jetzt lesen wir, daß einer der ärgsten Radicalen, welcher seit dreißig Jahren

eine ungeheure Summe von Unheil angestiftet hat, der Fanatiker Wendell Philipps, Galgen und Rad für den Süden aufrichten will. Das geht doch selbst der erzradicalen „Newyork Tribune" zu weit; sie hält ihrer eigenen Partei (Nr. vom 17. Mai) eine eindringliche Standrede. Wir theilen dieselbe mit, gerade weil sie aus einer solchen Quelle kommt und geeignet ist, Vorurtheile und falsche Auffassungen über die angebliche „Partei der Freiheit, Gottes und der Moralität" zu beseitigen.

„Unsere Berichterstatter entwerfen eine geradezu melancholische Schilderung über die gesellschaftlichen Zustände im Süden. Die intelligentesten, einflußreichsten, wirklich nützlichen Männer, alle Leute von Erziehung, sind aller politischen Rechte beraubt, sie sind lediglich mißhandelte Unterthanen eines despotischen Eroberers. Eine Horde niederträchtiger (rascally), aus der Fremde herbeigelaufener Abenteurer überbürdet sie mit Steuern und beschwindelt sie unter Beihülfe einer ganz unwissenden Classe, die noch vor Kurzem die Erdscholle mit der Hacke umwandte oder in der Küche diente. Jene intelligenten Leute kümmern sich nicht um die Politik, sie wollen sich nur eines unerträglich gewordenen Joches entledigen. Für nationale Interessen haben sie jetzt gar keinen Sinn. Der Abschaum aus den Städten des Nordens, der nach Beendigung des Krieges nach den Südstaaten zog, Subjecte ohne Erziehung und von schlechtem Charakter, — die fahren nun dort in glänzenden Equipagen, trinken die theuersten Weine, erglänzen in Diamanten und stehlen Geld so rasch wie die Straßencommissäre in Newyork. Ist es ein Wunder, wenn der ausgesogene und verarmte Pflanzer mit Ingrimm im Herzen solchen Unfug mit ansehen muß, er, der alle Tage in größere Dürftigkeit geräth, der Offizier der conföderirten Armee, der so wacker und tapfer für eine Sache focht und einstand, die er für eine gerechte hielt, der Beamte, welcher ehrlich und rechtschaffen dem Gemeinwesen gedient hatte? Diese Männer würden sich wohl der Herrschaft von Soldaten beugen, von denen sie in der Schlacht besiegt wurden, aber nun werden sie ausgeplündert von ehemaligen Marketendern und Gesindel, das sich im Lager umhertrieb."

„Es ist in der That ein jammervoller Zustand für eine republikanische Regierung, eine reine Burleske zur Verhöhnung des allgemeinen Stimmrechts, wenn es geradezu verboten ist, den intelligenten und anständigen Bürgern die Stimme zu geben. Wir haben oftmals unsere Partei im Congresse gewarnt und haben ihr gesagt, welches Resultat unvermeidlich aus der rachsüchtigen Art und Weise der Durchführung der Reconstruction sich ergeben müsse. Wir haben ihnen gesagt und wiederholen: Es giebt nur ein Mittel, die Union wieder herzustellen, — allgemeine Amnestie und unparteiisches Stimmrecht."

Dann spricht die „Tribune" mit Ernst über die Gewaltthaten, welcher sich die durch Grant und dessen Carpetbagger zur Verzweiflung gebrachten Weißen schuldig machen. „Durch Bösewichter," so sagt sie, „werden die armen Schwarzen (Werkzeuge der Abenteurer) bei Nacht und Nebel ausgepeitscht oder durch die Kugeln von Meuchelmördern niedergestreckt. In den Berichten über die Kuklux mag wohl Manches übertrieben sein, aber manche Angaben sind auch richtig. Es ist Thatsache, daß Leute aus ihren Betten geholt und von bewaffneten, verlarvten Leuten mißhandelt oder ermordet werden. In einem einzigen County von Südcarolina sind drei Männer todtgeschossen, dreißig bis vierzig verwundet, Hunderte ausgepeitscht worden, aber nur in einem einzigen Falle wurde eine Verhaftung vorgenommen; die große Jury erklärte jedoch, daß kein Grund zur Anklage vorhanden sei; der Richter, welcher den Verhaftsbefehl ausgestellt hat, wurde aus der Stadt vertrieben. Steuereinnehmer (Carpetbaggers) sind ihres Lebens nicht sicher; vielfach wird gegen die Mißhandelten von Seiten der Kuklux keine andere Beschuldigung erhoben, als daß sie für die republikanische Partei (die radicalen Carpetbaggers) stimmen; da die Weißen proscribirt sind, so wollen sie mit Kugeln und Peitsche sich die Controle über den Staat verschaffen. Der Präsident läßt Soldaten marschiren. Aber wenn auch die Kuklux unterdrückt werden, wird dann nicht die Corruption in der Verwaltung des Staats nur um so ärger werden? Es ist ein Antagonismus der Racen ins Leben gerufen worden, der ein paar Generationen andauern kann. Die Neger werden unter allen Umständen zum großen Theil die Wahlen in den Südstaaten controliren, und die südlichen Cavaliere thun jetzt Alles, um diese Stimmen der demokratischen Partei zu entfremden. Die Gesellschaft ist in zwei Theile gesondert, die einander auf das Bitterste hassen. Die Klage geht dahin, daß die eine (Grant's) Partei aus Dieben besteht; wollen nun die weißen Südländer der Welt zeigen, daß die andere aus Mördern bestehe?" So weit die „Tribune".

Man sieht, wie durch die Politik, die Rachsucht und den Unverstand der radicalen Gott- und Moralitätspartei eine wilde Anarchie hervorgerufen worden ist.

Aus Australien.

In Warrnambul, Victoria, hat man mit der Fabrikation des Rübenzuckers begonnen; das Actiencapital der Fabrik beträgt 25,000 Pf. St.

Das Hinwegsterben der australischen Eingeborenen, welche mit der Civilisation in Berührung kommen, nimmt ununterbrochen seinen Fortgang. Wir lesen, daß im October 1870 auch „König Jerry" das Zeitliche gesegnet habe, nachdem die meisten Leute seines Stammes ihm vorangegangen waren. Er starb im Krankenhause zu Geelong, erst 45 Jahre alt, und galt für einen Christen, von dessen Bekehrung die Baptisten seiner Zeit großes Aufheben gemacht hatten. Die australische Regierung hatte ihm als Zeichen seiner Würde eine Messingplatte gegeben, die er am Halse hängen hatte; die Inschrift lautete: „Jerry, König von Dan, Dan Noc ist der schnellste Läufer in Geelong." Der Bericht schreibt: Seine schwarze Majestät kränkelte schon seit längerer Zeit und war zuletzt eigentlich nur noch ein Gerippe. Er hatte sich nicht geschont, ein schlechtes Leben geführt und der schlechte Rum setzte ihm auch stark zu. Er ist im Mausoleum beigesetzt worden, welches vor einigen Jahren auf dem Leichenhofe gebaut wurde, um die irdischen Ueberreste der Eingeborenen aufzunehmen. Die Protectoren derselben waren bei seinem Tode zugegen; auf ihre Frage, wohin er nun, als guter, gläubiger Christ, kommen werde, wenn seine unsterbliche Seele vom Leib Abschied nehme, entgegnete er: „Ich gehe dann dahin, wo ich jagen und fischen kann, wo es viele fette Enten und Kängeruhs giebt." Das ist sein Paradies und so stellt er sich die ewige Seligkeit vor.

In der Coriabai, Victoria, wurde bekanntlich ein bisher unbekannter Fisch gefangen; in Europa waren sofort Zoologen bei der Hand, um ein solches Thier für eine „Unmöglichkeit" zu erklären. Nun sind jedoch mehrere Exemplare vorhanden, auch in London befindet sich ein solches. Herr Mac Coy, Professor der Naturwissenschaften in Melbourne, schreibt: „Er ist ein merkwürdiger Fisch, der allerdings abnorm erscheint; man bezeichnet ihn als südliche Chimära; die Matrosen nennen ihn Elephantenfisch, die Ichthyologen haben ihn Callorhynchus antarcticus benannt. In Bau und Lebensweise nähert er sich dem Hai. An der Küste von Portland kommt er keineswegs selten vor."

Das allmälige Aussterben der Samojeden.

m. — Nach einem Schreiben aus Archangel (an die „Russische Börsenzeitung") gehören auch die Samojeden zu den Völkerschaften, die einem unvermeidlichen Untergange geweiht sind. Der einst so zahlreiche Stamm ist gegenwärtig auf circa 7000 Individuen zusammengeschmolzen, die Zahl der Geburten verringert sich von Jahr zu Jahr, wohingegen die der Sterbefälle zunimmt. Die Samojeden sind im Verkehr mit den Nachbarstämmen verarmt und demoralisirt. Ihre Renthier-

Herden (ihr Hauptreichthum) gehen bei Kleinem in die Hände der anwohnenden Syrjänen und Russen über, bei denen sie durch stets erneuerte Anleihen an Getreide und Branntwein so tief verschuldet sind, daß ein großer Theil der ehemaligen Herdenbesitzer zu Arbeitern im Dienste der Gläubiger herabgesunken ist. Trotzdem sind die Samojeden, wenn auch das harte Leben in ihnen die thierischen Instincte auf Kosten der geistigen Anlagen entwickelt hat, keineswegs ohne Intelligenz und ohne Talente. Mehr als einer aus ihrer Mitte hat sich zum tüchtigen Geschäftsmann emporgearbeitet, und der Referent aus Archangel kennt einen Schiffscapitän, der geborner Samojede ist und russisch, dänisch, deutsch, englisch und französisch spricht. Diese Ausnahmen bleiben freilich ohne Einfluß auf das Geschick der Gesammtheit; das Volk stirbt aus, und da es keine Lieder, keine Traditionen besitzt, so wird auch sein Andenken nicht von dem poetischen Nachglanz verklärt werden, welcher anderen aussterbenden Völkern das dauernde Interesse der Lebenden zusichert.

* * *

— Ch. Marshall, von welchem soeben ein Werk über Canada erschien, erzählt von einer Betversammlung, die in einer mit Schindeln gedeckten Halle stattfand. Die Andächtigen waren alle Neger, bis auf einige weiße Zuhörer. Ein kleiner, schon bejahrter schwarzer Mann wurde von heiliger Begeisterung ergriffen, als er verspürte, daß Gott zu ihm sich herablasse. Er rief der Gemeinde zu: „Ich höre, wie der Herrgott durch die Schindeln herunterkommt. Komm nur herunter, Herr! Hier ist ein schwarzer Mann, und das bin ich. Ich will alle Schindeln bezahlen, die dabei zerbrochen werden." (Here's a darkie — dat's me; — 'll pay for all dem shingles, what gets broke up dar.)

— Zu Paramatta in Neusüdwales wurde ein Herr Lorando Jones zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er erklärt hatte, daß in den jüdischen Büchern, welche man das alte Testament zu nennen pflege, Vieles nicht wahr sei, weil nach den Naturgesetzen unmöglich. Geistliche machten deshalb einen Proceß wegen „Blasphemie und Gotteslästerung" gegen ihn anhängig, gruben irgend ein altes englisches Gesetz aus dem Staub hervor, und diesem gemäß verhängte der Richter zwei Jahr Gefängnißstrafe über besagten Jones. Nun aber hat der Gouverneur ihn sofort begnadigt und die gesetzgebende Versammlung jenes alte Gesetz abgeschafft; die Kritik jener „alten Judenbücher" ist fernerhin gestattet und straffrei.

— Was die Franzosen Alles aus dem Dorfnamen Uebigau machen.

Unterhalb Dresden, am rechten Elbufer, etwa eine Wegstunde von der Stadt entfernt, liegt Uebigau. Dort war auf den ausgedehnten Wiesen Platz genug für die Anlage eines Barackenlagers, in welchem seit September 1870 etwa 16,000 französische Kriegsgefangene ihr Unterkommen fanden. Es war eine wunderliche Gesellschaft; die urafrikanische Hyäne bildete zu dem feinen Pariser oder Lyoner Stutzer einen interessanten Gegensatz. Die Correspondenz mit der Heimath war den Leuten freigegeben, und Briefe kamen in Menge an. Nur sehr wenige aber hatten den Ortsnamen Uebigau richtig angegeben. Der sächsische Militärbeamte, welcher die Correspondenz beaufsichtigen mußte, hat nicht weniger als 360 verschiedene Schreibarten des Wortes Uebigau, welche er auf den Briefadressen fand, zusammengestellt und in einem Dresdner Localblatte veröffentlicht; er bemerkt, daß er die Musterkarte noch um mindestens das Dreifache hätte bereichern können, wenn ihm Muße genug dafür geblieben wäre.

Seine „Blumenlese" verdient einem weitern Leserkreise zugänglich gemacht zu werden.

Es ist zu bemerken, daß alle die folgenden Verdrehungen nicht Ausgeburten einer müßigen Phantasie, sondern Schwarz auf Weiß geschrieben und nach Hause getragen worden sind. Zunächst einige Beispiele der französischen Arroganz, welche alles Fremde französisiren zu müssen glaubt und in der Meinung lebt, das Französische werde vom Nord- bis zum Südpol gesprochen.

So las man denn für Uebigau: Ubigaeux, Ulébigant, Unébigaut, Ubigneaux, Bignaud, Biçaut, Blébigaux, camp du Bigot, du Byou, du Ligeau, Aubigaux, Anginau, Ebigault, Hubigaux, Hué Bigot, Ruligoux rc. rc. Umgekehrt zeigte sich das Bestreben, das unglückliche Wort barbarisiren zu wollen, und es wurden der deutschen Sprache Consonantenverbindungen zugemuthet, die in Bezug auf den Wohlklang das Samojedische und Hottentotische weit hinter sich lassen, z. B.: Hselgun, Hmbüget, Huilcigo, Mrgan, Nbbigant, Suibgot, Tsigau. Ucbiquocu, Ucseigau, Ubryau (gedruckt auf dem Kreuzbande einer regelmäßig eingehenden belgischen Zeitung), Ublgau, Uekbgai, Ucigtland, Uleidgaut, Vbigun, Wrlgau. Mit Ausnahme von drei Buchstaben waren sämmtliche Zeichen des Alphabetes als Anfangsbuchstaben vorhanden, wie folgende Liste zeigt: Augaubigot, Beikau, Cubigno, Dobigau, Elluligan, Haubiger, Ibien, Küriko, Lubikot, Migaud, Nebizot, Olgau, Pugant, Rebigot, Stebigau, Tlebigau, Ubingen, Velgaus, Wigau, Hubigo, Ylibigot und schließlich sonderbarer Weise camp de Zwickau près de Dresde. Spanisch klingt Hecobigos, italienisch Ligua und Ugoli, lateinisch Ubique, griechisch Meligon, deutsch Nubingen, russisch Dubigoff rc. Mitunter zeigte die Behandlung des Namens wirklich von Nachdenken; so hatte vielleicht Einer nach Hause geschrieben, daß in der Nähe des Barackenlagers Wasser sei, er erhielt einen Brief mit der Adresse à lîle Bigau. Die gemeldete Nähe du fleuve de l'Elbe verleitete wahrscheinlich zu den Benennungen Elbigo und Elbigia. Zu Ehren des Exkaisers wurde das Lager von Uebigau camp Napoléon genannt, der Uebergang von Uebigau zu Napoléon wird vermittelt durch das Zwischenglied camp Naperléon. — Daß die Vorstellungen über die sittlichen Zustände der deutschen Barbaren nicht gerade sonderlich schmeichelhaft sind, beweist der Name camp des brigands. Die wunderbarsten Wortverbindungen kommen vor, so uë Bignau, né Bigau, au Bigui, aué Bégo, Condeluco (zusammengezogen aus camp de Luco), Esse Bigo, Hub-à-gau, Huet-Bigou, Nuit Bigaut, O'Rebigau. Ferner eine Auswahl der horribelsten Monstra, worin fast kein Buchstabe mehr an das ursprüngliche Wort erinnert: Burlügot, Biosjau, au Baingel Crilot, Cutigo, Duplipian, Kuirko, Mizau, Mecijeau, Neigau, Nebigose, Oervigan, Sapains, Schubiquot, Tanac, Ulgick, Voignaut. Doch den Bewohnern des gemißhandelten Uebigau zum Schluß die Mittheilung, daß ihnen auch ein großes Heil widerfahren ist. Der Name ihres Ortes ist zu dem eines Heiligen gemacht worden. St. Ubigaud und St. Mligou, in der That zwei wunderliche Heilige, um welche der Kalender vermehrt werden könnte. Hoffen wir, daß ihnen die Canonisation zu Theil werde, wie sie die Märtyrerkrone bereits erlangt haben, denn gräßlicher als sie wurden selbst die hochheiligen Blutzeugen der Christenheit nicht gepeinigt und zerfleischt. O! Sancti Ubigaud et Mligou orate pro nobis und wollet uns bewahren in Gnaden vor solchen Blumen des Blödsinns, wie sie unsere geistreiche Nachbarnation in ihrer überlegenen Unwissenheit und Oberflächlichkeit täglich erblühen läßt!"

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XIX. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Streifzüge in Florida.

III.

Auf einem Vivero. — Kakerlaken. — Hummerfang. — Die Sargassowiesen bei Florida und ihr Thierleben. — Die Fische: Engel, Seewolf, Haifisch, Strumpfband. — Ein Aquarium auf See. — Thunfang. — Ein altes spanisches Castell. — Die Kupferschlange. — Auf der Cotton-Prairie.

Wir verließen unsern Naturforscher bei den Schwammfischern auf der Insel Anastasia; jetzt begleiten wir ihn an Bord des Vivero. Es war Abends gegen zehn Uhr, als er sich in der Cajüte der Fischergoëlette befand, von den Anstrengungen des Tages ermüdet und des Schlafes bedürftig; indeß wagte er sich lange Zeit nicht in die Koje wegen der abscheulichen Kakerlaken, welche überall umherflogen und einen entsetzlichen Geruch verbreiten. Sie schwirrten ihm ins Gesicht, auf dem sie rothe Streifen zurückließen, und nagten an Kleidern und Schuhsohlen. Sobald das Tageslicht erscheint, verschwinden sie und verkriechen sich im Raum oder in den Ritzen des Schiffes, welche sie vermittelst einer Flüssigkeit erweitern, die so ätzend ist, daß ihr auch das härteste Holz nicht widersteht. Wie im Rothen Meere und im Indischen Oceane sind sie auch in den Antillengewässern eine höchst widerwärtige Plage. Diese Blatta orientalis frißt Koffer, Leinwand, Kleider, Eßwaaren, kurz alles Mögliche an und ist nicht auszurotten.

Das Schiffsvolk suchte inzwischen Seewürmer zum Ködern; Poussielgue fuhr am Morgen mit dem Schiffspatron in See nach den Reusen, welche zwischen den Felsen zum Hummerfang ausgelegt worden waren. Diese Reusen sind sehr zweckmäßig hergerichtet. Sie bestehen aus galvanisirtem Eisen, das vom Seewasser nicht angefressen wird, sind geräumig, haben zwei Oeffnungen und in der Mitte einen bleiernen Klotz als Beschwerer. Der aus Fischen bestehende Köder ist vermittelst zweier Haken in der Mitte derart angebracht, daß der Hummer von außen ihn mit seinen langen Scheeren nicht fassen kann. Ein Stück Holz ist als Boye an einem langen aus Binsen geflochtenen Seile befestigt, an welchem man die Reuse emporzieht, und vermittelst einer im Gitter angebrachten Thür langt man den Fang heraus. Dieser war reichlich ausgefallen; unter den Hummern war einer über drei Fuß lang, er wog reichlich sechszehn Pfund. Diese Art an der Floridaküste hat Aehnlichkeit mit der in unseren europäischen Gewässern; sie ist gleichfalls bläulich mit gelben Flecken, doch sind die Farben glänzender. Unter den Krabben war eine Art mit Dornen gleichsam bespickt, ihre Krallenzangen waren löffelartig ausgehöhlt. Ich habe diese schreckliche Krabbe gezeichnet; sie gleicht einem moosbedeckten Steine, der sich fortbewegt, und gehört zur Gattung Parthenope; Cuvier hat sie Mithrax genannt, ich will sie Parthenope horribilis nennen.

Man darf die mit so gefährlichen Waffen versehenen Schalthiere nicht mit der bloßen Hand herausnehmen, weil im besten Falle dabei ein paar Finger verloren gehen könnten. Der Patron nun setzte Zange gegen Zange; vermittelst eines zweckmäßigen Werkzeuges packte er die Thiere im

Rücken, ohne sie zu beschädigen, und dann kamen sie in die Hummerabtheilung. Die Krabben sind nicht verkäuflich und werden von den Matrosen verspeist.

Diese waren inzwischen mit einer reichlichen Menge Köders, namentlich mit sogenannten Röhrenwürmern, versehen. Sie haben weder Kopf noch Augen, sind aber an ihren Füßen mit Haken versehen; vermittelst derselben können sie sich auch an sehr glatten Steinen festhalten. Sie stecken in einer kalkigen Röhre, welche sie sich selber aus ihren Absonderungen bereiten, oder in einem Gehäuse des allerfeinsten Sandes, welches sie um ihren Körper gleichsam herumleimen. Das Schiffvolk bezeichnet diese Serpula gigantea, die bis zu 40 Centimeter lang wird, als Seeröhre.

Etwa um neun Uhr Morgens fuhr der Vivero nach den Fischereiplätzen, und gegen Abend waren wir etwa 30 Seemeilen weit gefahren. Dann warf die Goëlette Anker bei 40 Faden Tiefe an einer offenen Stelle im Sargassomeer. Auch bei Florida liegen im Meere große Tangwiesen, die man vollkommen zutreffend als Sargassomeer bezeichnet, denn der Sargasso, Seetang, bildet den Hauptbestandtheil derselben, und dieses Seekraut liegt an manchen Stellen in so dichten Massen, daß ein Segelschiff nicht hindurchfahren kann. Ich habe diese Seewiesen genau beobachtet. Der Sargasso lebt auf der Oberfläche des Meeres, wie manche Moose auf stehenden süßen Morastgewässern; er hat lange Stiele, Blätter, Früchte, aber keine Wurzel. Er kommt nicht, wie man früher wohl annahm, aus der Tiefe empor, wo er sich abgerissen hätte. Man gewahrt an einem und demselben Stiele schwärzliche, fast abgestorbene Blätter neben neuen Blättern, Zweigen und Körnern, die eben hervorwachsen. Der Sargasso ist eine immense schwimmende Vegetation. An manchen Stellen hat diese oceanische Wiese eine schön grüne Farbe, an anderen ist sie rostgelb, überall ist das Ganze dicht durch einander geschlungen. Man findet aber auch andere Seekräuter zwischen dem Sargasso; diese allerdings sind vom Meeresboden abgerissen und vom Golfstrom herangetrieben worden. Sie kommen in sehr verschiedenen Formen und Farben vor: roth, rosenfarben, goldgelb, spielen in Regenbogenfarben, aber das Olivengrün herrscht vor. Ich fand einen Zweig der Laminaria, der reichlich 90 Fuß Länge hatte und genau einem grün angestrichenen Lederriemen glich. Häufig ist neben diesen riesigen Gewächsen eine mikroskopische Alge von scharlachröthlicher Farbe, Protococcus atlanticus, deren man reichlich einhundert bedarf, um den Raum eines Quadratcentimeters zu bedecken. Sie waren in so großer Menge vorhanden, daß das Meer auf weiten Strecken blutroth aussah. Jene Meerpflanzen tragen Blüthen und Früchte, und diese letzteren bestehen aus kleinen runden Körnern, welche Beeren bilden (man bezeichnet sie als tropische Trauben), oder aus Säckchen oder kleinen Taschen; als Blüthen kann man die Cavolinen und Aeoliden bezeichnen, seltsame Mollusken von länglicher Form und mit prangenden Farben; sie kriechen auf den Blättern hin, von welchen sie sich nähren. Im Sargasso leben auch kleine Krebse, Krabben, Muscheln ꝛc. Die kleinen Thiere bieten den Fischen Nahrung, und diesen stellt der Mensch nach.

Die Nacht war sternhell. Ich stand auf dem Hintertheil des Vivero und hatte zwei Leinen in See; auch Paddy Karr fischte, und der Negerjunge Hiob befestigte den Köder an den Angelhaken und trug die Fische fort. Mein erster Fang war eine Sardelle von acht bis zehn Pfund, die ohne große Schwierigkeit heraufgehißt wurde. Sie hat eine sehr stachelige Rückenflosse, ist grau mit gelb gesprenkelt. Sie bewegte sich nicht und schien bereits todt zu sein; die Augen traten weit hervor, der Leib war aufgeschwollen, der Magensack in den Rachen hinaufgestiegen. Ich wußte aus Erfahrung, daß ein Fisch, der in beträchtlicher Tiefe gefangen worden ist, alle Anzeichen von Erstickung hat, sobald er auf die Oberfläche kommt. Er zappelt unten im Wasser hin und her, der Fischer zieht die Leine bald an, bald läßt er sie wieder länger sein, und das ermüdet den Fisch. Sobald die mächtige Wassersäule nicht ferner ihren Druck auf ihn übt, erweitert sich die Schwimmblase und treibt den Bauch auf. Das Alles wissen Fischer und Naturforscher längst. Aber wie kann man nun einen Fisch, der aus einer Tiefe von 40 Faden, also 240 Fuß, herausgeholt worden ist, lebendig erhalten?

Ich brachte meine Sardelle dem Patron, der an einer Luke saß, und warf diese Frage auf. Er lächelte und sagte, ich möge meinen Fisch nur in jene Bütte dort legen. Dort lag sie, den Bauch nach oben gekehrt, neben einigen anderen, bei welchen ein Gleiches der Fall war. Neben der Bütte stand ein Tisch, auf welchen Lampenlicht fiel; auf demselben lagen eiserne Röhren von verschiedenem Durchmesser, die an einem hölzernen Griffe befestigt waren. Der Patron nahm eine dieser Röhren, legte die Sardelle auf den Tisch, hob eine der großen Brustflossen und stach mit dem Rohr in die Seite. Sofort drang aus der Oeffnung die Luft mit einem leichten Zischen hervor und nun bewegte sich der Fisch, rührte den Schwanz und als er in dem großen Behälter war, schwamm er ganz munter umher. Mit den anderen wurde eben so verfahren, und ich war Zeuge, daß an etwa dreißig Fischen dieselbe Operation vorgenommen wurde. Es kommt darauf an, daß man die „Pica“ vorsichtig an einer Stelle in den Fisch sticht, wo kein empfindlicher Theil verletzt wird. Ich stellte selber einige Versuche an, die auch gut gelangen; man muß die Spitze in die Umhüllung der Schwimmblase bringen, die sich dann leert; der Magen wird schlaff, tritt aus dem Rachen zurück und der Fisch kann wieder athmen.

Als der Tag grauete, hatte ich etwa vierzig Fische gefangen, darunter auch einen Engel (Squatina Dumerilii). Dieser ist eine Species vom Rochen, mit narbiger Haut, weiß und blauen Flossen und wird Engel genannt als Hohn dafür, daß er einen so widerwärtigen Anblick darbiet. Auch einen vier Fuß langen Seewolf fing ich und hatte meine liebe Noth, ihn auf Deck zu ziehen. Diesen Zoarces mit den großen Lippen, wie Cuvier ihn benannt hat, zeichnete ich; er sieht grimmig genug aus; an den Zähnen läuft ein

Parthenope horribilis.

leimartiger Speichel herab. Fische dieser Art sind nicht verkäuflich; man schlägt sie mit einem großen Hammer todt und benutzt das Fleisch als Köder.

Es war nun heller Tag geworden und jetzt betrachtete ich mir den großen Fischbehälter, welcher wie ein Aquarium sein Licht durch Doppelscheiben erhält. Der Anblick so verschiedener Seethiere neben und durch einander ist interessant. Die Sardellen und Lippfische, welche nicht über zwei Fuß lang sind, schwimmen in Gemeinschaft ziemlich oben im Wasser, während die großen Fische sich dem Boden nahe halten. Ich zählte fünf Arten, die alle prächtig gefärbt waren. Der Creolen-Clepticus ist purpurroth mit grünem Schiller; die Colassardelle kupfergelb mit purpurnem Kopfe, und jede Schuppe ist wurmförmig gestippt. Manchmal hob sich ein Trichiurus lepturus, dieses „silberne Strumpfband“, auf seinem Schwanz in die Höhe; sein flacher Leib schlängelte sich und er zeigte seinen unverhältnißmäßig großen Rachen, der mit schneidenden Zähnen besetzt ist, über dem Wasser. Dann stoben die erschreckten Sardellen nach allen Richtungen aus einander, um in einem andern Winkel des Behälters Frieden zu finden. Neben jenen Bandfischen, welche ihren langen Leib hin und her bewegten, wie eine Fahne im Winde flattert, lag wie ein ans Ufer getriebener Baumstamm unbeweglich der Cavallo oder Megalopus, ein wohl 12 Fuß langer Riesenhäring, dessen Rückenflosse in eine Art von dünnem Faden ausläuft. Auch die sogenanten Reiter lagen still da; man erkennt sie an ihrer dichten Mähne; der sogenannte Reiter mit den

Operation des Punktirens.

Sternen hat auf blauem Grunde schwarze und silberweiße Streifen; der gefleckte Reiter wird von den Fischern, ich weiß nicht weshalb, als Walfischmama bezeichnet, und sein Fleisch ist so delicat, daß man in Havana das Pfund mit 12 Silbergroschen bezahlt. Die Hummer übernehmen die Reinigung des Wassers; an sie wagt sich Niemand, weil sie stets bereit sind, ihre mächtigen Scheeren zu zeigen. Sobald ein Fisch abstirbt, machen sie sich gleich über ihn her und verzehren ihn gierig.

Wir hatten binnen 14 Stunden reichlich 400 marktbare Fische in den Behälter gebracht; derselbe konnte ungefähr die doppelte Anzahl fassen; in einem Tag- oder vielmehr Nachtfange hatte der Patron an 3000 Pfund verkäufliche Waare, die wohl an 400 bis 500 Thaler eingebracht haben wird. Doch ist der Fang nicht immer so glücklich, denn wenn die Haifische und andere große Squalusarten erscheinen, nimmt Alles die Flucht.

Ich lag am Mast, in meinen Mantel gehüllt, und war eingeschlafen. Die Matrosen hatten eine sogenannte Haifischleine ins Meer gelassen, die aus einer eisernen Kette besteht und am Ende einen stählernen Angelhaken hat; der Köder war ein Stück Speck. Jetzt war die Kette angezogen, und vier Mann hatten aus allen Kräften zu arbeiten, um sie um die Spille zu winden. Ich war nun auf den Beinen und sah, wie ein häßlicher Kopf zum Vorschein kam. Es war kein Hai, sondern ein 20 Fuß langer Squalus, ein sogenannter Hammerfisch. Sein Kopf gleicht allerdings einem Zimmermannshammer, die beiden Enden sind fast viereckig abgeplattet und die beiden runden Augen hatten einen phosphorescirenden gelben Glanz. Vorn am Kopfe hing

eine schlaffe, faltige Hautfranse herab; der graue Leib lief in eine lange, sichelförmige Flosse aus. Dieses Seemonstrum zappelte hin und her und peitschte mit seinem Schwanz an die Schiffswände; mit seiner dreifachen Reihe gewaltiger Zähne versuchte es, sich der Kette zu entledigen. Der Angelhaken steckte ihm bis an den Ring in der Kehle, und bei jedem Rucke kam ein Blutstrom hervor, welcher an dem weißen Leibe hinablief. Dieser Hammerfisch ist ein furchtbares Thier und ungemein gefräßig. Die Matrosen ließen ihn den ganzen Tag hängen, bis er auch nicht das mindeste Lebenszeichen mehr von sich gab; sie wissen gar wohl, wie gefährlich die Zuckungen dieser großen Fische sind, welche schon manchen Menschen mit einem einzigen Schlage getödet haben. Mit den Haifischen verfährt man gerade so.

Seewolf.

Es war verabredet worden, daß der Bootführer mich an einer Stelle ans Land setzen sollte, die etwa eine Wegstunde von der Plantage Matanzas liegen mochte, auf welcher ich mich während der letzten Tage gastlicher Bewirthung zu erfreuen hatte. Während die Goëlette dorthin in der Richtung nach Südwesten steuerte, betrieben wir eine andere Art des Fischfanges. Man hätte an lange, schwimmende Leinen Stücke von Fischhaut befestigt, welche bei dem raschen Laufe des Schiffes auf den Wellen auf und ab spielten. Mit diesem Köder fingen wir während des Nachmittages mehr als zwanzig Thunfische. Diese sind sehr gefräßig, schwimmen auf der Oberfläche des Meeres und schnappen nach Allem, was sich auf derselben bewegt. Das Fleisch dieses Thunfisches wird sehr geschätzt; es ist gelb und hart wie Kalbfleisch. Ueber den stahlblauen Rücken, der ins Bräunliche schillert, laufen braune Querstreifen.

Das silberne Strumpfband.

Als wir noch etwa eine Seemeile vom Strande entfernt waren und in seichtes Wasser kamen, wurde ich mit Karr und Hiob in das kleine Boot hinabgelassen und in der Nähe des alten Castells gelandet. Der Verwalter, welcher dort Pferde bereit halten sollte, war nicht erschienen; er kam auch nicht, als es schon finster wurde. Ein feiner, kalter Regen trat ein und wir konnten den Weg nach Matanzas in der Dunkelheit nicht finden. Uns blieb nichts übrig, als in den Ruinen des alten Castells ein Unterkommen zu suchen. Diese schon im sechszehnten Jahrhundert von den Spaniern erbauete Burg hat man verfallen lassen, seitdem die westindischen Gewässer nicht mehr von den Flibustiern heimgesucht werden. Sie steht auf einer Landspitze und wird auf drei Seiten vom Meere bespült, das viel Sand an dem Strande anhäuft; die grauen Mauern sind mit Moos und Schmarotzerpflanzen überzogen. Auf den weißen Dünen, über welche der austrocknende Wind hinfegt und auf welche eine tropische Sonne herabbrennt, wächst auch nicht ein Grashalm, dagegen wuchert in den inneren Hofräumen die üppigste Vegetation, und so gleicht das alte Castell einer grünen Oase zwischen Dünensand und Meer.

Wir brachen uns durch das Gestrüpp Bahn zu dem großen Hofraume, der mit Strauch und Kraut bewachsen war; in der Mitte ragten noch die runden Mauern der Brunnenöffnung einige Fuß empor; da und dort lagen große, mit Moos überzogene Steine umher, die von den Ringmauern herabgestürzt waren. Das Dachwerk war längst eingestürzt, das Gemäuer häufig mit Rissen durchsetzt, vielfach hatten die Bäume ihre Wurzeln tief eingezwängt; denn die Vögel hatten manches Samenkorn dorthin getragen und daraus war ein kräftiger Pflanzenwuchs auf dem Gemäuer entstanden.

Es wurde immer dunkler. Große und kleine Eulen fingen an sich zu regen und ihre beängstigenden Klagetöne vernehmen zu lassen, während die Raben noch einmal kräheten, bevor sie zur Ruhe gingen; die Füchse kläfften vor ihrem Bau, zwischen den Steinen, im Gesträuch und in den Mauerspalten raschelte es unheimlich, denn Schlangen, Kröten, Scorpione und schwarze Spinnen begannen ihre nächtlichen Wanderungen. Nun waren Menschen gekommen, welche das Gethier in seinem Treiben störten!

Wir machten, mein Mestize Karr voran, eine Rundwanderung, um eine passende Stelle für das Nachtlager zu suchen, und fanden eine steinerne Terrasse an dem Zugange von der Landseite her mit einem Durchgange, welcher zu einem Raume führte, der wohl früher als Wachtstube für die Besatzung gedient hatte. Ein Mooslager und einige als Sitze hergerichtete Steine deuteten an, daß hin und wieder Jäger oder Hirten einen Ruheplatz gesucht hatten.

Während Karr und Hiob Feuer anmachten, um ein Abendessen zu bereiten — wir hatten ja Fische —, schlenderte ich zwischen den Ruinen umher, welche in der Dämme-

Cypressenwald.

rung einen Anblick darboten, der gar nicht geheuer war. Da lagen noch alte, halbverfaulte Kanonenlafetten aus der spanischen Zeit; ich sah noch Feigen- und Granatbäume, welche damals gepflanzt worden waren, und von welchen der Negerknabe Früchte pflücken konnte. Das Feuer knisterte ganz munter, der Rauch wirbelte durch eine Mauerspalte ins Freie hinaus; die Wärme und das Abendbrot erquickten uns. Dann legte ich mich zur Ruhe nieder; aber mir wurde unwohl. Unter dem Stein hervor, auf welchem ich mit dem Kopfe lag, kam ein fader, Ekel erregender Geruch; ich legte mich auf die andere Seite, doch das half nichts. Mißmuthig stand ich auf und rief den Mestizen, der halbschlummernd den Rücken dem Feuer zugekehrt hatte und seine Pfeife Taback rauchte. Als er den Geruch, welcher immer stärker wurde, verspürte, legte er einen Finger auf den Mund und lispelte: „Eine Kupferschlange; durch die Wärme ist sie wach geworden; wir wollen abwarten, bis sie herauskommt."

Nun gab er dem Negerknaben, der bereits fest schlief, einen Stoß mit dem Fuße, beide schnitten sich Stäbe ab und stellten sich zu beiden Seiten des Steines auf, um die Schlange zu tödten, sobald sie sich blicken ließe. Mir lief ein eiskalter Schauer über die Haut, durch Mark und durch Bein. Die Kupferschlange, Copperhead, ist der furchtbare Trigonocephalus, dessen Biß den stärksten Mann in einigen Minuten zur Leiche macht, und solch ein entsetzliches Thier war erwacht, während ich gleichsam auf ihm schlief! Die Stäbe meiner beiden Begleiter mochten ganz gut sein, ich aber lud mein Gewehr und hielt mich auch meinerseits bereit. Wir warteten lange, aber die Copperhead kam nicht zum Vorschein. Als ich den Vorschlag machte, den Stein aufzuheben, war Karr durchaus anderer Meinung, und so mußten wir uns in Geduld fassen. So verging ein Theil der Nacht. Im Freien konnten wir nicht schlafen, weil der Regen ununterbrochen anhielt, und zwischen den Mauern mußten wir bei solcher Nachbarschaft wach bleiben. Endlich, endlich steckte die Schlange ihren Kopf weit heraus und wurde sofort durch einige Schläge getödtet. Mir fiel ein Stein von der Brust und ich athmete freier auf, als sie todt da lag. Sie war reichlich vier Fuß lang und aus den Hakenzähnen quoll tropfenweis ein dickes, gelbliches Gift heraus.

Es war nun zwei Uhr in der Nacht geworden und ich schlief ein. Als die Sonne schon am Himmel stand, weckte mich Hiob; ich sprang auf und sah, daß der Mestize am Strande mit einem hoch zu Rosse sitzenden weißen Manne sich unterhielt, der zwei gesattelte Pferde mit sich gebracht hatte. Er war Verwalter der Plantage Matanzas, ein kräftig gewachsener Mann mit grauen Augen und röthlichem Bart; zwei große Hunde waren seine Begleiter. Herr Petermann, denn das war sein Name, hatte uns die zwei Pferde vermiethet, welche wir für den Rückweg zum St. Johns benutzen wollten, und erbot sich, als der Gegend kundig, in freundlicher Weise, uns als Führer durch den großen Cypressen-Sumpfwald zu begleiten; denn dieser lag in unserm Wege.

Nun stiegen wir auf; Hiob nahm seinen Platz hinter dem Mestizen. Die weißen Stranddünen reichen weit ins Land; an manchen Stellen wachsen in den Vertiefungen zwischen diesen sandigen Anhöhen verkrüppelte Fichten, Zwergpalmen, verwilderte Orangen, dornige Sträucher, Agaven und Cactus. Da und dort sieht man Zinnien, indische Nelken und Stiefmütterchen wild, also Blumen, welche wir bei uns in den Gärten pflegen. Das Thierleben ist dürftig; ich bemerkte während eines langen Rittes nur dann und wann Kaninchen, einige Ketten Hühner und Spuren von Hirschen und Wölfen.

Nach Verlauf einiger Stunden hatten wir die Cotton-Prairie erreicht. Diese Savanne nimmt eine Art von Thalgrund am Ende des Pellissiere-Creek ein; sie ist ohne Bäume oder Gesträuch, eine unabsehbare Wiese, auf der Rinderherden weiden und halbwilde Pferde unter der Obhut berittener Neger sich umhertummeln. Die Gutsbesitzer schicken von weit und breit ihr Vieh dorthin, und es findet während der trockenen Jahreszeit, doch nur allein in dieser, reichliche Nahrung. Am fernen Horizonte stand der große Cypressenwald. Der Boden der Prairie ist fest, schwankt aber unter den Füßen, denn unter der dünnen Lage von Dammerde, welche von Graswurzeln durchzogen ist, liegt Torf. Nach dem mittlern Theile hin gewahrt man Teiche, in denen Rohr wächst; die ganze übrige Fläche ist grüner Rasen. Die Flora ist prächtig; ich fand Gentianen (Chisonia pulcherrima) mit rosenrothen Büschelblüthen, Lobelien (L. cardinalis) mit scharlachrothen Traubenblüthen; behaarte Malven (Hibiscus palmatus), deren lange, weiße Blüthen mit gelber Mitte ein rothes Auge haben, viele Knollenpflanzen, Atanasco-Amaryllis, Pancratien, auf deren langen Stielen die hochrothen und weißen Blüthen, die wie Vanille duften, mit Schwarz getigert sind. Die Seidenpflanze, eine Asclepias, trägt Seidenkapseln und liefert eine vegetabilische Seide; im vorigen Jahrhundert verfertigte man in Deutschland aus derselben Sammet und Molletons, die Fabrikation ließ sich jedoch, weil der Rohstoff selten war, nicht weiter fortführen.

Condylurus.

In Europa waltet bei den Wiesenblumen die weiße und die gelbe Farbe vor, in Amerika dagegen findet man vorzugsweise alle Abstufungen von Roth, vom dunkeln Purpur bis zum leicht angehauchten Rosa.

Herr Petermann führte uns zur Hütte, die unweit von einem Teiche auf einer kleinen Anhöhe stand, und in welcher einer der zur Plantage Matanzas gehörenden Hirten seine Sommerwohnung hatte. Sie war ganz und gar aus hohem Rohr aufgebaut. Während das Frühstück zubereitet wurde, ging ich auf die Jagd nach grauen Kibitzen, welche dort in unzähligen Schaaren umherschwärmen. Als ich wieder in der Hütte war, brachte man mir ein merkwürdiges Thier. Dasselbe gleicht unserm Maulwurf und gräbt, gleich diesem, Gänge unter der Erde. Dieser besternte Condylurus ist ein Insectenfresser, hat braunen Pelz, einen sehr langen

Schwanz und ist, dem Anscheine nach, ganz blind. Als das Merkwürdigste an ihm erscheint, daß seine Schnauze mit kleinen knorpeligen Spitzen umgeben ist, welche einen Stern bilden.

Bald brachen wir auf, um nach dem großen Cypressenwalde zu gelangen. Der Ritt durch diesen merkwürdigen morastigen Urwald soll ein anderes Mal erzählt werden.

Einige Bemerkungen über Luxemburg *).

Sie haben, „Globus“ Band XVIII, Seite 71, in dem Aufsatze über Deutschlands Grenze und Nachbaren, Bemerkungen über mein Heimathland gegeben, die vielfach genau zutreffend sind. Gestatten Sie mir, einige Erläuterungen hinzuzufügen.

Daß ein so durch und durch deutsches Volk, ein so schönes Ländchen, wie das luxemburgische, dem deutschen Reiche bleiben muß, darüber kann kein Zweifel sein; aber auch für das Land selbst ist es von der größten Wichtigkeit, aus seiner Isolirtheit herauszutreten. Es ist daher die Pflicht der Presse, auf dieses Ziel hinzuarbeiten. Aus diesem Grunde habe ich mit Freuden Ihren Aufsatz begrüßt, und wenn ich erst jetzt meine Bemerkungen Ihnen zuschicke, so sind daran Ursachen schuld, welche aufzuzählen hier zu weit führen würde.

Sie haben ganz Recht, wenn Sie sagen, daß Deutschland selbst sich die Sympathien der Luxemburger verwirkt hat; allein das Sündenregister, welches Sie aufzählten, ist lange nicht vollständig.

1) Von dem unseligen Bundestage haben wir wenig mehr erfahren, als daß er auch bei uns jede liberale Bestrebung zu unterdrücken suchte. Er war es, welcher die Regierung zwang, die liberale Verfassung von 1848 durch eine „conservativere“ zu ersetzen. Für den Fortschritt auf irgend einem Gebiete hat er nichts gethan, eben so wenig hat er irgend einen Druck ausgeübt, wo es sich um engern Anschluß an Deutschland handelte.

2) Die preußische Garnison hat es erst in späteren Jahren, als das 39. Infanterieregiment anfing, mit der Stadt zu verwachsen, verstanden, mit den Bürgern in ein leidliches Verhältniß zu treten. Nach 1849 verschlimmerten sich die Dinge. Selbst der ausgezeichnete Commandant du Moulin, der persönlich überall beliebt war, trat nicht entschieden genug für die deutschen Interessen auf. Aus mißverstandener Gutmüthigkeit behandelte er die Fransquillons zu schonend. Selbst noch spät hoffte der König von Niederland immer auf die Wiedergewinnung Belgiens; darum durften die wallonischen Belgier — von den Flamingen sah man ab — ja nicht „beleidigt“ werden, auch nicht durch die Sprache. In den Salons der Frau des preußischen Commandanten hörte man mehr französisch als deutsch sprechen!

3) Hassenpflug's Verdienste schlagen Sie zu hoch an. Ich habe gewiß keine Ursache, persönlich gegen ihn eingenommen zu sein; mein Tadel ist daher objectiv. Das Erste, was Hassenpflug zur Hebung der Verwaltung that, war, daß er Tag und Nacht, auch Sonntags, arbeiten ließ, um das bis dahin von einem niederländischen Generallieutenant bewohnte Gouvernementsgebäude, d. h. seine eigene Dienstwohnung, den Anforderungen des gesteigerten Luxus gemäß ändern und mit größerm Glanze ausstatten zu lassen. Sein Benehmen den Belgischgesinnten gegenüber wurde bitter getadelt, weil es tactlos war. Die deutsche Sprache suchte er dadurch zu heben, daß er sich „Chef des gesammten Civildienstes“ nannte und jedem Regierungsbeamten für jeden deutschen Sprachfehler eine Geldstrafe von 4 Sgr. zudictirte (Mittheilung des Archivars), wobei er eigenmächtig entschied. Während man in Luxemburg an ein sehr freies, rein gesellschaftliches Verhältniß unter den Beamten, von der französischen Revolution her, gewöhnt war und von Titulaturen nichts wußte, führte Hassenpflug die kurhessische und bundestägliche Büreaukratie und Beamtensubordination ein. Andere Mißgriffe will ich nicht erwähnen. Jedenfalls aber konnten auch die vielen Schulden, welche Hassenpflug bei seinem plötzlichen gezwungenen Abgange hinterließ, die Sympathie für das durch ihn repräsentirte Deutschland nicht vermehren. Wie sehr Hassenpflug ein Mißgriff war, beweist unter Anderm der Umstand, daß der sehr schlechte Weinwuchs des Jahres (1841) im Volksmunde Hassenpflug hieß.

4) Später kam zur Förderung des deutschen Wesens als Generalvicar Laurent nach Luxemburg, aus dem Aachenschen gebürtig, Bischof in partibus vom Chersonnes, der jedenfalls den guten Willen hatte, Deutschland zu dienen, aber seine Stellung von vornherein durch eine Teufelsaustreibung, durch Verfolgung der Freimaurer und dergleichen mehr untergrub. Er hatte auch das Verdienst, eine deutsche Zeitung: „Wort für Wahrheit und Recht“ zu gründen und zu unterstützen. Der Redacteur dieser Zeitung war ein Belgier, der kein Wort deutsch sprach und dessen Sohn mit 16 Jahren noch nicht getauft gewesen sein soll. Den Geist des Blattes bezeichnet der Beiname „für Lug und Trug“, den es sehr bald erhielt. Im Jahre 1848 sah sich König Wilhelm genöthigt, diesen Bischof zu entfernen.

Dagegen möchte ich den König-Großherzog etwas in Schutz nehmen. Daß, wie Sie bemerken, die niederländischen Oranier Deutschland nicht grün sind, weiß ich sehr wohl. Aber ist hieran nicht zum guten Theil die frühere Bundestagswirthschaft schuld, welche 1830 bis 1832 den Bundesfürsten-Großherzog so schmählich im Stiche ließ, und ihn sogar zur Abtretung eines Theiles seiner Länder zwang? — Die trostlose unsichere Zeit von 1832 bis 1839, wo die Thore der Festung wenigstens einen Winter lang von 5 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens geschlossen waren, ist mir noch sehr wohl im Sinne, und das Wort Status quo klingt mir noch heute mit seinen Schrecken in die Ohren. Freilich wurde damals die Hauptstadt mit einem kleinen Umkreise durch die preußische Garnison dem Großherzoge erhalten. Mehr als der Fürst ist seine Umgebung zu tadeln, welche ihm die Zustände und die Wünsche des Landes so vorspiegelte, wie sie es für ihren Zweck am vortheilhaftesten hielt, und den König zum Liebäugeln mit dem Französischen veranlaßte, indem sie ihm höchst wahrscheinlich mit der Aussicht auf die Wiedergewinnung Belgiens schmeichelte. Willem I. ist, so viel ich weiß, niemals in Luxemburg gewesen; Willem II. kam in das Land, wurde aber stets französisch angeredet, unter Anderen von dem Director des Athenäums, der mehrere Jahre früher deutsche

*) Von einem geborenen Luxemburger.

Gesinnung zur Schau getragen hatte! Wie konnte der Fürst an die Nothwendigkeit, das deutsche Wesen zu begünstigen, glauben, wenn er auf der Straße mit Vive le roi! begrüßt wurde? Das Volk kannte den Ruf nicht, womit der Deutsche seinem geliebten Fürsten zujauchzt, und es rief, was es von den Vornehmen gehört hatte. — Die Civilliste betrug anfangs 150,000 Fl.; sie wurde später, 1848, auf 100,000 Francs herabgesetzt. Selbst die hohe Summe war ein Vortheil, da sie zum größten Theil zum Ankauf von Domänen verwendet wurde, also im Lande blieb, während vor 1839 ein Theil der Einkünfte nach dem Haag wanderte, und nur das, was des Königs Gnade zurückgab, für Wege und dergleichen verwendet werden konnte.

Sie werden fragen, warum die maßgebenden Personen des Landes so sehr gegen Deutschland eingenommen waren. Ich glaube, es war im Jahre 1859, als ein Luxemburger äußerte: Wir haben eigentlich keine Ursache dazu, aber unser Herz neigt sich nun einmal zu Frankreich! Zwei Gründe lassen sich dafür anführen, doch scheinen sie mir nicht hinzureichen:

a) In der Verwaltung und beim Gerichte ist die französische Sprache eingeführt; ein engerer Anschluß an Deutschland würde die deutsche Sprache nothwendig zur Beamtensprache machen, und das wäre den Herren, die sich in die französischen Ausdrücke und Redewendungen eingelebt, sehr unbequem. Dazu kommt, daß die meisten jungen Leute ihre Studien in Belgien oder Frankreich machen und von dort die französische Geschäftssprache mitbringen.

b) Der Luxemburger fühlt, ohne es sich einzugestehen, daß er dem deutschen Beamten an wissenschaftlicher Bildung wie an Tüchtigkeit im Amte und Festigkeit des Charakters nachsteht; eine Concurrenz mit Deutschland ist ihm daher sehr gefährlich, während er sich vor Frankreich und Belgien durch Fleiß hervorthut. Wie charakterlos diese Leute sind, dafür führe ich als Beispiel an, daß etwa im Jahre 1845 ein Staatsprocurator seinem Sohne als goldene Lebensregel die Lehre mitgab: se tenir toujours neutre!

Diese Verhältnisse, der frühere Anschluß an die südlichen Niederlande und an Frankreich, die Anwesenheit geborener Franzosen oder Belgier, die kein Wort Deutsch sprachen, der Umstand, daß fast alle Mädchen ihre höhere Ausbildung in Frankreich oder Belgien gefunden, endlich das Bewußtsein, das Deutsche nicht richtig zu sprechen: das Alles mag Ursache sein, daß in den Salons der vornehmen Welt fast nur ein etwas zweifelhaftes Französisch gesprochen wird, während man sich im häuslichen Kreise meistens in der Sprache des Volkes unterhält. Diese ist ein „reines Oberdeutsch“ (freilich von der Schriftsprache weit entfernt) und nur in der Hauptstadt mit vielen französischen Brocken untermischt. In der Schule hört man fast nur Deutsch. Die Behauptung, der Luxemburger habe eine „doppelte Muttersprache“, ist ein Märchen, erfunden von der oben bezeichneten Classe von Leuten. Wie wenig sie selbst an dies Märchen glauben, beweist die Bestimmung, die wenigstens eine Zeitlang maßgebend sein sollte, aber nicht immer gehalten wurde, daß die Assisen in deutscher Sprache abzuhalten seien. Die meisten Maueranschläge waren deutsch und französisch. — Auf dem Athenäum (Gymnasium mit Realclassen und einem sogenannten höhern Course) ist die Unterrichtssprache deutsch für Religion, deutsche Sprache, Griechisch, Geschichte und Geographie, Philosophie, griechische und römische Alterthümer; französisch für französische Sprache, Mathematik, Naturwissenschaften, Astronomie, physikalische Geographie, Buchhaltung und englische Sprache; theils deutsch, theils französisch für die lateinische Sprache.

Daß die Luxemburger einen Anschluß an Frankreich wünschen, habe ich nie geglaubt und glaube es auch heute nicht. Diejenigen, welche einen solchen Wunsch behaupten, drücken nur ihre eigenen Gedanken aus. Beim Abzuge der Franzosen nach Napoleon's des Ersten Sturze hat eine Baronin Tornaco ihren Abschen gegen dieselben dadurch kund gethan, daß sie hinter ihnen die Straße kehrte; in der Mitte unsers Jahrhunderts stand diese Familie an der Spitze der franzosenfreundlichen Bewegung!! Das Unheil, welches die Franzosenherrschaft angerichtet hatte, war vergessen, die Erinnerung an das Gute, das sie brachte, ist geblieben. Dennoch schrecken die hohen Steuern, die Willkürherrschaft und Anderes vor der Einverleibung in Frankreich zurück, während die Pariser Moden, die französische Umgangssitte 2c. einen großen Reiz ausüben. Eine Zeitlang war auch Hinneigung zu Belgien bemerkbar. Zeitweise schwärmte man dafür, einem großen Staate anzugehören, der natürlich nur Frankreich sein konnte. Heute, oder schon 1867, will man nun entdeckt haben, daß „Selbständigkeit“, „eigene Nationalität“ das höchste Gut sei. Ein mir befreundeter Mann, der zu den besseren Ständen gehört, äußerte: „Ob Deutschland ein Recht hatte, Elsaß und Deutsch-Lothringen zu nehmen, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß wir am besten bleiben, was wir sind.“

Das sind die Stimmungen des kleinern Theils der Bevölkerung, der überhaupt denkt; von politischer Gesinnung kann kaum die Rede sein bei einem Grenzvolke, welches zwischen seinen Nachbaren hin- und hergeworfen wird, fortwährenden Wechsel seiner Herrscher erlitt und am Ende jedes der Staaten, denen es der Reihe nach angehörte, gelegen, nie vollständigen Antheil an der Fortentwickelung des Staates nahm, ja, auch wohl nie als vollgültiges Glied des Staates betrachtet wurde. Meine Ueberzeugung ist, daß die Wenigsten eigentlich wissen, was sie wollen; das eigentliche Volk hat gar keine Meinung, es spricht nach, was ihm vorgesprochen wird. An seinen Boden, an seinen Landesfürsten hat es Anhänglichkeit, sonst, glaube ich, denken die Meisten, wie jener Wirth im Norden des Ländchens, der mir 1848 sagte: „Mir ist es ganz gleichgültig, ob ich preußisch, französisch oder was sonst bin, wenn ich nur Geld verdiene.“ Die materiellen Interessen stehen oben an, die geistigen sind wenig bekannt und beachtet.

Wenn der Luxemburger wenig von Deutschland wissen will, so liegt das, außer an den schon angedeuteten Gründen, auch noch daran, daß er in der That nichts davon kennt. Der Luxemburger bleibt lieber zu Hause, als sich in die weite Welt zu wagen. Wagt er sich einmal aus seinem Ländchen hinaus, so begehrt er zunächst die Wunder von Paris, von denen er so viel gehört, zu sehen. Von Deutschland kennt er nur das angrenzende Preußen. Wie wenig aber dieser Staat es verstanden, seine Vorzüge zur Anerkennung zu bringen, werden Sie selbst wissen. Während nun die Rheinlande diese Vorzüge aus eigener Anschauung kennen lernten und die Vortheile spürten, die ihnen die preußische Regierung brachte, drangen die moralischen Eroberungen nicht bis nach Luxemburg. Die erbärmliche Privatpostbeförderung nach Trier war das einzige Verkehrsmittel, welches einen Luxemburger nach Deutschland brachte, und Trier konnte trotz seiner schönen Natur keinen Eindruck machen auf den Bewohner eines Landes, welches durch Industrie und Luxus weit vor Trier voraus war. Luxemburger und Trierer belegten sich gegenseitig mit Spottnamen. Die Stimmen, welche sich heute in Luxemburg erheben für den Anschluß an Deutschland, sind fast ausschließlich die der Gewerbtreibenden, welche durch ein Aufgeben des Zollvereins ihre materiellen Interessen geschädigt zu sehen fürchten. Von den inneren geistigen Vorzügen

Deutschlands haben nur die Wenigen eine Ahnung, welche mit offenen Augen und offenem Herzen über Trier hinaus gedrungen sind. Die Vortheile aber, welche das Aufgehen in einen Staat, wie es jetzt das deutsche Reich ist, mit sich bringt, kann man dort nicht schätzen, weil sie sich nicht in Franken und Centimen ausdrücken lassen, während man sich vor Vermehrung der Steuern und allgemeiner Militärpflicht entsetzlich fürchtet. S.

Aus Dr. Abendroth's Reisen in Südamerika.

Beiträge zur Kenntniß des Ucayali.

Tucker's Expedition. — Welche Flüsse bilden den Ucayali? — Verhältniß desselben zum Amazonenstrom. — Einfluß der Jahreszeiten. — Handelswaaren. — Verlassene Missionen und Verwilderung der verschiedenen Stämme. — Die Indianer am Ucayali.

Aus den Ergebnissen meiner vor Kurzem beendeten Reise durch den Continent von Südamerika*) möchte ich zunächst einige vorläufige Mittheilungen über den Ucayali machen, da dieser neuerdings insofern von allgemeinerm Interesse geworden ist, als jetzt die peruanische Regierung an einem seiner Nebenflüsse einen Hafen- und Stapelplatz für die Flußschifffahrt gründen will, von wo aus dann die Communication mit der Küste des Stillen Oceans leichter zu bewerkstelligen ist, als auf dem Wege von Yurimaguas am Paranapura nach Truxillo.

Während mit der Ausführung jenes großen, zeitgemäßen Projectes schon im vorigen Jahre durch Anlegen einer Eisenbahn von Lima nach Tarma und dem zu gründenden Hafen begonnen wurde, und von Tarma aus auch eine Zweigbahn nach Cerro de Pasco gelegt werden soll, war Admiral Thomas Tucker mit einem neuen, in England gebauten, sehr flach gehenden Dampfer („Tambo") den Amazonas heraufgekommen und hatte Mitte November vorigen Jahres die Mission Caschiboya am Ucayali (zwei Tagereisen oberhalb Sarayacu) erreicht. Die Bestimmung der Tucker'schen Expedition war: den „Tambo" hinaufzufahren und womöglich durch den Perene nach dem Chanchamayo vorzudringen. Indianer von Caschiboya waren theilweise mit diesen Flüssen bekannt, sie behaupteten indessen, daß der Tambo bis kurz vor seiner Vereinigung mit dem Urubamba zu reißend wäre und daß gerade dort die feindlich gesinnten Campas zu zahlreich seien, als daß das kühne Unternehmen ausführbar sein könnte. Gegen Weihnachten wurde Tucker's Rückkunft in Iquitos am Amazonenstrome erwartet, doch war sie bis zum 17. Januar 1871 noch nicht erfolgt.

Soweit der Ucayali bis jetzt bekannt ist, müßte freilich die Expedition ganz unerwartete Resultate bringen, wenn für die Hafenfrage ein Nebenfluß des Tambo den Vorzug vor dem Pachitea erhielte, da letzterer bis zu seinem Entstehen aus dem Palcazu und Pichis (200 englische Meilen von der Mündung in den Ucayali) selbst in der trocknen Zeit, während der Regenperiode sogar der Palcazu aufwärts bis zur Mündung des Pozuzu und Mayro mit Dampfern zu befahren ist. Von hier aus könnte ein Landweg über die deutsche Colonie am Pozuzu oder auch direct über Huancabamba nach Cerro de Pasco (drei Tagereisen) hergestellt werden. In der Erwartung, daß am Palcazu der Hafen entstehe, ist übrigens schon vom Präfecten von Huanuco ein Dorf gegründet worden.

Wenn somit der Ucayali binnen Kurzem eine Hauptwasserstraße Südamerikas darstellen wird, so ist zu hoffen, daß auch bald die Kenntniß seines Flußsystems aus dem Dunkel einer höchst verworrenen Synonymik und kritiklosen Aufzählung von Quell- und Nebenflüßchen klarer zu Tage trete; und wenn es auch jetzt kaum noch einem Zweifel unterliegt, daß der Ucayali (nicht aus Urubamba und Apurimac, sondern) aus Urubamba (Synonyme: Vilcanoto, Rio de Santa Ana) und Tambo gebildet wird, welcher letztere eine Vereinigung des Perene mit dem Ene ist (von denen der Ene aus Apurimac und Mantaro, der Perene aber aus Pangoa und Chanchamayo entsteht), so ist bei dem außerordentlich complicirten Quellsystem dieser Flüsse — zum Theil auf der Hochebene von Junin, nur wenige Meilen von der Quelle des Marañon, welcher aus der Lagune Llauricocha kommt — die Frage, ob jenes weit verzweigte Netz des obern Ucayali oder der Tunguragua als Ursprung des Amazonas zu betrachten sei, noch nicht sicher zu entscheiden.

In Peru bezeichnet man gewöhnlich die Gegend von Cuzco als Quellengebiet des Amazonas, europäische Geographen aber, und zwar mit größerm Rechte, den Llauricocha-See; doch darf alsdann der Ucayali nicht als einfacher Nebenfluß des Marañon gelten, weil er in diesem Falle schmäler als der andere sein müßte. Die Angabe, daß letzteres der Fall sei (Herndon fand ihn z. B. nur halb so breit als den Marañon), muß nämlich dahin berichtigt werden, daß das Verhältniß beider Flüsse zu einander je nach der Jahreszeit sich merklich ändert, indem der Ucayali ausschließlich peruanische Wassermassen erhält und in Folge der dort im October und November eintretenden Regenzeit schon im December gewaltig schwillt, der Marañon aber wegen des spätern Beginns der nassen Zeit in Ecuador durch das Anschwellen seiner von dort kommenden bedeutenden Zuflüsse erst im Januar steigt. So fand ich in der That zu Weihnachten 1870 den Ucayali deutlich breiter als den Marañon. — Bei der schwankenden Nomenclatur dieser Flüsse*) sieht man (nach dem Vorgange Raymondi's) am einfachsten

*) Die Reise, von welcher Herr Dr. R. Abendroth im Mai 1871 nach Dresden zurückgekehrt ist, ging von Lima über Cerro de Pasco und Huanuco nach dem Pozuzu; von dort, nach längerm Aufenthalte in der deutschen Colonie, über den Mayro, den Palcazu, Pachitea, Ucayali (Aufenthalt in Caschiboya und Sarayacu) und den Amazonenstrom von Pebas am Ambiyacu hinab bis Para. Rückweg von dort nach Europa über Venezuela (Hafen Laguayra).

*) Zwischen Nauta und Tabatinga heißt der Fluß bald Marañon, bald Amazonas. Marañon (Quichuawort) heißt der Elephantenlausstrauch (Anacardium occidentale), dessen rothe Früchte man zuweilen im Flusse schwimmen sieht. Den Ucayali nennen die wilden Indianer „Paro" (aus der Panosprach mit: Fluß zu übersetzen). „Ucayali" erklärt v. Tschudi aus dem Quichua „nach innen fließend", Huallaga als: „nach außen fließend", das heißt mit Bezug auf die Pampa del Sacramento. „Ucayali" ließe sich auch durch „Fluß des Ueberflusses" (wegen des Fischreichthums) übersetzen und Huallaga von Huallayo, die Weide, ableiten.

den Amazonas im engern Sinn als durch Confluenz des Ucayali mit dem Marañon gebildet an. Das erwähnte periodische Schwellen des Flusses ist nun für seinen Gesammtcharakter von Einfluß. Dies geht schon daraus hervor, daß die Uferindianer nicht zwischen trockner und nasser Jahreszeit unterscheiden. Die letztere trifft vom März bis Juni ein, doch nie mit der Regelmäßigkeit, wie an vielen Orten Brasiliens; die Anwohner theilen vielmehr das Jahr ein in Hoch- und Tiefwasserstand (höne tea und suzin tea in Pano, Ucella und urmana im Quichua), wie ja auch am Amazonas entsprechende Zeiträume als Enchente und Vasante unterschieden werden. Während aber der Amazonas bis 50 Fuß steigt und das tiefe Land alsdann auf großen Strecken weit überschwemmt ist, bedingt gerade dieses großartige Phänomen, daß hier die Waldvegetation sich weniger kräftig entwickeln kann, als an den Ufern des Ucayali, der sich nur 30 bis 35 Fuß über seinen Tiefstand erhebt und darum selbst bei weniger hohen Ufern einem gigantischen Baumwuchs bis unmittelbar an den Fluß zu treten gestattet; an den Stellen aber, wo das Ufer ganz allmälig aus dem Flusse steigt, ist der Anblick ein ganz verschiedener: Einer oft sehr ausgedehnten Strecke sterilen Sandbodens folgt eine Zone 6 bis 8 Fuß hoher Büsche von weidenartigen Gewächsen und Gräsern (besonders Gynerium sagittatum), weiterhin höheres Strauchwerk und erst im Hintergrunde, oft eine Legua vom Ufer, der Wald.

Abgesehen von diesem ziemlich deutlich ausgeprägten Einflusse des Hochwassers auf die Pflanzenwelt ist der Ucayali dem Amazonas ganz ähnlich. Hier wie dort das gelblich trübe, langsam fließende Wasser (vom Pachitea abwärts selten über drei Miles in der Stunde), zahlreiche, oft sehr große Inseln, häufiges Treibholz, das sich oft mitten im Flusse zu verrammelten Massen ansammelt, der große Reichthum an Fischen (unter denen dem „Payschi" am meisten nachgestellt wird), Crocodilen (Lagartos, Gattung Champsa), Schildkröten (Charupas und Charupillas, beide dem Genus Podocnemis angehörend), die wohlschmeckende Vaca marina (Manatus), Süßwasserdelphine (Inia) u. s. w. Ueberhaupt erscheinen Fauna und Flora in den gewaltigen Strecken des südamerikanischen Tieflandes sehr übereinstimmend, und eben so sind die Naturproducte des Ucayali fast ganz dieselben wie im brasilianischen Amazonasgebiete.

Indessen ist der Handel des Flusses bisher noch zu keiner bedeutenden Höhe gelangt und hat sogar seit dem Verfall der Dörfer wesentlich abgenommen. Von den reichen Erzeugnissen der Gegend sind als Handelsartikel nur namhaft zu machen: 1) Die Sarsaparille (verschiedene Smilaxarten, die besonders am Aguaitia gesammelt werden), 2) Flores de balsa (Samenwolle von Bombaceen, zum Ausstopfen von Matratzen dienend), 3) Salzfische (Vastus gigas, am Ucayali Payschi, in Brasilien, wo er die Hauptnahrung der Negersklaven bildet, Pirarucu genannt), 4) Schildkröten (besonders die Podocnemis expansa) und etwa noch 5) eine schwarze Seife, welche aus Aschenlauge und dem Fette der Vaca marina gekocht wird. Diese Waaren werden von Weißen, die sich jedoch in den Ucayalidörfern der Moskitoplage wegen meist nur vorübergehend aufhalten, nach Nauta und besonders Iquitos gebracht. Dieses letztere verspricht das eigentliche Emporium Perus am Amazonas zu werden und zählt jetzt schon über 2000 Einwohner. (— Paz Soldan giebt für 1862 die Einwohnerzahl 300 an —). Der Kautschukhandel auf dem Ucayali scheint völlig eingegangen zu sein, dafür liefert aber jetzt besonders der Rio Negro immense Quantitäten dem Handel, welcher überhaupt erst in neuerer Zeit auf dem Amazonas mit Macht ins Leben zu treten beginnt und Para rasch zu einer Stadt von mehr als 40,000 Einwohnern emporgebracht hat.

Pläne, das fruchtbare Ucayaliland zu cultiviren, sind neuerdings mehrfach in Peru aufgetaucht, und auch eine nordamerikanische „Sociedad amazonica" hatte ihr Augenmerk auf die schöne Pampa del Sacramento gerichtet, doch verlautet gegenwärtig nichts über Ausführung dieser Projecte, welchen sich besonders Mangel an Arbeitskräften als Hinderniß entgegenstellen wird. Bisher wenigstens waren die Bemühungen, die Indianer am Ucayali, deren im ganzen Flußgebiet etwa 20,000 bis 25,000 leben mögen, an Civilisation und Arbeitsamkeit zu gewöhnen, erfolglos. Es würde hier zu weit führen, auf die so vielfach besprochene Frage nach der Culturfähigkeit dieser letzten Ueberreste der rothen Race weiter einzugehen. Wenn man dabei immer zu dem Resultate gekommen ist, daß nur durch Wahl der richtigen Mittel Einiges, unter günstigen Umständen schon etwas mehr sich erzielen läßt, so muß diesen vereinzelten Thatsachen hier entgegengestellt werden, daß eben jenes Grundprincip für Peru bei der Theilnahmlosigkeit der Regierung und dem einseitigen Missionswesen der Franziskaner von Ocopa gar nicht zur Geltung kommen kann. Die peruanische Regierung hatte im Jahre 1828 zur Erhaltung der Missionen am Ucayali eine jährliche Summe von 3000 Soles bestimmt, doch ist bis jetzt noch kein Heller davon bezahlt worden. Daher beschränkt sich die Thätigkeit der Missionäre einfach auf die christliche Wassertaufe; früher existirende Schulen sind längst eingegangen, da die Franziskaner zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß die Indianer nichts lernen wollen!

Daß unter solchen Umständen ehemalige Errungenschaften verloren gegangen sind, kann nicht befremden. In Kürze sei nur angeführt, daß nach Zerstörung der großen Missionsdörfer am Perene und Pangoa im Jahre 1742 die dort wohnenden Campas nie wieder haben zum Christenthum zurückgeführt werden können. Aber auch die tiefer gelegenen Missionen am Ucayali, als Santa Rosa und Santa Maria de los Pirus, Santa Rita und San Miguel de los Cunibos, Cuntamana und Canchahuayo (ebenfalls Cunibodörfer), Charasmana am Pisqui (Schipibodorf), das Schetebodorf am Suaya u. s. w., die sämmtlich Ende des vorigen oder Anfang dieses Jahrhunderts gegründet wurden, sind allmälig aufgelöst und vier Indianerstämme (Pirus, Cunibot, Schipibos und Schetebos) in den wilden Zustand zurückgekehrt. Aber auch die Dörfer der Panos, Omaguas und Cocamas (jetzt die einzigen sogenannten civilisirten Indianerstämme am Ucayali) sind gegenwärtig im Untergange begriffen. Die Panodörfer Belen und Yapaya wurden durch Fieber und Blattern zerstört, Tierra blanca (Yurac allpa) vor wenigen Jahren verlassen, Santa Catalina (in der Pampa del Sacramento am Landweg vom Ucayali nach dem Huallaga) von den Missionären aufgegeben und ebenso (seit 1858) das altberühmte Sarayacu. Zur Zeit bestehen im ganzen großen Gebiete nur zwei Missionsstationen, nämlich Callaria (1859 gegründet, 30 Leguas unterhalb der Mündung des Pachitea) und Caschiboya (seit 1866, zwei Tagereisen unterhalb Callaria), beide am rechten Ucayaliufer.

Endlich sei noch in Kürze der Indianerstämme gedacht, deren man für den ganzen Ucayali 40 bis 50 aufgezählt hat, von denen aber sehr viele synonym sind. Eine Sichtung des Materials hat mich zur vorläufigen Aufstellung folgender Gruppen geführt, unter denen ich zunächst Stämme unterscheide, die, so weit es bekannt geworden, am Ucayali einheimisch sind, von denen, die aus anderen Gegenden eingewandert.

Zu ersterer Gruppe gehören

1) Die Campas (Chunchos, im Inkareich Antis, Pillcopatas) bewohnen das ganze Gebiet zwischen Urubamba und Chanchamayo, reichen südlich bis zur Mündung des Tambo und sind vielleicht der zahlreichste aller Indianerstämme.

2) Die Pirus (Chontaquiros, Mascos (?), Simirhinchos) bewohnen jetzt fast nur die Ufer des Ucayali oberhalb des Pachitea. Sie zeichnen sich durch Körpergröße und eine gewisse Intelligenz vor Anderen aus. Ihre Sprache ist, eben so wie das Campa, eine dem Stamme eigenthümliche.

Dagegen sind durch die Hauptsprache des Ucayali, das Pano, folgende acht Stämme verbunden:

3) Die Caschibos (Carapuchos, Callisecas, Fledermausindianer) reichen vom Pachitea bis zum Agnaitia (linkes Ucayaliufer) und sind die einzigen Anthropophagen von Peru.

4 bis 6) Die Cunibos, Schipibos und Schetebos (Zitteraal-, Affen- und Raubvogel-Indianer, zusammen von den Missionären auch Manoitos, Mayuas genannt) sind ausschließlich Uferbewohner und finden sich ohne feste Wohnsitze vom Pachitea bis fast zur Mündung des Ucayali (bis zum Tapiche). Am zahlreichsten sind die Cunibos. Im Innern des Waldes am rechten Ufer dagegen leben

7 und 8) die Amahuacas und Schacayas vom Sipahua bis zum Tamayo. Ihnen schließen sich nördlich an

9) die Remos, vom Tamayo bis Caschiboya, ein kräftiger, kriegerischer Stamm, der sich durch die Sitte des Tättowirens (Bemalen des Körpers ist bei Anderen allgemein) von allen Uebrigen unterscheidet. Endlich gehören zu dieser großen Sprachgruppe noch

10) die Panos, welche früher in der Gegend von Lagunna, nahe der Huallagamündung, lebten, jetzt aber in den Dörfern des Ucayali als „Christen" wohnen, und zwar bilden sie in diesen etwa die Hälfte der Bevölkerung.

Zwei Stämme sind dadurch verknüpft, daß sie das Omagua sprechen. Es sind

11) die Omaguas, früher ein ungemein weit verbreiteter Stamm, über dessen Heimath nichts Sicheres bekannt ist, doch wird ihrer schon im sechszehnten Jahrhundert am Marañon und Ucayali Erwähnung gethan. Einen bloßen Dialekt des Omagua sprechen

12) die Cocamas, von denen gewöhnlich angegeben wird, daß sie an der Mündung des Huallaga (Lalaguna), wo sie mit Panos, Aguanos und Cocamillas wohnten, ihre Heimath haben. Am Ucayali hört man indessen, daß sie auf der Insel Pacayas, eine Tagereise von Nauta, wild zu treffen sind. Die Civilisirten wohnen in einzelnen Hütten nahe an der Flußmündung, besonders aber in Nauta am Marañon, einem eigentlichen Cocamadorfe, während in Sarayacu, Santa Catalina, Caschiboya, Collaria u. s. w. die Bevölkerung aus Panos und Omaguas, zuweilen noch einigen Cumhuasses vom Huallaga besteht. Alle diese „Indios cristianos" sprechen aber nicht ihre besondere Sprache, sondern Alle das in Peru so weit verbreitete Quichua.

Endlich sind von eingeborenen Ucayali-Indianern noch zu nennen

13) die Sensis, deren Bezirk von Sarayacu bis zum Yanayacu reicht. Sie haben wahrscheinlich eine eigene Sprache, über die jedoch fast nichts bekannt ist. Zu den aus anderen Gegenden gekommenen Stämmen zählen nur zwei:

14) Die Mayorunas (Barbudos), nebst den Campas und Caschibos die gefürchtetsten Indianer. Sie bewohnen die Wälder zwischen dem Tapiche und Marañon und unterscheiden sich von allen Uebrigen dadurch, daß sie einigen Bartwuchs aufzuweisen haben. Ihre Heimath ist die Gegend des Rio Mayo (Nebenfluß des Huallaga), wie schon ihr Name besagt (runa heißt im Quichua: Mann).

Zuletzt geschehe noch eines Stammes Erwähnung, der entfernter vom Ucayali an einem Nebenflüßchen zweiten Grades sich findet. Es sind

15) die San Lorenzos am Palcazu und Mayro, von wo sie schon bis zur Pampa de los Angeles (drei Meilen von der Colonie am Pozuzu) gekommen sind. Es sind verwilderte Panataos, welche letztere die Cordillere von Muña bewohnen. Speciellere Angaben über merkwürdige Sitten und Gebräuche des Indianerlebens, über die auf der Reise durch das reiche Land gewonnenen Sammlungen von Thieren u. s. w. seien späteren Veröffentlichungen vorbehalten.

Schützende Aehnlichkeiten in der Thierwelt.

r. d. Durch die Darwin'sche Schule sind manche längst bekannte Eigenschaften der Thiere und Pflanzen in ein System gebracht und für die Doctrinen dieser Schule ausgenutzt worden. Man mag nun ein Anhänger derselben sein oder nicht, so muß man doch auf jeden Fall das in die Augen Springende und Schlagende vieler Thatsachen anerkennen, die von den Darwinianern auf dem Wege der „natürlichen Zuchtwahl" erklärt werden. Dahin gehört die Erscheinung, welche das Maskirungsvermögen, die Nachäfferei der Thiere (mimicry), auch die schützende Aehnlichkeit (protective resemblance) genannt wird.

Schon dem Insecten sammelnden Knaben muß es auffallen, wie manche Raupen oder Schmetterlinge den Blättern, Zweigen oder der Rinde der Pflanzen gleichen, auf denen sie leben. In Form wie in Farbe sind sie von ihrer Umgebung kaum zu unterscheiden, wenn man nicht ganz nahe tritt oder die Thiere sich bewegen. Daß sie so durch diese schützende Aehnlichkeit vor dem Auge der sie verfolgenden Vögel, denen sie als Nahrung dienen, leicht verborgen bleiben, liegt auf der Hand. An einer genügenden Erklärung hat es für diese Erscheinung gefehlt; man nahm, wie so häufig, wenn man nicht weiter konnte, zu Klima, Boden, Nahrung seine Zuflucht; doch stehen dieser Erklärungsweise viele Thatsachen entgegen. Die wilden Kaninchen z. B. sind von graubrauner Farbe; sie gleichen so, in ihrem natürlichen Kleide, genau dem sandigen oder Haideboden, auf dem sie gewöhnlich leben, und sind im ruhigen, sitzenden Zustande schwer von ihrer Umgebung zu unterscheiden. Macht man aber diese selben Kaninchen zu Hausthieren und züchtet sie durch einige Generationen hindurch, ohne die Nahrung derselben zu ändern, so treten nach kurzer Zeit schon unter ihren Nachkommen weiße, schwarze oder bunte Spielarten auf — unsere gewöhnlichen Stallkaninchen. Viele Versuche haben dieses unzweifelhaft ergeben. Die Nothwendigkeit der schützen-

den Aehnlichkeit, so kann man schließen, ist weggefallen und helle Farben treten an die Stelle des dunklern Schutzkleides, das im „Kampfe ums Dasein“ nothwendig war.

Vorzugsweise sind es nun englische Naturforscher der Darwin'schen Richtung, welche neuerdings die schützenden Aehnlichkeiten, das Maskirungsvermögen, im Interesse der natürlichen Zuchtwahl ausgebeutet haben. Ein kurzer Ueberblick der hauptsächlichen Resultate dieser Schriftsteller, soweit sie auf Thatsachen beruhen, wird den Lesern gewiß willkommen sein. In das Gebiet der daraus abgeleiteten Schlüsse beabsichtigen wir uns aber nicht allzu tief einzulassen. Vorzugsweise sind es so verdiente Reisende und Naturforscher wie Bates und Wallace, welche auf dem in Rede stehenden Gebiete gearbeitet haben. Wallace publicirte schon im Juli 1867 in der „Westminster Review“ seinen Essay On Mimicry and other protective Resemblances among Animals. Er führte das Thema dann auch an verschiedenen Stellen seines Malay Archipelago durch, ferner in seinen 1870 erschienenen Contributions to the Theory of natural Selection. Bates behandelte schon früher, 1862, in seinen Contributions to the Insect fauna of the Amazon, die in den „Linnaean Transactions“ abgedruckt sind, denselben Gegenstand. Auch Andrew Murray beschäftigte sich viel mit dieser Frage, zuerst im Januarhefte 1860 des „Edinburgh New Philosophical Journal“ in einem Aufsatze On the Disguises of Nature. Endlich tritt als der letzte, abgesehen von Darwin selbst, St. George Milvart in einem soeben (bei Macmillan and Comp.) erschienenen Werke On the Genesis of Species in die Reihe dieser Darwinianer. Wir bringen nun aus ihren Arbeiten Thatsachen, die wir hier und da noch aus anderen Quellen ergänzen.

Wüstenthiere und Wüstenpflanzen zeigen im Allgemeinen ein Wüstengewand. Das steht außer Frage. Der Löwe, welcher zwischen den Felsen oder auf dem Sande der Wüste ruht, gleicht genau seiner Unterlage; er ist in einiger Entfernung nicht von dem Boden zu unterscheiden. Ganz ähnlich ist es der Fall mit dem Kameel, und Brehm ergeht sich des Weitern über die Aehnlichkeit der nubischen Wüstenhühner bezüglich ihres Gewandes mit der Wüste selbst. Als sehr beachtenswerth führen wir folgende Stelle des Capreisenden Burchell an (Travels I, S. 10): „Als ich von dem steinigen Grunde ein Ding aufhob, das ich für einen sonderbar geformten Kiesel hielt, sah ich zu meinem Erstaunen, daß es eine Pflanze war, nämlich eine neue Art des Geschlechtes Mesembryanthemum, die aber in Bezug auf Farbe und Erscheinung die täuschendste Aehnlichkeit mit den Steinen zeigte, zwischen welchen sie wuchs.“ Auf demselben Boden fand ich zwischen den Steinen eine Art des Gryllusgeschlechtes, so außerordentlich ähnlich den Steinen in der Farbe und selbst in der Form, daß ich sie nie entdeckt haben würde, wenn ich sie nicht im Augenblicke der Bewegung überrascht hätte, und auch diese Bewegung erfolgte nur selten und dann langsam.“

„Die Absicht der Natur,“ fährt Burchell, also ein älterer Reisender, fort, „scheint in diesen Fällen dieselbe wie bei dem Chamäleon gewesen zu sein, dem sie das Vermögen gab, seine Farbe in einem gewissen Grade dem ihm am nächsten befindlichen Gegenstande anzupassen, um es für die Mangelhaftigkeit seines Bewegungsvermögens zu entschädigen. Durch ihre Form und Farbe bleibt dieses Insect (die erwähnte Grylle) unbeachtet von den Vögeln, welche sonst diese Art, welche wenig fähig ist, den Verfolgern zu entgehen, bald ausgerottet haben würden, während jenes saftige kleine Mesembryanthemum im Allgemeinen von Rindvieh und wilden Thieren wenig beachtet werden mag.“

Die Beispiele von schützender Aehnlichkeit bei Pflanzen in der Wüste lassen sich vermehren. Ein zu Brooklyn bei King Williams Town in Kaffraria lebender Naturforscher, Mansel Weale, machte kürzlich auf folgende Thatsache aufmerksam. Viele in der Karru wachsende Pflanzen, berichtet er, haben knollige Wurzeln von ähnlicher Form und Farbe, und es ist besonders merkwürdig, daß unter den Asclepiadeen viele Arten, z. B. die von Raphionueme, die im Graslande wachsen, ihre Knollen unter der Erdoberfläche verbergen, während andere, die in der steinigen Karru vorkommen, wie z. B. Brachystelma filiforme, dieselben über dem Boden trugen. Sie gleichen so vollkommen den Steinen, zwischen denen man sie findet, daß, wenn die Pflanze nicht im Blattschmuck steht, es fast unmöglich ist, sie zu unterscheiden.

Wenden wir uns nach den arktischen Regionen, so tritt die weiße Farbe bei vielen Thieren in den Vordergrund; sie entspricht den Gletschern, Schneeflächen, Eisschollen. Der Eisbär und der amerikanische Polarhase, die niemals freiwillig ihre Eis- und Schneeregion verlassen, sind immerfort weiß, während der Polarfuchs*), der Schnee- oder Alpenhase und das Hermelin nur im Winter weiß werden, „weil in den Regionen, in welche sie im Sommer wandern, diese Farbe für sie eher eine Quelle der Gefahr als ein Mittel des Schutzes sein würde.“ Unter den arktischen Vögeln finden die Schneeammer und Schneeeule sicherlich durch ihr weißes Gefieder großen Schutz. Das beste Beispiel für Farbenschutz unter den Vögeln bietet das Schneehuhn oder das arktische Ptarmigan, dessen Sommerkleid genau mit den graubraunen, flechtenbedeckten Felsen z. B. auf Spitzbergen, wo es selbst im Winter bleibt, harmonirt. Im Winter aber nimmt sein Kleid die weiße Farbe des Schnees an. Unsere Rebhühner haben fast genau die Farbe des Bodens der Felder, auf denen sie leben; die Rohrdommel gleicht braunem Schilfrohr oder, wenn sie, Gefahr ahnend, Kopf und Schnabel kerzengerade in die Luft streckt, einem alten Baumstrunke.

Nächtliche Thiere besitzen gewöhnlich unscheinbare, graue Farben; sie sind dadurch mehr geschützt, als durch hellere oder gar glänzend weiße Kleidung. Nur in den tropischen Wäldern, die nie ihr Laubkleid verlieren, kommen grüne Papageien und andere grün schillernde Vögel vor. Unsere schön grüne Eidechse, im grünen Laub durch ihre Farbe geschützt, hält ihren Winterschlaf, wenn das Grün der Pflanzen bei uns abgestorben ist.

Gegen das Schlagende der hier mitgetheilten Thatsachen läßt sich, so glauben wir, nichts einwenden. Anders wird die Sache aber, wenn wir von dem Gebiete der Uebereinstimmung zwischen Form und Farbe der Pflanzen und Thiere und ihrer Umgebung auf das Feld der Anpassung oder Adaptation gerathen. In diese Kategorie werden z. B. die schönen Streifen und Flecken der Tiger, Jaguare und anderer Katzenarten gerechnet. Hier kommen wir schon auf ein mehr hypothetisches Gebiet, das uns noch schwach bebaut erscheint. Die verticalen Streifen, welche so deutlich auf dem Körper des Königstigers hervortreten, sagt man, schließen sich eng den verticalen Bambusstämmen der Dschengeln an, welche dem Thiere zum Aufenthalt dienen, und verbergen den Tiger so vor seinen Verfolgern. Hier muß nun speciell angenommen werden, daß der Tiger, dieser König der Thiere in Indien, welcher sonst vor nichts sich zu fürchten braucht, ganz besonders mit Rücksicht auf die indischen Offiziere, welche

*) Nach Robert Brown giebt es zwei Varietäten des Polarfuchses (Vulpes lagopus), eine blaue und eine weiße, deren Färbung nicht von der Jahreszeit abhängen soll. Beide Varietäten vermischen sich, und wie die Eskimos sagen wirft eine weiße Mutter blaue Junge und umgekehrt. (Brown, On the Mammalian fauna of Greenland. Proceedings of the zoological Society of London, 28. Mai 1868.)

ihn jagen, mit seinen verticalen Streifen versehen wurde. Daß er auch in anderen Gegenden als im Bambusdschengel vorkommt, ist bekannt. Außer dem der Wüstenfarbe angepaßten Löwen, dem Tiger und dem südamerikanischen Puma, „dessen aschbraunes, einfarbiges Fell fast der Rinde der Zweige gleicht, auf denen er eng angekauert auf die unten vorüberziehende Beute lauert,“ haben alle anderen großen Katzenarten ein geflecktes Fell, „welches sie gleichsam mit dem Hintergrunde des dichten Laubwerks, in dem sie sich aufhalten, vermischt.“ Die hier aus dem Katzengeschlechte beigebrachten Exempel möchten wir für schwach halten.

Unter den Reptilien finden wir wieder einige auffallende Beispiele in der Uebereinstimmung zwischen deren Farbe und der Umgebung. Der Laubfrosch mit seiner grünen Haut, fast alle tropischen Baumschlangen, die Leguane und Baumeidechsen sind nicht so leicht von dem Laub, in welchem sie leben, zu unterscheiden. Crocodile und Alligatoren, die sich ruhig im schlammigen Strome hinabtreiben lassen und oft mit Wasserpflanzen bedeckt sind, gleichen den in den Flüssen fluthenden Baumstämmen und überraschen, so vor Erkennung geschützt, leicht Menschen und Thiere am Rande des Stromes.

Der Franzose Poussielgue, welcher die Diegosümpfe auf der Halbinsel Florida besuchte, sah dort im Röhricht eine schwärzliche Masse auf sich zutreiben. „Sie sah aus wie ein Baumstamm, war mit Wassermoos und Sumpfgewächsen bedeckt; ein kleiner Strandläufer hüpfte auf derselben hin und her und pickte allerlei Gewürm auf. Wir ruderten näher heran und mein Gefährte schlug einige Mal derb auf

Ein Kaiman in den Diegosümpfen Floridas. Nach Poussielgue.

die Masse, welche nun plötzlich eine Bewegung nach oben machte. Jetzt kam ein schuppiger Schwanz zum Vorschein; das, was wir anfangs für Zweigauswüchse gehalten hatten, verwandelte sich in Füße, und aus dem Wasser gähnte ein gewaltiger mit Zähnen bewaffneter Rachen hervor. Als die Masse dann untersank, flog der Strandläufer pfeifend davon. Wir hatten es mit einem Kaiman von mindestens 15 Fuß Länge zu thun gehabt.“

Was die Fische anbetrifft, so können wir auch hier einige Beiträge verwandter Art anführen. Die See-Zunge (Solea vulgaris), die gern sich halb im sandigen Seeboden verkriecht, ist der Farbe nach kaum von diesem zu unterscheiden. In den Meeren der gemäßigten Zone zeigen die Fische keinerlei auffallende Farben; „während die in den tropischen Meeren schwärmenden Fische, was Glanz der Farben betrifft, mit den Polypen an den Korallenriffen wetteifern.“ Wallace lenkt die Aufmerksamkeit auf einen merkwürdigen Fall von Anpassung bei den australischen Seepferdchen (Hippocampus). „Einige derselben haben lange blattartige Anhängsel, die Tangen gleichen und eine brillant rothe Farbe zeigen. Sie leben zwischen Tangen von derselben Farbe, so daß sie, wenn ruhig, völlig ununterscheidbar sind.“

Die Mollusken liefern keine zahlreichen Beiträge zu den auffallenden Aehnlichkeiten. Unter den Annulaten sind die grünen, rothen und purpurnen Farben der Seetange vertreten, zwischen denen sie leben. Die Actinien weisen einige gute Beispiele von schützenden Farben auf. Brady berichtet, daß er beim Netzfischen im Clyde zahlreiche kleine Seesterne (Ophiocoma bellis) fand, die in ein Gewirr von Laminariawurzeln eingebettet lagen; die tiefe Purpurfarbe

der Seesterne wie Wurzeln war so außerordentlich gleich, daß er keinen der kleinen Ophiuren entdecken konnte, falls sie sich nicht bewegten, obgleich er eine Wurzel in der Hand hielt, an der sich ein halbes Dutzend der Seesternchen befand.

Die auffallendsten Beispiele weist das Insectenreich auf. Hier braucht man nur zuzugreifen, bei unseren Insecten oder noch mehr bei jenen in den Tropen, und die schützende Aehnlichkeit bei Hunderten fällt sofort in die Augen. In den Tropen, sagt Wallace, giebt es zahllose Käfer, die während des Tages auf der Rinde eines abgestorbenen oder gefallenen Baumes sitzen und die fein grau oder braun gesprenkelt sind, so daß sie vollkommen sich mit der Farbe der Rinde vermischen und nur äußerst schwer zu erkennen sind. Zuweilen kommt eine Art nur auf einem bestimmten Baume vor, und in solchen Fällen ist gewöhnlich eine Uebereinstimmung zwischen dem Insect und der Rinde vorhanden. Bates fand zwei Arten langgehörnter Käfer (Onychocerus) in dieser Weise auf besondere am Amazonenstrom wachsende Bäume beschränkt; auch sie glichen der Rinde derselben so auffallend in der Farbe, daß sie nur, wenn sie sich bewegten, zu erkennen waren. Cicindela campestris, unser gewöhnlicher deutscher Sandlaufkäfer, von schön grüner Farbe, lebt auf grasigen Flächen, sein Verwandter, Cicindela maritima, wird nur am sandigen Meeresgestade gefunden; aber seine Farbe ist ein mattes Bronzegelb, täuschend ähnlich dem Sande. Auf den malayischen Inseln entdeckte Wallace einen blassen Tigerkäfer, der auf weißem Korallensande vorkam, während auf vulcanischem und schwarzem Boden eine dunkele Art desselben Geschlechts sich einstellte.

Die Schmetterlinge haben, wenigstens die Tagfalter, fast stets ihre schönen Farben auf der Oberseite der vier Flügel, während, geringe Ausnahmen abgerechnet, die Unterseiten dunkle, unscheinbare Tinten zeigen. Diese Anordnung erweist sich im hohen Grade als schützend, denn im Sitzen, wenn die Falter ihre Flügel zusammenschlagen, verbergen sie auf diese Weise ihre glänzenden Farben. Die Schwärmer und Spinner zeigen gewöhnlich auf den Unterflügeln ihre schönsten Farben, diese aber werden beim Sitzen von den meist grauen und unscheinbaren Oberflügeln bedeckt. Das merkwürdigste Beispiel von schützender Aehnlichkeit bietet ein von Wallace auf Sumatra entdeckter Tagfalter, Kallima paralekta, der von ihm in seinem Werke über den Malayischen Archipel (Bd. I, S. 204 der englischen Ausgabe) im Flug und im Sitzen abgebildet wurde. „Seine Oberfläche ist ein reiches Purpur, verschieden mit Aschfarbe gemischt, und über die vier Flügel zieht sich ein breites, tief orangenes Querband hin, so daß er fliegend sehr schön aussieht. Diese Art war nicht ungewöhnlich in trockenen Wäldern und Dickichten und ich versuchte sie oft zu fangen, doch ohne Erfolg, denn nachdem sie eine kurze Strecke geflogen war, pflegte sie zwischen trockene und todte Blätter sich zurückzuziehen und wie sorgsam ich auch den Fleck absuchte, ich fand sie nicht, bis sie plötzlich wieder aufflog und an einem ähnlichen Orte wieder verschwand. Endlich war ich so glücklich, genau den Ort zu sehen, wo dieser Schmetterling sich niedersetzte, und obgleich ich ihn einen Moment aus dem Blicke verlor, entdeckte ich ihn doch schließlich dicht vor meinen Augen, sah aber auch, daß er im sitzenden Zustande so genau einem dürren Blatte an einem Zweige glich, daß er selbst das Auge zu täuschen vermochte, wenn es direct auf ihn blickte.“ Ein Blick auf die von Wallace mitgetheilte Abbildung zeigt sogleich, wie außerordentlich die Aehnlichkeit der Unterseite dieses Falters mit einem Blatte ist. Quer durch die Flügel geht eine dunkle Binde, die der Mittelrippe eines Blattes gleicht, während die als „Schwänze“ bezeichneten Verlängerungen der Hinterflügel dem Stiele des Blattes täuschend ähneln. Selbst den Aderverlauf des Blattes glaubt man zu erkennen. Größe, Farbe, Form, Details — Alles stimmt bei diesem Falter, um ihn einem dürren Blatte auffallend ähnlich zu machen.

Der sumatranische Laubschmetterling (Kallima paralekta) ruhend und im Fluge. Nach Wallace.

Zunächst diesen Schmetterlingen stehen in Bezug auf vollkommene Ausbildung der schützenden Aehnlichkeit einige Orthopteren (Geradflügler). Verschiedene Arten des Geschlechts Mantis (Gebetheuschrecke, wandelndes Blatt) sind genau nach der Form von Pflanzen modellirt. Die Beine stellen Stiele vor, der mit häutigen Anhängseln versehene Körper gleicht dem Blatte; die grüne, helle Farbe, die feinen Adern, Alles ist täuschend vertreten. Emerson Tennent bildet in seinem Werke über Ceylon mehrere dieser eigenthümlichen Mantis- und Phyllium-Arten ab; ebenso die merkwürdige Gespenstheuschrecke (Phasma) mit graugrünem,

cylindrischem, flügellosem Körper, welche eine Länge von fast fünf Zoll erreicht. Sie gleicht einem dürren, abgefallenen Baumästchen, während unser „wandelndes Blatt“ (Mantis religiosa) aus Süddeutschland kaum vom Baumlaube zu unterscheiden ist. Den Namen Gottesanbeterin oder Gebetheuschrecke erhielt dieses Thier, weil es seine Vorderfüße, gleichsam wie zum Beten, emporhält. („Globus“, S. 342, haben wir eine Abbildung des floridanischen Spectrum gegeben.)

Genug der Beispiele. Die wichtige Rolle, welche Farbe und auch die Form als Beschützerinnen von Thieren aus den verschiedenen Classen spielen, ist damit hinreichend dargethan. Wie aber sind alle diese wunderbaren Aehnlichkeiten entstanden? Wallace hat am eingehendsten geantwortet.

Er weist darauf hin, wie äußerst selten die weiße Farbe bei Säugethieren und Landvögeln in der gemäßigten wie tropischen Zone vorkommt, wenn diese Thiere sich im wilden Zustande befinden. Ausgenommen in den arktischen und alpinen Regionen, wo das Weiß als schützende Farbe auftritt, giebt es keinen weißen Landvogel oder Vierfüßler in Europa — aber, wie oben schon angeführt wurde, viele Säugethiere und Vögel (Katzen, Kaninchen, Mäuse, Hühner, Tauben) nehmen, wenn sie zu Hausthieren gemacht und dem „Kampf ums Dasein“ entrückt werden, in ihren Nachkommen weiße Farben an. Auch im wilden Zustande trifft man gelegentlich weiße Varietäten, weiße Sperlinge, weiße Krähen, doch werden sie in Folge ihrer auffallenden Färbung schnell eine Beute der Raubthiere und können so die Varietät nicht fortpflanzen. Es giebt in der That keinen Grund, anzunehmen, daß weiße Abkömmlinge im wilden Zustande nicht so häufig wie bei gezähmten Thieren sein sollen; aber jene Individuen, deren Färbung die geschickteste oder passendste für die Lebensstellung des Thieres ist, werden allein übrig bleiben. Umgekehrt werden Thiere, die aus einem gemäßigten in einen arktischen District sich begeben, dort wegen ihrer dunklen Färbung leichter unterliegen, während dort die weißen Thiere besser ausdauern. Jene geringe Neigung zur Variation, welche wir gern als zufällig und kaum beachtenswerth ansehen, ist, um Wallace's Worte zu gebrauchen, „die Ursache aller der wunderbaren und harmonischen Aehnlichkeiten, die eine so wichtige Rolle im Haushalt der Natur spielen.“ Rapide Vermehrung, unaufhörliche geringe Abänderung, durch eine fast unbegrenzte Zeitperiode fortgesetzt, und das „Ueberleben des Geschicktesten oder Geeignetsten“ sind die Ursachen, welche alle die aufgeführten Fälle von schützenden Aehnlichkeiten hervorgebracht haben.

Die Erklärung von Wallace mag die beste sein, aber befriedigend ist sie keineswegs. Warum, so fragen wir, erstrecken sich die schützenden Aehnlichkeiten nur auf verhältnißmäßig wenige „auserwählte“ Thiere? Warum sind der Moschusochse und das Renthier in den arktischen Regionen nicht auch geschützt und weiß wie der Eisbär? Braucht überhaupt der letztere, der König der Polarregionen, eine schützende Aehnlichkeit? Wäre diese nicht besser bei den dunkelfarbigen Robben angebracht, die der Eisbär zu seiner Beute macht? Warum ist das Hermelin im Winter mit einer schützenden Aehnlichkeit beglückt, nicht aber sein nächster Verwandter, der Iltis? Warum ist die Alpengrakel, die auf den höchsten Spitzen in Eis und Schnee lebt, nicht weiß? Warum fällt der schillernd grüne Rosenkäfer in der rothen Rose beim ersten Blick in die Augen? Warum ist er nicht rosenroth geschützt? Wir könnten mit solchen negativen „Warum“ noch lange fortfahren, um zu zeigen, daß dasjenige, was als schützende Aehnlichkeit hingestellt wird und in vielen Fällen sicher auch ist, nur als Ausnahme besteht. Warum aber für besondere auserwählte Thiere eine Ausnahme gemacht sein soll, für andere, ihnen ganz nahe stehende und unter gleichen Bedingungen lebende nicht, dafür ist keinerlei vernünftige Erklärung vorhanden.

Aus allen Erdtheilen.

Spuren von Ludwig Leichhardt aufgefunden.

Es macht den Australiern alle Ehre, daß sie nicht müde geworden sind, nach Leichhardt's Spuren zu forschen; sie haben zu diesem Zwecke mehrere Expeditionen ausgerüstet, und alle Reisenden, welche den nördlichen Theil jenes großen Inselcontinentes durchzogen, suchten Erkundigungen über das Schicksal unseres Landsmannes einzuziehen. Ueber Vermuthungen kamen sie nicht hinaus; dann und wann hörten sie, bald da bald dort, von den Eingeborenen erzählen, daß weiße Leute durch das Land gezogen seien. Unser Landsmann hatte, von der Küste Queenslands aus, seine zweite Reise in nordwestlicher Richtung im December 1847 angetreten; die letzten Nachrichten von ihm sind vom 3. April 1848 und seitdem ist er verschollen.

Nun hat ein Zufall das bisherige Dunkel zerstreut. Der Telegraph ist von Singapore bis Batavia und Surabaya auf Java schon 1870 hergestellt worden, und nun lag den Australiern daran, die europäischen Nachrichten von dort so rasch als möglich zu erhalten. Es wurde vorgeschlagen, nach dem letztern Hafen einen rasch fahrenden Dampfer gehen zu lassen, und zwar von Normantown, das an der Küste von Queensland liegt, und bis wohin gen Norden der australische Telegraph reicht; man würde vermittelst dieser Verbindung alle 10 Tage Nachrichten aus Europa haben können. Während dieses Project, der großen Kosten wegen, auf Hindernisse stieß, waren die Südaustralier eifrig am Werke, ihren Telegraphen von Adelaide aus gen Norden durch das Alexandraland und durch das Nordterritorium bis an die Nordküste zu führen, und sie sind mit ihren Arbeiten schon weit ins Innere vorgedrungen. Die Ingenieure fanden nun im März 1871 beim Central-Mount-Stuart oben im Norden eine Flasche, welche vor Jahren der bekannte Entdecker Stuart dort niedergelegt hatte; sie war unberührt geblieben, obwohl dort schwarze Stämme umherziehen. Dort nun zeigten einige Eingeborene nach Norden hin und deuteten an, daß dort bei einem schwarzen Stamme ein weißer Mann lebe. Dergleichen wird oft erzählt, und hin und wieder verirrt sich auch ein weißer Mensch unter eine Horde. Diesmal aber sind vom Inspector Gilmore einige Gerippe weißer Männer am Paroo Creek, der noch in Queensland liegt, gefunden worden; den Weg wies ihm ein schwarzer Führer, welcher den Dialekt der nördlichen Stämme spricht. Aus den Mittheilungen der Schwarzen am Paroo geht hervor, daß diese Skelette einer Partie weißer Männer angehören, welche am Wantata Creek zu einer Zeit lagerten, als die jungen Männer des Stammes noch Knaben waren. Die Weißen wurden in ihren Zelten überfallen und ermordet.

In Australien ist man der festen Ueberzeugung, daß es sich hier um Leichhardt und seine Begleiter handle; die Knochen sind nach der nächsten Ansiedelung gebracht worden. Gelegentlich werden wir wohl Näheres erfahren.

Die Polarfahrt des Capitän Hall.

Wir haben derselben jüngst erwähnt; jetzt lesen wir in Neuyorker Blättern vom 7. Juni, daß der Dampfer „Polaris" in Washington vollständig ausgerüstet war und in den nächsten Tagen nach Neuyork kommen sollte; seinen Vorrath an Kohlen will er in St. Johns auf Neufundland einnehmen. Die Reise wird möglicherweise vier Jahre in Anspruch nehmen. Den Befehl über das Schiff führt Capitän S. O. Buddington aus Neu-London, ein in den hochnordischen Gewässern erfahrener Seemann, der bereits 21 Fahrten nach der Davisstraße und der Baffinsbai gemacht hat. Der zweite Offizier, Chester, ist seit zwölf Jahren in den arktischen Meeren gefahren. Dritter Offizier ist W. Morton, der mit Kane im Smithsunde war, und der im Norden des Kennedy-Canals eine große Wake, d. h. eisfreie Stelle sah, welche er dann dreistweg für „das offene Polarmeer" ausgab. Diese unerwiesene und unbewiesene Behauptung hat seit anderthalb Jahrzehnten viele Gläubige gefunden und viel Rumor in der Welt gemacht.

Der Oberingenieur ist ein Deutscher, Schumann; daß Dr. Bessels aus Heidelberg sich der Expedition angeschlossen hat, ist schon früher von uns berichtet worden. Das Schiffsvolk besteht aus erprobten, ausgesuchten Leuten, und neben Nordamerikanern, Engländern und Schweden sind auch die Deutschen vertreten. Unter diesen befindet sich der Bruder des „Goldfelder-Mauch", der Naturforscher Joseph Mauch, der sich alle Mühe gab, um als Chemiker mitzugehen; die Stelle war aber schon besetzt und nun trat der brave Mauch als Matrose in Dienst.

Der Dampfer „Polaris" hieß früher „Periwinkle, hat etwa 400 Tonnen Tragfähigkeit, ist 116 Fuß lang, 21 Fuß breit, geht 13 Fuß tief und ist als Schooner aufgetakelt. Er hat im Innern 3 Wandungen von 6 Zoll starkem Eichenholz und am Bug einen starken Eisenpanzer. Die Maschinen haben neue, eigenthümliche Vorrichtungen und die Kessel können mit Walfischthran geheizt werden. Der Eskimodolmetscher Joe und seine Frau Hannah, welche Hall von der Repulsebai mit nach Neuyork nahm, machen die Fahrt mit. Die „Polaris" soll auf der Disko-Insel an der Westküste von Grönland überwintern, wohin der Dampfer „Supply" Vorräthe bringen wird, und 1872 im Smithsunde so weit als möglich nach Norden vorzudringen suchen. Man hofft in Nordamerika natürlich, daß die „Polaris" das Sternenbanner auf dem Nordpole flattern lassen werde! Warum nicht? Unser Dichter sagt: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken," und den andern Vers können wir so abändern: „doch hart im Eise stoßen sich die Schiffe."

---

m. — **Lustreisen nach Spitzbergen.** So weit hätten wir es nun doch schon gebracht! Alpen, Niagarafall, Mittelmeer, die Alterthümer Aegyptens und dergleichen sind altmodig und langweilig geworden. Also nun etwas Neues. Von Tromsö aus ergeht an Touristen der drei nordischen Reiche eine Einladung zu einer Vergnügungsreise nach Spitzbergen. Die Abreise ist auf Ende Juli oder Anfang August anberaumt, die Dauer der Reise auf 14 Tage und der Preis für Beförderung und Beköstigung auf 50 Speciesthaler festgestellt. Um die Lust zur Betheiligung an dieser Spazierfahrt anzuregen, läßt das Comite, von welchem die Einladung ausgeht, in den norwegischen Zeitungen Auszüge aus den Reiseberichten der schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen abdrucken, welche geeignet sind, das Land von der günstigsten Seite darzustellen und von einem kurzen Aufenthalte daselbst den höchsten Genuß zu versprechen.

Auch von Christiansand wird zu einer Lustreise nach Spitzbergen aufgefordert, welche sich auf ein bis zwei Monate ausdehnen wird und besonders auf Jagd und Walfischfang berechnet ist.

* * *

m. — In Scandinavien, namentlich in Schweden, herrscht nicht geringe Bestürzung über die Vorgänge in Helsingfors, der Universitätsstadt Finnlands. Es ist nicht sowohl der Umstand, daß 300 bis 400 Studenten von dort relegirt sind, welcher die Gemüther beunruhigt, als der Befehl des Kaisers, Vorschläge zu einer gänzlichen Reorganisation der Universität auszuarbeiten. Man befürchtet, daß die berühmte finnisch-schwedische Pflanzstätte der Wissenschaften, ähnlich der polnischen Universität in Warschau, zu einem Beamten- und Priesterseminar umgestempelt werde. Alle freie Forschung würde damit im Keime erstickt und dieser Act als ein Todesstoß für alle freieren Institutionen des Landes zu betrachten sein.

— In Neuseeland hat der Krieg zwischen den Colonisten und den Maoris aufgehört. Ein Theil der letzteren arbeitet fleißig und mit Ausdauer am Bau der verschiedenen Landstraßen, welche die Regierung herstellen läßt. So sind von der etwa 150 Miles langen Chaussee zwischen Napier und Manawatu 40 Miles ausschließlich von Eingeborenen gebaut worden, und 50 von Ansiedlern und norwegischen Einwanderern. Die 100 Miles lange Straße vom Taupo-See nach Tauranga ist durchaus von Maoris und nur allein die Brücken sind von Europäern hergestellt worden. Uebrigens sind die Eingeborenen höchst abgeneigt, die Drähte und Stangen der Telegraphen durch ihre Gebiete führen zu lassen; sie sehen darin ein Symbol der Besitznahme durch die Pakehas, d. h. Europäer. — Auf der Nordinsel wird an der Eisenbahn zwischen Auckland und Waikato rüstig gebaut; auch auf der Südinsel ist man mit Eifer daran gegangen, Bahnen herzustellen, z. B. zwischen Dunedin und Clutha in der Provinz Otago; zwischen Clutha und Mathanra; von Canterbury wird die große Stammbahn theils nach Süden, theils gen Norden hin bis Raugiora weitergeführt.

— Diplomatischer Verkehr in Sachen von Menschenschädeln. Gesetzt den Fall, die „anthropologische Gesellschaft auf Honolulu" ließe durch den Gesandten Kamehameas V. in Berlin an den deutschen Reichskanzler die Frage stellen, ob er nicht geneigt sei, derselben durch Vermittlung der deutschen Behörden eine Anzahl typischer Schädel aus Deutschland zukommen zu lassen, z. B. alter Keltenschädel, wendische Schädel, dann Schädel der gegenwärtigen deutschen Stämme, nebst verschiedenen für die Culturgeschichte unseres Volkes wichtigen Geräthschaften, wie Bierseidel und Tabackspfeifen, und der Reichskanzler möge zu diesem Zwecke die Friedhöfe in Berlin, in anderen großen Städten durchwühlen lassen, was würde man zu diesem Verlangen hier sagen? Man versetze sich nun in die Lage der Regierung der Vereinigten Staaten von Colombia, welcher der nordamerikanische Gesandte zu Nutzen und Frommen der Smithsonian-Institution ein gleiches Ansinnen stellte. Aber die colombische Regierung hat in dem Verlangen nichts Uebles gefunden und dasselbe in der „Gaceta oficial" veröffentlicht, um die Localbehörden darauf aufmerksam zu machen. Wie nun die letzteren die Indianer, welche unter dem Einflusse der orthodoxen Geistlichkeit stehen, veranlassen werden, einen männlichen und einen weiblichen Schädel zu dem gedachten Zwecke abzuliefern, erscheint sehr zweifelhaft. Kenner des Landes behaupten, daß die Indianer am liebsten die Schädel ihres Präsidenten und des ganzen Beamtenheeres nach Washington abliefern würden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3263